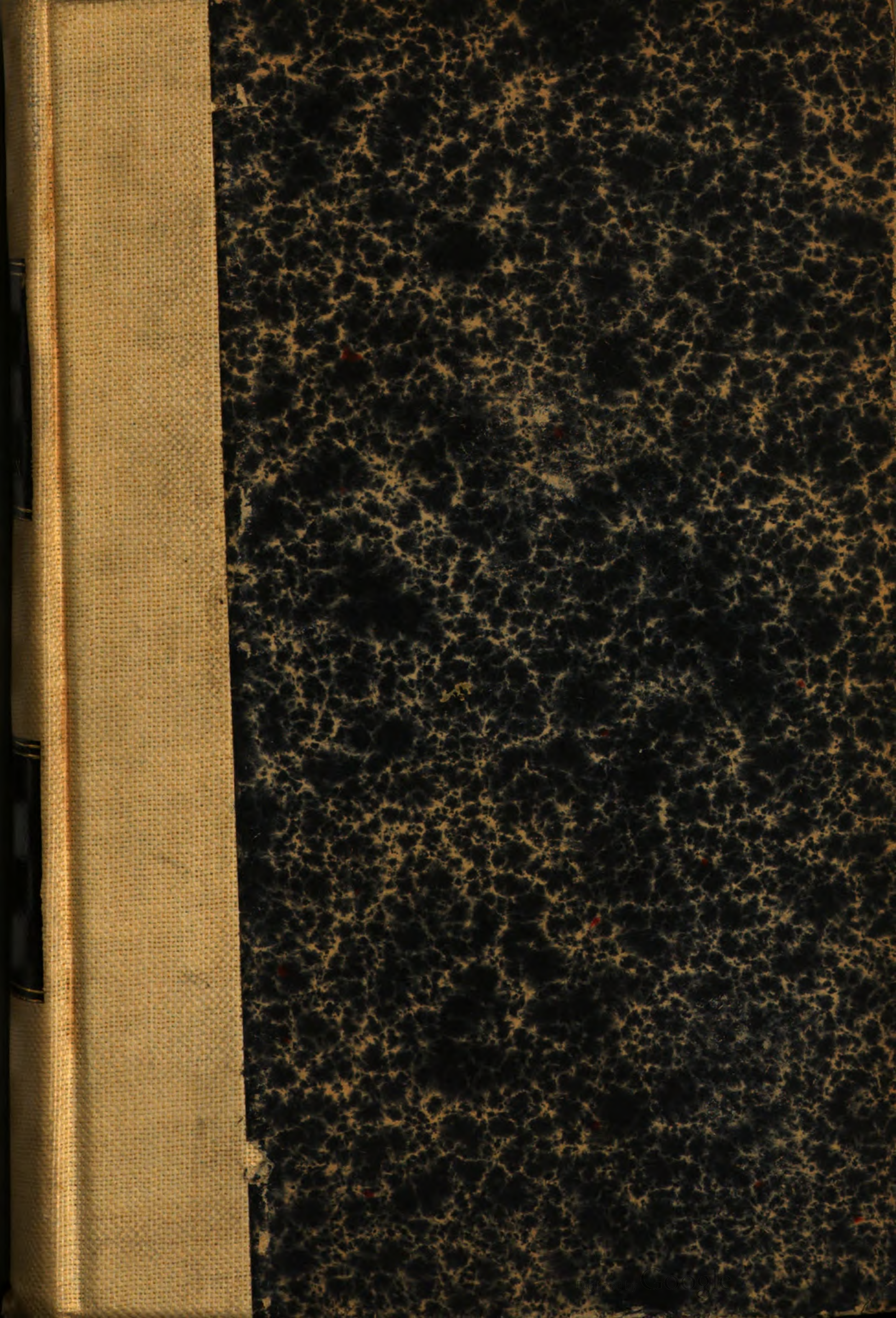
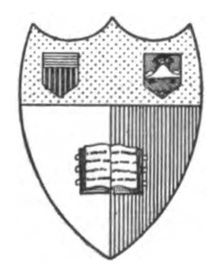




SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



4. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXX. BAND

BERLIN 1916
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

INHALT DES VIERTEN JAHRGANGES,

DER GANZEN REIHE SIEBZIGSTER BAND

ABHANDLUNGEN

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Das historische Epos

von

Wilh. Kroll

Wer als Laie an die antike Literatur herankommt, dem tritt zunächst der Eindruck einer ungeheuren und ungebrochenen Tradition übermächtig entgegen: die einzelnen Gattungen bewegen sich in festen Geleisen so sicher und gleichmässig, als habe eine weise Vorsehung es so bestimmt. Epos, Drama und Lyrik haben sich, so scheint es zunächst, in einem Zeitraum von tausend und mehr Jahren kaum verändert, und wenn uns auch ein gütiges Schicksal die Bekanntschaft mit den späteren Ablegern des Dramas und der Lyrik meist erspart hat, so können wir doch an den späteren Epen sehen, wie schwer eine Entfernung von der ursprünglichen Grundlage war.

Gerade das Epos bewegt sich schon seit Anfang der historischen Zeit in vorgezeichneten Bahnen. Es verfügt schon da, wo es uns zuerst entgegentritt, über eine erstaunlich sichere Technik der Sprache, Metrik, Prosodie und des Erzählungsstiles, und es gibt viel zu denken, daß wer heute Hexameter baut, sich noch der Mehrzal der von den alten ionischen Rhapsoden festgestellten Gesetze unterwirft. Daß es auch hier Unterschiede gibt, daß eine Entwicklung stattfindet, hat erst eine verfeinerte Technik der Beobachtung festzustellen vermocht. So war es möglich, daß die orphischen Argonautika von den meisten einem uralten Dichter zugeschrieben wurden, bis G. Hermann im J. 1805 ihre späte Entstehung nachwies. Die metrischen und sprachlichen Beobachtungen von Hermann sind seitdem erheblich verfeinert worden; aber auch heute noch hält es schwer, ein neugefundenes episches Fragment allein nach dem Stile auf 100 Jahre genau zu datieren.

Die Gründe dieser Erscheinung liegen klar zu Tage. Am Anfange der griechischen Literatur standen die homerischen Epen und sie traten allen Späteren mit einer solchen Autorität entgegen, daß sie den Begriff des Epos bestimmten und dem Epigonen Stoffkreis und Behandlung vorschrieben; und als man im Zeitalter der griechischen Wissenschaft versuchte, sich über das Wesen des Epos klar zu werden, abstrahierte man von den beiden großen epischen Gedichten, die als klassisch und kanonisch galten. Und zwar steht die Ilias an Geltung vor der

Odyssee: *res gestae regumque ducumque et tristia bella* (Hor. AP. 73) gelten als die eigentliche Aufgabe des Epikers, während das Märchenhafte der Odyssee den Späteren ein wenig unheimlich war und seltener Nachfolge fand[1]. Von Stesichorus heißt es, weil er *maxima bella et clarissimos duces* besang, daß er *epici carminis onera lyra sustinuit* (Quint. X 1,62). Nicht bloß der Stoff, auch die Behandlung war durch Homer vorgezeichnet. Der Reiz des alten Epos beruht nicht zum wenigsten auf der doppelten Handlung, auf dem Eingreifen der himmlischen Götter in die Geschicke der Menschen; das erschien so selbstverständlich, daß es von den Stoikern in die Definition der Poesie aufgenommen wurde: ein Gedicht müsse von menschlichen und göttlichen Dingen handeln (Diog. La. VII 160). Abgesehen von einer sehr merkwürdigen Ausnahme sehen wir denn in allen Epen die Götter an der Handlung teilnehmen, freilich Götter, die immer mehr konventionell empfunden werden und oft zu blossen Abstraktionen herabsinken. Auch die Odyssee hat gewisse Motive weiter vererbt, z. B. die Erzählung des Helden von seinen Abenteuern. Hier wird ferner im 5. Buche ein Seesturm geschildert, im 11. der Schatten des Teiresias beschworen und die Unterwelt geschildert: diese Motive gelten wenigstens eine Zeitlang als obligatorisch für das Epos, und nachdem Vergil sie in der Aeneis aufgegriffen hatte, halten sich auch die späteren römischen Epiker daran gebunden. Das erstreckt sich sogar auf das parodistische Epos: die Mücke, welche die Heldin von Vergils Culex ist, beschreibt dem Hirten, dem sie im Traume erscheint, eingehend, was sie im Jenseits geschaut hat.[2]

Dieser Zustand war für den größeren Teil der Dichter, nämlich für die Stümper und Mittelmässigen, sehr bequem: sie brauchten nur in den großen Glückstopf der aufgespeicherten Wendungen und Motive hineinzugreifen und durften sicher sein, immer etwas Brauchbares herauszuziehen. Diese Tatsache im Verein mit dem vortrefflichen Unterricht, den die Grammatikerschule erteilte, erklärt die ungeheure epische Produktion, die bis an den Ausgang des Altertums anhielt und auch durch das Christentum erst allmählich abgestellt wurde. Aber begabte

---

[1] Außer den unten S. 8 genannten Stellen vgl. Prop. 2, 1, 17 *quod mihi si tantum Maecenas fata dedissent, ut possem heroas ducere in arma manus.* Verg. ecl. 6, 3 *cum canerem reges et proelia.* Hor C. 4, 15, 1 *Phoebus volentem proelia me loqui victas et urbes increpuit lyra.* Culex 4 *omnis et historiae per ludum consonet ordo notitiaeque ducum voces* und dazu Leo. Firmic. math 6, 30, 23 *haec genitura divinum poetam heroici cuiusdam carminis facit, ut Martios strepitus pugnarumque metuenda certamina . . perscribat.* — Daß die Odyssee im Gegensatz zur Ilias μυθώδης ist, sagt Schol. ε 29, und Strab. I 2, 11 zählt eine Reihe von märchenhaften Zügen der Odyssee auf, die Hor. AP. 144 *speciosa miracula* nennt.

[2] Liedloff, De tempestatis necyomanteae inferorum descriptionibus. Leipz. 1884. Über die Unterweltsbeschreibung des Culex s. Leo Ausg. S. 88; dieses Motiv ist dann auch in andere Literaturgattungen übergegangen, z. B. in die Elegie (Prop. IV 7).

Dichter empfanden diese starke und feste Tradition als ein Hemmnis und machten bisweilen Versuche, sich daraus zu befreien. Zunächst wurde es langweilig, immer wider den heroischen Sagenkreis von Troia, Theben und Argos zu behandeln, und Choirilos von Samos wagte es gegen Ende des 5. Jahrhunderts unter dem Eindrucke des großen nationalen Erlebnisses, einen Stoff der jüngsten Vergangenheit, den Zug des Xerxes gegen Hellas, zum Gegenstande eines Epos zu wählen; in der Einleitung klagte er darüber, daß die beste Zeit des epischen Gesanges vorüber, alle Stoffe schon erschöpft seien, und begründete, weshalb er sich auf eine neue Bahn begebe[1]). Er hatte zwar einigen Erfolg, aber keine eigentlichen Nachfolger: die herrschende Ansicht war wohl schon damals die, welche uns im Pseudodemosthenischen Epitaphios entgegentritt. Dort spricht der Redner von den Großtaten der Athener und macht eine Scheidung zwischen den früheren und den späteren, die mit den Perserkriegen begannen: diese sind, weil sie uns zeitlich näher sind, noch nicht zu Mythen geworden und nicht zu heroischem Range erhoben (Vgl. die Einteilung der Zeit in *ἄςηλον, μυθικόν, ἱστορικόν*: Varro bei Censor. 21). Die selbe Anschauung spricht Jahrhunderte später Cicero aus, wo er von seinem eigenen Gedicht Marius redet:, man wirft bei vielen Zügen dieses Epos die Frage auf, ob sie wahr oder erfunden seien, und erwartet historische Treue, weil es sich um jüngst vergangene Ereignisse und um einen Mann aus Arpinum handelt' (leg. 1, 4). Dazu stimmt die Ansicht, die er de rep. 2, 18 entwickelt; danach glaubt die Menschheit Fabeln nur, solange sie unzivilisiert ist oder solange sich die Fabeln selbst auf alte Zeiten beziehen, über die noch keine Überlieferung vorlag: *antiquitas enim recepit fabulas fictas etiam nonnumquam incondite, haec aetas autem iam exculta . . omne quod fieri non potest respuit.* Vgl. Sen. const. sap. 2, 2. Joseph. Ant. I 3, 15. Arnsb. I 57. Diese Bedenken mußten von der Pflege des historischen Epos abschrecken, und daher ging die Fabrikation kyklischer Epen lustig weiter. Erst unter ganz veränderten Verhältnissen konnte ein historisches oder pseudohistorisches Epos wider aufkommen, als der von Alexanders Persönlichkeit ausstrahlende Glanz und das von seinen Händen gespendete Gold die Augen blendete. Von den Hofdichtern des großen Königs, unter denen uns der jüngere Choirilos am öftesten genannt wird, heißt es (Curt. 8, 5, 8): *hi tum caelum illi aperiebant Herculemque et patrem Liberum et cum Polluce castorem novo numini cessuros esse iactabant.* Dies Treiben war teils verächtlich teils lächerlich, und als lächerliche

[1]) Bethe PW. III 2358, der m. E. nicht ganz zutreffend sagt: 'sein Beispiel fand nicht wenige Nachfolger'. *Quidquid et antiquum iactata est fabula carmen* sagt der Verf. des Aetna V. 23; Sudhaus gibt im Kommentar S. 96 Beispiele für die Aufzählung der abgeleierten epischen Stoffe, die ein Gemeinplatz geworden war.

Figur hat Choirilos im Gedächtnis der Nachwelt fortgelebt; u. A. berichtete man einen Ausspruch des Königs *malle se Thersiten Homeri esse quam huius Achillem.*[1]) Aber diese Beschäftigung verhieß einen zu guten Erwerb, um nicht fortgesetzt zu werden: so finden wir einen Simonides aus Magnesia am Sipylos, der die Taten des Antiochos Soter und seinen Sieg über die Kelten (J. 277) besingt, und einen Musaios, der Gedichte auf die pergamenischen Fürsten Attalos und Eumenes macht[2]). Diese Schilderungen selbsterlebter Ereignisse bedeuten scheinbar einen Bruch mit der epischen Tradition, aber eben nur scheinbar. Denn diese Könige wurden, wie es die Curtiusstelle ja deutlich zeigt, nicht als Menschen, sondern als Götter gefeiert, und eine Alexandrias stand auf der selben Stufe wie eine Dionysias oder Herakleis, gestattete daher poetische Fiktionen in dem selben Umfange wie ein heroisches Epos. So bleibt noch ein Epos, das man wohl als historisches anzusprechen pflegt, die Messeniaka des Rhianos, in deren Mittelpunkt der messenische Freiheitsheld Aristomenes stand. Aber wenn man auch den zweiten messenischen Krieg noch so spät und Rhianos noch so früh ansetzt, so lag doch das Ereignis lange Zeit vor der Lebenszeit des Dichters; ausserdem gab es keine historische Überlieferung über diese Vorgänge und der Dichter konnte sie ganz als mythische behandeln — was er auch nach bestem Können getan hat[3]).

So lagen die Dinge, als die Römer in die Literatur eintraten und sich sogleich den vornehmsten Gattungen der Poesie, dem Epos und dem Drama, zuwandten. Sie fühlten sich zunächst so unsicher, daß sie den Hexameter nicht nachzuahmen wagten und durch die Anwendung des versus Saturnius ihre ersten Epen als die Werke von *pultiphagi barbari* kennzeichneten, von denen man ein sorgfältiges Innehalten der griechischen Traditionen nicht verlangen konnte. Und es war gegen alle Tradition, daß Naevius den ersten punischen Krieg zum Gegenstand eines Epos machte, an dem er selbst teilgenommen hatte und über den er nur im trockenen Stile der Chronik berichten konnte, wie er es nach Ausweis der Fragmente getan hat. Gegen die Tradition verstieß es auch, daß Naevius von seiner Person sprach und seine Beteiligung an dem Feldzuge erwähnte; denn der Epiker durfte nicht persönlich hervortreten, während es anderen Dichtern,

---

[1]) Crusius PW. III 2361. C. Müller Praef. zu Ps. Callisth. p. XXIV.

[2]) Susemihl, Alex. LG. I 404. 406. An der Suidasstelle, aus der unsere Kenntnis des Simonides stammt, ist allerdings von Antiochos dem Grossen die Rede, und Susemihl übernimmt das; aber es kann nur Soter gemeint sein. Vgl. auch Koepp, De Gigantomachiae .. usu 48. 65. Von einem Arrianos, der Gedichte auf Attalos von Pergamon gemacht habe, erzählt Suid. s. v.; aber der Artikel ist verworren und weder paßt der Name des Dichters in die Zeit des Attalos, noch brauchen diese Gedichte Epen gewesen zu sein.

[3]) Aly PW. I A 781. Useners Konstruktionen (bei Susemihl II 471), die Knaack PW. VI 376 für nicht unwahrscheinlich hält, kann ich mir nicht aneignen. Über Hegemons Λευκτρικά Suid. s. v.

namentlich Lyrikern, gestattet war, in einer Sphragis ihren Namen und anderes Persönliches mitzuteilen.[1] Andrerseits wußte Naevius doch zuviel von der Literatur, um die nüchterne Erzählung des punischen Krieges allein als ein Gedicht herauszugeben, und so schickte er ihr eine Einleitung voraus, die in mythische Zeiten zurückgriff und die Gründung Roms und Karthagos behandelte; sie umfaßte nach der späteren Einteilung mindestens das erste, vielleicht noch das zweite Buch. Hier konnte der Dichter die im Epos üblichen Mittel verwenden: die Götter traten auf und ergriffen für und gegen Aeneas Partei, die Königin Dido gab sich aus Verzweiflung über Aeneas' Untreue den Tod und daher schrieb sich der Haß zwischen Rom und Karthago; ein den Titanenkampf darstellendes Kunstwerk war beschrieben.[2] So war das Kind des Dichters ein Zwitterwesen, an dem wohl der Vater selbst, aber schwerlich griechische Kunstrichter Freude haben konnten.

Ganz anders stand Ennius zu seinem Stoffe. Schon daß er für seine Annales den griechischen Hexameter wählte, zeigt ihn von dem Bewußtsein erfüllt, daß er die griechischen Traditionen fortsetze, und auch im Einzelnen schloß er sich eng an Homer an. In einem Punkte wich er freilich von der strengen epischen Gewohnheit ab: er begann mit einem Traume, in dem er von seiner Dichterweihe erzählte und berichtete, daß Homers Seele auf ihn übergegangen sei. Aber diese persönliche Einleitung war immerhin durch Dichter wie Hesiod und Kallimachos vorgezeichnet und entschuldigt; auch sonst hat ja Ennius kein Hehl daraus gemacht, daß er im Fahrwasser der modernen alexandrinischen Dichtung segelte. Daß er im größten Teile seines Gedichtes historischen Stoff erzählte, war eben durch den Vorgang des Naevius sanktioniert, und indem er den von diesem erzählten punischen Krieg fortließ, erkannte er ihn ausdrücklich als Vorgänger an.[3] Aber bei ihm kam noch etwas anderes hinzu. Ennius genoß den Schutz vornehmer Römer und war u. A. mit den Scipionen befreundet. Wir wissen nun, daß Cato es dem M. Fulvius Nobilior zum Vorwurf machte, daß er den Ennius nach Aetolien mitnahm. Dieser Vorwurf hatte nur dann einen Sinn, wenn Nobilior den Dichter als Herold seiner Taten mitgenommen hatte, und das war auch der Fall: Ennius hat in den

[1]) Richtig urteilt darüber Klußmann, Naevii vitam descripsit usw., Jena 1843 S. 76, der dieses Selbstzeugnis dem Anfang oder dem Schluße des Werkes zuweist und fortfährt: Quamvis enim, quoquo loco hoc factum sit, nihilominus . . ab epica carminis indole deflectat, minus tamen illud fieri videtur, si sui sub finem quam statim in initio carminis meminit. Er verweist dann auf Verg. Georg. 4, 559. Ueber das Wesen der Sphragis hat uns der Fund von Timotheos' Persern belehrt: vgl. v. Wilamowitz Ausg. S. 100.
Verwandt sind die Selbstvorstellungen des Dichters am Schluße eines Gedichtbuches, die Leo Gött. Nachr. 1898 aus den prosaischen Biographien der gelehrten Ausgaben herleiten wollte — schwerlich mit Recht.

[2]) Ich kann Dessau Herm. 49, 508 nicht folgen: vgl. Bährens Herm. 50, 261.

[3]) Das Verhältnis ist durch Norden, Ennius und Vergil endgiltig klargestellt. Über Ennius' Traum, Vahlen S. CXLVII.

Annalen und einer besonderen Dichtung Ambracia die an sich nicht gerade erschütternden Erfolge des Fulvius verherrlicht. Wer das unendlich gesteigerte Selbstgefühl der römischen Großen in Betracht zieht, vor denen die Fürsten des Ostens sich beugen mußten, der wird nicht daran zweifeln, daß Fulvius selbst die Rolle eines solchen Diadochen zu spielen wünschte und als solcher einen Hofdichter für unerläßlich hielt. Diese Rolle war dem Ennius zugedacht; in welcher Weise er sich ihrer entledigt hat, wissen wir nicht, jedenfalls tritt er durch die Übernahme dieses Auftrages für uns in eine Reihe mit dem jüngeren Choirilos und seinen Genossen[1]). Man sieht, wie die Annales durch eine Kreuzung der verschiedensten Einflüsse zusammenkamen und wie sie nicht nur durch diese Kreuzung ein Novum waren, sondern auch (ebenso wie Naevius' Epos) durch die Übertragung des trockenen Annalenstiles in die Poesie[2]).

Als Ennius sich zur Abfassung eines umfangreichen Epos entschloß, setzte er sich in Widerspruch zu einem von maßgebender Seite vor nicht allzu langer Zeit ausgesprochenen Kunsturteil. In Griechenland hatten die Epen im homerischen Stile niemals aufgehört, z. B. hatte der am pergamenischen Hofe lebende Musaios die Taten des Perseus in zehn Büchern besungen. Auf Leute von Geschmack mußten solche mit der Elle gemeßene Dichtungen ähnlich wirken wie auf uns etwa Klopstocks Messias oder Voltaires Henriade. Als nun der alexandrinische Philologe Apollonios sich gemüssigt sah, ein unerträglich langweiliges und pedantisches Argonautenepos in die Welt zu setzen, dessen poetische Minderwertigkeit auch wir noch in der Lage sind

---

[1]) Man denke etwa noch an Archias, der Marius und Lucullus feierte und Cicero feiern sollte, und an die *Cordubae nati poetae*, die Lucullus ansingen (Cic. Arch. 26).

[2]) Auch Ennius durchbricht die epische Tradition stark durch persönliche Proömien; außer dem erwähnten zu B. 1 können wir solche nachweisen zu B. 7 (Norden 145), B. 12 (Epilog nach Vahlen S. CXCVI; doch s. Rotter, Progr. Pola 1908) und B. 16 (Leo GRL. 1, 171). Zu einem von diesen oder einem anderen gehört auch V. 564 *neque me decet hanc carinantibus edere chartis* (wo man der Versuchung, *hunc . laedere* zu schreiben, widerstehen muß). Eigenartig muß aber auch der Kontrast zwischen den trocken erzählenden Partien, denen das Werk seinen Titel verdankte, zu den poetisch ausgestalteten gewirkt haben. Außer den bekannten Aufzählungen 62, 122 vgl. 144 *Ostia munita est, idem loca navibus pulchris munda facit nautisque mari quaerentibus vitam* (was etwa an die Aufzählungen im Liber de viris ill. erinnert). 162 *Vulsculus perdidit Anxur.* 163 *nonis Iunis soli luna obstitit et nox.* 183ff. 223 *Appius indixit Karthaginiensibus bellum* (Norden 71). 295 *Quintus pater quartum fit consul.* 329 *Graecia Sulpicio sorti data, Gallia Cottae.* 623 *introducuntur legati Minturnenses.* Alles das kann man leicht aus den annalistischen Partien des Livius belegen. Übrigens ist es doch ein wunderlicher Zustand, daß man weder bei Vahlen noch bei Valmaggi ausreichende Aufklärung über Ennius' Verhältnis zu Homer findet und genötigt ist, auf Columna und Merula zurückzugreifen (vgl. F. Kunz, Progr. Untermeidling 1890). Auch Tolkiehn, Homer und die röm. Poesie, Leipzig 1900 gibt dafür nichts aus. Über den modernen Charakter von Ennius' Epos vgl. auch v. Wilamowitz, Sappho 291.

festzustellen, erfolgte das Strafgericht: der durch Gelehrsamkeit und Geschmack ausgezeichnete Kallimachos tat das kyklische Gedicht, das breit ausgesponnene Epos mit seiner konventionellen Technik in Acht und Bann und trat für die Schaffung moderner Gattungen ein, die weniger an hergebrachte Regeln gebunden waren[1]). Ausser Kallimachos selbst war eine ganze Reihe von Dichtern tätig, dies Programm in Wirklichkeit umzusetzen: kenntlich sind für uns namentlich Euphorion von Chalkis (geb. J. 276/5) und Parthenios von Nikaia (um Jahr 70—50 in Rom nachweisbar). Damit war keineswegs erreicht, daß dem Epos alten Stiles das Lebenslicht ausgeblasen war — es wucherte vielmehr kräftig fort: aber es war ein neues literarisches Ideal aufgestellt und jungen Talenten eine Bahn gezeigt, auf der sie sich tummeln konnten. Auch diese Bewegung hat ihre besondere Wichtigkeit für Rom. Allem Anschein nach ist es Parthenios gewesen, der die Forderungen des Kallimachos dort mit aller Schärfe vertreten hat und dem es gelungen ist, einen literarischen Kreis dafür zu interessieren: so finden wir in der Zeit des ersten Triumvirats eine Clique von aufstrebenden Talenten, die sich mit Erfolg bemühen, Kallimachos' Forderungen zu erfüllen. Wir wissen aus Cicero, daß man diese Clique als solche empfand, und können uns aus Catull ein Bild von ihren Bestrebungen machen. Diese sind z. T. negativer Art; sie wenden sich gegen die Dichter alten Stiles und namentlich gegen die Annalendichter, die mit den Mitteln des Ennius große kyklische Dichtungen bestritten[2]). Diesem Kreise verdankt Vergil die entscheidenden Anregungen: wir finden ihn in seinen Jugendgedichten in den Bahnen des Catull wandelnd und sehen, daß er seine ersten poetischen Schritte von Cornelius Gallus und Asinius Pollio leiten läßt, die beide Mitglieder jenes modernen Dichterkreises waren. Vergil beginnt mit einem Epyllion, Jambi und anderen Kleinigkeiten, geht dann auf Asinius' Rat zur Nachahmung Theokrits über und schreibt auf Mäcens Veranlassung

[1]) Diese Dinge sind bekannt genug; außer der unscharfen Darstellung von Adam, Die Aristotelische Theorie vom Epos (Wiesbaden 1889) S. 69 vgl. Knaack PW. II 127. Vorbereitet ist die Stellungnahme des Kallimachos durch Aristot. poet. 24, der die alten Epen für zu lang erklärt und nur solche im Umfange einer tragischen Tetralogie zulassen will (vgl. dazu Vahlen, Beiträge, S. 287); freilich hat er gegen die Nachahmung des homerischen Stiles nichts einzuwenden. Seiner Forderung entspricht das Epos des Apollonios (das vielleicht nicht zufällig vier Bücher hat) und das des Rhianos, der nicht den ganzen messenischen Krieg dargestellt, sondern sich auf die Taten des Aristomenes beschränkt hatte.

[2]) Dichter dieser Art waren Volusius und Hortensius (Catull 95) und vielleicht auch Caesius, Aquinus, Suffenus (Catull. 14. 22); ferner Furius Bibaculus (annales oder pragmatia bella Gallici: Skutsch. PW. VII 320), Cicero (Marius, de consulatu suo) und wohl auch Furius Antias und Sueius. P. Varros Bellum Sequanicum konnte bei der Beschränkung des Inhaltes vielleicht den neotrischen Forderungen Rechnung tragen, und ganz ist wohl keiner dieser Dichter im ennianischen Stile stecken geblieben.

ein Lehrgedicht über den Landbau: der Gedanke an ein Epos lag ihm fern und mußte ihm fern liegen. Aus diesem beschaulich-literarischen Dasein rüttelten ihn die Forderungen des Tages auf; während er in seiner Studierstube sich um eine möglichst kunstvolle Nachahmung Theokrits und Arats bemühte, waren draußen Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung gefallen, hatte Octavian die Bürgerkriege beendet und den Thron bestiegen. Vergil hatte, wie es scheint, alte Beziehungen zu dem Machthaber und gehörte zu dem Kreise Mäcens, der die Rolle eines kaiserlichen Ministers spielte; nun suchte Octavian einen Herold seines Ruhmes, teils weil er sich als Diadochen fühlte und zum Hofstaate eines solchen auch der Hofdichter gehörte, teils weil er die Wirkung der Poesie auf die öffentliche Meinung schätzte und es nicht verschmähen durfte, für seine junge Herrschaft Stimmung zu machen [1]). Er machte dem Vergil den Antrag, dieses Epos zu dichten, und dieser konnte nicht wohl ablehnen; im Proömium des 3. Buches der Georgica stellt er eine Verherrlichung der Taten des Kaisers in Aussicht. Geliefert hat er sie nicht, wohl hauptsächlich deshalb, weil er das historische Epos für keine berechtigte Gattung hielt und ihn außer Ennius und Naevius (die doch schon reichliche Patina angesetzt hatten) auch Vorgänger der jüngsten Zeit schreckten, wie Furius Bibaculus, dessen Annales belli Gallici, eine Verherrlichung der Feldzüge Cäsars, von Vergils Gesinnungsgenossen mit Spott überschüttet worden waren [2]). So änderte er seinen Plan und entschloß sich in der Aeneis *Augustum laudare a parentibus* (Serv. S. 4, 11): wenn er das Lob der Gegenwart in die Vergangenheit zurückprojizierte, so hatte er eine gefährliche Klippe umschifft. Aber es war nicht die einzige. Als das zweite Ziel der Aeneis bezeichnet Servius *imitari Homerum,* nicht ganz unrichtig: die Aeneis sollte wirklich eine römische Ilias und Odyssee zugleich werden. Damit lag für den Dichter die Gefahr vor, in den Stil des kyklischen Epos zu geraten. Mit einem ungeheuren Aufgebot von Kunst und Fleiß hat Vergil dieser Gefahr zu entgehen gesucht und in seinem Epos eine Vereinigung des alten und des neuen Stiles geliefert, über deren Wesen uns Heinze aufgeklärt hat. Dieser Stil, der mit einem großen Raffinement starke Wirkungen, namentlich rhetorischer Art, zu erzielen versteht, hat sich in der römischen Epik durchgesetzt und beherrscht im ganzen die späteren lateinischen Epen.

Auch an die anderen begabtesten Dichter des Mäcenaskreises trat Oktavian mit dem selben Vorschlage heran und holte sich bei Horaz und Properz Absagen, deren dichterische Formulierung wir noch besitzen. Beide erklären, dieser hohen

---

[1]) Über Boethos von Sidon, der dem Antonius mit einem schlechten Epos auf die Schlacht bei Philippi geschmeichelt hatte, vgl. Strab, XIV 674.

[2]) Norden Herm. 28, 516 (anders Neue Jahrb. 1901 VII 317); Skutsch PW. VII 318, 320.

Aufgabe nicht gewachsen zu sein und sie anderen, besser veranlagten Dichtern überlassen zu müssen. Horaz nimmt die Maske des Lyrikers, Properz die des Elegikers vor: die *imbellis lyrae potens Musa* kann nur *convivia* und *proelia virginum* besingen, nicht die Taten des Agrippa, die sich nur mit homerischen Farben schildern lassen, wie sie Varius Rufus zur Verfügung stehen (c. 1, 6), oder er verweist auf Pindars geniale Dichtung im Vergleich zu seiner mühsamen (c. 4, 2). Properz aber beruft sich auf Kallimachos, der es auch nicht gewagt habe, den Gigantenkampf zu besingen: *nec mea conveniunt duro praecordia versu Caesaris in Phrygios condere nomen avos* (2, 41) mit einem Hinweis auf Vergil, der im Schlußgedicht des Buches widerholt wird; er stellt sich als das Opfer der unglücklichen Liebe hin, bei der ihm nur Kallimachos und Philetas (2, 34, 27), aber Epiker und Dramatiker nichts nützen könnten. In 3, 3 erzählt er, wie ihn die Muse nicht zu einem Dichter der Schlachten, sondern der Liebeskämpfe weiht, indem sie ihn aus der selben Quelle trinken läßt wie Philetas. Wie schon die Nennung dieser alexandrinischen Vorbilder zeigt, sind es Motive der hellenistischen Dichtung, die hier verwendet werden, und das muß uns davor warnen, die Beteuerungen der eigenen Unfähigkeit zu wörtlich zu nehmen. Es fehlt diesen Dichtern nicht an berechtigtem Selbstgefühl, und wenn sie durchaus kein Epos dichten wollen, so hält sie wol weniger das Gefühl ab, den Epikern ihrer Zeit nicht ebenbürtig zu sein, als die Kenntnis der Kunsturteile, die im Epos eine überlebte Gattung sahen und namentlich das historische Epos schroff ablehnten. Bei Horaz wird das einmal angedeutet (2, 12): in einem Liede an Mäcenas weigert er sich, *citharae modis* Stoffe aus der griechischen Sage und der römischen Geschichte zu besingen, *tuque pedestribus dices historiis proelia Caesaris Maecenas melius.* Das ist die Wahrheit: die Prosa war die geeignete Form für einen historischen Vorwurf; sie war auch schmiegsamer und paßte sich einem solchen Stoffe leicht an, während das Epos in feste Formen gebunden war und nicht genug Beweglichkeit zur Bewältigung moderner Aufgaben besaß.

Leider hatten nicht alle Dichter die klare Einsicht des Horaz und Properz, und so finden wir in augusteischer Zeit und später höfische Dichter, meist freilich zweiten und dritten Ranges, welche die Zeitereignisse besingen. Die Schmeichelei gegen den Kaiser hatte auch den letzten Rest des ästhetischen Gewissens eingeschläfert. Hatte noch Cicero sehr wohl gewußt, was sich gegen seinen Marius einwenden ließ, so begrüßt der jüngere Plinius die Absicht eines Freundes, Trajans Dakerkrieg zu besingen, mit ungeteiltem Beifall: *quae tam recens tam copiosa tam lata, quae denique tam poetica et quamquam in verissimis rebu tam fabulosa materia?* Eine Schwierigkeit erblickt er nur darin *quod haec aequare dicendo arduum*, und daß sich die dakischen

Namen schlecht in griechische Verse fügen (ep. 8, 4)[1]. Noch um die Wende des 5. Jahrhunderts preist Claudian den Arcadius, Honorius und Stilicho, im 6. Corippus die Taten des Feldherrn Johannes und des Kaisers Justinus. Auch die mythologischen Epen rissen nicht ab, und sofern sie den Stil der Aeneis auf die Behandlung alter Stoffe übertrugen, boten sie auch etwas Neues; wenn man etwa die Argonautica des Valerius Flaccus mit denen des Apollonios vergleicht, die in gewissem Sinne ihr Original sind, so kann man den Fortschritt nicht verkennen. Aber im ganzen lastet der Fluch der langen Weile auf dieser gesamten Produktion, und man kann es den Zeitgenossen wahrlich nicht verargen, wenn sie die öffentlichen Vorlesungen dieser Dichter als eine Landplage empfanden. Juvenal beginnt seine erste Satire mit den Worten: *semper ego auditor tantum? numquamne reponam vexatus totiens rauci Theseide Cordi?* Im ganzen war eben doch die Tradition siegreich geblieben und das kyklisch-homerische Epos hatte sich trotz aller Reformbestrebungen behauptet.

Einmal ist doch ein Versuch gemacht worden, die gewohnten Bahnen zu verlassen. Lucan dichtete in der Zeit Neros eine Pharsalia, die sich im Laufe ihrer Entstehung mehr und mehr zu einer Verherrlichung des letzten Helden der absterbenden Republik, des Cato, auswuchs. Der Stoff war ihm in der Hauptsache durch das Geschichtswerk des Livius gegeben, und die Tradition verlangte, daß er ihn durch Einmischung der Götter erweiterte und belebte[2]. Lucan hat das nicht getan, weil er das Mißverhältnis zwischen der Realität seines Stoffes und der Irrealität des göttlichen Eingreifens stark empfand, und hat durch eine gesteigerte Rhetorik und die Anbringung geographischer und naturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit diejenige Abwechslung zu bieten versucht, die nach der herkömmlichen Technik

---

[1] Eine gewisse Entschuldigung war es für Dichter wie Cornelius Severus, Albinovanus Pedo und Rabirius, daß sie sich nicht mehr des ennianischen, sondern des vergilischen Stiles bedienten, der schließlich auch vor griechischem Kunsturteil bestehen konnte. Übrigens ist es nicht Zufall, daß das einzige erhaltene epische Fragment des Pedo, eine Schilderung der Schrecken der Nordsee, Motive verwertet, die für die geplante Ozeanfahrt Alexanders d. Gr. ersonnen waren und die wir aus den Mitteilungen des älteren Seneca kennen. Er berichtet über die Deklamationen von Rhetoren; aber diese mögen ihrerseits manches aus Alexanderepen aufnehmen. Cornelius' Severus' Produktion ist unklar; als Titel sind bezeugt Res Romanae und Bellum Siculum, die man nicht vereinigen soll. Nun deutet Ovid auf ein Epos über die Königszeit, außerdem haben wir die Verse auf Ciceros Tod; ist jenes mit den Res Romanae identisch (was immerhin möglich ist), so gehören diese Verse einem dritten Epos an.

[2] Außer der o. S. 2 angeführten stoischen Definition (die Serv. I 4, 3 widerholt) vgl. Schol. BT zu Δ 1 *ηὔξησε τὸ ἀγωνιστικὸν* (das Spannende) *τῆς ὑποθέσεως τῇ τῶν θεῶν προνοίᾳ.* Zu Θ 429 *τὴν ὑπόθεσιν ἐκτραγῳδεῖ, συμμαχίας καὶ θεομαχίας παράγων* (vgl. zu Υ 25). Griesinger a. O. 55. Man bedenke ferner, welche Bedeutung die alten Homererklärer der *βουλὴ Διός* für die Anlage der Ilias beilegten. Adam 48.

durch die olympischen Szenen erreicht wurde. Diese Abweichung von der epischen Tradition hat die schärfste Ablehnung und daher auch keine Nachfolge gefunden; die Kunstrichter erklärten: *Lucanus ideo in numero poetarum esse non meruit, quia videtur historiam composuisse non poema*[1]). Ohne den Namen des Lucan zu nennen, kritisiert ihn sein Zeitgenosse Petronius und betont, daß in dem *ingens opus belli civilis* nicht *res gestae versibus comprehendendae sunt, quod longe melius historici faciunt, sed per ambages deorumque ministeria et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus, ut potius furentis animi vaticinatio appareat quam religiosae orationis sub testibus fides*, und im Gegensatz zu den meisten Kritikern begnügt er sich nicht mit der Negation, sondern zeigt, wie es besser gemacht werden muß: er dichtet selbst den Anfang eines bellum civile, in dem den Göttern wider ihr alter Platz eingeräumt wird. Das ist aber auch der einzige Unterschied seines Epos von dem des Lucan; in allen übrigen Punkten zeigen sie eine große Familienähnlichkeit.

Diese Abneigung gegen das historische Epos läßt sich in einen tieferen Zusammenhang einreihen. Im 9. Kapitel von Aristoteles' Poetik stehen goldene Worte über die Aufgabe des Dichters und das Wesen der poetischen Wahrheit: nicht das sei Gegenstand der Poesie, was sich zugetragen habe, sondern was sich der inneren Wahrscheinlichkeit nach zugetragen haben könne, und darum sei die Dichtung philosophischer und ernsthafter als die Geschichte; denn ihr komme es auf das Allgemeine an (in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts würde man gesagt haben: auf das allgemein Menschliche), der Geschichte auf das einzelne. Hier ist der Kern der Sache von einem großen Denker getroffen; aber diese Höhe der Erkenntnis konnten spätere Zeiten nicht erklimmen und mußten sich die von Aristoteles geprägte Wahrheit durch eine bequemere Formulierung nahe bringen[2]); eine solche liegt uns von dem angesehenen Philologen Asklepiades von Myrlea (um 100 v. Chr.) vor. Er spricht nicht von der Poesie im allgemeinen, sondern von der Erzählung, und unterscheidet drei Arten: die wahre, die scheinbar wahre und die falsche. Die wahre ist die des Historikers; die falsche ist, die sich in Erfindungen und Mythen bewegt und in Tragödien und anderen Gedichten findet, die auf Wahrheit

---

[1]) Die Stellen bei Teuffel II^6 § 303, 5.

[2]) Man soll sich von der direkten Wirkung der aristotelischen Poetik keine übertriebenen Vorstellungen machen; sie war ein esoterisches Werk, das innerhalb der Schule hochgehalten wurde, aber außerhalb des Gesichtskreises der Grammatiker lag, die doch eben die Anschauungen von der Dichtkunst bestimmten. Aristarch folgte in dieser und anderen Beziehungen grammatischen, nicht philosophischen Traditionen, und auch deren indirekter Einfluß auf ihn ist gering. Allerdings besteht zwischen dem Peripatos und ihm eine Gemeinschaft, aber es ist die des gesunden Menschenverstandes, die zum Glück nicht an die Schule gebunden ist.

keinen Anspruch machen; die scheinbar wahre wird vertreten durch Komödie und Posse, die zwar Erfindungen bringen, aber sich doch an die Realität des Lebens nach Möglichkeit anschließen[1]). Diese Anschauung ist flacher als die des Aristoteles, weil der Begriff der poetischen Wahrheit hier völlig verloren gegangen ist und durch den Gegensatz von Wahrheit und Erfindung (ψεῦδος) ersetzt ist; aber eben weil sie flacher ist, beherrscht sie die Ästhetik seit der hellenistischen Zeit. Sie stimmt auch ganz mit der Auffassung überein, die diese Zeit vom Schaffen des Dichters hat. Das Verständnis für das freie Spiel der dichterischen Phantasie war verloren gegangen oder lebte nur in einigen konventionell gewordenen Bildern und Motiven fort, die erst bei den begabtesten römischen Dichtern wider wirkliches Leben gewinnen sollten, den Vorstellungen vom gottbegeisterten, von der Muse für seinen Beruf geweihten Dichter, der als Priester von einsamer Höhe aus zu seinem Volke spricht. Aber für die meisten waren das nur schöne Bilder. Man machte damals keinen fundamentalen Unterschied zwischen der Tätigkeit des Dichters und des Prosaikers und schätzte an beiden namentlich die fleißige Arbeit und den sorgfältigen Stil, und zwar desto mehr, je weiter die Herrschaft der Rhetorik sich ausdehnte. Die Erfindung spielte daneben eine geringe Rolle; denn der Stoff war meist gegeben, und zwar durch eine literarische Quelle gegeben. Ganz frei erfundene Stoffe kamen vor, aber sie waren auf wenige Gattungen beschränkt (Komödie, Roman), und auch in diesen pflegte der spätere Dichter an die Erfindungen seiner Vorgänger anzuknüpfen, diese wie Überlieferungen zu behandeln. Kallimachos erklärte ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω und sprach damit die Anschauung seiner Zeit aus. Diese übertrug man auch auf die Vergangenheit und dachte sich auch Homer als den Bearbeiter eines historischen Stoffes: ganz so weit ist aber nur die Stoa gegangen, die alle Literatur nur unter dem Gesichtspunkt des Nutzens betrachten konnte und der auch Homer nur insofern verständlich war, als er Belehrung bot, sei es nun historische oder geographische oder moralische. Aber auch die Stoiker mußten anerkennen, daß nicht alles im Homer Geschichte und Wahrheit sei, sondern auch der Mythos und das Wunderbare einen breiten Raum einnehme, und sie hatten

---

[1]) Kaibel, Die Proleg. περὶ κωμ. 25, der die Stelle Sext. adv. gramm. 252 nicht richtig behandelt. Reitzenstein, Hellenist. Wundererzählungen 91. Damit ist verwandt die im Schol. Ξ 344 entwickelte Theorie, wonach es drei Arten von Dichtung gibt: die eine ahmt die Wirklichkeit nach (die Komödie). die zweite strebt nach dem Schein der Wirklichkeit (z. B. die Stelle der Odyssee, wo die Seelen trinken und reden), die dritte geht über die Wirklichkeit und ihren Schein hinaus, wie die Erzählung von den Kyklopen und Laistrygonen und von der goldenen Wolke, die das Beilager des Zeus und der Hera verhüllt (Griesinger, Die ästhet. Anschauungen der alten Homererklärer. Tübingen 1907 S. 61). Aber doch nur insofern verwandt, als sie die Dichtung von ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit aus zu begreifen sucht.

große Mühe, auch für diese Dinge einen pädagogischen Zweck nachzuweisen (Strab. 1, 2, 9 f.)[1]. Sie fanden ihn darin, daß die lehrhaften Partien durch die phantastischen genießbarer gemacht wurden: hätte das Publikum nur aus Philosophen bestanden, so wäre das nicht nötig gewesen, aber die Laien mußten durch solche Reizmittel geködert werden. Diese moralische Pedanterie blieb freilich auf die Stoiker beschränkt, aber ein unbefangenes Verhältnis zum freien dichterischen Schaffen gewannen nur ganz wenige, und die Philologen, denen die Erklärung der Dichter oblag, gehörten meist nicht dazu. Sie sonderten halbmechanisch, was Wahrheit und was Erfindung an einem Dichtwerke sei, und sahen die Erfindungen darauf an, ob sie wahrscheinlich seien oder nicht. Der Dichter mochte sich in noch so große Unkosten gestürzt haben: hinter ihm her kam der Grammatiker (und zwar kam er in der späteren Zeit sehr rasch hinterher) und tat seine besten Einfälle mit dem vernichtenden Worte *ἀπίθανον πλάσμα* ab[2]. Die Dichter wehrten sich gegen diese Bevormundung mit giftigen Epigrammen, aber sie konnten die Tyrannei des Grammatikers, der die Schule beherrschte, nicht brechen. Er wies immer wider auf Homer als auf den festen und unverbrüchlichen Kanon aller Poesie hin und auf die vielen, die gescheitert waren, weil sie diesen sicheren Richtpunkt aus dem Auge verloren hatten. Und wenn die Dichter es ihm nicht zu Danke machten, so setzte er sich hin und dichtete selbst Epen — und was das heißen will, zeigen die Produkte des Quintus von Smyrna, des Tryphiodoros und Kolluthos.

Wir haben also eine große Menge von Bestrebungen zum Teil recht begabter Dichter kennen gelernt, den Rahmen der alten Epik zu sprengen oder innerhalb dieses Rahmens Neues zu

---

[1]) Über Polybios' und Poseidonios' Anschauungen vgl. K. J. Neumann Herm. 21, 134; v. Scala, Die Studien des Polybios 63. Mit dem, was wir aus Strabon lernen, ist zusammenzustellen, was sich aus dem Proömium des Gedichtes Aetna gewinnen läßt. Hier wird der naturwissenschaftlichen Wahrheit, die das Gedicht behandelt, die *mendosae vulgata licentia famae* (V. 74) gegenübergestellt (vgl. Sudhaus S. 101, 108). [Dahin gehört auch Manil. II, wo zuerst Homers und Hesiods Gedichte beschrieben werden, dann die, welche *astrorum varias dixere figuras* (V. 25) d. h. Arat: *quorum carminibus nil est nisi fabula caelum terraque composuit caelum, quae pendet ab illo* (V. 37 f.).] Mit dem Anfange des Aetna gehört der Schluß zusammen. Hier tadelt der Dichter die Reisen nach Orten, die durch die Sage berühmt waren: *traducti maria et terras per proxima fatis currimus atque avidi veteris mendacia famae eruimus cunctasque libet percurrere gentes* (V. 571). Nachdem die Orte aufgezählt sind, die man wegen ihrer Sagen oder Kunstwerke besucht, heißt es V. 600: *haec visenda putas terra dubiusque marique: artificis naturae ingens opus aspice.* Das hängt mit den von Schmekel, Philos. d. mittl. Stoa S. 448 besprochenen Dogmen zusammen.

[2]) Belege vorläufig bei Griesinger S 59. Georgii, Die antike Äneiskritik S. 561. Ich komme demnächst auf diese Dinge zurück. Kein geringerer als Probus beanstandete Vergils Erzählung von der Rettung der Camilla (Aen. 11, 554), die freilich nicht unbedenklich ist, und Cornutus das schöne Motiv des goldenen Zweiges, den Aeneas als Ausweis in der Unterwelt braucht (6, 136).

schaffen. Es war eine Sisyphosarbeit, und nur selten gelang es einem befähigten und unermüdlichen Dichter, den Stein bis zur Höhe des Berges zu rollen. Und doch liegt allen diesen Versuchen eine berechtigte Empfindung zugrunde, der Wunsch, die Erlebnisse des eigenen Volkes im Liede verherrlicht zu sehen, eine Dichtung zu besitzen, die zum Leben der Nation in unmittelbarer Beziehung stand. Das homerische Epos war von dieser Art gewesen, aber es hatte den Empfindungen einer weit zurückliegenden Zeit entsprochen: daß seine Formensprache und seine Gedankenwelt kanonisch ward, daß der gewaltige Schatten Homers auf den Weg jedes künftigen Epikers fiel, hatte einer gesunden Entwicklung der epischen Dichtung hindernd im Wege gestanden. Neues Leben konnte nur aus einem neuen Reis entspringen, nur der Dichter konnte seine Stirn mit frischem epischen Lorbeer schmücken, der von den Fesseln der Tradition unbehindert war. Diese Gelegenheit ist vielleicht einmal versäumt worden. Die Römer hatten vor Naevius und Ennius alte Heldenlieder gehabt, deren Gegenstand die *laudes maiorum* waren, Lieder, die niemals aufgezeichnet waren und an die eine spätere Zeit nur dürftige Erinnerungen bewahrte[1]). Diese Lieder waren keine Epen, aber eine Keimform, aus der sich Epen entwickeln konnten und vielleicht entwickelt hätten, wenn nicht die Bekanntschaft der Römer mit griechischer Literatur und homerischer Dichtung dazwischen getreten wäre. Aber diese Entwicklung war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben: als mit dem Niedergange der antiken Kultur auch der Faden des homerischen Gesanges abriß, war die Bahn für ein neues Heldenlied frei, das sich nun freilich nicht auf griechischem oder römischem, sondern auf germanischem Boden entwickelte. Hier hatte es ganz wie bei den alten Römern *laudes maiorum* gegeben, und aus ihnen erwuchs dann im Laufe des Mittelalters eine neue Epik, die in keiner Weise an antike Traditionen anknüpfte: das Hildebrandslied, der Beowulf, das Rolandslied zeigen sich weder in den Motiven, noch in der Sprache von der antiken Dichtung beeinflußt, und erst auf Umwegen mündet später ein Abfluß der antiken Poesie in das Strombett des modernen Epos ein[2]).

---

[1]) Vgl. die Stellen bei Teuffel RLG. § 82.

[2]) Über die germanische Grundlage des französischen Epos vgl. Rajna, Le origini dell' epopea francese 25, 301. Röthes Ansicht, daß der Übergang vom Heldenlied zum Epos auf germanischem Gebiet durch den Waltharius, d. h. indirekt durch Vergil veranlaßt sei, wird von F. Vogt, Mitt. Schles. Ges. f. Volksk. XIII 484 mit, wie mir scheint, durchschlagenden Gründen abgelehnt. Auch die anderen Versuche, im Beowulf usw. antike Elemente nachzuweisen, scheinen nicht geglückt zu sein.

Geibels poetische Erzählungen

Von

A. Hildebrand

1. Größere epische Stoffe

Öfter hatte Geibel die Hoffnung ausgesprochen, seinem Volke ein größeres und bedeutungsvolleres Werk vorlegen zu können, als bisher seine lyrischen Gedichte waren; denn diese spiegelten lediglich seine subjektiven Gefühle wider. Es war daher natürlich, daß er auf das der Lyrik zunächst liegende Gebiet der lyrisch-epischen Erzählung verfiel. Ihn drängte es ähnlich wie Lord Byron, dessen Epen damals einen unwiderstehlichen Zauber ausübten, an dem Faden einer Erzählung, die vielleicht an sich schon fesseln konnte, alle seine Anschauungen über das Leben und über seine eigene Entwicklung und seine lyrischen Stimmungen aufzureihen. Wie Byron die Spenserstanze, so erschien ihm die achtzeilige Stanze der italienischen Epiker am geeignetsten zu sein, teils um sich der weichen Empfindung zu überlassen, teils um rasch vorwärts zu schreiten. 'Der Abschluß mit der achten Zeile führt fast mit Notwendigkeit darauf, den Stoff in einzelne kleine Abschnitte zu zerlegen, von denen jeder ein selbständiges kleines Bild zu geben hat . . . In einem Gedichte solcher Art ist kein Ton unzulässig. Der Dichter kann im heitersten Geplauder die alltäglichsten Dinge sagen und mit einer leichten Wendung das Tiefste, was die Menschenbrust bewegt, erfassen' (Goedeke).

Ein anmutiges Gemisch von Lyrik und Erzählung enthalten die in dieser Form entworfenen, aber unvollendeten Epen 'Clotar' und 'Julian'. Das erste ward schon in Kephisia bei Athen entworfen. Das Fragment schildert uns nur den jungen Poeten Clotar in Berlin mit seiner Unfertigkeit und seinem Streben in die Weite. Nach dem Plane sollte er wie auch der Dichter selbst nach Griechenland kommen, ein zweiter Childe Harold, dort das Schöne, den Formenreichtum und die erste Helle der Weisheit kennen lernen. Aber hier wird ihm ein treuer Freund durch den Tod entrissen. Wie Byron die Leiche Shelleys, verbrennt er dessen Leichnam. Während Lenau (Savonarola) der Zauber der Antike darin besteht, daß sie an dem Schmerze vorüberführt, fühlt er die tiefe Lücke des Altertums. Er sucht nach Trost. Er lernt dann die Innigkeit des Katholizismus kennen und bald alle Entwicklungsphasen zu einer Weltanschauung. 'Dies feine launige Gemisch von lachender Satire und lyrischem Schmelz hatte weder deutsche Vorgänger gehabt, noch hat es Nachfolger gefunden ... Das sonnig Heitere des Kolorits entspricht vollkommen dem reinen Himmel,

unter dem das Gedicht entstand. Es ist, als ob das Berliner ironisierende Element, das an sich wenig Erfreuliches hat, von dem reinen Azur Griechenlands verklärt würde' (Goedeke). Aber dieser Plan trat hinter dem 'Julian' zurück, der 1847 entworfen und Anfang der fünfziger Jahre in Angriff genommen wurde. Auch in diesen ist des Dichters eigenstes Leben gewoben, nur daß hier der Plan weit festere Umrisse zeigte und die äußeren Schicksale und inneren Kämpfe eines nach Rußland verschlagenen jungen Deutschen, vornehmlich seine unglücklich endende Liebe zum Gegenstande hatte. Von dem auf sechs Gesänge berechneten Werke sind nur drei ausgeführt. Alles, was bisher in des Dichters Leben seine Seele bewegt hat, kehrt in diesem Epos wider, seine Erziehung im Elternhause, wo Wahrhaftigkeit und Gehorsam die Richtschnur waren, seine Gedanken über die Erziehung im Gymnasium, seine Hoffnung auf Deutschlands Größe, seine Gedanken über deutsches Wesen, über die Freiheitsbewegung der vierziger Jahre, über Rußland und die dortigen unwürdigen Zustände, sein Schwärmen am Rhein, kurz alles spiegelt sich in diesem Werke wider. Der Dichter unterbricht immer wider seine Erzählung, um seine Empfindungen und Anschauungen bald in Scherz, bald in Ironie, bald in stimmungsvollen Ergüssen kundzutun. Ob aber dies der künstlerischen Einheit nicht manchmal zu sehr Eintrag tut, sei dahingestellt. Es finden sich Stellen von hoher Schönheit darin, wie seine Apostrophe an den Rhein, seine Schilderung des deutschen Wesens u. a.

Ein anderes eigenes Erlebnis des Dichters aus seiner griechischen Zeit gab ihm den Stoff zu einer kürzeren epischen Erzählung, der Idylle 'Das Mädchen vom Don,' das die Bezeichnung Idylle im landläufigen Sinne wohl kaum verdient. Diese Erzählung bewegt sich im Gegensatz zum Julian ohne subjektive Betrachtungen in fünffüßigen Jamben. Auch hier spielt eine unglückliche Liebe wie im Julian eine Rolle. Daß der dort erwähnte Freund der Dichter selbst und daß das Mädchen Marie die Prinzessin Maria Sofianô, die Nichte des Gesandten in Athen, ist, kann man aus Geibels Leben entnehmen. Er hat sie sogar als die Nichte eines Gesandten eingeführt und den Ortsnamen Kephissia, wo der Gesandte sein Haus hatte, in der Erzählung beibehalten. Es ist die alte Geschichte. Ein junges Mädchen wird in seiner Abhängigkeit gezwungen, seine Jugendliebe zu opfern, um den alten reichen Mann zu heiraten. Das Selbsterlebte verleiht der schlichten Erzählung die rechte Weihe.

Noch ein anderer Nachhall seiner griechischen Reise tönt wider in der längeren epischen Erzählung in fünffüßigen Trochäen 'Die Blutrache' (V, 13 ff.). Er hatte diese Sitte während seines zu den schönsten Erinnerungen zählenden Aufenthaltes in Naxos noch lebendig gefunden. Die gastfreien griechischen Mönche dort mochten ihm wohl den Stoff dazu geliefert haben. Der Schauplatz ist Paros, dessen Natur er entgegengesetzt seiner

sonstigen Gewohnheit in seinen Gedichten, wo er die Natur nur in kurzen Strichen andeutet, mit einer auf die speziell griechische Landschaft eingehenden Deutlichkeit aus eigener Anschauung schildert. Auch der heißblütige Charakter und die Sitten der Griechen treten anschaulich hervor. In knappstem Rahmen erzählt er eine Geschichte von unseliger Rache, die durch mehrere Geschlechter hindurchgeht. Die Handlung ist spannend. Der heißblütige Basil lauert in stiller Morgenstunde dem angeblichen Mörder seines Vaters auf. Statt seiner erscheint der junge Sohn des Feindes. Schon will er im wilden Freudentaumel diesen töten in der Hoffnung, den Todfeind damit aufs tiefste zu treffen, da wird der Knabe vor seinen Augen von einem Wolf überfallen. Das menschliche Gefühl kommt bei diesem Anblick in dem Rohen und Ungebildeten zum Durchbruch und siegt über seinen Haß. Der Schluß ist versöhnend. Der Feind kann seine Unschuld an dem Tode des Vaters dem Basil bekennen. Das Ganze ist ein kleines, novellistisches Meisterstück und wohl die gelungenste seiner Erzählungen.

In die sagenhafte Reckenzeit führt uns das in Sprache und Strophenform des Nibelungenliedes gedichtete kleine Epos 'König Sigurds Brautfahrt' 1845 in fünf Gesängen (II, 194). Der achtzigjährige König Sigurd sieht die junge schöne Alfsonne am Strande waschen und entbrennt in Liebe zu ihr. Ihr Bruder Erek hat im Traum wie Kriemhild die schlimme Zukunft geahnt. Er hat einen königlichen Geier auf ein Täublein niederstoßen sehen. Er wie sein Bruder Alf verweigern dem werbenden Sigurd ihre Schwester. Daher bekriegt er sie. Alfsonne aber trinkt den Giftbecher, um nicht in Sigurds Hände zu fallen. Ihre Brüder finden im Kampfe den Tod. Der König läßt die Leichen der Erschlagenen und die der Alfsonne auf sein Schiff bringen und verbrennt sich mit ihm. — Man meint, diese Helden handelten und fühlten zu modern. Doch fand Geibel diesen Stoff schon so in den schwedischen Sagen des Afzelius vor. Er änderte nur zweierlei: Er ließ Alfsonne wie Gudrun am Strande waschen, nicht wie in der Sage opfern. In der Sage vergiften die Brüder die Schwester, bei Geibel geht sie freiwillig in den Tod. Doch was hat des Dichters Phantasie aus der dürftigen Erzählung gemacht? Alfsonne hat er mit allem Liebreiz umkleidet, Sigurd mit dem Starrsinn des Alters ausgestattet. Manchmal wirkt die Dichtung für ein Epos zu lyrisch stimmungsvoll, z. B. wenn das Hochzeitsschiff mit Sigurd und den Toten aufs Meer hinausfährt.

Unter Skaldenliedern das Schiff zog die Bahn
Hinaus zur blauen Weite. Es glitt als wie ein Schwan
Der Abendsonn' entgegen. Am Steuer Sigurd stand,
Es schwang der alte Degen den sprühenden Feuerbrand.
(II, 208.)

Oder es ist zu modern und zu weich gedacht, wenn Sigurd nach Alfsonnes Tode sagt: 'Was frommt es mir zu leben, wenn meine

Sonne (Alfs.) sank'! (II, 207). Fast in jeder Strophe ist die Ausdrucksweise des Nibelungenliedes getroffen. Durch die freie Behandlung der Senkungen weiß er dem Verse bald einen ernsten, langsamen, bald einen leichten, springenden Schritt zu geben, je nachdem es die Handlung und die Stimmung verlangt.

Aus der Sagenwelt des Orients, aus 'Tausendundeine Nacht', schöpfte er den Stoff für den 'Morgenländischen Mythus' (II, 180). Die direkte Veranlassung zu der Behandlung dieses Stoffes gab wohl seine lang anhaltende Begeisterung für ein Mädchen von überwältigender Schönheit, namens Tony. — Zwei Geister streiten am Kaschmirsee, wer das schönste der Menschenkinder gesehen habe. Die Menschen, der Jäger Nureddin und die Prinzessin Badur, werden schlafend entführt. Der mißgestaltete Gasban, der Schönheit Bildner, eine Art Hephästos, wird aufgefordert zu entscheiden, wem der Preis der Schönheit gebühre. Doch dieser meint:

Der Schönheit Blüte ist Bewegung, wenn die Seele
In des Auges Glanz, im Schwung der Glieder sich enthüllt.

(vgl. Lessings Laokoon). Daher werden die beiden aufgeweckt, sie erblicken und lieben sich. Doch kann auch jetzt Gasban keinem den Sieg zuerkennen. Darauf werden die beiden wider schlafend an ihren früheren Platz zurückgebracht. Beide erfaßt Sehnsucht nach dem süßen Bild. Nureddin zieht aus, das Ideal der Schönheit zu suchen. Hier bricht die Sage ab, und subjektiv schließt das Ganze:

Ob der Sehnsucht Irrfahrt
Wonnevoll den köstlichen Preis errungen,
Ob die Herzen, wund vom Pfeil der Schönheit,
Sich in heimlicher Glut verzehrt — der Sänger
Weiß es nicht. Beglückter Liebe Weise
Ward ihm lange fremd. Aus tiefster Seele
Sang er euch dies Lied der ewigen Sehnsucht.

Die Erzählung in fünffüßigen Trochäen entfaltet besonders in der Liebesszene einen köstlichen Farbenglanz, dem aber jede sinnliche Beimischung fehlt. Doch zeigt der Schluß, daß die Erzählung symbolisch ist. Wie die beiden Liebenden nur einmal in beglückter, kurzer Stunde das Ideal ihrer Sehnsucht, die Schönheit, schauen, so auch der Mensch das Ideal, das zu leicht entschwindet, nach dem ihn zeitlebens die Sehnsucht treibt. So haben wir es denn unter den größeren epischen Erzählungen fast nur bei der Blutrache mit einem reinen Epos zu tun.

2. Balladen und kürzere epische Erzählungen.

Auch bei den kürzeren epischen Erzählungen und Balladen haben Sage und Geschichte aller Zeiten ihm ihre Stoffe geliefert. Man merkt an ihnen, daß Geibel wohl ein Charakter- und Situationsschilderer, aber kein Dramatiker ist. Erst in den 'Gedichten

und Gedenkblättern' und besonders in den 'Spätherbstblättern' stehen ausgereifte Balladen und Charakterbilder. Die erzählenden Gedichte in den ersten Sammlungen zeigen wie seine gesamte Jugendlyrik fremde Anklänge. Er lernte von den verschiedensten Dichtern; er war ein Eklektiker wie kaum ein zweiter. Dadurch gewann er eine seltene Herrschaft über Sprache und Form, und schließlich gelang es ihm auch, die seiner Anlage entsprechende Form der erzählenden Dichtung zu finden.

Auch von dieser können seine Worte gelten:

'Ich bin, der ich bin —
Und lernt' ich von vielen,
Nach eigensten Zielen
Stand immer mein Sinn.'

Aus der deutschen Sage erklingt sein 'Friedrich Rotbart' (I, 91), nur romantischer, hoffnungsvoller als das Lied Rückerts, von wunderbarer Klangfarbe und mächtigem Schwung der Sprache, eine erstaunliche Leistung für einen Jüngling, ebenso wie seine selbsterfundene, schlicht dargestellte 'Rheinsage' (I, 3), nach der Karl der Große nachts aus seiner Gruft zu Aachen hervorsteigt, den Rhein entlang wandelt und die Reben segnet. An das Orgelbrausen in Goethes Faust erinnert die romanzenhafte Erzählung 'Pergolese' (I, 7). Die Seele des 26jährigen Meisters des Stabat mater Pergolese wird unter den wuchtigen Orgelklängen seines eigenen Liedes gen Himmel getragen.

An Kuglers 'Armen Maler' und an das Volkslied klingt 'Die junge Nonne' (I, 67) an, die in rührender Einfalt ihre einsamen Stunden im Kloster und ihre Liebe beklagt. Auch der Einfluß Uhlands, den Geibel besonders verehrte, machte sich längere Zeit bemerkbar. An Uhlands 'Rache' lehnt sich sein kleines, stimmungsvolles, ein düsteres Drama enthaltendes Stück 'Zwei Könige' (I, 13) an, die in ihrer nordischen Wildheit im Zweikampf um ein Mädchen ihr Leben verlieren. Uhlands lakonisch knapper, in kurzen Sätzen machtvoll wirkender Ton ist gut getroffen. Unbedeutender, doch ebenso nordisch düster ist 'Der letzte Skalde' (I, 64). Der letzte, der des Skalden Liedern noch lauschte, ist tot. Darum verbrennt der Skalde sich mit seiner Hütte und Harfe. Ein düsteres Nachtstück, wohl veranlaßt durch die Erzählung eines der slawischen Diener in Athen, ist auch 'Des Woiewoden Tochter' (I, 61). Sprungartig, geheimnisvoll andeutend wie im Volksliede ist der Ton. Man kann das Schauerliche nur ahnen, daß der Bräutigam, wie die geisterhafte Waldfrau der den Hochzeitsschleier spinnenden Braut andeutet, im Walde von den Wölfen zerrissen liegt. Wie Uhland haben es ihm auch alte Sagen angetan, z. B. 'Tannhäuser' (I, 119). Nicht die Sinnlichkeit, sondern das traurige 'Zuspät' der Reue nach der Nacht im Venusberg hat der Dichter geschildert. — Seine ganze Kunst, aus den Motiven eines alten Märchenstoffes ('Singender Knochen' in Grimms und 'Klagendes

Lied' in Bechsteins Märchen [1]) ein ganz neues Märchen zu schaffen und mit Gefühl zu durchdringen, zeigen 'Die Balladen vom Pagen und der Königstochter' (II, 151—158), vier zusammenhängende halblyrische Stücke. Der König ermordet den Pagen, der seine Tochter liebt, und stößt dessen Leiche ins Meer. Der Meermann macht aus dem Gebein des Pagen eine Harfe und läßt süße Trauertöne darauf erschallen, als die Königstochter Hochzeit mit einem fremden Königssohne hält. Dieses Schallen,

Es schleicht so sacht in das Ohr der Braut;
Ihr ist, als ob aus der Tiefe,
Als ob aus der Tiefe mit Allgewalt
Der liebste Buhle sie riefe.

Ganz eigenartig ist 'Herr Walther' (II, 169). Dieser hat in den Armen der Waldfrau seine Gattin Mechthild vergessen. Kein geweihtes Märtyrergebein vermag den Zauber zu lösen. Er kehrt aber zu seinem Weibe zurück, als der Schrei des Kindes, das Mechthild gebiert, ihn an seine Pflicht erinnert, ein Motiv, das seiner Gattin Ada sehr gefiel. Auch der Stil und die Formengebung Lenaus, dessen Schwelgerei im Schmerzgefühl Geibel besonders abstieß, ist in dem Situationsbilde 'Der Husar' (I, 59) zu erkennen, das den Gegensatz zwischen dem süßen Traum des Kriegers von Heimat und Liebe und der rauhen Wirklichkeit des Krieges schildert. Bilder, wie das schwarze Bahrtuch der Nacht, der Todeswunden dunkle Purpurrosen, der feurige Tokaier, der Schluß

'Sie jagen fort, zu Asche glüh'n die Flammen,
Und fern verhallt der Hufschlag von den Rossen'

erinnern an Lenaus Art. Wie ganz anders sich Geibel in Form und Stil entwickelt hat, zeigt das aus weit späterer Zeit stammende, inhaltlich sich mit ihm berührende Gedicht 'Der Ulan' (IV, 253), das den Siegeszug des deutschen Ulanen durch Frankreich und seine Heimkehr schildert. Realistisch keck ist dieser Liebling der damaligen Jugend und der Schrecken der Feinde gezeichnet. Nicht mehr verschwommene Traumbilder von der Heimat und der Geliebten wie im 'Husar', sondern realistische Bilder wie der französische Maire, der König Wilhelm u. a. stehen deutlich vor uns.

Ganz besondere Spuren hat die Bekanntschaft mit den Dichtungen und dem Dichter Freiligrath in seiner erzählenden Dichtung zurückgelassen. Geibel selber rühmte an ihm: 'Ein farbiges lebendiges Bild mit ein paar kecken Strichen hinzuwerfen, darin ist er Meister . . . Von allem Sichbewußtwerden bei der dichterischen Erzeugung ist er ein entschiedener Feind, und ich habe es mehr als einmal durchgefühlt, wie ihm bei unserer Unterhaltung ein gewisses verständiges Element, das nun einmal in

[1]) Eng an Bechsteins Märchen schließt sich M. Greifs berühmteste Ballade 'Das klagende Lied' an.



mir ist, und ich glaube zu meinem Glücke, unbehaglich wurde. Theoretisch habe ich daher nicht viel von ihm lernen können, aber praktisch mancherlei abgesehen, was mir von Wert ist ...' Mit Freiligrath und Geibel zusammen hatte Levin Schücking den Poetensommer am Rhein verbracht, eine zum Geisterhaften und Wunderbaren neigende Natur. Die beiden hatten sich von ihm in dieser Beziehung anstecken lassen. Geibel hatte auch schon in Escheberg Freifrau von Heintze Gespenstergeschichten erzählen hören, wie sie im Gedicht 'Im Grafenschlosse' (I, 176) berichtet werden. Der Kastellan des Schlosses erzählt dem Dichter von dem Fehltritt der Grafentochter. Ihre Mutter findet im Grabe keine Ruhe, weil sie das Kind ihrer Tochter getötet hat. Eine schaurige, Bürgers 'Pfarrerstochter von Taubenheim' ähnliche Geschichte, wobei wie im Macbeth die Umgebung und die dunkle Stimmung der Natur zu dem düstern Inhalt stimmt. — Der Zug der Sage, daß man infolge des Genusses eines Tieres die Stimmen der Tiere und der Natur verstehen kann, ist in der düsteren Geschichte 'Die weiße Schlange' (II, 173) verwertet. Herr Stojan, der eine weiße Schlange verzehrt hat, hört die Tiere von einem Morde erzählen. Selbst die Flamme in seinem Kamin raunt ihm davon zu. Er ist der Mörder, so ruft ihm alles zu. Sinnlos schlägt er ins Feuer und steckt dadurch sein Schloß in Brand. Die Macht des bösen Gewissens, das in der Natur die eigenen schlimmen Taten zu hören vermeint, wird in der verwandten Geschichte 'Der reiche Mann von Köln' (II, 166) geschildert Wegen des unbarmherzigen, reichen Marx von Köln findet ein Mägdlein den Tod. Ein Vöglein singt dem Marx zu, er sei der Mörder. Da wird er krank. Er hört immer das Vöglein singen und wird in die Hölle geholt. Die Schilderung, wie Wahnsinn allmählich den Sinn des Mörders umnachtet, wirkt ergreifend.

Freiligrath, den er nicht bloß als Dichter, sondern auch als Übersetzer schätzte (vgl. die Widmung der spanischen Volkslieder und Romanzen), machte ihn wohl auch mit Viktor Hugo bekannt, dem Führer der französischen Romantik, der die Kontraste und Antithesen und auch das Grausige liebte. Schon im 'Negerweib' (I 200), das klagt, daß die, welche vom Liebesopfer Christi so süß zu predigen wissen, die Schwarzen zu Tode quälen, ist die Art Freiligraths wahrnehmbar, der für die Unterdrückten Partei ergreift, seine Vorliebe für rhetorischen Schwung, Antithesen und das Exotische und den französischen Vers, den Alexandriner. — Deutlicher sind die Anklänge an Freiligraths Art und auch an die Viktor Hugos im 'Tscherkessenfürsten' (I, 214). Hier haben wir die großen Antithesen zwischen dem, was dem Tscherkessenfürsten geboten wird, wenn er sich dem Zaren beugt, und dem, was ihm für alle Wunder der Welt nicht feil ist.

'Nicht käuflich sind mir drum mein schuppig Panzerhemde
Und meine Freiheit und mein Haß.'

Vgl. Victor Hugos Lazzara:

Un bon fusil bronzé par la fumée, et puis
La liberté sur la montagne.

Überraschend sind auch die Ähnlichkeiten zwischen dem, was bei Geibel der Zar dem Tscherkessenfürsten bietet, und dem, was bei Hugo der Pascha für den Besitz Lazzaras bietet.

Unleugbar ist der Einfluß Hugos bei einem seiner bekanntesten Gedichte, dem Charakter- und Situationsbilde 'Sanssouci' (I, 183). Es ist wohl durch dessen Gedicht 'Passé' angeregt. Dort wie hier ein Schloß mit Park, den grünen Kronen der Bäume, den Götterstatuen, Wasserbecken, den Taxushecken, ja

'Die Laubengänge, sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus.

Et les arbres mêlaient leur vieux branchage austère
D'où tombaient autrefois des rimes pour Boileau.

Erinnerte Geibel die Vergangenheit der ihr Reich leichtsinnig und üppig regierenden französischen Könige nicht an den einfachen ersten Diener seines Staates, den Alten Fritz? Auch der Alexandriner und die Art des Kontrastes sind französisch. Zuerst werden negativ die Möglichkeiten geschildert, die den König zum Nachdenken veranlassen. Diese Art der Darstellung mag manchem umständlich erscheinen, bietet aber andererseits die Gelegenheit, das ganze Leben des Königs und die Zukunft des Hauses Hohenzollern an dem Blicke vorüberziehen zu lassen. Das Gedicht enthält große Schönheiten. Mit dem Dichter treten wir in den Park ein. Er ist die Schöpfung des Mannes, dessen Geschmack ihn zu der tragischen Verblendung geführt hat, in die der Schluß ausklingt. Dann, ehe wir den Namen dessen erfahren, der im Stuhle lehnt, sehen wir ihn in seiner charakteristischen Haltung mit dem sinnenden Haupte, auf dem der Dreispitz sitzt, dem von Zeit zu Zeit hell aufblitzenden Auge und dem Krückstock, der langsam im Sande irrt, eine stumme Handlung von großer Wirkung. Nicht die Vergangenheit oder die Zukunft bewegen seine Seele, sondern ihn schmerzt die Gegenwart, daß die deutsche Dichtkunst vom fremden Schwan die Federn borgt. Welch tragische Ironie, daß dieser freisinnige, trotz seiner französischen Politur kerndeutsche König, der selbst durch seine Taten den ersten wahren Lebensgehalt in die deutsche Poesie brachte, sich am Lebensabend nach der Morgenröte der deutschen Poesie sehnt, die bereits in dem Götterliebling Goethe den strahlenden Tag in sich barg und die Befreiung aus den welschen Taxushecken, den engen Fesseln der französischen Poesie, verhieß! 'Ich weiß nicht, ob unter all den treffenden Antworten auf des Königs Schrift über die deutsche Literatur jemals eine schönere gegeben wurde' (Goedeke).

Wie 'Sanssouci' wurde in dem herrlichen Poetensommer am Rhein 'Von des Kaisers Bart' im schlichten Volksliedton nach einem Symposion mit Freiligrath und Schücking in Oberwesel gedichtet (I, 170). Dort hatten die drei beim Weine auch manch wackeren Kampf um Gott und Welt oder 'um des Kaisers Ba rt' ausgefochten. Das Gedicht gibt eine treffliche Illustration zu dieser sprichwörtlichen Redensart. Da der Streit der drei Gesellen, die zuerst fröhlich und einträchtig beieinander sitzen, um die Farbe des Bartes des Kaisers Rotbart entsteht, so dreht er sich um etwas ganz Selbstverständliches. Nur die vom Wein erhitzte Leidenschaft hat sie blind gemacht und das Nächstliegende nicht erkennen lassen, daß der Bart ja rot sein muß, wie der Name beweist. Wie töricht ist doch oft das, worüber man beim Weine streitet, und die Art, in der man streitet, und wie wrenig kommt dabei heraus! Das Lied hebt zuerst so launig und ftöhlich an, um traurig zu enden.

Aus dem Ende der vierziger Jahre stammen Balladen und Situaionsbilder, die mehr den ihm eigenen Ton und seinen frommen Charakter zeigen. 'Babel' (III, 29) schildert in volltönender Sprache den Bau und Sturz des Turmes zu Babel, wobei es nichts ausmacht, daß er damit zugleich seiner Zeit den Spiegel vorhalten will. 'Der Templer' (II, 71) in Terzinen ist veranlaßt durch ein Bild auf einem Grabsteine, auf dem ein von Schlangen Umwundener auferstehen will. Der Tempelmeister Odo will am dritten Tage auferstehen, aber Schlangen zerren die aufstrebende Leiche zurück auf den Totenpfühl. 'Denn der Will' ist stark nur, den Gott selber schafft.' — In allen Lesebüchern finden sich 'Des Deutschritters Ave' (II, 158) und 'Die Türkenkugel' (II, 163). Das erste verdankt seinen Stoff einer kurzen Romanze von Morajn 1848, nur daß Geibel den Schauplatz aus Spanien nach Deutschlands Osten verlegt. Um den heiligen Kelch nicht in die Hände der Litauer fallen zu lassen, wirft sich der Ordensritter Ott von Bühl ihnen entgegen so lange, bis der Meister mit dem Kelch in Sicherheit ist. Das zweite, 'Die Türkenkugel', verdankt seine Entstehung einer wirklichen Begebenheit, die sich bei der Belagerung der Sulioten durch die Türken bei der Engelskirche auf Anatolikon (24. Februar 1825) zutrug. Ein Felsenkirchlein wird gegen die Türken durch ein Häuflein Griechen 'von der Bozzaris Genossen' tapfer verteidigt. — Das Geschlecht der Bozzaris hatte Geibel übrigens in Athen und später wider in Detmold gesehen. — Sie sind dem Verdursten nahe und flehen Gott um Erbarmen an. Da bohrt eine Türkenkugel im Felsen eine Quelle.

'Durch die Hand des grimmsten Feindes
Weißt du Trost und Heil zu geben;
Tod gedacht er uns zu senden,
Doch du wandtest Tod in Leben.'

Den selben Stoff hat auch G. Schwab in dem Gedicht 'Engelskirche auf Anatolikon' in recht weitschweifiger Weise behandelt.

In den späteren Gedichtsammlungen verraten die Balladen keinen besonderen Einfluß mehr, ausgenommen den Schillers. Ohne Bedeutung sind die nach altbretonischen Liedern gedichteten 'König Nomans Zins' (III, 149), 'Der Spielmann von Lys' (III, 153), 'Die Nacht zu Belforest' (III 155). Von gewaltiger Wirkung dagegen ist das durch Stimmung und Sprache ausgezeichnete Nachtstück 'Bothwell' (III, 157). Der Dichter läßt uns einen Blick in das Liebesleben der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart tun. Das Furchtbare ist geschehen, Darnley ist dem eifersüchtigen Grafen Bothwell zum Opfer gefallen. Maria erschrickt, als Bothwell mit grausamem Hohn ihr den Tod Darnleys mitteilt. Doch er greift kühn nach der Königin, legt die Ohnmächtige auf sein Roß und jagt mit ihr durch die wetterschwüle Nacht davon.

'Schwarz war die Nacht, als wäre rings
Erloschen jeder Stern des Heils;
Nur manchmal in den Wolken ging's
Gleichwie das Blitzen eines Beils.'

Durch wunderbare Tonmalerei und durch den zur Stimmung des Ganzen passenden anapästischen Rhythmus zeichnet sich die von Max Bruch komponierte Ballade 'Schön Ellen' (III, 144) aus. Die Engländer sind in einer indischen Festung hart bedrängt. Schon rüsten die Feinde sich zum Sturm. Ein kühnes Schottenmädchen hört im ahnungsvollen Ohr ganz fern den Marsch der schottischen Hochländer: Die Campbells kommen. Die Männer wollen schon verzweifeln.

'Ach Mädchen, was redest du Traum und Trug!
Vom Turme ist nichts zu sehen
Als blaue Luft und gelber Sand
Und fern des Rohrfelds Wehen.'

Die Verzweifelnden richtet das Heldenmädchen immer wider mit dem Troste auf: Die Campbells kommen. Als der Fähnrich fällt, faßt Schön Ellen die Fahne. Ihre Ahnung erfüllt sich.

'Nun sind sie gekommen, wie Feuer vom Herrn,
Der Name des Herrn sei gepriesen!'

Die Ballade 'Die Goldgräber' (IV, 114) gehört zu den sogenannten dramatischen Balladen. Wir sehen in dramatisch bewegter Rede und Gegenrede in den Seelen von zwei Goldgräbern den furchtbaren Plan entstehen, ihren Gefährten zu töten, der mit ihnen zusammen das Gold gefunden hat, durch das sie endlich nach langen Mühen sich geborgen fühlen. Als der dritte Goldgräber mit dem Weine, nach dem die zwei ihn ausgeschickt haben, zu ihnen zurückkehrt und von ihnen angefallen wird, da bringt die Katastrophe die Enthüllung, daß auch er ihnen durch das in den Wein gemischte Gift den Tod bereitet hat. Das kurze Stück zeichnet sich durch die knappen hin und her fliegenden Reden aus und eignet sich vortrefflich zum Vortrag. — 'Höchstädt' (IV, 117) im

Volksliedton und in der Sprache alter Zeit ist eine Verherrlichung des Prinzen Eugen. Das Wiener Kabinett verbietet dem Prinzen in einem Briefe, eine Schlacht zu liefern. Der Prinz läßt jedoch den Brief ungelesen, weil es ihn zur Schlacht drängt. Er liest ihn erst nach gewonnener Schlacht und spottet:

Nur kluge Retirade
Sauvier' uns, meint der Wisch,
Erlesner Senf! Nur schade,
Für diesmal Senf nach Tisch.

Am schlichtesten, beinahe im Volkston und daher wohl auch am trefflichsten hat er das Geschick des Hansaadmirals 'Wittenborg' (IV, 11) erzählt in einem Gedicht, das dem lübischen Heimatgefühl des Dichters Ehre macht. Johannes Wittenborg hat das feste Schloß Bornholm genommen und bedroht den Dänenkönig in seiner Hauptstadt. Dieser lädt ihn in das alte Schloß von Helsingör zu einem Feste ein. Hier läßt sich der starke Wittenborg durch die holde Königstochter betören, Bornholm an die Dänen zu verraten. Doch

Zu Lübeck in der alten Stadt
Wird scharfes Recht gesprochen . . .
Die Glocke tönt, das Richtbeil fällt,
Sein Haupt rollt hin zum Grunde,
Er hat bezahlt mit seinem Blut
Den Kuß von Sigbrits Munde.

Höher als seine Balladen stehen seine Situationsbilder mit eigenartigen Reflexionen. 'Omar' (III, 147) ist ein Bild aus der Geschichte. Der Kalif Omar wird gebeten, die berühmte Bibliothek in Alexandria zu schonen und die Vergangenheit für die Zukunft zu retten. Dieser aber, der Mohammedaner, der mit einem Herzen frisch zum Glauben und einem schwertesstarken Arm in die Welt tritt, läßt die Feuerbrände hineinwerfen. Denn

Schon allzulang am unfruchtbaren
Vielwissen ist die Welt erschlafft,
Der Staub von mehr als tausend Jahren
Liegt wie ein Alp auf jeder Kraft.

Die Regungen der deutschen Seele in unseren beiden größten Epen, Nibelungenlied und Gudrun, hat er in 'Volkers Nachtgesang' (III, 89) und 'Gudruns Klage' (III, 87) zu deuten gesucht. Im ersten pflegen der grimme Hagen und der Spielmann Volker der Schildwacht für die Burgunder im Hunnenland, wo der Tod sie umlauert. Wo das Nibelungenlied in seinem epischen Stile nur berichtet:

Dô im der seiten doenen so süezlîch erclanc,
Die stolzen ellenden, die seitens Volkêre danc,

da gibt der Lyriker das Lied des Spielmanns, der auf den drohenden Tod den goldenen Schein der Poesie fallen läßt. Die Seele des Volkers ist voll Mut und Lebenslust, mag auch finster die Stunde sein. Reich an Ehren war sein Leben, seine Jugend

kampfesfroh und voll Minne. Die schönen Erinnerungen daran erhellen ihm die Nacht. Im wundersamen Wohlklang gleiten die Verse dahin, die Sprache ist voll funkelnden Glanzes, wie Musik sollen sich auch seine Worte den Helden einschmeicheln und sie entschlummern lassen.

Den ganzen Gefühlsgehalt des Gudrunliedes hat der Dichter in seiner Elegie 'Gudruns Klage' zusammengefaßt. Auch wer mit der Sage nicht vertraut ist, wird aus ihr erkennen, daß eine im fremden Lande gefangene Königstochter das Schwerste erdulden muß, weil sie treu bleiben will. Der düstere Hintergrund, das herbe Meer mit seiner Brandung, seinen Stürmen und wilden Schwänen, stimmt zu dem Schmerze der Heimatlosen. Die altertümliche, herbe Sprache versetzt uns in das frühe Mittelalter. Gudrun zeigt ihren Schmerz nie ihren Peinigern, sondern klagt ihn nur der Einsamkeit. Nur leise klingt ein Ton der Hoffnung aus ihren letzten Worten, die sie dem Sturme aufträgt, in die Heimat zu den Ihrigen zu bringen.

O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
Wohl lass' ich hier das Leben,
Die Treue lass' ich nicht!

Am reifsten erscheint die Kunst des Dichters in den Situationsbildern oder poetischen Gemälden aus dem Altertum, in denen die Schönheit des deutschen Klassizismus noch einmal hervorleuchtet (Nausikaa IV, 5, Herakles auf dem Öta III, 75, Der Tod des Perikles IV, 9, Der Tod des Tiberius III, 98). 'Nausikaa' schildert ähnlich wie 'Gudruns Klage' in einem Monolog das Schicksal der phäakischen Königstochter, der lieblichsten Frauengestalt aus dem homerischen Sagenkreise. Dieser Stoff war besonders für Goethe anziehend. 'Ich brauche nicht zu sagen,' bemerkt er, 'welche rührenden, herzergreifenden Motive in dem Stoffe liegen.' Wir haben mehrere Pläne Goethes zu einem fünfaktigen Drama, aber nur ein paar fragmentarische Szenen sind überliefert. Über Goethes Nausikaafragment unterhielt sich Geibel besonders mit Scherer. Die Strophenform in Geibels Gedicht ist die von Schillers Kassandra; auch erinnert sonst Ton und Sprache an Schiller, ohne daß darum eine bewußte Nachahmung vorliegt. Bei Homer ist Nausikaa die unbefangene Königstochter, die wohl anmutig naiv mit dem vielumgetriebenen Dulder plaudert und ihm eine glückliche Heimkehr verschafft, die aber keine Neigung zu ihm kennt. Goethe gibt als Hauptsinn seines auszuführenden Dramas an, in Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Äußerung ihrer Neigung sich kompromittiert, was die Situation vollkommen tragisch mache. Geibel hat wie Goethe Nausikaa in heimlicher Liebe zu Odysseus entbrennen lassen.

Odysseus ist fortgezogen, und Nausikaa schaut am Meer in ein Wetter, das dem Dulder gefährlich werden kann. Ihr Liebestraum gleitet noch einmal vorüber. Das ist ihr Verhängnis, gleichsam das tragische 'Zuspät', daß ihr Herz schon unauslöschlich brannte, als der sturmverschlagene Mann seine Abenteuer erzählte und sich als Penelopes Gemahl zu erkennen gab. Doch er wurde ihr doppelt teuer, seit sie sein herbes Geschick kannte.

Einsam, wenn die Sterne schienen,
Rang ich oft mit meinem Schmerz,
Doch die Kraft, dem Freund zu dienen,
Strömte Balsam in mein Herz.
Ihm die Heimkehr zu erringen
Zu des teuren Eilands Bucht,
Wob ich, ach, des Segels Schwingen
Für des eignen Glückes Flucht.

Sie bietet sich als Opfer an, um den Zorn des Erdumfassers zu stillen.

Sieh, und wie die Flut mit Kochen
Über ihr zusammenschwillt,
Ist der alte Fluch gebrochen,
Ist des Gottes Zorn gestillt.
Bei des Mondesaufgangs Helle
Schimmernd liegt die Tiefe da,
Und den Dulder trägt die Welle
Sanft im Schlaf nach Ithaka.

Geibel hat wie Goethe seiner 'Iphigenie' dem Stoffe eine modern christliche Färbung gegeben, wenn er seine Nausikaa zu Poseidon sagen läßt: 'Göttervorrecht ist vergeben', und wenn sie glaubt, durch ihren Opfertod den Zorn des Gottes versöhnen zu können zugunsten eines, den sie nicht lieben kann und darf.

Auch im 'Herakles auf dem Öta' ist trotz der heidnischen Sage das christliche Element vorherrschend. In einem Monologe schildert Herakles seine Gedanken in seiner letzten Stunde auf dem Öta. Er muß durch die ungerechte Eifersucht seiner Gattin Dejanira sterben. Doch der Göttervater hat auch dies dem in Sterblichkeit Geborenen zum Heil verordnet und zieht durch Leid und Hitze in seine Klarheit nach ihn, den er liebt, weil er den Göttervater sucht, ein christlicher Gedanke, dessen Wahrheit der Dichter an sich selbst erfahren hat. Wenn Herakles den Göttervater noch um Größeres preist:

Da gabst du mir's, durch alles Irrsals Graus
Das Walten deiner Segenshand zu ahnen,

so ist auch dies eine christliche, dem leiderprobten Dichter vertraute Vorstellung. An Schillers Schlußstrophe in 'Ideal und Leben' klingt der Geibelsche Schluß an.

Auch 'Der Tod des Perikles' ist wie 'Herakles auf dem Öta' ein Monolog des sterbenden Perikles mit Rückblick auf das vergangene Leben. Man spürt, daß eigenes Erleben und Begeisterung

für Athen, das Juwel von Hellas, in Verse voll Wohlklang und in lang dahinrollende Perioden gebannt ist.

Versinkend blickt der Tag
Aus goldenen Wimpern über Salamis,
Und kühler vom Piräus weht's herauf.

Hat er nicht in den Jahren seines griechischen Aufenthalts so die Sonnenuntergänge und 'die Welt von Schönheit, aufgeblüht in Stein und Erz' als Zeugin von Perikles' Größe bewundert! Perikles ist es nicht vergönnt, für seine Stadt zu sterben, in der die Pest rast. Sein Schicksal, jetzt lautlos dahingerafft zu werden, erscheint ihm als gerechte Buße für seine einstige Überhebung. Er kann aber willig zu den Schatten gehen, weil er die flüchtige Stunde benutzte, um in Athen jeder Kraft ihr höchstes Ziel zu enthüllen. Höher als diese Charakterbilder und poetischen Gemälde steht das mit Recht als Perle der Epigonenliteratur gerühmte, zur Deklamation wie geschaffene Glanzstück 'Der Tod des Tiberius'. Poetische Erzählung vereinigt sich mit Charakterschilderung und Einblick in große welthistorische Zusammenhänge. Man muß die Erfindungsgabe des Dichters bewundern, wie er auf engstem Raume, anknüpfend an den Tod des Tiberius, der ein Vorbild des in gottloser Verderbnis untergehenden heidnischen Weltreiches ist, ganz ungezwungen den Vorhang der Zukunft lüftet, um uns das Morgenrot des Christentums und die noch ungeschwächten, an Treue und Wahrheit festhaltenden Deutschen als Erben der Welt zu zeigen. Gewaltigere Kontraste sind wohl kaum einander gegenübergestellt worden. Der sterbende Tyrann wird uns in seiner ganzen Leidenschaft vorgeführt. Verlassen von den Seinen, hat er nur den Arzt, dem er erzählen kann, wie er der geworden ist, der er ist. Uns durchschauert es, zu hören, wie er mit den Gespenstern seines bösen Gewissens ringt. Wir sehen aber nicht bloß in den Abgrund des Menschenherzens, das den Glauben an die sittlichen Mächte des Lebens verloren hat, sondern auch in die zum Sterben reife Zeit. Nichtswürdig sind dem Tyrannen die Menschen alle. Der Sterbende setzt die Rachegeister und das Verderben zu Erben ein — ein schauriges Bild der Selbsterkenntnis — und schleudert sein Zepter in die Nacht hinaus. Trefflich hat der Dichter den Übergang zum zweiten Teil vermittelt. Ein deutscher Krieger, der am Palaste Wache hält, hebt — ein symbolisches Zeichen — das Zepter der Herrschaft auf. Er, der in der dem Germanen eigenen träumerischen Sehnsucht an sein Weib und seine Kinder und an seine treuen Genossen denkt, ist ein Bild der deutschen Treue und Ehrenhaftigkeit, kräftig, blühend — welch Gegenbild zu dem entstellten, unter Flüchen in Verzweiflung sterbenden Tyrannen, ebenso wie der Dulder im Morgenlande, an dessen Kreuz dieser Krieger auch einst Wache gestanden hatte, der Dulder, in dessen Blick die Fülle des Segens lag. Nicht bloß die meisterhafte Komposition,

sondern auch die dramatisch bewegte Sprache in der schauerlichen Beichte des Sterbenden, der Zauber des bildlichen Ausdrucks und der Formvollendung und vor allem der Schluß mit dem Ausblick in weite historische Fernen machen den Eindruck wirklich hoher Poesie.

Das beste Seelengemälde ist wohl das des 'Judas Ischariot' (V, 3 ff.), dessen Charakter und Beweggründe zum Verrate Jesu in den Evangelien in einem undeutlichen Lichte schwanken. Schon Klopstock hat in seinem Messias versucht, diese Gestalt dichterisch darzustellen. Im dritten Gesange läßt er den Satan dem Judas einen aufreizenden Traum schicken. In ihm erscheint der tote Vater des Judas und klagt, daß Jesus die anderen elf Jünger bevorzuge und ihnen die besten Reiche schenke. Er rät ihm, zum Scheine Jesus zu verraten, damit dieser gezwungen werde, seine Macht zu offenbaren. Ist es bei Klopstock nur persönlicher Neid verbunden mit Herrschsucht, die Judas zum Handeln treiben, so hebt Geibel diese Andeutungen in eine höhere Sphäre. In der konzentrierten Form eines Monologs gibt er ein kleines Monodrama. Judas ist es kein Zweifel mehr, daß er es ist, der Verheißene, der Wunder tut. Aus seinem Auge trifft ihn der Glanz der Ewigkeit. Und doch stürmt ihm sein Herz nicht entgegen. Schon ehe der Verheißene erschien, hatte Judas sich in stolzen Träumen gewiegt. Er sah die Römeradler vor ihm in den Staub sinken und sich selbst in Purpur. Er war eine Natur wie Wallenstein, der wie dieser die Fremdlinge haßte und der, von Ehrgeiz getrieben, sich zum Retter seines Volkes machen wollte. Und als der Leu vom Stamme Juda mit seinen Taten die Welt erfüllte, kam, was auf seines Wesens Grund lag, nach oben:

. . . brünstige Sehnsucht
Nach Heil für mich und für mein duldend Volk,
Ehrgeiz'ger Wunsch, getäuschten Stolzes Grimm, . . .

Judas, der sich auf einen Helden wie Saul bereitet hatte, der die Seelen zum heiligen Krieg entflammte, fand ihn ganz Demut, holdselige Sanftmut. Sein unruhiger Geist ward in Jesu Nähe nur auf Augenblicke besänftigt. Er wurde der Versucher, der ihm vom Bergesgipfel das Land verheißend zeigte, das seines Fürsten harrte. Jedoch des Heilandes drohendes: Hinweg, Versucher! schied ihn für immer von ihm. Der tiefste Kern des Judas war von Jesu göttlichem Wesen nicht berührt und konnte auch nicht berührt werden, da Jesus nur reine Menschenliebe, Judas nur Eigenliebe kannte. Das Gute, das in Judas' Seele schlummert, die Liebe zu seinem Volke, wird überwuchert von hochfahrenden Gedanken der Selbsterhöhung. Durch ein unerhörtes Wagnis will er das angefangene Werk nach seinem Sinn ins Gleis rücken oder — fügt's sich nicht — es zerbrechen. So wächst der Charakter des Judas wie der Wallensteins ins Dämonische. — Auf engstem Raume entfaltet sich hier ein Menschenschicksal.

Die fünffüßigen Jamben des Monologs sind in einer durchaus edlen, dem Gegenstande angemessenen Sprache gehalten.

Man sollte es kaum vermuten, daß über das Leben des Dichters zarter Liebe, frommer Gefühle und großer Geschichtsbilder, dessen Wesen etwas Feierliches an sich trug, auch der Humor seinen farbigen Bogen gespannt habe. Besonders seine 'Seeräubergeschichte' (IV, 72) verdient hier genannt zu werden. Sie schildert vortrefflich die behagliche Art des Seemannsvolkes seiner Heimat und seinen launigen, durch nichts aus der Fassung zu bringenden Gleichmut in der breit ausmalenden Manier, die an die Fritz Reuters erinnert. Ein alter Seebär erzählt von dem lübischen Kapitän Jochen Schütt und der großen Gefahr, in der das lübische Schiff durch Seeräuber schwebte. Man ist in Spannung, wie dies Abenteuer ablaufen wird. Da täuscht der Kapitän die Seeräuber, indem er sich rauchend auf ein Pulverfaß setzt, das aber nur Rübsamen enthält. Die dankbare Gesinnung dieses kernigen Mannes gegen Gott hebt die Geschichte aus dem Drastischen in eine höhere Sphäre. Sie ist durch ihre ganze Anlage wie durch die geschickt nachgeahmte, derbe Seemannssprache und ihren drastischen Humor ein kleines Meisterstück der Erzählungskunst.

Die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums — eine Kulturfrage

von

Hermann Rothe

> Der Prüfstein der neueren Nationen ist ihr Gefühl des Altertums. W. v. Humboldt.
> *Σὺ δ' οὐ θάνες, ἐσσὶ γὰρ ἀεί.* Kallimachos.

Schwere Zeiten sind über unser Vaterland hereingebrochen; einen furchtbaren Kampf voll blutiger schrecklicher Opfer haben uns unsere Gegner aufgezwungen. Siegreich kämpft das Volk im Feld wie in der Heimat für seine Existenz und seine Weltstellung, seine Freiheit und sein Selbstbestimmungsrecht, seine Kultur und sein Deutschtum.

Als der Krieg ausbrach, stand ganz Deutschland in ungeahnter Einmütigkeit zum Kampfe auf, und hoch gingen die Wogen der Begeisterung, die Umwertung aller Werte begann. Nun sind mehr als neun Monate ins Land gezogen — die Begeisterung verflog, die Hochflut des nationalen Empfindens, in deren Strudel wir uns alle voll Jubel und

Stolz hineinziehen ließen, ist abgeebbt, und in dem gewohnten Bett fließt der breite Strom unseres Lebens dahin. Der Alltag hat wieder sein Recht, und mit ihm kehrte bei uns ein die ruhige Besinnung, Einkehr in uns und die Bedeutung unserer Lebensaufgaben und die Kritik.

So sehr wir noch im unmittelbaren Banne des großen Kriegs stehen, so lehrt er uns doch schon jetzt die neuen erweiterten Aufgaben deutlich sehen, die er unserm Volke stellt. Am eindringlichsten heben sich heute für uns politische und wirtschaftliche Probleme heraus, deren Lösung durch unsere leitenden Männer eine nationale Notwendigkeit bildet.

Aber wenn wir unser ganzes Leben und seine Einrichtungen und Zustände unter dem Gesichtspunkt betrachten, ob sie den Bedürfnissen und Forderungen der deutschen Gegenwart und Zukunft entsprechen, so stehen wir schließlich auf allen Gebieten unseres Daseins vor wichtigen Fragen, die erörtert und beantwortet werden wollen. Denn das ist das weltgeschichtlich Große an dem 'Deutschen Kriege', daß er nicht bloß die Tore einer vergangenen Epoche schließt, sondern daß eine ganz neue Zeit menschlichen Seins sich aus ihm unter schweren Kämpfen und Leiden hervorringt. *Πόλεμος πατὴρ πάντων.* So ist, mit Goethe zu reden, auch unsere Zeit eine Zeit der Forderungen.

Eine der schwersten und wichtigsten Fragen, die auch scharfe Kämpfe auslösen wird und schon jetzt trotz des heißesten Kriegsgetümmels Beachtung verdient, ist die Kulturfrage[1]. Sie ist um so bedeutungsvoller, als sie tief in den Streit um die Gestaltung des höheren Schulwesens eingreift[2].

Zweifellos erleben wir heute eine nationale Renaissance. 'Deutschland, Deutschland über alles!' Mit welcher Inbrunst und welchem Verständnis singen wir das Lied! Wir besinnen uns auf uns selbst und unsere nationalen Güter und suchen allen fremden Flitter und Tand abzustreifen, mit dem wir, Sklaven und Anbeter des Auslandes, uns behängt hatten. *Cives Germanici sumus!* Wir wollen uns dessen freuen und stolz sein, daß wir uns als Deutsche fühlen und vaterländische Interessen unser ganzes Sein und Denken beherrschen. Aber wenn es in der Volksseele brodelt und gärt, werden auch viele Stoffe aus der Tiefe mitaufgewirbelt, die als überflüssiger und schädlicher Schaum zu werten und abzuschöpfen sind.

'Unser Volkstum und die Antike — ein schroffer Gegensatz!' Abermals erhebt sich mit leidenschaftlicher Stärke und einem Schein des Rechts dieser Kampfruf, der seit 1890 nie so recht verklungen ist. Die Angriffe gegen das humanistische Gymnasium, den alten

[1] Angeschnitten hat sie bereits Troeltsch in seinem Aufsatz 'Imperialismus'. Die neue Rundschau XXVI. (1915) S. 1—14.

[2] Über diesen Zusammenhang gilt noch heute, was Treitschke, Die Zukunft des deutschen Gymnasiums. Lpz. 1890 S. 81 sagt: 'Die Frage ist ernst, sie berührt die Wurzeln aller Kultur, die Lebensbedingungen des Volkscharakters.'

Träger und Vermittler der antiken Geistesschätze, mehren sich wider[1]). Da ertönt abermals der Ruf nach technischer Bildung unserer Jugend[2]), das 'englische Gymnasium' ist eine andere Forderung, von deren Erfüllung das Seelenheit unserer Nation abzuhängen scheint[3]). Andern wider ist die 'höhere Nationalschule' die Schulgattung, welche 'die durch die Taten unserer führenden Geister mühsam errungene Einheit gewährleistet' und 'den Höhestand unserer Geisteskultur behaupten und fruchtbar weiterentwickeln kann'[4]). Alle Anstürme gegen den Humanismus finden ihren schroffsten und extremsten Ausdruck in der Forderung, alle in Ostpreußen zerstörten Gymnasien als Realanstalten wider aufzubauen[5]). Eggerdings Wunsch, die Not der Zeit möge das traurige Schauspiel unmöglich machen, welches der Kampf der Humanisten und der Germanisten[6]) um die höhere deutsche Jugendbildung bietet, erfüllt sich nicht.

Es erscheint vermessen und unpatriotisch, in einer so kampferfüllten und national hochgespannten Zeit ein Wort für die Schule einzulegen, die den Geist der Antike pflegt und behütet; aber es sei gewagt! *Τρεῖν μ'οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη.* Gilt es doch den Kampf für eine lebende Macht.

Wie steht nun das humanistische Gymnasium zu den gewaltigen Ereignissen des 'Deutschen Krieges' und den Folgerungen, die wir aus ihm ziehen müssen?

Ungeahnte Erfolge haben Heer und Flotte durch ihre Disziplin und Opferfreudigkeit, durch den Geist, der Führer und Mann adelt, unserm geliebten Vaterland erkämpft, umbrandet von einem Meer von Haß und Vernichtungswut, steht es mächtiger da denn je. Die Technik erringt Siege, wie man sie nie für möglich hielt. Neben den politischen sind es wirtschaftliche Fragen, die unser Volk bis in seine weitesten Kreise beherrschen; das Zeitalter des homo oeconomicus scheint angebrochen zu sein. Menschlicher Voraussicht nach geht nach dem Friedensschluß eine schönere, strahlendere Sonne am politischen Himmel Deutschlands auf. Denn mögen die Friedensverhandlungen 'verlaufen wie sie wollen; sie werden, sie müssen unserm Reiche eine Erweiterung seiner Macht und seines Gebietes bringen, die uns die Möglichkeit gibt, unsere Friedensarbeit in dauernder Sicherheit und Ruhe zu tun.

---

[1]) Vgl. Sprengel, Deutsche Geistesbildung. Frankfurter Schulzeitung 1914 Nr. 18, 19, 20; dazu das Wort der Abwehr von Ankel, Vom 'Mittelpunkt des Unterrichts' auf dem humanistischen Gymnasium. M. f. h. Sch. XIV (1915) S. 65—74. Eickhoff, Was lehrt uns der Krieg? Z. f. d. Ref. d. höh. Schul. XXVI (1914) Nr. 4 S. 49—51; Burdach, Über deutsche Erziehung mit Nachwort und Ausblick. Z. f. d d. U. XXVIII (1914) S. 657—678; vgl. auch Pahncke, Zur Lage des Geschichtsunterrichtes in den Oberklassen des Gymnasiums. M. f. h. Sch. XIV (1915) S. 173—181.

[2]) Eickhoff S. 49 f.

[3]) Eickhoff S. 50.

[4]) Sprengel Nr. 19 S. 155.

[5]) Vgl. Hönn, Der Weltkrieg im Unterricht. Gotha (Perthes) 1915 S. 88.

[6]) Eggerding, Die Feuerprobe des humanistischen Gymnasiums. Grenzboten 1914 Nr. 40 S. 27.

Wenn wir an die Erfüllung imperialistischer Träume denken, so schwebt uns nicht der englische, alle freie Entwicklung nichtenglischer Länder erstickende Imperialismus, nicht ein deutsches Weltreich an Stelle des englischen vor[1]), sondern wir treten damit ein für die Erfüllung der nationalen Forderungen, die unserm Volke die politische, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft verbürgen: 1. Sicherung von Absatzmärkten für unsere Industrieerzeugnisse, 2. Gewinn von Rohstoffgebieten, die von fremden Mächten unabhängig sind, 3. Erwerb von Boden, auf dem einmal in Zeiten großen völkischen Wachstums der Bevölkerungsüberschuß ein neues deutsches Vaterland finden kann[2]).

Unser Vaterland wird sich ausbreiten, da es Sieger bleibt in dem schon Jahrtausende alten Kampf der Völker um Macht und Raum. Aber in dieser Expansion, so notwendig und natürlich sie ist, liegt auch eine Gefahr. Das Wachstum in die Breite kann eines Volkes Leben und Bedeutung nicht ausmachen, es führt leicht zur Verflachung und zur Geringschätzung der Aufgaben, welche die Kultur an uns stellt und deren Vernachlässigung für uns und die Menschheit geistigen Tod und als Folge davon geistigen Rückgang bedeutet. Ein Staat ringt um Macht nicht der Macht wegen, sondern der Endzweck seines Seins und seines Wachsens ist die Lösung kultureller Probleme: 'Der Staat bedeutet den ersten Diener der Kultur[3]).' Nur geistige Kräfte können Völker jung erhalten und sie auch politisch stark machen. Wir dürfen gerade jetzt, wo sich unsere Macht in so wunderbarer Weise bewährt und wir um die dauernde Anerkennung unserer Weltstellung Opfer über Opfer bringen, nicht vergessen, daß 'wie der Mensch so auch die Nation eine Seele hat und daß am letzten Ende bei Individuen wie bei Nationen diese Seele das allein Wertvolle ist[4]). Wir müssen also notwendig der Macht einen Inhalt geben, indem wir in der Tiefe Wurzel schlagen und unsere extensive Ausbreitung durch intensive Arbeit an uns selbst sichern. Erst das Ineinandergreifen und der Zusammenhang

---

[1]) Vgl. die Worte unseres Kaisers zu Ganghofer: 'Wenn man im Ausland von mir sagt, ich hätte die Absicht, ein Weltreich zu gründen, so ist das der heiterste Unsinn, der je über mich geredet wurde'. Ganghofer, Reise zur deutschen Front 1915 S. 88. Wie unser Kaiser sich das deutsche Weltreich träumt, hat er bereits am 22. März 1905 sehr klar gesagt. Seine Gedanken klingen aus in das Dichterwort: 'Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt.' Reden Bd. 3 S. 242 Recl.

[2]) Troeltsch S. 8 erklärt: 'Für einen deutschen Imperialismus fehlen . . . die realpolitischen Voraussetzungen.' Er zieht daraus die Folgerung: 'Es kann aus realpolitischen Gründen überhaupt nur an Erhaltung und Festigung, wirtschaftliche und koloniale Ausbreitung, militärische Garantien, aber nicht an eine wesentlich veränderte Gesamtstellung gedacht werden' (S. 8 f.). Er verkennt dabei zweierlei: 1. daß wir in diesem schwersten aller Kriege um die Weltmachtstellung kämpfen, in die unser Reich unter der Führung unseres Kaisers hineinwachsen mußte (vgl. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart. Leipzig 1914 S. 75 f.; Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Stuttgart und Berlin 1914 S. 102); 2. daß Expansion im Wesen des Großstaates liegt (Kjellén S. 199; Ruedorffer S. 26).

[3]) Hellpach, Deutschlands österreichisches Gesicht. Das Größere Deutschland 1915 H. 19 S. 623.

[4]) Lagarde, Deutsche Schriften. Göttingen 1891. S. 289 f.

der quantitativen Ausdehnung und des qualitativen innerlichen Fortschrittes macht unsere Nation groß.

Was unser Volk danach am nötigsten braucht, ist eine dauernde Verinnerlichung der nationalen und geistigen Widergeburt, die wir bei Ausbruch des Krieges erlebten, — ich betone der geistigen, nicht bloß der nationalen Widergeburt, denn es fielen auch Schlacken von uns ab, die das Ideal und Altgemeinmenschliche in unsern Seelen zu töten drohten. Wir können in den Bahnen der nationalen und geistigen Höhe nur weiterwandeln, indem wir unser geistiges Leben vertiefen und uns in kulturelle Aufgaben wersenken. Ein 'Imperialismus der Idee' gebe dem 'Imperialismus der Macht' seine sittliche Grundlage und seinen inneren Gehalt. Die Macht, die schon heute im Kriege unsere Überlegenheit über unsere Feinde sichert, wird uns auch in Zukunft unsere Weltstellung erhalten. Nicht die Zahl der Bajonette und das kaliber der Geschütze entscheidet, sondern der gebändigte und geadelte Wille, der die Armeen beseelt, und die geistigen Kräfte, die sie führen. Der Sauerteig aller Entwicklung in die Tiefe und in die Höhe ist der Geist, nicht die Materie.

Wenn wir so an unserer geistigen Vervollkommnung arbeiten, dienen wir am besten der Erfüllung der Menschheitsidee, die unsere welthistorische Mission bedeutet, und machen am reinsten das Dichterwort wahr, zu dem sich unser Kaiser einst bekannte, daß am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen solle[1]). Denn die Bedeutung eines Volkes beruht auf seinem Werte für die Menschheit. Gewiß hat Sprengel recht, wenn er betont, große menschliche Kultur sei völkisch bestimmt[2]). Aber dieser völkische Einschlag geht so weit über das National-Gebundene hinaus, daß ein Allgemeinmenschliches, Übernationales sich daraus entwickelt und als lebenspendende Kraft für alle Kulturvölker und für alle Zukunft wirkt. Das ist ja an der griechischen und an der deutschen Geistesgeschichte das weltgeschichtlich Bedeutsame, daß sie aus ihren völkischen Bedingtheiten und Eigenarten heraus Ewigkeitswerte für die gesamte Kulturwelt schufen. Wollen wir die aber messen nach materiellen Gütern und nur mit nationalem Maßstabe, so hat unser Kaiser das schöne, inhaltschwere Wort umsonst gesprochen: 'Wir sind das Salz der Erde, aber wir müssen dessen auch würdig sein[3]).' Geistige Momente sind es, — Bismarck würde sie Imponderabilien nennen — die uns zu der großen welthistorischen Aufgabe befähigen, den Menschen als solchen Segen und Frieden zu bringen. Wir Deutschen sind nicht ein Volk brutaler Welteroberer, sondern der Kulturpioniere, der Pfadfinder des Geistes.

Rom verging, Hellas lebt heute noch, d. h. der Kulturgedanke siegte über den reinen, extremen Imperialismus der Macht. Man sagt aber doch, das Altertum sei tot, unsere Kultur sei selbständig genug geworden, um aus eigner Kraft sich weiterentwickeln zu können.

---

[1]) Reden Bd. IV S. 88 Recl.
[2]) Nr. 18 S. 147 Sp. 2.
[3]) Reden Bd. III S. 243 Recl., vgl. auch S. 242

Und doch lebt es, gleichwie den Alten ihre Toten lebten, deren Gräber sie an den Straßen errichteten, an welchen das Leben vorüberflutete[1]). Gerade seitdem das helle Licht der Wissenschaft den fast überirdischen Glanz, der noch für Goethe und seine Zeit über der Griechenwelt lag, weggelöscht und ihr Leben in seiner ganzen Menschlichkeit nnd Natürlichkeit enthüllt hat, erkennen wir immer deutlicher, daß ihre Schöpfungen in einfachem und klarem Grundriß die inhaltlichen Grundelemente bilden, aus denen die menschliche Kultur überhaupt sich aufbaut. Freilich haben die Griechen (ebensowenig wie die Römer) nicht die Wunder der Technik geschaffen, die wir heute mit Hochachtung und Bewunderung anstaunen, aber das muß doch anerkannt werden, daß sie in den exakten Wissenschaften bei aller Rückständigkeit ihres Schaffens, die Probleme meistens richtig und zum Teil fein aufgefaßt' haben[2]). Und so sind die Griechen nicht, wie Burdach (S. 660) meint, 'eine eigentümliche Erscheinung in der allgemeinmenschlichen Entwicklung wie jede andere', sondern eine einzigartige weltgeschichtliche Macht.

Gerade wer das Geheimnis der Individualität achtet und in ihm das unverbrüchliche Gesetz aller Entwicklung sieht, muß auch an das Fortleben der Antike glauben und die Pflege ihrer Schöpfungen fordern. Je feiner die Fäden sind, die gerade unser deutsches Kulturleben mit dem Hellenentum verbinden, desto unentbehrlicher und kostbarer sind sie für unsere Weiterentwicklung. Im übrigen: 'Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.'

Der Geist des ewig jungen Hellas soll gerade heute dazu beitragen, daß unser Volk auch weiterhin Höhenluft atmen kann. Will jemand behaupten, daß die erschütternden Ereignisse, die unser Volk und alle Welt bis in die innersten Tiefen erbeben lassen, den Zusammenhang zwischen unserer geistigen Struktur und den Fäden, die das antike Geistesschaffen hineinwebte, zerrissen haben? Daß das humanistische Gymnasium eine überlebte Schulgattung sei, die ihre Aufgabe, der Nation zu dienen, nicht erfüllt habe oder sie nicht mehr erfüllen könne?

Nein, wenn auch das Altertum keinen Weltkrieg kannte, sein Geist wird auch fernerhin eine Stätte der Pflege und Verehrung bei uns finden müssen, jetzt um so mehr! Das humanistische Gymnasium wird in dem Kulturkampf, den unser Volk durchzufechten hat, eine entscheidende Rolle spielen. Es ist eine Macht, die den Geist unserer

---

[1]) Vgl. Goethe, Italienische Reise. Werke Bd. 14 S. 54; Heinemann: 'Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her..... Mir war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend.'

[2]) Schopenhauer bei Eymer, Artur Schopenhauer über den Wert der Antike für die Geistesbildung. N. J. XVIII (1915 II S. 127 f. Vgl. auch Heiberg, Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum Lpz. 1912 (ANuG. 370) Vorwort.

Schüler tief durchfurcht. Es zieht eine Schicht von Volksgenossen[1]) heran, die Einkehr, und zwar anhaltende und intime, bei den Alten, besonders bei den Griechen hält, in dem Bewußtsein, daß ihre Schöpfungen die eine wichtige Quelle unserer Kultur ist. Es führt sie zurück zu dem Volke, das von der Vorsehung begnadet war, den europäischen Geist zu schaffen, den Geist der Freiheit, der heute noch lebt und einst, wenn die mongolische Gefahr viel näher droht, den Völkern Europas erst recht zum Bewußtsein kommen wird, mehr als jetzt, wo er eigentlich nur in unserer Volksseele lebt. Wenn wir in unsern Schülern Verständnis dafür wachrufen, daß besonders die Hellenen eine wichtige weltgeschichtliche Mission in der Entwicklung des Abendlandes zu erfüllen hatten, so wollen wir sie 'das Altertum im Leben der Gegenwart' spüren lassen und die Fäden der Antike aufdecken, an die wir heute in fruchtbarer Weise unsere Eutwicklung anknüpfen können. Abgesehen davon, daß alle diese Erkenntnisse um so wertvoller sind, als wir alle bewußt oder unbewußt in unserer ganzen Anschauungsweise dem Entwicklungsgedanken huldigen und die Fähigkeit historischen Denkens hoch anschlagen[2]), dienen wir damit auch unserm gesamten Kulturleben, unserm intensiven Wachstum, dem deutschen Idealismus. Die Bildung, die das Gymnasium auf antiker Grundlage vermittelt, hat den Vorzug, national und allgemeinmenschlich zu sein, den geistigen Horizont der Schüler zu erweitern und das Verständnis für alles Geschehen im politischen und im Menschenleben zu vertiefen.

Wir denken jetzt so oft an die Zeit vor hundert Jahren, als preußischer Idealismus, in die Herzen gepflanzt von einem Kant und Fichte, den übermächtigen Eroberer aus dem deutschen Lande schlug. Der selbe Geist, der Deutschland befreite, ließ damals auch bald darauf das humanistische Gymnasium erstehen — auf der Grundlage des Humanismus, in dessen Anschauungen Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt und die gebildete und bildungsdurstige Welt damaliger Zeit aufgingen. Wenn wir nun auch heute das Griechentum nicht mehr wie sie damals als Norm und als Gesetz betrachten, sondern als Samen und belebende Kraft unserer Kultur[3]), so hat es doch noch die Wirkung,

---

[1]) Zu dem Plan, unser gesamtes höheres Schulwesen zu vereinheitlichen und ein nationales Gymnasium zu schaffen, in dem unserer Jugend gleichmäßig eine völkisch orientierte Bildung erhielte, möchte ich bemerken: 1. Kulturfortschritt beruht nicht auf Gleichheit und Uniformierung, sondern auf Ungleichheit und Individualisierung. 2. Gerade in den Unterschieden des Bildungsganges, durch den unsere Volksgenossen gehen, liegt der tiefste Grund für die Kraft und die Höhe unseres politischen und kulturellen Daseins. 3. Wir nähern uns durch die nationale Schule der Gefahr eines engherzigen Nationalismus, der 'keine freie, mannigfaltige, differenzierte, sondern nur eine schematisierte und konventionelle Nationalkultur gebrauchen' kann (Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914 S. 91). — Über die dem Gymnasium gefährlichen Mitläufer gilt noch heute, was Lagarde, Deutsche Schriften S. 93 f. sagt.

[2]) Vgl. Skupnik, Die klassische Philologie und die Naturwissenschaften. M. f. h. Sch. VIII (1909) S. 641—657.

[3]) Zielinski, Die Antike und wir. Leipzig 1911 S. 66.

uns zum Idealismus zu erziehen. Wir sollten uns die Worte des Engländers recht gründlich merken, die er vor etwa zwanzig Jahren zu einem deutschen Rechtsanwalt sagte und die uns deutlich den Weg weisen, den wir einzuschlagen haben: ‚Wir Engländer sehen mit Befremden, daß sich bei Ihnen in Deutschland ein Umschwung im Schulbetriebe zuungunsten der alten Sprachen zu vollziehen beginnt. Gerade um die eingehende Beschäftigung mit dem Lateinischen und Griechischen, wie sie auf Ihrem Gymnasium stattfindet, haben wir Sie immer beneidet. Wir sind in solchen Materialismus und solche Oberflächlichkeit in der Betrachtung der uns umgebenden Welt versunken daß ich Ihnen nur sagen kann: wenn Sie eine so materialistische, oberflächliche und rohe Generation auch bei sich großzüchten wollen, so fahren Sie auf dem betretenen Wege fort und hemmen Sie weiter den Betrieb der alten Sprachen [1])!"

Das ist das Wesentliche an der menschlichen Entwicklung, daß der Geist die Materie formt und daß der Geist ewig lebt, die Materie aber vergeht, eine Erkenntnis, die vor allem die Antike vermittelt. Sie schützt uns auch vor der ungerechten Überschätzung der Technik, die gerade heute, wo sie zum Siege so viel beiträgt, vielen Menschen als der Endzweck alles Seins erscheint. Aber sie ist nicht um ihrer selbst willen da, ebensowenig wie Kulturgeschichte einfach Geschichte der Technik bedeutet. Gewinnt die rein mechanische Weltauffassung und technische Bildung, für die sich laute Stimmen erheben, die Herrschaft über uns, so gehen wir einer Zeit der Verkümmerung und Verarmung des inneren Menschen entgegen. Wir Humanisten sind bei aller Bewunderung für die Leistungen der exakten Wissenschaften uns darüber klar, daß unser Gymnasium mit jenen Anschauungen nichts gemein hat; gerade weil unsere Arbeit in besonderm Maße der Steigerung und Vertiefung des geistigen Lebensinhaltes unseres Volkes geweiht ist, tritt sie ihnen scharf entgegen und erfüllt eine verantwortungsvolle Aufgabe für Gegenwart und Zukunft. Und wenn der ideale Geist, den wir aus der Beschäftigung mit der Antike schöpfen, dazu beiträgt, die wirtschaftlichen und innerpolitischen Kämpfe, die unsrer harren, zu veredeln und ihnen ihre Schärfe zu nehmen, so ist das abermals ein unschätzbarer Dienst, den sie unserm Vaterland erweist.

Berücksichtigt man außerdem, daß das humanistische Gymnasium etwas geschichtlich Gewordenes ist, so wird man um so weniger diese Macht mit napoleonischer Genialität wegfegen können.

Auf zwei für unsere Gegenwart und Zukunft wertvolle Gaben, die uns die klassischen Studien schenken, möchte ich noch hinweisen.

Wir pflegen auf dem Gymnasium eine Eigenschaft, die uns besonders jetzt vor den andern Völkern auszeichnet, den Sinn für Wahrheit. Ihn rühmte bereits Bismarck an den höheren Schulen [2]). Diese

[1]) Zitiert von Eggerding S. 21. Vgl. auch Schopenhauer bei Eymer S. 127 f. Vgl., was Matthias, Erlebtes und Zukunftsfragen Berlin 1913 S. 246 über die öffentliche Meinung Amerikas zu den klassischen Studien sagt. Dazu H. G. XXI 1910 S. 139 ff.

[2]) Reden Bd. XIII S 139 Recl. Vgl. S. 152.

Erziehung beginnt schon bei der Lektüre von Cäsars Gallischem Kriege und Xenophons Anabasis, die immer wider zu der Frage anregen: 'Ist das wahrscheinlich? kann das wahr sein[1])?' Sie steigert sich in den oberen Klassen bis zu der zu höchster Urteilskraft anstrebenden Wahrheitsliebe, die unsere deutsche wissenschaftliche Arbeit so groß gemacht hat.

Und dann das zweite! Wir Deutsche haben den Ruhm, andere Völker nicht bloß äußerlich zu kennen, vielmehr auch das Fremde in ihnen zu achten und das Verwandte herauszufinden und uns anzueignen. Auch hier wirkt eine jahrelange Erziehung durch das Altertum unvermerkt in uns fort. Wenn unsere Schüler einen fremden Text übersetzen, so müssen sie — ganz anders als bei neusprachlichen Texten — sich in eine fremde Psychologie hineindenken und sich in anderer Menschen Gedanken und Empfindungen hineinleben. Die psychologische Sprachbetrachtung, zu der die Unterweisung in den alten Sprachen jetzt hinführt, erzieht zu dieser Fähigkeit die einen hohen Grad innerer Selbstbefreiung mit sich bringt. Die Schüler lernen damit andern Menschen ruhiger und objektiver gegenübertreten, anderer Seelenleben feiner analysieren und bewerten: sie sehen mehr von ihrem eigenen Ich ab und machen sich eher von subjektiven Vorstellungen frei. Und seitdem wir überall den Klassizismus überwunden haben, ist die Gefahr der Nachahmung bei dem Verkehr mit Engländern und Franzosen größer. Diese innere Freiheit, ein Korrelat unseres Individualismus, sichert uns schließlich die moralischen Eroberungen, die wir in der Welt noch zu machen gedenken, um sie von der Lauterkeit unseres Wesens und der Hoheit unserer Ziele zu überzeugen. Wir sind in Wahrheit das Volk der Freiheit. Die Freiheit aber ist griechischen Geistes: auf allen Gebieten des Lebens sehen wir den Hellenen um die Loslösung aus der Gebundenheit ringen. Unser Volk sollte es nie vergessen, wie feine Fäden die Weltgeschichte zwischen uns und Hellas gesponnen hat, und daß eben dies der Segen der Antike auch für uns ist: sie macht geistig frei. In diesem Geiste erzieht das humanistische Gymnasium seine Zöglinge[2]).

Wir Humanisten sehen die Vollendung menschlicher Kultur nicht hinter uns, sondern sie liegt als ewige Aufgabe des Menschengeschlechts vor uns[3]). Und so sehr wir ihre erzeugenden Kräfte auch aus der

---

[1]) Vgl. zu Cäsar besonders Huber, Die Glaubwürdigkeit Cäsars in seinem Bericht über den Gallischen Krieg. Bamberg 1914; Delbrück, Geschichte der Kriegskunst. T. I. Das Altertum. Berlin 1908 ² S. 477 ff. Zu Xenophon: Vollbrecht, Über den Wert von Xenophons Anabasis als Geschichtsquelle. Festschrift der 48. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner. Altona 1905 S. 55—72. Besonders fruchtbar für diesen Gesichtspunkt läßt sich der Anabasisunterricht gestalten, wenn man den Jungen Plutarchs Artaxerxes in der Recl. Übersetzung und Xen. Hell. II 1, 8 f., 13, 15 und III 1, 2 hektographiert in die Hand gibt.

[2]) Als praktisches Beispiel vgl. Müller, Zur Methodik des griechischen Unterrichts. Beilage zum Progr. Kgl. Auguste-Viktoria-Gymn. Posen 1911 S. 34 f.

[3]) Natorp, Was uns die Griechen sind. Marburg 1901 S. 12.

Kultur von Hellas (und Rom) schöpfen, ebenso deutlich erkennen wir auch, daß das deutsche Volk aus Eigenem Kulturwerte geschaffen hat, die die andere Grundlage unseres nationalen und geistigen Lebens bilden. Daher sehen wir auch die Notwendigkeit ein — und ziehen die Konsequenzen daraus — unsern Schülern das Auge für die deutschen Quellen unserer Gegenwart zu schärfen und sie in die deutsche Art der Vergangenheit einzuführen[1]). Das Gymnasium von 1915 ist nicht mehr das von 1890. Es hat einen starken nationalen Einschlag erhalten und ruht auf der nationalen Basis, die der Kaiser ihm 1890 wünschte[2]). Und doch steht und muß fernerhin das klassische Altertum und seine Geistesarbeit im Mittelpunkte seines Unterrichts stehen, und die alten Sprachen mit ihrem hohen Bildungswerte müssen seine beiden Grundpfeiler bleiben.

Dabei liegt es uns fern, das klassische Bildungsideal auf unser heimisches Volkstum aufzupfropfen. Denn die Antike lehrt uns unter anderm auch das eine: ein Volk kann die Welt nur mit dem bereichern, was es zu seinem geistigen Eigentum gemacht oder was es an Eigenem aus eigener Kraft geschaffen hat. Darin sehe ich einen besonderen Vorzug des humanistischen Gymnasiums, der besonders uns für alle Zeit die geistige und kulturelle Führung verbürgt, daß es die Erkenntnis der deutschen Grundlage unserer Kultur an das antike Geisteserbe anknüpft[3]).

Daß unser deutsches Volkstum und die Antike Gegensätze sein sollen, wird zwar oft behauptet, aber nicht bewiesen[4]). Wir Deutsche sollten die Güter, die uns die Griechen hinterlassen haben, nicht um ein Linsengericht verschachern. Denn keines Volkes Geistesleben ist so innig mit dem Kulturgehalt der Antike vermählt und von den Schöpfungen griechischen Geistes befruchtet wie das der Deutschen. 'Die Sache liegt so, daß die deutsche Nation die einzige ist, für deren Kultur das Griechische ein Lebensinteresse bedeutet; . . . wir allein würden mit dem Griechischen zugleich ein Stück unserer selbst verlieren.' 'Seit der großen römischen Dichtung ist in Goethe zum erstenmal das Griechische wiedergeboren worden[5]).' Und so nützt uns das Gut des Griechenvolkes nicht, weil es überhaupt ein Gut ist, sondern nur, weil es uns ein Gut ist[6]). Diese Tatsache allein sollte uns davor bewahren, den antiken Einschlag in unserm Kulturleben als Ballast

---

[1]) Anregungen, wie die nationalen Werte auf dem Gymnasium vertieft werden können, gibt Schmidt, Der Krieg und das humanistische Gymnasium. Neue Wege und Ziele. N. J. XVIII (1915) II S. 152—158.

[2]) Reden Bd. I S. 156 Recl.

[3]) Das humanistische Gymnasium leistet also tatsächlich in besonderem Maße, was Lorentz, Humanisten und Germanisten, Grenzboten 1913 Nr. 52 S. 594 von allen höheren Schulen fordert: 'wissenschaftlich begründetes Verständnis für die deutsche Gegenwart'.

[4]) Vgl. dazu Immisch, Munera Martis. N. J. XVIII (1915) II S. 167 f.

[5]) Leo, Die Bedeutung des Griechischen für die deutsche Kultur. N. J. XVI (1913) II S. 58.

[6]) Vgl. Lagarde, Deutsche Schriften S. 312.

anzusehen, den man ohne Schaden für unser geistiges Schaffen über Bord werfen könne [1]).

Und es gibt auch Stimmen, die vor solcher Verkennung der unsterblichen Kräfte der Weltgeschichte warnen [2]).

Daß gerade wir Deutsche das Griechentum neu entdeckten und ein so starkes Anlehnungsbedürfnis daran haben, verdient eine genauere Erklärung. Nur ein deutscher Dichter konnte es sein, der eine Dichtung wie die 'Iphigenie' schuf, nur ein deutscher Maler war imstande, das Bild der Iphigenie, 'das Land der Griechen mit der Seele suchend', zu malen. Es ist, als verkörperten die beiden künstlerischen Schöpfungen die Sehnsucht der deutschen Seele nach der einen Heimat, nach Hellas. Freilich nicht immer suchten wir das Land der Griechen mit der Seele, sondern vor allem dann, wenn eine Zeit der Selbstbesinnung über uns kam und die Öde materialistischer Auffassung alles Seins überwunden wurde von den zarten Regungen idealer Lebensanschauung. Es ist kein Zufall, daß besonders in den letzten Jahren, die uns immer freier werden sahen von materialistischer, das Leben nur nach Äußerlichkeiten bewertender Anschauung [3]), weite Kreise unseres Volkes ihr Interesse den Erzeugnissen griechischer Philosophie und Literatur zuwandten und zu ihnen ein innerliches Verhältnis zu gewinnen suchten [4]). Und es ist auch keine schlechte Empfehlung für die Antike, daß Alexander von Gleichen-Rußwurm mit seinem an einen Stoff aus der griechischen Geschichte angelehnten 'Spiel für ernste Zeit' 'Feinde ringsum!' reichen Beifall gefunden hat, daß er es überhaupt wagte, 'menschliche Größe an Ereignissen der Vergangenheit zu messen' (Sprengel), daß sein Stück den Grundton für den griechischen Abend in Stuttgart abgab [5]). Wie Niebuhr politisch Griechenland das Deutschland des Altertums genannt hat, so sind wir auch geistig das moderne Griechenvolk.

Die Frage nach dem Grunde, weshalb man uns allenthalben in der Welt nicht liebt, hat sehr viel zur Einsicht in unser Wesen beigetragen, sie erklärt, wie wir dem griechischen Geiste so nahe kommen konnten. Wir Deutsche sehnen uns alle bewußt oder

---

[1]) Selbst ein Gegner des humanistischen Gymnasiums wie Riedler muß zugeben, daß 'der Geist des Altertums durch deutsche Denker und Dichter längst lebendig in deutsches Wesen umgesetzt worden ist'. Rede zur Feier der Jahrhundertwende 1900 S. 16; dazu Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. München 1911 S. 384ff.

[2]) Hildebrandt, Künftige Jugendbildung. Voss. Zeit. 1915 Nr. 233 1. Beilage.

[3]) Symptomatisch ist Euckens Buch 'Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Neue Grundlegung einer Weltanschauung. Leigzig 1897'. Ebenso Eucken, Sinn und Wert des Lebens.

[4]) Vgl. Immisch, Das Erbe der Alten. Sein Wert und seine Wirkung in der Gegenwart. Berlin 1911; Schönaich, Die Annäherung unserer Zeit usw. M. f. h. Sch. XI (1912) S. 417—426; Matthias a. a. O. S. 240 ff.; Lorenz S. 591.

[5]) Vgl. Voss. Ztg. 1915 Nr. 230; Heußner, Feinde ringsum. M. f. h. Sch. XIV (1915) S. 6—10.

unbewußt nach dem Ideal einer unserer Eigenart gemäßen Form [1]). ‚Dem Deutschen ist nicht daran gelegen, zusammen zu bleiben, aber doch, für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher wolle, hat so sein eigenes Fürsich, das er sich nicht gerne möchte nehmen lassen' (Goethe) [2]). Dieses Ringen um Individualität geht einer andern für uns charakteristischen Eigenschaft parallel. Wir werden nicht ohne weiteres in die Verhältnisse der uns umgebenden Welt hineingeboren, uns erscheint nichts selbstverständlich und fertig, so daß wir es wie abgegriffene, bekannte Münze gebrauchen könnten; überall suchen und schaffen wir uns selbst Probleme. ‚Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird' (Goethe). Das *θαυμάζειν*, der Ursprung alles Philosophierens, ist auch unserem Geiste eigentümlich und zwingt ihn zum Nachdenken über sich selbst, das uns umgebende Leben und die Beziehungen zwischen der äußeren Welt und dem inneren Ich. Unsere Heimat ist nicht eigentlich die Wirklichkeit, sondern das Reich der Gedanken. Diese Eigenart verliert der Deutsche auch im Kriege nicht, da muß er erst recht ‚in seiner widerspruchsvollen, ringenden Weise philosophieren über das, was er tut und was ihn bewegt' [3]). Lord Palmerstone hatte gar nicht so unrecht, wenn er vor 50 Jahren von uns, dem Volke der Dichter und Denker, sagte: ‚Die Deutschen mögen den Boden pflügen und mit den Wolken segeln; aber zum Seefahren fehlt ihnen das Genie.' Und doch fehlt in diesem Bilde noch ein bestimmter Zug, der unser Wesen erst vollständig charakterisiert. Wir sind auch Tatenmenschen, das beweist unsere Fähigkeit zu gestalten und zu organisieren. Trotz aller unserer Neigung zum Dichten und Philosophieren, trotz unseres Hanges, uns in die Welt der Ideen zu versetzen [4]), ruht unser Geist doch nicht eher, als bis er seine Träume und Gedanken der Verwirklichung nahe gerückt hat. Nur daß wir bei unserm Handeln immer wider auf Schwierigkeiten stoßen, die uns der Drang zum *θαυμάζειν* in den Weg legt. In unserer Seele ist die Kraft des Wollens und Handelns eng verankert neben der Kraft der Verinnerlichung und Vergeistigung alles Seins.

Und der Grieche? Bedeutet nicht seine ganze Geschichte ein Ringen um die Form [5])? Auch er sucht Übereinstimmung zwischen

---

[1]) Hensel, Wir und das Ausland. Süddeutsche Monatshefte XII Januar 1915 S. 463.

[2]) Wie gut kannte doch Goethe, der Entdecker der Griechen, seine Deutschen! ‚Deutsche gehen nicht zugrunde wie die Juden, weil es lauter Individuen sind.'

[3]) Diese sehr feine Beobachtung begründet Koelsch, Der Fremdling auf Erden im Feldpostbrief. Voss. Ztg. 1915 Nr. 236 (Beilage) durch Feldpostbriefe deutscher Soldaten.

[4]) Oder wegen dieser Neigungen? ‚Sie (die Deutschen) sind, nicht trotzdem, sondern weil sie träumen, durstig nach Taten.' Lagarde, Deutsche Schriften S. 289.

[5]) Vgl. Bulle, Griechentum. Deutsche Rundschau. XXXVIII (1911) S. 89: ‚Es gibt ein einheitliches Ethos im ganzen Griechentum, das zugleich das Geheimnis seiner ungeheuren Nachwirkung enthält. Der kürzeste Ausdruck dafür ist: der Wille zur Form.'

seinem Inneren nnd dem Äußeren, zwischen Subjekt und Objekt, und quält sich um eine harmonische Lebensauffassung. Wie wären die großen, ewigen Schöpfungen des griechischen Geistes möglich gewesen, wenn die Natur ihn nicht begnadet hätte, zu gestalten und dieses Gestalten niemals als Selbstzweck zu betrachten, sondern es in den Dienst der Realisierung einer höheren Idee zu stellen? Niemals siegte, wie auch bei uns nicht, das rein Stoffliche, sondern auch der Grieche rang, wie der Deutsche, um seine Beseelung und Vergeistigung. Dabei vernachlässigten die Hellenen auch das Praktische nicht. Schon der Boden ihrer Heimat mit seiner Armut zwang sie zu angestrengter Tätigkeit und erzog ein hartes, arbeitgewohntes Geschlecht. Und welches Volk war damals das erste und kühnste Handelsvolk, das schon in frühster Zeit die Konkurrenz der Phöniker aus dem Felde schlug? Die Küsten mit ihrer Zerrissenheit und Zerklüftung lockten die Griechen aufs Meer und erweckte in ihnen Liebe und Fähigkeit für das Seewesen. Und hätte in ihnen nicht ein so starker Drang zur Betätigung gelebt, so böte ihre politische Geschichte nicht ein solches Bild der Verwirrung und Auflösung.

So gewinnen wir eine tiefere Einsicht in die Individualität unseres eigenen Volkstums, indem wir in uns in jenes in vieler Beziehung vollendeteren Volkes Seele spiegeln. Und gerade wir wollen seine Kulturgüter zu den Toten legen? Besonders in dieser schweren Zeit, die uns zur Selbstbesinnung ruft und unser Wesen, rein von allen Schlacken, enthüllt, sollten wir inniger und freudiger denn je unserer geistigen Verwandtschaft mit der griechischen Psyche gedenken und uns wider aufs neue geloben, das Erbe der Antike, das in erster Linie unserm Geist warmes Leben und befruchtende Kraft gespendet hat und noch spendet, zu pflegen und zum Segen der gesitteten und kultivierten Menschheit die Mission des Hellenenvolkes fortzusetzen, der geistige und kulturelle Sauerteig der Welt zu bleiben: 'Wir sind das Salz der Erde.'

Sind wir uns dieser inneren Zusammenhänge bewußt, so muß und kann auch heute noch bei einer Umwertung aller Werte der Humanismus auf dem Gymnasium den Schülern und Anhängern und unvermerkt auch dem ganzen Volke eine Quelle der Bildung und Erziehung sein. Wenn aber der Geist der Antike unsere Kulturgüter beleben und nicht bloß ein Schattendasein führen soll, so müssen immer noch mehr als bisher zwei Voraussetzungen erfüllt werden. Das Gymnasium braucht in seinen altsprachlichen Fächern — auch für den Unterricht in der alten Geschichte gilt dieser Gesichtspunkt — Lehrer, die den Unterricht nicht äußerlich, weil sie besoldete Beamte des Staates sind, als Handwerk betreiben, sondern die tief von dem Glauben an die Größe des Altertums und sein Fortleben durchdrungen sind. Für sie muß die Antike gewissermaßen ein Glaubensbekenntnis, eine Weltanschauung sein. Ich wünsche nicht die Originalgestalt des wohl längst untergegangenen weltabgewandten Altphilologen herbei, wie sie noch im Witzblatt und in der Erinnerung älterer Generationen spukt, aber Glaube und Überzeugungstreue tut uns sehr not. Der Schüler muß merken, daß der Mann, der ihn in die antike Geistes- und

Kulturwelt einführt, begeistert ist für den Stoff, den er lehrt; sonst beschränkt sich der erzieherische Einfluß, den die Antike und ihre Bekenner ausüben, auf ein dürftiges Minimum. Mehr ναρθηκοφόροι und weniger βάκχοι. Ich denke an die schönen Worte Bulles: 'Ich glaube, daß die, die in Wissenschaft und Schule die bestellten Hüter der humanistischen Schätze sind, garnicht leidenschaftlich genug dafür kämpfen und arbeiten können, daß der Zusammenhang mit griechischem Wesen unserer Jugend, unserem Volke erhalten bleibe[1]).

Und die zweite Voraussetzung! Usener nannte die Philologie die Wissenschaft vom Menschen. Diese Erkenntnis und die gewaltigen Fortschritte der Altertumswissenschaft, die alle Welt die tausendjährige Herrschaft des antiken Geistes und unsern engen Zusammenhang mit ihm gelehrt hat, haben schon längst dem Unterricht in den alten Sprachen einen neuen Charakter gegeben. Aber in noch breiterem Strome müssen sie in die Schule eindringen, die die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den Schülern vermittelt und sie für alles Tiefe und Ewigwahre und Echtmenschliche der Alten zu gewinnen sucht. Daß wir auf dem besten Wege sind, den reichen Stoff der antiken Kultur, besonders der Literatur zu sichten, zu vertiefen und zu modernisieren, beweisen die zahlreichen Beziehungen, die Wissenschaft und Schule miteinander angeknüpft haben, und der rege Gedankenaustausch zwischen Männern der Universität und der Unterrichtspraxis. Welche Fülle neuer wertvoller Anregungen enthalten Vorträge wie die von Leo[2]) und Wendland[3])! Aber um sie fruchtbar zu machen, muß doch hier und da noch mit alten Vorurteilen gebrochen werden und ein neuer Geist einziehen. Der Kampf gegen die Kanonisierung der Schulschriftsteller muß immer wider aufgenommen werden. Wir können es uns nicht verhehlen, daß der Unterricht in den alten Sprachen oft auf der Oberfläche geblieben ist und er die Schale für den Kern gegeben hat. Der Lehrer, der einen Schulschriftsteller interpretiert, muß sich immer bewußt bleiben, daß ihm dieser zwei Aufgaben stellt: einmal die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Erklärung, was der Autor für seine Zeit bedeutete, zweitens Feststellung seiner Bedentung für unsere Zeit durch Parallelen zwischen ihm und uns. Dabei würde ich es für wertvoller halten, Probleme aufzuweisen, die noch der Lösung harren und die Jugend zur Bescheidenheit erziehen, und Resultate selbst erarbeiten zu lassen als eine Fülle von mannigfachem Wissen zu vermitteln. Auf diesem Wege nur können wir das hohe Ziel erreichen, dem unsere Lebensarbeit gilt, das innere Verständnis für die Antike zu fördern und die uns anvertraute Jugend auch wirklich in ihren Geist einzuführen.

Wir Humanisten sind auf dem richtigen Wege, wenn wir unsere Jungen über Hellas und Rom zur Größe deutscher Kultur und zur Tiefe

---

[1]) A. a. O. S. 92.

[2]) Leo, Über die römische Literatur und die Schullektüre, H. G. XXI (1910) S. 166—176.

[3]) Wendland, Die griechische Literatur und die Schullektüre, H. G. XXIV (1913) S. 185—207.

des allgemeinen Menschentums führen. Heute würde unser Kaiser sicher nicht sein bekanntes Wort widerholen: ‚Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer [1].' Die Tatsachen selbst widerlegen Burdachs Vorwurf, der Gymnasialunterricht wirke nicht auf Sittlichkeit und Gemüt [2]. Vor solcher irrigen Anschauung sollte alle unsere Gegner nur die eine Erwägung behüten, was die streng humanistisch geschulte Generation unserer Väter zur Verwirklichung der nationalen Idee beigetragen hat.

Mit stolzer Genugtuung und Freude sehen wir die Jünglinge, die wir zu echten Deutschen und willensstarken Menschen auf der antiken Grundlage des Unterrichts heranbildeten, in den heiligen Kampf fürs Vaterland ziehen und ihr Leben für seine nationale Freiheit und seine Weltstellung opfern [3]. Das Gymnasium weckt auch heute noch durch die Quelle der Antike schaffende Kraft und ist unserm Volke ein unentbehrlicher Führer zu seiner kulturellen Vervollkommnung. Heil unserm Vaterlande, venn es nach diesem Kriege, der tatsächlich ein Freiheitskrieg im Geiste ist, eine geistige Blüte erlebte wie einst Athen nach den Perserkriegen und Deutschland nach den Erschütterungen der napoleonischen Ära!

[1] Reden Bd. I S. 156 Recl.
[2] A. a. O. S. 659.
[3] Vgl. die schönen Worte, die O. E. Schmidt a. a. S. 153 dafür gefunden hat. Dazu Eggerdings S. 3 zitierten Aufsatz.

MITTEILUNGEN

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege[1]).

Wenn mehr als zwanzig angesehne Schulmänner verschiedener Fakultäten und verschiedener Amtsstellung sich zusammenfinden, um, angeregt durch das Erlebnis des Weltkrieges, ihre Gedanken für die Weiterentwicklung des höheren Schulwesens auszusprechen, so wär es ein Wunder, wenn es da ohne beträchtliche Unstimmigkeiten abginge. Wie selten gab es doch bisher überhaupt in Deutschland, unter drei selbständig urteilenden Männern, weniger als drei verschiedene Urteile und Parteien! Und hier — scheint das Wunder nahezu vollbracht. Zwar wiegen die einzelnen Beiträge natürlich nicht gleich schwer; auch fehlt es nicht an allerlei Ansprüchen auf Kosten andrer: 'Mehr Stunden im Lehrplan für Deutsch! für Geschichte! für Geographie!' Aber man versucht doch wenigstens, die Forderungen sehr ernsthaft zu begründen. Selbst der ungestümste Forderer, der Vertreter des Deutschen, bewahrt im ganzen eine Haltung, die eine ruhige Auseinandersetzung nicht ausschließt. Aber was noch wichtiger ist: fast durchweg weht in diesen Beiträgen ein ebenso frischer als friedlicher Geist (S. 206): 'Wir müssen den Schülern m e h r b i e t e n als seither, und wir können es auch, wenn wir uns um ihre geistige Entwicklung, ihr Gefühlsleben und ihre Lieblingsbeschäftigung kümmern. Verfehlt ist natürlich die bequeme Art, den Schüler sich selbst irgendeine Aufgabe wählen und ihn so lange dabei sitzen zu lassen, wie es ihm gefällt. Der Lehrer muß die Zügel des Unterrichts fest in der Hand behalten. Aus der Kenntnis seiner Schüler heraus muß er die Aufgaben so stellen, daß sie g e r n e r g r i f f e n werden, aber zugleich auch dafür sorgen, daß sie in angemessener Zeit mit einem ihm möglich erscheinenden Ergebnis gelöst werden.' Dieser Satz steht in dem Aufsatz über das Zeichnen, könnte aber als Motto beinah über jedem Beitrage stehn. So liest man in dem Aufsatz über Vor- und Weiterbildung der Oberlehrer (S. 246): 'Nicht nur Triebe zügeln ist Erzieherkunst, sondern F ä h i g k e i t e n e n t f a l t e n, und d e n W i l l e n zu zweckvoller Tätigkeit g e w i n n e n, ist Kunst und Pflicht zugleich'. oder ebenda (S. 248): 'Das In-Schranken-halten muß sich ausweiten und vollenden zur p o s i t i v e n M o b i l m a c h u n g aller Seelenkräfte', oder in dem Beitrag über das Vertrauen

[1]) Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höhere Schulwesens gesammelt von J. N o r r e n b e r g, Leipzig 1916 B. G. Teubner, VI, 275 S. Gr. 8. 4,80 ℳ, geb. 5,40 ℳ.

zur höheren Schule (S. 257): 'Zeitgemäß ist nur noch der geistig vielseitig angeregte Mensch mit offenem Blick und offenem Herzen, der bei aller männlichen Kraft und bei allem durchgreifenden Wollen in der ernsten Tagesarbeit ein liebenswürdiges Verständnis hat für des Kinderherzens jugendfrohe Eigenart mit seinen Sorgen und Freuden, der, von edler Begeisterung für seine Erzieherpflichten getragen, seine Schüler mit sich fortreißt zu liebgewonnener Arbeit und zu frohem, edlem Schaffen' oder (S. 66): 'Ein Primaner, der mit . . . Fragen beschäftigt wird, ohne das Bedürfnis dazu in sich zu spüren, gleicht einem Menschen, der schwer verdauliche Gerichte zu sich nehmen soll, obwohl er keinen Appetit hat. Wie sollen wir nun dies Verlangen erwecken?' So erwartet die Vorrede (S. V) 'ein mehr bewußtes, warmherziges, vertrauendes, aber doch kraftvolles Eingehen auf die jugendfrohe Eigenart und erwachende Männlichkeit der Schüler in den oberen Klassen', ein Gedanke, der mit herzandringendem Nachdruck in der Einleitung zu den Beiträgen widerklingt (S. 11): 'Unsre Lehrer müssen immer mehr lernen, jede Arbeit, die sie mit ihren Schülern treiben, zu einem inneren Erlebnis für diese zu machen, ihre lebendige Teilnahme an dem gemeinsamen Werke zu pflegen. Sie werden dies um so mehr erreichen, je mehr sie selbst in den Kern der Sache eingedrungen sind, sie nicht nur wissenschaftlich beherrschen, sondern auch mit Neigung umfassen, und je mehr sie den Trieb haben, was sie selbst innerlich erfüllt, ihren Schülern zu deren Heil und Segen mitzuteilen. Die Schüler müssen fühlen, daß sie wachsen an ihrem inneren Menschen unter den treibenden Strahlen der Wärme, die von ihrem Lehrer ausgehen, sie müssen sich wohlfühlen in der Atmosphäre des Unterrichts. Gründliche Wissenschaft, Verständnis für die Menschenseele und Liebe zu ihr bilden vereint die Eigenart des guten, deutschen Lehrers, wie er an so vielen Stellen und seit lange gewirkt hat und wirkt. Möge sein Geist, wie ein Sauerteig, den ganzen Teig durchdringen.' Man darf wohl sagen, der Wunsch ist mit diesen Beiträgen in einem bisher ungewohnten Maße bereits Ereignis geworden. Der Satz *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* wird ja wohl auch im 'Jahrhundert des Kindes' noch wahr bleiben, aber 'der Leuteschinder' gilt selbst beim Militär nur als ein beschränkter Kopf und minderwertiger Erzieher.

Es kann nun hier nicht versucht werden, mit den einzelnen Verfassern in eine Erörterung einzutreten über die jedem von ihnen besonders am Herzen liegenden Fragen, ebensowenig wird es sich schicken, jedem Beitrag kurz eine Zensur zu erteilen. Auf einige besonders hervortretende Erscheinungen aber mag doch hingewiesen werden.

Das alljährliche Eintreten für ein pädagogisches Ordinariat konnte der Berliner Universitätspädagoge Ferd. Jak. Schmidt getrost dem dafür vereidigten Rud. Lehmann überlassen. Daß die Gymnasien gerade in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr Fachschulen geworden seien, ist doch wohl nicht zutreffend, wird auch durch die Denkschrift der Göttinger, die sich über die unzulängliche Vorbildung der Studenten beschweren, nicht gerade bestätigt.

Unter 'Allgemeinbildung' versteht Paul Lorentz Universalbildung, die er dann verwirft zugunsten der wirklich wertvollen 'allgemeinen Bildung'. Seltsam! Die sog. 'allgemeine Bildung' galt bisher bei einsichtigen Beurteilern als gleichbedeutend mit Oberflächlichkeit und Unwissenheit, während im Gegensatz dazu 'Allgemeinbildung' als die wirklich wertvolle, auf das Ganze und Ewige gerichtete, innere Durchbildung bedeutete. Die Unklarheit entstand wohl aus der gewaltsamen Verdeutschung des Fremdworts: in der wissenschaftlichen Terminologie haben die völkischen Keulenschwinger doch nichts zu suchen!

Sehr bemerkt werden mag die friedliche Haltung des katholischen Universitätsprofessors G. Rauschen, dem dann der ungemein gründlich philosophierende Vertreter des evangelischen Religionsun.errichts Hans Richert trefflich sekundiert.

Nicht erfreulich wirkt in dem Aufsatz Joh. Georg Sprengels über das Deutsche unter anderm das Zurückgreifen auf den alten antihumanistischen Ladenhüter Burdachs aus dem Jahre 1886 (nach dem Vorgange leider der Zeitschrift für deutschen Unterricht)! Wer denkt denn heute noch irgendwo daran, die Alten zu 'kopieren'? — dies Wort kehrt auch in dem einleitenden Aufsatz von Aloys Fischer wider! Selbst die Gefahr einer zu großen Anlehnung an die 'südeuropäische Kultur' ist heute geringer als die andre, 'völkischer' Geschmacksvergröberung, zumal, wenn wir mit Paul Lorentz noch den Kampf gegen die 'Kultur der Westmächte' auf unsre Fahnen schreiben. Deutschtümelei und Fremdtümelei sind einander würdig; frommen kann uns das eine sowenig als das andre.

Fesselnd wie immer in seiner eigenen Mischung von derbem Wirklichkeitssinn und gedankenblasser Dialektik ist Kerschensteiners kurzer Erguß über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht. Dieser Mann erscheint mit jedem neuen Buch oder Schriftsatz innerlich gewachsen.

In Richard Wähmers Aufsatz über Jugendbewegung ist bemerkenswert die Ablehnung des als feministisch und allzu englisch gekennzeichneten Pfadfindertums.

Eine Enttäuschung bereitet der Beitrag über die alten Sprachen: Eduard Lisco verteidigt das Kernstück des Gymnasiums redlicher und feiner, als es bei des seligen Uhligs Zeiten zu geschehn pflegte. Seine Apologie bietet, um an einen früheren Ausdruck anzuknüpfen, nicht geschlagene Sahne (Sokr. 1915 S. 452): es ist ehrlich gestampfte, nahrhafte Butter, aber sie schmeckt, landwirtschaftlich gesprochen, etwas nach Stallfütterung, während der über Deutschland gekommene Frühling doch Maibutter erwarten ließ. Was hilft uns jetzt alle Apologie mit 'noch immer' und 'heute noch' (S. 106)? scheint nicht da ein Unterton mitzuklingen, 'aber wie lange noch'? Wem hier ein Ideal auf der Seele brennt, der ruft vielmehr 'wann endlich?' oder warum 'immer noch nicht ganz?' Wann endlich wird es zur Wahrheit werden, daß unsre Abiturienten aus der Beschäftigung mit den Alten, insonderheit mit den Griechen das herausholen, was sich, heute leichter denn je, für sie herausholen läßt. Auch Lisco spricht am Schluß flüchtig von Studientagen

und von einer den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Ausdehnung der Lektüre. Aber es kommt nicht bloß auf die Ausdehnung an, die Art der Lektüre, die Auslegung und Verwertung, eine wirklich ans Herz greifende Vertiefung in das Denken und Fühlen und Gestalten der Ahnherrn aller europäischen, besonders aber der deutschen, als der im eminenten Sinne wahrheitliebenden, Kultur, das galt es mit Nachdruck herauszuheben. Und Lisco wäre der Nächste dazu gewesen, es zu tun. Gegen größere Studienfreiheit in Prima widerholt Lisco den orthodoxen Einwand von dem 'Organismus des Gymnasiums' und den 'wohlerwogenen Lehrplänen'. Hier ist theoretisch wohl nicht weiter zu kommen. Rettung kann unsern höheren Schulen nur werden, wenn die Regierung nachdrücklicher noch als bisher die Lehrer der obersten Klassen ermuntert, eigne Wege zu suchen, dies dann aber auch mit Ernst und mit Feuer. Alles organische Leben kennt nur ein ‚Vorwärts oder Zurück'! S.

Kriegsliteratur.

Der Vortrag des Wiener Universitätsprofessors Richard v. Wettstein 'Der Krieg und unsre Schulen' (Ed. Hölzel, Wien; Pr. 80 h = 70 Pf.) erhofft von dem Ende des Krieges tiefgreifende Umgestaltungen auf dem Gebiete der Politik und der gesamten Verwaltung. Für die Schule erscheint ihm das notwendig, weil diese bisher zu stark unter dem Einflusse politischer Faktoren und Verhältnisse stand, und er fordert im besonderen, daß Anspruchslosigkeit in allen Dingen, Unterordnung der eigenen Person unter die Allgemeinheit und unter die Autorität, unbedingtes Pflichtgefühl schon in der Volksschule in Verbindung mit dem elterlichen Hause gepflegt werde. Fehlerhafter aber erscheint ihm das höhere Schulwesen ('Mittelschule') in Österreich, da es dem doppelten Zwecke diene, klassische Bildung und zugleich eine allgemeine Bildung für die weitesten Lebenskreise und Berufe zu geben. Für letzteres soll die Bürgerschule in erhöhtem Maße eintreten. Die ungesunde Entwicklung des 'Mittelschulwesens', die der Verfasser in erster Linie auf politische Momente zurückführt, und die daraus entstandene Hypertrophie dieser Schulen — liegt nicht bei uns ein ähnlicher Übelstand vor? Man vergleiche die Rede des Ministers am 4. Mai 1914 im Abgeordnetenhause — habe dann zu einer Überlastung der Hochschulen mit Hörern geführt, die eine Schädigung der wissenschaftlichen Arbeit bewirkt und schließlich den Staat zu unerwünschter Vermehrung der Beamtenstellen zwinge (?). Mögen auch manche seiner Ausführungen uns Reichsdeutsche fremd anmuten: die ruhige und sachkundige Darstellung der erwähnten Übelstände, der warme, von echtem Patriotismus erfüllte Ton, auf den sie gestimmt ist, machen auch uns das Schriftchen sympathisch.

Ein sonderbares Büchlein ist das von Prediger Wilhelm Klauke herausgegebene 'Das deutsche Kind im deutschen Krieg' (im

Selbstverlage des Verfassers, Frankfurt a. M., Pr. 40 Pf.). Der Verfasser leitet die ersten fünf seiner Aufforderungen und Mahnungen mit den Worten ein: Ein gutes deutsches Kind sagt sich ... Diese Form ist zu schematisch-lehrhaft, ebenso wie der ganze Ton der folgenden Darlegungen, so daß ein Kind, wenn es wirklich das Buch in die Hände bekommt, es bald ohne rechte Anregung und Befriedigung wider weglegen wird. Ein liebevolles Wort der Mutter wird besser als diese Ausführungen in dem Herzen des Kindes die Empfindungen wecken, zu denen diese Schrift es führen will, und es zu rechtem Tun anleiten.

Ein treffliches Büchlein hat uns Dr. Müsebeck in dem Vortrage 'Das Gewissen der deutschen Gegenwart, E. M. Arndt' (Gotha, Fr. A. Perthes) beschert, worin er zunächst nachweist, daß für die Zeit der Erhebung von 1808—1815 E. M. Arndt mit geschichtlichem Rechte das Gewissen seines Volkes hieß, insofern er in seiner Persönlichkeit die sittliche Massenenergie des idealen Deutschtums darstellte, die in dem Kampfe für die Befreiung das politische Ziel ihrer Arbeit sah. Zum Erweise der Berechtigung aber, ihn das Gewissen unsrer Tage zu nennen, bedarf es einer tieferen Erfassung, der Auffindung des sittlichen Lebensgrundes seiner Persönlichkeit und der Entscheidung der Frage, ob er der gleiche ist wie der, der heute unser Volk in seiner Tiefe aufrüttelt. Arndt wandte sich in seinen Schriften gegen die herrschenden Zustände der niedergehenden Aufklärung und betonte gegenüber der dort geltenden mechanistischen Erfassung der Persönlichkeit und ihrer Isolierung aus den sie umgebenden Gemeinschaften die individuelle Ungleichheit und Verschiedenheit; gegenüber dem Widerspruche zwischen dem Menschen und dem Staate der Aufklärung das Leben des einzelnen für die Gemeinschaft, für die Mitarbeit an den mannigfaltigen Aufgaben heimischer Verbände; gegenüber der äußerlichen Annahme eines auf französischer Grundlage ruhenden Weltbürgertums das wider zu erweckende Bewußtsein aller Deutschen ohne Unterschied der Konfession und der Staatsangehörigkeit für die natürliche Gemeinschaft des Volkes und des Vaterlandes. Sollen solche Bestrebungen auch für unsre Zeit gelten? Wohl haben die Kämpfe der Jahre 1870/71 uns den deutschen nationalen Einheitsstaat geschaffen, nicht aber eine aus dem Volke, aus dem deutschen Geiste herausgeborene national-vaterländische Kultur; erst um die Jahrhundertwende setzt ein Wille zur Umkehr, zur Selbstbesinnung auf unsre eigene Geschichte, auf unsre Eigenart ein. Die Arndtschen Vaterlandslieder sind uns jetzt von neuem ein Erlebnis, eine große Wirklichkeit geworden, das Bekenntnis des Gewissens unsrer Gegenwart. Ob der Krieg sittlich, religiös-christlich berechtigt ist: auch diese Frage hat Arndt zu lösen gewagt. Allerdings scheinen auf den ersten Blick der Staat mit dem höchsten sittlichen Prinzip der Selbsterhaltung und das Christentum mit dem höchsten sittlichen Prinzip der Selbsthingabe unvereinbare Gegensätze darzustellen; doch führen Brücken von dem einen zum andern hinüber. Der Nationalhaß gegen die uns feindliche Nation muß sachlich bleiben, darf sich nicht auf den einzelnen ausdehnen; ferner bedeutet das Wesen des Staates Macht, aber nicht zu tun und zu lassen, was ihm beliebt, sondern das Böse zu bekämpfen und das

Gute zu verwirklichen. Wie der politische Kampf vor hundert Jahren zugleich ein sittlicher Kampf wider das Böse war, so ist es auch der von heute wider das englische Volk, das sich selbst als das Menschheits- und Herrenvolk ansieht, als das auserwählte Volk, dem die unumschränkte Gewalt über die Erde verheißen sei. Bezeichnend ist es, daß Andt schon 1803 vor der unersättlichen Gier der englischen Politik warnte. Und endlich: unser Volk hat die Aufgabe, wirklich die gute Sache, d. h. Gottes Sache zu führen, nicht in Selbstgerechtigkeit, sondern als eine heilige, Gott demütig um Durchführung seiner Sache bittende Volksgemeinschaft. Die Worte Arndts von 1813: 'Menschen machen diese Zeit nicht, Gott macht sie und wird sie machen' können als das Gewissen der deutschen Gegenwart angesehen werden. Der Krieg von heute bringt uns endlich mit der größten Gemeinschaft, der Menschheit, in Verbindung und soll den aus der deutschen Innerlichkeit heraus geschaffenen einheitlichen Kulturstaat in dem System der Weltmächte der Gegenwart zur Wirklichkeit gestalten. Dazu bedarf der Deutsche der Freiheit der sittlichen Gesinnung, der Gerechtigkeit gegen andre Völker, der treuen Geradheit, Eigenschaften die in Arndts Persönlichkeit lebendig waren; ist unser Volk so, dann heißt deutsch sein fromm sein. — Das fesselnde, Herz und Geist gleich stark anregende Schriftchen sei aufs wärmste empfohlen.

In der Sammlung 'Biblische Zeit- und Streitfragen' ist von Professor Dr. Julius Richter 'Die Mission in dem gegenwärtigen Weltkriege' erschienen (Berlin-Lichterfelde, Runge; Pr. 60 ℘.). In ziemlich ausführlicher Weise behandelt der erste Teil die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse, aus denen der Weltkrieg entsprang, während der folgende dessen Eingreifen in die Missionsarbeit erörtert. Allerdings ist es schwer, schon jetzt die Wirkungen des Krieges auf diesem Gebiete zu übersehen, da die Berichterstattung von den Missionsfeldern nur lückenhaft und unzureichend ist; doch in der Heimat machte er sich durch die Einberufung der Missionszöglinge, die teilweise erfolgte Schließung der Seminare, die Unmöglichkeit, Geld hinauszusenden, unliebsam bemerkbar, während draußen die Missionare vielfach gefangen genommen und damit ihrer Tätigkeit ein Ende bereitet wurde. Einer der größten Übelstände ist, daß die Verbindung zwischen Heimat und Missionsfeld jetzt völlig gestört ist. Eingehend behandelt der Verfasser sodann die durch den Eintritt der Türkei in den Weltkrieg und die Erklärung des heiligen Krieges geschaffene Lage und stellt fest, daß der letztere sich nicht gegen das Christentum, sondern gegen die Unterdrücker der Mosleme richtet, weist aber ausdrücklich darauf hin, daß die Lage der christlichen Kirchen in der Türkei selbst und in den von ihr angegriffenen Ländern schwer bedroht erscheint, zumal da eine Folge dieses heiligen Krieges die Stärkung des spezifisch islamischen Bewußtseins sein wird. Schließlich prüft der Verfasser die Frage, wie das heimatliche Missionsleben sich künftig zur Weltpolitik, zur Kulturpolitik u. a. m. zu stellen habe; und wenn auch die Schrift für das Problem 'Weltkrieg und Weltmission' keine restfreie Lösung findet, so regt sie doch den Leser und im besonderen den Freund der Mission zum Nachdenken hierüber an.

In den 'Vorträgen der Gehe-Stiftung zu Dresden, 7. Band 1915' behandelt Dietrich Schäfer 'Das deutsche Volk und der Osten' (Leipzig, B. G. Teubner, Pr. 1 ℳ). Die Vorgänge der jüngsten Zeit mahnen unser Volk, bei aller Vorliebe für den Westen und Süden seine Augen nicht abzuwenden vom Osten, dem ja auch seit einem Jahrtausend der Gang unsrer Geschichte zugewandt ist. Nach Osten sind zu jener Zeit Deutsche als Siedler auf Einladung der Einheimischen selbst gekommen, und ihre überlegene Kultur siegte, weil sie den einheimischen Machthabern Vorteile bot. Diese Bewegung dauert fort bis in die Gegenwart, wenn auch inzwischen eine Periode der Gegenströmung hier und da eintrat, die das Deutschtum anfeindete oder nur noch duldete. Im besonderen behandelt der Verfasser eingehend die Wirkung der Teilungen Polens, namentlich die Beziehungen Preußens zu den Polen, die Wünsche und Bestrebungen dieser in nationaler Hinsicht, die Aussichten, welche der gegenwärtige Krieg der Lösung der einschlägigen Fragen vielleicht bieten wird. Das deutsche Volk freilich, das als vornehmste Grundbedingungen für seinen Bestand Sicherheit seines Staatsgebietes und Raum für seine den Boden bauende Bevölkerung erstreben muß, muß vor allem die Festigung seiner Stellung im Osten erreichen. Mit der Mahnung, über dem Westen, der in Frieden und Krieg uns nahe war, den Osten nicht zu vergessen, schließt die Schrift, deren Ausführungen gerade in der Gegenwart und für die nächste Zukunft lebhaftes Interesse erregen.

Naumburg a. S. F. Thümen.

Deutschland, Deutschland über alles!

Was bedeuten die Worte?

Nun singen wir Heinrich Hoffmanns 'Deutschland, Deutschland über alles' schon mehr als ein Menschenalter hindurch, seit dem August 1914 singt es in Deutschland, nach der herrlichen Weise des Österreichers Josef Haydn, mit einer Begeisterung ohnegleichen, jedes Kind, und da sollen wir noch nicht wissen, was die Worte bedeuten? Auf einen bisher uns ganz fremden Sinn haben mit ihrer aus Furcht und Neid und Übelwollen gebornen Deutung uns erst die Feinde gebracht: *Germans over all!* An eine Weltherrschaft hat wohl bisher kein Sänger dieses Liedes gedacht und, was am Ende doch nicht ganz unwichtig ist, auch der Dichter nicht, der auf Helgoland 1841 das Lied ersann.

Schon die Worte 'Deutschland über alles in der Welt' für sich genommen, bedeuten ja nicht 'über die Welt': nur einer, der des Deutschen nicht mächtig ist, kann den Ausdruck so mißverstehen. 'Über alles in der Welt' ist eine Gradbezeichnung und bedeutet 'mehr als alles andre in der Welt'. Aber was nun hier in höherem Grade von Deutschland ausgesagt sein soll, ist doch nicht ganz so einfach, als es in dem Halbbewußtsein der Begeisterung jugendlichen Sängern erscheinen mag. Die meisten haben wohl bis auf den heutigen Tag nur herausgehört: 'Über alles in der Welt von uns geliebt und gepriesen!' Und der Dichter,

der uns etwa so singen hörte, würde uns wohl lächelnd zunicken: Singt es nur immer so, wenn euch danach ums Herz ist; aber im genaueren Verständnis eines Textes von wirklichen Philologen erzogene Deutsche sollten begriffen haben, daß damit der Sinn jener Worte und des ganzen Gedichts nicht getroffen ist. Ihr werdet eure Liebe zu Deutschland doch wohl nicht abhängig machen von einer Bedingung: 'wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält!' Und die beiden andern Strophen — von deutschen Frauen und Männern, deutschem Wein und Gesang, von Einigkeit und Recht und Freiheit — sind sie etwa eine bloße Verherrlichung dessen, was ist und was wir haben und lieben, oder sind sie nicht weit mehr ein Aufruf zu dem, was sein soll? 'sollen in der Welt behalten ihren alten guten Klang, uns zu edler Tat begeistern'. Was liegt hier doch alles zwischen den Zeilen: ist es nicht fast wie eine Besorgnis um Ehre und guten Ruf? Und 'Einigkeit' ist in der dritten wie in der ersten Strophe Vorbedingung, und zwar im Jahre 1841 keineswegs erfüllte Vorbedingung für das Gedeihen Deutschlands; ebenso sind dann Recht und Freiheit Dinge, nach denen mit Herz und Hand streben zu wollen wir feierlich jetzt geloben, damit dereinst eine Blüte eintrete, die wir jetzt erst ersehnen.

Von einer Überlegenheit deutschen Wesens in der Zukunft also ist die Rede, von einem Idealbild, das uns vorschwebt, von dem Idealbild nicht eines größeren, aber eines in seiner moralischen Haltung achtunggebietenden, unzerstörbaren, unantastbaren Deutschlands: Blüh im Glanze dieses Glückes! Blühe, deutsches Vaterland! Also: 'nicht über alles in der Welt von uns geliebt', wohl aber 'an Lebenskraft und Geltung in der Welt alles überragend und damit auch durch seine, zu Schutz und Trutz, im Dienste seiner Ideale, geeinten Bürger gegen alle Bedrohungen seiner Freiheit und Ehre gefeit, das ist der Sinn der Worte 'über alles in der Welt'.

Diese, sobald nur ausgesprochen, ohne weitres einleuchtende Deutung der, wie das zu geschehen pflegt, mit mehr Gefühl als Verstand gesungenen Strophen erhält ihre Bestätigung durch ein erst kürzlich der Vergessenheit entrißnes österreichisches Lied vom Jahr 1809, das Hoffmann, dem Liederkenner, ohne Zweifel vertraut gewesen sein wird [1]). Es ist ein Lied Heinrich Josefs von Collin, der manchem als Verfasser eines Dramas 'Regulus' bekannt sein mag, manchem auch durch das Gedicht 'Kaiser Max auf der Martinswand' [2]), Das Lied beginnt:

> Wenn es nur will
> Ist immer Oestreich über alles.

Also auch hier das 'Über alles' für immer unabhängig gemacht von einer Bedingung. In der zweiten Strophe setzt der Dichter bereits die Erfüllung dieser Bedingung voraus:

> Weil es nun will,
> Seyd stolz und sicher, Oestreichs Bürger!



[1]) Walt. Brecht, Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt, Berlin 1915, Weidmann S. 21—22.

[2]) Gödeke III 52.

Ha, was vermag der fremde Würger,
Wenn Oestreich will.
Hoch Oesterreich.

Also Stolz und Sicherheit verheißt der österreichische Dichter seinem Volke mit den Worten 'über alles', Sicherheit vor Napoleons Herrschsucht, nicht Erfüllung eigner Herrschgelüste oder gar die Weltherrschaft.

Aber wie kraftvoll hebt sich von dem nervösen, krampfhaft energischen Wiener Hofrat widerum der biedermeierisch-volkstümliche Braunschweiger ab, dem übrigens ganz allein die innerpolitischen Dinge am Herzen liegen, nicht wie dem Österreicher in den Tagen von Aspern die Furcht vor dem fremden Würger. Hat doch Hoffmann nach seinem eignen Bekenntnis seine Dichtung 'von allen Beziehungen auf das Ausland von jeher ferngehalten'[1]).

Und endlich, wie schön jetzt, daß unser heutiges Hauptlied, nachweislich, ohne jede Spitze gegen das Ausland, oder gar gegen ein bestimmtes Ausland, ganz allein einem ebenso edlen als kräftigen Selbstgefühl der Nation Ausdruck leiht, ohne das ein großes Volk überhaupt nicht denkbar ist! △

Rule Britannia verpönt?

Die 19. Auflage von Dubislavs und Boeks Elementarbuch der englischen Sprache (Berlin 1915, Weidmann) bringt eine merkwürdige Überraschung. Von den Gedichten sind *God save the King, Rule Britannia* und *Ye Mariners of England* gestrichen; es fehlen dem englischen Lehrbuch somit von jetzt ab die englische Nationalhymne und die beiden volkstümlichsten und bezeichnendsten Nationallieder!

Nach ihrem Vorwort zu früheren Auflagen legen die Verfasser mit Recht Wert darauf, die 'Kenntnis von Land und Leuten' zu vermitteln. Für diesen Zweck könnte wohl noch einiges gebessert werden: könnte man z. B. bei den Übungen über die Zahlwörter (Nr. 14) die Schüler nicht lieber mit den Edwards und Georges bekannt machen, als daß man ein Repetitorium über die neueste preußisch-deutsche Geschichte anstellte? Über den dichterischen Wert des *God save the King* kann man streiten; aber ob es hier stehen darf, darüber wird durch den Kriegszustand nicht entschieden. Oder hätte es früher jemand seinen Schülern vorgelegt, um von Herzen für Englands König beten zu lehren: *O Lord our God, arise, scatter his enemies?* Geradezu aber unersetzbar sind *Rule Britannia* und *Ye Mariners of England.* Niemand sollte über England urteilen, der diese *articuli stantis et cadentis Britanniae* nicht genau kennt, denn England verstehn, heißt in seine Geschichte zurückblicken, und nicht bloß lesen, sondern lernen: *Ocean, where Blake and mighty Nelson fell;* England verstehn, heißt seine Vorstellung von der eignen Unantastbarkeit zur Kenntnis nehmen: *Britannia needs no bulwarks . . . her march is o'er the mountains-waves;* Englands und des Engländers Auftreten begreifen wollen, heißt

[1]) Bei Gödeke III 1084.

das Gelübde beachten: *The meteor flag of England shall yet terrific burn;* will man über Englands Bestrebungen und Ansprüche ein authentisches Urteil, hier ist es niedergelegt: *Thy cities shall with commerce shine; all thine shall be the subject main, and every shore it circles thine! Rule Britannia, Britannia rule the waves.* Wollte man einwenden, gerade, damit die Politik nicht in den Unterricht eindringe, habe man diese politischen Lieder jetzt ausgeschlossen, so gestünde man damit ein, daß man früher diese Gesänge im englischen Sinne gepflegt habe, und dann hätte als drittes Ersatzstück nicht Burns' schottischer Haßgesang gegen England 'Bannockburn' gewählt werden dürfen. Ihn lesen wir doch wohl, auch nach Absicht der Herausgeber, nur mit historischem Interesse, nicht aber mit dem Nebengedanken der Hoffnung auf innerbritische Gegensätze. Wir bitten somit, in der nächsten Auflage uns die beiden Kernlieder zurückzugeben. Hier handelt es sich um eine Sachlichkeit, die sich selbst nichts vergibt, aber auch das Fremde klaren Auges sehen will, eine Sachlichkeit, die nicht politisiert, aber den Blick für die großen Dinge draußen schärft und so das Verständnis der Weltpolitik vorbereitet.

Pforta R. Strothmann.

C. Fredrich, Vor den Dardanellen, auf alten griechischen Inseln und auf dem Athos. Mit 16 Abbildungen und zwei Karten. Berlin 1915. Weidmann, 162 S. 8°. 3 ℳ.

Fredrich hat, vor einem Jahrzehnt etwa, im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften die nördlichen Inseln der Aegaeïs auf Inschriften abgesucht. Er hat dabei regelmäßig Tagebuch geführt und daraus in den 'Grenzboten' bereits einiges mitgeteilt. Jetzt hat der sich in diese Gegenden hinziehende Krieg ein Buch hervorgelockt, das uns, unter Beigabe vorzüglich gelungener Photographien, vom Athos über die Inseln zu den Dardanellen führt, in einem schlichten, hier und da leis ironisch gefärbten Erzählerton. Der Athos und die Inseln Samothrake und Thasos scheinen es dem Verfasser besonders angetan zu haben. Bei Thasos erhalten wir einen hübschen, manches Neue bringenden geschichtlichen Exkurs, während bei den Dardanellen die Darstellung in vorsichtigen Betrachtungen über den Weltkrieg ausklingt.

Otto Immisch, Das alte Gymnasium und die neue Gegenwart. Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin, 27. November 1915. Berlin 1916, Weidmann. 32 S. 8. 80 ₰.

Otto Immisch, gleich heimisch in der alten Welt wie in der Neuzeit, ist wie wenige berufen, das Wesen des Dreibunds 'Athen—Rom—Weimar' darzulegen. Doch nicht mehr die ästhetische Erziehung wie bei dem erwachenden Neuhumanismus, wohl aber 'eine durch historischen Sinn [im Gegensatz zu allem Sprunghaften und Exzentrischen] gezügelte Denkhaltung den Zöglingen fürs Leben mitzugeben', ist nach ihm das besondere Ziel des Gymnasiums.

Adolf Trendelenburg, Hie Marmor, hie Gips! Aus dem Kampfe ums Gymnasium, Berlin 1916, Weidmann. 36 S. Kl. Okt. 30 (25, 20) ₰.

Sechs während der letzten Jahre im 'Tag' erschienene Aufsätze zum Schutz des Gymnasiums, 'in erster Linie für unsre Feldgrauen bestimmt, soweit

sie im Schützengraben oder Lazarett Muße und Lust haben, den heimischen Kämpfen um das humanistische Gymnasium Aufmerksamkeit zu schenken'. Die Aufsätze sind flott geschrieben und geeignet, zwischen der Phantasie wohlmeinender Weltverbesserer und der Wirklichkeit des Lebens eine heilsame Verbindung herzustellen. S.

H. Niemann, Hindenburgs Winterschlacht in Masuren. 7.—15. Febr. 1915. Mit vier Kartenskizzen. Berlin 1915, Mittler u. Sohn. 32 S. 8. 50 Pf.

Klar und sachverständig, wie die Schrift des selben Verfassers über 'Tannenberg' (Sokr. 1915, 356) ist auch diese Schrift. Man erhält ein Bild der Masurenkämpfe, natürlich nur in raschen Strichen, so wie es jetzt allein möglich ist.

Das Buch Michael mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten, Zeichnungen aus Deutschlands Schulen; herausgegeben von Hermann Reich. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1916. X. 329 S. gr. 8. geb. 4 ℳ.

Den Hauptteil des vorliegenden Buches bilden etwa 70, mehr oder minder gelungene Schülerarbeiten, die sich sämtlich auf den Krieg beziehen: um sie herum und durch sie hindurch schlingt sich ein Dithyrambus des Herausgebers, der in ihnen eine Kunstoffenbarung hohen Ranges erblickt. Wer aber nicht über ein gleiches Maß der Begeisterungsfähigkeit verfügt, der wird sich öfter des Mißverhältnisses bewußt, das zwischen dem inneren Wert der Arbeiten und dem Pathos ihres Impresarios klafft: es gehört viel Liebe dazu, das in diese Arbeiten, deren Authentizität stellenweise zweifelhaft genug ist, hineinzulesen, was der Herausgeber darin entdeckt. Und das gleiche gilt auch von der Einleitung selber. Wir alle halten unser Deutschtum hoch, und es mag wohl sein, daß wir im Grunde unsres Herzens jeden Angehörigen einer fremden Nation bedauern, weil er kein Deutscher ist wie wir; aber eine derartige Verhimmlung des Deutschtums müssen wir mit Bedauern ablehnen.

Berlin. Lenschau.

Kantgesellschaft. Wie bereits bei einer anderen Preisaufgabe, so ist auch für die sogenannte Eduard-von-Hartmann-Preisaufgabe, deren Thema lautet: 'Eduard von Hartmanns Kategorienlehre und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart', angesichts der kriegerischen Zeitverhältnisse der Ablieferungstermin vom April 1916 auf den 15. April 1917 verlegt worden. Die Dotierung beträgt 1500 ℳ für die beste und 1000 ℳ für die zweitbeste Bearbeitung. Preisrichter sind die Herren Professoren Bauch-Jena, Jonas Cohn-Freiburg, Heinrich Maier-Göttingen. Die genaueren Bestimmungen versendet auf Wunsch unentgeltlich der stellv. Geschäftsführer Dr. Artur Liebert, Berlin W 15, Fasanenstr. 48.

ANZEIGEN

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Dritter Teil: Die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Elfte Aufl. Vollständig neu bearb. u. hrsg. von Dr. Max Frischeisen-Köhler. Berlin 1914. Mittler & S. XI u. 439 u. 144 S. 8. 10 ℳ, geb. 11,75 ℳ.

Ueberwegs altbekannte Geschichte der Philosophie hat in letzter Zeit wohl nur noch als Nachschlagebuch gedient. Man schätzte und überschätzte die einzelnen Angaben und Auszüge des Buches als sachlich und zuverlässig, aber der eigentlichen geschichtlichen Darstellung selbs wurde schwerlich noch ein besonderer Wert beigelegt. Der Wandel in den Ansprüchen der Geschichte der Philosophie war eben spurlos an diesem einst so wertvollen Werk vorübergegangen. Nun hat die Verlagsbuchhandlung die todbringende Altersschwäche rechtzeitig noch erkannt und daher die völlige zeitgemäße Umarbeitung jüngeren Kräften anvertraut. Der dritte Band des Unternehmens, der die Geschichte der neuzeitlichen Philosophie bis Kant einschließlich behandelt, aus der Feder von Max Frischeisen-Köhler, liegt vor uns.

Ueberweg hielt sich an die wohlbekannte Reihe überragender philosophischer Persönlichkeiten, die ihm den Hauptfaden für seine geschichtliche Darstellung abzugeben hatte. Dazwischen fanden sich an den Kapiteleingängen kurze Aus- und Überblicke, in denen allgemeine geistige Strömungen in großen und groben Zügen widergegeben sein sollten. Ein rechter Zusammenhang jedoch zwischen diesen Bewegungen im Geistesleben und den Gedanken der führenden Geister konnte überall mehr geahnt als ausgesprochen vorgefunden werden.

In dieser Anlage verharrte das Buch viele Jahre hindurch, obgleich inzwischen schon längst erfolgreiche Versuche eingesetzt hatten, um die peinlich empfundene Diskontinuität einer solchen Abbildung des tatsächlichen Verlaufs durch Einsicht in seine tieferen Zusammenhänge zu beseitigen. Diese Diskontinuität machte sich nicht nur beim Übergang von einem Denker zum anderen geltend, sondern auch in der Auffassung der Beziehungen solcher Einzellehren zu dem gleichzeitigen Kulturzustande.

Wer immerhin die Reihe der Philosophen noch in sich abgesondert von ihren Zeitläufen betrachten wollte, konnte doch erkennen, daß es Fundamentalprobleme gibt, die von dem einen zum anderen führten, einen Auf- und Abstieg erlebten, hier verschwanden und dort in neuer Gestalt wider auftauchten. Für eine solche Betrachtung rückten die Probleme selbst als Realitäten höherer Art in den Vordergrund und ließen ihre Träger, seien sie auch noch so groß gewesen, in ihrem Werte überhaupt,

sowie in ihrer Höhendifferenz gegenüber den mittleren und kleinen Denkern, die sie umgeben, zurücktreten. Derartige Längsschnitte konnten manche erhebliche Lücke ausfüllen, eine durchgängige Kontinuität vermochten auch sie nicht herzustellen.

Ganz andere Aussichten ergaben sich daneben aus dem Versuch, die Philosophie aus ihrer Vereinzelung zu befreien und wider in das Ganze des Kulturablaufes einzufügen, in der sie ursprünglich eingebettet war. Eine jede Wissenschaft bedarf zu ihrem Gedeihen einer gewissen Absonderung, Selbständigkeit und Freiheit. Aber diese Absonderung soll und kann nie eine vollständige werden. Immer und, je allgemeiner diese Wissenschaft oder Kunst ist, desto stärker findet ein Kräftespiel der Beeinflussung aus den übrigen Kulturgebieten hin und her statt. Es zeigte sich, daß die historische Betrachtung den Schein der absoluten Vereinzelung der Philosophie zerstören und ihren Einfluß sowie ihre Abhängigkeit von allen übrigen gleichzeitigen Lebensäußerungen aufdecken mußte, wenn dem gesteigerten Bedürfnis nach Einsicht in die tatsächlichen Zusammenhänge Genüge geschehen sollte. So kam es zu Querschnitten, für die man die Philosophie als höchste und allgemeinste Kulturfunktion einer bestimmten Periode anzusprechen geneigt war.

Wenn Ueberwegs Buch in seiner neuen Gestalt den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen sollte, so mußte es alle drei Gesichtspunkte, den der schöpferischen Persönlichkeit, den des Eigenlebens der Probleme sowie den der Einheit der kulturellen Entwicklung, im Auge behalten und miteinander verbinden. Diese Aufgabe hat Frischeisen-Köhler klar erfaßt und einer künstlerischen Lösung entgegengeführt.

Im Vordergrunde steht im Anschluß an die ursprüngliche Form des Buches die Persönlichkeit der Forscher einerseits in der Darstellung ihrer Lehren, wie auch die kulturelle Gesamtbetrachtung nach dem Vorgange Diltheys andererseits. Auf diese Weise sind Darlegungen der Zusammenhänge im allgemeinen und Charakteristiken der philosophischen Denker im besonderen entstanden, die dem augenblicklichen Zustande der Wissenschaft in erstaunlicher Weise entsprechen. Aus einem tiefen historischen Einfühlen verbunden mit einer letzten Einsicht in die Probleme ist im Gewande einer vollendenten Sprache von Galilei und Bruno bis auf Kant eine Reihe von Bildern herausgekommen, die in ihrer Vollendung bislang ihresgleichen suchen dürften. Alle solche zusammenfassenden Bearbeitungen können niemals den Bezirk überschreiten, den die Wissenschaft bisher erleuchtet hat. Viele Verknüpfungen müssen notwendig noch unbekannt bleiben, und viele Einzelheiten müssen noch im Dunkel verharren. Abgesehen von diesen Grenzen aber, deren Überschreitung immer nur der Einzelforschung, niemals der Gesamtdarstellung obliegen kann, ist hier das Maß dessen erreicht, was zurzeit erreichbar war.

Noch eine zweite Schranke wird Gesamtdarstellungen gegenüber, auch wenn sie mit höchster Kunst ausgeführt sind, ihrem Wesen nach immer bestehen bleiben. Immer wird ihr gegenüber der Farbenpracht und dem Formenreichtum der Originale eine gewisse Blässe anhaften, die eine notwendige Folge des analytischen Prozesses ist, der ihr vorausging. Diese Blässe kann durch den Schleier, den die persönliche

Eigenart des Geschichtsforschers — und sei sie auch noch so reizvoll — gleichmäßig ausbreitet, nur versteckt, in gewisser Weise aber sogar gesteigert werden. Es ist daher vorteilhaft gewesen, daß Frischeisen-Köhler einen Hauptvorzug des Ueberwegschen Buches erhalten hat, nämlich die Widergabe der philosophischen Lehrmeinungen nicht nur in großzügiger, freier Darstellung, sondern auch, soweit dies möglich ist, in ihrer spezifisch systematischen Form. Es tritt so zu der Einsicht in die Verknüpfung der Ideen auch die persönliche und zeitgemäße Eigentümlichkeit, die wir doch nicht missen mögen, wenn anders wir meinen, daß diese irrationalen Elemente zu einem letzten Verständnis irgendeines Denkvorganges gehören.

Auch durch praktische Einrichtungen hat das Buch erheblich gewonnen. Die Abtrennung der Literatur ist nicht nur für den Benutzer sehr bequem, sondern entspringt auch einem tieferen Bedürfnis. Ueberwegs Auffassung seiner Aufgabe als einer im engsten Sinne gelehrten gestattete die unablässige Zerreißung des Textes durch zahllose Einzelnotizen. Durch die neue Anordnung ist aus dem Buche der Dunst der Gelehrtenstube vertrieben, ohne daß seine Gründlichkeit und Brauchbarkeit im mindesten gefährdet sind.

Unser Referat kann von den zahlreichen großen und kleinen Ergänzungen und Berichtigungen der ursprünglichen Auffassung bei Ueberweg inhaltlich keinen Begriff geben. Vielleicht aber wird der Hinweis auf die Gesichtspunkte, die den Bearbeiter leiteten und aus seiner Hand fast ein neues Buch hervorgehen ließen, genügen, um zu einem Studium dieses bedeutenden Werkes anzuregen.

Ernst Goldbeck.

René Deskartes, Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Übersetzt von A. Buchenau. Leipzig. Verlag von F. Meiner. 1914. 78 S. 1,40 ℳ.

Als Band II ist diese Schrift Deskartes' der neuen Sammlung 'Meiners Volksausgaben' einverleibt worden. Daß der, welcher sich ernstlich um die Klärung der Lebensprobleme bemüht, nicht an den Werken D.s ohne Prüfung vorübergehen darf, steht fest. Und besonders die Meditationen dürfen mehr als nur historisches Interesse für sich beanspruchen. Handelt es sich doch hier um die von jedem einzelnen immer wider zu untersuchende Frage nach den Grundlagen der Erkenntnis. Die obersten Grundlagen, die prima fundamenta, bilden für D. das Problem. Damit ist seine Philosophie ausgesprochenermaßen auf die Grundlegung der Wissenschaft und somit der Erkenntnis selbst gerichtet. Besonders interessant ist der von D. aufgestellte Gottesbeweis: diesen unternimmt er nicht in religiöser, sondern in erkenntnistheoretischer Absicht. Auf den Inhalt dieses bekannten Werkes brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Die Übersetzung Buchenaus ist ebenfalls bekannt. Vermißt habe ich hier — zumal da es sich um eine Volksausgabe handelt — eine kurze Einführung ähnlich der des Kantbandes. Die Ausstattung ist schön.

Berlin-Lichterfelde. Willi Schink.



1) Rethwisch, Konrad, Jahresbericht über das höhere Schulwesen. 28. Jahrg. 1913. Berlin, Weidmann 1914. 716 S. Geh. 18 ℳ, geb. 20 ℳ.

Wider präsentiert sich der 'Rethwisch', zum achtundzwanzigstenmal, auf 716 Seiten, und doch sind nicht alle Fächer darin vertreten. Auf den Inhalt der besprochenen Bücher konnte der große Krieg noch keinen Einfluß ausüben, nur X 74 heißt es von Lamprechts Buch '1809 bis 1813/15': 'Das ernste Vorwort liest sich, als ob L. die Nähe des im August 1914 ausgebrochenen Gewitters geahnt habe; bereit sei alles in Finanz und Waffen; die Bereitschaft auch im Idealismus soll das Büchlein stärken helfen durch die Erinnerung an die Freiheitskriege.' In den Besprechungen zeigt sich schon wie hier so besonders in dem Abschnitt über Erdkunde ein Hinweis auf den 'Weltbrand'. So sagt Lampe XI S. 43: 'Niemand wird es dem Berichterstatter verdenken, daß er diesmal ungern auf Kartenwerke eingehen mag, während draußen in der weiten Welt die Waffen gekreuzt werden, deren Wucht den alten Landkarten neue Gestaltungen verleihen wird', und S. 62f.: 'Eine neue Zeit ist inzwischen angebrochen. Sie wird sicherlich auch für die Geographie und den Unterricht in ihr Neues bringen. So kann es leicht geschehen, daß dieser Bericht über das Jahr 1913 in mancher Hinsicht etwas Abschließendes in sich tragen mag.' Die Erledigung der Berichte hat der Krieg schon wesentlich beeinflußt, und so zeigt das Buch empfindliche Lücken: der Berichterstatter für Latein steht im Felde, der für Französisch und Englisch war durch eine ausgebreitete vaterländische Korrespondenztätigkeit zu stark in Anspruch genommen, der für Chemie und Mineralogie mußte seinen zu den Fahnen geeilten Direktor vertreten, die über Religionslehre und Gesang waren anderweitig behindert. Um so mehr dürfen uns die übrigen Berichte fesseln, die trotzdem, wie gesagt, 716 Seiten füllen.

In einer zwölf Seiten umfassenden Einleitung schildert uns der Herausgeber die Bewegungen im höheren Unterrichtswesen Frankreichs im Jahre 1913. Die Klagen sind so ziemlich die selben wie bei uns: Rückgang der geistigen Bildung, der Leistungen und der Disziplin. Andere beachtenswerte Momente sind S. 4 zusammengestellt. Bemerkenswerte Gedanken sind noch, daß die klassische Bildung die beste Vorbereitung auch für die Oberschicht in Industrie und Handel gewährt, das Unterrichtswesen nicht allein auf Nützlichkeit einzustellen ist; in alle Unternehmungen ist ein Körnchen Idealismus zu legen; das Volksschulwesen darf nicht länger hinter dem der Schweiz und Deutschlands zurückbleiben; Vereinfachung der Lehrpläne; am Sprachgeist des Lateinischen muß sich die Tochtersprache stets von neuem orientieren; es möchte sich empfehlen, die Lehrart derjenigen alten Oberschulprofessoren der allgemeinen Kenntnis zugänglich zu machen, zu denen ihre im reifen Mannesalter stehenden ehemaligen Schüler mit Verehrung emporblicken; auf internationalen Kongressen sollen allgemein nur Französisch, Englisch und Deutsch als offizielle Verhandlungssprachen gelten, wobei dem Französischen soviel wie möglich der Vorzug zu geben ist; bei inneramerikanischen Kongressen tritt Spanisch bzw. Portugiesisch an Stelle des Deutschen (!); die ständigen Bureaus der Verbände verkehren, wie dies schon jetzt meist üblich (?),

Französisch miteinander. Lebhaft tritt das Bestreben hervor, der französischen Bildung eine sich stets erweiternde Geltung im Auslande zu verschaffen. Einrichtung, um den russischen Studierenden die Bekanntschaft mit der französischen Geisteskultur so leicht wie möglich zu erschließen. Große Regsamkeit im Professorenaustausch. Zum Schluß vergleicht R. diese Bewegungen mit der Sachlage bei uns in Deutschland.

Der bekannten Anlage des Buches entsprechend folgt nun nach dem die Neuerscheinungen besprechenden Abschnitt jedesmal ein Schriftenverzeichnis, das auch im einzelnen ergänzend noch manche Abhandlung namhaft macht mit kurzer Angabe des Inhalts.

Zuerst bespricht J. Ziehen unter *Schulgeschichte* in seiner gründlichen, sachkundigen, reinlichen Art eine Menge von beachtenswerten Arbeiten, aus denen ich herausheben möchte die Besprechung der zweibändigen Biographie Aug. Vilmars von W. Hopf, die Mitteilungen über Dingelstedt bei Trabert und die Zusammenstellung bedeutender Persönlichkeiten aus der Lehrerliste der Thomasschule zu Leipzig.

Sehr eingehend und übersichtlich behandelt in zusammenhängender Darstellung L. Viereck die *Schulverfassung* in ihren verschiedenen Zweigen, so daß man sich daraus schön und leicht über die Entwicklung der selben und den Inhalt der wesentlichen Schriften orientieren kann. Man vergleiche die Besprechung der Schriften über das humanistische Gymnasium, über den Rückgang der Schulleistungen, die Arbeiten von Cauer und Ad. Matthias, über die Kurzstunden, das englische und französische Schulwesen, das Erziehungsbuch von Kabisch, die gerade jetzt sehr zeitgemäßen Ausführungen über nationale Erziehung. Gelesen habe ich alles mit lebhaftem Interesse, weiter darauf einzugehen verbietet der Raum.

Die Abhandlungen über Deutsch und Griechisch, je 105 Seiten, sind die umfangreichsten. Freilich umfaßt das Griechische drei Jahre.

Th. Matthias (Plauen) spricht unter *Deutsch* zuerst über den Germanistenverband, dann folgt die Beurteilung einer großen Menge von Büchern und Abhandlungen aus allen Gebieten des deutschen Sprachunterrichts mit einer Fülle von Belehrung und Anregung. In dankenswerter Weise sind viele Abhandlungen aus Zeitschriften herangezogen und beurteilt, nur hätte ich gewünscht, daß die Namen auch dieser im Schriftenverzeichnis aufgeführt wären, denn nur so wird man, wenn man nicht sorgfältig das Ganze durchstudiert, auf manchen beachtenswerten Namen hingewiesen, so Ad. Matthias (S. 22), Rud. Menge (S. 44), Friedr. Leo (S. 70); auch den 'Lehrplan des Komischen' von Lorenz (S. 23)!

Der Bericht über das *Griechische* von E. Lisco umfaßt die Jahre 1911—13. In dankenswerter Weise sind hier in dem Verzeichnis auch alle in der Besprechung erwähnten Abhandlungen namhaft gemacht. Ein weiter Raum ist dem Kampf um den griechischen Unterricht und die Bewertung des Faches gewidmet und die einschlägige Literatur eingehend besprochen. Erfreulicherweise konnte eine wachsende Belebung und Vertiefung der inneren Teilnahme am griechischen Altertum und seiner Bedeutung für die Erziehung festgestellt werden. Eine eingehende Beurteilung erfährt naturgemäß Dörwalds Didaktik und Methodik des griechischen Unter-

richts. Mit warmen Worten feiert Lisco das 'Dreigestirn' v. Pöhlmann, Leo und v. Wilamowitz, von denen die beiden ersten leider schon dahingeschieden sind. Indem er temperamentvoll und wohl auch etwas ergriffen von der X 3 gerügten 'Nervosität' in altphilologischen Kreisen mit einem *principiis obsta* gegen jede Einschränkung des Griechischen auftritt, wird er wohl denen, die anderer Ansicht sind, nicht immer ganz gerecht, wie er auch sonst wohl nicht immer den Gründen sorgfältig nachgegangen ist, was auch der unterzeichnete Referent hat erfahren müssen.

Die *Geschichte* bespricht G. Noack. Wichtig sind die Bemühungen, die sich den Geschichtslehrern zugewendet haben. Seit Oktober 1913 besteht der Verband deutscher Geschichtslehrer. Viele Kräfte regen sich zugunsten einer höheren Bewertung des Geschichtsunterrichts. Es kommen u. a. noch zur Sprache: Reformen des historischen Universitätsunterrichts, Ferienkurse, häusliche geschichtliche Lektüre der Schüler, Bürgerkunde, Quellenbenutzung, Behandlung der Kunst. Eine Bücherflut von Lehrmitteln zeigt das Schriftenverzeichnis. Bewertet wird u. a. Lamprechts Einführung in das historische Denken und Birts Römische Charakterköpfe. Zum Schluß werden die Schriften besprochen, die ihren Mittelpunkt im Regierungsjubiläum unseres Kaisers finden, 'das nun wirklich zum Abschluß der langen Friedensjahre dieses Herrschers geworden ist' (S. 77).

In *Erdkunde,* die F. Lampe bespricht, finden wir ein rühriges wissenschaftliches Vorwärtsstreben und eifrige Tätigkeit für ihre Anwendung bei der Erziehung und Bildung der Schuljugend. Die Einsicht wurde gemehrt durch die Kriegsstürme von 1911/12 in den Balkanländern. Forschungsreisende haben Neues erkundet; wissenschaftliche Tagungen und Versammlungen haben manches gefördert. In Marburg wurde auf der 52. Philologenversammlung beschlossen, daß, der politischen und weltwirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands entsprechend, an allen deutschen höheren Lehranstalten der geographische Unterricht ausschließlich von Fachlehrern erteilt und mit zwei Lehrstunden bis zum Abschluß durchgeführt werden müsse (S. 8). Manche Anregung bietet Kampffmeyer 'Die Gartenstadtbewegung'; unter wissenschaftlichen Beilagen zu Schulnachrichten wird Krüger 'Eine Reise in den Kordilleren von Patagonien' hervorgehoben. — Die Masse war eindrucksvoller als die Güte, aber eine neue Zeit ist inzwischen angebrochen, die sicherlich auch für die Geographie und den Unterricht in ihr Neues bringen wird.

In dem Bericht über *Mathematik* bespricht K. Weise im I. Teil (Reine Mathematik) Allgemeines, darunter auch Aus- und Fortbildung der Oberlehrer, Lehrbücher, Fortführung der Reform, Lehrpläne und Geschichte der Mathematik. Dann folgt die Besprechung des arithmetischen und geometrischen Unterrichts und als II. Teil auf wenigen Seiten die darstellende Geometrie und das Linearzeichnen. Auch in dieser Arbeit ist ein reicher Stoff bewältigt.

Von den Naturwissenschaften sind erörtert die *Physik* von K. Weise und die *Biologie* von C. Matzdorff, von dem zum Schluß sich noch

eine kurze Besprechung der *Naturwissenschaft als Ganzes* anschließt. Zu Anfang des Teils über die Physik wird der auch sonst noch einigemal namhaft gemachte bemerkenswerte Vortrag von Kerschensteiner über den Erziehungswert der Naturwissenschaften und ihre Stellung in der Schulorganisation hervorgehoben, dann das Lehrverfahren nach den einzelnen Zweigen der Physik und zum Schluß die literarischen Hilfsmittel besprochen.

Besonderes Interesse beansprucht der Teil über Biologie: die Lehraufgaben der selben, Lehrpläne, Didaktik und Methodik haben mannigfache Erörterung gefunden. Auch Naturdenkmalpflege kommt hier zur Besprechung, die Vor- und Fortbildung der Lehrer, Verhandlungen auf Versammlungen, Anschauungsmittel und wissenschaftliche Literatur. Es folgt dann ein zweiter Teil über Pflanzenkunde und ein dritter über Tier- und Menschenkunde mit vielen interessanten Einzelheiten. Im letzten Teil sind besonders wertvoll und interessant die Mitteilungen aus Poincarés 'Letzten Gedanken', einem Buch, 'das für die Klärung unserer Naturauffassung sehr viel Nutzen zu stiften imstande ist'.

Über *Zeichnen* berichtet Ph. Franck. Die Zahl der neuerschienenen methodischen Bücher ist gering. Ad. Lahmann wird sehr abfällig beurteilt. Ein erfreuliches Zeichen von wachsendem Interesse für die bildende Kunst in der Schule sind die Beilagen kunstgeschichtlichen Inhalts zu den Jahresberichten höherer Lehranstalten. Gedruckte Vorlagen werden abgelehnt, Lukenbachs Kunst und Geschichte warm empfohlen.

Der Abschnitt über *Turnen und Schulgesundheitspflege* von J. Küppers hält sich im ganzen frei von allgemeinen Betrachtungen, gibt aber mit kurzer Beurteilung eine reiche Literatur, so daß man sich über alle einzelnen zur Sprache kommenden Seiten und Zweige — und deren sind viele — daraus wohl orientieren und Gewünschtes danach beschaffen kann. Da begegnen wir Pindars Siegesliedern, für Turner verdeutscht, wir hören von dem Einfluß des großen Turnfestes in Leipzig, vom Mädchenturnen, Turnspielen, Wandern, Rudern, das besonders unter dem Einfluß unseres Kaisers gediehen ist, Schwimmen und der besondern Gesundheitspflege, darunter der Bekämpfung des Alkoholismus.

So habe ich aus dem Extrakt einen Extrakt gegeben, vielleicht noch etwas zu ausführlich, aber ich wollte die Reichhaltigkeit des verdienstvollen Buches von neuem vor Augen führen, auch durch Einzelheiten zur Beschaffung und zum Gebrauch des selben anregen. Viel Fleiß und Arbeit ist in dem Werk zusammengetragen, man wird an Luthers Worte erinnert, daß man jetzt nicht gewahr wird, welche Wacken und Klötze da gelegen haben, wo man jetzt darüber hingeht, wie über ein gehobelt Brett. Für den einzelnen Lehrer ist freilich das Buch zu teuer. Die Bibliothek jeder höheren Schule sollte es haben, aber auch die scheuen vielfach die hohe Ausgabe. Sollte es sich da nicht empfehlen, künftig die Herausgabe so einzurichten, daß neben dem Gesamtband die Berichte über die einzelnen Fächer gesondert zu haben sind?

Ich schließe mit dem Schlußwort aus dem Vorworte des Herausgebers: Möchte beim Erscheinen des nächstfolgenden Jahrbandes unser

Vaterland nach ehrenvoll beendetem Krieg sich friedlicher Arbeit ungestört wider erfreuen dürfen.

2) Robert Arnold, Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1914. Göschenscher Verlag. 136 S. In Leinen geb. 90 ₰.

Ich habe schon mehrfach Gelegenheit gehabt, Bücher aus der trefflichen Sammlung Göschen in dieser Zeitschrift mit Anerkennung zu besprechen. Ihnen reiht sich das vorliegende würdig an. Nachdem es im Jahre 1904 zum erstenmal erschienen war und schon im folgenden einen Neudruck erfahren hat, liegt es nun in ganz neuer Bearbeitung vor, indem der neueste Stand der Forschung, besonders über die Anfänge der Kulturbewegung der Renaissance, aus den letzten zehn Jahren eingehende Berücksichtigung gefunden hat. Ein weitumfassendes Gebiet menschlicher Kulturarbeit wird uns in den Hauptzügen in knappem Rahmen und in schöner, ansprechender Form 'klar, leichtverständlich (doch hätte dazu einiges wohl noch einer Erklärung bedurft!) und übersichtlich', wie es Zweck und Ziel der Göschenschen Sammlung ist, vorgeführt. In sechs Kapiteln bringt das Büchlein eine ausführliche Darstellung der Wirkungen des Humanismus, gleichsam des Vorspiels oder ersten Aktes der Renaissance, dann der Erfindungen, Entdeckungsreisen und erweiterten Naturkenntnis, woran sich eine Darstellung der Entwicklung der Geisteswissenschaften, der gesellschaftlichen Zustände und der poetischen Erzeugnisse der Renaissancezeit anschließt. Die Darstellung ist belebt durch interessante Einzelheiten, schöne Aussprüche von Dichtern und Denkern, wir finden kurze, treffende Charakteristiken und wertvolle Zusammenfassung der vielseitigen Bedeutung einzelner Männer usw. Ich habe mit lebhaftem Interesse, wahrem Genuß und Bereicherung meines Wissens das Büchlein durchgelesen und möchte gern einzelnes herausheben zum Belege der gerühmten Vorzüge, aber es würde das immerhin weiter führen, als es der mir zustehende Raum gestattet. So sei es nur auf meine Verantwortung hin auch den Lehrern unserer höheren Schulen und den Schülern der oberen Klassen angelegentlich empfohlen. Kleine Ausstellungen in Form und Inhalt würde ich dem Verf. auf Wunsch für eine neue Auflage gern zur Verfügung stellen.

Wertvoll ist für eingehendere Studien das auf mehr als drei ganz klein gedruckten Seiten gegebene, vor allem auch die Neuerscheinungen der letzten zehn Jahre enthaltende Literaturverzeichnis; und ein am Schluß auf drei dreispaltigen, ebenfalls ganz klein gedruckten Seiten angefügtes Namenverzeichnis ermöglicht es, mühelos die einzelne Personen besprechenden Stellen aufzufinden und, wenn welche in einer auch größeren Anzahl von Stellen zur Sprache kommen, das sie Betreffende leicht zu verbinden.

Kassel. Fr. Heußner.



1) J. Tews, Ein Jahrhundert preußischer Schulgeschichte. Volksschule und Volksschullehrerstand in Preußen im 19. und 20. Jahrhundert. XII, 270 S. Leipzig 1914, Quelle und Meyer. Preis 3 ℳ, geb. 3,60 ℳ.

Der als streitbarer Vertreter fortschrittlicher Gedanken im Volksschulwesen vielfach bewährte Verfasser führt auf S. VIII des vorliegenden Buches ein Wort Ludwig Häußers an, nach dem 'ohne Subjektivität die Geschichte nur Chronik bleibt'. Mit — ich meine, im guten Sinne des Wortes — starker Subjektivität ist denn auch diese Mahnschrift in geschichtlicher Form geschrieben, die in sehr lebendiger Darstellung schildert, wie sich das Ideal der Volksschule als eines grundlegenden Trägers der Volkserziehung in der Zeit bis auf Pestalozzi und Fichte theoretisch herausgebildet hat und dann, trotz immer erneuter Hemmnisse, seiner Verwirklichung in hundert Jahren immerhin doch ein gutes Stück näher gekommen ist. Der letzte Teil dieser Inhaltsangabe ist nicht ganz im Sinne des Verfassers; denn dieser hebt, um die Notwendigkeit weiteren Fortschrittes recht klar hervortreten zu lassen, mehr die Hemmnisse und das noch nicht Erreichte hervor, zu welch letzterem vor allem die Beseitigung des 'Zweiseelencharakters des Ministeriums für Kultus und Unterricht', die Hebung des Volksschullehrerstandes in mehr als einer Hinsicht, die Einführung der allgemeinen Volksschule (Einheitsschule) und die Anpassung der Lehrpläne von Seminar und Volksschule an die Forderungen der heutigen Kultur zu rechnen sind. Geistvoll und in einer hohen Auffassung der Volksbildungsaufgaben geschrieben, wie es ohne Zweifel ist, verdient das Buch, nicht nur in den Kreisen der Volksschullehrer recht eifrig und mit offenem Verständnis für die große Bedeutung der behandelten Probleme gelesen zu werden; die jungen Berufsgenossen, die sich Verfasser in erster Linie als Leser denkt, werden den vom Verfasser gewünschten Enthusiasmus gewiß aus der von einem klaren Ideal bestimmten Darstellung gewinnen können. Auf die Einzelheiten dieser Darstellung will ich hier nicht näher eingehen, nur kurz erwähnen, daß die Schulpolitik Friedrich Wilhelms in den einleitenden Abschnitten meines Erachtens mit Recht gegen M. Lehmanns z. T. abfällige Beurteilung in Schutz genommen und daß das Verhältnis Friedrich Wilhelms III. zur Schule — unter zweckmäßiger Heranziehung der 'Selbstbekenntnisse' — ebenso richtig beurteilt wird wie das Gesamtmaß der Leistungen des Absolutismus einer-, des Konstitutionalismus anderseits für das Volksschulwesen. Die Charakteristik der verschiedenen preußischen Kultusminister und ihrer Gehilfen enthält manches treffende Wort, ebenso sind die Unterrichtsgesetzesentwürfe im allgemeinen wohl zutreffend beurteilt, nur daß mir unter anderem zweifelhaft ist, ob aus § 27 des Süvernschen Entwurfes die Verwerfung der Vorschulklassen kurzweg herausgelesen werden kann. Die innere Entwicklung der preußischen Volksschule ist reichlich knapp behandelt, das Bedenkliche der fast vier Jahrzehnte hindurch nur wenig abgeänderten Geltungskraft der 'Allgemeinen Bestimmungen' dabei aber sehr mit Recht betont.

Verfasser, der vielfach im Prägen scharf bezeichnender Ausdrücke sehr glücklich ist, sagt S. 5 sehr richtig, daß heute 'große Parteien mehr Lehrer- als Schulpolitik treiben, weil sie die Hilfe des Lehrer-

standes bei ihrer Gesamtarbeit nicht entbehren können' — auch das vorliegende Buch ist zum Teil von der Lehrerpolitik stark bestimmt; das ist das gute Recht eines Verfassers, der Vorkämpfer seines Standes sein will; daß der Vorkämpfer zugleich auch Erzieher seines Standes zu sein bestrebt ist, ergibt sich aus mehrfachen kurzen Andeutungen und ist, vor allem aus den Stellen zu entnehmen, an denen Verfasser den Kulturwert der Schule mit beredten Worten schildert. Eine dieser Stellen mag den Schluß unserer Besprechung bilden:

'Wir müssen auf dem Boden des Vaterlandes nicht nur Raum schaffen für die jetzt lebenden Millionen, sondern auch weiteren Millionen ein Heim bereiten. Das kann nur Pestalozzi, das können nur die Mutter, der Schulmeister, der Lehrer und der Priester, also diejenigen, welche an der Erziehung und Bildung des jungen Geschlechts arbeiten. Wenn sie ihre Schuldigkeit tun, so darf die bleiche Sorge uns nicht drücken. Ein gut erzogenes Volk ist auch ein reiches und wehrhaftes Volk. Nur die Kultur schafft Werte, wo keine sind . . . Ein Staat kann niemals mehr und Wertvolleres für seine Gegenwart und Zukunft, für das Heute wie für das Morgen und Übermorgen tun als durch Erziehung aller. Das muß darum auch das A und O aller Politik sein.' (S. 260f.)

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

---

1) W. Wiemann, 'Jugendpflege'. 'Aus Natur und Geisteswelt'. Leipzig 1914. B. G. Teubner. 1,25 ℳ.

Durch seinen Beruf als Fortbildungsschullehrer ist Verfasser in der Lage, seine Vorschläge auf eine gründliche Kenntnis der Eigenart der Jugendlichen zu basieren, die in ihrer natürlichen Entwicklung und in ihrer Beeinflussung durch besondere Umstände (modernes Wirtschaftsleben, großstädtische Ungebundenheit usw.) eingehend geschildert wird. Dadurch ist auch jeder Dilettantismus — wie er sich heute in der Jugendpflege wohl noch oft zeigt — ausgeschlossen.

Das Buch schildert zunächst die Jugendpflege im Auslande, dann die heimische, und zwar die in den Schulen und die neben und nach der Schulzeit, und gibt weiter eine gute Übersicht über die heute bestehenden Vereine zur Pflege der Jugend. Preußische und sächsische Ministerialerlasse und eine Literaturübersicht vervollständigen das sehr brauchbare Handbüchlein.

Der Standpunkt des Verfassers mag durch einige kurze Auszüge gekennzeichnet sein:

'Alle Erörterungen über das Wesen der Heranwachsenden können niemals zu der bestimmten Angabe führen: "So ist die Jugend und nicht anders!" — Dazu ist die Zahl der Entwicklungsmöglichkeiten zu groß. Das Unfertige, das Schwanken, ja das oft sich Widersprechende ist das Kennzeichen der Jugendjahre. Deshalb können Darlegungen der jugendlichen Entwicklung niemals zu einem Nachschlagewerk werden, das auf Fragen feste Auskunft geben kann. Der Nutzen solcher Erörterungen kann nur darin bestehen, daß eine intensive Einzelbeobachtung der Heranwachsenden erleichtert wird zum Wohl der Jugend, die dann vor oberflächlicher Beurteilung und falscher Behandlung bewahrt bleibt.'

'Die maßgebenden Personen müssen immer mehr zu einer gerechteren Verteilung der an Geist und Körper zu stellenden Ansprüche kommen und die geistigen Leistungen vielleicht zugunsten der körperlichen herabschrauben.'

'Eine zwangsweise Unterstellung der Jugendpflege unter die Schule würde erzieherische Momente fehlen lassen; sie könnte die Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit gefährden. Die Jugendpflege könnte mit dem Odium des Schulbetriebes beladen werden und die spätere freiwillige Beteiligung an Pflegeveranstaltungen in Frage stellen.'

'Alle Erziehung ist Selbsterziehung: wenn wir keine Aufnahmebereitschaft bei dem jüngern Menschen finden, dann können wir wohl unsere Bemühungen, aber nie Erfolge buchen.'

(Zitat aus Bauer: Psychologie der Jugendlichen:) 'Es ist erfreulich, daß man in christlichen Kreisen mehr und mehr davon abkommt, Jünglinge vorzeitig zu Männern in Christo zu machen. Gott reift manchmal Jünglinge, die er bald haben oder brauchen will, schnell; wenn wir es aber versuchen, nimmt es ein schlimmes Ende. Die vielen Klagen über Mißerfolge könnte man sich sparen, wenn man die Eitelkeit der Scheinerfolge überwände.'

'Wir halten es für überflüssig, ja direkt verkehrt, die Jugend schon in militärisches Milieu zu versetzen und möchten deshalb auch nicht Kriegsspiele für die Jugend haben, die vielleicht den Führern eine Freude und Übungsgelegenheit, den jungen Leuten aber, schon der verzwickten Zusammenstellung wegen, keine Befriedigung zu gewähren vermag.'

'Es ist ganz falsch, und verleitet direkt zum Gegenteil, zur Selbstsucht, wenn dem jüngern Volke eine willkürliche Beteiligung ohne festen Anschluß (an einen Verein) gestattet wird, und es gefährdet, wenn man sie ohne Zwang zum Beitritt in zusammengeschlossene Gemeinschaften hineinläßt, alle erzieherische Betätigung an den Mitgliedern. Solche Leute benutzen wohltätige Einrichtungen, solange diese ihre egoistischen Wünsche befriedigen; haben sie es satt, so laufen sie weiter.'

'In Vorträgen bietet sich Gelegenheit, vaterländischen Geist, Religiosität und Moral zu fördern; doch man gebe sich nicht der Täuschung hin, daß Worte gar großen Erfolg haben könnten; mehr als alles Reden wirkt das Vorbild einer mit Liebe zum Vaterlande, mit wahrem Tatchristentum und edlem Menschentum ausgerüsteten Person, die mit dem jungen Volke Fühlung sucht, ohne immer gleich mit Worten auf die junge Seele einzustürmen.'

'Politik ist in den Vereinigungen der Jugendlichen nicht angebracht; der Verstand des jungen Volkes ist einmal noch zu unreif, als daß man das verfehlte Experiment der freien Jugendbewegung (?) hier nachahmen dürfte. Außerdem können das Interesse der Jugendlichen höchstens derartige politische Ideen erwecken, die seiner kritiklustigen negierenden Geistesverfassung verwandt sind. Man soll dies Liebäugeln des jungen Volkes mit allem, was nach "Freiheit" aussieht, ja nicht zu tragisch nehmen. Wenn die Vernunft zum Durchbruch kommt, wird mancher seine Jugendtorheit belächeln . . .'

2) H. Bohnstedt, Jugendpflegearbeit. Ihre praktischen Anfänge und geistigen Werte. (B. G. Teubner 1914.) 180 S. 8. 2 ℳ.

Ein warmherziger und feinsinniger Pädagoge nimmt hier das Wort, um in behaglicher Breite Jugendpfleger und besonders solche, die es werden wollen, in diesen neuen Beruf einzuführen. Weit entfernt, ein öder Katechismus der vielfältigen Vereinsbestrebungen zu sein, bemüht sich dies Büchlein vielmehr (wie sein Untertitel sagt), die geistigen Werte der Bewegung zu beleuchten. Damit dürfte es auch dem willkommen sein, dem die bunten Zupfgeigenbänder und die Uniformspielerei den Appetit an der Sache etwas zu verderben drohen. Besonders wertvoll sind die Abschnitte über den Lehrer und die Lehrerin in der Jugendpflege sowie über Religion in der Jugendpflege. Der Wert des Werkchens wird erhöht durch ein Verzeichnis der Ministerialerlasse sowie durch zahlreiche Hinweise auf eine sorgfältig ausgewählte Literaturübersicht.

Wir möchten das Büchlein vor allem denen empfehlen, die ohne große äußere Mittel einer guten Sache mit Ernst dienen wollen.

Naumburg a. S. Raimund Jebens.

W. Capitaine, Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Teil. Kirchengeschichte. 2. Aufl. 4. u. 5. Tausend. Köln 1914. Bachem. 8. 232 S. Geb. 2,80 ℳ.

Vor vier Jahren zeigten wir in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen die erste Auflage dieser Kirchengeschichte an. Unsere Ausstände von damals sind fast alle berücksichtigt worden; der Verfasser hat überhaupt von seinen Kritikern willig gelernt. Die Vorzüge, die wir dem Buche damals nachrühmten, gelten von der zweiten Auflage ebenfalls, teilweise in erhöhtem Maße: wissenschaftliche Zuverlässigkeit und methodische Brauchbarkeit, kirchlicher Sinn und geschichtliche Gerechtigkeit. Das Buch ist vielfach eingeführt, auch an Studienanstalten und Oberlyzeen. Die alte Auflage ist neben der neuen brauchbar geblieben. Der Umfang ist zurückgegangen, das Buch zählt jetzt 232 Seiten, das sind, wenn man Vorwort, Inhaltsverzeichnis, Zeittafel und Namen- und Sachregister abrechnet, noch 196 Seiten Lernstoff. Nun ist zu berücksichtigen, daß das Oberlyzeum drei Stunden wöchentlich Religionsunterricht vorschreibt, und daß der Verfasser neben dem Lern- auch Lesestoff bieten wollte. Damit kommt der Verfasser dem Wunsche entgegen, daß das Lehrbuch dem Schüler auch den Weg zu tieferem Eindringen in den behandelten Stoff weise. Dem kommen auch die Literaturangaben entgegen, die stellenweise mehr geben könnten. Z. B. sollte die für die höheren Schüler an erster Stelle in Betracht kommende illustrierte Kirchengeschichte von Rauschen, Marx und Schmidt nicht fehlen. Battifols von Seppelt übersetztes Werk über die Urkirche sollte ebensowenig ungenannt bleiben. Gewundert hat mich, daß die letzte Periode der Kirchengeschichte (seit 1789) den Titel trägt: Friedlicher Ausgleich der Religionen und Konfessionen! Für die Zeit der Französischen Revolution, Napoleons, des Kulturkampfes und vieler anderer Kampferscheinungen wahrlich ein Optativ, kein Indikativ! Das Verhältnis von Rom und Orient, die Bedeutung des Orients als des Mutterlandes des Christentums neben

dem griechischen und römischen Faktor in der kirchlichen Entwicklung kommt entschieden nicht zur erforderlichen Würdigung, weder in der Geschichte der kirchlichen Literatur, noch der Kunst, noch der Liturgie. Daher fehlt jedes Wort über die syrischen Kirchenväter. Die Liturgie ist überhaupt stiefmütterlich behandelt. Von den morgenländischen Liturgien und Kirchengemeinschaften erfährt der Schüler nichts oder wenig, von den schismatischen noch mehr als von den unierten. Der Islam ist unparteiisch dargestellt, die Fabel von seiner Kulturwidrigkeit spukt in diesem Buche nicht mehr. Aber seine Bedeutung fürs Christentum muß deutlicher gemacht werden: er ist Anlaß zur monotheletischen Irrlehre und zum Bilderstreit, das ist noch angedeutet; auch daß er das Christentum in zwei Erdteilen fast ganz ausgelöscht hat; aber er hat auch die Missionstätigkeit der Kirche länger als ein halbes Jahrhundert aufgehalten und ist durch seine eigene intensive Propaganda jetzt noch einer ihrer gefährlichsten Gegner. Der Mission hätte ich in der Zeit des allseitigen Missionsinteresses größere Berücksichtigung gewünscht. Die Gerechtigkeit des Verfassers im Urteil ist schon gerühmt, die verläßt ihn selten, z. B. bei der Darstellung des Investiturstreites, die betonen muß, daß es auch auf seiten des Reiches, nicht bloß der Kirche, sich um Lebensfragen, nicht um frivole Widersetzlichkeit gegen sie Kirche handelte. Bei der Inquisition ist wohl ein bißchen Schönfärberei getrieben, wie Vacandards Werk L'Inquisition oder wenigstens der durch Vacandard veranlaßte Artikel von Kl. Neumann im elften Jahrgang der Friedensblätter dem Verfasser zeigen wird. Eine neue Auflage wird den Stoff noch straffer gliedern und zusammenfassen dürfen, z. B. die Aufhebung des Jesuitenordens aus der Darstellung des Kulturlebens entfernen und dorthin stellen, wo der Jesuitenorden als solcher behandelt ist.

Breslau. Hermann Hoffmann.

---

1) Die Mischna. Text, Übersetzung und ausführliche Erklärung. Mit eingehenden geschichtlichen und sprachlichen Einleitungen und textkritischen Anhängen unter Mitwirkung namhafter Gelehrter herausgeg. von Prof. D. Dr. G. Beer, Heidelberg und Prof. D. O. Holtzmann, Gießen. Gr. 8. — 1. Seder, 9. Traktat: Challa (Teighebe), von Dr. Karl Albrecht (Oldenburg). IV u. 48 S. 2,40 ℳ (in der Subskription 2,10 ℳ). — 4. Seder, 1. Traktat: Baba qamma ('Erste Pforte' des Zivilrechts), von W. Windfuhr (Hamburg). VIII u. 96 S. 4,80 ℳ (in der Subskription 4,20 ℳ). — 2. Seder, 5. Traktat: Joma (Der Versöhnungstag), von D. Johannes Meinhold (Bonn). IV u. 83 S. 4,30 ℳ (Subskript. 3,80 ℳ). — 5. Seder, 10. Traktat: Middot (Von den Maßen des Tempels), von D. Oskar Holtzmann (Gießen). VIII u. 112 S. 6 ℳ (Subskript. 5,25 ℳ). — Gießen, Alfred Töpelmann, 1913.

Die für alle Zweige der biblischen Wissenschaft und insbesondere auch für den biblischen Unterricht höchst wichtige Veröffentlichung der sämtlichen Mischnatraktate ist nach ihrem Wesen und ihrer Anlage bereits genügend gelegentlich des Erscheinens der ersten beiden Traktate besprochen worden. Seitdem sind vier neue Traktate herausgekommen, auf die wir etwas näher eingehen können. Wird die Veröffentlichung, wie es zu wünschen ist, in gleicher Schnelligkeit fortgesetzt, dann wird

der Plan der Herausgeber, in vier bis fünf Jahren die ganze Mischna fertig vorliegen zu haben, so ziemlich festgehalten werden können.

Die Mischna zerfällt in mehrere Hauptteile (Seder), die je einen zusammenfassenden Namen für die einzelnen dazugehörigen Traktate haben. Der 1. Seder, aus dem der 9. Traktat vorliegt, heißt 'Zeraim' (Seraim) d. i. 'Saaten'. Er behandelt mit Ausnahme des die ganze Mischna einleitenden ersten Traktats (Berakot) lediglich landwirtschaftliche Verhältnisse und damit zusammenhängende Dinge. Der 4. Seder, dessen erster Traktat herausgekommen ist, führt den Namen 'Nezikin'='Schädigungen'; er bespricht zivilrechtliche Fragen und soll Rechtsquelle sein für solche, denen ein Unrecht widerfahren ist. Der 2. Seder behandelt die heiligen Festzeiten (Moëd), unter denen der Versöhnungstag eine wichtige Stelle einnimmt. Der 5. Seder umfaßt Opfer- und Speisegesetze (Qodaschim), unter die sich seltsamerweise der Traktat von den Maßen des Tempels verirrt hat.

Gehen wir zuerst auf den Traktat Challa aus dem 1. Seder ein. Mit Challa oder Teighebe wird die von jedem angerührten Teige nach Num. 15, 18—21 in Gestalt eines Kuchens vorwegzunehmende Gabe an Jahwe, genauer an die Priesterschaft, bezeichnet. So wie von der Ernte, so wurde auch die Erstlingsgabe von dem aus dem Mehl der Getreidefrucht hergestellten Gebäck erhoben. Insofern hängt Challa mit dem Begriffe 'Zeraim' zusammen. Da die Ausführung der Anordnung der Challa einen weiten Spielraum zuließ, so mußte sich notwendigerweise die jüdische Schulmeinung damit auseinandersetzen. Alles darüber enthält der Traktat Challa. Nach den darin als Autoritäten angeführten Gelehrten ist anzunehmen, daß der selbe in der Zeit 170—190 n. Chr. seine jetzige Gestalt erhalten hat. Ob aber Rabbi Jehuda hannasi, der nach alter Überlieferung der Sammler und Bearbeiter der Mischna sein soll, zugleich auch Verfasser des Traktats ist, müssen wir doch wohl dahingestellt sein lassen. Daraus, daß der selbe eben noch genannt wird und die Redaktion in seine Zeit reicht, läßt sich noch keine Autorschaft ableiten. Was den Inhalt des Traktats angeht, so kann man aus den Verordnungen wider entnehmen, wie ungeheuer genau es das gesetzestreue Judentum mit der Erfüllung der Gesetzesvorschriften nahm, und wie man alle nur irgend denkbaren Fälle behandelte. Man könnte im Religionsunterrichte kaum treffender den bekannten Ausdruck vom Joch des Gesetzes illustrieren, als indem man einige Abschnitte aus den Vorschriften über Challa vorliest; der Mann oder die Frau aus dem Volke konnten unmöglich alles wissen und behalten, was zu beobachten war, z. B. wovon Challa gegeben werden müsse, wieviel sie in den einzelnen Fällen betrug, wie man sich dabei zu verhalten habe, wann die Challapflicht bestand und wann nicht usw. Es ist eben eine ausgesprochene Kasuistik, die es erklärlich macht, weshalb die Priester und Schriftgelehrten, die Wissenden, auf die große Masse des Volkes einen solchen Einfluß hatten. Die Mischnatraktate reden in dieser Hinsicht ganze Bände, und es ist sicher nicht zuviel behauptet, wenn wir feststellen, daß die Bekanntschaft mit ihnen für einen ersprießlichen Unterricht im Alten wie Neuen Testament, der das ungeheure Übergewicht des Christen-

tums ins rechte Licht rücken will, unerläßlich ist. Soll der Religionsunterricht gerade in den oberen Klassen modern und nutzbringend sein, dann muß bei den entsprechenden Gelegenheiten auch auf die Mischna Bezug genommen werden.

Nach einer anderen Seite, abgesehen von der auch hier natürlich zutage tretenden kasuistischen Behandlung, ist der Traktat Baba qamma aus dem 4. Seder interessant. Er führt uns auf das zivilrechtliche Gebiet und wird damit jedem Rechtsgelehrten wichtiges Studienmaterial für die Rechtsgeschichte bieten; zugleich aber werden damit eine ganze Menge kulturhistorisch wertvoller Momente berührt, die auf jeden Leser fesselnd wirken. Baba qamma, aus dem Aramäischen, bedeutet soviel wie 'erste Pforte', d. h. etwa 'erstes Kapitel'. Ursprünglich nämlich bildete dieser Traktat mit den beiden folgenden eine Einheit, die den Titel 'Nezikin' trug, der jetzt auf den ganzen Seder übergegangen ist. Als man den Traktat in drei Teile zerlegte, drückte man dies durch die neuen Bezeichnungen 'erste, mittlere und letzte Pforte' aus. Baba qamma hat, wie wir der Einleitung entnehmen, im ganzen seine heutige Gestalt durch den Mischnaredaktor Juda hannasi erhalten. Doch haben wohl schon frühere Gelehrtengenerationen einzelnes zusammengestellt gehabt, was dann übernommen wurde. Das Ganze hat nachher verschiedene Erweiterungen erfahren, die zum Teil ungeschickt eingeschaltet sind, so daß sie den logischen Zusammenhang stören. Im übrigen lassen sich über die der Stoffanordnung zugrunde liegenden leitenden Gedanken keine sicheren Schlüsse gewinnen. Einen großen Teil des Traktates macht das aus, was wir heute als Haftpflicht bezeichnen. Wenn wir auf die Errungenschaft eines Haftpflichtgesetzes etwa stolz sein wollen, so sollen wir bedenken, daß bereits im Alten Testamente ein solches vorhanden ist, das in der Mischna bis zum äußersten ausgebaut wurde. Und wenn wir weiter erwägen, daß der Gesetzeskodex des Hammurabi viele dieser Sachen bereits enthielt, als man bei den Israeliten noch gar nicht an Gesetz und Gesetzeskodifikation dachte, dann können wir staunen, in welche fernen Zeiten der Haftungsgedanke zurückreicht. Daß man diesen Gegenstand für sehr wichtig hielt, bezeugt die Sorgfalt, mit der die Mischna alle Einzelheiten bespricht. Dieser Abschnitt bildet eine wahre Fundgrube für jeden, der tiefer in die Gedankenwelt der semitischen Völker und insbesondere des Judentums eindringen will. Ein zweiter Abschnitt handelt vom Ersatz bei Diebstahl; eigentümlich ist daran, daß sich die Ersatzleistung nur sehr oberflächlich mit der sittlichen Wertung der Tat abgibt, woraus sich wider der große Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Auffassung bei einzelnen Geboten ersehen läßt. Im dritten Abschnitt über Körperverletzung und tätliche Beleidigung erinnert manches an die altgermanischen Wergeldgebräuche. Die drei übrigen Abschnitte behandeln fernerliegende und besonders geartete Dinge, die unter den Begriff 'Haftung' und 'Ersatzleistung' fallen können. Der Traktat gehört entschieden zum Anziehendsten in der Mischna und ist eingehender Lektüre wert.

Zu dem Traktat Joma, der seines Inhaltes wegen zu den wichtigsten Mischnatraktaten gehört, wird in einer Einleitung zunächst die Frage

aufgeworfen, ob der Versöhnungstag nachexilischer Herkunft ist. Die eingehende Untersuchung der darüber handelnden Stellen ergibt in der Tat, daß die älteren Teile der nachexilischen Priesterschrift (P) dieses Sühnefest nicht kennen, das offenbar erst im weiteren Verlauf der Entwicklung der nachexilischen Gesetzesgemeinde sich bildete, wahrscheinlich infolge der Wirksamkeit Ezechiels, der sich ja bestrebte, das Volk zu einem kultisch reinen und also heiligen Volke zu machen. Die Geschichte des Versöhnungstages weist zurück auf das jüdische Neujahrsfest. Ausgehend von den Gedanken Ezechiels fing man an, jedes neue Kirchenjahr mit einer gründlichen Reinigung von Gemeinde und Tempel zu beginnen. Es handelte sich einerseits um eine Reinigung von sittlicher Verschuldung durch Kasteien und reumütiges Bekenntnis, andererseits um eine durch Opfer zu erzielende kultische Reinigung. Da sich dieser düstere Charakter mit der an sich freudigen Stimmung des Neujahrstages nicht vertrug, so fand eine Teilung statt, und das Versöhnungsfest trat gesondert neben das Neujahrsfest. Da jenes für das ganze Jahr entsühnte, so wurde auch das Opfer, das der Hohepriester sonst bei jedesmaligem Betreten des Heiligtums zu bringen gehabt hatte, auf die einmalige Darbringung beschränkt, woraus sich auch das nur einmalige Betreten des Allerheiligsten ergab. Was die Entsühnung der Gemeinde im besonderen betrifft, so liegt in dem Hinaussenden des einen Bockes in die Wüste ein sehr alter Brauch, der in den Kultus übernommen worden war. Ursprünglich war damit ein dem Wüstendämon gebrachtes Schutzopfer gemeint, und erst in Verbindung mit dem Versöhnungsfest wurde daraus der 'Sündenbock'. Wie nun die Zeremonien dieses Festes bis zur Zeit der Zerstörung des Tempels vorgenommen zu werden pflegten, geht aus der umständlichen Beschreibung des Traktats, der vieles Interessante bietet, deutlich hervor. Da im Neuen Testament (Hebräerbrief) gerade auf dieses jüdische Fest und sein Wesen eingegangen wird, ist zu empfehlen, bei Behandlung der betreffenden Stellen die vorliegende Erläuterung zu Rate zu ziehen.

Was endlich Middot betrifft, so hat sich dieser Traktat, dem Holtzmann als geeigneteren Platz den zu Anfang des 2. Seder zuweisen möchte, nur deshalb in den 5. Seder hineingefunden, weil 'das Normalbild des Tempels als Grundlage und Voraussetzung für das Verständnis aller auf den Tempel bezüglichen Pflichten dem Israeliten eingeprägt werden' sollte. Ins Auge gefaßt ist der Tempel, den die vom Himmel kommende Gottesstadt dereinst haben würde. Als der Traktat verfaßt wurde, lag der geschichtliche Tempel in Trümmern; aber das Bild desselben soll das Volk im Herzen tragen. Dieses Bild ist ein Idealbild, das sich an Erinnerungen an den historischen Tempel anlehnt. Der Traktat will nun nicht nur die Maße und Einteilung des Zukunftstempels geben, sondern bringt auch eine große Zahl Mitteilungen über beim Tempeldienst beobachtete Gebräuche, die nebenbei auch hohen kulturgeschichtlichen Wert haben. Die Anmerkungen übersteigen den Umfang des Textes bedeutend. Die sehr ausführliche Sacherklärung war durch die Natur des Gegenstandes bedingt, und dem Forscher wird diese gewissenhafte und zeitraubende Kleinarbeit des Herausgebers höchst

willkommen sein. Instruktiv ist auch vor allem die Einleitung. Daraus entnehmen wir, daß der Traktat sich zwar an die Angaben der Bibel, die er für Stiftshütte, salomonischen Tempel und Tempelbild des Ezechiel als durchaus übereinstimmend annimmt, anlehnt, aber auch aus der Erinnerung an den herodianischen Tempel und aus der Überlieferung der Schriftgelehrten schöpft. Wie sich aus den in anderen Mischnatraktaten vorhandenen Angaben, die zum Teil mit Middot wörtlich übereinstimmen, ergibt, muß die Überlieferung über das Heiligtum eine ziemlich einheitliche gewesen sein. Das Ellenmaß, das Middot benutzt, ist wahrscheinlich die im römischen Reiche bis in die Kaiserzeit hinein gültige Elle von 525 Millimeter gewesen. Über das Verhältnis der Angaben der Mischna und derjenigen bei Josephus ergeht sich die Einleitung mit großer Gründlichkeit. Stellenweise ergänzen die Angaben des letzteren die in Middot über den herodianischen Tempel; aber es sind auch unvereinbare Widersprüche vorhanden, die manchmal zu Ungunsten von Middot ausfallen, ohne daß man jedoch überall für Josephus genaueste Zuverlässigkeit behaupten könnte.

So führt sich das Mischnawerk durch die bis jetzt erschienenen Lieferungen gut ein. Eine große Menge Arbeit steht hinter der Veröffentlichung. Es gilt einmal, den Text festzustellen. Dann handelt es sich um die geläufige Übersetzung des knappen und eigentümlich gehaltenen Wortlautes. Und endlich ist die dazu nötige Erklärung auf verhältnismäßig gering bemessenem Raume unterzubringen, damit der Umfang des Werkes nicht zu groß wird. Das erfordert nicht nur gründliche Kenntnis der Sache und der Literatur, besonders auch der rabbinischen, sondern auch große Darstellungsgewandtheit. Die Namen der zur Mitarbeit gewonnenen Gelehrten bürgen dafür, daß diesen Anforderungen im weitesten Maße entsprochen wird, so daß sich diese Ausgabe der Mischna zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Erscheinungen der neueren Zeit rechnen kann. Wir machen nicht nur alle, die im Bibelstudium stecken, auf dieses wichtige Werk aufmerksam, sondern vor allem auch die Religionslehrer an höheren Schulen, die hierin ein äußerst nutzbringendes Hilfsmittel für den biblischen Unterricht begrüßen können. Die Mischna sollte deswegen auch in den Lehrerbibliotheken vertreten sein.

2) Hans Kaiser, Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1833—70. Elsaß-Lothr. Kulturfragen, herausgeg. von der Els.-Lothr. Vereinigung, 3. Jahrg. Heft 4/5 (Juni-Juli 1913), S. 179—234. 8. 1,30 ℳ (Jahrespreis. 4 ℳ). — Straßburg i. Els., Verlag der Elsaß-Lothr Vereinigung.

Gegenüber der von den nationalistisch Gesinnten in Elsaß-Lothringen [1]) so gerne verbreiteten Behauptung, daß die Fortschritte der französischen Sprache in diesem Lande 'das Ergebnis einer langsamen, stetigen und von der Bevölkerung freiwillig angenommenen Durchdringung', also nicht durch Maßregeln der französischen Verwaltung künstlich hervorgerufen sind, haben sich wohl immer einzelne Stimmen, vor allem auch aus Lehrerkreisen, erhoben. Kaisers Aufsatz hat aber einen besonderen

[1]) Die Besprechung ist vor Ausbruch des Krieges verfaßt worden.

Wert, weil er aus amtlichen Quellen, den Akten der Unterrichtsverwaltung, den Nachweis führt, daß in der Tat mit Hilfe des Volksschulunterrichts planmäßig an der Unterdrückung der deutschen Volkssprache gearbeitet worden ist, daß sich aber gegen diese Maßregeln zum Teil ein heftiger Widerstand erhoben hat. Von einer Zweisprachigkeit, die heute von den Verehrern der französischen Sprache als Deckmantel für ihre eigentlichen Absichten gefordert wird, wollte man damals nichts wissen. Die Konsequenzen für das, was das Reich von dem wider deutsch gewordenen Elsaß-Lothringen fordern darf, lassen sich leicht ziehen. Die zweckdienliche Arbeit Kaisers ist durch zahlreiche Anmerkungen erläutert und enthält als Beilage einen Bericht des Rektors der Straßburger Akademie Delcasso an den Minister, betreffend Einführung des neuen Lehr- und Stundenplans.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

---

1) Heinrich v. Kleists Gespräche. Gesammelt und herausgegeben von Freiherrn v. Biedermann. 250 S. 8. Leipzig, o. J. Hesse u. Becker. ℳ 2.

Soweit die hier mitgeteilten Nachrichten, Mitteilungen und Überlieferungen über Kleists Leben sich auf erst spät bei Verwandten, Freunden des Dichters und anderen Personen, die mit ihm in Berührung gekommen waren, eingeholte Erkundigungen stützen, sind sie nicht frei von Irrtümern und Widersprüchen, so daß es dem Leser überlassen werden muß, was er von den einzelnen Berichten zu halten hat. Dies gilt z. B. von den Erkundigungen, die von Tieck, Bülow, Wilbrandt, Zolling in ihre Biographien Kleists aufgenommen worden sind. Zuverlässiger sind dagegen Äußerungen, die in Briefen von Personen, die dem Dichter näherstanden, niedergelegt sind, z. B. in den Briefen der nächsten Verwandten, der Braut Kleists, seines Freundes Pfuel u. a., sowie die Denkschriften, z. B. die über das traurige Ende Kleists. Die einzelnen Nachrichten und Notizen sind in dem vorliegenden Büchlein im allgemeinen nach der Zeitfolge im Leben Kleists geordnet. Nur die zwei Berichte, die Tieck Kleists hinterlassenen Schriften (1821) und gesammelten Schriften (1826) beigab, sowie der längere, von unbekannter Hand niedergeschriebene Bericht nach der Erzählung Ulrikens, der Schwester Kleists, und der Bericht Dahlmanns über seine Erlebnisse mit Kleist, den Julian Schmidt 1859 in seiner Einleitung zu der von ihm revidierten Tieckschen Ausgabe von Kleists Werken aufnahm, wurden nicht zerlegt. So bilden diese Nachrichten über Kleists Leben und Ende eine erwünschte Ergänzung zu den vorhandenen Kleistbiographien. Zwei Register erleichtern das Auffinden der Einzelheiten. Beigegeben ist außerdem ein sorgfältig gearbeiteter Nachweis der Quellen der in dem Büchlein gesammelten Nachrichten, Mitteilungen und Äußerungen.

2) E. Müsebeck, Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild. Erster Band. XII u. 591 S. 8. Gotha 1914. Fr. Andreas Perthes. Geh. 11 ℳ, geb. 12 ℳ.

Als Ernst Moritz Arndt im Anfang des Jahres 1860 gestorben war, schrieb Heinrich v. Treitschke an seine Freundin Gustava v. Haselberg:

'Ein Mann, der durch sein bloßes Dasein uns ein Unterpfand für unsere nationalen Hoffnungen war, ist nun auch hingegangen – mein lieber alter Lehrer Arndt. Er konnte nicht glücklicher sterben. Ich bewahre noch einige Briefe von seiner derben Hand; denn er hat keinen seiner Schüler vergessen. Seltsam, wie wenig selbst ein so langes und offenherziges Leben gerecht beurteilt wird.' Treitschke beklagt, daß man nur immer von Arndts gutem Gewissen rede; aber wenn auch sein Charakter hervorragender gewesen sei als sein Geist, so sei er doch auch von einer feinen Bildung gewesen, die den besten Essayisten Ehre gemacht hätte. 'Unsere starken Männer sind auch immer gescheite Köpfe gewesen' (H. v. Treitschkes Briefe, herausgegeben von M. Cornicelius. Zweiter Band S. 78). Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, und immer noch fehlt es wie an einer Gesamtausgabe seiner Schriften so auch an einer allen wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Biographie dieses einzigartigen Mannes, den man, weil er seine ganze Kraft in den Dienst seines Volkes gestellt hatte und weil er auch in den schwersten Zeiten ein starker Helfer, nach unten wie nach oben ein Aufrechter geblieben war, sehr treffend den getreuen Eckart seines Volkes, zugleich aber auch, weil in ihm die Elemente, die nur zu oft in einseitiger Ausbildung unsern Nationalcharakter bezeichnen, das Helle und Straffe des Nordens und das Heitere und Leichte des Südens, in schönstem Gleichmaß beisammen lagen, den Deutschesten der Deutschen genannt hat. Sehen wir von dem Essay ab, in dem R. Haym im fünften Bande der Preußischen Jahrbücher eine feine und treffende allseitige Würdigung dieses seltenen Mannes lieferte, so haben die zahlreichen Schriften über Arndt, die seitdem erschienen sind, weder neues Material, noch das bereits bekannte in neuer Beleuchtung gebracht, oder sie haben ihre Darstellung gar 'partei- und kirchenpolitisch gefärbt'; letzteres gilt vor allem von der Arndtbiographie Daniel Schenkels, die deswegen auch mit Recht von Treitschke im Literarischen Zentralblatt eine vernichtende Beurteilung erfuhr (jetzt auch zu finden in Treitschkes Historischen und politischen Aufsätzen. Vierter Band S. 658f.). Zur Entschuldigung der ersteren läßt sich anführen, daß sich nur äußerst schwer die zahlreichen, oft nur auf augenblickliche Wirkung berechneten und gleich fliegenden Blättern unter das Volk geworfenen Schriften, Broschüren und Gedichte des kampfesfrohen Publizisten zusammenbringen ließen und eine erschöpfende Darstellung seines Lebens und Wirkens eine eingehende Kenntnis der politischen, sozialen und geistigen Strömungen der Zeit erforderte. Erst das vorliegende, groß angelegte Werk Müsebecks wird — wir dürfen dies nach dem bis jetzt erschienenen ersten Bande schon jetzt aussprechen — den an eine Arndtbiographie zu stellenden Anforderungen gerecht werden. Der vorliegende erste Band, der ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, umfaßt die Zeit von Arndts Geburt (1769) bis zum Jahre 1815, also Arndts Kindheit, seine Schul- und Studienzeit, seinen widerholten Aufenthalt in Schweden, seine akademische Lehrtätigkeit in Greifswald, seine Heirat, seine schriftstellerische Tätigkeit in Berlin, Breslau, St. Petersburg, Königsberg und an anderen Orten für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche, sodann seine

Tätigkeit während der Herrschaft der hundert Tage und des Wiener Kongresses. Während die bisherigen Biographen sich zu sehr an die von Arndt im Greisenalter (1840) niedergeschriebenen 'Erinnerungen aus dem äußeren Leben' hielten, 'die die Jahre der Jugend wie ein trauliches Märchen erscheinen lassen, über die Lehr- und Wanderjahre nur fragmentarisch berichten, vieles verschweigen oder vergessen haben, anderes breit ausführen und schließlich mit dem Jahr 1840 überhaupt enden' (Arndts Lebensbild in Briefen von Meisner und Geerds S. 4), hat Müsebeck nicht bloß die persönlichen biographischen Aufzeichnungen Arndts benutzt, sondern sich auch bemüht, das gesamte weitschichtige Quellenmaterial zu sammeln und zu verwerten, vor allem die schwer zu beschaffenden Schriften Arndts, den reichen Stoff, den die Archive in Berlin, Stockholm, Bonn und Privatsammlungen boten, durchzuarbeiten und zu einem erschöpfenden Gesamtbild des äußeren und inneren Lebens Arndts zu gestalten. Wir sehen, wie Arndt sich unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse und Zeitströmungen, des Rationalismus, der französischen Revolution, des Klassizismus, der Romantik, der schweren deutschen Not, entwickelte und umwandelte, wie er sich zu den religiösen, erzieherischen, sozialen und politischen Fragen, zu den großen Schriftstellern, Staatsmännern und Reformern der Zeit, zu Rousseau, Pestalozzi, Schleiermacher, Stein, besonders zu letzterem stellte, wie er aus dem Gegner des despotischen Preußens Friedrichs des Großen ein begeisterter Vorkämpfer Preußens wurde, in dem er den ersten Eckstein Deutschlands sah, wie er aber auch durch seine umfassende publizistische Tätigkeit auf seine Zeit einwirkte, insbesondere durch seine echt volkstümlichen, frischen und tapferen Schriften und Gedichte zum Dolmetscher patriotischen Empfindens wurde und damit zur Befreiung Deutschlands vom französischen Joche unberechenbar viel beitrug. So erweitert sich diese Biographie zu einem umfassenden Kulturbild jener schicksalsschweren Jahrzehnte. Mit ihr trägt der Verfasser einen Teil der alten Ehrenschuld ab, die das Wirken dieses Mannes dem deutschen Volke auferlegt hat. Ganz abgetragen aber wird sie erst sein durch eine Gesamtausgabe von Arndts Schriften, die hoffentlich bald folgen wird. Gerade in unsern Tagen, wo das deutsche Volk in hartem Kampfe mit übermächtigen Feinden um seine Existenz und seine Ehre ringt, tut es doppelt not, das Andenken des Mannes zu erneuern, der auch in Zeiten der schwersten Not den Glauben an sein Volk nie verloren und seine ganze Kraft für dessen Rettung eingesetzt hat.

3) Ludwig Uhland, Gesammelte Werke in acht Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von W. Reinöhl. LXXXVIII u. 318, 260, 140, 108, 146, 283, 164, 135 S. Leipzig, Hesse u. Becker. O J. In zwei Leinenbände geb. 3,50 ℳ.

Diese Ausgabe von Uhlands Werken enthält die Gedichte, auch die aus älteren Auflagen, aus dem Nachlaß, Bruchstücke, Einzeldrucke mit einem chronologischen Verzeichnis und einem Register der Überschriften und der Anfänge der Gedichte, sodann die Dramen und die

zahlreichen dramatischen Fragmente ebenfalls vollständig, eine reiche Auswahl aus den wissenschaftlichen Schriften (so die Schrift über Walther von der Vogelweide, die wichtigsten Teile aus den Vorlesungen über die Geschichte der Poesie im Mittelalter, die Schrift über die Sage vom Herzog Ernst, über den Mythus von Thor, die interessantesten Teile aus der Abhandlung über die Volkslieder), aus dem sog. Stilistikum, dem Sonntagsblatt und den wissenschaftlichen Schriften die besten Gedanken ausgesucht und zusammengestellt (auf 50 Seiten), aus der politischen Tätigkeit Uhlands die wichtigsten Reden und Aufsätze, z. B. den Aufsatz: Keine Adelskammer, die Rede gegen das Zweikammersystem, die Rede für die Preßfreiheit, gehalten in der württembergischen Abgeordnetenkammer im Jahre 1833, mit dem denkwürdigen Hinweis auf eine künftige deutsche Nationalversammlung (S. 23), die Reden, gehalten in der Paulskirche: gegen Österreichs Ausschluß, gegen das Erbkaisertum mit dem vielbesprochenen Schluß: 'Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist' (S. 47), die Erklärung über die Vorgänge bei der Sprengung des Rumpfparlaments. Unter den 41 Briefen, die folgen, möchte ich besonders auf den dritten, an die Freunde gerichteten, 'hypnologischen' verweisen, als Beispiel für den Humor Uhlands, und auf den sechsundzwanzigsten, der die Antwort Uhlands auf eine Aufforderung des bayrischen Reichs- und Staatsrates v. Schenk, seine Ansicht über einen zu gründenden deutschen Dichterverein darzulegen, enthält, in der Uhland sich entschieden dagegen ausspricht, daß eine geistige Einheit die staatliche ersetzen könne, und ebenso entschieden eine 'politische Einigung, nicht in einer starren Zentralisation, sondern in der lebendigen Gemeinschaft einer vernünftigen Volksfreiheit' fordert (S. 108). Den Schluß bilden sechzehn Stücke aus dem Tagebuch. So ist diese Ausgabe wohl geeignet, eine lebhafte Vorstellung von dem Dichter, dem Forscher, dem Politiker und dem Menschen Uhland zu geben. Besonders möchte ich noch auf die Abschnitte aus der Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter verweisen, soweit sie Inhaltsangaben deutscher mittelalterlicher Gedichte enthalten, also Inhaltsangaben der Amelungen-, der Nibelungen-, der Gudrun-, der Gralsage, die in ihrer schlichten Form wohl geeignet sind, besonders unsere Jugend in diesen Schatz echtester Poesie einzuführen. Deswegen möchte ich diese Ausgabe nicht bloß für Lehrer-, sondern auch für Schülerbibliotheken empfehlen. Noch mache ich aufmerksam auf die gut geschriebene Biographie des Dichters, auf die Einleitungen zu den einzelnen Schriftwerken, auf die literarischen Nachweise besonders auch des neuesten Standes der Forschung — hier vermißte ich nur die Abhandlung von Michael Barnays 'Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung' —, auf die knappen Anmerkungen, in denen nur einige Worterklärungen entbehrlich erscheinen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist tadellos.

Freiburg i. B. L. Zürn.



Wilhelm v. Christs Geschichte der griechischen Literatur. 5. Aufl., unter Mitwirkung von Otto Stählin bearbeitet von Wilhelm Schmid. II: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur, 2. Hälfte: Von 100 bis 530 nach Christus. Mit alphabetischem Register und einem Anhang von 45 Porträtdarstellungen, ausgewählt und erläutert von J. Sieveking. München 1913. C. H. Beck. XII u. 1319 S. Gr. 8. Geh. 14,50 ℳ, in Halbfranzband 16,50 ℳ.

Mit diesem stattlichen Bande liegt nunmehr Christs Griechische Literaturgeschichte in fünfter Auflage, in zeitgemäßer Neugestaltung und Weiterführung vollendet vor, und damit ist zugleich der Anschluß an Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur hergestellt, eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, die mit Freude und unumwundener Anerkennung begrüßt werden muß. Einige wenige Zahlenangaben werden schon rein äußerlich den ungeheuren Fortschritt erkennen lassen, den das verdienstliche Werk über seine frühere Gestalt hinaus gemacht hat. Wenn die Darstellung der nachklassischen Periode in der vierten Auflage einschließlich der Fachwissenschaften sechsundzwanzig Bogen umfaßte, so sind jetzt für die selbe Aufgabe siebenundfünfzig verwendet. Und während die christlichen Schriftsteller sich früher mit dem spärlichen Raum von drei Bogen begnügen mußten, haben sie sich jetzt über einundzwanzig Bogen ausdehnen dürfen: eine Ausführung, die das gesamte Werk im Vergleich mit der vierten Auflage um mehr als das Doppelte hat anwachsen lassen. Vielen philologischen Wünschen ist damit vorderhand volles Genüge geschehen, insbesondere wird man es als dankenswert bezeichnen müssen, die so lange vermißte Entwicklungsgeschichte der griechischen Literatur in der Römerzeit nunmehr im Zusammenhange verfolgen zu können. Es sind zwei große Entwicklungsreihen, die in diesem Bande zur Darstellung kommen: der Klassizismus, dessen Entwicklung bis ins sechste Jahrhundert uns Schmid vorführt, und die christlichen Schriftsteller, die in ihrer durch den griechischen Geist mehr oder weniger stark beeinflußten Eigenart Stählin schildert. Sehr gründliche, weit- und tiefblickende Übersichten über Verlauf und Gestaltung der schriftstellerischen Betätigung, wie Schmid und Stählin sie den jeweiligen Entwicklungsstufen voraufschicken, führen in vortrefflicher Weise ein in das innere Gefüge und den Zusammenhang der literarischen Erscheinungen der einzelnen Zeitabschnitte.

Die Entwicklung des nachklassischen Klassizismus gliedert Schmid in zwei größere Abschnitte. Der erste läuft von Trajanus bis Constantinus (etwa 100—300 n. Chr.), der zweite von Constantinus bis Justinianus (etwa 300—530 n. Chr.). In dem zweiten der beiden einführenden Abschnitte (§ 670 S. 512—514) stoßen wir — das sei gleich hier hervorgehoben — auf Gedanken, die der Philologie, wie sie früher betrieben wurde, durchaus fern lagen, Gedanken entwicklungsgeschichtlicher Art, die ich schon vor fünfundzwanzig Jahren beim ersten Erscheinen von Christs Griechischer Literaturgeschichte in Hilgenfelds ZfwTh. (33, 185 bis 206; 34, 109—112; 35, 85—93), zehn Jahre später auch in der Wochenschrift für klassische Philologie (1902, Nr. 33/34, Sp. 907—909), mit Nachdruck zur Geltung zu bringen gesucht habe. Mit wohltuender Wärme weist Schmid auf den, gegenüber der zunehmenden dogmatischen

Verknöcherung der heidnischen Philosophenschulen, belebenden Einfluß der aus den unteren Volksschichten unaufhaltsam empordringenden christlichen Lehre hin. 'Die vorurteilslose Ehrlichkeit und der großartige Ernst ihrer sittlichen Lebensauffassung sub specie aeternitatis, die Kühnheit und Sicherheit, mit der sie den sittlichen Werten des heidnischen Altertums andere gediegenere entgegensetzte und dem Schwanken philosophischer Meinungen und dem unfruchtbaren Gezänke der Schulen klar und entschieden den Rücken kehrte, um das eine festzuhalten, was nottut, sicherten ihr von Anfang an eine sittliche Überlegenheit über die in den Labyrinthen wissenschaftlichen und religiösen Synkretismus herumirrende heidnische Kultur.'

Die Gliederung des Stoffes sei nur in ihren, innerhalb der beiden genannten Hauptabschnitte ungefähr gleichartigen, Hauptzügen angegeben. Schmid behandelt (1.) die neue oder zweite Sophistik zur Zeit (a) des Hadrianus und der Antonine, wie sie sich entfaltet in der epideiktischen Beredsamkeit (§§ 679—685), Lukian (§§ 686—697), in der Geschichtschreibung, Geographie und Periegese (§§ 699—704), in der Philosophie (§§ 705/706), sodann (b) die Sophistik von Septimius Severus bis Constantinus (§§ 707—717), (c) Mythographie, Paradoxographie, Taktik usw. (§§ 718—721) und (d) die Prosadichtung (§§ 722—734). Weitere Abschnitte umfassen (2.) die Philosophie außerhalb der Neusophistik nebst der philosophischen Doxographie (§§ 735—746), (3.) die exakten Wissenschaften (Philologie, Mathematik und Naturwissenschaften, Medizin §§ 747 bis 771) und (4.) die Rhetorik (§§ 772—776). Aus diesem reichen, in seinen äußersten Grundzügen umschriebenen Stoffe ist es nur möglich, diese oder jene Einzelheit, sei es zustimmend oder berichtigend oder von neuem zur Erwägung stellend, hervorzuheben.

Von dichterischen Erzeugnissen, die Schmid zunächst behandelt (§§ 671—676, S. 514—527) ist gerade nicht viel Rühmliches zu sagen. Ich greife nur zwei Männer heraus, Dionysios, den 'Periegeten', und Babrios, ersteren (§§ 519/520), weil er, durch Eustathios von Thessalonike (um 1175) mit außerordentlich wertvollem Kommentar versehen, hauptsächlich von Poseidonios abhängig ist, dessen Spuren wir, besonders durch Gronaus jüngste Bemühungen (vgl. seine Braunschw. Progr.-Abhdl. 'Posidonius, eine Quelle für Basilius' Hexahemeros', die ich in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1913, Nr. 29, Sp. 797—800 einer eingehenden Besprechung unterzog, und sodann sein Werk 'Poseidonios und die jüdisch-christliche Genesisexegese', Leipzig, Teubner 1914), jetzt immer häufiger begegnen, — letzteren (§ 675, S 523—526), weil sich für mich Jugenderinnerungen an ihn knüpfen, die doch auch für unsere Tage fruchtbar gemacht werden könnten. Fabeln des Babrios hatten Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Aufnahme in eine neue Auflage des alten Jacobsschen Griechischen Lesebuchs gefunden und wurden damals uns Tertianern auf dem Joachimsthalschen Gymnasium von dem jugendlichen Usener mit großer Wärme erklärt und nach Form und Inhalt nahegebracht. Mit Begeisterung lernten wir die Fabeln auswendig. Warum hat man auf dieses vortreffliche Bildungsmittel vollständig verzichtet?

An der Spitze des prosaischen Schrifttums steht unbedingt Aelius Aristides, dessen weitreichende Bedeutung von Schmid eingehend gewürdigt wird (§§ 681—684, S. 538—549). Neben ihm erhebt sich in fast unglaublicher Vielseitigkeit Lukian (§§ 686—697, S. 550—581). Wert und Bedeutung seiner reichen schriftstellerischen Hinterlassenschaft, die, nach Gattungen gesondert, Schmid im einzelnen vorführt, wird in einer glänzenden Charakteristik (§ 697, S. 577—580) dem Leser zum Bewußtsein gebracht. Lukian ist es, der seiner außerordentlichen schriftstellerischen Gewandtheit und der unverwelklichen Gegenständlichkeit der vielen von ihm behandelten Gedanken den Erfolg und den Ruhm verdankt, 'daß er allen Versuchen des Totschweigens zum Trotz der lebendigste unter den Schriftstellern der Neusophistik, der einzige geworden ist, der in der Weltliteratur eine Macht darstellt'. — Zu Schmids besten Ausführungen in diesem ersten Teile seines Werkes rechne ich die über den Neuplatonismus (§ 742, S. 670—673), in welchem die von Poseidonios der griechischen Philosophie gegebene Richtung zu ihrem endgültigen Abschluß kommt. Mit Recht sieht der Verfasser in ihm als Ganzes eine neue Erscheinung, in der eine mächtige Zeitstimmung zu durchaus echtem Ausdruck gelangt. In keiner anderen griechischen Philosophie sind die Gefühle der Gottesferne und zugleich der Gottessehnsucht, in keiner ist die Überzeugung von der Unzulänglichkeit aller Erfahrungswissenschaft gegenüber den höchsten, auf die übersinnliche Welt des Geistes gerichteten Fragen zu so ergreifendem Ausdruck gekommen, keine hat den endgültigen Sieg des Geistes über den Stoff mit so rücksichtsloser Entschiedenheit verkündet wie sie. 'Der Neuplatonismus ist seinem Wesen nach die Philosophie der Weltabkehr — dem ganzen Gebiet der wechselnden Erscheinungswelt, allen sozialen, politischen Problemen, allem Geschichtlichen und Naturwissenschaftlichen wendet er den Rücken zu, und darin liegt der große Unterschied dieser Lehre von sämtlichen griechischen Philosophemen.' Im Christentum hat diese überweltliche und überzeitliche Richtung ein in vieler Hinsicht durchaus verwandtes Gegenstück gefunden. Aber die in den aus dem fünften Jahrhundert stammenden Schriften des sogenannten Areopagiten Dionysios vollzogene Verbindung des Neuplatonismus mit dem Christentum hat über die Geistes- und Wesensverschiedenheit beider nicht hinwegtäuschen können, ist aber — worauf ich, noch über Schmid hinaus, hinzuweisen nicht für unangebracht halte — bis tief in das Mittelalter hinein in Erscheinungen wie Scotus Erigena, in den Victorinern und deutschen Mystikern, denen der Widerspruch niemals völlig klar zum Bewußtsein gekommen ist, von außerordentlich weitreichender Bedeutung gewesen. Im Hinblick auf diese Gedanken muten Schmids Ausführungen über Plotinos (§§ 743/744, S. 673—678) und Porphyrios (§ 745, S. 678 bis 684) besonders gewinnend und stimmungsvoll an.

Die Gliederung des zweiten, von Constantinus bis Justinianus laufenden Abschnitts ist fast die selbe wie die des ersten. Abgesehen von der naturgemäßen Zweiteilung in Poesie und Prosa, behandelt Schmid zunächst (1.) die Sophistik vom vierten bis zum sechsten Jahrhundert, und zwar (a) deren Epideiktiker und sophistische Halbphilosophen

(§§ 792—800), (b) die Geschichtschreibung und beschreibende Geographie (§§ 801—808), (c) die Prosadichtung vom vierten Jahrhundert an (§§ 809 bis 811). Drei weitere Abschnitte verbreiten sich über die Erscheinungen (2.) der Philosophie (§§ 812—821), (3.) der exakten Wissenschaften (bis § 837) und (4.) der Rhetorik (§§ 838/839).

Eingehend und anziehend ist auch hier die Einführung in diesen Zeitabschnitt (§ 779, S. 761—772), in welchem Schmid die Bedeutung der Lebenskräfte des Christentums, die es zur staatlichen Anerkennung und zum Siege über den Hellenismus führen, lebendig schildert. Unter den Ausführungen über die Dichter dieser Zeit hebe ich die den Nonnos behandelnden hervor (§ 784, S. 780—785), und zwar aus dem Grunde, weil Schmid ihn als Haupt einer epischen Schule hinstellt und in den Nachträgen und Berichtigungen (S. 1248) zu S. 780 bemerkt: 'A. Ludwich in seiner Ausgabe des Apolinarios (Leipzig 1912) nimmt Abhängigkeit des Nonnos von Apolinarios an.' Daran hat Ludwich jedenfalls recht getan und Schmid würde sich gleichfalls auf richtigem Wege befinden, wenn er dem einfach zustimmte. Diese Wendung in der Ansicht Ludwichs, der sich anfänglich gegen meinen 1889 in dem Aufsatz über 'Die Abfassungszeit der Psalmen-Metaphrase des Apollinarios von Laodicea' (ZfwTh. 32) geführten Beweis, daß eben Apollinarios von Laodicea der Verfasser der etwa 362 anzusetzenden Psalmen-Metaphrase sei, durchaus ablehnend verhielt, glaube ich als mein Verdienst in Anspruch nehmen zu dürfen. Ludwich selbst erkannte seinerzeit an (Hermes XIII, 1878, S. 347), 'daß Apollinarios sich an die strenge Observanz des Meisters (Nonnos), namentlich in metrischen Dingen, durchaus nicht gebunden hat', wollte aber daraus jedenfalls nicht gefolgert wissen, 'daß er zu den spätesten Ausläufern der Nonnischen Schule gehört habe'. Dem gegenüber stellte ich (a. a. O. und in meinem Buche 'Apollinarios von Laodicea', Leipzig 1892, S. 66) die Frage so: 'Warum soll nicht gerade das Umgekehrte das Richtige sein können, daß Apollinarios, der bis 390 lebte, früher als Nonnos oder gleichzeitig mit diesem dichtete und sich auch in dichterischen Dingen ebenso eine lobenswerte Unabhängigkeit und Selbständigkeit wahrte, wie er das nachweislich in philosophischen Fragen getan hat?' Wie man sieht, hat sich Ludwich 1912 für jenes 'Umgekehrte', von mir als richtig Erkannte entschieden. — Mit Anerkennung weise ich unter den Prosaschriftstellern auf Libanios (§§ 793/784, S. 800 bis 811), Themistios (§ 796, S. 815—823) und Julianus (§ 797, S. 824 bis 835) hin, deren Persönlichkeiten und Schriften in ihrer Bedeutung und Tragweite der Verfasser in hervorragender Weise gerecht geworden ist.

In der Reihe der Schriften des Prokopios, des Hauptes der Schule von Gaza (§ 799, S. 837—839), zählt Schmid zum Schluß auf: 'eine Streitschrift gegen die Theologie des Neuplatonikers Proklos (*εἰς τὰ Πρόκλου θεολογικὰ κεφάλαια ἀντιρρήσεις*), die Nikolaos von Methone abgeschrieben hat', und bemerkt S. 865 bei Gelegenheit der Erwähnung der ganz in Plotinos' und Porphyrios' Spuren wandelnden *Στοιχείωσις θεολογική* des Proklos, dessen Bedeutung als Abschluß des Neuplatonismus und grundlegende Vorbedingung für die scholastische Philosophie des Mittelalters (§ 816, S. 864—868) eine sachgemäße Würdigung findet

daß diese Schrift 'von Prokopios von Gaza in einer Gegenschrift bekämpft wurde'. Ich freue mich dieser bestimmten Urteile Schmids — ebenso schon Christ in der dritten Auflage der Griechischen Literaturgeschichte S. 910 —, da sie die Nichtanerkennung der von Stiglmayr in seiner Abhandlung über 'Die Streitschrift des Prokopios von Gaza gegen den Neuplatoniker Proklos' (Byz. Ztschr. VIII, 263—301) niedergelegten Ergebnisse einschließen und dasjenige als bewiesen ansehen, was ich in meiner Untersuchung über 'Prokopios' von Gaza Widerlegung des Proklos' (Byz. Ztschr. VI, 55—91) vorgetragen. Ich hatte hier auf Grund des von Mai zuerst aus Cod. Vat. 1096 veröffentlichten Bruchstücks mit der Aufschrift *Προκοπίου Γάζης* (= Nicol. Methon. ed. Vömel c. 146), das Russos in seiner Dissertation *Τρεῖς Γαζαῖοι* (Konstantinopel 1893) gegen die Selbständigkeit des Nikolaos von Methone verwertete und geltend machte, den Nachweis geführt, daß dieser, der auch in mehreren anderen Fällen die Werke anderer Schriftsteller ganz oder größtenteils unbedenklich sich aneignete[1]), die Prokloswiderlegung des Prokopios von Gaza von Anfang bis zu Ende ausgeschrieben und, mit seinem Namen versehen, zu seiner Zeit von neuem ausgehen ließ, ohne sich die geringste Mühe zu nehmen, die zahlreichen Spuren der fernen Vergangenheit, die dem ursprünglichen Verfasser lebendige Gegenwart waren, zu tilgen oder zu verwischen. Auch glaubte ich, im Gegensatz

[1]) Es sollte allgemeiner bekannt sein, in welchem Umfange byzantinische Schriftsteller gelegentlich Werke der Vergangenheit, die verschollen schienen oder deren Verfasser nicht mehr bekannt waren, sich aneigneten. Von Nikephoros Kallistos (14. Jahrh.) steht es nach C. de Boor fest, daß er das im 10. Jahrhundert (vor 944) von einem uns unbekannten Verfasser geschriebene kirchengeschichtliche Werk einfach aufnahm und als das seinige ausgehen ließ. Philosophische Werke der Byzantiner, welche gleiche oder ähnliche Aufschriften tragen, wie die der großen Alten, vor allem des Aristoteles, erweisen sich meistens als schlichte, wörtliche Zusammentragungen aus jenen. Das gilt z. B. von den Werken des Italers Johannes (11. Jahrh.), des Georgios Pachymeres (1242—1310) und von der zeitlich letzten (1543), auf den Namen eines Herennios verübten Fälschung einer Metaphysik, die aus mehreren Neuplatonikern, Aristoteles und Pachymeres zusammengeschrieben ist. Von des Italers Johannes Kommentar zur Aristotelischen Logik ist in diesem Zusammenhange der Umstand beachtenswert, daß er, ohne irgendeine eigene Zeile hinzuzufügen, wörtlich mit Alexander von Aphrodisias übereinstimmt. Nikolaos von Methone hat es mit Prokopios im wesentlichen ebenso gemacht. Das ist eben byzantinische Arbeitsweise. Er verdient es gar nicht, daß man ihm tiefere philosophische Kenntnisse oder die Fähigkeit zutraut, aus eigener Kraft und Wissenschaft ernste theologische Fragen zu behandeln und zu fördern. In nicht weniger als drei weiteren Fällen hat er, von der Proklos-Widerlegung abgesehen, sich völlig unfähig dazu erwiesen. Er hat einmal die kühnen Syllogismen des Photios gegen die Lateiner, sie wörtlich ausschreibend, als die seinigen ausgehen lassen; er hat sodann in seinen von Vömel zuerst 1825/26 herausgegebenen, die Lehre von Gott und der Fleischwerdung des Sohnes behandelnden *Ἐρωτήσεις καὶ ἀποκρίσεις* den größten Teil der Ausführungen der von dem Presbyter Theodoros von Raithu (7. Jahrh.) herrührenden Schrift *Περὶ τῆς θείας ἐνανθρωπήσεως* ganz einfach als die seinigen widergegeben, und er hat endlich in drei anderen, die göttliche Vorherbestimmung der menschlichen Lebensgrenzen erörternden Abhandlungen der Hauptsache nach die Schrift des Patriarchen Germanos von Konstantinopel (715) *Περὶ ὅρου ζωῆς* sich angeeignet: in allen drei Fällen, ohne die Namen der wirklichen Verfasser irgendwie zu nennen.

zu den bisherigen Zeitansätzen, für Prokopios' Lebensdauer 'die Jahre c. 450—513 ermittelt zu haben, um damit auf den für die Dionysiosfrage wichtigen Umstand zu verweisen, daß Prokopios bei der Abfassung seiner Prokloswiderlegung im Jahre 470 sich der Schriften des Dionysios als bedeutendsten Zeugen bediente, so daß diese daher schon vorhanden gewesen sein mußten und also nicht nach 482 (Stiglmayr) verfaßt sein brauchten. In der zuvor verzeichneten Abhandlung suchte Stiglmayr diese meine Beweisführung zu entkräften, den Bischof von Methone, den Freund und Zeitgenossen des Kaisers Manuel Komnenos (1143—1180), als wirklichen Verfasser der Prokloswiderlegung zu erweisen und jenes im Cod. Vat. 1096 erhaltene Bruchstück mit der Aufschrift *Προκοπίου Γάζης* als eine spätere Fälschung hinzustellen. Ich kann nur bedauern, daß ich ihm (bei irgendeiner Gelegenheit in der ZfwTh.) in dieser Frage zu schnell zugestimmt habe. Nach nochmaliger Prüfung trage ich jetzt kein Bedenken, mich zu den in meiner obengenannten Arbeit niedergelegten Forschungsergebnissen von neuem zu bekennen.

Zum Schluß habe ich zu § 818 (S. 873) betreffs des Dialogs *Ἕρμιππος ἢ περὶ ἀστρολογίας* eines unbekannten Verfassers noch eine Bemerkung zu machen. Schmid setzt ihn mit den Herausgebern Kroll und Viereck (Leipzig, Teubner 1895) und Häbler ('Ein christlicher Astrolog des Altertums' ZfwTh. 39, 1896, 433—435) in die zweite Hälfte des 5. oder den Anfang des 6. Jahrhunderts, ohne meine Bemühungen um diese Schrift zu berücksichtigen, die ich in einem Aufsatz 'Zur Frage nach dem Verfasser des Hermippos' (ZfwTh. 43, 1900, 613—625) vorgelegt habe. In Fluß gebracht wurde diese Frage bekanntlich von Elter durch die von ihm in der Byz. Zeitschr. (VI, 1897, S. 164/165) veröffentlichte überraschende Mitteilung, daß im Cod. XLV (b. V. 25, jetzt B. III. 12, chart. saec. XVI/XVII) der Turiner Bibliothek überliefert sind: F. 1 *Ἰωάννου τοῦ Κοτρώνη Ἑρμόδοτος ἢ περὶ κάλλους* — F. 18 S. 2 *Μουσοκλῆς ἢ περὶ ἀρίστου βίου* — F. 27 S. 2 *Ἕρμιππος ἢ περὶ ἀστρολογίας* (init. *ἀλλ' ἢ τοσοῦτον τί τὸ τοῦ Πρωτέως ἦν παρ' Ὁμήρῳ φάσμα κτλ.*, derselbe Anfang wie bei Kroll-Viereck S. 1, 3, 4). Am Schluß seiner 'Johannes Kotrones der Verfasser des Hermippos und anderer Dialoge?' überschriebenen Mitteilung fragte er mit Recht: 'Wer aber ist dieser Johannes Kotrones, der, soviel ich sehe, sonst, selbst allen Hss.-Sammlungen gänzlich unbekannt ist?' Ohne von Elters weiteren Veröffentlichungen im Jahre 1898 Kunde zu haben, suchte ich diese Frage in dem genannten Aufsatz, in dem ich Sprache und Gedankengehalt des 'Hermippos' untersuchte, dahin zu beantworten, daß ich, unter der Annahme, im Cod. Taur. habe ursprünglich *Ἰωάννου τοῦ Κοτρώνης* gestanden, in dem Verfasser jenen Bischof von Kotrone sehen zu dürfen glaubte, an den Kaiser Theodoros Laskaris (1254—1258) eine i. J. 1875 durch Swete zum ersten Male nach englischen Hss. veröffentlichte Schrift richtete, welche dort die Aufschrift trägt: *Θεοδώρου βασιλέως τοῦ Λάσκαρι Λόγος ἀπολογητικὸς πρὸς ἐπίσκοπον Κοτρώνης κατὰ Λατίνων περὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος.* Inzwischen hatte Elter, in erster Linie auf Grund von Cod. Taur. C. VI. 26 saec. XV/XVII (=T), von welchem der obengenannte Cod.(t) nur eine Abschrift ist, im Ind. lect. Bonn. 1898 die

beiden Dialoge 'Hermodotos' und 'Musokles', die mit dem 'Hermippos' eine schöne Trilogie bilden, veröffentlicht. In T ist aber als Verfasser deutlich Johannes Katrarios (ἰωάννου τοῦ κατραρίου) genannt, von dem wir ebenfalls sonst weiter nichts wissen. Wenn nun Schmid S. 1249, in dem Nachtrag zu S. 873 den Dialog 'Hermippos' hier gestrichen wissen will, 'nachdem F. Boll, Heidelberger Akad. Sitz. Ber. 1912 Nr. 18 nachgewiesen hat, daß er ein Werk des Johannes Katrarios s. XIV ist, der die ins Griechische übersetzte Schrift des 886 verstorbenen Arabers Abu Masar el Balhi benützt hat', so ist die Sache damit vorläufig wenigstens erledigt. Der Fall zeigt aber — es könnten ihm noch andre an die Seite gesetzt werden —, daß man sich, von der handschriftlichen Überlieferung verlassen, bei dem Urteil über die Herkunftsverhältnisse und die Abfassungszeit schriftstellerischer Erzeugnisse der Vergangenheit leicht um Jahrhunderte vergreifen kann, da innere Gründe allein zur Bestimmung jener bei weitem nicht immer ausreichen.

Den letzten (IV.) großen Hauptabschnitt des umfangreichen Werkes bilden, die ganze zweite Hälfte des Bandes füllend, die von O. Stählin bearbeiteten christlichen Schriftsteller. Für mich, der ich die ersten dürftigen Anfänge gesehen, die Christ ihnen zugebilligt, ist es eine hohe Freude, die großartige Ausführung zu bewundern, die Stählin nunmehr diesem wichtigen Gegenstande gewidmet hat. Mit der alten, von Christ vertretenen Ansicht, derzufolge die Werke christlicher Schriftsteller für den Philologen nur insofern in Betracht kommen, als sie ihm Beziehungen zum Hellenismus zu haben schienen oder altgriechische Bildungsreste bewahrten, eine Auffassung, die ich, als eine wesentliche Schuld der führenden Philologen des 19. Jahrhunderts, vor Jahren (a. a. O.) nachdrücklich zu bekämpfen für meine wissenschaftliche Pflicht hielt, ist von Stählin gründlich gebrochen worden. Er kann mit Recht es als ein erfreuliches Ergebnis der eindringenden Forschung der letzten Jahrzehnte bezeichnen, daß das christliche Schrifttum in ganz anderer Weise, als man früher ahnte, mit dem hellenischen Geiste, im besonderen mit dem des Hellenismus, sich verbunden erweist. Und diesen neuen, grundlegenden Gedanken hat er in einer größeren Einleitung überzeugenden Ausdruck gegeben. Er handelt hier 1. über das Verhältnis der christlichen und allgemeinen Literaturgeschichte (S. 907—910), 2. die Begrenzung des Stoffes (S. 910/911), 3. die Berücksichtigung der Übersetzungen (S. 911 bis 914), 4. die bisherigen Bearbeitungen der altchristlichen Literaturgeschichte (S. 914-920) und endlich 5. die Gliederung des Stoffes (S. 920/921). Auf die fruchtbaren, im ersten dieser Abschnitte zum ersten Male von philologischer Seite vor breitester Öffentlichkeit entwickelten Gedanken kann hier, mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum, nur mit besonderem Nachdruck verwiesen werden. Jeder Philologe wird durch sie, in den bisher viel zu wenig beachteten inneren Zusammenhang des Christentums mit dem hellenischen Geiste und dessen Erzeugnissen von kundiger Hand hineingeführt, zu neuer, gerechterer Beurteilung des gesamten christlichen Schrifttums die kräftigste Anregung erfahren. Stählins Einteilung des Stoffes steht zu der von Overbeck und Jordan vertretenen, nur den Gesichtspunkt der Entwicklungsgeschichte der

schriftstellerischen Formen betonenden Einteilung im Gegensatz. Er hat ihn nur nach zeitlichen Abschnitten gegliedert, aber so, daß er diesen Grundsatz stets von der Rücksicht auf die Geschichte der Literaturformen und auf die besondere Entwicklung in Landschaften oder theologischen Schulen hat durchkreuzt werden lassen. So weist denn die Gliederung des weitschichtigen, mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit durchgearbeiteten und mit wohltuender Wärme und Unbefangenheit gestalteten Stoffes folgende Grundzüge auf. Entsprechend den beiden von Schmid in dem den Klassizismus behandelnden (III.) Abschnitt festgehaltenen Zeiträumen verweilt auch Stählin zunächst (1.) bei der altchristlichen Literatur bis zur Zeit des Constantinus (S. 921 ff.). Auch Theologen werden den Ausführungen (a) über die urchristliche Literatur (§§ 848—881, S. 921—971) die Anerkennung nicht versagen, daß der Verfasser hier eine vorurteilsfreie, in ihrer rein sachlichen Haltung ungemein befriedigende, die Ergebnisse der neuesten Forschung mit Besonnenheit verwertende Würdigung der neutestamentlichen Schriften (α) gegeben hat. An sie schließt sich (β) die Behandlung der außerhalb des Neuen Testaments stehenden Schriften, und zwar von Briefen (§§ 883—889, S. 972 bis 981), Lehrschriften (§§ 890—899, S. 981—991), apokryphischen Evangelien (§§ 900-911, S. 991—1002), apokryphischen Apostelgeschichten (§§ 912—922, S. 1002—1016), apokryphischen Apokalypsen (§§ 923—926, S. 1016—1022). Darauf behandelt der Verfasser (b) die Entstehung einer christlichen gelehrten Literatur, wie sie sich (α) in den Apologeten (§§ 928—939, S. 1023—1044), den Schriften der Gnostiker (β. §§ 940—948, S. 1044—1057), in Erscheinungen des antihäretischen (γ) und innerkirchlichen (δ) Schrifttums (§§ 949—953 bzw. §§ 954 bis 962, d. h. S. 1057—1082) entfaltet. Von weit größerer Bedeutung als das Vorhergehende erweist sich (c) die Ausbildung einer kirchlichen Theologie, wie sie durch die großen Männer (α) Clemens von Alexandreia (§§ 964/965, S. 1086—1093), Origenes (§§ 966—973, S. 1093 bis 1105), Hippolytos (β. §§ 974—981, S. 1105—1115), durch Freunde und Gegner des Origenes in Ägypten, Palästina und Kleinasien (§§ 982 bis 998, S. 1115—1133) und Eusebios von Cäsarea (§§ 999—1006, S. 1133—1146) vertreten wird.

Ich unterbreche hier die Inhaltsübersicht des ersten Abschnitts, um einige Bemerkungen einzuschalten, die ich in bezug auf dahin gehörige schriftstellerische Erscheinungen glaube machen zu müssen.

Ich greife auf Ignatius und die ihm zugeschriebenen Briefe zurück (§ 884, S. 974—977). Wenn Stählin (S. 974) die Bedenken gegen die Echtheit der Briefe in der kürzeren Fassung jetzt als fast allgemein aufgegeben und eine Fälschung der eigenartigen Briefe als auf keine Weise erklärbar bezeichnet, so kann ich, obwohl ich bei Gelegenheit der Anzeige von Hilgenfelds Ignatius-Ausgabe in der Wochenschr. f. kl. Phil. (1902, Nr. 51, Sp. 1388—1396) ausführlich über diese Frage gehandelt habe, jene Entscheidung Stählins nicht unwidersprochen lassen. Ich habe es auf der Berliner Universität zu den Füßen Weingartens nicht anders gehört und durch späteres eigenes Nachforschen bestätigt gefunden, daß die schon seit alters verdächtigen sieben Briefe in den

brennenden Kampf zwischen christlicher Gemeinde und Gnosis gehören, aus dem allein sich der niemals wirklich gewesene Episkopalgedanke erklärt, und daß sie, zwischen 130 und 150 entstanden, als Urkunden einer in der kleinasiatischen Kirche sich bildenden Übergangstheologie von Wichtigkeit sind. Warum will man denn davon heutzutage kaum noch etwas wissen? Soll denn die Vergangenheit und deren Überlieferung nichts mehr gelten oder sich irgendwelche Umwertung gefallen lassen? Gewiß, die Märtyrergestalt des Ignatius ist bei den alten Christen aus naheliegenden Gründen beliebt gewesen, zugleich aber haben diese ihren großen Bedenken betreffs der Lehre und der in ihnen sich kundgebenden kirchlichen Anschauungen in den erweiterten und unter des Märtyrers Namen neu hinzugefügten Briefen Ausdruck gegeben. Auf die Urteile der Späteren, Katholiken wie Lutheraner, kann ich hier nicht näher eingehen. Trotz des von Stählin (S. 944 Anm. 5) angezogenen Zeugnisses des Irenäus, Origenes und Eusebios, wonach Ignatius in Rom den Märtyrertod erlitten haben soll, ist folgendes festzuhalten. Wenn Polykarp, schon 86 Jahre alt, erst 165 Märtyrer wurde, so war er 107 noch ein junger Mann von 28 Jahren, im Todesjahre Trajans 117 von 38 Jahren. Das Martyrium des Ignatius kann aber schlechterdings nicht nach Trajan stattgefunden haben. Seinen Brief an die Philipper hat Polykarp erst nach 137 geschrieben, lange nach dem Martyrium Ignatii, welches nach den Ignatianischen Zutaten (Ep. 9, 2. 13, 2) als ihm bekannt und doch unbekannt, jedenfalls gleichzeitig mit dem Briefe dargestellt wird. Den wahren Vorgang wird man bei Malalas suchen müssen, der die antiochenische Überlieferung genau widergibt (Chron. X p. 252 ed. Bonn.), derzufolge Ignatius durch Petrus zum Bischof von Antiochia geweiht wurde. Dann, berichtet Malalas weiter (XI p. 269 ff.), sei Trajan zum Kriege gegen die Parther von Rom aufgebrochen und sei im Dezember nach Seleucia gekommen, am 7. Januar nach Antiochia. Als Trajan drei Jahre später wider in Antiochia weilte, fand, nach Malalas, am 13. Januar 115 ein Erdbeben statt. *Ὁ δὲ αὐτὸς βασιλεὺς Τραϊανὸς* — bezeugt derselbe — *ἐν τῇ αὐτῇ πόλει διῆγεν, ὅτε ἡ θεομηνία ἐγένετο. ἐμαρτύρησεν δὲ ἐπὶ αὐτοῦ τότε ὁ ἅγιος Ἰγνάτιος ὁ ἐπίσκοπος τῆς πόλεως Ἀντιοχείας· ἠγανάκτησε γὰρ κατ᾽ αὐτοῦ, ὅτι ἐλοιδόρει αὐτοῦ.* Alsbald nach dem Erdbeben also lästerte Bischof Ignatius den Kaiser und wurde auf dessen Geheiß auf der Stelle hingerichtet, nicht erst, was schon an sich kaum glaublich ist, von dem gerechten Kaiser nach Rom geschickt, um dort zum Ergötzen des Volkes den wilden Tieren vorgeworfen zu werden. Trotzdem sollen diese Umstände ihn nicht gehindert haben, in Asien sieben Briefe zu schreiben, ja an noch weitere zu denken (Eph. 20). Darin ist ohne Zweifel eine nicht ungeschickte Erdichtung zu sehen, die den Zweck verfolgte, in der scharfen Christenverfolgung des Kaisers M. Aurelius zum Märtyrerfanatismus anzufeuern. Die Dichtung hatte großen Erfolg, wenn auch die Lehre der sieben Briefe manchem Kirchenlehrer bedenklich erschien, aber sie hat es nicht vermocht, in Antiochia, wo Chrysostomos kühl genug den Ignatius feiert, die echte Überlieferung zu verdrängen, die Malalas noch gegen Ende des sechsten Jahrhunderts treu bewahrt hat. Die tiefen

Spuren und Eindrücke des ausgebildeten Gnostizismus in den sieben Briefen wird man jedenfalls nicht widerlegen können, auch nicht die Ansätze zum Sabellianismus und Monophysitismus. Darauf wird man immer wider zurückkommen müssen.

Daß Stählin (§ 933, S. 1031/32) neben dem ganz in der Luft schwebenden Versuch Völters, den *Λόγος παραινετικὸς πρὸς Ἕλληνας* dem Apollinarios von Hierapolis zuzuweisen, den meinigen, der ich in widerholter Veranlassung, unter Beibringung zahlreicher sprachlicher und sachlicher Gründe für Apollinarios von Laodizea als Verfasser eintrat, als 'verfehlt' ablehnt und trotz der Zustimmung des in dem gesamten Schrifttum des Julianus und seiner Zeitgenossen vielleicht am besten bewanderten Asmus (ZfwTh. 38, 1895, S. 115—155; 40, 1897, S. 268 bis 284) — um von der Beistimmung anderer Gelehrten zu schweigen — meine für die Gleichsetzung der Cohortatio mit der von Apollinarios gegen Julianus gerichteten Streitschrift *Ὑπὲρ ἀληθείας* vorgebrachten Gründe als 'jeder Beweiskraft ermangelnd' bezeichnet, bedauere ich lebhaft. Auf die Frage hier auch nur mit einem Worte nochmals einzugehen, halte ich für überflüssig.

In dem in die Kenntnis der Gnosis einführenden Abschnitt (§ 940, S. 1046) habe ich die Anführung einer Schrift vermißt, die mir wichtig zu sein scheint. Es ist dies das sämtliche Gnostiker und ihr uns in Bruchstücken oder Übersetzungen erhaltenes Schrifttum gründlich behandelnde, dieses mit umfassender Gelehrsamkeit wirklich erklärende und die Unwissenheit und Verständnislosigkeit der ketzerbestreitenden Kirchenväter ans Licht ziehende Werk von G. R. S. Mead: 'Fragmente eines verschollenen Glaubens. Kurzgefaßte Skizzen über die Gnostiker, besonders während der zwei ersten Jahrhunderte. — Ein Beitrag zum Studium der Anfänge des Christentums unter Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen.' Ins Deutsche übersetzt von A. v. Ulrich. Berlin 1902. XXVII u. 511 S. Gr. 8.

Daß der Herausgeber des Clemens Alexandrinus diesem hervorragenden christlichen Gelehrten in ganz besonderer Weise gerecht werden würde, durfte erwartet werden. Er hat ihn im § 965 (S. 1090—1093) mit Recht als den Mann gefeiert, der, eine liebenswürdige, gebildete und bei aller sittlichen Strenge mild und weitherzig urteilende Persönlichkeit, die neue, fruchtbare Verbindung griechischen Geistes und christlicher Gedanken in würdigster Weise in sich verkörpert.

Aufgefallen ist mir, daß in § 994 (S. 1127—1129), der von den Schriften des Gregorios Thaumaturgos handelt, der *Λόγος κεφαλαιώδης περὶ ψυχῆς* nicht erwähnt ist. Die Schrift ist unzweifelhaft echt. Ich habe den Beweis dafür in Hilgenfelds ZfwTh. (39, S. 166—169 und S. 441/442) erbracht und die Art ihrer Bezeugung durch den die Schrift des Prokopios von Gaza (s. o.) wörtlich ausschreibenden Nikolaos von Methone zum Nachweise eines ähnlichen Verhältnisses, nämlich der bei Nikephoros Kallistos in dessen aus dem zehnten Jahrhundert stammender Urschrift bezeugten 'Rede an die Hellenen' von Tatianos herangezogen (ZfwTh. 43, S. 609/610). Insbesondere ist mir Ryssels Urteil (Rhein. Mus. LI, 1896, S. 318—320) sehr wertvoll gewesen, daß ich die Schrift

'mit durchschlagenden Gründen als echt erwiesen'. In einem weiteren Aufsatz 'Zu Gregorios' von Neocäsarea Schrift über die Seele' (ZfwTh. 44, S. 87—100) habe ich ferner aus überlieferungsgeschichtlichen Gründen einmal es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß in der Aufschrift ursprünglich nicht πρὸς Τατιανόν, sondern πρὸς Γαϊανόν stand, und habe sodann daran erinnert, daß Gaïanos in Berytos als Lehrer wirkte, und daß die durch ihn von Gregorios erbetene und in der überlieferten Schrift περὶ ψυχῆς von diesem gegebene Auskunft sich auf die damals die Gemüter der Menschen jener Gegend beunruhigenden Fragen nach dem Wesen und Verbleib der Seele bezieht, Fragen, die in persönlicher Anwesenheit beschwichtigend zu erörtern Origenes widerholt Veranlassung nahm.

Im zweiten Abschnitt behandelt Stählin die altchristliche Literatur von Constantinus bis Justinianus. Das ist 'die Blütezeit der patristischen Literatur', und der Verfasser führt uns (zunächst a bis zum Konzil von Chalkedon) durch die Landschaften Ägypten (α), Kleinasien (β) und Syrien sowie dessen Nachbarländer (γ), in denen sich christlich-wissenschaftliches Leben in einer Reihe ausgezeichneter Persönlichkeiten entfaltet. Sie alle aufzuzählen dürfte hier zu weit führen. Ich greife aus Stählins Darstellung, die sich in diesem Abschnitt als ganz besonders anziehend erweist, nur einige wenige glänzende Erscheinungen heraus, um sie eingehender Beachtung zu empfehlen. Dahin rechne ich in erster Linie (α) Athanasios (§§ 1009/1010, S. 1150—53) und Synesios (§§ 1022 bis 1024, S. 1164—71), sodann (β) Basileios (§§ 1029—31, S.1176—81), Gregorios von Nazianz (§§ 1032—35, S. 1182—87), Gregorios von Nyssa (§§ 1036—41, S. 1187—91) und vor allen (γ) Johannes Chrysostomos (§§ 1065—69, S. 1217—27). Er ist (S. 1225) 'der sprachgewaltigste Redner, den die griechische Kirche hervorgebracht hat. Bei ihm geht die rhetorische Bildung nicht nebenher wie bei manchen seiner christlichen Zeitgenossen, sondern die Kunst ist bei ihm verbunden mit einer hohen natürlichen Begabung, ja sie ist für ihn zur Natur geworden. Man hat seine rhetorische Bildung vielleicht unterschätzt, weil sie sich nicht unbescheiden in den Vordergrund drängt. Es kommt ihm eben nicht darauf an, mit seinen Worten oder Perioden zu glänzen, weil er wirklich etwas zu sagen hat. Alle Kunst, der Glanz der attischen Sprache, die er meisterhaft beherrscht, der Reichtum an Gleichnissen und packenden Bildern, alles soll nur dem einen Zweck dienen, die sittlichen Kräfte des Christentums für die Hörer wirksam werden zu lassen.' 'So sind auch nach seinem Tode seine Werke eine unerschöpfliche Fundgrube gewesen, aus der die Prediger der folgenden Jahrhunderte Gedanken, Bilder und Worte in reicher Fülle nehmen konnten.' — Aus (b) der Zeit vom Konzil von Chalkedon (451) bis zum Regierungsantritt des Kaisers Justinianus (527) erwähne ich nur Nemesios von Emesa (§ 1086, S. 1241) und Dionysios Areopagites (§§ 1087—89, S. 1242—44), von dessen Bedeutung und weitreichendem Einfluß zuvor schon die Rede war.

Wenn ich zum Schluß noch mit einer kurzen Bemerkung auf § 1010 (Athanasios) zurückgreife, so geschieht dies, um meinem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß Stählin von den beiden Schriften Λόγος κατὰ

Ἑλλήνων und Λόγος περὶ τῆς ἐνανθρωπήσεως τοῦ λόγου, deren Zusammengehörigkeit zu einem Buche ich seinerzeit nachgewiesen, immer noch als von Jugendschriften des Athanasios redet. Das ist doch nach dem jetzigen Stande der Forschung rein unmöglich. Stählin verzeichnet (S. 1151 Anm. 3) meine zahlreichen Arbeiten zu dieser Frage, in denen ich, auf eine ganze Reihe von Gründen gestützt, gegen die Verfasserschaft des jugendlichen Athanasios geredet und Eusebios von Emesa als Verfasser zu erweisen mich bemüht habe. Er steht alledem kühl gegenüber und bezeichnet meinen Versuch des Nachweises eines bestimmten Verfassers als 'ohne zwingende Gründe' erfolgt. Ja, wann sind denn Gründe überhaupt zwingend? Ich habe, um nur eins von mehreren Beispielen aus eigener Erfahrung anzuführen, jahrelang das Blaue vom Himmel heruntergeredet, um einer nicht unbedeutenden Schar zweifelsüchtiger Gelehrten zu beweisen, daß die in der Überlieferung nicht ganz sicher stehende Abhandlung Πρὸς Εὐάγριον μοναχὸν περὶ θεότητος ein Werk des Gregorios von Nazianz sei, was jetzt nun endlich allgemein anerkannt ist (vgl. auch Stählin S. 1129 o.). Solche Urteile wie das Stählins schweigend hinzunehmen, ist mir nicht gegeben. Ich muß immer wider auf die in den beiden Büchern enthaltenen zeitlichen Andeutungen zurückkommen, die weit über Athanasios' Jugendzeit hinausführen und zunächst rein äußerlich meine Vermutung auf die Person des Eusebios von Emesa lenkten. Ich habe — ganz ähnlich wie Brewer in seinen grundlngenden, von mir in anderem Zusammenhange, auch im 'Sokrates' (III, 456—462), gewürdigten Commodianus-Forschungen — die geschichtlichen Beziehungen des Verfassers auf die Goten und deren Kämpfe im Anfang der dreißiger Jahre des 4. Jahrhunderts und ganz besonders die lebhaften Anklänge an die Drangsale und Nöte des von Constantius während der Jahre 337—350 mit außerordentlich wechselndem Erfolge geführten persischen Krieges (II, 13) und an den Tag von Singara (II, 28) deutlich ans Licht gestellt und mich wissenschaftlich für berechtigt gehalten, auf jenem geschichtlichen Hintergrunde die Abfassung der Schriften um 350 anzusetzen. Dann habe ich mir die Frage vorgelegt: Was für ein Mann war der Verfasser? Was kann aus den beiden Büchern unmittelbar über ihn erschlossen werden? (Stud. u. Krit. 1893, S. 277—294). Ich konnte aus theologischen und sprachlichen, jüngst von mir noch (Wochenschr. f. kl. Phil. 1913, Nr. 28, Sp. 772) verstärkten Gründen als Verfasser nur einen der bedeutendsten älteren Antiochener erkennen und fand diesen in der Person des Eusebios von Emesa (Stud. u. Krit. 1893, S. 294—315), dessen Sprache und Darstellungsweise uns in seinen freilich nur in lateinischer Übersetzung erhaltenen Schriften und Bruchstücken noch genügend deutlich entgegentritt. Wie ich vorhin zu größerer Achtung vor Asmus' Urteil in der Frage nach dem Verfasser der Cohortatio mahnte, so muß ich es in dieser Frage immer wider mit Bezug auf V. Schultze tun, der meinen für Eusebios von Emesa als Verfasser der beiden Bücher geführten Beweis für 'unerschütterlich' erklärte. Und ist das denn nun kein zwingender Beweis, wenn Kehrhan (dessen Dissertation Stählin a. a. O. verzeichnet) kürzlich bewiesen hat, daß der Verfasser der beiden eine einheitliche Schrift bildenden Bücher des Eusebios von Cäsarea 'Theophania'

ausgiebig benutzte, die nachweislich später als die erst im Jahre 325 vollendete Kirchengeschichte geschrieben wurde, woraus doch mit Notwendigkeit eine noch spätere Abfassung jener und damit die Unmöglichkeit folgt, ferner an der Urheberschaft des jugendlichen Athanasios festzuhalten? Was ich im Anschluß an diese Schlußfolgerung des weiteren über das Verhältnis des Emeseners Eusebios zu seinem verehrten Lehrer und Freund Eusebios von Cäsarea in der Wochenschr. f. kl. Phil. (1913, Nr. 28, Sp. 772/3) ausgeführt habe, ist Stählin bekannt und braucht hier nicht widerholt zu werden. Dies und andres damit Zusammenhängende hätte aber, meine ich, Stählin zu einer anderen Stellungnahme in dieser Frage veranlassen sollen.

An den in den Schlußabschnitten des Werkes behandelten Dionysios, den sogenannten Areopagiten, schließen sich 'Nachträge und Berichtigungen' (S. 1245—1250) und ein 'Alphabetisches Register zum ganzen Werk' (S. 1251—1302). Ein außerordentlich wertvoller und anregender Anhang sind endlich die 'Porträtdarstellungen aus der griechischen Literaturgeschichte', die uns die Kenntnis und die Anschauung von fünfundvierzig aus dem Altertum überkommenen Bildwerken, teils Büsten, teils Standbildern, hervorragender Männer vermitteln. Joh. Sieveking hat dazu Erläuterungen (S. 1303—1319) geschrieben, in denen er nicht bloß genaue Auskunft über die Herkunfts- und Überlieferungsverhältnisse dieser künstlerischen Darstellungen gibt, sondern vor allem auch zu deren richtigen Betrachtung und kunstgemäßen Würdigung feinsinnig anleitet.

Wandsbek. Johannes Dräseke.

---

1) Gotthold Sachse, Der Oidipus auf Kolonos des Sophokles und seine ästhetische Beurteilung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1914. 30 S. 1 ℳ.

'Die Örtlichkeit, an der dieses Drama spielt, die Sage, deren Mittelpunkt der unglückliche Labdakidensproß bildet, ist von L. Radermacher und A. Müller . . . hinreichend dargelegt worden. Der tragische Gehalt ist aber nicht so hervorgehoben, daß sich eine nochmalige Erörterung erübrigte.' Nach diesen Eingangsworten der Verfasser erwartet man eine eingehende Darlegung dieses tragischen Gehaltes des schwierigen Stückes, aber was geboten wird, ist doch nicht viel mehr als eine Skizzierung des Inhaltes, und was wir dabei von der sonst üblichen Auffassung Abweichendes finden, ist nicht immer ohne Bedenken. So glaube ich nicht, daß sich viele der Deutung des *γενναῖον* v. 8 anschließen werden (S. 5 f.): 'daß er sich in seine beklagenswerte Lage findet, haben ihn drei Dinge veranlaßt, die Leiden, die lange Dauer und *τὸ γενναῖον*. Hermann übersetzt es mit *generosa indoles*. Wenn wir daran denken, was Oidipus in seinem Gebete sagt, Phoibos habe ihm einen ruhigen Tod verheißen, so kann unter *τὸ γενναῖον* nur verstanden werden die Überzeugung, daß der Gott das Beste für ihn will, d. h. das Vertrauen auf Apollon'.

Merkwürdig ist auch die Auffassung (S. 15 f.), daß Oidipus dem Theseus gegenüber das Orakel fälsche, um so seines Schutzes sicherer

zu sein; 'Oidipus sagt, er wisse, daß sein in der Nähe der Stadt Theben aufgeschütteter Grabhügel den Bürgern im Kampfe mit Athen Glück bringen werde'.

Ich sehe nicht, wo Oidipus überhaupt dergleichen sagt; er deutet doch nur an, daß die Thebaner, wenn sie in der Nähe des Grabes, das er dort am Kolonos erhofft, mit den Athenern in Kampf geraten, unterliegen sollen, daß er dann ihr Blut trinken werde; das ist doch nichts anderes, als was schon 91 ff. gesagt ist:

ἐνταῦθα κάμψειν τὸν ταλαίπωρον βίον,
κέρδη μὲν οἰκήσαντα τοῖς δεδεγμένοις,
ἄτην δὲ τοῖς πέμψασιν, οἵ μ' ἀπήλασαν.

Wie er damit eine 'bewußte Unwahrheit' sagen soll, ist mir unerfindlich. Damit fällt dann auch die 'auffallende Tatsache' fort, daß Antigone diese bewußte Unwahrheit des Vaters anhört, ohne ein Wort zu äußern, und was der Verfasser weiter darüber bemerkt.

S. 19 ist der Ausdruck 'und du kannst der Vaterstadt für die in der Jugend genossene Pflege den schuldigen Dank abstatten, wenn du zurückkehrst' wenig glücklich gewählt. Das οὖσα σὴ πάλαι τροφός kann doch höchstens bedeuten 'da du so lange (als König) darin geweilt hast'. Die Jugendpflege, die Oidipus in Theben gefunden, war doch von recht eigner Art.

S. 22 wird behauptet, Theseus verheimliche dem Kreon absichtlich den wahren Beweggrund zu seinem Eintreten für Oidipus, nämlich daß das Glück seiner Stadt an den Aufenthalt des Oidipus geknüpft sei. Dieser Grund tritt aber hier in der Tat völlig zurück. Das unverschämte, eigenmächtige Auftreten Kreons in einem fremden Gemeinwesen begründet völlig die energische Zurückweisung, und eine solche erwartete man von Theseus, auch wenn ihm von jenem Segen gar nichts bekannt gewesen wäre, auch wenn er den Oidipus nicht vorher seines Schutzes versichert hätte. Übrigens macht der Verfasser dem Theseus aus dieser vermeintlichen Unaufrichtigkeit nicht etwa einen Vorwurf, sondern findet darin einen Zug, der seinem Wesen etwas Individualität verleiht und geeignet ist, 'den Theseus gegen den Vorwurf zu schützen, als sei er ein blasser, farbloser Idealherrscher, dem kein Fehler anhafte' (A. Müller[2] S. 299).

Schließlich möchte ich noch auf S. 25 hinweisen, wo die Worte der Antigone 1195 ff. besprochen werden. Verfasser meint, Antigone mahne den Vater, 'er möge die Handlungsweise des Sohnes zu verstehen suchen, sie sei im Vergleich mit seinen Freveln gegen Vater und Mutter, die er selber ein Brandmal genannt habe (1133), nicht so hart zu beurteilen, wie er es mit seinen Fehltritten getan habe.' Hier sind so ziemlich alle Ausleger darüber einig, daß Antigone den Vater nicht sowohl an das erinnern will, was er an Vater und Mutter getan (er selbst hat ja schon deutlich genug gesagt, daß er jetzt darin keine Schuld anerkennen könne), als vielmehr an die Übereilung, die in der Blendung lag; daß diese Handlung wirklich eine Übereilung war, hat Oidipus inzwischen selbst längst eingesehen.

2) Paul Rowald, Repertorium lateinischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika. Leipzig-Berlin 1914, B. G. Teubner. 22 S. Geh. 0,60 ℳ, geb 0,80 ℳ.

Das vorliegende Heft ist ein Seitenstück zu dem 1907 erschienenen 'Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika' von H. Schöne, das damals von der Kritik als eine hervorragend nützliche und verdienstliche Leistung anerkannt wurde (s. z. B. Fuhr in der Berl. phil. Woch. 1907 Sp. 1579 f., Stolz in der Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1908 S. 227, Lit. Zentr. 1907 Sp. 1471). Das selbe Urteil wird man auch über Rowalds Buch aussprechen können, zumal hier einige der in jenen Kritiken vorgetragenen Wünsche Berücksichtigung gefunden haben; so sind z. B. die Indizes, die nur 'Memorabilia' geben (Fuhr a. a. O. 'die nur einen Ausschnitt, bestimmte Arten von Wörtern geben'), als solche durch ein Sternchen kenntlich gemacht. — Daß man in einer solchen Zusammenstellung hier und da etwas vermissen wird, ist nur natürlich, zumal man über den Wert dieser oder jener lexikalischen Arbeit verschiedener Meinung sein kann. L. Valmaggi hat im 'Bollettino di filologia classica' XX (1914) S. 221 eine längere Reihe solcher Nachträge gegeben, die übrigens hier und da wohl über das Ziel, das der Verfasser sich gesteckt hat, etwas hinausgehen, jedenfalls aber nützlich und dankenswert sind. Vielleicht hätte unter Manilius der Index von Jacob (mit *) erwähnt werden können, unter Lucilius die Indizes zu Muellers und mein Index zu Lachmanns Ausgabe; doch hat R. diese Ausgaben wohl nach Marxens Arbeit als antiquiert angesehen. Übrigens ist diese Zusammenstellung nicht nur durch das, was sie bringt, nützlich, sondern auch dadurch interessant, daß sie uns die großen Lücken leicht erkennen läßt, die hier noch vorhanden sind. Einmal sind viele der genannten Wörterverzeichnisse schon recht alt, so daß sie schwerlich mehr für die neueren Texte in jeder Beziehung ausreichen, wie z. B. für Plinius' Briefe auf die Ausgabe von Cordius und Longolius vom Jahre 1734, für Senecas Tragödien auf die von Schröder vom Jahre 1728 verwiesen werden mußte; sodann sieht man hier mit einem Blick, für wie viele, zum Teil sprachlich sehr wichtige Autoren überhaupt ausreichende Wörterverzeichnisse noch ganz fehlen: ich nenne nur die beiden Seneca (abgesehen von den Tragödien), Columella, Frontinus, Macrobius, Martianus Capella, Sedulius; bei Livius und Solinus sind die so dankenswert begonnenen Arbeiten zunächst ins Stocken geraten. Eigentlich müßten hier die veralteten oder die mit * bezeichneten neuen Wörterverzeichnisse auch noch hinzugerechnet werden.

Wer Lust hat, sich durch lexikalische Arbeit an der Förderung der Wissenschaft zu betätigen, wird bei der Durchsicht dieser Hefte bald sehen, wo er etwa einsetzen könnte.

Berlin. Franz Harder.

---

1) Heidemann, Leo, Zum ethnischen Problem Griechenlands. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1914. 4. 24 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Pr. Nr. 73.

Die beachtenswerte Abhandlung beschäftigt sich mit der dorischen Wanderung. Verfasser knüpft in seiner Beweisführung an die aus

ägyptischen Inschriften längst bekannte Tatsache einer großen, in zwei Schichten erfolgten Völkerbewegung im Gebiete des Ägäischen Meeres gegen Ende des 13. Jahrhunderts (S. 3), sowie an die für die Entscheidung der Streitfrage besonders wichtige Stelle Herodot I, 56 (S. 11 und 17) an, berücksichtigt auch gebührend das Epos Aigimios, welches alles zur Zeit seines Dichters über die Wanderungen und die dadurch herbeigeführten Umwälzungen Bekannte und insbesondere die mit Argos eng verbundene Iosage (fr. 187—190 ed. Rzach) enthielt. H. kommt zu dem richtigen Ergebnis, daß der zweiten sogenannten dorischen Schicht auch die Argiver angehören und die argivisch-dorische Einwanderung im 13. Jahrhundert stattfand. Aigimios, der nur ein Appellativum Apollos ist, muß nach des Verfassers zutreffender Angabe als der Hauptgott der argivisch-dorischen Stämme angesehen und alle ähnlich lautenden mythischen Namen, wie Aigilos, Aigialos (auch = Achaja), Aigialeus, Gründer von Sikyon, Aigisthos, Aigeus der zweiten Schicht in Griechenland zugewiesen werden (S. 20 und 22). Troer und Argiver sind eines Stammes, denn die auf der Seite der Trojaner bei Homer stehenden Gottheiten Apollo, Artemis, Ares und Aphrodite waren in Griechenland speziell argivische, d. h. Gottheiten der zweiten Schicht und ebenso wie im Epos einst Feinde der Achäer (S. 23). Einzelne Ausführungen bedürfen entschieden noch eines genaueren Beweises, den Verfasser später in einer größeren Untersuchung zu liefern verspricht.

2) Trenkel, P., Professor, Zur Beurteilung der Charaktere in Sophokles' Antigone. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Herzoglichen Karls-Gymnasiums Bernburg. Ostern 1915. Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 26 S. Pr. Nr. 993.

Die Arbeit bringt im ganzen wie im einzelnen manches Neue und Beachtenswerte. Sie gibt eine eingehende Charakteristik der Antigone, Haimons und Kreons, behandelt auch das Edikt des letzteren und das Urteil des Chores darüber, weiter Kreons Verfahren gegen Antigone und seine Schuld. Als besonders wichtig wollen wir folgendes hervorheben. Wie Verfasser Seite 3 und 12 zutreffend urteilt, ist die Eltern- und Geschwisterliebe der Antigone weit stärker als der Tod, und diese selbst in allen Stücken gerade das Gegenteil von Haimon, der a. a. O. als ein gehorsamer, fügsamer Sohn, besonnener und kluger Jüngling ohne irgendeinen eigenen Willen, also als ein Muster von *σωφροσύνη* bezeichnet wird. Verfasser bringt diese Tatsache Seite 6 richtig mit dem Umstande in Verbindung, daß eine Verlobung nach antiker Anschauung nur ein familienrechtliches Übereinkommen zwischen den beiderseitigen Eltern oder Vormündern war, also beim Eintritt eines Ehehindernisses von den vertragschließenden Familien aufgehoben werden konnte; Trenkels Vermutung, daß die Figur Haimons und sein Verhältnis zur Antigone nur eine vom Dichter zwecks Erweiterung des Mythus beigefügte Zutat sei, erscheint daher beifallswert. Nachgewiesen hat Verfasser ferner, daß Haimon keine Herzensneigung zur Antigone besitzt, weshalb man ihm in der Auffassung von Vers 570 (Seite 6/7) gegen Bellermann und besonders Kern um so mehr wird recht geben müssen, als keiner der beiden Verlobten die Verlobung irgendwie erwähnt oder auch nur den

Namen des andern nennt. Seite 8 urteilt Verfasser richtig, daß Antigones Selbstmord in der Grabkammer sich aus ihrer seelischen Entwicklung ganz natürlich erklärt, ebenso wird Seite 13 Kreon, der stets von kleinlichem Stolze auf seine Amtswürde mit ihren Pflichten und seine eigene Klugheit geleitet wird, im Gegensatz zur Antigone zutreffend mit einem bald hoch auflodernden, bald wider zusammensinkenden Feuer verglichen.

Seite 19 bezeichnet Trenkel Ismene und den Chor als Vertreter des Durchschnittsmenschentums, das sich, ehe die Götter über die menschlichen Konflikte entschieden haben, stets der weltlichen Herrschaft unterordnet. Seite 21 erblickt Verfasser in Vers 889 in Verbindung mit Vers 887 scharfsinnig einen Ausdruck des Vorbehalts, die Antigone später wider zu befreien, der in Vers 1111—1112 zur Verkündung der Begnadigung führt, also zur Tat wird. Den Kreon konnte keine Reue oder Umkehr mehr retten, nachdem er den Seher Tiresias beleidigt, also die Mantik verhöhnt hatte, in deren Anerkennung sich gerade die antike praktische Frömmigkeit betätigte (Seite 23).

Seite 11 macht Verfasser gegen Kern und Bellermann mit Recht geltend, daß sich in Vers 753 *πρὸς κενὰς γνώμας* auf Kreons törichten Vorschlag, Antigone zu töten, bezieht; ebenso faßt er Seite 24 *κηδεμών* in Vers 549 gegen Guhrauer (Programm Wittenberg 1896) zutreffend als 'Pfleger, Beschützer', nicht als 'Fürsprecher' auf und vermißt a. a. O. bei letzterem eine genauere Berücksichtigung der für die Beurteilung des Verhältnisses der Antigone zur Ismene entscheidenden Stelle Vers 559—560.

3) Alfons Kurfeß, Die Invektivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Invektive. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums zu Wohlau 1915. 40 S. Pr. Nr. 308.

Die tüchtige Arbeit, unmittelbare Fortsetzung der bereits in unserer Zeitschrift erschienenen Abhandlung 'Die Anfänge der Invektive in Rom', enthält eine sehr fleißige Sammlung aller auf Invektiven persönlicher, politischer und literarischer Art bezüglichen Stellen aus den Dichtwerken der betreffenden Zeitabschnitte. Zuerst werden die erforderlichen Nachweise aus Lucrez, P. Valerius Cato, dem Schulhaupt der modernen Dichterschule oder der *νεώτεροι* (Cic. ad Attic. VII, 2, 1; orat. 161 poëtae novi), zu denen C. Licinius, Calvus, M. Furius Bibaculus und besonders Catullus gehörten, beigebracht, auch der, wie sich Verfasser Seite 16 zutreffend ausdrückt, streng genommen gar nicht in den Kreis der Literatur gehörige Mimus in seinem Hauptvertreter D. Laberius mitberücksichtigt. Das zweite Kapitel beschäftigt sich zuerst kurz mit Augustus, von dem ein auf Fulvia, die ehrgeizige Gemahlin des M. Antonius, die eigentliche Veranlasserin des Perusinischen Krieges, bezügliches Epigramm mitgeteilt wird, weiter ausführlicher mit Vergils nach seinem Tode herausgegebenen Catalepton und seinem Erklärer Theodor Birt, Jugendverse und Heimatpoesie Vergils, Erklärung des Catalepton (Leipzig 1910), dann besonders genau mit Horaz. Nebenbei wird auf das gegen Bavius, nach eclog. 3, 90 einen Gegner Vergils, gerichtete Epigramm des Domitius Marsus in seiner 'Cicuta' (Baehrens S. 346) und den Kleopatras Treiben rügenden

Teil von Propert. III, 11 eingegangen. Im dritten Kapitel werden Phädrus, Persius, Lucanus und am eingehendsten Seneca behandelt; von letzterem werden verschiedene scharfe Äußerungen über Neros Schreckensherrschaft aus dem Thyestes, Vers 263ff. beigebracht und besonders Seite 34 - 40 seine gegen den toten Kaiser Claudius geschriebene Apokolokyntosis charakterisiert. Richtig hat Verfasser Seite 39 hierbei erkannt, daß der Hauptzweck des hochinteressanten Stückes, welches zugleich die einzige uns erhaltene Menippeische Satire ist, darin liegt, daß der Kaiser, anstatt zum Gott erhöht zu werden, zum Unterbedienten des Gehilfen des Totenrichters bestimmt und dadurch die unter ihm geübte willkürliche Gerichtsbarkeit verspottet wird (S. 39).

Im einzelnen wollen wir noch folgende beachtenswerte Ergebnisse hervorheben. Catull c. 40 lehnt sich an Archilochus fr. 92, c. 56 an Archilochus fr. 80 an; in c. 78 faßt Kurfeß gegen den neuesten Herausgeber Friedrich die beiden letzten Distichen als zum Gedichte gehörig auf (S. 7). Daß Cäsar die gegen ihn und seinen Günstling Mamurra gerichteten Angriffe ruhig hinnahm, erklärt Verfasser Seite 13 zutreffend damit, daß ersterer, der übrigens auch nach Groebe-Drumann, Geschichte Roms III, 2 (Leipzig 1906), Seite 664 keineswegs sittenrein war, im Jahre 54 noch nicht auf dem Gipfel seiner Macht stand. Im Catalepton ist c. X eine Parodie auf Catulls Phaselusgedicht c. 4 und c. XII, das große Ähnlichkeit mit c. 29 und 42 hat, wohl das einzige Beispiel der versus fescennini aus dem Altertum (S. 20). Mit Recht hält Verfasser Seite 21 gegen Birt (S. 135/136) den 'echten Töpferwitz des Töpfersohnes Vergil', wie ihn dieser Gelehrte in dem Vergleich des Tongefäßes (hirnea) mit dem Frauenzimmer erblickt, für gekünstelt. Catalepton XIII, voll der stärksten Obszönitäten Catulls, ist als Mittelding zwischen den iambi truces Catulli und den Epoden des Horaz zu betrachten (S. 23). Die Horazischen Invektiven behandelt Verfasser mit besonderer Genauigkeit (S. 23—30); natürlich konnte hier nicht viel Neues beigebracht werden. In ep. 4 erblickt Kurfeß richtig einen Angriff auf einen reichen Emporkömmling im Stile des Archilochus, ep. 6 vergleicht er mit Archilochus fr. 67 (Bergk), in ep. 11 findet er, daß der Anfang fast wörtlich aus Archilochus fr. 21 übersetzt ist, in ep. 2, daß der Schluß an Archilochus fr. 24 anklingt. Auch hat er scharfsinnig erkannt, daß ep. 10 auf einem neuentdeckten höhnischen Propemptikon an einen früheren Freund beruht (vgl. R. Reitzenstein, Zwei neue Fragmente des A., Sitzb. d. Berl. Akad. 1889, S. 857f.) (S. 25—27). Politische Invektiven enthalten bei Horaz nur ep. 7 und 9; hinsichtlich der Beurteilung der Satiren schließt sich Verfasser Seite 28—29 an R. Heinze, vierte Auflage der Kießlingschen Ausgabe der Horazischen Satiren (Berlin 1910), Seite XIVf. an. Unter dem Polizeiregiment des Augustus hatten selbst Phädrus, Persius, dessen Satiren, außer der ersten, Verfasser mit Recht als bloße Deklamationen über stoische Moralthemata bezeichnet, und Lucanus zu leiden (S. 31 bis 33).

Hettstedt. Karl Löschhorn.



E. Biedermann, Studien zur ägyptischen Verwaltungsgeschichte in ptolemäisch-römischer Zeit. Der Βασιλικὸς Γραμματεύς. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913. XI, 123 S. 8. 3,60 ℳ.

Die Zahl der veröffentlichten Papyrusurkunden ist allmählich so groß geworden, daß aus ihnen immer klarer und greifbarer die einzelnen Kategorien des Beamtenheeres des ptolemäischen und römischen Ägyptens hervortreten. Wie Martin schon eine Monographie der Epistrategen geschrieben hat, so hat sich der Verfasser der vorliegenden Arbeit eine der wichtigsten Persönlichkeiten aus der Gaubeamtenschaft, den βασιλικὸς γραμματεύς, den Königlichen Schreiber, vorgenommen und spricht in klarer und übersichtlicher Weise der Reihe nach über das Amt und die Attribute, die Kompetenzen, die Stellung des Königlichen Schreibers in der Beamtenschaft und schließlich über sein Verschwinden in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., wo seine Funktionen mehr und mehr auf die Städte abgewälzt wurden. In einem Anhang gibt der Verfasser eine Liste der bis dahin bekannten βασιλικοὶ γραμματεῖς.

Wie sehr allen solchen Untersuchungen jetzt die Chrestomathie von Wilcken und Mitteis zustatten kommt, kann man auch hier auf Schritt und Tritt verfolgen. Von diesen beiden Gelehrten sind in den Kommentaren zu den einzelnen Urkunden und in den Grundzügen die Fundamente für alle künftigen Untersuchungen gegeben. Es schwindet damit zum großen Teil das sonst meist nötige Zusammentragen ungeheuren Einzelmaterials, man braucht sich nicht mehr durch einen unendlichen Wust von Zitaten, der in den Anmerkungen aufgehäuft ist, durchzuarbeiten. Die vorliegende Untersuchung ist dazu so geschrieben, daß man dem Verfasser in den einzelnen Fragen ohne Schwierigkeit folgen kann und nebenbei in viele Einzelheiten des amtlichen und privaten Lebens jener Zeiten einen tiefen Einblick gewinnt. Da, wo die Papyruszeugnisse versagen, läßt sich das Bild durch Analogieschlüsse und sonstige Vermutungen mit mehr oder weniger Sicherheit leicht ergänzen.

Zum größten Teil den Untersuchungen früherer Gelehrten folgend, legt der Verfasser dar, daß das Amt des Königlichen Schreibers wie sein Name nicht mazedonischen, sondern ägyptischen Ursprungs war. Es war ein Berufsamt, wahrscheinlich auch in römischer Zeit. Eine regelmäßige (?) Verpflichtung zur Bewirtschaftung eines bestimmten Stückes von βασιλικὴ γῆ, die Stellung einer Kaution, Stellung von Bürgen und Leistung eines Amtseides lassen sich zum Teil aus dem, was wir über andere Beamte wissen, erschließen. Wer den Königlichen Schreiber ernennt, ist nicht sicher bezeugt, doch vermutet man, der διοικητής in ptolemäischer, der Praefectus Aegypti in römischer Zeit. Die Amtsdauer ist sehr verschieden gewesen, nicht etwa dreijährig, wie beim Strategen. In der Regel gab es in jedem Gau einen Königlichen Schreiber, die Ausnahmen werden von B. sorgfältig zusammengestellt. Über den arsinoitischen Gau mit seinen drei Bezirken liest man jetzt das Genauere bei Martin im Arch. f. Pap. VI S. 135 ff. Die Gauhauptstadt ist der Amtssitz, auch da, wo der Gau in verschiedene Bezirke geteilt ist. Ob der Königliche Schreiber in der ptolemäischen Zeit ein Gehalt bezogen hat, ist nicht überliefert — es werden nur monatliche ὀψώνια, die ihm zustehen, erwähnt —, in römischer Zeit bekam er wie viele andere Beamte Gehalt.

Die Wichtigkeit seines Amtes tritt in seinen Kompetenzen hervor[1]. Von ausschlaggebender Bedeutung ist, daß der Königliche Schreiber den Kataster, die Personenstandslisten und die Listen über Besitz an Häusern, Sklaven und Vieh zu führen hatte. Das ist dasjenige Gebiet, das ihm selbständig untersteht. Das liefert aber in erster Linie das Material für die Steuerveranlagung und Steuererhebung wie für die Bodenwirtschaft, und dadurch kommt es, daß der Königliche Schreiber auch bei all diesen Dingen mit einzugreifen hat. Der Verfasser erörtert in enger Anlehnung an die erhaltenen Urkunden die Anlage und Evidenzhaltung des Katasters, das System der *ἀπογραφαί* mit allem, was drum und dran hängt, die verschiedenen Steuererhebungsmethoden, durch Verpachtung und direkte Erhebung; auch manche Beziehungen, die der Königliche Schreiber zu der Monopolwirtschaft hatte, werden angedeutet. Für die mannigfachen Arten der Verpachtung, des Verkaufs, der Versteigerung von Land, wobei die verschiedenen Landarten natürlich unterschiedlich behandelt werden, liefert das Bureau des Königlichen Schreibers die Grundlagen; denn all das hängt ja mit dem Kataster zusammen; desgleichen auch die Arbeiten, die die Melioration des Bodens, die Anlage von Kanälen und Dämmen und ihre Inspektion erfordern, und manches andere. In ptolemäischer Zeit steht auch der Korntransport unter Aufsicht des Königlichen Schreibers. In Papyri, die vom Verpflegungswesen des Hofes, der Beamtenschaft und des Heeres handeln, erscheint er, wenn auch nicht gleichmäßig, sowohl in ptolemäischer wie auch in römischer Zeit. Er ist beteiligt beim Verkauf von Priesterstellen, er übermittelt der Zentralbehörde, dem Idiologus und *ἀρχιερεύς*, Berichte über die Amtsführung der Priester; wieweit er im Gerichtswesen eine Rolle spielt, ist in zahlreichen Sonderuntersuchungen sehr genau schon früher erörtert worden.

Was seine Stellung in der Beamtenschaft anlangt, die in dem dritten Abschnitt besprochen wird, so sei auch hier noch einmal auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß im 3. Jahrhundert v. Chr. der Königliche Schreiber dem *οἰκονόμος* untergeordnet erscheint, während es im 2. Jahrhundert gerade umgekehrt ist. Stellt man den Königlichen Schreiber mit dem Strategen zusammen, so hat er ja, wie ich schon erwähnt habe, den Gaukataster u. a. selbständig geführt, während er in vielen andern Dingen mit dem Strategen zusammen eine einheitliche Behörde bildete — aber, möchte ich hinzufügen, doch so, daß er dem Strategen untergeordnet war. Oft hatte er bekanntlich dessen Stellvertretung zu übernehmen. Daß sich die soziale Stellung der Königlichen Schreiber erst allmählich im Laufe der Zeiten immer mehr gehoben hat, zeigt sich daran, daß sie anfangs fast ausschließlich ägyptische, im 2. Jahrhundert v. Chr. daneben viele hellenische und in römischer Zeit neben den hellenischen sogar häufig römische Namen trugen, ebenso daran, daß sie vielfach früher, bisweilen sogar noch zu Augustus' Zeit, aus kopfsteuerpflichtigen Schichten der Bevölkerung stammten, während sie nachher aus den vornehmeren Kreisen der Griechenstädte und auch Alexandriens genommen wurden.

[1] Vgl. hierzu jetzt auch Preisigke-Spiegelberg, Die Prinz-Joachim-Ostraka (1914) S. 50 ff.

Wenn, wie gesagt, die Arbeit vielfach auch nur auf den Einzeluntersuchungen anderer Gelehrten beruht, so hat sie doch einen großen Wert, der durch die klare, gemeinverständliche Art der Darstellung noch besonders erhöht wird. Ich nehme an, daß auch jemand, der sich nicht mit diesen Studien befaßt hat, durch die Lektüre von Biedermanns Schrift einen interessanten Einblick in das Beamtenwesen und das ganze wirtschaftliche Getriebe des ptolemäischen und römischen Ägyptens gewinnen kann, und ein solcher Einblick muß auch befruchtend wirken auf unsere Anschauung und Auffassung des Lebens im hellenischen Mutterlande und in seinen Kolonien. Denn was die Papyri uns geben, gibt uns die sonstige Überlieferung garnicht oder nur selten, und darin liegt eben der Vorzug dieser neuen, so reichlich strömenden Quelle des Altertums.

Berlin-Zehlendorf. P. Viereck.

K. Fecht und J. Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Untertertia. 6. Auflage. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1914. XI u. 182 S. 8. Geb. 2,40 *M*.

Die Entwicklung dieses Buches scheint mit der sechsten Auflage abgeschlossen. Es ist die erste Auflage, die 'im wesentlichen als ein Abdruck der vorigen' erscheint. Das beweist, daß es nunmehr zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Benutzer durchgearbeitet ist. Das Buch gehört der konservativen Richtung des heutigen Betriebs im griechischen Anfangsunterricht an. Das heißt: im Gegensatz zu der extremen Przygode-Engelmannschen und der Ahrensschen Methode, die das grammatische System aus der Anabasis- oder Homerlektüre allmählich sammeln, und gegenüber der Methode des Frankfurter Goethe-Gymnasiums, die zur Abkürzung des auf die Lektüre vorbereitenden Kursus in mehr praktischer als systematischer Folge das Nötigste vorwegnimmt und alles andere aus der erledigten Lektüre gewinnt, ist der Aufbau dieses wie der meisten griechischen Übungsbücher systematisch. Nur bis zu einem gewissen Grade ist das System durch praktische Rücksichten durchbrochen, indem z. B. ein Teil des Verbum purum non contractum zwischen die Einübung der Deklination eingeschoben ist. — Was sich grundsätzlich gegen diesen Weg sagen ließe, davon kann in dieser kurzen Besprechung nicht die Rede sein. Nehmen wir ihn als den historisch gegebenen und heute noch verbreitetsten hin; so ist doch gegen dies Buch, unbeschadet aller soliden Arbeit, die darin steckt, zweierlei zu bemerken. Einmal, was den Inhalt der Einzelsätze angeht. Er ist doch zu abstrakt und nichtssagend. Es ist eine in letzter Zeit öfter, zuletzt von Fr. Hoffmann in seinem oft zum Widerspruch reizenden, aber anregenden Buche über den lateinischen Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage, mit Recht nachdrücklich betonte Forderung, daß der Inhalt es sein soll, der zum Erarbeiten des fremdsprachlichen Satzes lockt. Dieser Forderung entsprechen die meisten Sätze des Übungsbuches nicht. Noch bedenklicher als mancher wenig interessante Satz ist vielleicht ein Satz wie dieser (St. 26): *μακαρίζομεν τὴν νεότητα· ἡ γὰρ νεότης πόνων καὶ λυπῶν ἄπειρός ἐστιν.* Entweder denkt sich der Junge bei dem Satze gar nichts, oder er muß ihm widersprechen. Das weiß er doch

besser, daß er scheußlich viel Arbeit hat, z. B. für die griechischen Stunden, und so unglücklich wie er oft ist, hat er einen Erwachsenen vielleicht noch nie gesehen. Ich möchte damit keineswegs über die Einzelsätze überhaupt den Stab brechen. Es kommt ganz auf die Sätze an. Auch fehlt es in unserm Übungsbuch nicht an zusammenhängenden Stücken, darunter erfreulicherweise eine ganze Anzahl Äsopischer Fabeln. Doch sind sie, und das ist das zweite wesentliche Bedenken, meist so eingeschoben, daß man sie, ohne dem lückenlosen Fortschritt des Pensums zu schaden, auslassen kann. Dazu wird man bei Benutzung des Buches auch oft genug gezwungen sein! Es sind 106 Seiten, zu 38 Druckzeilen, die zu erledigen sind. Zum Vergleich führe ich an, daß Wesener ohne die zusammenhanglos vorausgeschickten 'Mythologischen Erzählungen' 75 Seiten Übungsstoff, das Buch von Otto Kohl, eins der besten dieser konservativen Richtung, 80 Seiten Übungsstoff umfaßt. Es macht den Eindruck, als ob die Verfasser das Buch geradezu darauf zugeschnitten hätten, daß diese der Repetition dienenden zusammenhängenden Stücke mit Auswahl gelesen werden. Im Vokabularium findet sich z. B. unter 40 I (Froschmäuseler) '*συντυγχάνω* begegne, treffe zusammen'; das selbe wider unter 40 III (Ödipus). Ebenso ist zu 62 I (Der Fuchs und der Löwe) und 62 V (Odysseus und Polyphem) *ἀποδημέω* zweimal als Vokabel angeführt. Das Vokabularium ist im allgemeinen sorgfältig und praktisch. Doch fehlt die letzte Durcharbeitung zur Erfüllung des eigenen im Vorwort ausgesprochenen Grundsatzes, 'unter den einzelnen Vokabeln jeweils die etwa früher gelernten Wörter gleichen Stammes zu widerholen'. Beispiele: S. 122 *πειθώ* (es fehlt der Hinweis auf *πείθω*, das S. 109 dagewesen ist); S. 125 *φροντίζω* (es fehlt *φροντίς* S. 125, *φρόνιμος* S. 113); S. 127 *διαβάλλω* (fehlt *διαβολή* S. 110); S. 129 *θεάομαι* (fehlt *θέα* S. 111); S. 130 *πολιορκέω* (fehlt *πόλις* S. 121) u. ö. Oft ist auf die Grundbedeutung des Wortes zurückgegangen, doch nicht immer, wo es wünschenswert wäre. Bei dem oben angeführten *συντυγχάνω* sollte nur 'treffe zusammen' angegeben sein. Daß dafür auch 'begegne' stehen kann, braucht der Schüler nicht schwarz auf weiß zu lernen. Wenigstens sollte 'begegne' nicht voranstehen. Daß *τυγχάνω* 'treffe' heißt, die Kenntnis braucht der Schüler noch, wenn er die Konstruktion *τυγχάνω* c. partic. verstehen lernen soll als 'ich treffe es, indem ich ...'. Ähnlich S. 122: '*οἱ πρέσβεις, εων* die Gesandten', wo 'die Alten' vorangehen und auf '*πρεσβύτης* der Greis' S. 112 hätte hingewiesen werden müssen. S. 125 kommt dann '*πρέσβυς* alt, bejahrt' hinterher. Auch daß S. 124 '*ἕτερος* der eine (von zweien)', S. 127 '*ἕτερος*[3] der andere' steht, ist unpraktisch. Warum nicht ein für allemal '*ὁ ἕτερος* = lat. *alter*'? Dann ist der Begriff klar, die Übersetzung, ob hier 'der andere' oder dort 'der eine', mag der Junge suchen. Solche Widerholung und Unausgeglichenheit findet sich öfter. Es sind kleine Mängel; da sie sich aber öfter im Vokabularium zeigen, müßte eine neue Auflage darauf Bedacht nehmen, sie zu beseitigen. So wäre auch im einzelnen doch noch manche Änderung im Interesse einer gleichmäßigeren Durcharbeitung erwünscht. Ausdrücklich anerkannt muß werden, daß diesen Mängeln auch Vorzüge gegenüberstehen. Neu und eigenartig ist z. B.

die Einteilung der Abschnitte über die o-Deklination nach Paroxytona Properispomena Oxytona Proparoxytona, die für den Schüler ohne Frage die Einführung in die Akzentlehre vereinfacht. Daß dieselbe Einteilung nach Akzenten (Oxytona und Paroxytona) bei der a-Deklination widerkehrt, ist freilich nicht mehr motiviert; hier ist die Einteilung ebenso äußerlich, wie sie bei der o-Deklination sachdienlich ist. Auch daß 'in Verbindung mit den Zahlwörtern ein großer Teil des ersten und zweiten Kapitels aus dem ersten Buche von Xenophons Anabasis dem Schüler vorgelegt wird', kann einem schnelleren Fortschreiten der Xenophonlektüre auf O III sehr dienlich sein. Der Druck ist sorgfältig. S. 109 lies ἆθλιος statt ἄθλιος, es fehlt der Hinweis auf ἆθλον (S. 108). S. 117 lies ἀλώπηξ statt ἀλώπηξ. Die Ausstattung des Buches ist gut.

Minden i. W. Otto Brinkmann.

Karl Jacoby, Auswahl aus lateinischen Dichtern. 4. Heft: Tibull, Catull, Properz. Text (45 S.) geb. 60 ₰; Einleitung und Kommentar (52 S.) geb. 75 ₰. B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. 8. 1913.

Die neue Auswahl aus Tibull, Catull und Properz ist zunächst für Schulen ohne griechischen Unterricht bestimmt und wohl geeignet, die Lektüre dieser Dichter zu ermöglichen. Für humanistische Gymnasien paßt sie weniger. Es fehlen die griechischen Vorbilder, von denen gerade die Elegiker so sehr abhängig sind; und es ist doch besonders lehrreich, die Schüler mit Kenntnis des Griechischen hierauf hinzuweisen. Als Ersatz sollen wohl die zahlreichen Zitate von Parallelstellen deutscher Dichter dienen, die einen besonderen Vorzug dieser Ausgabe bilden. Aber eine Frage liegt nahe: Wird man an Realgymnasien Zeit für die Lektüre dieser Dichter finden? Ist es doch schon schwierig genug, hier ein paar Stunden für Horaz zu erübrigen.

Die Auswahl selbst ist glücklich. Sie bietet 10 Elegien des Tibull, I 10 nur zum Teil, 16 kleinere Gedichte des Catull und 7 Elegien des Properz, darunter die 'Königin der Elegien', die auf den Tod der Cornelia. Warum steht übrigens Tibull an erster Stelle, vor Catull? Der Text folgt den neuesten kritischen Ausgaben. Wenn Tib. I 1, 67 tum manes ne laede meos steht, so ist dies nur ein Druckfehler; erklärt wird das überlieferte tu manes ne l. m. I 3, 17 hat Vahlen eine Lesart eingeführt, die sich enger an die Überlieferung anschließt; mit geringer Änderung wird zu lesen sein aut ego sum causatus aves — dant omina dira — Saturnive sacram me tenuisse diem. I 7, 61 wird mit Recht gelesen te canit agricola; nur hätte auch hier und II 2, 5 Genius die Verlängerung der kurzen Silbe in der Hebung wie I 10, 13 und IV 2, 3 durch einen Akzent angedeutet werden können. Danach kann wohl auch IV 6, 19 gelesen werden sit iuveni grata: veniet cum proximus annus etc. II 1, 83 muß das Komma hinter vocate weg und IV 13, 23 ist santae natürlich ein Druckfehler. — Prop. II 27, 3 ist zu interpungieren quaeritis et caelo — Phoenicum inventa — sereno und v. 7 wird sich die Lesart des cod. N rursus et obiectum fletus caput esse tumultum kaum erklären lassen. III 21, 11 ist hingegen nach cod. N mit Phillimore

und Hosius zu lesen in aequore. IV 11, 63 ist te—te nach Housman zu gewagt; ebenso uncturis v. 70. V. 75 muß das Komma vor pater weg; Cornelia kann doch nicht ihren Gemahl mit pater anreden. Der Sinn ist: vertritt als Vater zugleich die Stelle der Mutter mit, nachgebildet den Worten bei Euripidis Alk. 377 *σὺ νῦν γενοῦ τοῖς' ἀντ' ἐμοῦ μήτηρ τέκνοις*. V. 84 wird das überlieferte tace beibehalten und erklärt: Paulus soll in der Unterhaltung mit dem Bilde Pausen machen, ebenso unmöglich wie v. 102 aquis trotz der Erklärung von Rothstein.

Im Namen- und Sachverzeichnis, das das erste Heft abschließt, sind einige Änderungen nötig. 'Bacchus = griech. Dionysos', als ob Bacchus nicht auch griechisch wäre. Heißt der König der Giganten Eurymedon? Hectorei avi soll bedeuten: Hector und seine 'Mitkämpfer'? Hylaeus wird als Adj. zu Hylaeus bezeichnet, ein falscher Ausdruck; der Eigenname wird zugleich adjektivisch gebraucht, wie Augustus u. a. Warum soll Juppiter secundus gerade der 'am thrakischen Bosphorus zu Chalkedon verehrte Gott des Wetters und Windes' sein? Seit wann haben wir das Liristal zwischen Tuskulum und den Albanerbergen zu suchen? Mopsōpius ist falsche Quantitätsbezeichnung. S. 42 findet sich die Form Ägyptiens. Osiris brachte dem Lande nicht nur den Ackerbau, sondern auch, wovon an der betreffenden Stelle gerade die Rede ist, den Weinbau. Pelusium lag an 'der' Nilmündung: an welcher? es gab doch mehrere. 'Perusinus, Adj. zu Perusia, eine am trasim. See gelegene Stadt'. Statt Philetaeus und Philetas muß es Philitaeus und Philitas heißen, welche Form des Namens gerade durch die handschriftliche Überlieferung des Properz mit bestätigt wird. Sygāmbri ist ein Druckfehler. Neu ist, daß der Rubikon Umbrien von Etrurien trennte.

Das zweite Heft bringt Einleitungen zu den drei Dichtern und den Kommentar. Tibull wird hier der 'trefflichste unter den römischen Elegikern' genannt, während Properz als der 'größte der römischen Elegiker' gekennzeichnet wird; mit welchem Unterschied? Überraschend ist die Bemerkung, daß der Vorname Tibulls gesichert sei, da der mit Albius bei Horaz angeredete Freund ohne Zweifel Tibull sei: demnach hält Jac. Albius für einen Vornamen? 'Im Jahre 42 kämpfte er unter Brutus und Cassius in der Schlacht von Philippi': wer? Tibull? Ferner soll dieser in der Cohors des Messalla an der Schlacht von Aktium teilgenommen haben; woher stammt diese Kunde? Messalla scheint unmittelbar nach Aktium von Octavian nach Aquitanien geschickt worden zu sein und erst später nach dem Orient. Dies ergibt sich aus der Darstellung bei Tibull selbst. Das von Postgate aufgestellte Gesetz über den jambischen Pentameterschluß bei Tibull und Ovid (S. 3) ist nicht richtig wiedergegeben. Falsch ist die Erklärung zu Tibull Nr. 1, 3 'pellere ein Instrument mit dem Finger oder plectrum anschlagen; hier liegt eine Vermischung beider Ausdrucksweisen vor': welcher beiden? V. 11 ist zu veneror nicht seu stipitem seu lapidem zu ergänzen; es steht absolut und heißt: ich bin ein frommer Mann. V. 13: kann novus annus den Herbst bedeuten? Freilich reifen die Früchte erst im Herbst; aber educat heißt nicht 'reifen lassen'. Ist Silvanus der Gott der Gärten? Ein schlimmer Druckfehler ist messes bonos! V. 38: 'fictilia Tongeschirr

gebrauchten nur die Armen': nein; es war allgemein nach alter Sitte beim Gottesdienst üblich. Nr. 2, 11 werden die wahrsagenden Knaben 'Gaukler und Sterndeuter' genannt. V. 13 sagt respicere etwas mehr als 'sich kümmern um'; es bezeichnet zugleich eine gewisse Angst vor drohender Gefahr. V. 18 'eine Reise am Sabbattage galt den Römern der damaligen Zeit für unerlaubt', als ob alle Römer damals sich zum jüdischen Glauben bekannt hätten. Von einem dreimaligen Anstoßen des Fußes an der Schwelle ist v. 20 nichts zu lesen; einmal genügte. repellere v. 24 heißt nicht zusammenschlagen; das re- bezeichnet vielmehr das widerholte Klappern beim Hin- und Herschwingen. V. 50 gehört repente nicht attributiv zu viae leti, 'plötzliche Todesarten'; es entspricht dem vorangehenden semper; zu beiden ist ein Verbalbegriff zu ergänzen. Nr. 5, 26 kann fibra nicht Leber und Lunge bedeuten. V. 49 'rure, in Prosa ruri': aber rure ist nicht etwa eine dichterische Form.

Catull Nr. 2, 10 steht longe profectos nicht im Gegensatz zu diversae variae viae. 4, 26 ist senet nicht = senescit; es bedeutet: ist morsch. 9, 1 'die Mehrzahl erklärt sich durch die verschiedenen Gestalten, in *der* sie sich äußern'. 11, 1 lies basiatio und Properz Nr. 3, 3 quaeritis.

Ist an Realgymnasien Zeit für diese Dichterlektüre, so eignet sich diese Auswahl gut dafür.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

Johannes Geffcken, Kaiser Julianus. Das Erbe der Alten. Heft VIII. Leipzig 1914, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. VIII und 174 S. Gr. 8. Geb. 5 ℳ.

Von jeher hat die Persönlichkeit Julians einen eigentümlichen Reiz auf die Bekenner und Freunde des Altertums ausgeübt und zu zahlreichen Schriften und Lebensbeschreibungen Veranlassung gegeben, die sich nicht selten in den äußersten Gegensätzen bewegen. Während, besonders in früheren Zeiten, die einen den Kaiser zu den hervorragendsten Erscheinungen seiner Zeit zählen, an der kaum ein Tadel zu finden ist, lassen andere kein gutes Haar an ihm und möchten ihn für eine Ausgeburt der Hölle und ein Werkzeug des Teufels erklären. Heute ist man im allgemeinen zu einer richtigeren Beurteilung gelangt, indem man durch eingehendes Studium der Schriften Julians selbst sowie durch besseres Verständnis für die Zeitverhältnisse einen tieferen Einblick in die Entwicklung und den Werdegang des merkwürdigen Mannes gewann und somit Übertreibungen in seiner Beurteilung auf das richtige Maß zurückführte. Wenn uns somit im allgemeinen die Persönlichkeit Julians heute keine besonderen Rätsel mehr aufgibt, so ist das Problem doch noch nicht völlig gelöst, und gewiß wird dazu noch mancher Beitrag von der Zukunft geliefert werden. Ein höchst beachtenswerter Versuch dazu findet sich in der vorliegenden Schrift Geffckens, beachtenswert besonders auch deshalb, weil der Verfasser den unzweifelhaft richtigen Grundsatz aufstellt, daß die philologische Seite der Frage mehr betont werden muß, d. h. eine mit philologischer Genauigkeit hergestellte Ausgabe der Werke Julians sowie eine einheitliche Verwertung

der Inschriften weiterer Forschung zugrunde zu legen ist; dadurch dürfte mancher Irrtum beseitigt, mancher Zweifel geklärt, manche heidnische Nachricht bestätigt werden. So hat der Verfasser für die vorliegende Schrift schon zahlreiche Textuntersuchungen zu den Werken Julians angestellt und darüber in dem umfangreichen Anhang widerholt Aufschluß gegeben. In diesem Anhang findet sich auch die reiche Literatur verzeichnet, die Verfasser umfassend und gründlich benutzt hat, und zu deren Streitfragen er in besonnener Weise kurz Stellung nimmt; nur wenige Titel werden dabei vermißt; unbekannt scheint dem Verfasser unter anderm des Berichterstatters Schrift 'Der Tod des Kaisers Julian' geblieben zu sein (Köthen 1891), die all die fabelhaften Erzählungen zusammenstellt, die sich bald über das Ende Julians verbreiteten. Nach alledem kann man behaupten, daß kaum jemand mit größerer Gewissenhaftigkeit an seine Aufgabe herangegangen ist und so auf Schritt und Tritt Rechenschaft von seiner Arbeitsweise ablegt wie Geffcken. Dazu kommt noch ein feines psychologisches Verständnis für die Entwicklung seines Helden, dessen sich oft widersprechende und von unserm Empfinden abweichende Handlungen der Verfasser begreiflich zu machen versteht. So ist denn ein Werk entstanden, das in vorzüglicher Weise über den Kaiser Julian unterrichtet und dem Besten, was über ihn geschrieben ist, an die Seite gestellt werden kann. Schließlich ist auch ein Register beigegeben, wodurch die Schrift nur noch brauchbarer wird.

In fünf Kapiteln führt Geffcken Julians Leben vor, indem er in je einem seine Familie und seine Kindheit, die ersten Jünglingsjahre, seine Tätigkeit als Cäsar in Gallien, seine Regierung als Kaiser und schließlich den Feldzug nach Persien schildert. Da sehen wir die trübe Jugend des unglücklichen Prinzen an uns vorüberziehen, Vater und Bruder auf Geheiß des Constantius ermordet, ihn selbst in seiner Bewegungsfreiheit aufs äußerste beschränkt; immer bemißtraut, selbst wider zum Mißtrauen und Argwohn gezwungen, früh von lebhaftem Wissendrange erfüllt, den er durch die damaligen Bildungsmittel zu stillen versucht, eifrig auch unter Anleitung seiner christlichen Lehrer mit dem Studium der Bibel beschäftigt; in sie versenkt er sich immer tiefer und versucht sich mit ihren Problemen auseinanderzusetzen; darüber ist er zu Falle gekommen und hat sich wie mancher junge Theologe aus seinem Glauben herausstudiert (Seeck, Geschichte des Untergangs usw., IV 209). Mitgewirkt haben dabei gewiß auch die damaligen Zustände der noch im Werden befindlichen christlichen Kirche und ihrer Lehre, die auf ein schon zum Zweifel neigendes Gemüt nicht gerade anziehend wirken konnten. So fühlte er sich immer mehr von der Bibel fort zu den heidnischen Griechen hingezogen und vollzog den Rücktritt zum alten Glauben auch öffentlich, als er Kaiser geworden war. Aus vollster Überzeugung, daß hier allein die Wahrheit sei, mit inbrünstiger Hingebung an die Kraft der alten Götter trat er dann in Wort und Schrift mit dem ganzen Einfluß seiner impulsiven Persönlichkeit für eine Sache ein, die doch nun einmal nicht mehr zu retten war, auch nicht mit Modernisierungsmitteln, wie Werken der inneren Mission und Reform der Geistlichkeit, die übrigens zumeist nicht den Forderungen der christlichen Kirche ent-

nommen sind, wie man immer wider behauptet hat, sondern auf die Lehren der heidnischen Philosophen zurückgehen, die ja freilich auch ihrerseits wider vom Christentum beeinflußt sein könnten. Durch alle diese Maßnahmen, denen sich aber auch harte Schläge gegen das Christentum, wie das Unterrichtsedikt als schlimmster, zugesellen, vermochte der Kaiser wohl hier und da Erfolge zu erzielen und ein allzuschnelles Wachstum der Anhänger des Christentums zu hindern, dem Heidentum zum Siege verhelfen konnte auch er nicht, selbst dann nicht, wenn er ein Genie gewesen wäre; aber er war auch keins; zwar besaß er viele hervorragende Eigenschaften, Scharfblick, Fleiß, Anpassungsvermögen, Pflichtgefühl, warmes Herz, schriftstellerische Befähigung, doch erfüllten ihn eine Menge von Gegensätzen, deren Äußerungen ihn zu menschlich zeigen und von den Anforderungen an ein Genie weitab führen. Mit Recht nennt ihn Geffcken (S. 125) ein Abbild der unruhigen Zeit, in der der Kampf der alten und der neuen Weltanschauung noch hin und her wogt, und diese Unruhe ist in die Seele Julians hineingelegt. So findet der Kaiser selbst keine Befriedigung, und auch wir scheiden unbefriedigt von ihm: von rein menschlichem Standpunkte aus hätten wir seinem aufrichtigen und anerkennenswerten Streben mehr Erfolg gewünscht; aber schon vor seinem Ende konnte er sich von der Aussichtslosigkeit seiner idealen Bestrebungen überzeugen, ihren völligen Zusammenbruch zu erleben, bewahrte ihn ein gütiges Geschick durch einen ehrenvollen Tod im Kampfe gegen den östlichen Erbfeind.

Dieses Lebensbild führt uns Geffcken vor, dem wir im allgemeinen durchaus beistimmen; durch die maßvolle, von Liebe und Verständnis getragene Behandlung des Gegenstandes hat er einen des 'Erbes der Alten' würdigen Beitrag geliefert, der manches Vorurteil über Julian beseitigen kann; möge er recht viele Leser finden.

Zerbst. G. Reinhardt.

Karl Schmidt, Französische Schulmetrik. Leipzig 1914, Quelle & Meyer. 59 S. 8. Geb. 80 ₰.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist nach dem Vorwort des Verfassers, darzulegen, was seiner Meinung nach in eine 'Metrik des Französischen für Schüler' gehört, und das ist etwas ganz anderes, als was die bisherigen Arbeiten dieser Art enthalten. Im Gegensatz zu den letzteren, die nach der Ansicht des Verfassers zu sehr am Schematischen *haften*, will er die Metrik in der Schule vor allem zu einer Sache *künstlerischen* Empfindens machen. Nach einer einführenden Erörterung über den Rhythmus des Französischen im allgemeinen, der, wie der Verfasser mit Recht beklagt, trotz seiner Eigentümlichkeit in den Lehrbüchern meist arg vernachlässigt wird, versucht er die Gestaltung des französischen Verses ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Anpassung der metrischen Ausdrucksmittel an den wechselnden Gedankeninhalt darzustellen. Er gelangt so zu einer zwar etwas einseitigen, aber geschickten und anregenden Darstellung, die er in einem Anhang durch zahlreiche Belege aus der metrischen Literatur stützt und ergänzt. Der Schule bietet er damit in der Tat etwas Wertvolleres als die landläufigen trockenen

Aufzählungen äußerlicher Regeln. Allerdings führt ein Verfahren, das auf die Behandlung der objektiven Stilmittel fast völlig verzichtet und im wesentlichen auf eine psychologische Analyse des Einzelfalles hinausläuft, die Wirkungen also gewissermaßen nur von Fall zu Fall herauszuhören sucht, naturgemäß leicht zur Willkür; eine Gefahr, der auch der Verfasser nicht überall entgangen ist. So wird ein unbefangener Hörer, um nur ein Beispiel zu nennen, schwerlich die besonderen rhythmischen Wirkungen verspüren, die nach S. 27—28 von der Länge gewisser Wörter (z. B. Britannicus, justifier, compagnon, Naïades) ausgehen sollen. Es erscheint überhaupt fraglich, ob für eine Behandlung metrischer Fragen in dem vom Verfasser angedeuteten Umfange in der Schule Zeit vorhanden ist. Umgekehrt dürfte in einer Darstellung, die Schulzwecken dienen soll, die Feststellung der Silbenzahl nicht ganz übergangen werden. Wenn nach Saran u. a. die Silbenzahl kein rhythmisches Prinzip sein kann, so folgt daraus noch nicht, daß sie für den Versbau überhaupt gleichgültig wäre. Die Versicherung des Verfassers, daß er über alles spreche, was die Form des Verses angeht, darf daher nicht buchstäblich genommen werden, sowenig wie der Titel 'Schulmetrik', mit dem er seine Abhandlung aus praktischen Gründen bezeichnet hat. Er will sie noch nicht als Lehrbuch im eigentlichen Sinne aufgefaßt wissen, sondern als eine vorläufige Anregung, unsere Ansichten über den Gegenstand zu revidieren und zu beleben, und als solche verdient sie sicherlich dankbar begrüßt zu werden.

Naumburg a. S. Hermann Peters.

---

1) Französisches Lehrbuch. 1. Teil für Sexta. Mit Federzeichnungen von A. Völker, Lübeck. Von Grund und Dr. Neumann. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1913. 8. IX u. 151 S. Geb. 2 ℳ.

Sie haben ihrem Werke einen ganz schätzenswerten Paten erkoren, die Herren Grund und Neumann. Wenn Direktor Quiehl aus Kassel ihnen mit seinem Rat zur Seite gestanden hat, so waren sie gut beraten und jedenfalls vor den Entgleisungen geschützt, die ihnen andere Reformer der extremen Richtung leicht hätten herbeiführen können. Auch daß der Stoff vor der Drucklegung schon im Unterricht auf seine Brauchbarkeit hin hat erprobt werden dürfen, spricht für das Werk. Die allgemeinen Grundsätze, von denen die Verfasser bei der Ausarbeitung des Ganzen sich haben leiten lassen, sind die bekannten, jetzt wohl von der Mehrzahl der neusprachlichen Lehrer gebilligten. Dahin gehören auch die im Vorwort enthaltenen Stellen: 'Es soll dem Schüler die Möglichkeit gegeben werden, das, was er im Unterricht gehört und gelernt hat, zu Hause an der Hand seines Buches widerholen zu können.' 'In der Klasse soll nicht das Buch, sondern das gesprochene Wort des Lehrers das A und das O des Unterrichts sein.' 'Es soll nicht planlos Sprechübung auf Sprechübung gehäuft werden, vielmehr soll eine Steigerung der Sprechfähigkeit zugleich mit der bewußten und systematischen Einübung der grammatischen Erscheinungen erfolgen.' 'Im zusammenhängendem Lesestoff ist nicht unbedingt jedes grammatisch Neue zu vermeiden; es wird dann rein vokabelmäßig gelernt, und bei der späteren

systematischen Einübung soll darauf zurückgegriffen werden.' Das letztere namentlich entspricht ja längst geübter Perthesscher Praxis.

Neu und für die Einprägung sehr günstig erscheint mir die in dem Werke getroffene Anordnung, daß die grammatischen Regeln und Schemata stets die linke Buchseite einnehmen, während die zugehörigen Übungen auf der entsprechenden rechten Buchseite Platz finden. Eigenartig, wenn auch nicht gänzlich neu, ist die Verwendung von Rotdruck für besonders wichtige Erscheinungen der Grammatik.

Eins ist den Verfassern meines Erachtens nicht ganz geglückt. Sie waren, wie sie selbst hervorheben, bestrebt, mit dem Lesestoff dem Schüler so bald wie möglich 'Inhalt' zu geben. Allein was uns da die ersten zwölf Stücke — das Buch enthält nicht mehr als sechzehn — bieten, das ist doch beileibe kein Inhalt. Und ich kann mich der Meinung der Verfasser nicht anschließen, daß Sätze wie *voilà la porte — c'est une fenêtre — la table est carrée — je suspends la carte* u. ä. allein schon durch die erforderliche Überwindung der formalen Schwierigkeiten für den Schüler 'inhaltsschwer' werden. Bei dieser Auffassung könnte man ja statt zu einem Lehrbuche modernen Stils ohne Bedenken zu den Vocabulaires oder Syllabaires à la Ploetz von Anno dazumal greifen. Wie skeptisch ich der Verwertung eines 'lautlichen Vorkursus' in der Schule gegenüberstehe, glaube ich bereits oft genug betont zu haben.

Die mit Gesangsnoten versehenen Lieder und die Präparationen am Schluß erscheinen mir als willkommene Zugaben.

2) Ernst Kärger und Agnes Führ, Lehrproben und Entwürfe in der Fremdsprache für die Behandlung französischer Gedichte in deutschen Schulen. Preis brosch. 2,20 ℳ, geb. 2,60 ℳ. 8. VIII u. 149. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). Hannover und Berlin 1913.

Gegen die Auswahl der behandelten Gedichte läßt sich nichts sagen. Sie zeugt für den guten Geschmack der Verfasser. Denn es sind durchweg Perlen der lyrischen und erzählenden Poesie Frankreichs, die uns geboten werden, und es kommen dabei Victor Hugo, Théophile Gautier, Pierre-Jean de Béranger, Alfred de Vigny, André Theuriet, François Coppée u. a. Dichter erster Größe, namentlich aber auch der Fabeldichter La Fontaine mit einer erklecklichen Zahl von Gedichten zu Wort. Weniger schon als die Auswahl sagt mir die Einteilung zu. Hingehen mag der Titel 'Saisons', unter dem sich die ersten elf Gedichte der Sammlung vereinigen; was aber soll der zweite Untertitel 'Journée', der zudem nur ein einziges Gedicht Le Coq einführt? Ebenso verhält es sich nachher mit den Überschriften 'La Nature humaine' und 'Patrie', die ebenfalls nur je ein Gedicht, jene Hugos: Après la Bataille, diese Chateaubriands: Le Montagnard émigré, bieten.

Nun aber zu dem ganz eigentlichen Zweck des Buches! Es ist ja nicht für die Hand des Schülers, sondern zur Unterstützung der Lehrer bestimmt, und zwar derjenigen Lehrer, die ihren französischen Unterricht durchweg in der Fremdsprache führen. Denn nur unter diesem Gesichtspunkt läßt sich meines Erachtens die fremdsprachige

Erklärung lyrischer Gedichte allenfalls verstehen. Kommt man doch sogar im deutschen Unterricht von der eingehenden Besprechung solcher Gedichte mehr und mehr zurück und erblickt in ihr all nachgerade eher eine Beeinträchtigung als eine Förderung. Fragen wie *De quelle couleur sont les primevères? Où le poète est-il assis? Qu'est-ce qui s'étend devant lui? De quoi le vieillard est-il vêtu?* mögen bei der Durchnahme eines Prosastückes angebracht sein, in der Poesie, noch dazu in der lyrischen, ist eine derartige Zergliederung des Inhalts schwerlich am Platze. Anders schon steht es mit der Erklärung einzelner poetischer Ausdrücke, zumal man durch die einsprachigen Schulausgaben schon an dergleichen gewöhnt worden ist. Am angemessensten erscheint mir das sogenannte 'Résumé' oder 'Contenu de la poésie' und unentbehrlich geradezu die 'Appréciation' des Gedichts und die, wenn auch kurze, 'Biographie' des jeweiligen Autors in dem Maße sogar, daß ich sie in einer neuen Auflage auch den Dichtern hinzugefügt sehen möchte, bei denen sie jetzt fehlt. Ja, ich würde es begrüßen, wenn neben den Daten bei sämtlichen Autoren auch gleich die Titel ihrer bedeutendsten Werke genannt würden, und glaube, damit ganz und gar im Sinne der Benutzer des Buches zu sprechen. Willkommen sind gewiß so manchem Lehrer die an einige Gedichte sich anschließenden 'Exercices oraux et écrits', dagegen werden vielen gleich mir die sogenannten 'Divisions' entbehrlich dünken, die schon von den Erklärern der antiken Schriftsteller eingeführt und vielfach, so beispielsweise für die Oden des Horaz, bis zum Übermaß ausgebaut worden sind.

Doch gleichviel! unter den zahlreichen auf S. IV der Vorrede aufgeführten Beigaben wird wohl jeder etwas ausfindig machen können, was ihm behagt, und so in dem Werke dann doch einen nicht unwillkommenen Helfer sehen. Nur soll der Benutzer davor behütet werden, zu glauben, daß er alles Dargebotene verwenden muß. Er würde da zu seinem Schaden erkennen, daß er mit seinen Schülern vor lauter Erklärungen nicht an das Dichtwerk selbst herankommt; und das ist und bleibt doch die Hauptsache.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Friedrich Dingeldey, Sammlung von Aufgaben zur Anwendung der Differential- und Integralrechnung. Erster Teil: Aufgaben zur Anwendung der Differentialrechnung, mit 99 Figuren im Text. Berlin u. Leipzig 1910, Teubner. VI u. 202 S. Geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ. — Zweiter Teil: Aufgaben zur Anwendung der Integralrechnung, mit 96 Figuren im Text. Berlin u. Leipzig 1913, Teubner. 382 S. Geh. 12 ℳ, geb. 13 ℳ.

Die vorliegende Aufgabensammlung enthält Aufgabenmaterial aus allen Gebieten der Differential- und der Integralrechnung einschließlich der Lehre von den elliptischen Integralen und den B- und Γ-Funktionen. Derartige Aufgabensammlungen gibt es zwar bereits in größerer Zahl, aber dennoch ist das vorliegende Buch als eine neue Erscheinung lebhaft zu begrüßen. Es unterscheidet sich von einem Teil der vorhandenen ähnlichen Werke dadurch, daß es nicht nur geometrische Aufgaben,

sondern auch viele Übungsbeispiele aus dem Gebiet der Physik enthält, von einem andern Teil dadurch, daß es durchaus eine Aufgabensammlung bleibt und nie zum Lehrbuch wird.

Die bei den Aufgaben anzuwendenden physikalischen Gesetze sind meist nur einfache Sätze aus der Mechanik, die auch dem Studenten der ersten Semester vertraut sind. Wenn an einzelnen Stellen chemische Aufgaben vorkommen — Reaktionsgleichgewicht, Zerfall des Radiums u. ä. —, so kann der, dem chemische Betrachtungen zu weit abseits liegen, diese Aufgaben ohne Schaden überschlagen. Aber es erscheint doch empfehlenswert, auch derartige Aufgaben aufmerksam zu betrachten, denn häufig oder meist handelt es sich dabei um Fragen, die auch für den Nichtfachmann von erheblichem Interesse sind, und überdies kann man sich ohne Mühe in den Gegenstand hineinfinden, da die den Aufgaben voraufgeschickten Erläuterungen klar und allgemeinverständlich gehalten sind.

Überhaupt ist auf die vielfachen Anregungen hinzuweisen, die die Aufgaben des Buches bieten. So werden aus der Mechanik, der Elastizitäts- und der Wärmelehre nicht Aufgaben gestellt, denen man es anmerkt, daß sie zur Einübung einer bestimmten mathematischen Operation erfunden sind, sondern Aufgaben, die zum guten Teil auch in der Praxis Anwendung finden. An einigen Stellen, z. B. beim Fall im widerstehenden Mittel, sind sogar Versuchsergebnisse zum Vergleich angegeben. Gelegentlich werden wichtige Probleme der Technik gestreift; an andern Stellen wider wird das Abschätzen von Fehlern und die Theorie der Beobachtungsfehler kurz behandelt.

Aus dem Gesagten ist bereits zu ersehen, daß die vorhandenen Aufgaben von mannigfaltigster Art sind. Im einzelnen ist die Anordnung so getroffen, daß man überall sowohl leichtere als auch schwerere Aufgaben, sowohl einfache Differentiations- und Integrationsübungen als auch Aufgaben in geometrischem oder physikalischem Gewande findet.

Noch eins ist hervorzuheben, was das Buch besonders wertvoll und empfehlenswert macht: das sind die sehr zahlreichen Literaturnachweise. Sie beziehen sich zum einen Teil auf Schriften und Abhandlungen, in denen Näheres über die erwähnten physikalischen oder technischen Fragen zu finden ist, zum andern Teil auf die Behandlung berühmter Probleme durch die mathematischen Klassiker. Dadurch wird der junge Student, der das Buch durcharbeitet, darauf aufmerksam, daß auch die großen Mathematiker sich mit Problemen beschäftigt haben, die er selbst bereits zu verstehen und zu behandeln imstande ist; er wird diese oder jene Stelle nachlesen, und so wird er wie von selbst auf das Studium der Klassiker hingelenkt.

Die angegebenen Eigenschaften des Buchs — große Zahl und Mannigfaltigkeit der Aufgaben, der streng durchgeführte Charakter des Buchs als einer Aufgabensammlung, die Anregungen und Förderungen durch die Behandlung praktischer Aufgaben, endlich der Anreiz zum Studium der Quellen und der Klassiker durch die Literaturnachweise — lassen das Buch für Studenten jüngeren Semesters sehr geeignet und sehr empfehlenswert erscheinen. Aber auch der Lehrer der Oberreal-

schule wird dem Buch, besonders dem ersten Band, manche anregende Aufgabe entnehmen können.

Berlin. Ernst Lamla.

H. Vogt, Zur Entdeckungsgeschichte des Irrationalen, Biblioth. Mathem. 14_3, 1914, S. 9—29.

In Proklus' Kommentar zu Euklids Elementen findet sich ein längerer zusammenhängender Abschnitt über griechische Geometer der voreuklidischen Zeit, das 'Geometerverzeichnis.' Die Stelle wird gewöhnlich auf Eudemus zurückgeführt. Darin heißt es über Pythagoras außer einigen allgemeinen Angaben: 'Er erfand auch die Lehre vom Irrationalen und den Aufbau der kosmischen Figuren (der regulären Körper).' Auf die Unglaubwürdigkeit dieser Stelle machte der Berichterstatter aufmerksam in der Abhandlung: 'Wann haben die Griechen das Irrationale entdeckt?' Novae Symbolae Joachimicae, Halle 1907. Seitdem ist die Entdeckung des Irrationalen Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen. 1908 und 1910 behandelle H. Vogt die Frage, 1910 und 1912 (zweimal) H. G. Zeuthen, und auch T. L. Heath griff in die Diskussion ein.

Zeuthen hält noch an der älteren Meinung fest, wonach Pythagoras oder wenigstens die älteren Pythagoreer das Irrationale entdeckt haben. Er nennt zwar die Proklusstelle 'wenig entscheidend', glaubt aber aus dem Aufbau von Euklids Elementen, dem Auftreten Zenos und anderem auf eine frühe Entdeckung schließen zu müssen.

In der vorliegenden, wesentlich referierenden Abhandlung kritisiert Vogt die Schlußweise Zeuthens und stellt ihr die Auffassung der deutschen Bearbeiter des Gegenstandes gegenüber, die das Irrationale nach 450 ansetzen und der pythagoreischen Zahlenlehre und den vorhandenen literarischen Zeugnissen besser gerecht werden.

Inzwischen sind noch mehrere Abhandlungen über den selben Gegenstand erschienen.

Steglitz. G. Junge.

---

1) A. Gerlach, Schöne Rechenstunden. Dritte vermehrte Auflage, Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig, 1914. Preis geh. 3,80 ℳ, geb. 4,20 ℳ.

Das Buch hat einen außerordentlichen Erfolg gehabt. 1907 erschien die erste, 1910 die zweite und jetzt bereits die dritte Auflage. Aber dieser Erfolg ist wohlverdient, und es steht zu hoffen, daß es in noch viel weiterem Umfange bekannt, gelesen und beachtet werde. Die Bedenken gegen die zu hoch geschraubten Forderungen im Rechenunterricht auf Kosten des Kindes sind durchaus berechtigt, und die Wege, die der Verfasser zeigt, um spielend in interessante Gebiete des Lebens, namentlich in das kaufmännische Leben einzuführen, sind in hohem Maße beachtenswert. In der neuesten Auflage ist ein wichtiger Aufsatz über das Geld als Veranschaulichungsmittel im Rechenunterricht hinzugekommen, der sehr wertvolles Aufgabenmaterial interessantester Art enthält. Der Artikel über Zahlenkurzweil ist erweitert worden, und wer einzelne dieser Probleme bei passender Gelegenheit stellt, der wird beobachten, wie die Schüler sich mit Freude auch auf Rechenbeispiele mit riesen

großen Zahlen stürzen, währenddem viele Aufgaben aus den gebräuchlichen Rechenbüchern trotz der weit kleineren Zahlen keinen Funken von freudiger Teilnahme herauszuschlagen vermögen. Die Kritik der verkehrt 'eingekleideten' Aufgaben von der Sorte, wie sie in großer Menge in den Rechenheften den Platz versperren, ist mit berechtigter Schärfe und dabei mit erfrischendem Humor durchgeführt. Diese 'Gerlachsche Probe' sollte auf jede neu erscheinende Aufgabensammlung angewandt werden!

2) Übungsbuch für den Rechenunterricht auf der Vorstufe höherer Lehranstalten. Von E. Hill und W. Lindemuth. Drei Teile, 0,50, 0,65 und 0,65 ℳ. Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1913.

Gerlach erklärt in seinem eben besprochenen Buche, daß man bei der Durchsicht mancher Aufgabensammlungen das Gefühl habe, als ob die Kinder zu Rechenakrobaten ausgebildet werden sollten.

Dieses Gefühl konnte ich bei der Durchsicht der vorliegenden 'Übungsbücher' nicht los werden.

Allzu hohe Forderungen in den ersten Schuljahren bewirken ein hastendes Treiben, wodurch verhindert wird, daß die Grundlagen des Rechnens hinreichend vertieft und befestigt werden. Die Aufgaben sind wohlgeordnet und zweifellos geeignet, Rechenfertigkeit zu erzielen, aber, so fürchte ich, mit Seufzen, und nicht mit Freuden, namentlich bei den Mittelmäßigen und Schwächeren. Die Ziele sind:

1. Schuljahr: Zahlengebiet von 1—100.
2. Schuljahr: Zahlengebiet bis 1000.
3. Schuljahr: Unbegrenztes Zahlengebiet und einfache Regeldetriaufgaben.

Wenn das in demselben Tempo weitergeht, dann kann man in der Tertia mit Differentialrechnung anfangen. Freilich trifft die Verfasser bei dieser Zielbestimmung keine Schuld; denn sie haben ja den Lehrplan nicht auf dem Gewissen.

Wohl aber sind sie haftpflichtig für die Fassung der beigegebenen angewandten Aufgaben. Und so will ich denn auf einige dieser Aufgaben die vorhin erwähnte 'Gerlachsche Probe' anwenden.

a) In einer großen Baumschule standen 6912 Bäumchen in 108 Reihen gleichmäßig verteilt. Wieviel Bäumchen enthielt eine Reihe? (3. Teil, S. 69.)

Ist das nicht im großen Stil das Kindermannsche Zählverfahren für Schafherden?

b) Ein Briefträger, der täglich im Durchschnitt 1236 Postsachen wegtrug, hatte wärend seiner Dienstzeit 7495104 Stück befördert. Wieviel Tage war er im Dienst? (Ebd.)

Ob wohl der Briefträger oder gar seine vorgesetzte Behörde auf diesem bequemen Wege die Dienstzeit berechnet hat?

c) Ein Kaufmann hatte in einem Jahre einen Umsatz von 986470 M. Wieviel Mark betrug der Einkaufspreis der verkauften Waren, wenn er für Betriebskosten und eigenen Verdienst 328495 M berechnet? (Ebd. S. 58).

Daß ein Kaufmann am Ende des Geschäftsjahres ausrechnet, was er für die zu Anfang des Jahres gekaufte Ware bezahlem will, das widerstrebt allen gesunden Geschäftsprinzipien und wird wohl nur bei der Vorbereitung zu einem 'guten' Bankerott üblich sein. — Der Prozentsatz solcher verfehlter Aufgaben ist übrigens in dem vorliegenden 'Übungsbuch' weit geringer als in den meisten bekannten Aufgabensammlungen.

Alzey. Ph. Maennchen.

---

1) Andreas Miller, Gleichgewicht einer Gruppe schwimmender Vollkörper. Mit Figuren, Beispielen und Versuchen. München 1913, Max Kellerer. 99 S. 8. Geh. 4 ℳ.

In der elementaren wie in der analytischen Mechanik pflegt man das Gleichgewicht schwimmender Körper entweder ganz allgemein zu behandeln oder man beschränkt sich auf die Untersuchung eines einzelnen Falles. Außer der Arbeit von Clebsch in Crelles Journal 'Über das Gleichgewicht schwimmender Körper' sind hier nur die Abhandlungen von G. Schülen zu erwähnen, die in der Zeitschrift für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht erschienen sind und sich mit den Schwimmerscheinungen mehrerer Vollkörper, von Energiebetrachtungen ausgehend, beschäftigen. Der Verfasser untersucht nun in der vorliegenden Arbeit eine ganze Gruppe von Vollkörpern, die sich aus der Urform des Pontons ableiten lassen, um die Mannigfaltigkeit der bei ihnen auftretenden Schwimmerscheinungen durch Rechnung nachzuweisen. Die untersuchten Körper haben wenigstens eine Symmetrieebene, und die Betrachtungen beziehen sich auf den Gleichgewichtszustand in der aufrechten und schiefen Hauptlage. Die Rechnungen werden vielfach umständlich und umfangreich, die Lösungen der Gleichungen müssen öfter durch Näherung gefunden werden. Die große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen tritt aber erst in den Zahlenbeispielen, auf welche die allgemeinen Formeln angewendet werden, voll hervor. Den Schluß bildet ein Bericht über Versuche, die zwar nur im kleinen ausgeführt wurden, und bei denen die Messungen keinen hohen Grad der Genauigkeit erreichten, die aber doch im allgemeinen die Ergebnisse der Rechnungen bestätigten.

2) John Perry, Drehkreisel. Volkstümlicher Vortrag, gehalten in einer Versammlung der British Association in Leeds, übersetzt von August Walzel. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 62 Abbildungen im Text und einem Titelbild. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. VIII und 130 S. 8. In Lnbd. geb. 2,40 ℳ.

Das Thema erweckt nicht nur ein unmittelbares Interesse, mit dem man die auffallenden Erscheinungen rotierender Körper verfolgt, sondern es steht auch im Zusammenhange mit den tiefsten physikalischen Problemen, welche den innern Aufbau und die Wirkungsform des Äthers betreffen. Nach beiden Seiten hin befriedigt der Vortrag, den J. Perry, ein Schüler Sir William Thomsons, vor einer angesehenen Versammlung in Leeds gehalten hat, in reichem Maße. Zwar ist es nicht die wörtliche Widergabe des tatsächlich gehaltenen Vortrages, was uns hier in der

Form eines solchen dargeboten wird, vielmehr wird sein Inhalt dem in diesem Gebiete unkundigen Leser in größerer Breite der Erläuterungen und in zahlreichen Abbildungen der lehrreichen und zum Teil bisher noch nicht bekannten Versuchsanordnungen vor Augen geführt. Aus dem reichen Inhalte hebe ich die Darlegungen hervor, die sich mit der scheinbaren Steifigkeit sich schnell drehender, biegsamer Körper, der Präzession, dem 'krebsartigen' Verhalten um eine Achse rotierender Körper, der nickenden Bewegung und der Hebung der Kreisel beschäftigen, für die Thomson und Blackburn eine einleuchtende Erklärung gegeben haben. Hieran schließt sich eine Anwendung der erkannten Gesetze auf die Analyse der komplizierten Bewegungen der Erde. Für die Erscheinungen des Lichtes, insbesondere der Polarisation, und des Magnetismus werden interessante Analogien im Verhalten der Gyrostaten gefunden, welche zum Verständnis der jenen Phänomenen zugrunde liegenden Ätherwirbeltheorie hinführen. Die jetzt vorliegende zweite Auflage ist im wesentlichen ein unveränderter Neudruck der 1904 erschienenen ersten, enthält aber in einem Anhange noch die sehr interessanten Anwendungen der Gyrostaten auf drei neuerdings gelöste Probleme: eine Plattform auf Schiffen stets horizontal zu erhalten, das Rollen und Stampfen eines Schiffes beträchtlich zu vermindern und den Lauf der Einschienenbahn zu sichern.

Die Übersetzung scheint nicht überall zutreffend, was man anzunehmen geneigt ist, weil der Ausdruck öfter nicht leicht verständlich ist, indessen muß zugegeben werden, daß diese Eigenschaft schon dem Urtexte, den ich nicht eingesehen habe, anhaften könnte.

3) Fr. Brenner, Leitfaden der Physik. Mit besonderer Berücksichtigung von Aufgaben und Laboratoriumsübungen. Zweiter Teil für die oberen Klassen der Oberrealschulen und Realgymnasien. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 424 Figuren im Text. Leipzig und Berlin 1913. B. G. Teubner. 304 S. 8. Geb. in Lnbd. 3,20 ℳ.

Der physikalische Unterricht in den oberen Klassen der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule zu Berlin wurde früher in der Weise durchgeführt, daß nach der ausführlichen Besprechung und experimentellen Begründung eines neuen Gesetzes die Ergebnisse in präziser und möglichst gedrängter Form den Schülern diktiert oder von ihnen nach kurzen Notizen selbständig ausgearbeitet wurden. Diese schriftlichen Zusammenstellungen bildeten das Material für alle Widerholungen und sind die Grundlage für den vorliegenden, seit einiger Zeit im Unterrichte benutzten Leitfaden. Er macht auf Vollständigkeit des Stoffes keinen Anspruch: es sind vielmehr solche Gebiete, die nach den Erfahrungen des Verfassers den Schülern wenig Gelegenheit zur Selbständigkeit bieten, z. B. die Meteorologie ausgeschlossen worden. Der Aufbau ist nicht überall streng logisch und lückenlos, da dies den Anforderungen eines zweckmäßigen Unterrichts widersprechen würde. Das C. G. S. System bildet die Grundlage aller messenden Bestimmungen, insbesondere in der Mechanik.

Was den wesentlichen Charakter des Buches ausmacht, es von andern Leitfäden unterscheidet, sind die sehr zahlreichen Aufgaben und Übungen, die den fortlaufenden Text unterbrechen. Nur solche Aufgaben, deren

Lösung eine gewisse Selbständigkeit im physikalischen Denken erfordern und welche in ihren Zahlenergebnissen ein physikalisches Interesse bieten, sind herangezogen worden. Für die fakultativen Laboratoriumsübungen, welche den Unterricht beleben und fördern, sind zahlreiche Aufgaben den einzelnen Paragraphen angegliedert und die zu ihrer Ausführung erforderlichen Apparate und Anleitungen mit der nötigen Ausführlichkeit und Sorgfalt hinzugefügt worden. So erscheint der Leitfaden zum Selbststudium nicht geeignet, wohl aber als sehr willkommenes und brauchbares Hilfsmittel zu einem erfolgreichen physikalischen Unterricht in Oberrealschulen und Realgymnasien. Es kann und soll die selbständige Tätigkeit des Lehrers nicht ersetzen, vielmehr hängt der Erfolg auch hier wesentlich von der Persönlichkeit des Lehrers ab.

Für den Unterricht an Gymnasien kommt eine Verwendung dieses Buches nur insofern in Betracht, als man ihm viel brauchbares und durch die Praxis erprobtes Material für Aufgaben und Übungen entnehmen kann.

Berlin-Wilmersdorf. R. Schiel.

Fecht und Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Sekunda. 2. verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1913. Herdersche Verlagsbuchhandlung. VI u. 198 S. 8. Geb. 3 M.

Die Verfasser haben die Stellen, die ich in der Besprechung der ersten Auflage in dieser Zeitschr. 59, 1905, 231 bemängelt habe, verbessert und die Brauchbarkeit des Buches erhöht. Nur wünschte ich, daß die Eigennamen im Akkusativ ohne Artikel verwendet würden.

An Druckfehlern habe ich bemerkt S. 125 Nr. 15 erste Zeile Aolus für Äolus.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Deutsches Lesebuch, herausgegeben von Franz Linnig. 2. Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschl. Untersekunda. 13. erweiterte Auflage. Besorgt von Franz Hester. Paderborn, Schöningh. 1914. 600 S. 4,60 M.

Dem Zuge der Zeit folgend, ist auch das Linnigsche Lesebuch in Teile zerlegt worden. Während aber andere für jede Klasse einen Band haben, gibt Linnig einen solchen für je drei Klassen. Dadurch behält das Buch in etwas seine Schwerfälligkeit, anderseits stellt sich die Anschaffung billiger. Von den 600 Seiten des Bandes fallen 378 dem prosaischen, 222 dem poetischen Teile zu. Der Prosaabschnitt enthält auf 120 Seiten Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen aller Art, auf 80 Seiten Aufsätze zur Veranschaulichung der Kultur und Geschichte des klassischen Altertums; 150 Seiten bringen Stücke aus der Sage und Geschichte des deutschen Volkes, der Rest endlich einige Aufsätze zur staatsbürgerlichen Erziehung, die recht gut ausgewählt sind. In der poetischen Abteilung sind lyrische und epische Gedichte fast gleich stark vertreten, die Auslese ist im allgemeinen entsprechend; nur wären die Goethischen Gedichte: Mahomets Gesang, Gesang der Geister über den Wassern und Das Göttliche wohl besser für den 3. Teil aufgehoben gewesen.

Münster i. W. Franz Hölscher.



Die Entlastung des Geschichtsunterrichts in den Oberklassen

von

Adolf Busse

Daß nach der allgemein als notwendig begrüßten Neuordnung des Lehrstoffs für den Geschichtsunterricht die Lehraufgaben der Obersekunda und Unterprima einer Entlastung bedürfen, wenn nicht Oberflächlichkeit, der Todfeind jeder wahren Bildung, in der Schule Raum gewinnen soll, wird kein Sachverständiger in Abrede stellen. Im Ministerialerlaß vom 2. September 1915 sind auch mehrere zweckentsprechende Mittel teils angeordnet, teils empfohlen worden. Die Primaner werden hinfort in der preußischen Geschichte etwas mehr Vorkenntnisse mitbringen, da ihnen die Haupttatsachen schon zweimal vor Augen geführt sind, und das erstemal in einem für die Aufnahme neuer Vorstellungen besonders empfänglichen Alter. Aber diesem Plus in den Primen steht ein Minus in der Obersekunda gegenüber. Hier soll in Zukunft nicht nur die Geschichte der römischen Kaiserzeit, sondern auch ein Teil der deutschen Geschichte, doch wohl etwa bis zum Ende der Karolinger, zu der griechisch-römischen Geschichte hinzugenommen werden. Das ist ein ungemein langer Weg. Wenn ein Wanderer den vor sich liegen sieht, so mag wohl eine gewisse Verzagtheit sein Herz beschleichen. Dies hat auch der Urheber des erwähnten Erlasses wohl erkannt und deshalb den einzelnen Lehranstalten freigestellt, den ersten Teil der alten Geschichte nach der Untersekunda zu verlegen. Aber gegen diese Maßregel sprechen viele und sehr gewichtige Gründe. Fassen wir sie kurz zusammen. 1. Die Lehraufgabe für die Obertertia, welche die deutsche Geschichte bis zum Jahre 1871 umfassen soll, wird dann zu groß und übersteigt im letzten Abschnitt die Fassungskraft dieser Altersstufe. 2. Das Pensum der Untersekunda wird in zwei ganz unzusammenhängende Teile zerrissen. 3. Der Sprung von der lebendigen Gegenwart zu dem weitentlegenen Beginn der alten Geschichte ist für die jugendlichen Geister eine harte Zumutung. 4. Da erfahrungsmäßig bei vielen Schülern die ernste Arbeit erst im zweiten Halbjahr, ja oft erst im letzten Vierteljahr einsetzt, so wird die in das erste Halbjahr fallende preußisch-deutsche Geschichte vielfach einer gründlichen

Verarbeitung und festen Einprägung entbehren. 5. Für die von der Untersekunda abgehenden Schüler, deren Zahl auf den Gymnasien ein Viertel, auf den Realgymnasien ein starkes Drittel, auf den Oberrealschulen mehr als die Hälfte beträgt (vgl. Max Klatt im Deutschen Philologenblatt 1915 Nr. 34 S. 537), bietet diese Stoffverteilung den denkbar ungeeignetsten Abschluß, und das in einem Unterrichtsfach, das gerade für die staatsbürgerliche Betätigung am meisten vorbereiten und am kräftigsten anregen soll.

Wir werden also die Hilfe der Untersekunda ablehnen müssen und lieber dieser Klasse empfehlen, die innere Teilnahme ungeschmälert der deutschen Geschichte zuzuwenden und durch gründliche Aneignung des Lehrstoffes der Oberprima vorzuarbeiten. Wir befinden uns dabei in guter Gesellschaft. Hat doch schon auf der Berliner Konferenz 1890 der vor kurzem verstorbene Karl Kruse die These aufgestellt und verteidigt (Verh. S. 39 und 387), daß 'nicht das Altertum, sondern die neueste Zeit für die Untersekunda (als Lehraufgabe des Geschichtsunterrichts) zu bestimmen sei, damit der deutsche Jüngling nicht ein letztes, flüchtiges Interesse den Taten Alexanders oder Cäsars zuwende, sondern warme Hochachtung vor der sittlichen Größe der Männer, denen das Vaterland seine Einheit und Wohlfahrt dankt, in das Leben hinübernehme und in den größeren Kreisen des Volkes verbreite, mit denen gerade die Männer des praktischen Lebens in die unmittelbarste Berührung kommen'.

Um so dringlicher wird dann aber die Pflicht, auf andere Weise für die notwendige Entlastung der Obersekunda und der Primen zu sorgen. Da ist zunächst die schon von Oskar Jäger in einer Betrachtung über 'die Zukunft des Geschichtsunterrichts' ('Humanistisches Gymnasium' 1904/05, jetzt 'Erlebtes und Erstrebtes'. S. 268) empfohlene Stoffverkürzung der alten und mittelalterlichen Geschichte. Der warme Vorkämpfer des humanistischen Gymnasiums erklärt hier, die römische Königszeit, die ersten Zeiten der Republik, ihre innere und äußere Geschichte, der Verfassungskampf und die Kriege in Italien, auch der große italische oder zweite Samniterkrieg werden sich mit etwa drei Stunden begnügen müssen, und die sogenannte mittelalterliche Geschichte werde man von Höhepunkt zu Höhepunkt — Theoderich und Chlodwig, Karl der Große, Otto I., Gregor VII. und Heinrich IV., Kreuzzüge, Friedrich I. und II., Rudolf von Habsburg, Konzilienbewegung — führen. Hier sei reichlicheres Detail und eine wirkliche Erzählung zu bieten, bei den dazwischen liegenden Teilen seien nur die den Weg und Gang der Dinge bezeichnenden Tatsachen anzugeben. Man müsse also unterscheiden zwischen dem, was wirklich erzählt werden kann, und dem, was nur im Umriß vorgeführt zu werden braucht. Daß dies Verfahren immer noch nicht überall in hinreichendem Maße geschieht, daran mißt Jäger mit Recht einen Teil der Schuld den Lehrbüchern zu, die auch jetzt noch 'allzu reichlichen Stoff in allzu gleichmäßiger Be-

handlung bringen'. Wir sehen, daß hier neben der Stoffbeschränkung auch dasjenige Mittel uns an die Hand gegeben wird, das Eduard Meyer vor kurzem in einer lehrreichen Erörterung des Ministerialerlasses (Deutsches Philologenblatt 1915 Nr. 36/37 S. 569) empfohlen hat, nämlich die Stoffauswahl. Meyer macht dabei auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen dem Verfahren der unteren und mittleren Klassen und dem der Oberklassen besteht. Auf den Unter- und Mittelstufen sollen die Elemente der allgemeinen Bildung, also die historischen Tatsachen in geordneter Reihenfolge den Schülern übermittelt werden. Hier ist bei aller Beschränkung auf das Wissenswerte doch eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Stoffbehandlung geboten. Dagegen ist in den Oberklassen eine freiere Gestaltung des Unterrichts am Platze, die den einzelnen Lehrer der Pflicht überhebt, den ganzen Lauf der Weltgeschichte zu durchwandern, vielmehr ihm die Möglichkeit gibt, nach seinen Studien und Interessen einzelne Abschnitte der Geschichte auszuwählen und eingehend in wissenschaftlichem Geiste zu behandeln. Diese Forderung deckt sich ungefähr mit der von Oskar Jäger empfohlenen Methode und ist auch, wie jeder erfahrene Schulmann weiß, an unseren höheren Lehranstalten schon vielfach mit unverkennbarem Erfolg in die Praxis umgesetzt worden. Geschickte Lehrer haben in den Oberklassen schon lange bei manchen Abschnitten sich mit einem raschen Überblick und einer kurzen Widerholung der in den Mittelklassen erworbenen Kenntnisse begnügt, um bei der Durchnahme anderer Zusammenhänge mehr in die Tiefe zu gehen und an fruchtbaren Problemen die Urteilsfähigkeit der Schüler zu bilden und ihre Auffassung zu klären. Die Auswahl solcher Zeitabschnitte kann wohl der freien Entscheidung des Lehrers überlassen werden. Doch sind natürlich der Freiheit gewisse Grenzen gesetzt. Es gibt in der geschichtlichen Entwicklung Perioden, in denen nach einem Ausdruck Jägers bloß das Tatsächliche, das Was der Ereignisse vorgeführt zu werden braucht, und widerum solche, bei denen auch das Wie dargelegt werden muß. Zu den letzteren gehört zweifellos die neuere Geschichte bis zu dem Weltkriege, dessen siegreicher Beendigung wir zuversichtlich entgegensehen. Und in dieser Periode hat sich der Lehrstoff nicht bloß durch die Fortführung des Unterrichts bis zur Gegenwart vermehrt, sondern auch durch die Verpflichtung, die englische, französische, russische Geschichte, insbesondere die Gründung des englischen und des russischen Weltreiches, ferner die Entwicklung der nordamerikanischen Union und des japanischen Reiches gründlich durchzunehmen. Denn unser Volk wird hinfort mit allen diesen Reichen enge, sei es feindliche, sei es freundliche, Beziehungen unterhalten und hoffentlich, wenn irgendwo zwischen ihnen ein feindlicher Zusammenstoß erfolgt, nie mehr den unbeteiligten Zuschauer spielen. Wir haben ja am eigenen Leibe deutlich erfahren, was uns die wohlwollende Neutralität

im Burenkriege oder im russisch-japanischen Kriege eingebracht hat. Hier also ist der Stoff sowohl in die Länge wie in die Breite mächtig gewachsen. Um so sorgfältiger müssen wir aus dem Altertum und dem Mittelalter nur die Ereignisse zu eingehenderer Betrachtung auswählen, deren Kenntnis einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis der Gegenwart liefert, alles andere aber nur in Form von Widerholungen, am besten nach dem in den Mittelklassen gebrauchten Lehrbuch, mit den Schülern durchnehmen. Diese freiere, vom Lehrbuch losgelöste Gestaltung des Unterrichts in den Oberklassen wird uns nicht nur von der Masse des Lehrstoffes entlasten, sondern auch dem ganzen Unterricht ein mehr wissenschaftliches Gepräge geben. Denn wirkliches Verständnis für den Kausalzusammenhang geschichtlicher Vorgänge kann man nur dann erwecken, wenn man eine abgeschlossene Reihe von Tatsachen als typischen Fall betrachtet und daraus die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens zu erkennen sucht. Wie beim Naturforscher die gründliche Erkenntnis der einzelnen Erscheinung nach ihren Ursachen und Wirkungen wichtiger ist als die bloße Sammlung mehr oder weniger gleichartiger Vorgänge, so vermag auch der Historiker durch eine eindringende Betrachtung der einzelnen historischen Tatsache mehr den Geschichtssinn zu bilden als durch zusammenhangslose Häufung von Daten. Wenn in dieser Weise verfahren wird, so wird der Geschichtsunterricht auch am besten seine ethische Aufgabe erfüllen, indem er den Schülern zum Bewußtsein bringt, daß das Leben der Völker wie die Natur im Banne unverbrüchlicher eherner Gesetze steht, daß die historische Entwicklung nicht das Ergebnis blind wirkender Kräfte ist, sondern die stetig fortschreitende Verwirklichung des Guten, und daß das Gute, Echte und Wahre trotz aller Hemmnisse und Widerstände schließlich doch über alle Mächte der Finsternis den Sieg davonträgt.

Aber eine solche Erörterung darf nicht über das Knie gebrochen werden, zumal wenn die Wahrheit nicht in dogmatischer Form den Schülern übermittelt, sondern in selbständiger Geistestätigkeit von ihnen erarbeitet werden soll. Deshalb wird der Geschichtsunterricht gern zu seiner weiteren Entlastung die Hilfe der übrigen Unterrichtsfächer annehmen, auf die im Ministerialerlaß ausdrücklich hingewiesen wird. Im Deutschen Philologenblatt (1915 Nr. 44) las man auch schon von einem erfolgreichen Versuch, 'eine chronologisch geordnete Gesamtdarstellung der griechischen Geschichte' im griechischen Unterricht der O. II zu bieten. Es würde mit Freuden zu begrüßen sein, wenn Fachlehrer solche Erörterungen auf die drei oberen Klassen ausdehnen und eingehend darstellen wollten, welche Ausbeute der deutsche, lateinische, griechische, englische, französische und endlich vor allem der Religionsunterricht für die Erweiterung und Vertiefung der Geschichtskenntnisse in den Oberklassen der verschiedenen Schulgattungen leisten könnte. Was die alte Geschichte auf dem

humanistischen Gymnasium anbetrifft, so kann der richtig betriebene griechische und lateinische Unterricht in der Tat dem Geschichtslehrer die Arbeit wesentlich erleichtern. Nehmen wir einmal einen kurzen Überblick. In die Kultur der Heroenzeit führt die Lektüre Homers ein. Auf die spartanische Eroberungspolitik werden wir durch Tyrtaios' Elegien gelenkt. Solons Gedichte machen uns mit den Bestrebungen des athenischen Gesetzgebers bekannt. Aus Herodot wird die Schilderung der Entscheidungskämpfe in den Perserkriegen gelesen, wozu als Ergänzung der Botenbericht über die Schlacht bei Salamis aus Aischylos' Persern herangezogen wird. Thukydides gibt Gelegenheit, die Pentekontaëtie und den Peloponnesischen Krieg bis zum Jahre 411 zu betrachten. An ihn schließt sich Xenophons Darstellung in den Hellenika, ergänzt durch die vielfach gelesene Rede des Lysias gegen Eratosthenes. Würden wir, was mit behutsamer Anwendung historischer Kritik durchaus angängig wäre, auch Aristoteles' Staat der Athener (Kap. 1—41) in den Kanon aufnehmen, so könnten wir die ganze innere Geschichte Athens von Solon bis zum Archontat des Eukleides überblicken. Die Lektüre des Demosthenes verlangt, daß wir bis auf das Jahr 387 zurückgehen und von dort aus die historische Entwicklung der griechischen Staaten bis 322 verfolgen. Sophokles und Platon endlich tragen zur geschichtlichen Bildung insofern bei, als sie in die Denkweise ihrer Zeit und die Kenntnis der damals herrschenden Probleme einführen. Die Lektüre aller dieser Schriftsteller wird dann noch ergänzt durch die Klassenarbeiten, für die wir gern Lysias, Isokrates, Lykurg, Plutarch, Arrian und manche anderen heranziehen. Endlich ist es unvermeidlich, bei der Durchnahme des Lebens der Schriftsteller den historischen Hintergrund zu beleuchten. Die Einleitung zur Sophokleslektüre verlangt, daß wir einen Überblick der Zeit von 480 bis 406 geben, und wer Platon zu lesen beginnt, wird nicht umhin können, die Reihe der historischen Vorgänge, die in Sokrates' und Platons Leben von Bedeutung geworden sind (Poteidaia, Delion, Amphipolis, Aufführung der Wolken, Arginusenprozeß, Herrschaft der Dreißig, 399, der ältere und der jüngere Dionys in Syrakus) zur Besprechung zu bringen. Die lateinische Lektüre ist für die Geschichtskenntnis nicht minder ergiebig. Aus Livius haben schon die Untersekundaner die Darstellung des zweiten Punischen Krieges bis Kannä (Buch 21 und 22) gelesen. In den Oberklassen kommt hinzu die Geschichte des Krieges von 215 bis 201 (Buch 23—30), dann der zweite und dritte mazedonische Krieg (Buch 31—33 und 44. 45). Die beiden Schriften Sallusts liefern Bilder von der Entartung des römischen Adels und bieten in Verbindung mit Ciceros katilinarischen Reden einen Anlaß, die Geschichte des sozial-revolutionären Zeitalters von den Gracchen bis Katilina in kurzen Zügen darzustellen. Ciceros Leben umfaßt die Zeit von 106 bis 43. Der Mann stand seit Sullas Diktatur mitten in

dem politischen Leben Roms, und jedes wichtigere Ereignis spiegelt sich in seinen Schriften ab. Ja, auch die vorausgehende Geschichte der Römer findet hier mannigfaltigste Erwähnung. Nehmen wir nur einmal den Cato maior vor. Da finden wir teils plastisch dargestellt, teils kurz erwähnt den alten Cato, dann Decius Mus, Vater und Sohn, Appius Claudius, Pyrrhus nebst Fabricius, Cineas, Curius Dentatus, weiter aus der Zeit der punischen und mazedonischen Kriege Ämilius Paullus, Vater und Sohn, Fabius Maximus, Quinctius Flamininus und den ganzen Scipionenkreis. Welche Fundgrube für den Unterricht in der römischen Geschichte! Cicero fiel im Jahre 43 den Schergen des Antonius zum Opfer, ein Jahr später finden wir Horaz bei Philippi auf der Seite der Republikaner. Es war der Wendepunkt in seinem Leben, das für die Geschichtskenntnis unermeßlich viel bieten könnte, wenn wir die Lektüre für diesen Zweck voll ausnutzen wollten, womöglich unter Heranziehung des Monumentum Ancyranum. Man braucht nur die erste beste Tabula chronologica zu überblicken, um sich zu überzeugen, von welchem weltgeschichtlichen Hintergrunde sich dies Leben und diese Dichtung abhebt. An Horaz schließt sich Tacitus, von dem wir in den beiden ersten Annalenbüchern das Ende des Augustus, die Rachezüge des Germanikus, Marbod und Arminius, das Schlachtfeld und damit die Schlacht im Teutoburger Wald kennen lernen, in der Germania einen kurzen Überblick über die Kimbernzüge erhalten, während uns das Leben des Schriftstellers in die Zeit Domitians, Nervas und Trajans führt. Wenn etwas von Seneka und aus den Briefen des jüngeren Plinius gelesen wird, so bietet sich Gelegenheit, die Geschichte der Kaiser Claudius und Nero, sowie Vespasian und Titus zu behandeln. Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, in welchem Umfang die griechische und lateinische Lektüre für die geschichtliche Bildung fruchtbar gemacht werden kann. Daß die Lektüre der alten Schriftsteller auf unserm Gymnasium im eigentlichen Sinne Quellenlektüre ist, hat Oskar Jäger an verschiedenen Stellen ausgedrückt, und er hat auch stark betont, daß die ganze Bildung, welche das Gymnasium vermittelt, wesentlich historische Bildung ist (Lehrk. S. 53) und daß die Verkennung dieser Aufgabe und die unhistorische Behandlung der alten Sprachen und der Lektüre der alten Schriftsteller unserm ganzen höheren Schulwesen schwer geschadet hat (Baum. VIII, 71). Wir wandeln also ganz in den Spuren unseres Altmeisters des Geschichtsunterrichts und der gesamten Pädagogik, wenn wir die Lektüre stärker unter den historischen Gesichtspunkt stellen. Allerdings erklärte er sich gegen eine Verquickung der Unterrichtsfächer. Die Lektüre soll nach seiner Ansicht nicht Geschichtskenntnisse übermitteln, sondern nur den historischen Sinn der Schüler befruchten, ihnen geschichtliche Begriffe und Anschauungen bieten, auf die dann der Geschichtslehrer sich stützen kann (Lehrk. S. 378). Aber einerseits drohen historische An-

schauungen und Begriffe ohne sichere Tatsachenkenntnis leicht zu verfliegen, anderseits hat uns der Krieg, der βίαιος διδάσκαλος des Thukydides, gründlich darüber belehrt, daß für eine gediegene historische und politische Bildung unserer Schüler keine Zeit und keine Gelegenheit versäumt werden darf, damit die Führer unseres Volkes endlich einmal mit offenen Augen und klarem Urteil die Weltlage betrachten lernen. Das Gymnasium aber wird seine oft bewährte Anpassungsfähigkeit auch gegenüber den Forderungen einer gründlicheren, bis zur Gegenwart reichenden geschichtlichen Bildung unserer Schüler voll beweisen, wenn nur durch eine gute Organisation des Gesamtunterrichts und durch ein williges Zusammenarbeiten der Fachlehrer das Ziel tatkräftig verfolgt wird.

Patriotismus und Nationalismus

von

Richard Groeper

Über Dekadenz und Epigonentum ist seit der Jahrhundertwende, besonders in deutschen Landen, viel geschrieben und gesprochen worden. Diese Stimmen voll Verzweiflung über den geistigen und sittlichen Niedergang unserer Volkskraft sind oft überlaut gewesen. Wenn jetzt die junge Generation mit dem alten furor Teutonicus das Schwert aus der Scheide zieht und mit deutschem Schneid in Ost wie West seine Kampfesscharen stellt, so daß die Väter vor den Söhnen fast beschämt zurücknehmen möchten, was gelegentlich in tadelndem Übereifer über die Lippen gekommen ist, dann soll man deswegen nicht behaupten, daß jene vorsichtigen Zweifel an der Erhaltung deutscher Größe vergeblich gewesen sind. Sie hatten reinigende Kraft und förderten die Selbsterkenntnis. Epigonen, sei es auf künstlerischem oder politischem Gebiet, sind nach klassischen Vertretern einer Epoche eine notwendige und selbstverständliche Erscheinung, ihr Werden und Schaffen ist zu menschlich, als daß sie je aufhören könnten. Auf sie verzichten, heißt dem Leben etwas nehmen, sie allzu geringfügig abtun, heißt das Leben verkennen. Mit der Dekadenz steht es denn doch etwas anders, sie ist für ein Volk, dessen Leben noch in frischem Fluß ist, nichts Natürliches, vielmehr etwas Unnatürliches, Abnormes, mit dem die sinkende Kraft sich in gefahrdrohender Weise offenbart. Zum Glück ist die Dekadenz, wie schon der Name verrät, keine deutsche Prägung, das schleichende Gift, das sie in sich birgt, kam aus dem Welschland zu uns, zunächst als Literatur, schließlich auch als Lebensinhalt, um nicht zu sagen Lebensideal. Unter der Flagge des Internationalismus wurde ihr ein Wert angeheuchelt, dem wohl nicht die deutsche Jugend rundweg erlag, aber doch so mancher kosmopolitisierende Kopf unserer Künstler- und Schriftstellerwelt, wenn auch

nur spielerisch, huldigte. Dies anrüchige und angebrochene Menschentum ward keineswegs überall heimatberechtigt, es fand in die eigentlich rührigen und schöpferischen Lebenszweige des neuen Deutschlands, d. h. in Handel und Industrie, Technik und Naturwissenschaft keinen Eingang. Hier wehte der erquickende Hauch persönlicher Tatkraft und deutscher Pflichterfüllung, der modernde Dunst verweichlichten Wohllebens konnte sich dagegen nicht ausbreiten. Denn sonst hätte, als serbischer Meuchelmord und moskowitische Beutegier die Brandfackel Europas entzündeten, der kriegerische Geist das deutsche Volk mit seinen fast 70 Millionen nicht wie einen Mann zu den Waffen rufen können. Das junge Deutschland war nicht auf den Lorbeeren Bismarcks und Moltkes eingeschlafen, stets hatte es seine Kräfte gestählt und wandte sie jetzt urgewaltig gegen die äußeren Feinde, sobald die Regierung nach oft mißverständlichem Zögern sich endlich zur entschlossenen Tat bekannte. Vaterlandsliebe drängte allen Egoismus, alle Partei- und Familieninteressen zurück. Deutschland, Deutschland über alles!

Je nach Größe und Art eines Landes wird sich die Liebe der Insassen zu ihm verschieden äußern. Unsere Sprache verfügt zu ihrer Bezeichung über zwei Worte, Patriotismus und Nationalismus. Wenn auch beide Begriffe oft miteinander verwechselt werden, so gehen sie doch beträchtlich auseinander. Wenn man von einer geschichtlichen Entwicklung vaterländischer Gefühle sprechen kann, ist der Patriotismus das erstgeborene, er ist einfach und leicht, dabei aber aller Steigerungsgrade fähig, ein Augenblicksausbruch der Begeisterung, wenn Bestand und Größe des Vaterlandes auf dem Spiele stehen oder man sich des heimatlichen Bodens in allen seinen Vorzügen bewußt wird. Seine Wirkungen können nicht dauernd anhalten, er hat keinen eigentlichen Tiefstand, sondern nur Höhepunkte, er ist da oder nicht da. Zugleich kann ihm etwas Äußerliches anhaften, weshalb man wohl von Hurrapatriotismus, aber nicht von Hurranationalismus spricht. Es gibt kaum einen Staat, der nicht patriotischer Wallungen fähig wäre, sie sind dem Naturvolk ebenso wie dem Kulturvolk eigen, mag die Scholle, die Rasse oder die Zivilisation verteidigt werden. Ohne patriotischen Schwung sind Kriege und noch mehr Siege undenkbar, er legt sich wie ein beschönigender Schleier über alle Greuel, die blutiges Schlachten über die Menschen bringt. So bedeutend dieser Ausfluß der Vaterlandsliebe aber auch ist, er umfaßt doch nicht die Fülle der Aufgaben, vor die sich ein großes Staatswesen gestellt sieht. Dazu fehlt es dem Patriotismus an Wandlungsfähigkeit, er schlägt immer den gleichen Ton an und kann sich dadurch verhältnismäßig leicht abnutzen. Daneben muß eben noch, wenn Jahrhunderte oder Jahrtausende zu einer Nation gehören, ein Vaterlandsgefühl pulsieren, das Kriege und Ehrentage einer Volksgemeinschaft überdauert und übertrifft. Das ist der Nationalismus.

Gegenüber dem Patriotismus ist er ein umfassenderer Begriff, ist doch alles, was patriotisch ist, zugleich national, aber nicht umgekehrt. Im Patriotismus handelt es sich um den Staat, die patria, im Nationalismus um das Volk, die natio, die außer allem äußeren Gut zugleich innere Werte in sich schließt, nämlich die gesamte Kulturarbeit, an der Generation

auf Generation im Dienste einer völkischen Lebensgemeinschaft ihr Können zeigt. Alles nationale Tun ist von dem Bewußtsein getragen, dem Drange des eigenen Wesens nachzugeben, das sich als Einzelerscheinung eines zeitlich und örtlich näher bestimmten geistlich-sittlichen Strebens Geltung verschaffen will. Der Nationalismus ist die Idee der Menschlichkeit, wie sie sich im Rahmen nationaler Zusammengehörigkeit verkörpert und konzentriert. Die Nationalliteratur umfaßt daher die gesamte dichterische Produktion in Poesie und Prosa, die patriotische Literatur ist nur der Gelegenheitsausdruck kriegerischen Tatendranges in Zeiten der Erhebung oder des Falles eines Volkes. Alles Patriotische ist begrenzt, alles Nationale geht ins Weite. Eine nationale Tat kann manchmal den eifersüchtigen Patrioten verstimmen, weil sie nicht bloß Hingabe an die Politik des Staates, sondern auch Treue gegen Sprache, Sitte und Art des Volkes voraussetzt, die wider nur Wert haben, wenn sie einen Teil der Gesamtkultur ausmachen. 'Die Bestimmung der Menschheit ist,' sagt Paulsen in seinem Aufsatz über Politik und Moral, 'durch die Differenzierung der Nationen zur Gemeinschaft zurückzukehren, einer Gemeinschaft, welche die Eigentümlichkeit der nationalen Bildung nicht auslöscht, sondern sie in befruchtende Wechselwirkung mit der eigentümlichen Bildung aller übrigen bringt.' So hat Nationalismus Menschheitswert, Patriotismus Vaterlandswert. Der erstere wird vom einzelnen Individuum genährt und gefördert, der andere erfährt seine eigentliche Größe durch die Masse, der eine kommt unbewußt, der andere bewußt, Nationalismus kann nie gemißbraucht werden, wohl aber Patriotismus, wie z. B. der Auswuchs des Chauvinismus oder Irredentismus bezeugt.

Wo sich Staatengebilde entwickeln, die für die Menschheit arbeiten, zeigt sich das Widerspiel von Patriotismus und Nationalismus. Jeder zieht seine Kreise für sich, sie können aber auch ineinander übergehen. Geschichte und Literatur legen reichlich Zeugnis davon ab.

Das alte Griechenland mit seinen vielen Einzelstaaten und Dialekten war die rechte Pflanzstätte für einen fast engherzigen Patriotismus. Korinth, Sparta, Theben und andere Gemeinden wachten eifersüchtig über ihren Interessen, setzten für ihren Fortbestand wohl auch Gut und Blut ein, aber das höhere, einigende Band einer weiten nationalen Kulturgemeinschaft wollte zunächst nicht in ihren Sinn. Die ersten Äußerungen dichterischer Kraft waren Heldenlieder der Äolier, in denen die gewaltigen Kriegszüge gegen den Norden der kleinasiatischen Küste besungen wurden und aus denen über das Epos der Ionier durch die variierende Arbeit von Generationen und Jahrhunderten die mehr dramatische als künstlerische Einheit einer Ilias und Odyssee erwuchs. Von nationalem Weitblick zeugte auch weder der Partikuralismus in der elegisch-epigrammatischen Poesie der Neuionier, noch der Sonderton der äolisch-dorischen Lyrik. Tyrtäus ist ja gerade durch das patriotische Feuer seiner Gesänge so populär geworden, und Pindar hat seine Muse griechischen wie außergriechischen Fürsten, angesehenen Adligen und reichen Bürgern geliehen, ehe die Siegestaten Athens, der Vorkämpferin für Großgriechenland, die Pflicht zu nationalem Dichten auf breitester Grundlage aufdämmern ließen, das dann für die drei großen Tragiker unentbehrlich und selbstverständlich

wurde. Die Perserkriege haben das nationale Griechentum geschaffen, und erst auf diesem Boden gedieh des attischen Reiches Herrlichkeit. Politisch ist die schwer erkämpfte Einheit ziemlich rasch zerbröckelt, kulturell ist sie geblieben, durch Sokrates, Plato und Aristoteles vornehmlich gewachsen und durch das Lebenswerk Alexanders auch in ferne Zonen gedrungen. Ohne diese nationale Sprach- und Bildungsgemeinschaft in Ost und West wäre der schnelle Siegeszug des Christentums tatsächlich ein Wunder gewesen. Unter Benutzung dieser Einheit aber war er geschichtliche Wahrheit.

Nüchterner als die erste poetische Regung der Hellenen setzt die Literatur bei dem Nachbarvolk in Rom ein. Abgesehen von den uralten Liedern, Sprüchen und Formeln, die bis ins Indogermanische hinaufreichen, kommandieren praktische Rücksichten den Poeten, und die erst später auftretende Literaturprosa ist nichts als chronikartige Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse in Staat und Familie. Das alles trägt deutlich den Stempel des Patriotismus. Es ist Augenblicksarbeit, die vom Staatswohl diktiert wird und höhere Rücksichten auf künstlerische Kultur nicht kennt. Je weiter der Machtspruch Roms reichte und je mehr Stämme sich der Tiberstadt anschlossen, um so mehr mußte der Römer von seinem eigenen Wesen, von Sprache, Geschmack, Tracht und Sitte den Bundesgenossen zuliebe opfern. Namentlich die süditalischen Gebiete mit ihrer überlegenen griechischen Kultur drängten die Herrscher Italiens zu einer Art kosmopolitischer Stellung, bei der man lernen mußte, sich selbst zu vergessen. Staatsmännisch hatten sie seit den Punischen Kriegen Widerstandskraft genug, den fremden Einflüssen die Stirn zu bieten, ohne altrömischer Einseitigkeit zu verfallen, müssen doch Weltpolitiker anpassungsfähig sein. Bis zum Untergang der Antike hat denn auch römisches Gesetz gegolten und die Völker gebunden.

Die Literatur war nicht bodenständig und kunstfähig genug, um sich gegenüber der Tiefe griechischer Bildung zu behaupten. Die hochgehenden Wogen dieser Flut ließen sich nicht eindämmen, und man war zufrieden, wenn man mit dem Strom schwimmen konnte und im Strudel nicht einfach versank. In Kultur und Zivilisation siegte der Hellenismus. Ein wirklich nationaler Faktor konnte demnach die Literatur, weil sie immer der griechischen Krücken bedurfte, nicht sein. Diese sekundären Produkte gehörten allein Italien, das Hellas gegenüber zurückgeblieben war, nicht dem allgemeinen Fortschritt der Welt. Wo Römer dem unerreichten griechischen Muster persönliche Akzente zusetzten, waren sie rein patriotischer Natur, und wie der Dezemvir Appius Claudius nebst dem gleichnamigen Zensor bei der Verherrlichung der alten Römertugenden starke Farben auftrug, so durfte auch Nävius in der Fabula praetextata keinen anderen Ton anschlagen, wenn er Erfolg haben und nicht mit Gefängnis oder Verbannung belohnt werden wollte. Als dann Ennius, der Lehrling der Griechen, der aber in Sardinien und später in Latium nach römischen Kriegsdiensten schnell zum Lehrmeister aufrückte, den Gebildeten der Nation Hellas' Geist empfehlen wollte, hat er, wo er nicht den Griechen Inhalt, Sprache und Verse abguckte, die großen Ereignisse alter und neuer Zeit mit den Augen der maßgebenden Patrioten Roms angesehen. Daß

Cato, dieser homo vere Romanus, den literarischen Neuling in Rom einführte, ist weniger eine Ironie des Schicksals als ein Fingerzeig dafür, nach welcher Seite allein auch der gelehrigste Schüler der Griechen in der Kunst Bewegungsfreiheit hatte. Seine Parteinahme für den führenden Adel war die patriotische Zugabe zu seiner Filtrierkunst, mochte er die Bravourtaten der beiden Cäcilier so hoch einschätzen, daß ihretwegen sein Epos um ein Buch verlängert wurde, oder mochte er Scipio ein besonderes Preislied singen.

Wirkte bei dem demokratischen Nävius Zwang, bei dem aristokratischen Ennius Vorteil, wenn sie ihren Dichterberuf der Staatsräson unterordneten, so war M. Porcius Cato als Patriot eine reinere Erscheinung und eine einfachere, denn ihm, dem Feldherrn, Staatsmann und Rechtsbeistand, fiel es leicht, das Volk vor dem antirömischen Tand des Hellenismus zu warnen und die Gesundung einzig von der intensiven Beschäftigung mit der Geschichte Roms und anderer italischer Stämme zu erwarten. So eifrig er die Werke der Griechen studierte, so fluchte er doch seinen Lehrern und endete immer wider bei seinem Vaterlande. Ubi patria, ibi bene! Wenn Rom jemals eine wirklich nationale Literatur hätte erzeugen können, hätte sie damals kommen müssen.

Sie kam nicht. Die Literatur Italiens blieb ein Mond, der von der Sonne Homers und seiner Nachfolger den Glanz lieh. Selbst in der Blütezeit der Dichtung leben die literarischen Geister — Originale wie Lukrez und Tibull bilden vielleicht eine Ausnahme — vom Import aus dem Osten. Wo sich eigenste Kraft ohne Vorbild regt, kommt immer das verherrlichende Bild der sehnigen Kraft und natürlichen Einfachheit aus den Anfängen des Römerstaates zum Vorschein, oder Augustus wird Ehrfurcht und Bewunderung gezollt. Alle drei, Vergil, Horaz, Properz, teilen dieses Los. Das sind vergängliche patriotische Anwandlungen, die kaum Kulturwert in sich tragen. Auf breiterer Basis standen dagegen Varro und Cicero. Namenlich er hat das gesamte antike Geistesleben seiner Vergangenheit und Gegenwart in sich vereinigt und durch die Art, wie er alles in lateinisches Denken und lateinische Sprache umgegossen hat, besonders im Mittelalter, in der Renaissance und selbst in der Neuzeit geschult, geformt und befruchtet, so daß man nach Absicht und Erfolg von einer vollwertigen nationalen Tat sprechen kann. Was den Dichtern Roms versagt blieb, ist den Gelehrten, wenigstens teilweise, geglückt.

Als Politiker hat Cicero nicht auf so hoher Warte gestanden. Seine Verdienste um die Catilinarische Verschwörung haben den Staat vorübergehend vor schwerer Erschütterung bewahrt. Wenn er daraufhin die Begrüßung als Pater patriae wohlgefällig hinnahm, so zeigte dieser Umstand ebenso wie sein ganzes Politisieren, das zwischen Gesinnungstüchtigkeit und Anwaltsrücksichten immer einen gangbaren Ausweg fand, wie sein öffentliches Auftreten von Augenblicksinteressen bestimmt war und nie über die Parteigegensätze Roms hinauskam. Da war der Mann, dessen stolzer Name hernach von allen Weltbeherrschern zum Zeichen ihrer Würde angenommen wurde, doch aus ganz anderm Holze geschnitzt. Cäsar hat auch zunächst im Parteigewühl seine Kräfte erprobt, aber er

hat mit allumspannendem Blick zunächst sich zum unentbehrlichen Mittelpunkt seines Vaterlandes gemacht und den Imperialismus Roms nach der damaligen Weltlage als die einzig mögliche Staatsform der dem Untergang geweihten Antike durchgesetzt. Das war im tiefsten Sinne national. Pompeius hat das gleiche vorgeschwebt, nur schob ihn der himmelstürmende Rivale beiseite, und Hadrian, Diokletian, ja sogar Konstantin haben in dem nationalen Geist Cäsars fortgewirkt, soweit die Zeit noch dazu angetan war. Die werdende Kirche Christi, die ja Wissen und Macht in sich vereinigte, mußte schließlich auch dem nationalen Anflug folgen, denn sonst hätten Rom und Konstantinopel sich gütlich einigen können. Sie blieben Antipoden: Hie römische Herrschgewalt, hie griechischer Geist.

Unter den Reichen Jung-Europas hatten die Ostgoten zunächst einigen Bestand. Für Theoderich wäre engherzige Vaterlandsbegeisterung Verrat an der eigenen Sache gewesen. Aber ehe es zu einem wirklichen Nationalismus kommen konnte, bereitete die Übermacht Ostroms der germanischen Herrlichkeit in Italien ein jähes Ende. Als sich weiter westlich neue Mächte keltischer und germanischer Herkunft konsolidierten, dauerte es Jahrhunderte, ehe sich aus den Schrecknissen blutiger Fürstenmorde und tyrannischer Willkürlichkeiten Staatswesen entwickeln konnten, für die Kultur eine Möglichkeit war. Selbst noch Karl der Große, seit Cäsars Tagen die imponierendste Herrscherfigur, hat vergeblich seine reiche Kraft dafür eingesetzt, den verschiedenen Stämmen unter seinem Zepter einheitliches Nationalempfinden einzuhauchen. Was er erreichte, war eine Verschmelzung antiker Tradition und germanischer Eigenart, wobei aber die deutsch-nationalen Elemente verblassen und auch die antik-römischen Strömungen eine Einbuße erfahren mußten, weil nur die internationale Kirche des Mittelalters zur Vermittlerrolle fähig war. Dieser Kampf zwischen Germanentum und Antike, der mit zunehmendem Mittelalter ein Kampf zwischen Germanismus und Romanismus wurde, ist in West- und Nordeuropa bis zur Reformation hin, wenn auch nicht immer ganz bewußt, mit Erbitterung geführt worden. Patriotismus hat natürlich die Völker durchzuckt, wenn Thron und Heimatboden ein Raub des Nachbarn werden sollten, aber ausgesprochen nationaler Kultur war in solcher Zeit durch den nivellierenden Einfluß der Kirche der Boden entzogen. Die internationalen Kreuzzüge, die internationale Kirche und die internationale Scholastik sind die Wahrzeichen des Geistes jener Jahrhunderte.

Durch die Reformation wurde außer dem Mutterlande der großen Bewegung jede andere Macht Europas stark mitgenommen, zugleich wurde sie sich aber auch ihres eignen Werts bewußt. Aus diesem Erneuerungs- und Verjüngungsprozeß ging Frankreich am schnellsten hervor, weil es seiner alten Kirche treu blieb und die Geister nicht erst neu zu sammeln brauchte. Geradlinig lief die Entwicklung weiter, Anknüpfung an die Vergangenheit war überall möglich, so daß das Volksbewußtsein ins unermeßliche gesteigert wurde, konnte doch keine andere Nation etwas Ähnliches aufweisen. Die leichte Erregbarkeit der südländischen Rasse trug viel zu der gloriosen Selbstbespiegelung bei. Kein

Wunder, daß hier patriotische Begeisterung leidenschaftliche Formen annahm. Die Fülle der Kräfte drängte nach allgemeiner Entfaltung. So konnten im 17. Jahrhundert Richelieu und Mazarin durch ihre weitschauende Politik und glückliche Belebung des französischen Volkstums den Grund zu einem großzügigen Nationalismus legen. Die Segnungen einer geordneten Verwaltung, Kunst, Wissenschaft, Technik und Handel, kurz alles, was die damalige starke Monarchie unter Benutzung der gesunden Volkskraft zur Blüte bringen konnte, hat weit über die Grenzen der französischen Heimat Geltung bekommen. Frankreich wuchs über sich selbst hinaus und wurde die Welt, die Seinestadt ihr Mittelpunkt. Als danach der Sonnenkönig um die unbestreitbare Größe seines Landes glanzvollen Nimbus legen wollte, dabei aber von den Bahnen der Natürlichkeit abwich und dem Schein verfiel, erschütterte er schon die Grundfesten des Nationalismus, der sich stets auf Tat und Wahrheit aufbaut, obwohl auch noch im 18. Jahrhundert epochemachende Denker wie Künstler, die vielfach das Ausland anregten, über das beginnende Siechtum der französischen Kultur hinwegtäuschen konnten.

Die Volkskraft war nicht so leicht zu brechen. Zeugten dafür schon die vielen Kriegszüge der Zeit — mit teilweise allerdings billigen Erfolgen — so bekundete anderseits die Französische Revolution, dieser gewaltige Ausläufer des 18. Jahrhunderts unter der Ägide Frankreichs, daß seine Bürger noch Blut und Saft hatten. Ein entartetes Volk ist der siegreichen Auflehnung gegen den Despotismus nicht fähig. In dem großen Ständekampf wurde realisiert, was von den Gedanken der Aufklärung für das neue Staatsleben zu brauchen war. Der Strom des Sozialismus, übrigens nicht bloß aus französischen Quellen abgeleitet, ergoß sich über ganz Westeuropa, so daß die Pariser Erfahrungen über die Neugestaltung des innerpolitischen Lebens für viele Länder maßgeblich wurden. Die schrecklichen Formen, unter denen der Kampf um die Bürgerrechte des vierten Standes auf romanischem Boden einsetzte, waren ein spontaner, patriotischer Ausbruch der leidenschaftlichen französischen Volksseele, der Inhalt der Revolution aber, die allgemeine Sicherung der Menschheitswürde, war eine nationale Tat, die als ein Eckstein in der Geschichte der christlichen Kultur zu bezeichnen ist.

Die Revolution endete mit dem Alleinherrscher Napoleon, ein Zeichen daß ihr innerstes Leben nicht auf eine bestimmte Regierungsform zugeschnitten war. Da er von Geburt Korse war, verbot sich reiner französischer Patriotismus bei ihm von selbst. Der Titan wollte, gestützt auf französische Macht und Kultur, Frankreich eine Weltstellung geben. Das war ähnlich wie einst bei Alexander das Ziel seines Kampfes mit der Welt um die Welt. Das ganze Volk wurde von der verwegenen Größe des Schicksalwürflers hingerissen. Nie hat Frankreich so an seine Weltmission geglaubt wie damals, niemals mehr war es so erschüttert, als das negative Ergebnis dem Traum ein Ende machte. Napoleons Taten waren der letzte nationale Vorstoß in der Geschichte der Franzosen, hinter dem Genialität und Volkseinheit stand, begleitet von den besten Instinkten. Was hernach kam, war aus Eitelkeit und Prahlsucht geboren, war oft vom Augenblick eingegeben und nur im wetterwendischen

Paris möglich. Statt Großzügigkeit Wichtigtuerei, statt Recht und Gewissen Spekulation und Geschäft! Alles Hinweise auf einen politischen Rückgang, der nur durch Chauvinismus bemäntelt werden konnte. Chauvinistische Quertreibereien aber sind weit entfernt von nationaler Politik.

Die meisten nationalen Elemente finden sich während des 19. und 20. Jahrhunderts in der französischen Kultur. In ihr stecken noch immer Bildungswerte für die ganze Menschheit. Patriotische Zeitdichter, deren Werke von den politischen und sozialen Tageskämpfen lebhaft widerhallten, haben darum nicht gefehlt. Erinnert sei nur an Béranger und Courier nach dem Sturz Napoleons oder an Victor Hugo im neuen französischen Kaiserreich. Weit höher steht die große französische Kultur, die bildende Kunst, die Malerei, die Literatur. Die sinnliche Grazie und der bestrickende Charme welscher Kunstwerke werden immer eine wesentliche Ergänzung für den schwerfälligeren Germanen sein, ja es liegt etwas in französischer Kunst, was kein anderes Volk nachmachen kann. Mit dieser Anerkennung ist noch keine allgemeine kulturelle Überlegenheit zugestanden. Der gebildete Franzose weiß, was er kann, und was er nicht kann. Auch die Philosophie des Landes hat, soweit sie sich mit dem Problem des Krieges befaßt hat, sogar in dieser schweren Materie klar und richtig gesehen, sie hat nicht etwa die eiskalten Deklamationen Corneilles über Sterben und Heldentum in gelehrtem Gewande widerholt, als sei der Franzose frei von jeder Todesangst, sondern sie hat ähnlich wie einst Montaigne und La Rochefoucauld auch den Tod als einen schweren Kampf mit unserer Selbstliebe zu verdeutlichen gesucht. Dieses Motiv der Selbstüberwindung, der Entfesselung aller guten Kräfte im Menschen, hat Proudhon am nachdrücklichsten in seiner Verherrlichung des Krieges verwertet, wenn der Soziologe dabei auch mehr an den Klassenkampf als an den Nationalitätenkampf dachte. Das ringende Abwägen der Kräfte war Proudhon die höchste Menschheitsaufgabe, und so wurde er ein ebenso begeisterter Apostel des Kriegsevangeliums wie Stendhal. Die innere Anteilnahme an der großen menschlichen Sache strömt in den Werken beider einen so warmen Ton aus, daß sich Revanchegelüste und säbelrasselnde Phrasen dagegen wie Spielerei ausnehmen. Derartige Fanfaren verfangen auch nicht bei den modernen Wortpredigern des Kriegs, bei dem Philosophen Boutroux und dem Militär Langlois, die beide, so verschieden ihr Wirkungskreis ist, die Summierung aller äußeren und inneren Kräfte in der Schlacht als eine Notwendigkeit ansehen. Wer wollte dem nicht zustimmen, und wer wollte in solchem Wirken nicht nationales Tun in des Worts umfassender Bedeutung anerkennen! Wie weit allerdings die praktische Wirkung dieser Kulturgedanken unter den Franzmännern durchgedrungen ist, bleibt eine andere Frage. In Deutschland ist das Echo jedenfalls nicht bloß mit den Ohren aufgenommen worden. Und in England?

Das perfide Albion ist eine Nation für sich. In seiner Geschichte vor und nach der Reformation spiegelt sich das eigenrechtige Denken und Wollen der alten Angeln wider. Ein insulares Leben mit Absonderlichkeiten und Schroffheiten rollt sich vor uns auf, wie es Abgeschlossenheit leicht nach sich zieht. Kaum hat das Königtum aus dem Hause Tudor

eine gesicherte Machtstellung, so treten an die Stelle der Adelskämpfe und Rassengegensätze religiöse Streitigkeiten, in denen die alten Feindschaften wider aufleben, so daß der Independentenführer Cromwell die Einheit des Landes nur durch Einführung der Republik gewährleisten kann. Sie wird schnell wider durch das Königtum abgelöst. Vielleicht wären die vielfach zersplitterten Kräfte nie zusammengefaßt worden und das Reich dadurch erstarkt, wenn nicht die Kämpfe mit den Konkurrenzmächten, Spanien, Holland, Frankreich, dazu gezwungen hätten. Aus patriotischen Gefühlen heraus, aus dem Drange, den ererbten Boden und die Unabhängigkeit durch gemeinsame Opfer zu verteidigen, sind die Engländer nie in den Kampf gezogen. In seiner Existenz war das Inselreich kaum je ernstlich bedroht. Es focht nie für das, was es hatte, sondern für das Mehr, das es haben wollte. Mit solchen Krämerinstinkten ist reine Vaterlandsliebe, welche die Herzen im Sturm für die Sache des Vaterlands einnimmt, unvereinbar. Da gehört großzügige Politik mit nationalem Hintergrunde schon eher zu unsern Vettern jenseits des Kanals.

So verbittert wir jetzt auch gegen sie sind, es ist unbestreitbar, daß es England mit schöpferischer politischer Kunst verstanden hat, Völker und Länder aller Erdteile in den Kreis seines merkantilen und nationalen Lebens zu ziehen. Sind die Herren der Themsestadt auch nicht überall Kulturträger gewesen, europäische Zivilisation und englische Sprache haben sie in den fernsten Zonen verbreitet, und wenn man einem Volk die Herrschaft über die gegenwärtige Welt zugestand, war es das englische. Mit richtigem Herreninstinkt hat London in allen Himmelsstrichen Befehle gegeben und Jahrzehnte die Herrschaft festgehalten, ja sogar erweitert. Das Weltmachtbewußtsein und das Gefühl überlegener politischer Klugheit gegenüber der Ohnmacht der Unterdrückten war der englische Nationalismus, nicht ehrlich genug und zu wenig von kulturellem Volkstum getragen, um nicht dereinst überboten werden zu können.

Ganz andere nationale Werte dagegen hat Englands Kunst und Wissenschaft. Locke, Hume, Newton, Cook sind typische Engländer, dennoch sind ihre Verdienste ein internationales Gut. Was ist das Britische Museum in London für die ganze Welt, soweit sie auf geistiges Leben Anspruch macht! Alles aber verblaßt an Größe vor Shakespeare. Er, zu groß, als daß ihn allein die Nation des Briten für sich in Anspruch nehmen könnte, drückt in seinen Werken das germanische Vollbewußtsein aus, verbunden mit der stolzen Kraft und Lebensbejahung der Renaissance. Einen mächtigeren Zeugen für den Nationalismus Englands kann es gar nicht geben. Ihn ergriff der Aufschwung Englands gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit elementarer Wucht, das Volkstum seines Landes war für ihn eine reiche Fundgrube. Aber wo er zur künstlerischen Ausgestaltung auf englische Sage und Geschichte zurückgriff, vergab er seiner weltumspannenden Lebenskenntnis nichts und blieb nicht mattherzig bei patriotischer Voreingenommenheit stehen, sondern schuf ort- und zeitlose Menschen, die in ihrem Tun und Treiben, Sinnen und Denken allen Geschlechtern und Völkern die Wahrheit sagen.

So wenig der Engländer politisch und soldatisch warmherziger

Patriot sein kann, so wenig bestimmen derartige Gefühle ihre Dichter. Wo die politische Lage des Vaterlandes den Poeten die Zunge löst, werden sie Parteimänner oder Kosmopoliten. Milton und Cowley sind der beste Beweis dafür. Selbst Steele und Addison, den Gründern der moralischen Wochenschriften, Richardson, Young und Lillo, den Führern auf dem Gebiet der sentimentalen Sitten- und Familienliteratur, Pope, Fielding, Sterne und Swift, die ihren scharfen Menschenblick in Humor oder Satire spielen lassen, lauter Künstlern, die von der spezifisch englischen Korrektheit in allen Lebensdingen ausgehen, hat der Zug ins Weite und Breite allgemeinen Menschentums nicht gefehlt, so daß auch diese Männer weit über den Bereich der englischen Zunge literarischen Einfluß ausgeübt haben. Die Wirkung auf das Ausland ist jedenfalls größer gewesen als auf das kulturelle Volksleben der Nation. Diese Tatsache zeigt das 20. Jahrhundert in so nackter Blöße, daß man erschrecken muß. Noch steht die Malerei auf achtbarer Höhe, sonst ist fast die gesamte Kultur zum Geschäftssinn zusammengeschrumpft, der Charakter zu sportlicher Tüchtigkeit. Vom Ausland wird England reich, vom Ausland bezieht es jetzt auch die Kultur.

Der Brite tut so etwas nur aus Verlegenheit. Wenn den Deutschen ebenfalls das Ausland oft wie eine Sirenenstimme angelockt hat, so folgte er aus Bescheidenheit, um nicht etwa einen schlimmeren Grund anzugeben. In Zivilisation und Kultur wurde das fremde Muster öfter herangezogen als in der Politik. Nachdem in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst Deutschland durch die Interessenpolitik der Fürsten und Stände entnationalisiert war, setzte in den Tagen Luthers wohl ein Umschwung ein, aber ein starkes einheitliches Staatsgefühl war durch die konfessionelle Zersplitterung zwei Jahrhunderte unmöglich. Lebendigen Patriotismus empfand erst wider die Zeit des großen Friedrich und der nicht viel weniger großen Maria Theresia. Freilich kam es bei dem Partikularismus der deutschen Kleinstaaterei damals noch nicht zu einem stämmeverbindenden Nationalismus in der Politik, auch 1813 nicht. Der brach erst hervor, als sich durch den Deutschen Zollverein, die Nationalversammlung, das Erfurter Parlament, den Frankfurter Bundestag, den Deutschen Staatenbund, den Norddeutschen Bund und die Reichsgründung 1871 der Unitarismus durchgesetzt hatte. Bismarck erst hat voll und ganz nationale Politik treiben können, von den Bedürfnissen, dem Tatendrang und der Kraft seines Volks ausgehend und seine Ziele in der Welt zum Segen der Gesamtkultur verwirklichend. Auch im gegenwärtigen Kriege ist für Deutschland Nationalismus die Haupttriebfeder, ohne darum den Patriotismus entbehren zu können. Wie hoch gingen seine Flammen, als der geweihte Boden Ostpreußens durch den übermütigen Feind gefährdet war. Daneben sind aber alle Deutschen sich bewußt, ihr Leben für Bildung und Gerechtigkeit in die Schanze zu schlagen, damit nicht die Dekadenz Frankreichs, die Geldgier Englands oder asiatischer Zarismus für Europa Gesetz und Sitte vorschreibt.

Der künstlerische und wissenschaftliche Nationalismus läuft der Politik nicht parallel. Unbedingte Gleichheit dieser beiden Lebensseiten wäre vom Übel. Darin, daß sie sich in ihren Höhen- und Tiefenlagen

gegenseitig ergänzen, liegt unstreitig ein größerer Reiz. Selbst im geistigen Leben gibt es in der Stellung zur Nation dann noch verschiedene Strömungen. Der Humanismus war z. B. nationaler als die Reformation. Da Bildung zum Nationalismus gehört, mußten die Anregungen der Renaissance, deren frischer Geist wissenschaftlichen Forschermut und formale Kunst forderte, ungekannte Quellen der Erkenntnis erschließen und neue nationale Ideale prägen. Eine höhere und umfassendere Aufgabe wollte man dem Deutschen zuweisen. Humanisten haben damals nicht bloß die Germania des Tacitus gefunden, sondern auch Arminius, den Befreier Germaniens vom Römerjoch, als Nationalhelden neben Siegfried gestellt. Angefacht von der flammenden Größe des Cheruskerfürsten, forderten Wimpfeling, Hutten und auch Fischart eine neue Kultureinheit und Weltherrschaft unter deutscher Führung. Luther atmete nicht in dieser Luft, er war ein Mann des Volks und des Gewissens. Er hat in bebendem Zorn die Mannen zum Kampf wider die Feinde deutscher Erde aufgestachelt und ist nicht etwa mönchisch-frömmelnd vor Blut und Eisen zurückgeschreckt. Er hat wie die Faust so den Patriotismus der einfachen thüringischen Bauern gehabt. Es wäre selbst über die geniale Kraft dieses Konfessionsstifters und Sprachschöpfers gegangen, hätte er die Erneuerung des deutschen Lebens noch auf einem umfassenderen Gebiete als dem religiösen und sprachlichen erwirken sollen.

Das 17. Jahrhundert ist kulturell das verwässerte sechzehnte: man kopiert. Die Arminiusliteratur schwillt ungeheuer an, es fehlt die beherzte Tat. Der Dreißigjährige Krieg zeitigt nicht einmal Soldatenverse oder patriotische Lieder, man lebt von der Vergangenheit. In dieser Zeit, wo Patriotismus keine Stätte hat, sucht man leider auch Nationalismus vergebens. Die Gelehrten in ihrer nationalen Indifferenz vergessen die Impulse des Humanismus und liefern das deutsche Geistesleben der französisch-englischen Aufklärung, also dem Auslande aus. Selbst der große Friedrich verfällt ihm geistig.

Sein literarischer Antipode Lessing dagegen führt den Reigen der neuen Zeitgestalter an. Dessen 'Minna von Barnhelm' ist das erste wirklich deutsche Lustspiel, erfüllt von der Vaterlandsliebe Fritzischer Grenadiere, aber darüber hinaus das allgemeine Nationalgefühl weckend und für weiteres Wachstum frei machend. Ein schwacher Ableger davon ist der 'Philotas', ein unmittelbarer Zeuge der waffenstarrenden Zeit des Siebenjährigen Krieges, triefend von moralisierenden Reflexionen über Patriotismus im Stile Klopstocks, nur daß hier die Antike das Gewand hergibt. In dem Doppelgängertum als Patriot und Nationalist kommt uns auch Goethe. Sein Erstlingsdrama kündet ungewollt urdeutsches Wesen, es ist der Ausdruck der Sehnsucht nach nationaler Abrundung und Vervollkommnung der Deutschen. Im 'Epimenides' ist ein mehr patriotisches Glaubensbekenntnis niedergelegt, in dem der Dichter nach anfänglichem Zweifel das Recht der großen Stunde des Freiheitskampfes gegen Napoleon verteidigt und verklärt. Goethe wie Schiller, die ja den französierenden Geschmack des roi de Prusse am eigenen Leibe gespürt haben, sind gewiß in ihren vaterländischen Gefühlen Schwankungen unterworfen gewesen, heißt es doch in den Xenien:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Trotz allem ästhetischen Kosmopolitismus gehören aber beide Dichter doch auf die Seite des deutschen Nationalismus, der freilich erst durch ihr Wirken die unerschütterliche Grundlage der deutschen Kultur wurde. Schillers patriotische Tat ist der 'Tell', das Drama wie das Gedicht, so mancher Vers, so manches Prosawort. Und wie hat auch Kleist, der im 'Prinzen' und in der 'Germania' höchsten Opfermut für das Vaterland verlangt, der 'Hermannsschlacht' nationale Akzente verliehen!

Kaum war des Dichters Auge gebrochen, da brach der Freiheitssturm los. So nötig wie die Waffen, mit denen der Gegner besiegt werden sollte, waren die klangreichen Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorf, durch die der Kampfbegeisterung Luft gemacht wurde, um den Erbfeind aus dem Lande zu jagen. Daneben brauchte die Zeit noch einen höheren, festeren Ton; auf den verstand sich Fichte. Über den Augenblicksdienst fast hinwegsehend und doch wider ganz darin aufgehend, forderte er zur Erhaltung alles dessen, was deutsch sei, den 'Geist der höheren Vaterlandsliebe, der die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle, der nur um des ersteren willen da ist, sich eben opfern soll'. Aus diesem Ewigkeitsglauben leitete der deutsche Denker den Heroismus der alten Römer, die Widerstandskraft der reformatorischen Fürsten und die Pflicht für die gegenwärtige Umbildung der Nation 'zu einem ganz neuen Selbst' ab. Dies neue Selbst, diese Liebe in der Hingabe für die unvergängliche Sache der Menschheit, war nichts anderes, als was Arndt dem Wehrmann zur inneren Ausrüstung mitgegeben, was der Pädagoge Pestalozzi und der Theologe Schleiermacher als das Geheimnis der Widergeburt entdeckt hatten. Mit Patriotismus konnte Napoleon bekämpft, aber erst mit Nationalismus überwunden werden.

In der Vereinigung von Patriotismus und Nationalismus liegt der gesunde Fortschritt der deutschen Kultur. Keiner von beiden Zweigen darf absterben. Wie schal wirkte Gerhart Hauptmann mit seinem Festspiel 1913, als er den Schleppenträger des Auslands spielte, wie lebensstark mutete der offene Brief an Romain Rolland an, als der deutsche Dichter den Mut zeigte, wider ein Deutscher zu sein! Mit Blutschrift mahnt uns jetzt die Weltgeschichte, daß der christlich-moderne Kulturkreis in der Erhaltung deutscher Sprache und Bildung besteht. Fichte hat vor hundert Jahren das selbe gemeint, als er sagte: Charakter haben und deutsch sein ist ohne Frage gleichbedeutend.

ANZEIGEN

Brunswig, A. Das Grundproblem Kants. Eine kritische Untersuchung und Einführung in die Kant-Philosophie. Leipzig 1913, B. G. Teubner. 3,60 *M*, geb. 4,20 *M*.

Das Problem, das Kant in der Kritik der reinen Vernunft zu lösen unternahm, ist bekannt in der schließlichen Formulierung: 'Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?' Brunswig sucht zunächst nachzuweisen, daß Kant von einem ursprünglicheren Problem zu dieser Formulierung erst fortgeschritten sei. Dies sei das Problem der allgemeingültigen und notwendigen Urteile, welches Brunswig unter der Bezeichnung des Kantschen Ur- oder Grundproblems von jenem 'Zentralproblem' unterscheidet. Seine Untersuchung geht dahin, die Berechtigung des Kantischen 'Zentralproblems' abzulehnen, weil in dessen Formulierung schon die Voraussetzung der Apriorität unserer Erkenntnis stecke, zu der Kant durch einseitige Auffassung und Ablehnung des Empirismus und des Rationalismus für die Lösung der Erkenntnisfrage gekommen sei. Nach Brunswig verwirft Kant im Empirismus die Anschauung, aus konkreten Einzelerfahrungen allgemein-notwendige Urteile gewinnen zu können; und er lehnt im Rationalismus die Auffassung ab, durch bloße Analyse von Begriffen ohne hinter den Begriffen mitgefaßte reale Wesenheiten zu wirklichen Erkenntnissen zu gelangen. Auf dem Wege dieser beiden Einseitigkeiten gelange Kant zu seiner Aprioritätslehre in der Weise, daß er in den allgemein-notwendigen Urteilen völlig erfahrungsunabhängige Gewißheiten zu erkennen glaubte, die der reinen Vernunft selbst angehören, durch die das Mannigfaltige der empirischen Erfahrung in allgemein-gültigen und notwendigen Zusammenhängen erfaßt werde. Gegen diese so interpretierte Kantische Aprioritätslehre erhebt Brunswig von manchen neuen Gesichtspunkten aus die schon oft geäußerten Einwände, einmal: wie sind a priori synthetische Urteile subjektiv vollziehbar, da doch von aller Erfahrung abgesehen werden soll? und dann: wie kann ihnen Realgeltung für die Gegenstandswelt zukommen? Diese kritischen Einwände gegen Kants Lehre von der Apriorität der reinen Anschauungen und Begriffe und von der Idealität unserer Gegenstandswelt werden bei Brunswig verständlich aus der grundsätzlichen Stellung, die er selbst zum Erkenntnisproblem überhaupt einnimmt. Er bezeichnet sich selbst als Anhänger des 'alten Erkenntnisbegriffs'. 'Wir sehen im alten Erkenntnisbegriff, demzufolge das Erkennen ein unabhängig von ihm schon konstituiertes Sein nur zu erkennen habe, ein unüberwindliches Wahrheits-

moment' (S. 162). Für den engeren Bereich einer bloß logischen 'Zwischenregion' will Brunswig die kopernikanische Umwälzung des Verhältnisses von Denken und Sein im Sinne Kants zugeben, darüber hinaus aber behauptet Brunswig das Vorhandensein echt allgemein-notwendigen Wissens durch Analyse einer uns völlig selbständig gegenüberstehenden Wirklichkeit. Unser Denken hat es nach Brunswig einmal mit 'bloßen Phänomenen' und dann mit 'realen Gegenständlichkeiten' zu tun. Insofern Brunswig nur in bezug auf die ersteren die kopernikanische Umkehrung bestehen läßt, die sich bei Kant gerade auf das grundsätzlich erkenntnistheoretische und nicht bloß logische Verhältnis von Erkennen und Sein bezieht, bricht er durchaus mit der Kantischen Position und geht eigentlich hinter ihn zurück, darüber dürfen uns seine gelegentlichen Teilzugeständnisse an Kant nicht täuschen; um so weniger, als er durch solche Zugeständnisse der Lehre Kants mehrfach einen Sinn nahelegt, den sie gerade bekämpft. Es wäre deshalb meines Erachtens zutreffender gewesen, wenn Brunswig, anstatt durch eine scheinbare Anlehnung an Kant den billigen Eindruck eines fruchtbaren Weiterbaues auf dem von Kant selbst ursprünglich gelegten Grunde zu erwecken, seinen vollständigen Bruch mit Kant deutlicher herausgestellt hätte. Jedenfalls ist von seiner Annahme des 'alten Erkenntnisbegriffs' aus der von ihm gegen Kants Darlegung erhobene Vorwurf des Circulus vitiosus durchaus verständlich. Er behauptet: bei Kant stütze sich die Realgeltung des Apriori auf seine Annahme der Gegenstandsidealität, also des bloßen Erscheinungscharakters unserer Erfahrungswelt, und umgekehrt werde auch die Lehre von der Idealität des Raumes, der Zeit und der Gegenstandswelt allein durch die Aprioritätslehre ermöglicht. Diese beiden Annahmen der Kantischen Philosophie, die von Brunswig verworfen werden, schweben nach seiner Meinung haltlos in der Luft, da die eine sich immer nur auf die andere stütze. Es scheint mir sehr fraglich, ob es sich im Sinne Kants dabei überhaupt um zwei Probleme handelt, ob nicht beides vielmehr das selbe Problem, die selbe Grundauffassung des Transzendentalismus ist, nur einmal von der Seite der Vernunft, das andere Mal von der Seite der Gegenstandswelt gesehen. Aber die Tatsache, daß Brunswig hier zwei Probleme sieht, gegen die er polemisiert, ist daher erklärlich, daß er von dem 'alten Erkenntnisbegriff', nach dem Erkennen und Sein sich schlechthin getrennt gegenüberstehen, ausgeht. Gewiß ist dies der ursprüngliche Weg, den jedes Denken von vornherein nimmt, aber er führte zu keinem Ziel, zu keiner Einsicht in das grundsätzliche Verhältnis zwischen Denken und Sein, das schließlich auch jeder Lösung der Frage nach den allgemein-notwendigen Urteilen zugrunde liegt. — Gelangt Brunswig nun mit neuen Mitteln vom alten Erkenntnisbegriff aus zu einer neuen befriedigenden Lösung jener alten Urteilsfrage? Außer der denkimmanenten Zwischenregion der reinen Logik behauptet er eine wirkliche Gegenstandswelt, die völlig unabhängig vom Denken besteht, von diesem aber doch in allgemeinen, unmittelbar gewissen Urteilen erfaßt wird. Als solche allgemein-notwendigen Urteile betrachtet Brunswig etwa folgende: die arithmetischen und geometrischen Axiome, ferner Urteile wie: jeder Ton hat eine Höhe, jede

Farbe hat eine Helligkeit u. dgl. m. In diesen Urteilen wird also nach Brunswig eine unserm Erkennen völlig getrennt und unabhängig gegenüberstehende Wirklichkeit vom Denken 'erfaßt', 'erschaut', 'angeschaut', 'eingesehen' usw. Für dieses Verhältnis unsers Erkennens zum wirklichen Sein verwendet Brunswig auch Ausdrücke wie 'Intuition', 'Wesenserfassung', 'Wesensanalyse', 'Erfahrung im erweiterten Sinne', 'Fühlungnahme mit dem Sein', 'Blick, Spürsinn, Instinkt für das Wesentliche'. 'Diese Tatsache des Herausfühlens des objektiven Wesens' soll zwar 'geheimnisvoll' bleiben, aber nicht 'unbegreiflich' sein (S. 147). 'Indem das Erkennen in Berührung kommt mit dem sachlichen Wesen (der objektiven Idee gleichsam), konzipiert es den adäquaten (?) Wesensbegriff (?) der Sache.' Wenn sich nur unter dem In-Berührung-Kommen von Erkennen und Sein irgend etwas vorstellen ließe! Auch die andern bildlichen Wendungen Brunswigs geben uns nicht die geringste Aufklärung über die grundsätzliche Schwierigkeit, wie das Denken, ein Seelisches, in 'Berührung' oder in 'Fühlung' usw. kommen kann mit einem ihm völlig Wesensfremden, nämlich dem Räumlich-Körperlichen der wirklichen Gegenstandswelt. Brunswig verweist auf eine 'phänomenologische Analyse', also auf eine wissenschaftliche Analyse unserer Gegebenheitsphänomene, und zwar auf doppeltem Wege, einmal durch Erforschung auf Grund von konkreten, einzelfaktischen Wahrnehmungen und ferner durch ein 'geistiges Erschauen abstrakt-allgemeiner Sachen und Sachverhalte' (S. 121). Aber solange es sich um bloße 'Phänomene' handelt, ist der denkimmanente Bereich nicht überschritten und die selbständige Wirklichkeit noch nicht 'erfaßt'. Und bevor die phänomenologische Philosophie für das neue grundsätzliche Verhältnis, in dem sie Denken und Sein sieht, nur bildliche Redewendungen zu geben hat, wird man bezweifeln müssen, ob sie als berichtigender Ersatz des Kantischen Transzendentalismus wird angesehen werden können.

Meines Erachtens wäre es den Untersuchungen des vorliegenden Buches förderlicher gewesen, wenn der Verfasser unabhängig von Kant den Gedanken der Phänomenologie und darüber hinaus der Wesensanalyse durchzuführen gesucht hätte. Manche Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten schon der ersten Problemstellung sind einzig auf die Anlehnung an Kants Lösung zurückzuführen. Auf dem Wege einer selbständigen Erkenntnisbegründung durch phänomenologische oder Gegebenheitsanalyse würde Brunswig einem andern Denker der Gegenwart begegnet sein, Johannes Rehmke, und das Zusammentreffen mit dem Verfasser der 'Philosophie als Grundwissenschaft' und der 'Allgemeinen Psychologie' würde ihm besonders die wichtigste Lücke in seinen Darlegungen zum Bewußtsein gebracht haben, nämlich die grundsätzliche Schwierigkeit in der Beziehung des Seelischen zum Körperlichen, des Denkens zum Sein, die bei Brunswig nur durch bildliche Redewendungen umschrieben wird. Brunswig hätte dann auch an Rehmke, der mit ihm den Kantischen Transzendentalismus verwirft, ersehen können, was auch das 19. Jahrhundert deutlich genug lehrt, daß man sich nur durch die Flucht in irgendeine naivere Metaphysik dem Kritizismus Kants entzieht. Bei Rehmke ist es eine metaphysische Seelenlehre — als eine solche

glaube ich sie bezeichnen zu müssen —, nach der für die Einzelseele eine unauflösliche Zusammengehörigkeit von Seelischem und Räumlichem, also auch von Denken und Sein besteht, die er seiner Erkenntnislehre zur Seite stellt.

So scheint mir in dem vorliegenden Buche von vornherein eine schiefe Stellung zur Kantischen Philosophie zu bestehen. Im einzelnen aber enthält es eine fruchtbare Fülle von Gesichtspunkten, die zu einem großen Teil auf Edmund Husserls Philosophie zurückweisen, andererseits aber auch eine selbständige Stellungnahme des Verfassers erkennen lassen.

Sondershausen (Thür.). H. Hegenwald.

---

1) Rudolf Eisler, Handwörterbuch der Philosophie. Berlin 1913, E. S. Mittler u. Sohn. IV u. 801 S. 8. Geh. 15 ℳ, geb. 17,50 ℳ.

Während der Verfasser in seinem dreibändigen 'Wörterbuch der philosophischen Begriffe' sich an den philosophischen Fachmann wendet, hat er das vorliegende, kürzere Werk für Studenten und Lehrer, besonders aber für den großen Kreis aller Gebildeten bestimmt, 'die, ohne sich an der philosophischen Forschung beteiligen zu können, doch aus Neigung und Anlage zu philosophischen Studien nach einer klaren und bündigen Erläuterung der philosophischen Begriffe verlangen'.

Trotz dieser Einschränkung hat der Verfasser ein außerordentlich reiches Material in einer höchst gedrungenen Form in seinem Buche zu vereinigen gewußt. Es wird sehr schwer sein, selbst für einen philosophischen Fachmann, ohne besondere Hilfsmittel fehlende Stichwörter aufzutreiben. Auch die Korrektheit der Angaben läßt, wie viele Proben dem Referenten gezeigt haben, nichts zu wünschen übrig. Daß ein Spezialist auf irgendeinem Gebiet hier und da ein Urteil schief oder einen Ausdruck blaß finden wird, kann nicht wundernehmen. Aus diesen Gründen geht der mögliche Verwendungsbezirk des Buches weit über die Grenzen hinaus, die der Verfasser selbst gezogen hat.

Im allgemeinen zerfallen derartige Wörterbücher in zwei Gruppen von Artikeln. Die eine Gruppe umfaßt die Unzahl von engen und abgelegenen Begriffen, die meist in der Gestalt eines Fremdwortes den Körper der Philosophie verunzieren. Bei deren Erledigung handelt es sich nur um Korrektheit der Angaben. Die schwierige Frage der Auswahl und Abgrenzung gegen andere Disziplinen hat der Verfasser sehr geschickt gelöst.

Die andere Gruppe umfaßt die großen philosophischen Grundbegriffe. Ihre Bearbeitung führt im Rahmen eines Wörterbuches zu ganz erheblichen Schwierigkeiten. Es ist völlig unmöglich, diese Grundbegriffe genügend gegeneinander abzutrennen, denn immer greift einer auf soundso viele andere über. Der Verfasser hat kein besseres Hilfsmittel, diesem Übelstand abzuhelfen, als auf andere Artikel zu verweisen, denen eine ähnlich ausführliche Behandlung zuteil geworden ist. So findet man am Schluß des Stichwortes 'Idealismus' fünfundzwanzig Verweisungen aufgehäuft. Diese Bemerkung deckt eine innere Schwierig-

keit des Versuchs auf, das Ganze der Philosophie in der Gestalt eines Lexikons auszubreiten.

Zumeist gibt der Verfasser zuerst eine systematische Erläuterung des behandelten Begriffs. In seinem Bestreben, möglichst wenig zu verlieren von den Wandlungen, die ein solcher Begriff im Laufe der Zeiten erfahren hat, sieht man in äußerst knapper Form seinen Inhalt dargelegt. Wenn auch die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben anerkannt, ja bewundert werden muß, so wird doch aus diesem Gefüge kein recht lesbares Ganze. Wer die Probleme schon kennt, wird vielleicht gern einmal einen solchen Überblick betrachten und wohl imstande sein, die knappen Sätze mit Inhalt zu füllen. Ob aber gerade das Publikum, für das der Verfasser geschrieben hat, fähig sein wird, eine solche Darstellung zu verdauen, erscheint zweifelhaft. Vielleicht wäre es ratsamer gewesen, hier weniger auf Gelehrsamkeit und Vollständigkeit zu sehen, als eine wirkliche Einführung in das vorliegende Problem zu versuchen und dann die weitere Vertiefung dem Hinweis auf Literatur zu überlassen. Freilich würde diese Aufgabe die Herstellung des Wörterbuches für den Autor mehr erschwert als erleichtert haben.

Auf einen persönlichen Standpunkt verzichtet der Verfasser nicht ganz. Ohne irgendwie zudringlich zu werden, hält er es doch für angebracht, hier und da Entscheidungen zu treffen, denen freilich von einem anderen Standpunkt aus Widerspruch entgegengesetzt werden kann.

Nach der systematischen Darstellung gibt der Verfasser einen historischen Überblick. Auch dieser ist jederzeit höchst gründlich und lehrreich ausgestaltet, aber auch hier können einige Bedenken nicht unterdrückt werden. Die Meinungen der einzelnen Philosophen müssen in sehr gedrungener Form gebracht werden; oft sind sie nur durch ein kurzes Zitat gekennzeichnet. Bei diesem Verfahren wird unvermeidlich, daß die Ansichten in solcher Zuspitzung für den Laien das Ansehen einer Karikatur bekommen, daß die Fülle ihrer Abwandlungen ihn verwirren, die Heftigkeit der ausgesprochenen Gegensätze ihn beunruhigen muß, ohne rechte Auslösung finden zu können. Der Verfasser sucht diesem Übelstande zu begegnen, indem er, soweit möglich, die Auffassungen in Gruppen zusammenzieht. Weit vorteilhafter als dieser noch immer mehr äußerliche Versuch, Ordnung in das Gewirr der Meinungen zu bringen, wäre eine Darlegung der geschichtlichen Kontinuität in den größten und gröbsten Linien, aber daran hindert wohl der Zustand der Wissenschaft selbst, der dies vielfach noch nicht zuläßt, sowie die äußere Nötigung, den Umfang des Werkes nicht über alles Maß hinaus wachsen zu lassen. Immerhin wäre weniger vielleicht mehr gewesen.

Dies gilt auch von der angegebenen Literatur. Es ist ganz erstaunlich, was der Verfasser hier zusammenzuraffen verstanden hat. Nur selten fehlt eine Arbeit von Belang. Aber gegenüber der Fülle von Büchern, die dort genannt werden, muß sich selbst der hochgebildete Laie in arger Notlage befinden. Soll er aus den kurzen Titeln erraten, welches Buch denn nun gerade seinem augenblicklichen Bedürfnis entspricht oder welches ihn am zweckmäßigsten auf seinem Interessengebiet fördert? Vielleicht wäre es vorteilhafter gewesen, wenn die ent-

scheidenden Originalwerke einerseits als solche herausgehoben worden wären, und wenn andererseits der Autor diejenigen Bücher bezeichnet hätte, die als die geeignetsten zu gelten hätten zur Ein- und Weiterführung. Daß die Erfüllung einer solchen Forderung einen ganz erheblichen Aufwand an Zeit, Kraft und Urteilsfähigkeit einschließt, muß allerdings ohne weiteres zugestanden werden.

Wer sich an diesen zunächst vielleicht unvermeidlichen Schwierigkeiten nicht stößt, wird sich angesichts der Fülle und Genauigkeit der erteilten Auskunft bei kleineren Fragen oder den größeren gegenüber im Interesse des Überblicks durchaus an das 'Wörterbuch der Philosophie' halten können und selten enttäuscht werden.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

2) Rudolf Eisler, Der Zweck. Seine Bedeutung für Natur und Geist. Berlin 1914, Mittler u. Sohn. IV u. 296 S. 8. 7 ℳ.

Der Verfasser versucht in diesem Buch, die Bedeutung des Zweckbegriffs für das wissenschaftliche Erkennen und für die Weltanschauung systematisch darzulegen.

Schon in der Vorrede gibt er eine kurze Darstellung seines Standpunkts. Eingehender trägt er seine Ansichten im dritten bis fünften Kapitel eines allgemeinen Teiles vor. In einem speziellen Teil verfolgt er sie dann durch die Biologie, Psychologie und einige Geisteswissenschaften, um in der Bedeutung des Zwecks für die Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik zu gipfeln.

Die Grundansichten des Verfassers zeigen keine neuen Wendungen, sondern sind durchaus von Spinoza, Schopenhauer, Kant-Cohen und Wundt abhängig. Der Verfasser wünscht die Eindeutigkeit des kausalen Zusammenhanges für alles Weltgeschehen festzuhalten, ohne dabei die finale Betrachtung aufzugeben oder auch nur Schwierigkeiten in dem Ineinandergreifen der beiden Weltansichten zuzugestehen. Um seinen Monismus zu rechtfertigen, verwendet er einen strengen psychophysischen Parallelismus, einen energisch behaupteten Voluntarismus, der auch auf die anorganische Materie ausgedehnt wird, und eine an Kant-Cohen orientierte Auffassung des Zweckbegriffs, der zu einer Grundlage alles wissenschaftlichen und vorwissenschaftlichen Denkens gemacht wird. In der Synthese dieser Elemente liegt das Neue des hier dargebotenen metaphysischen Versuches.

Da das Werk sich an 'weitere' Kreise wendet, vermeidet es in den Fragestellungen und in der Aufdeckung der Schwierigkeiten diejenige Tiefe und Ausbreitung, die schließlich zur Bekräftigung einer solchen Synthese erforderlich gewesen wäre. Immerhin ist es mit unverkennbarer Wärme geschrieben. Man fühlt, daß der Varfasser mit den Problemen gerungen hat und daß es ihm ein inneres Bedürfnis war, diese heterogenen Elemente zu einer einheitlichen Weltansicht zu verschmelzen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß seine Erörterungen gleichgestimmten Seelen zur Anregung und Erhebung dienen können.

Eine historische Übersicht über die Wandlungen des Zweckbegriffs will der Verfasser nicht geben. Im zweiten Kapitel stellt er aber

einige typische Lehren zusammen. Diese stehen jedoch so unvermittelt nebeneinander und sind so gedrängt dargestellt, daß der Laie schwerlich zu Genuß und Gewinn gelangen wird. Auch die der systematischen Erörterung eingefügten historischen Hinweise sind mit dieser nicht recht organisch verbunden. Was man mit der gelegentlichen Aufzählung von 30—40 leeren Namen von Anhängern einer gewissen Meinung anfangen soll, ist nicht recht einzusehen. Das ausgedehnte Literaturverzeichnis wird den wißbegierigen Laien mehr verwirren als leiten. Was soll er mit Angaben beginnen, wie: Aristoteles opera, Darwin sämtliche Werke, Descartes opera 1670/83, œuvres 1897, Goethe W. v. Werke 1903, Stoicorum veterum fragmenta coll. J. ab Arnim usw.? Solche prunkvolle Literaturverzeichnisse sind leicht zusammengestellt. Wichtiger, aber freilich schwieriger ist es, eine kleine führende Auslese zu treffen und jedes Werk derart zu kennzeichnen, daß der Anfänger, der weiter in die Fragen einzudringen wünscht, weiß, zu welchem Buch er als dem nächsten zu greifen hat.

3) Georg Kerschensteiner, Wesen und Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Neue Untersuchungen einer alten Frage. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. X und 141 S. 8. Geh. 3 ℳ, geb. 3,60 ℳ.

Die alte Frage, die Kerschensteiner in seinem jüngsten Buche beantworten will, lautet: 'Ist dem klassisch-philologischen oder dem naturwissenschaftlichen Unterricht der höhere Erziehungswert beizumessen?' Der Verfasser wünscht diese Frage lediglich mit objektiv-logischen Mitteln und somit endgültig zu entscheiden.

Als wichtigster Erziehungswert irgendeines Unterrichts wird die Schulung zum logischen Denken angesehen. In welchen Denkoperationen sich das logische Denken beim Arbeiten auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften vollendet, das hat bereits der amerikanische Philosoph und Pädagoge John Dewey in seinem Buch 'How we think' dargelegt. K. gibt eines der sehr hübschen Beispiele wider, einen physikalischen Schülerversuch, an denen Dewey seine Analyse vollzogen hat, und fügt einen nicht minder hübschen chemischen Schülerversuch hinzu. Dewey findet folgende fünf Stufen des logischen Denkprozesses: Beobachtung einer Schwierigkeit, nähere Umgrenzung und Feststellung der Schwierigkeit, Vermutung einer möglichen Lösung, richtige Entwicklung der Konsequenzen und weitere Beobachtung für die Annahme bzw. Ablehnung der Vermutung nebst Abschluß des Prozesses.

Diese Stufen sind an naturwissenschaftlichen Objekten festgestellt, und hier hat K. ein Vorbild an Dewey. Für die Prozesse, die sich beim philologischen Denken abspielen, ist er auf sich selbst angewiesen. Um die Untersuchung auch auf dieses Gebiet ausdehnen zu können, wählt er in Erinnerung seiner Schulzeit die Übersetzung des schönen, aber dunklen Pindarzitats aus Gorgias 484b: νόμος ὁ πάντων βασιλεὺς usw. Man könnte den Einwand erheben, daß K. als Schüler sich kaum der Denkprozesse bewußt geworden sein wird, die seine Übersetzertätigkeit damals begleiteten. Er muß bei dem neuerlichen Versuch,

die Stelle zu übertragen, sich in den Zustand des Schülers zurückversetzt haben, um so seine Denkoperationen bewußt machen zu können. Dieser Einwand dürfte schwerlich aber von sonderlicher Kraft sein, da zwischen der Geistestätigkeit damals und heut bei diesem Anlaß nur ein gradueller Unterschied bestehen kann. Bedenklicher stimmt die Tatsache, daß K. zur endgültigen Deutung der Stelle die Hilfe von zwei Fachphilologen gebraucht hat. Bedenklich ist auch, daß mindestens der Schüler an der schließlichen Übertragung noch Anstoß nehmen kann. Denn wenn es heißt: 'Der Brauch, dem sich Sterbliche und Unsterbliche beugen müssen, rechtfertigt mit übermächtiger Hand selbst die Greueltat', so wird die Frage offen bleiben, ob sich etwa Unsterbliche dem Brauch, der doeh nur ein Produkt der menschlichen Gesellschaft ist, ihrerseits zu fügen haben. Wie diese Frage zu beantworten sei, ist hier belanglos, aber es entsteht die Befürchtung, daß der Prozeß des Abschlusses in der jungen Seele nicht eintritt, sondern daß ein unbehagliches Gefühl der Unsicherheit in ihr zurückbleibt. Es könnte ein Naturwissenschafter einwenden, ein solches Gefühl bleibe angesichts der eindeutigen Vorgänge und Begriffe der exakten Wissenschaften niemals zurück, die häufige Wiederholung eines solchen zweifelhaften Geisteszustandes aber müsse eine ganz besondre Verfassung erzeugen, die prinzipiell verschieden sei von der des Naturwissenschafters. K. bemerkt die Eindeutigkeit der exakten Begriffe wohl und hebt sie später als einen bemerkenswerten Vorteil des naturwissenschaftlichen Denkens heraus. Er bemerkt auch die natürliche Unsicherheit der meisten geisteswissenschaftlichen Begriffe, aber er untersucht nicht genauer, ob nicht unter diesen Umständen die Arbeit in unsern beiden Disziplinen eine völlig verschiedene Art der Erziehung herbeiführen müsse.

Worin besteht nun nach Kerschensteiner die logische Schulung bei der Herübersetzung? Er unterscheidet vier Denkoperationen:

a) die aus dem Beobachten einer Tatsache sich selbst aufdrängenden Schwierigkeiten und Fragen für den Beobachter,

b) die vorläufigen Antworten, die gegeben werden, also die Vermutungen für die Lösung der Fragen,

c) die Verfolgung der vermuteten Lösungen mit Hilfe des Wissens an anderen Tatsachen, an Regeln, an Gesetzen durch Aufsuchen ihrer Konsequenzen für die Tatsache selbst und für ihre Beziehungen untereinander,

d) die Bestätigung oder Nichtbestätigung der endgültig akzeptierten Schlußfolgerungen durch Zusammenstellung mit anderen bekannten Tatsachen (Gedanken).

Vergleicht man diese Denkoperationen mit den von Dewey ermittelten, so ergibt sich, daß sie nicht wesentlich verschieden sind. Es ist das aber ein Ergebnis, das schon auf den ersten Blick befremdet und in der Tat bei weiterer Überlegung ernste Bedenken heraufführt. Soll wirklich die bei so verschiedenen geistigen Tätigkeiten eintretende logische Schulung die selbe sein? Soll der Inhalt der Tätigkeit das innerste Wesen der aufgewendeten Arbeit unbeeinflußt lassen? Soll hier

ein Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht bestehen?

Schon bei genauerer Betrachtung der These a werden Bedenken rege. Es handelt sich da um 'die aus dem Beobachten einer Tatsache sich selbst aufdrängenden Schwierigkeiten'. Die Ausdrücke 'Tatsache' und 'Beobachten' waren zu vermeiden, wenn nicht durch einen gewissen Doppelsinn, der ihnen hier anhaftet, der Unterschied zwischen den beiden verglichenen Disziplinen verwischt werden soll. Allerdings ist der beim Übersetzen gegebene Text tatsächlich so und nicht anders gestaltet, aber es ist ein Irrtum, wenn die einzelnen Elemente seines Inhalts, um den es sich allein handelt, als Tatsachen angesehen werden. Das Wort *νόμος* steht zwar tatsächlich in diesem tatsächlich gegebenen Zusammenhang, aber das Wort selbst ist ein Begriff, und der Zusammenhang ist ein begrifflicher. Aus der Nichtbeachtung dieses prinzipiellen Unterschiedes entspringt die scheinbare Identität der Denkoperationen. Ein Beobachten von Tatsachen an dem vorgelegten Text gibt es demnach nicht. Das in dem Text stehende Wort ist ein starrer Begriff. Es steht in einem starren begrifflichen Zusammenhang. Die bei einem physikalischen Vorgang auftretende Tatsache ist im Gegenteil eine kontinuierlich variable, wie der Tatsachenzusammenhang, in dem sie steht, und von ihm abhängig. Hier ist Beobachtung angebracht, die in gespannter Aufmerksamkeit den eintretenden Veränderungen als etwas unabhängig von uns sich Vollziehendem folgt. Selbst wenn wir im Experiment diese Veränderlichkeit in beabsichtigte Bahnen zu lenken versuchen, bleibt doch diese Variabilität und ihre Unabhängigkeit von uns bestehen, die uns zu der sorgfältigen selbstlosen Beobachtung zwingt, wenn anders wir überhaupt zu objektiven Resultaten zu gelangen wünschen. Die logische Struktur des Textes aber schließt Variabilität wie Beobachtung aus und setzt ganz andere geistige Vorgänge in Bewegung.

Hieraus ergibt sich, daß bei der Aufstellung der eintretenden Denkvorgänge auf beiden Arbeitsgebieten grundlegende Unterschiede außer acht gelassen sind. Geleistet ist eine erste Annäherung. Insofern es sich beidemal um geistige Durchleuchtung eines gegebenen Zusammenhangs handelt, sind die dabei auftretenden Funktionen richtig ermittelt. Die Differentia specifica ist aber nicht angegeben. Diese liegt gerade in dem Einsetzen und dem Ausbleiben der Beobachtung je nach dem Wesen des gegebenen Zusammenhanges.

In einem überaus interessanten und feinsinnigen Kapitel über 'Naturwissenschaft und die Entwicklung der sog. Beobachtungsgabe' kommt K. zu dem Schluß: 'Die Steigerung der Beobachtungsfähigkeit ist ein Erziehungswert, der nur den Erfahrungswissenschaften . . . anhaftet.' Wie ist diese Behauptung möglich, wenn es beim Übersetzen der alten Texte ein Beobachten von Tatsachen geben soll? Hier klafft ein Zwiespalt, den man nicht zu überbrücken vermag.

Vielleicht liegt ein Versuch, ihn zu überbrücken, in dem Ergebnis der eingehenden Untersuchungen vor, die K. der Beobachtungsgabe widmet. Er findet, daß es verfehlt ist, das einzige Charakteristikum der

Beobachtung in der Sinnestätigkeit zu suchen. Mit vollem Recht weist er darauf hin, daß Beobachtung in erster Linie ein geistiger Prozeß sei. Aber wenn man auch diesen Resultaten zustimmt, so ist doch damit eine Äquivalenz der Prozesse beim Übersetzen und physikalischen Arbeiten nicht erreicht. Gerade durch die grundlegende Einwirkung der Sinne und die Durchdringung der sinnlichen Wahrnehmung mit logischer Verarbeitung wird die Beobachtung zu einem ganz einzigartigen Vorgang, der seinesgleichen in der Philologie nicht hat.

Was die Beobachtungsgabe anlangt, so bleibt bei K. nur eine blasse, allgemeine Beobachtungsgabe zurück, von der er nicht viel Wesens macht. Viel lebendiger gestalten sich seine Darlegungen über die verschiedenen, so stark auseinander weichenden Arten der Beobachtung. Soll man nun meinen, daß die Verhältnisse bei der logischen Schulung anders lägen? Soll es nur eine Art der logischen Schulung geben? Etwa deswegen, weil es nur eine Logik gibt? Man stelle dem die Erfahrung gegenüber! Niemand wird abstreiten, daß man einem logisch denkenden Menschen zumeist die Art und den Ort seiner Schulung alsbald anmerkt. Es gibt eben logische Schulungen so viele wie Beobachtungsrichtungen, und sie scheiden sich tief voneinander. Wollte man den Wert des klassischen Unterrichts in dieser Hinsicht mit dem des naturwissenschaftlichen vergleichen, so mußte neben der Erhellung der gemeinschaftlichen Züge gerade die Festlegung der unterscheidenden geleistet werden.

Gesetzt selbst, man spricht der Übersetzertätigkeit die selbe Art der Erziehung zu wie der naturwissenschaftlichen, so bleibt immer noch die Frage offen, warum die Texte gerade altsprachliche sein sollen. K. tritt dieser Frage durch eine Unterscheidung nahe. Er trennt zwischen Texten, die eine Übertragung Wort für Wort gestatten, und solchen, die das Spiel der Vermutungen auslösen, denen er von seinem Standpunkt aus den höheren Wert beimißt. Texte der leichteren Art, die keine logische Schulung herbeiführen, gibt es in der Antike auch, aber sie sind weit seltner dort als in der neueren Literatur. Demgemäß wird den antiken Texten der höhere Erziehungswert zugesprochen. Ob es wirklich statthaft ist, eine solche Unterscheidung, die mir allzu hart erscheint, zu vollziehen und darauf eine Sonderung der alten und der neueren Sprachen aufzubauen, mache ich mich nicht anheischig zu entscheiden.

Widerum fällt aber auf, daß der Inhalt der Texte gar nicht in Rechnung gestellt wird. Wenn man diesem Verhalten näher auf den Grund geht, so stellt sich eine neue bezeichnende Eigentümlichkeit der Anschauungen des Verfassers heraus, die, wie man sie auch beurteilen möge, jedenfalls zu weiterem Nachdenken Anlaß gibt. K. schätzt die Gestaltung des Charakters auf der Schule höher ein als die Erziehung zum wissenschaftlichen Denken und Können, die heut wohl ziemlich allgemein noch das letzte Ziel der Unterweisung bildet. Damit hängt wider zusammen, daß er die völlig selbständige Arbeit des Schülers betont gegenüber dem Unterricht in der Klasse. Endlich steht seine Trennung zwischen Erziehungs- und Erkenntniswerten zu diesen Ansichten in Parallele.

Mit immer erneutem Nachdruck, ja mit Heftigkeit wendet sich K. gegen die 'Seuche des Überblicks' und gegen alle enzyklopädische Tendenz. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er damit gegen ein tatsächlich vorhandenes Unwesen vorgeht. Aber es scheint doch, als sei sein Maß zu hoch bemessen. Der Satz 'Ein Maximum von Urteilsfähigkeit bei einem Minimum von Kenntnissen' ist zwar energisch und klar, aber nicht unbedenklich. Daß wir an Überfütterung kranken, wird wohl vielfach zugegeben werden, aber es ist doch nicht möglich, alles reine Tatsachenwissen zu streichen, und es ist sehr schwer anzugeben, an welcher Stelle wir mit solchem Wissen Schluß zu machen hätten. Dahinter stecken in Wirklichkeit recht verwickelte Fragestellungen, die durch starkes Behaupten allein nicht aus der Welt geschafft werden können. Hier, wie überhaupt so oft sonst, liegt die höhere Kunst in der Festlegung der richtigen Grenzlinie.

Auch die höhere Einschätzung der selbständigen Arbeit des Schülers gegenüber dem Unterricht bedarf der Einschränkung. In Wirklichheit stehen beide oder sollten beide in Wechselwirkung miteinander stehen, und es dürfte wider sehr schwierig sein, auch hier die richtige Grenzlinie zu ziehen. Jedenfalls sollte nicht übersehen werden, daß der Unterricht die Stelle ist, wo die von K. selbst so hoch eingeschätzte Persönlichkeit des Lehrers zu reiner und freier Entfaltung gelangen kann. Bei der Schülerarbeit wird die Persönlichkeit meist gar nicht oder nur in beschränktem Maße sich herausstellen können.

Endlich wird es sich nicht empfehlen, die Erziehungswerte so scharf von den Erkenntniswerten zu trennen, wie es hier versucht wird. Wir wissen wohl, daß ein Erkenntniswert in einen Erziehungswert übergehen kann, sobald der Schüler aus ihm Maximen für sein Handeln zu formen beginnt, und diese Maximen beginnen auf sein Willensleben zu wirken. Auch hier ist meist die Persönlichkeit des Unterrichtenden der ursprüngliche Träger der Erregung, die dann in diesem oder jenem Sinne auf den jugendlichen Menschen überzugreifen beginnt.

K. selbst erkennt außer der logischen Schulung noch andre Erziehungswerte an, und zwar solche, die ihren Weg durch die Erkenntnis genommen haben müssen. Er stellt für die Naturwissenschaften die hauptsächlichsten dieser Werte zusammen und leistet damit seiner Wissenschaft einen höchsten Dienst. Er findet, daß der Geist der Gesetzmäßigkeit, das Bedürfnis nach eindeutiger Ausprägung der Begriffe, das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Ergebnisse der eigenen Arbeit, die Ehrfurcht vor der geistigen Tätigkeit und die Wahrheitsliebe gefördert werden. Dieser Unterricht entwickelt gewisse Beobachtungsgaben, erzieht zu peinlicher Genauigkeit im Arbeiten, stellt die Notwendigkeit der Hilfsbereitschaft und der gemeinsamen Arbeitszwecke heraus. Es ist leicht ersichtlich, daß diese hohen Ziele nur durch ein schönes Zusammenwirken von Unterweisung und Selbsttätigkeit erreicht werden können. Es ist auch leicht zu erkennen, daß bei diesem Ineinandergreifen der Unterschied zwischen Erziehungs- und Erkenntniswerten ein fließender werden muß.

Sollte nun aber in K.s Untersuchung die alte Frage endgültig

entschieden werden, so war nicht nur die Anteilnahme der klassischen Wissenschaften an der logischen Schulung zu beleuchten, sondern es mußten auch, wie das für die Naturwissenschaften so schön geleistet ist, für die Antike die Vorteile deutlich gezeigt werden, die aus der Unterweisung in ihr für den Schüler lebendig werden können. Erst wenn wir diese klar vor Augen hätten, würde eine vollständige Beantwortung der alten Frage möglich sein. Aber dieses Verlangen bleibt ungestillt. Vielmehr heißt es auf S. 85: 'Es ist bekannt, welch hohe Bedeutung die Altphilologen gerade deshalb auf die Beschäftigung mit der Sprache der Griechen und Römer legen, weil diese Beschäftigung zugleich moralische, ästhetische und gewisse intellektuelle der Geschichte der menschlichen Kultur entspringende Güter übermittelt. Aber dabei handelt es sich eigentlich nur um Erkenntniswerte, und da allen Wissenschaften natürlich andre Erkenntniswerte anhaften, so dreht sich bei den Lehrern ein nicht unwesentlicher Teil des Streites über den Vorrang einer Disziplin darum, welche Erkenntniswerte die wichtigsten für die Erziehung sind.' An dieser Stelle wankt die Deduktion. Die Trennung der beiden Wertgruppen wird zum Schluß nicht mehr innegehalten, aber am Anfang des Satzes muß sie dazu dienen, die Frage nach dem bildenden Wert des Inhalts der Antike abzulehnen.

Wenn auch die alte Frage unsres Erachtens unbeantwortet bleibt, so bietet doch das Buch eine Fülle von Anregungen, die über das Problem des Untertitels hinaus das Wesen und den Wert der Naturwissenschaften betreffen. Mit dem Herzen steht K. auf Seite der Antike, wie seiner Naturwissenschaft. Aber die Stimme des Herzens verleitet ihn zu keiner Parteilichkeit. Von vorbildlicher Objektivität ist seine Abwägung der Vorzüge und Mängel beider Wissensgruppen. Am deutlichsten tritt das für die Naturwissenschaft in dem interessanten Kapitel 'Über einen Mangel im Erziehungswert der Naturwissenschaften' zutage, wo er darauf hinweist, daß diese Wissenschaften zwar in die Welt des Müssens, aber nicht in die des Sollens einführen. Einen Vorrang für die Antike leitet K. aus dieser Betrachtung keineswegs ab. Er bestreitet die Anschauung vieler Philologen, daß nur Latein und Griechisch die eigentliche Via triumphalis seien, die in das Reich des Sollens einführt, und erklärt in dieser Hinsicht die deutsche Litteratur für völlig ausreichend.

In welchem Interesse man auch das Buch in die Hand nehmen möge, sei es um den Wert der altsprachlichen Studien oder den der naturwissenschaftlichen zu höherer Bewußtheit zu erheben, man wird immer reichen Gewinn aus den lebendigen Darlegungen des Verfassers ziehen, ganz gleichgültig, ob man dabei geneigt ist, ihm zuzustimmen oder sich ablehnend zu verhalten.

Berlin. Ernst Goldbeck.

---

1) Roller, Karl, Schulkind und Elternhaus, 98 Seiten. Leipzig 1914, Quelle und Meyer. Preis geh. 1,20 ℳ.

Unter ausgiebiger Verwendung zahlreicher wichtigerer Erscheinungen der Fachliteratur — darunter seiner eigenen schönen Arbeit

über 'Hausaufgaben und höhere Schulen' (Lpz. 1907) behandelt der sachkundige Verfasser in fünf Abschnitten die Gebiete der Jugenderziehung, auf denen für die Schule 'die Mitwirkung des Elternhauses ganz besonders wertvoll erscheint', Charakter-und Geschmacksbildung, die hygienische Seite der Erziehung, die Strafe, Nebenbeschäftigungen und Zerstreuungen und den Selbstmord im jugendlichen Alter, um dann in einem Schlußworte noch kurz der Fahrschüler, der Schülerpensionen und der Elternabende zu gedenken. Zur ersten Einführung in das jetzt mit Recht so vielbehandelte Gebiet ist die gut lesbare Schrift sehr wohl geeignet, obwohl ihr, namentlich im Hinblick auf ihre Einwirkung auf Elternkreise, ein etwas weniger trocken-lehrhafter Ton zu wünschen wäre, ein solcher etwa, wie ihn Matthias in seinen vom Verfasser oft herangezogenen oder H. Weimer in seinen von ihm leider nicht benutzten Schriften anzuschlagen gewußt hat. Als Quelle weiterer Belehrung hätte Verfasser wohl gut getan, auch Karl Oppels noch immer sehr wertvolles 'Buch der Eltern' anzuführen, in dessen fünfter Auflage (Frankfurt a. M. 1906) in einer langen Reihe von Anmerkungen viele, wenn ich die eigene Arbeit richtig beurteile, zur Vertiefung in den Gegenstand anregende Materialien enthalten sind. Auch an dieser Stelle möchte ich den Rat erneuern, daß in den Elternsprech- und in den Direktorvorzimmern der Schulen doch die wichtigsten Bücher über Hauspädagogik und Beziehungen der Schule zum Elternhaus ausgelegt und so den Eltern zur Kenntnis gebracht werden möchten; bei der Ausstattung der genannten Räume sollte überhaupt ihrer Zweckbestimmung besser Rechnung getragen werden, als es meist geschieht.

2) Edert, E., Die Tagesschule, die Schule der Großstadt. Der Plan ihrer Ausführung in Kiel. II, 33 Seiten. Berlin und Leipzig 1914, B. G. Teubner (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht Heft 12). Preis 1 ℳ.

In Charlottenburg besteht seit dem Jahre 1910 auch für die Schüler der Vorschul- und Unterklassen der höheren Schulen eine Waldschule, die jedoch nur während des Sommers geöffnet ist; den Plan dieser Waldschule hat der Verfasser der vorliegenden, sorgsam aufgebauten Schrift weiter ausgedacht und durch Verhandlungen mit der staatlichen und der städtischen Behörde erreicht, daß dem Gedanken einer alle Klassenstufen umfassenden, das ganze Jahr hindurch geöffneten, nach dem Lehrplan der Oberrealschule arbeitenden Tagesschule in der schön gelegenen Kieler Vorstadtbesitzung Viehburg näher getreten werden soll; die Einzelheiten der Unterhaltung und der Ausgestaltung der Schule werden von dem Verfasser geschickt und in einer für den Plan leicht gewinnenden Weise dargelegt, und man darf der Durchführung des Versuches und der Art seines Erfolges mit Spannung entgegensehen. Ob das Bedürfnis nach dem hier geplanten Mittelding zwischen der 'alten Lernschule' und dem Internat oder Landerziehungsheim wirklich so groß ist, wie Verf. es einschätzt, mag offen gehalten werden; irrig und die volkserzieherische Aufgabe der Schule über ihre natürlichen Grenzen ausdehnend ist jedenfalls der Satz (S. 3), daß 'wirkliche er-

ziehliche Einwirkung nur bei ständigem, regem Verkehr zwischen Lehrer und Schüler möglich ist': die Schule kann die ihr bei gesunden Verhältnissen zufallende Aufgabe gewiß auch im Rahmen der jetzigen Einrichtungen durchaus erfüllen; nur das zunehmende Versagen der Erziehungsfähigkeit des Elternhauses in gewissen Kreisen führt dazu, daß man ihren Aufgabenkreis erweitern und sie z. T. auch zur Trägerin der Hauserziehung machen will. Als Notbehelf mag die geplante Tagesschule ihren unbestreitbaren Wert haben: wenn der eben angeführte Satz sie zum Schulideal stempeln will, so verdient er bekämpft zu werden. Den in seinem Kerne jedenfalls richtigen Satz (S. 9), daß 'von sechs aufeinanderfolgenden Stunden zwei fast wertlos sind', sollten sich die Anhänger der Kurzstunde und der ungeteilten Unterrichtszeit ins Notizbuch schreiben.

3) Dürerschule Hochwaldhausen. Erster Bericht über die Zeit von Oktober 1912 bis April 1914. Mit 15 Bildern und einer Beigabe. Leipzig und Berlin 1914. B. G. Teubner. (Die Bücherei der Dürerschule I.) Preis 1 *M*.

Zu der Freien Schulgemeinde Wickersdorf und der Odenwaldschule Oberhambach ist im Herbst 1912 als dritte Anstalt die Dürerschule im oberhessischen Hochwaldhausen hinzugetreten, von deren bisheriger Entwicklung der vorliegende, mit netten Abbildungen aus dem Schulleben ausgestattete Bericht recht Günstiges zu erzählen weiß; wenn die allgemeinen Ziele der Anstalt sich im wesentlichen mit dem decken, was vor kurzem K. Prodinger in seiner Schrift 'Die Schulgemeinde — eine Lebensmacht' (Berlin-Zehlendorf 1913) ausgeführt hat, so will die Dürerschule ihrem Namen dadurch noch besonders gerecht werden, daß sie — vor allem auf dem Gebiete der künstlerischen Erziehung — Volksbildungsarbeit im Anschluß an die Schule zu treiben sucht: es läßt auf einen schönen Erfolg schließen, wenn uns am Schlusse des Berichts mitgeteilt werden kann, daß mit der Dürerschule als Mittelpunkt 'eine den gesamten östlichen Vogelsberg umfassende Organisation für Volksbildung unter lebhafter Anteilnahme der beteiligten Gemeinden geschaffen wurde'. In der starken Selbsttätigkeit der Schüler für die Schule selbst wie für die erwähnte Volksbildungsarbeit im Anschluß an die Schule kann ein Moment der Kraft enthalten sein, das bei richtiger Leitung gewiß sehr bedeutungsvoll werden kann.

4) Paul Menge, Rudolf Menge. Ein Lebensbild. Mit Bildnis. 48 Seiten. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses. Preis 1 *M*.

Für die an guten Lebensbildern hervorragender Vertreter des höheren Schulwesens nicht allzu reiche schulgeschichtliche Literatur bedeutet die vorliegende Schrift einen sehr erfreulichen Zuwachs. Sie schildert in schlichter, aber fesselnder Weise, wie der Sohn des Weimarer Maurermeisters nach einer harten Jugend, deren dem Schulbesuch gewidmeter Teil den Lehrgang des Reformgymnasiums vorwegnimmt, mit dem Ziel des Gymnasiallehrers vor Augen in Jena und Berlin klassische Philologie studiert, dann in Weimar, Eisenach und Halle als Genosse von Männern wie Rassow, Weniger und Frick eine zunehmend

bedeutungsvolle Lehrtätigkeit ausübt und schließlich von 1895 ab bis zu seinem Tode (23. Oktober 1912) als Oberschulrat in Oldenburg an der Spitze eines umfassenden Schulwesens allen Zweigen des Unterrichts seine umsichtige und erfolgreiche Sorge zuwendet, der inneren wie äußeren Hebung des Oberlehrerstandes unermüdlich zu dienen bestrebt ist und als Schulaufsichtsbeamter das nicht gerade leichte Erbe Ramsauers durch sein ebenso anregendes wie schonendes Eingreifen zu neuer, fruchtbarerer Geltung bringt. Dem Bilde des Lehrers und des Schulverwaltungsbeamten tritt ebenbürtig, wie es sich gebührt, das des an Herbart anknüpfenden Theoretikers der Pädagogik und des philologischen Forschers zur Seite; wir erfahren u. a., wie der 1872 zum erstenmal nach dem Süden Gereiste die Eindrücke dieser Reise von 1876 an für seine bleibend wertvollen Arbeiten auf dem Gebiete von 'Gymnasium und Kunst' verwertet, wie er die Pflege der Anschauungsmittel durch die Gründung eines — leider später wider aufgelösten — Schulmuseums in Eisenach zu fördern weiß, wie er dem 'Familienheiligen' Cäsar in entsagungsvoller Arbeit seine vielseitigen, vor allem lexikographischen und quellenkritischen Studien widmet und von der griechischen Reise des Jahres 1890 den Stoff zu seinen durch den persönlichen Umgang mit Schliemann und Dörpfeld einerseits und die alte verständnisvolle Liebe zu Homer auf der anderen Seite bestimmten Schriften über Troja und Ithaka heimbringt. Die Mühsal des oldenburgischen Amtes hat manchen Plan des gedankenreichen, auch der zeitgenössischen Dichtung immer wider mit feinsinniger Teilnahme zugewandten Mannes nicht zur Durchführung kommen lassen, wie denn z. B. leider ein gewiß sehr wichtiger Aufsatz über Gebärdenspiel und stumme Handlung in der Odyssee nicht vollendet worden ist, aber die Fülle dessen, was Menge als Schriftsteller geschaffen hat, tritt uns in dem beigegebenen Schriftenverzeichnis doch auf für die beiden letzten Jahrzehnte in Bewunderung weckendem Umfang entgegen, und von dem hohen Sinne, in dem der nie zum bloßen Verwaltungsmann Gewordene sein Amt als Leiter eines großen Schulwesens aufgefaßt hat, legen viele vortreffliche Aufsätze in den von ihm mitherausgegebenen 'Lehrproben und Lehrgängen' nachahmenswertes Zeugnis ab. Der Umstand, daß der Sohn der Biograph Menges ist, hat dem Lebensbilde manches Wort des Lobes und der Anerkennung ferngehalten, das an sich sehr am Platze gewesen wäre und das nun der Leser sich ergänzen muß; an den Sohn darf sich aber die Bitte richten, daß er aus dem handschriftlichen und brieflichen Nachlasse seines Vaters, wenn irgend möglich, noch gar manchen Schatz heben und seine Veröffentlichung mit einer Auswahl der wichtigsten Aufsätze Menges verbinden möge.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.



Wilhelm Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. 1. Texte. 2. Deutsche, französische und englische Sach- und Worterklärungen. 6. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. VIII, 256 u. 146 S. Geb. 4 ℳ.

Das Lesebuch hat jetzt seine zwei Teile, von denen der erste Teil über Deutschland im allgemeinen handelt, während der zweite Teil deutsche, französische und englische Sach- und Worterklärungen gibt. Der erste Teil zerfällt in zwei Teile: I. Zur deutschen Landes- und Volkskunde. II. Zum deutschen Geistesleben; von diesem letzteren Teil sind die Hauptabschnitte: a) Allgemeines; b) Zum Universitätswesen; c) Zur Sprache und Literatur; d) Zur Geschichte; e) Zur Philosophie und Kunst; f) Zur Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre; g) Zur Medizin und Naturwissenschaft; h) Einige Briefe hervorragender Persönlichkeiten.

Die Auswahl ist sehr geschickt gemacht, man liest mit Vergnügen in dem Buche. Besonders wird man dem, was Helmholtz, Paulsen, Vahlen, C. Beyer über die Gründung einzelner Universitäten sagen, durchaus zustimmen, wenn man die Gegensätze der ausländischen Universitäten betrachtet. Auch die Charakteristiken einzelner deutscher Gelehrter wie die der Gebrüder Grimm, Lessings, Goethes sind vortrefflich. Der folgende Abschnitt: Zur Geschichte, bringt ebenso manches, was der auswärtige Student lesen soll: Luther und Melanchthon von Heinrich von Treitschke und Harnack und Friedrich der Große und Maupertuis von L. Diels.

Weniger scheinen mir besonders die beiden Absätze f und g glücklich gewählt zu sein. Abgesehen davon, daß einige Artikel so gekürzt sind, daß man aus ihnen kaum den ordentlichen Zusammenhang mehr erkennt, wird das Zusammengedrängte nicht ganz deutlich und klar. Indessen weiß man nicht, wieviel die Redaktion des Verlages hierbei mitspielte, wieviel der Verfasser, dem man eigentlich keinen Vorwurf machen kann. Fünf Briefe sind angelehnt, von einem Briefe der Königin Luise an bis auf einen solchen von Moltke an seine Braut. So wird das Ganze mit der Neuzeit abgeschlossen, um den Leser auch mit dieser bekannt zu machen.

Berlin H. Morsch.

Sloane, William H., Professor an der Columbia-Universität zu New-York, Roosevelt-Professor 1912: Die politische Erziehung des jungen Amerikaners. Nebst einem Geleitwort von Professor Dr. B. J. Wheeler, Präsident der Staatsuniversität von Kalifornien, Roosevelt-Professor 1910. Erstes Heft der 'Schriften der Wheelergesellschaft zur Erörterung von Fragen des deutschen u. ausländischen Bildungswesens'. Berlin, 1914, Weidmannsche Buchhandlung, 25 S., Preis 1 ℳ.

Ein Buch über amerikanische Erziehungsverhältnisse ist an sich schon allgemeinen Interesses sicher; wie viel mehr, wenn es uns ein Amerikaner schreibt. Und in mannigfacher Hinsicht kommt der Leser denn auch auf seine Rechnung. Zunächst und hauptsächlich hört man allerlei Interessantes über politische Zustände in Amerika: ich nenne nur die anschauliche Schilderung des 'Boß', dieser Verkörperung amerikanischer Korruption. In pädagogischer Hinsicht sodann ist vor allem bemerkenswert, daß Sloane die bürgerkundlichen Schulbücher ziemlich gering ein-

schätzt, obwohl die Grundideen des amerikanischen Parteisystems in manchen recht klar und verständlich niedergelegt seien: dieses kaleidoskopartig von Minute zu Minute sich wandelnde Gebilde lasse sich recht doch nur durch gründliche Erforschung längerer Perioden erfassen. Außerdem mögen noch die Ausführungen über die schnelle Amerikanisierung der Einwandererkinder hervorgehoben werden, sowie einzelne Schulkuriosa. — Über dergleichen Einzelheiten hinaus werden unsere Erwartungen von dem Büchlein freilich nicht erfüllt. Was man hauptsächlich in ihm sucht, nähere Mitteilungen über die Gestaltung des staatsbürgerlichen Unterrichts und über die Erfahrungen mit der School City, findet man nicht; die School City wird überhaupt nicht erwähnt, über bürgerkundlichen Unterricht nur auf einer halben Seite gehandelt; über diese Dinge wird die vom Verein für staatsbürgerliche Bildung in Aussicht gestellte Schrift ganz anderes Material bringen. Was Sloane will, ist auch ein anderes: er will die Bedeutung all der verschiedenen politisch erziehenden Lebensmächte schildern: der Familie, der Kirche, der Schule, der Presse und vor allem der 'wirklichen Volkserzieherin in der Politik', des Parteiwesens. Dieses wird daher am ausführlichsten behandelt, unter dem Gesichtspunkt der Erfahrungen, die der junge Amerikaner in der erlebten Politik sammelt. In ganzen ist dabei denn freilich ein Mixtum compositum herausgekommen, in dem es oft recht schwierig ist, den roten Faden zu finden.

Hingewiesen sei noch auf das Geleitwort Wheelers, das die Verschiedenheit der den Nationen gestellten Aufgaben und der dadurch bedingten Erziehungseinrichtungen betont.

Charlottenburg. Gerh. Schapper †.

---

1) W. Staerk, Neutestamentliche Zeitgeschichte. I. Der historische und kulturgeschichtliche Hintergrund des Urchristentums. Mit 3 Karten. 177 S. kl. 8. — II. Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Mit einer Planskizze. 151 S. kl. 8. (Sammlung Göschen Nr. 325 u. 326). 2. verb. Aufl. Jedes Bändchen geb. 0,80 ℳ. — Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1912.

Man bestrebt sich in neuerer Zeit vielfach, die früher dem Theologen und Religionshistoriker vorbehaltenen Fragen auch dem gebildeten Laien in populärwissenschaftlicher Darstellung zur Beurteilung vorzulegen. Ohne Zweifel kann auf diese Weise das Verständnis für Wesen und Wert des Christentums besser gefördert werden, als wenn nur die Zünftigen darüber ein Urteil zu fällen vermögen. Der ganze Trieb der Zeit geht heute nach einer gründlichen Prüfung aller Probleme des Wissens und Glaubens, und schließlich hat auch jeder das Recht, in dieselben so weit eingeführt zu werden, als es seiner Auffassungsgabe entspricht. Eine Frage von einschneidender Bedeutung ist die nach dem Zusammenhang des Urchristentums und der werdenden Kirche mit den politischen und religiösen Zeitverhältnissen. Das ist das Gebiet, welches die 'Neutestamentliche Zeitgeschichte' behandelt. Sie weist auf, welchen Einfluß sowohl Judentum wie Hellenismus auf die Ausgestaltung der christlichen Gedanken gehabt haben, muß aber zu dem Zwecke das Werden dieser beiden Geistes- und Kulturrichtungen verfolgen. Eine

recht annehmbare und alles Wichtige bietende Darstellung hierüber enthalten die beiden vorliegenden Bändchen, die, aus berufener Feder hervorgegangen, einen ausgedehnten Leserkreis gefunden haben; eine zweite Auflage ist bereits nötig geworden. Sie bieten des Anziehenden so viel, daß wir ihnen recht viel neue Leser wünschen. Dabei wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß man davon auch im Religionsunterrichte der Sekunda und Prima mit Erfolg Gebrauch machen kann.

Da sowohl die politische und kulturelle, als auch anderseits die religiöse Zeitlage an dem Christentum nicht spurlos vorübergegangen ist, so zerfällt die Darstellung naturgemäß in drei Hauptteile, von denen sich die beiden ersten auf das erste Bändchen verteilen. Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen der neutestamentlichen Zeitgeschichte stehen dabei an erster Stelle. Mit dankenswerter Gründlichkeit orientieren uns hier vor allem die Abschnitte über die politische Geschichte Palästinas von Alexander dem Großen bis zum Tode Herodes' des Großen, die römische Provinzialverwaltung, die religiöse Kultur im griechisch-römischen Weltreiche, die jüdische Diaspora. Sehr wichtig ist, daß bei Behandlung der religiösen Kultur auf die Mysterienreligionen und die Mysterientheologie näher eingegangen wird. Immer mehr stellt es sich ja heraus, daß beides tiefer auf kultische und dogmatische Eigentümlichkeiten eingewirkt hat, als man früher glauben mochte; ihre Kenntnis ist also sehr wichtig. Der zweite Teil umfaßt die politische Geschichte des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Der prägnant gefaßte Abriß, der trotzdem nichts Wichtiges ausläßt, ist gut zu gebrauchen; er geht bis zum Aufstand des Bar Kochba. Als Anhang enthält das erste Bändchen noch Zeittafeln zur Welt- und Zeitgeschichte, eine Seleukiden- und Ptolemäertabelle, ein Verzeichnis der Hohenpriester im neutestamentlichen Zeitalter, sowie eine geographische Übersicht über die im Neuen Testament vorkommenden Örtlichkeiten mit eingestreuten lokalhistorischen Notizen, die uns sehr wertvoll dünkt. Der dritte Teil, das zweite Bändchen ausfüllend, handelt von der Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Hier wird gezeigt, welche Macht das damalige Judentum war, einesteils nach seiner strengen Gesetzlichkeit, anderseits nach seiner Propagandatätigkeit. An den Begriff 'jüdische Kirche', den der Verfasser gebraucht, den wir aber auch schon anderswo gefunden haben, muß man sich unseres Erachtens erst noch gewöhnen; 'jüdische Religionsgemeinschaft' würden wir immer noch vorziehen, da uns 'Kirche' doch ein spezifisch christlicher Terminus zu sein scheint, wenn auch sachlich nichts dagegen einzuwenden wäre. Vor allem wichtig sind in diesem Teile die Ausführungen über die religiösen Vorstellungen und die Zukunftshoffnung; hier ist der Punkt, wo Altes und Neues Testament miteinander verknüpft sind, und das Studium dieser Stücke wird für viele sehr wertvoll sein können. Mit einer Darstellung der orientalisch-hellenistischen Einflüsse auf die jüdische Religion schließt der dritte Teil. Auch dieser letzte Abschnitt enthält wichtige Ausführungen, wie z. B. über den jüdischen Mönchsorden der Essener, über die Religionsphilosophie des Philo, die ja im Neuen Testament weitergebildet ist, und über den Zusammenhang der neutestamentlichen Geburtsgeschichten mit griechischen und orientalischen

Spekulationen. Als Anhang sind zwei wertvolle Ausführungen beigefügt, erstlich ein Abriß über das jüdische Kirchenjahr und Kalenderwesen, und dann eine sehr instruktive Zusammenstellung der jüdischen Literaturgeschichte, die auf kleinem Raume einen prächtigen Überblick gewährt. Wir können nur mit höchster Anerkennung von dem Ganzen sprechen.

2) Edv. Lehmann und P. Petersen, Die Bibel in Auswahl für Schule und Heim, unter besonderer Berücksichtigung von Dr. Martin Luthers Übersetzung herausgegeben. Mit Zeichnungen von E. M Lilien. 646 S. 8. — Braunschweig und Berlin, George Westermann, 1912.

Das vorliegende Buch ist in erster Linie als eine Schulbibel zu bezeichnen. Es ist vom pädagogischen Standpunkte aus nur zu billigen, wenn man dem Schulkinde, das nach Behandlung der biblischen Geschichten, die doch immer nur Ausschnitte darstellen, nun auch in den Zusammenhang der heiligen Geschichte nach dem Wortlaut der Originalschriften eingeführt werden soll, nicht die ganze Bibel in die Hand gibt. Denn neben vielem für unsere Zeit und sein Verständnis ziemlich Wertlosem enthält sie doch auch manche Darstellung, die bei einem noch unentwickelten Gemüte leicht Anlaß zur unangemessenen Erregung der Phantasie werden kann; alle sogenannten 'anstößigen' Stellen eignen sich nicht für Schullektüre. Schulbibeln sind in letzter Zeit in erheblicher Anzahl auf den Büchermarkt gekommen. Für welche man sich entscheidet, wird vielfach Geschmacksache sein. Käme es aber allein auf äußere Ausstattung an, dann würden wir uns wohl ohne weiteres für die vorliegende aussprechen können. Denn die nicht nur künstlerisch sehr schönen, sondern auch historisch und kulturgeschichtlich möglichst richtig widergegebenen Abbildungen in Schwarzdruck bilden einen wohltuenden, gar nicht aufdringlichen Schmuck. Auch die technisch hochstehenden Zierleisten erhöhen den guten Eindruck. Aber auch sonst hat diese Ausgabe ihre Vorzüge. Zunächst ist eine sehr glückliche Auswahl und Abteilung getroffen worden, und ferner ist der Wortlaut, der sich an Luthers Übersetzung anlehnt, unter ausgiebiger Benutzung der Ergebnisse der exegetischen und textkritischen Forschung festgestellt, so daß ein glatt lesbarer und verständlicher Text entstanden ist. Wenn das Vorwort betont, daß das Buch der Bibel viele neue Leser zuführen und zu dem Zwecke schon dem Kinde ein treuer Freund werden wolle, so wünschen wir, daß sich das erfülle und die Kinder auch in ihrem späteren eigenen Heim noch fleißig darin lesen mögen. Denn für Schule und Heim soll diese Auswahl sein.

3) Johannes Weiß, Synoptische Tafeln zu den drei älteren Evangelien mit Unterscheidung der Quellen in vierfachem Farbendruck. Ergänzung zu dem Werke 'Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt'. 16 S. gr. 8. 50 ₰. — Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1913.

Die Tafeln sollen die Zusammenarbeitung der synoptischen Evangelien und ihre gegenseitige Abhängigkeit veranschaulichen. Bei der Behandlung des synoptischen Problems in den oberen Klassen höherer Schulen vermögen sie gute Dienste zu leisten, und für die Schüler wäre

die Anschaffung erwünscht. Selbstverständlich sind sie auch dem Fachstudium sehr dienlich.

4) Conrad von Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte. Zweite Auflage in 2 Bänden. Band 2 (5 Lieferungen). VIII u. 478 S. 8. 2 ℳ die Lfg. — Bonn, Marcus u. Weber, 1913.

Der erste Band ist im Jahrgang 1912 dieser Zeitschrift (S. 668 ff.) besprochen. Dort ist über Anlage und Bedeutung des Werkes das Nötige gesagt. Wir haben es jetzt nur zu begrüßen, daß der zweite abschließende Band so schnell gefolgt ist. Als nach Erscheinen der ersten Lieferung der Verfasser starb, schien die Vollendung des Werkes gefährdet. Allein das Manuskript war, wie sich herausstellte, druckfertig gemacht, und so konnte die Veröffentlichung unter Aufsicht des Sohnes des Verstorbenen, des Pfarrers Dr. K. von Orelli, ungehindert vor sich gehen. Der zweite Band zeigt sich dem ersten durchaus ebenbürtig. Er behandelt zunächst die indogermanische Familie, dann die afrikanische, die amerikanische und die ozeanische Gruppe. Die Darstellung ist auch hier durchweg schlicht und verständlich und zeugt von einer umfassenden Beherrschung des Stoffes. Da sie zugleich eine populäre sein soll, so ist der wissenschaftliche Apparat auf das Notwendigste beschränkt, was an sich kein Nachteil ist. Bei der Religion der Germanen hätte unseres Erachtens die prähistorische Zeit mehr berücksichtigt werden können. Was wir aus den Funden des letzten Jahrzehnts über Bestattungsweise und Totenkultus erfahren haben, läßt ziemlich sichere Schlüsse auf die religiösen Anschauungen über den Zustand nach dem Tode und über die Beziehungen der Totengebräuche zum Dämonenglauben zu; auf nicht ganz einer Seite dies abzutun, ist etwas wenig. Es wäre überhaupt zu erwägen, ob nicht bei einer nötig werdenden Neuauflage im allgemeinen der Vorgeschichte mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden ist und deren Ergebnisse jedesmal in einem besonderen Abschnitte verwertet werden könnten. Als Schlußbemerkungen enthält der Band die in anderen Werken in der Einleitung behandelten Fragen über die Allgemeinheit der Religion, ihre früheste Gestalt und über das Verhältnis der Völkerreligionen zum Christentum. Die hier vertretenen Ansichten werden wohl nicht allgemein Anerkennung finden können.

5) Alfred Seeberg, Die Taufe im Neuen Testament. 6.—10. Tausend, 2. verm. u. verb. Aufl. 32 S. 8. (Bibl. Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten, herausgeg. von D. Friedrich Kropatscheck, Serie I, Heft 10.) 0.50 ℳ. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1913.

Die 'Biblischen Zeit- und Streitfragen' wollen populäre Darstellungen in apologetisch-orthodoxem Sinne über allerhand Fragen geben, die bei Erörterungen über biblische Gegenstände aufgeworfen zu werden pflegen. Die christliche Taufe, ihr Wert und ihre Bedeutung bildet ein viel besprochenes Thema, bei dem die verschiedenartigsten Ansichten laut werden. Dabei kommt es sehr darauf an, welchen Inhalt man der Taufe, so wie sie im Neuen Testament vorkommt, zu geben vermag. Diese Frage behandelt der Verfasser in dem vorliegenden Heftchen, das nun in zweiter Auflage erschienen ist. Er vertritt den Standpunkt, daß sich die

johanneische Taufe, die im Neuen Testament an erster Stelle erscheint, eng an die jüdische Proselytentaufe anschließt, und zwar mit Betonung der ursprünglichen Idee derselben, wonach diese eine symbolische Darstellung der innern Reinigung war und als Folge der letzteren Gottes Vergebung zusicherte. In diesem Zusammenhang wird auch auf die vielumstrittene und in vielfachem Sinne entschiedene Frage nach der Bedeutung, die Jesus seiner durch Johannes vollzogenen Taufe beilegte, eingegangen. Auch die urchristliche Taufe war eine sinnbildliche Darstellung innerlicher Reinigung, zu der sich der Täufling verpflichtete, und die ihm Sündenvergebung verbürgte. Das ergibt sich aus der urchristlichen Taufordnung, die wir aus mehreren Stellen im wesentlichen bestimmen können. Dabei wurde aber, entsprechend dem durch Christum geschaffenen Neuen, auf die persönliche Stellung des Täuflings zu Jesu und den Heilstatsachen außerdem noch der Wert gelegt. Die Frage, ob man der Taufe dabei eine magische Kraft zuschrieb, verneint der Verfasser; seine Deutung der in Frage kommenden Stellen überzeugt aber nicht. Sehr früh nun verbindet sich mit dieser urchristlichen Auffassung von der Taufe der Gedanke, daß durch die Reinigung von der Sünde die Mitteilung des Geistes hervorgerufen werde, und dies wurde symbolisch durch Handauflegung, wahrscheinlich auch durch Ölsalbung dargestellt. Die Geistestaufe wird so zu einem der Wassertaufe parallelen und mit ihr eng verbundenen Akte. Ja man nahm sie sogar als Ersatz für die an Heiden nach dem Vorgang der jüdischen Proselytentaufe eigentlich vorzunehmende Beschneidung, und die Apostelversammlung in Jerusalem erkannte dies ausdrücklich an (Act. 15, 8). Hervorzuheben ist, daß sich der christliche Taufunterricht, der sich schon früh verfolgen läßt, ebenfalls als direkte Fortsetzung der mit der Proselytentaufe verbundenen Unterweisung darstellt. Mit Einführung der Kindertaufe wurde wohl der ursprüngliche christliche Taufakt in seiner Bedeutung etwas verschoben und in zwei getrennte Akte geteilt (Taufe und Konfirmation, d. h. Wasser- und Geistestaufe), aber das Wesen der Sache ist dadurch nicht geändert worden, indem die Taufe für den Christen immer 'ein Sinnbild innerer Reinigung von sündhafter Willensrichtung und ein Unterpfand der dem Individuum geltenden sündenvergebenden Gnade Gottes' ist, die ihn zugleich von Jugend auf unter die Wirksamkeit des Geistes stellt. Bei dieser ganzen Darstellung, die sich auf eingehende biblische Forschungen gründet und zu Resultaten kommt, die auch von Christen freierer Richtung angenommen werden können, ist eins bedeutsam, daß sie nämlich von der Lehre Luthers, der doch sonst für die Orthodoxie als maßgebend gilt, in nicht unwichtigen Punkten auffallend abweicht.

6) Goetz, Das apostolische Glaubensbekenntnis. 1.—10. Tausend. 64 S. 8. 50 ₰, geb. 80 Pf. Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgeg. von Fr. M. Schiele, IV. Reihe 17. Heft. — Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1913.

Wer den Kampf, der sich seit einigen Jahren wider für und gegen das Apostolikum als eine verpflichtende Glaubensnorm erhoben hat, verfolgen konnte, wird es gewiß für zeitgemäß erachten, die Glieder der

evangelischen Kirche über das Wesen und den Wert dieses Bekenntnisses aufzuklären. Wer nur einigermaßen Sinn für religionsgeschichtliche Entwicklung hat, wird sich ohne weiteres sagen, daß wir es hier mit einer Größe von dogmengeschichtlichem Wert zu tun haben, die in der Zeit ihrer Entstehung eine wichtige Rolle spielen mußte, daß sich aber das heutige evangelische religiöse Leben auf anderen, den Zeitanforderungen und den Ergebnissen der Wissenschaft mehr entsprechenden Fundamenten aufbauen muß, wenn es nicht verknöchern und verkümmern soll, ganz abgesehen davon, daß eine Verpflichtung auf ein bestimmtes Bekenntnis der Unwahrhaftigkeit Vorschub leistet. Die richtige Stellungnahme ist offenbar die, daß man keinem, der dogmatisch mit den Sätzen des Apostolikums übereinstimmt, verwehrt, es für sich als bindend anzusehen, daß aber eine Landeskirche es nicht zum Symbol der Rechtgläubigkeit und zum stereotypen Kultusbestandteil machen kann, da viele lebendige evangelische Christen auf historisch richtigerem Standpunkt stehen und in einer Verpflichtung einen Zwang erblicken, der sich mit der so oft betonten evangelischen Freiheit nicht verträgt; die evangelische Kirche als solche müßte sich mit einem fakultativen Gebrauch abfinden. Diese unsere Ansicht wird von Goetz ebenfalls vertreten und eingehend begründet. Sehr belehrend sind die Kapitel II, III und IV über Entstehung, ursprünglichen Sinn und Geschichte des Bekenntnisses. Daraus ergibt sich z. B., daß die alte Kirche in ihren allgemeinen Gottesdiensten ein Bekenntnis nicht benutzt hat (hängt mit der Arkandisziplin zusammen). Eine Ausschaltung aus der Liturgie würde also lediglich der altchristlichen Praxis entsprechen. Sehr ausführlich wird der Nachweis für die den Laien vielleicht nicht bekannte Tatsache geführt, daß sich ein dem Apostolikum ähnliches Bekenntnis überhaupt erst seit etwa der Mitte des 2. Jahrhunderts findet, und zwar nur als Taufbekenntnis, daß dieses dann in den verschiedenen Landesteilen erweitert und überarbeitet wurde, entsprechend den jeweiligen Zeitumständen, und daß zufällig gerade eine der umständlichsten Rezensionen dieser provinziellen Taufbekenntnisse den Namen des 'apostolischen' Bekenntnisses erlangt hat, obwohl sie mit apostolischer Abfassung nicht das geringste zu tun hat. Die Schrift ist für jeden Laien, der sich über die Frage orientieren will, lesenswert. Auch der Religionslehrer darf, falls er in die Lage kommt, das Thema erörtern zu müssen, die klaren Ausführungen in ihren wichtigsten Punkten vorlesen, nachdem er die Frage allgemein charakterisiert hat.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

O. Baumgarten, Bismarcks Glaube. Tübingen, J. C. B. Mohr 1915. 324 S. Brosch. 2,80 geb. 4 ℳ.

In vorliegendem Buch beschäftigt sich der bekannte Theologe, der gleichzeitig in den Preußischen Jahrbüchern in einem Aufsatz 'Bismarck als religiöser Charakter' und in den Aufsätzen der Christlichen Welt 'Bismarcks Bedeutung für unser inneres Leben' ähnliche Gedanken bringt, mit der wichtigen Frage von Bismarcks Glauben, d. h. objektiv, seiner Religion, und subjektiv, seiner Frömmigkeit.

Daß in Bismarcks Leben die Religion eine viel größere Rolle gespielt hat, als vielfach früher angenommen wurde, das wußten wir, seitdem das deutsche Volk in dem wundervollen Besitz seiner Briefe an Braut und Gattin ist. Die Religion ist ihm nicht nur eine freundliche Begleiterin auf dem Lebenswege gewesen, sondern sie ist geradezu die starke Wurzel seiner Kraft im Kampf um Heil, Halt und Frieden und auch um die nationale Einigung seines deutschen Volkes. Der Einfluß der frommen pommerschen Adelskreise, aus denen er sich seine Lebensgefährtin geholt, hat seine Bekehrung herbeigeführt, und hier hat er nach schwersten inneren Seelenkämpfen die Festigkeit gefunden, deren er in seinen titanischen Kämpfen mit sich und aller Welt bedurfte. Auch seine Frau hat dauernd auf ihn den größten Einfluß gehabt, er hat das stets dankbar und liebend anerkannt 'Sie glauben gar nicht, was die Frau aus mir gemacht hat.' Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß jetzt auch die 'Briefe von Johanna von Bismarck' uns zugänglich gemacht sind.

Die von feinster Seelenanalyse zeugende größere Bismarckbiographie von Erich Marcks bestätigt vollinhaltlich die Selbstaussagen Bismarcks über seine religiöse Stellung und Wandlung, wie sie sich in den Briefen an die Braut, besonders in dem berühmten Werbebrief an Herrn von Puttkamer ausspricht.

Gleichwohl hat sich widerholt die Frage, der Zweifel aufgedrängt, ob Bismarck wirklich eine religiöse, eine fromme Natur gewesen sei, oder ob er sich dem Sprachgebrauch und der Gedankenwelt seiner Frau nur mehr angeschlossen habe aus innerer Sympathie. Die Zweifel gingen aus von seinen früheren politischen Freunden und Gesinnungsgenossen und stützten sich 1. auf seinen mangelhaften Kirchenbesuch, 2. darauf, daß er in dem Kulturkampf nicht nur die katholische, sondern auch die evangelische Kirche, ja die Religion leidenschaftlich bekämpft und erheblich geschädigt habe, 3. auf die Frage, wie überhaupt, und das ist das Interessanteste, seine gewaltige, selbstherrliche Persönlichkeit, seine dämonische Leidenschaft, die zu seinem großen Werk notwendig war, sich vertrage mit christlicher Demut und besonders den Forderungen der Bergpredigt, die doch die Magna charta des Christentums sei, und endlich 4. wie sein wilder Haß, seine Rachsucht, seine Unversöhnlichkeit, die er mit ins Grab genommen habe, sich vereinen lasse nicht einmal mit dem Christentum, sondern überhaupt mit echter Frömmigkeit.

Die Echtheit und Aufrichtigkeit seiner Bekehrung ist nicht anzuzweifeln. Hierbei schließt sich Baumgarten wesentlich Marcks an, bloße Akkommodation ist ausgeschlossen. Einer der Grundzüge seines Wesens ist die großartige Wahrhaftigkeit, und gerade in den Briefen, die doch für niemand anders berechnet waren als für die Vertraute seines Herzens — daher auch die prachtvolle Ursprünglichkeit! — sind so viele Zeugnisse echter Frömmigkeit und Demut, ja die Religion zieht sich geradezu wie ein roter Faden durch den ganzen Briefwechsel, daß es unrecht und unmöglich wäre, die Aufrichtigkeit anzuzweifeln. Was hätte auch für ihn für ein Grund vorliegen sollen, sich einer fremden Gedankenwelt anzupassen! Auch subjektive Selbsttäuschung ist bei seiner großen Menschenkenntnis und klaren Selbsterkenntnis ausgeschlossen.

Was hätte ihn zwingen sollen? Er war ein freier und ein wahrer Mensch. Wohl schreibt er dankbar: 'Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat.' Dezember 1846.

In dem Leben jener frommen Männer sah er das Christentum als eine Lebensmacht und, was mehr ist, er erlebte Gott als eine, als die größte Wirklichkeit. Dieser Glaube, die Fähigkeit zu beten, ist ihm nach seinem eigenen Zeugnis nie wider verloren gegangen, er ist ihm die Stütze und die Kraft seines Lebens geworden. Aber auch hier hat er sich seine Freiheit gewahrt, zunächst schon seiner Johanna gegenüber, die er mit aller Zartheit und Schonung aus der Enge ihrer pietistischen Anschauungen zu sich heraufzuheben weiß zu einem festeren und freieren Glauben. Gewiß haben seine religiösen Anschauungen im Laufe eines langen und reichen Menschenlebens manche Wandlung durchgemacht, wohl ist auch die Religion, besonders die Beschäftigung mit ihr, die Aussagen darüber, im Drang der Geschäfte, in der Hitze und Leidenschaft der Kämpfe, in der Verbitterung des Alters jeweilig zurückgetreten, aber sie ist, wie er einmal beglückt an seine Johanna schreibt, 'nicht die Spiritusflamme, die gelegentlich an ihm kocht, sondern wirkt als erwärmendes Feuer in seinem Herzen'.

Nachdem Baumgarten zunächst das 'Grundproblem' aufgestellt, wie sich in ihm stoßen und vertragen müssen 'die riesige selbstherrliche Gewalt seines Ich und der Drang nach Anerkenntnis des Allgemeinen, Höheren, zumeist Göttlichen', S. 1—14, gibt er in Kapitel 1 ein Bild von 'Bismarks religiöser Entwicklung', S. 14—98, an der Hand der bekannten Quellen, der Briefe an Gerlach, die Braut, die Gedanken und Erinnerungen, die politischen Reden usw. wesentlich in Übereinstimmung mit Marcks' größerer Biographie, soweit sie vorliegt (die schöne kleinere war noch nicht erschienen, auch nicht 'Die Erinnerungen der Zeitgenossen', dabei besonders der hierfür wertvolle Beitrag von Dryander.)

Kapitel 2, S. 98—186, gibt eine Analyse von 'Bismarcks Religiosität'.

1. Die Willensreligion des Staatsmannes. 2. Der Vorsehungs- und Wunderglaube des Starken. 3. Bismarcks Realpolitik und Religiosität. 4. Der Mystiker Bismarck. 5. Das stille Glück im christlichen Hausstand. 6. Die Frömmigkeit im Dulden. 7. Die christliche Heilserkenntnis. 8. Bismarck und die Moral der Bergpredigt. Dies Kapitel wird ja in besonderem Maße das psychologische und persönliche Interesse in Anspruch nehmen, einer dies, der andere jenes bevorzugen, Baumgarten will niemand vergewaltigen, auch nicht in seinem Urteil — mir scheinen besonders 1. und 8. wertvoll. Das Schlußurteil des Verfassers S. 310 f. lautet: 'Größer als die Genialität des Verstandes, der politischen Berechnung, ist die Genialität des reichen Gemüts, des starken Willens. Der Reichtum, die Gewalt des inneren Lebens und des bauenden Strebens, die Charakterstärke dieser sittlichen Persönlichkeit, die in ihren vielseitigen Interessen nie die Einheit des dienenden Willens verlor — das ist das Große und Überwältigende dieser Erscheinung.' Wenn wir uns dem anschließen, so wird besonders interessieren 'die Willensreligion des Staatsmannes'. Die Lösung liegt in der hohen sittlichen, echt protestantischen und echt

preußischen Auffassung der Pflicht: dem Staatsinteresse ordnet er sein ganzes Leben unter, widmet er alle seine Kräfte — das gibt diesem reichen, selbstherrlichen Leben die hohe Weihe des Berufs.

Und die Bergpredigt? (Nr. 8.) Wie verträgt sich die Forderung der verzeihenden Nächstenliebe mit seiner starken, selbstherrlichen Persönlichkeit, mit der Macht seines Hasses, der Leidenschaft seines Wesens, ja dem Staatsinteresse und seinem großen Lebenswerk? Das ist ein schweres Problem nicht nur in Bismarcks Leben, ganz besonders auch in der Gegenwart. Man vergleiche, wie sich die verschiedenen Männer damit abgefunden haben, etwa Herrmann, Naumann und Tolstoi. Klar ist, daß ohne die Stärke seines Hasses auch die Macht seiner Liebe, seine Leidenschaft, seine ganze Persönlichkeit, auch sein ganzes Lebenswerk nicht denkbar ist. Daß auch im Leben der Völker der Haß ein berechtigtes Gefühl ist, daß er die Wurzel großer Taten ist, das fühlen wir jetzt alle, wo wir Bismarcks Erbe verteidigen gegen Neid und Niedertracht, das hat schon in schwerer Zeit E. M. Arndt seinen lieben Deutschen gedeutet ('Über Volkshaß'): 'Ein Mensch, der die rechte Liebe hat, muß das Böse hassen, und hassen bis in den Tod. Das hat Christus getan, welcher doch der Sanftmütigste war und wie ein himmlisches Kind in Freuden auf Erden wandelte. Wißt Ihr nicht, wie er die heuchlerischen Pharisäer schalt und verspottete.' ... 'Römer 12', so schreibt Bismarck an seine Frau aus Norderney' (30. 8. 53), 'habe ich gelesen, zwar nicht auf dem Balkon im Mondschein, sondern im Seegrasbett bei Sturm und Regen, die am Fenster rüttelten. Es ist ein Kapitel, an dem man recht ermessen kann, wie glaubensarm und bös man ist. Speisen wollt ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich's überhaupt täte! Gott besser's.'

Und als nach seiner Entlassung ihn jemand auf die Bergpredigt und die Versöhnlichkeit hingewiesen hat, da soll er kurz und grob geantwortet haben: 'Das verstehen Sie nicht. Ich schlage wider, wenn ich geschlagen werde.'

Wohl hat er die Normen als bindend anerkannt, aber in seiner Natur ist eine Schranke, ein starker Erdenrest, der doch untrennbar mit dem Besten seines Wesens, der Urgewalt, verbunden ist. Die Gleichung seiner Persönlichkeit mit den für bindend anerkannten Normen des Christentums geht nicht ganz auf; aber — bei wem geschähe denn das?

Kapitel 3 zeigt Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche (S. 204 bis 250). Hier werden neben allen großen Verdiensten auch die Schranken seines Wesens gezeigt, sein religiöser Individualismus, der mehr Verständnis für die Religion bedingt als für die Kirche als Gemeinschaft mit ihren wichtigen erziehenden, belehrenden, sozialen, also bauenden Aufgaben, kurz für die Volkskirche. Den sozialen Bestrebungen hat der Fürst, nach Meinung des Verfassers, von vornherein kein rechtes Verständnis entgegengebracht, ja sie vielfach schwer geschädigt.

Kapitel 4. Bismarcks Kampf mit der Papstkirche (S. 250—313) war doch eine innere Notwendigkeit, ein Kampf um den Bestand des Reiches und des modernen Staates, in den der Kanzler zwar nur ungern und widerstrebend eintrat, auf den er aber nach seiner ganzen Ent-

wicklung gut vorbereitet und notwendig gedrängt wurde. Auch hier vertritt er klare Gedanken, gut evangelische Grundsätze und hat manch schönes Wort gefunden, aber der Kampf ist ihm nicht Selbstzweck, er bricht ihn ab, als er zu seiner Schutzzollpolitik und der sozialen Gesetzgebung der Hilfe des Zentrums bedarf. Manche von den Hoheitsrechten des Staates hat er gewahrt, doch rächt sich auch hier wie in manch anderen Fällen der Opportunismus des realistischen, rechnenden Staatsmanns, dem auch wichtige Prinzipien nur Mittel zum Zweck sind, der zuletzt doch für die Macht der Imponderabilien nicht immer die richtige Schätzung und Wertung hat.

So ist dies Buch wohl imstande, das Interesse zu fesseln und das Bild des großen Kanzlers in eine helle, klare Beleuchtung zu stellen, und auch wer in manchen Punkten anderer Ansicht sein mag, findet doch den Stoff, die Äußerungen des Fürsten hier dankenswert gesammelt.

Stettin. P. Meinhold.

Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. 3. Bd. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913. VI, 440 S. 7 ℳ.

'Pädagogik und Poesie', dieses Doppelte bedeutet so wenig einen ausschließenden Gegensatz wie etwa Goethes 'Dichtung und Wahrheit'. Denn so wahr die Dichter Erzieher sind und die Jugendbildner eine künstlerische Ader haben müssen, gehören Pädagogik und Poesie eng zusammen. Durch wahre Dichtkunst zur Erziehung, auch zur Selbsterziehung; und durch wahre Erziehung hin zu den mit heiliger Hand von den Musen genährten Idealen der Menschheit!

Und wenn nach Gneisenaus hehrem Worte die Sicherheit der Throne auf Poesie gegründet ist, so ist jetzt Alfred Bieses Werk 'Pädagogik und Poesie', dessen dritter Band vor einiger Zeit erschien, abgesehen von allem anderen auch noch besonders zeitgemäß. — Wie Bd. I und II bietet er nicht ein System der pädagogischen Theorie, sondern Berichte aus der Praxis eines mit alter, neuer und neuester Dichtung vertrauten Schulmannes, der ein Herz für die Jugend und für die Poesie zugleich hat und der nun als Lehrer des Deutschen in den Oberklassen seine ganze Persönlichkeit mit seinem besten Wollen, Wissen und Können (S. 17) einsetzt, um die oft so spröde Persönlichkeit des Jünglings im Bunde mit auserlesenen Poeten zu gewinnen. Gleich den beiden früheren Bänden aus einer Reihe einzelner, schon in Programmen und Zeitschriften veröffentlichter Vorträge und Ansprachen erwachsen, will auch dieser neue Teil den Amtsgenossen, für die das Werk ja wohl in erster Linie bestimmt ist, mehr mit Überlieferung dessen dienen, wie es einer gemacht hat, als mit dem, wie er selbst es machen soll. Einiges, das mehr dem Literaturhistoriker als dem Deutschlehrer Biese angehört, führt auch über den Rahmen der Schulwissenschaft hinaus und wendet sich an weitere Kreise. Alles aber wird durch eine warme, tatenweckende, etwa auf dem Boden von Euckens 'Aktivismus' stehende Lebensbejahung als geistiges, Einheit bildendes Band verbunden. Biese führt von Nietzsche zu Schiller, nicht von Schiller zu Nietzsche.

Um von den einzelnen Beiträgen einiges zu nennen, so widmet

Biese auch in diesem Bande wider einen Aufsatz dem Dichter Storm, der ebenso wie Mörike zu seinen Lieblingen gehört, und er kann (S. 41) sagen: 'Ich habe die Genugtuung, daß viele meinen Anregungen gefolgt sind, auch wenn sie die Quelle nicht nennen', was ja übrigens — unter dem Vorwande, nicht 'philologisch' schreiben zu wollen — eine jetzt weitverbreitete Unart ist. Biese selbst erfreut uns bei aller künstlerischen Gestaltung seiner Darstellung durch viele fruchtbare Literaturangaben, so in dem aufschlußreichen Aufsatze 'Altes und Neues über Friedrich Nietzsche', dessen Ideal eines 'Europäertums' statt Patriotismus in unseren Tagen wunderbar genug anmutet. — Andere Abschnitte wägen das lautere Gold der Poesie Klaus Groths, Liliencrons, Falkes, Krögers, Seidels, Greifs u. a. ab. — Ein weiterer Beitrag gibt von dem genialen Menschen in Bismarck Kunde, wobei man es als wohltuend empfindet, daß der Verfasser nirgends in den bei manchen anderen, die diesen oder ähnliche Stoffe behandeln, so beliebten Ton des Eiferns und Polterns verfällt. — Die Ausführungen über den deutschen Unterricht in Obersekunda und Prima mögen älteren und jüngeren Lehrern zum Prüfstein ihres eigenen Lehrgangs dienen. — Die mitgeteilten Abiturientenreden gehören zu dem, was auch nach den Kriegsjahren, die manches derartige als Spreu wegfegen werden, die Probe bestehen wird. Am besten scheinen mir die, welche einen Gedanken als Brennpunkt festhalten. Es mußte schon eine ganz außerordentlich tüchtige Generation sein, bei der eine solche Überfülle der Beziehungen auf wirkliches Verständnis treffen konnte, wie sie z. B. in der Ansprache 'von Welt- und Lebensanschauung' gehäuft ist! — Nicht in allem wird man mit Biese übereinstimmen, so vielleicht nicht in der milden Beurteilung, die Goethes Bewunderung für Napoleon S. 184 erfährt.

Für die zweite Auflage erlaube ich mir, auf den störenden Druckfehler S. 46 'Eisen' statt 'Elfen' hinzuweisen. — In einem vierten Bande wird uns Biese hoffentlich bald eine Sammlung auch alles dessen vorlegen, was er in den Kriegsjahren herausgebracht hat, so z. B. den Beitrag im Deutschen Philologenblatt 1914 'Auch der Krieg hat seine Poesie. Ein Gedankengang einer deutschen Stunde'.

Lieber Leser, der du diesen Bericht liesest, ich kenne dich nicht. Aber magst du nun seitwärts das Glück eines beschaulichen Kleinstadtlebens genießen oder in dem lauten und vorlauten Treiben der Großstadt dahinhasten — ich bitte dich: um die Stunde, wenn andere zum Dämmerschoppen gehen, wo die Philister und Bierbankstrategen ihre Redeschlachten schlagen, greife lieber zu Alfred Bieses Buch, und wenn du verheiratet bist, und du bist es doch hoffentlich — denn Pädagogik und Poesie gehören zusammen —, so lies dir und deiner lieben Frau etwa den Aufsatz 'Goethe und seine Mutter' vor, und dir wird nachher deine Aufsatzkorrektur leichter von der Hand gehen.

Hermann Gilow.

1) Bötticher und Kinzel, Geschichte der deutschen Literatur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache, nebst Metrik und Poetik. 21.—25. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1915. XII und 204 S. Geb. 1,80 ℳ.

Einem guten alten Bekannten kritisch zu begegnen, ist verfänglich, und doch nutzt man nur durch Wahrheit der Freundschaft. An dem weit verbreiteten Schulhandbuch ist der Teil, der durch die Denkmäler der selben Verfasser geschichtlich belegt ist, kaum zu überbieten, sowohl in der Auswahl wie in der Darbietung des Stoffes. Bei einer größeren Umarbeitung wird es sich empfehlen, die lateinische Dichtung in ihrer Entwicklung vom 10.—17. Jahrhundert zu berücksichtigen und nicht bloß einzelne Phasen zu erwähnen, die plötzlich wie Pilze aus der Erde schießen. Ob es sich auch für die Moderne empfiehlt, den Aufbau der klassischen Dramen so ausführlich anzugeben, bedarf neuer Erwägung. Selbst für Lernende muß Lessing mehr als historische Erscheinung gewertet werden und nicht immer als Dogma. Gundolfs Shakespearebuch ist dabei nicht zu übersehen. Nur die Schüler nicht mit Autoritäten überfüttern,. ihnen aber auch nicht Scheuklappen anlegen! Danach sieht leider die Einleitung zur Literatur der Gegenwart (S. 160f.) aus. Seit wann will die naturalistische Weltanschauung alle Rätsel gelöst haben, seit wann ist Nietzsches Ideal der Kraftmensch ohne alle Pflichten? Liliencron (S. 161) sechs Zeilen zu gönnen und Wildenbruch das Fünffache, ist kein gerechtes Maß. Gerade in der Moderne braucht der Heranreifende die sichere Führerhand. Es wäre ein Verdienst, hier ein ausführlicheres Geleitbuch für die Jugend zu schreiben, damit sie in der neuesten Literatur, von der interessierte Köpfe nun einmal nicht abzubringen sind, nicht Irrwege geht. Der betreffende Abschnitt bei Bötticher-Kinzel dient weder dem Lehrer noch dem Schüler. Ganz vortrefflich dagegen sind die Schlußabschnitte über Sprache, Vers und Poetik. — Endlich einige Besserungsvorschläge: Gellerts Bühnenwerke sind keine Dramen (S. 50); auf S. 102 ist die Ziffer oben ungenau; Freytags 'Journalisten' können im 20. Jahrhundert kaum noch als 'das beste neuere deutsche Charakterlustspiel' (S. 154) gelten; Spielhagen und Heyse (S. 158) werden fälschlich noch unter die Lebenden gezählt. Im Leben Schillers (S. 104 ff.) finden sich viele kleinere Ungenauigkeiten.

2) Bürgers Gedichte in zwei Teilen. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausgegeben von Ernst Consentius. 2. Aufl. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J. 2 Leinenbände. CLX u. 248 S., 462 S. 3,50 ℳ.

Mit Bürger muß man sich sehr gründlich befassen oder überhaupt die Hände von ihm lassen. Die Persönlichkeit ist ebenso schwierig wie die handschriftliche Überlieferung. Als die erste Auflage von Consentius' Hand 1909 erschien, wurde die reichere Ausgestaltung der Ausgabe gegenüber den Vorarbeitern und der Plan der Anlage fast allseitig gebührend gewürdigt. Das Verdienst besteht weiter. Vergleiche mit der Hempelschen Ausgabe bestätigen jederzeit den Fortschritt, den der fleißige Herausgeber in echter Forscherbescheidenheit nicht laut ausposaunt. Der Unterschied der neuen Auflage gegen die alte ist nicht leicht fest-

zustellen. Nach dem Vorwort ist die biographische Einführung und der Teil mit den Anmerkungen vertieft und erweitert. Die seit 1911 hinzugekommene Literatur ist berücksichtigt. Mithin übertrifft der Neudruck seinen Vorgänger. Nach wie vor muß man in dem voraufgeschickten Lebensabriß dankbar die sachliche Gründlichkeit anerkennen, mit der die Bausteine zum Monument eines Dichters zusammengetragen sind, dessen Leben eine Kette von Erschütterungen darstellt. Schade, daß die ästhetischen und literargeschichtlichen Betrachtungen über Bürgers Kunst in das Lebensbild eingestreut sind. Wäre es nicht besser, sie im Zusammenhang vor die einzelnen Bücher der Gedichte zu stellen?

Frankfurt a. O. Richard Groeper.

Aeschyli tragoediae, ed. Udalricus de Wilamowitz-Moellendorff, accedunt tabulae III. Berolini apud Weidmannos 1914. XXXV u. 382 S. gr. 8. 14 ℳ. Aeschyli tragoediae, ed. Udalricus de Wilamowitz-Moellendorff. editio minor. Berolini apud Weidmannos 1915. VI u. 279 S. kl. 8. 3,20 ℳ. Aischylos. Interpretationen von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann 1914. V u. 260 S. gr. 8. 8 ℳ.

Ein hochbedeutendes und hochwillkommenes Geschenk hat uns Wilamowitz bald nach Ausbruch des Weltkriegs mit seiner Aischylosausgabe und seinem Aischylosbuche beschert, und inzwischen ist das wichtige Ereignis auch für einen weiteren Kreis fruchtbar geworden, indem die schon dort versprochene wohlfeile *Editio minor* mit kürzester Vorrede und knappstem Apparat soeben erscheint.

Mit dankbarer Bewunderung begrüßen wir es: der Mann, der bei seiner großzügig umfassenden und bahnweisenden Altertumsforschung seit mehr als einem Menschenalter in vielseitigster und glücklichster Weise fürs Verständnis des ersten großen Tragikers gewirkt hat und das meiste Verdienst daran besitzt, daß das Licht des Aischyleischen Genius heute besser denn einst 'die Geister erleuchtet und die Herzen erwärmt', nimmt nun noch in höheren Jahren die ganze Mühe einer Gesamtedition des Textes auf seine Schultern und legt uns gleichzeitig die übrige Fülle der allmählich gereiften Früchte seiner Arbeit an Aischylos vor. Hatte ihn bisher zumeist in den Spuren von Welcker und Otfried Müller die letzte Frage beschäftigt, *quid Aeschylus inventor tragoediae, Homeri aemulus, praeceptor populi sui, libertatis ac pietatis adsertor, et voluisset et valuisset*, so bringt er jetzt auch das kritische Lebenswerk Gottfried Hermanns, dessen Andenken darum die Ausgabe geweiht ist, zur Anerkennung und zur Vollendung. Die neuen Bücher liefern die Krönung der zahlreichen früheren Aeschylea des Meisters, machen sie aber dabei mitnichten entbehrlich. Fast alle seine Aufsätze und Schriften zur Literatur- und Überlieferungsgeschichte, zur Mythopoiie, zur Bühnen- und Verskunst, zur Interpretation im weitesten Sinne des Worts, vor allem auch die glänzende, von Einleitungen begleitete Orestieübersetzung mit ihren Vorläufern, dem griechisch-deutschen Agamemnon und dem griechisch-deutschen erläuternden 'Opfer am Grabe' muß man noch immer zur Hilfe heranziehn.

Über den Plan der beiden Bände im Verhältnis zueinander ist zu bemerken, daß ihn die übliche Doppelheit von Text und Kommentar

keineswegs deckt. Die mit stolzer Bescheidenheit nach unserm philologischen Hauptamt benannten 'Interpretationen' bieten bei all ihrem Reichtum keinen durchgeführten Kommentar, während andrerseits in der Ausgabe weit mehr als eine solche und ein gutes Stück Kommentar steckt. Wenn man von den jeweils mit 'Stoff' überschriebenen Abschnitten über die Sagenbildung absieht, so leisten sich auf allen Gebieten Band II und I gegenseitig enge und erwünschte Ergänzung. Dem die 'Interpretationen' beschließenden 'Leben des Dichters' dient außer den (großenteils schon von G. Hermann gesammelten) *testimonia* unter dem Text sowie den jeder Tragödie beigefügten Fragmenten der betreffenden Trilogie oder Tetralogie als Grundlage das voraufgeschickte *Γένος Αἰσχύλου* nebst dem zugehörigen antiken Zeugnisbestand. Mit den szenischen Kapiteln über den 'Aufbau' der einzelnen Stücke verknüpft sich widerum unter dem Strich die gedrängte Charakterisierung der *Actio*. Endlich die eigentlichen weiteren oder engeren 'Einzelerklärungen' und Besprechungen besonders lyrischer Partien werden seitens des Apparats einmal durch die Beschreibung der *Numeri*, ferner aber nach dem Muster des Plautus von Leo sogar durch gelegentliche kurze kritische und exegetische Notizen unterstützt. Dies Verfahren hat außer der unbequemen Verstreuung des Materiales den Nachteil, daß manche bedürftigen Stellen gar nicht, die andern nach Gutdünken mit ungleicher Ausführlichkeit bedacht sind. Wilamowitz glaubt das eigens entschuldigen zu sollen. Wir unsrerseits haben wohl, zumal im Blick auf die Register des Hilfsbuchs, Grund genug, mit dem uns Gebotenen dankbar zufrieden zu sein.

Von der Haupt- und Glanzleistung des Werks, der weitgehenden Förderung des Textes, läßt sich im Rahmen einer Anzeige schwer eine Vorstellung geben. Wir können nur die Fachgenossen auffordern, sich durch gründliches Studium davon zu überzeugen und nach Vermögen selbst mit weiterzuhelfen — im Sinn des Herausgebers; denn auch er ist nur durch unermüdlich liebevolle Anstrengung vorwärts gelangt und hält sich bei aller zuweilen peinlichen Schärfe des Tons gegen Mitforscher, an denen er das Gefühl für den Stil und den Blick für das Große vermißt, nie für unfehlbar: *γηράσκων αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος*, so sagt er von sich, *semper multa video in quibus me errasse mihi confitendum est (nec erubesco confiteri)* . . ., und mit der berechtigten Freude über den Fortschritt verband er von jeher das Bewußtsein, 'wie man über hundert Jahre unsere Blindheit belächeln wird'.

Entsprechend dem gegenwärtigen Anlaß soll nun zunächst das handschriftliche Fundament gewürdigt, weiter unter den Gesichtspunkten der Literatur- und der Sagenforschung sowie besonders der dramatischen Technik einzelne bemerkenswerte Ergebnisse namhaft gemacht werden.

Seine kritische Hauptaufgabe erblickt Wilamowitz, wie er in der eingehenden *Praefatio* auseinandersetzt, darin, dem alten, verhängnisvoll bis in die neuesten Editionen nachwirkenden Dogma von Cobet und Dindorf, daß der Mediceus die einzige Quelle sämtlicher erhaltenen Handschriften sei, ein für allemal ein Ende zu machen und, wie früher für die Scholien, jetzt für den Text, vor allem durch eine möglichst voll-

ständige Sammlung, Vergleichung und Sichtung der Kodizes der byzantinischen Trias (im Anschluß an G. Hermann) zu erweisen, daß uns neben *M* aus dem mit diesem gemeinsamen Archetypus eine selbständige, an manchen Stellen allein das Echte bietende Parallelüberlieferung vorliegt. Drei Zweige lassen sich hierbei erkennen: 1. die mit *Φ* bezeichnete Grammatikerausgabe des 11. oder 12. Jahrhunderts (mit der Scholienklasse A), von deren Vertretern *A* (Ambrosianus 222), *V* (Venet. Marc. 467), *P* (Parisinus 2787), *H* (Heidelb. bzw. Viteberg. Palat. 18), *B* (Laur. 31, 3) *V* noch die ersten 348 Verse des Agamemnon enthält, *P* (aus ihm auf Tafel I eine Probeseite in Lichtdruck!) vielfach aus dem gleich zu erwähnenden Stamme *Q* korrigiert ist. Weiter, unter sich in der gemeinschaftlichen Trias näher verwandt und vielfach verquickt, großenteils, zumal in ihrer Scholienklasse B, von Thomas Magister abhängig: 2. *Q* (Paris. 2884) nebst *L* (Laur. 32, 2), *R* (Roman. Vatic. Gr. 57), *K* (Laur. conv. soppr. 11) und 3., ausgezeichnet durch die Beifügung von Agamemnon und Eumeniden, *F* (Florent. Laur. 31, 8), *G* (Venet. Marc. 616), *E* (Roman. Vict. Emanuel. 5) und *Tr*, die vom Neapler Farnesianus (F 31) gebotene *editio Triclinii*, von der die Tafeln II, III Faksimiles zeigen. Von den Schicksalen des Mediceus bekommen wir ein deutliches Bild, wie er, um 1000 geschrieben und durch den wichtigen Korrektor, der keine zweite Kodexvorlage hatte, verbessert, im 14. und 15. Jahrhundert Varianten- und Scholienzusätze aus der Trias aufnehmen mußte, wie er, 1423 von Johannes Aurispa in Konstantinopel erworben, später nach Italien und nach der Mitte des 16. Jahrhunderts nach Florenz kam, wie er erst 1552 direkt, bei der *Editio princeps* des Aldus (1518) noch durch Vermittlung einer Abschrift benutzt ward. Die Gesamtgeschichte des Aischylostextes verfolgt Wilamowitz einerseits nach vorwärts durch die Arbeit der modernen Herausgeber bis in die Jetztzeit, andrerseits aber auch nach rückwärts: hier treten vier Hauptstationen hervor; in Verbindung mit ihnen wird die (für uns notwendig inkonsequente) Orthographie und vor allem die Frage besprochen, welche Arten von Verderbnis der Text bereits in jedem der Stadien aufweisen mochte. (1) Ungefähr ins 9. Jahrhundert n. Chr. gehört der Archetypus unserer Tradition, der wohl auch die periphrastischen Scholien einführte. Er gab lediglich die (in den Hiketiden am wenigsten vollkommene und darum auch hier besonders frei zu prüfende) byzantinische Umschrift eines allein aus dem Altertum geretteten (2) Urexemplars etwa des 6. Jahrhunderts, von dessen Aussehen uns die Papyrusfunde in der Art des Kairener Menander den maßgebenden Begriff übermitteln. (3) Ca. vier Jahrhunderte weiter zurück liegt die vermutlich mit der Übernahme eines alexandrinischen Scholienbestandes verknüpfte Auswahl unsrer sieben Aischylosstücke. (4) Noch mehr in den Schatten tritt endlich für uns die erste alte Gesamtrezension, wie sie Aristophanes von Byzanz um 200 v. Chr. veranstaltet hat.

Die verstreuten griechisch-römischen Zeugnisse über des Aischylos Leben und Schaffen hatte schon vor 40 Jahren F. Schöll vollzählig und ganz in extenso, mit übersichtlicher Anordnung unter sachliche Rubriken gesammelt. Dem ließ sich Neues, wenn man die gelegentlich verbesserten kritischen Hilfsmittel abrechnet, höchst selten hinzufügen.

Wilamowitz druckt, offenbar im Streben nach Kürze, bloß die Hauptbelege, begleitet von wertvollen Bemerkungen, im Wortlaut, sonst nur die Stellenangaben. Verteilt hat er den Stoff, nicht gerade bequem, auf zwei verschiedene Abschnitte: *vitae supplementa* und *mantissa testimoniorum de vita et aite Aeschyli.* An letzteres Kapitel reihen sich, natürlich äußerst willkommen, als Sondernummer *chronographorum notae* für die Tragiker der ganzen klassischen Zeit und weiter (50) gar noch sämtlicher *tragicorum antiquissimorum vitae e Suidae.* In der hierbei aufgenommenen, erst kürzlich entdeckten Hermogenesscholiastennotiz über Thespis als Tragödienerfinder erlauben wir uns die Vermutung, daß der verderbte Name *Δράκων ὁ Λαμψακηνός* nicht durch *Χάρων*, sondern durch *Στράτων* ersetzt werden muß: die *Εὑρημάτων ἔλεγχοι* dieses peripatetischen Schulhaupts führen uns mitten hinein in die rege nacharistotelische Debatte über das Thema; der ungenannte, für Arion eintretende Autor, der sich dabei auf Solon berief und von Straton bekämpft ward, wird Chamaileon sein. — Zur umstrittenen Zahl der Aischyleischen Tragödien und *σατυρικά* lehnt Wilamowitz die auf den handschriftlichen *κατάλογος . . . δραμάτων* gegründete Hypothese von Dieterich ab. In der Lebensgeschichte hatte er von den drei gewöhnlich angenommenen sizilischen Reisen früher im Zusammenhang mit einer Umdatierung der Perser die zweite geleugnet; jetzt, wie schon in der Studie über 'Hieron und Pindaros', trifft dies Urteil vielmehr die erste. In dem zur Persertrilogie gehörigen Satyrspiel *Προμηθεὺς πυρκαεύς* folgert Wilamowitz für das bekannte und vielbesprochene Fragment (207) von dem Bock, der sich am Barte nicht weh tun soll, aus der Epiphaniosstelle mit Recht, daß sich dadurch die Beziehung auf den bocksgestaltigen Satyr bestätigt. Die Promethie, in der er den Endplatz entschieden für den *πυρφόρος* beansprucht, stellt auch er zwischen 472 und 467, genauer 469/8, vielleicht 468: 'es wird sehr möglich, daß Sophokles gerade den Prometheus besiegt hat. Das erhaltene Drama nimmt er gegen den Vorwurf der Unterschiebung oder wenigstens Überarbeitung, unseres Erachtens überzeugend, in Schutz. Dagegen scheint uns über den angeblich unechten Schlußteil der *Ἑπτά* trotz des wiederholten energischen Eingreifens von Wilamowitz noch immer nicht das letzte Wort gesprochen zu sein.

Zur Sagenschöpfung kann Wilamowitz für Agamemnon, Choephoren, Eumeniden auf seine Vorarbeiten hinweisen; bei der 'delphischen Orestie' beharrt er auch jetzt mit kaum verminderter Stärke. Den Stoff der Hiketiden, deren Fortsetzung *Αἰγύπτιοι* und *Δαναΐδες* nunmehr (anders als einst) rekonstruiert werden, führt er auf die frei genealogisierende epische *Δαναΐς* eines kyrenäischen Dichters etwa des 6. Jahrhunderts zurück. Eindringende und erfolgreiche Untersuchungen werden dem Prometheus zuteil, zunächst seiner verzweifelten Geographie: 'zum Ziele geführt hat der gerade Weg, ohne weiteres den Dichter ruhig beim Worte zu nehmen'. Aischylos hat mit erstaunlicher Kühnheit unter Verschmelzung des Phasis mit dem Tanais zu den Skythen nicht nur den Kaukasus und das als Quelle des Istros betrachtete Rhipaeische Gebirge, sondern auch von Völkern neben den Chalybern die Araber nach Europa nördlich des Pontos, westlich der Maiotis versetzt. Die Analyse des

Mythos legt die mehrfachen, von Aischylos kunstvoll verknüpften Motive auseinander. Außer dem gemilderten Bilde der Theogonie, wonach Prometheus nicht mehr ewig gequält, sondern durch Herakles erlöst wird, nebst dem Zusatz, daß als freiwilliger Stellvertreter Cheiron in den Hades hinabgeht, kommen hauptsächlich in Frage die Titanomachie mit ihrem nachträglichen Übergang von den Brüdern zu Zeus und der folgenden Förderung der Menschen, ferner das sonst mit Bezug auf Achilleus benutzte Orakel der Gaia-Themis, das ihrem Sohne Prometheus die wichtige Waffe gegen Zeus in die Hand gibt, endlich sekundär auch der Kult des attischen Gottes der Töpfer. In der Thebischen Trilogie verquickt sich mit dem Zuge der Sieben der uralten, aus Ionien aufs Festland zurückgewanderten, durch die *Ἐπίγονοι* verlängerten *Θηβαΐς* die viel jüngere Labdakidengeschichte, deren Ursprung etwa aufs siebente Jahrhundert hindeutet.

In Sachen der Dramaturgie betont Wilamowitz noch immer, unseres Erachtens zu scharf, die Dreiteilung im Aufbau der Perser. Anregende und feine Beobachtungen gelten u. a. dem fertigen Bilde zu Anfang des Dramas, der naiven Festhaltung des Chors, der ebenso naiv je nach Bedürfnis wechselnden Charakterisierung, der monologartigen Einführung einer neuen Person, der unmotivierten Entfernung des Boten als eines einfachen 'Mundstücks', der von Sophokles und Euripides abweichenden Vermeidung eines langen erschöpfenden Botenberichts, der lieber auf mehrere Spieler verteilt wird.

Was endlich die Bühne des Aischylos angeht, so hatte ja Wilamowitz vor beinahe 30 Jahren durch seinen bahnbrechenden Aufsatz im Hermes zuerst die primitivere szenische Sonderstellung der vier älteren Tragödien erleuchtet. Um so begieriger mußte man sein, wie er jetzt, angesichts des inzwischen entbrannten und noch keineswegs geschlichteten Theaterstreits urteilen würde. Seine im Laufe der Jahre vervollkommneten Anschauungen hatte er schon einmal in einem Berliner Akademievortrag geäußert, ihre Veröffentlichung aber für den Begleitband der Aischylosausgabe verspart. Auch hier erhalten wir ja nun freilich nicht eine zusammenhängende und eingehende Erörterung über das Thema, sondern einzelne Andeutungen zu den verschiedenen Dramen. Gerade wegen ihrer Kürze sind diese Notizen neben jener älteren Arbeit möglichst scharf und zugleich behutsam aufzufassen und zu erwägen, ein Gebot, das F. Noack mit seinen bereits an Wilamowitz anknüpfenden geistreichen Konstruktionen unseres Erachtens nicht immer genügend erfüllt hat. Auch wir sind im folgenden keineswegs überall sicher, das neue Bühnenbild von Wilamowitz voll und richtig verstanden zu haben.

Die schwebenden Hauptfragen betreffen einmal die Erhöhung und dann den Hintergrundsabschluß der Bühne. Im ersteren Punkt ist bekanntlich auch außerhalb der Anhänger Dörpfelds Bethe der Ansicht, daß sich mindestens während der ersten drei Viertel des 5. Jahrhunderts Schauspieler und Chor ausschließlich auf der gemeinsamen Fläche der Orchestra bewegten und daß der schon in der Frühzeit, bei Thespis vorhandene höhere Standplatz der Sprecher erst nachträglich in erweiterter Form nach dem Beginn des Peloponnesischen Kriegs wider aufkam.

indessen das Mittelglied, durch das er diese an sich gewiß nicht wahrscheinliche Unterbrechung der Tradition seinerzeit zu erklären versuchte, der Kothurn als 'wandelnde Bühne unter den Füßen' besteht heute längst nicht mehr zu Recht. Wilamowitz dürfen wir nach wie vor den Vertretern der erhöhten Bühne auch für Aischylos beizählen. 1886 nahm er in allen vier Stücken eine mitten auf dem Tanzplatz gedachte, darum 'zentrale' Bühne 'oder besser Estrade' an, von der zur Orchestra Stufen herabführten und die auf sich je nach Bedürfnis eigene, wenn nötig, selbst wider mit Stufen versehene Aufsätze trug. Mit der selben Grundvoraussetzung von Wilamowitz glauben wir auch noch in seinen 'Interpretationen' rechnen zu dürfen, wenngleich hier die Estrade entweder allgemein 'oberer Spielplatz' oder meistens 'zweite Bühne, obere Bühne, Oberbühne' heißt: ein Ausdruck, durch den man leicht verführt wird, an den doch ganz andersartigen Oberstock des nachmaligen Skenegebäudes, das *θεολογεῖον* zu denken. Ebensowenig wie diesen Wechsel des Namens gestehen wir die Ausnahme notwendig finden zu können, die Wilamowitz nunmehr für die Perser statuiert: in ihnen bestehe 'nicht die selbe obere Bühne wie in den drei anderen älteren Dramen, aber etwas Analoges', nämlich ein als Hügel gemeinter Grabbau, aus dem der Dareiosschatten emporsteigt. Wir unsrerseits möchten uns diesen Grabhügel lieber als Setzstück auf der ständigen fundamentalen Estrade vorstellen und können darum auch Noack nicht folgen, der, die Ausnahme von Wilamowitz verallgemeinernd, für sämtliche fraglichen Stücke einen nicht als regelmäßige Institution, sondern jeweils nur für bestimmte Zwecke (Altar, Grab usw.) zu verstehenden monumentalen Aufbau mit senkrechten Wänden ansetzt. Er will ihn 'Chorpodium' nennen, weil 'um des Chores willen' erfunden, der im Prometheus dauernd, in den Hiketiden und Hepta eine Zeitlang auf ihm verweilt. Dabei befindet er sich, wie uns bedünkt, nicht im Einklang mit Wilamowitz; denn er hatte ehemals seine Estrade deutlich als das Logeion, den Platz der Sprecher (zum Unterschied vom Chore) bezeichnet, und wir sehen keinen Anhalt dafür, daß er diese Meinung neuerdings aufgegeben hätte. Jene gleiche 'Sonderung der beiden Schauplätze' läßt übrigens Wilamowitz doch wohl, und zwar mit Recht, auch in die spätere Ära des Aischylos durchlaufen, wenn er für die Choephoren einige zum Vorplatz der Palasttür hinaufführende Stufen erwähnt. Wir wundern uns über die Vorsicht, mit der er dabei nur eine 'unverkennbare Ähnlichkeit mit der Anlage in den älteren Dramen und ihrem doppelten Spielplatze' feststellt. Für sein 'Chorpodium' hält Noack durchweg an der 'Illusion der Allseitigkeit' fest. Wilamowitz selbst nahm an seiner früheren Theorie zweifellos eine mildernde Korrektur vor, wenn nach seiner ausdrücklichen Angabe in den Hepta eine erhöhte Bühne 'wider im Hintergrunde des Tanzplatzes' liegt.

Das leitet uns gleich zum andern Problem des Hintergrundsabschlusses über. Wilamowitz betrachtete und betrachtet es offenbar noch jetzt als entscheidende Tat der Sophokleischen Theaterreform, daß an der Bühne eine feste Hinterwand errichtet und, mit Türen versehen, im Zusammenhang mit der sich hinter sie legenden Kleiderbude als Front eines Hauses verwandt wird. Es sei (großenteils in Übereinstimmung

mit Bethe) die Bemerkung gestattet, daß uns als bewiesen und beweisbar nur so viel erscheint, daß Aischylos in seinen früheren Dramen von einer Rückwand noch keinen Gebrauch macht oder, um eine Wendung von Wilamowitz zu zitieren, von ihr 'absieht', nicht aber, daß sie nicht unbenutzt schon damals dastehen konnte. Für die letztere Möglichkeit erheben sich gewichtige Gründe allgemeiner und besonderer Art. Zunächst wäre es eine unorganisch und darum unbegreiflich schnelle, eine wirklich 'treibhausartige' Erscheinung, wenn die erste Erstellung der Wand und ihre sinnreich komplizierte Verwendung als Hausfront zeitlich zusammenfallen oder wenigstens in eine kürzeste Spanne zusammenrücken sollten. Mehr Wahrscheinlichkeit hätte es für sich, daß die zwei Elemente der Neuerung, die Hintergrundswand und der Hintergrundsraum, womöglich organisch vereinigt, aus anderweitigen natürlichen Ursachen bereits eine längere Weile vorlagen, bis man auf die Idee kam, sie in die Handlung einzubeziehen. Nur so entginge man auch der Gefahr, das Verdienst des Aischylos zugunsten des Sophokles ungebührlich zu schmälern und zu vergessen, *ὅτι πολλῷ χαλεπώτερον ἦν ἐπὶ Θέσπιδι Φρυνίχωι τε καὶ Χοιρίλωι εἰς τοσόνδε μεγέθους τὴν τραγῳδίαν προαγαγεῖν ἢ ἐπὶ Αἰσχύλωι εἰσιόντα εἰς τὴν Σοφοκλέους ἐλθεῖν τελειότητα.* Wilamowitz selbst (im Hermes) dürfen wir als Zeugen dafür anrufen, daß schon die Einführung des zweiten Schauspielers durch Aischylos bewirkte, daß fortan Publikum und Chor nach der Stirnseite der neuen Gruppe auf dem *λογεῖον* drängten und so den Kreis immer mehr zum Halbkreise machten. Die eigentlich schon damit gegebene Rückwand ist für jede der vier Tragödien möglich, fast erforderlich aber für das Gebirge, an dessen einem vorgeschobenen Felsen Prometheus aufgehängt wird, und für das *στέγος* der Perser, die überdies durch ihr Grab vor dem hinteren Abschluß bereits eine latente Entsprechung zur Szenerie der Choephoren darbieten. Wie nun ferner jene an sich und allein kaum verständliche Wand als organischer Teil eines Raumbaus entstehen konnte, ja mußte, lehrt uns die überzeugend einfache, ganz mit Unrecht verlachte Erwägung von Bethe, daß es widerum eben der zweite Darsteller des Aischylos war, der wegen des nun häufigeren und rascheren Kostümwechsels das Heranrücken des Kleiderzelts an bzw. in die Orchestra verlangte, des Zelts, dessen Nähe auch jedenfalls für die Geistererscheinung der Perser, wenn man von der zweifelhaften Möglichkeit des unterirdischen Ganges absieht, erheischt wird.

Sonach gewinnen wir den gelegentlich schon früher, nur nicht mit Geschick verfochtenen Eindruck, daß bereits Aischylos die zunächst nur stumm ihre Rückwand zeigende *σκηνή*, verbunden mit dem ihr vorgelegten *λογεῖον* von mäßiger Höhe, auf den Spielplatz gebracht hat. So allein erklärt sich die beherrschende Rolle, die der Begriff der *σκηνή* fürs ganze antike Bühnenwesen erlangte. Schwerlich empfiehlt sich's, ihren Ursprung mit Noack rein zufällig und nebensächlich in dem homerisch-troischen Lagerzelt des Achilleus zu suchen, das dabei 'noch lange nicht gleich die Kleiderbude gewesen sein' müsse. Obwohl Noack nach einer andern Stelle an die Möglichkeit glaubt, daß sich sein Podiumbau selbst allmählich zu einem Hintergrundsbau auswachsen konnte, gelten ihm das

'erhöhte allseitige Chorpodium' und diese neue 'einseitig frontierte σκηνή' ausdrücklich als zwei selbständig nebeneinander bestehende, bald zusammen, bald einzeln benutzte Requisiten. Mit Bethe berührt er sich dabei insofern, als auch dieser das Logeion von der Skene getrennt hält und, damit in Verbindung, der Skenehinterwand selbst in der frühen Aischyleischen Zeit die Verwendung als Altar, Grabmal usw. zumutet, für die wir besondre Aufbauten auf dem Logeion verantwortlich machen. Mit Wilamowitz selbst erscheint unsre Gesamtvorstellung mindestens nicht unvereinbar, wenn er, wohl etwas zu skeptisch, darauf verzichten zu wollen erklärt, 'in der oberen Bühne die Bude, die σκηνή zu suchen ...; es mag ja sein, daß Zusammenhänge vorhanden sind; aber sie sind unbeweisbar, und vor allem, sie helfen schlechterdings gar nichts zum Verständnis der Dramen oder der tragischen Kunst'.

Czernowitz. G. A. Gerhard.

Edmund Rüsch, Grammatik der Delphischen Inschriften. I. Bd. Lautlehre. Berlin 1914. Weidmannsche Buchhandlung, XXII u. 344 S. Gr. 8. 13 ℳ.

Die sprachliche Erforschung des ungeheuer großen Inschriftenmaterials, das zur Kenntnis der griechischen Dialekte, sowie der Κοινή überaus wichtig ist, hat erst in neuerer Zeit fruchtbringend begonnen, vgl. die Literatur bis 1914 bei Larfeld, Griech. Epigr. 3. Aufl., Iwan Müllers Handbuch I 5, 175 ff. Größere Gruppen von Inschriften sind im Zusammenhang und im Hinblick auf das gesamte Gebiet der Grammatik bisher nur selten behandelt worden. So hat Meisterhans die attischen Inschriften erforscht, Schweizer die pergamenischen ohne Syntax, Nachmanson ebenfalls ohne Syntax die magnetischen. Rüsch legt uns jetzt einen stattlichen Band über die Lautlehre der delphischen Inschriften vor, der, um es gleich zu sagen, diesem kenntnisreichen Schüler des verdienstvollen Pomtow alle Ehre macht und hoffentlich bald auf dem Gebiet der Formenlehre und Syntax die notwendige Fortsetzung erfährt. Eine grammatische Erforschung der Inschriften Delphis lohnt sich schon deshalb, weil die Zahl der Urkunden sehr groß ist und sich auf ca. 1000 Jahre erstreckt; außerdem sind die meisten sehr gut erhalten. Der Weg, den der Verfasser bei seinen fleißigen Untersuchungen eingeschlagen hat, muß als überaus glücklich und ertragreich bezeichnet werden. Er hebt mit Recht hervor, daß die Aufgabe eine dreifache ist: 1. Die Entwicklung des delphischen Dialekts ist auf chronologische Grundlage zu stellen, wobei sich übrigens der Verfasser in sehr nutzbringender Art auf teilweise noch nicht veröffentlichte Forschungen Pomtows stützen konnte. 2. Seine Stellung innerhalb der nordwestgriechischen Gruppe ist zu bestimmen. 3. Sein Verhältnis zum Dorischen muß ermittelt werden. Ferner geht R. ebenfalls in richtiger Erkenntnis der Probleme darauf aus, die Amphiktyoneninschriften, die fremdem Einfluß leichter zugänglich waren, von den epichorisch-delphischen, die am heimatlichen Idiom lange und zäh festhielten, streng zu scheiden. Es ist endlich durchaus anzuerkennen, daß die einzelnen Erscheinungen vollständig verwertet und meist mit

allen Belegen namhaft gemacht sind. Parallelen aus sonstigen Inschriften, aus Papyri usw. hat R. fast ganz vermieden und sich mit dem Hinweis auf die Literatur begnügt. Dadurch war es eben möglich, das Material, das die delphischen Urkunden selbst bieten, vollständig auszuschöpfen und ein ganz klares Bild zu geben. Daß R. bei dem Wege, den er eingeschlagen hat, treffliche Resultate erzielt, liegt auf der Hand. Besonders anziehend ist das Verhältnis der Amphiktyoneninschriften zu den epichorischen Urkunden. Hierfür möchte ich einige lehrreiche Beispiele anführen. *Κά* = *κέ* ist in den epichorischen Inschriften erst seit dem II. Jahrh. v. Chr. vereinzelt durch *ἄν* ersetzt, während die amphiktyonischen Urkunden *ἄν* schon viel früher und häufiger anwenden, 23 ff. Für das lange *α* liest man *η* in den Amphiktyoneninschriften viel früher und häufiger als in den epichorischen wo *α* auch noch in der Kaiserzeit mindestes gleich oft erscheint, 39 ff. In den amphiktyonischen Texten erscheinen *οὐθείς* und *μηθείς* für *οὐδείς* bzw. *μηδείς* bälder als in den epichorischen, 191 ff. Für *σσ* tritt *ττ* fast nur in amphiktyonischen Urkunden auf, 245 ff. Das bewegliche Schluß-*ν* ist wie auch in den andern Dialekten außerhalb des ionisch-attischen Gebiets auf den epichorischen Urkunden kaum zugelassen, aber ungemein stark auf den amphiktyonischen seit dem IV. v. Chr., 273 ff. Auch da, wo ein Unterschied zwischen beiden Urkundenarten sich nicht ergibt, sind die aufgestellten Tabellen überaus anziehend. Zum Schluß bietet uns R. noch eine kleine Sammlung gut erhaltener Freilassungsurkunden aus dem II. v. Chr., die bisher noch nicht veröffentlicht waren, vom Westende der Polygonmauer, ferner eine delphische Archontentafel des III. v. Chr. nach Pomtow, ein Wörterverzeichnis, ein Stellenregister, sowie Nachträge und Berichtigungen. Wenn der Verfasser Formenlehre, Wortschatz und Syntax gleichfalls behandelt haben wird, dann dürfte es wohl gelingen, die Stellung des delphischen Idioms innerhalb der andern Dialekte genau zu bestimmen. (Vgl. BphW. 1914 Sp. 1157—61.)

Lahr i. B. Helbing.

---

1) Alfred Körte, Die griechische Komödie (Aus Natur und Geisteswelt 400. Bändchen). Mit einem Titelbild und zwei Tafeln. II u. 104 S. 8. Leipzig 1914, Teubner. Geb. 1,25 *M*.

Ein Gegenstand wie die griechische Komödie eignet sich besonders gut dazu, um nach seinen Hauptzügen in der knappen Form dieser Bändchen behandelt zu werden, da das Literaturgebiet zeitlich enger begrenzt ist und — leider — immer noch unsere Quellen der Kenntnis spärlich fließen. Gewiß wird das lebendig gesprochene Wort der Vorträge im Freien deutschen Hochstift, aus denen das Buch entstanden ist, in der gewandten Darstellung des Verfassers bei den Zuhörern reges Interesse geweckt haben; erfahrungsgemäß bleibt aber auch bei 'gebildeten Laien' von solchen Vorträgen aus immerhin doch entlegeneren Gebieten nicht allzuviel haften. Zunächst wird also mancher unter ihnen sich freuen, das erregte Interesse nunmehr in ruhiger Lektüre wider auffrischen und zu sicherer Kenntnis verdichten zu können. Aber auch das philologische Publikum, an das der Verfasser nach dem Vorwort sich nicht wendet,

wird ihm für seine Gabe Dank wissen. Bei dem großen Umfange wissenschaftlicher Forschung ist es dem einzelnen, besonders wenn er im praktischen Berufe steht, unmöglich, sich überall so auf dem laufenden zu halten, wie es ihm doch eigentlich Bedürfnis ist. Da sind dann Bücher wie dieses, die in gedrängter Übersicht die Studienergebnisse eines gründlichen Sachkenners bieten, höchst willkommen. Wird der philologische Leser nicht selten das Problematische der Ausführungen herausfühlen, so wird er sich gerne zu eigenem Nachdenken angeregt sehen und mit Spannung die vom Verfasser in Aussicht gestellte wissenschaftliche Begründung seiner Ansichten erwarten.

Ungezwungen ergeben sich vier Teile: 1. Ursprung der Komödie und ihre Entwicklung bei den Dorern (S. 1—15), 2. Die alte attische Komödie (S. 16—61), 3. Ausgang der alten und mittlere Komödie (S. 61—71), 4. Die neue Komödie (S. 71—104); die ungleiche Länge der Abschnitte zeigt schon an, wo unsere Kenntnisse auf breiterer Grundlage ruhen. Naturgemäß wird unser Interesse im höchsten Grade durch den letzten Abschnitt gefesselt, in dem die neu entdeckten Menanderfragmente vom Herausgeber der Menandrea mit besonderer Liebe behandelt werden. Wie regt sich da der Wunsch, daß neue Funde hier noch weitere Gebiete erschließen und dem feinsinnigen Forscher neue Aufgaben stellen möchten! — Nur in einem Punkte sähen wir das, was er jetzt gibt, bei einer Neuauflage gerne gebessert. Er rühmt mit Recht (S. 17, 40) die treffliche Aristophanesübersetzung von Droysen. Seine eigenen Übertragungen der anderen Komiker sind sprachlich und metrisch nicht frei von Härten. Es stört, daß öfter am Versende nur noch das eine den Nebensatz einleitende Wort steht, z. B. S. 50 'Doch deutlich werdet ihr erkennen, wie / Viel schlechter jetzt es mit den Demen steht', S. 81 'Du schlechter Kerl; wenn du / Ein bißchen Geld beiseite hast gebracht — —', S. 82 'Ein Hirt Tibeios in Ptelea, der / In seiner Jugend Sklave war', S. 88. 'Den ganzen Tag hört er nicht auf, und da / Er fleht' und redete, so sagte ich — — —', besser so: 'Den ganzen Tag fuhr er so fort mit Bitten; / Er flehte, drang in mich; da sagt' ich endlich / Das Kind ihm zu,' S. 90 'Erzählt' er ihnen die Geschichte, wie / Er sie gefunden einst und aufgenommen', besser so: 'Erzählt' er selber ihnen die Geschichte, / Wie er gefunden sie und aufgenommen'. — Es ist ebenso bedenklich zu sagen (S. 11): 'der um Golde selbst nicht feil', wie S. 28 '— — der bringt nichts Rechtes je zustand'. Die unschöne Betonung S. 85 'Vor einen Schiedsrichter gehört der Fall' ließ sich leicht beseitigen, wenn man Epitr. 2/3 so übersetzte: 'Vors Schiedsgericht gehört ein solcher Fall'; ebenso 9/10 'Einen gerechten Richter suchen wir' vielmehr so: 'Gerechten Richter suchen wir dafür' (τούτου).

So ließe sich noch manches ohne große Mühe nachbessern, wenn wir uns auch bescheiden müssen, die große Feinheit Menandreischer Sprach- und Verskunst nie ganz zu erreichen. — — — Indes das sind kleine Schönheitsfehler, die dem ansprechenden Werkchen doch nur wenig Abbruch tun.

2) F. Stürmer u. G. Michaelis. Etymologisches Wörterbuch zunächst zu den Ostermannschen Übungsbüchern. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. XIV u. 72 S. 8. 1,20 ℳ.

Um dem oft beklagten Mangel an Vokabelkenntnis in den oberen Klassen abzuhelfen, hält Stürmer regelmäßige Wiederholungen von Vokabeln auch auf dieser Stufe für notwendig; sie sollen aber 'unter dem Gesichtspunkt der etymologischen Zusammengehörigkeit' vorgenommen werden. — Auf Anregung des Provinzialschulrats Kanzow in Cassel hat er, unterstützt vom Provinzialschulrat Michaelis in Berlin, das vorliegende Wörterbuch verfaßt, bei dem die sprachwissenschaftlichen Angaben von Prof. Niedermann in Basel und Oberlehrer Kappus in Schöneberg nachgeprüft sind. Das Buch kann auch neben anderen als den Ostermannschen Übungsbüchern gebraucht werden.

Die Einleitung (S. IV—XIII) behandelt: Das Lateinische und die verwandten Sprachen; Aus der Lautlehre: I. Erhaltung und Veränderung des ursprünglichen indogermanischen Lautbestandes. II. Lautgestaltung innerhalb des Lateinischen; Aus der Wortbildungslehre A. Ableitung. I. Form, II. Bedeutung, B. Zusammensetzung. I. Form, II. Bedeutung der Komposita; Aus der Bedeutungslehre. I. Arten des Bedeutungswandels. II. Gründe des Bedeutungswandels.

Die Absicht des Buches ist vortrefflich, und jeder wird dem, was Stürmer über den Nutzen etymologischer Betrachtung für den Schulunterricht sagt, unbedingt zustimmen. Auch ist anzuerkennen, daß in der Fülle des Gebotenen dem Lehrer reiche Anregung gegeben wird.

Dennoch erheben sich nicht geringe Bedenken, die es verwehren, das Buch in dieser Form zu empfehlen.

Wie aus dem Ton der einleitenden Worte zu entnehmen ist, sind auch die sprachwissenschaftlichen Vorbemerkungen für die Schüler bestimmt. Ob die Lautlehre bei diesen auf Interesse rechnen darf, ist zweifelhaft; jedenfalls müßten Beispiele wie 'vgl. aedes mit *αἴθω*, foedus mit *πέποιθα*, . . . aus dem Deutschen noch Geiß (Druckfehler: Geist) mit haedus, Ost, Ostern mit aurora' (S. V) eingehender vom Lehrer erläutert werden, damit überhaupt nur der Zusammenhang der Wörter verstanden wird. So unsichere Etymologien wie die der Suffixe -do-, -osus, -tu (S. IX) blieben besser unerwähnt. Die Bedeutungslehre auf zwei Seiten (XII u. XIII) zu behandeln, ist unmöglich; schon bei den Präpositionen (S. X u. XI) war es geboten, anstatt der Aufzählung verschiedener Bedeutungen vielmehr die eine aus der anderen zu entwickeln. Wo der Verstand dem Gedächtnis zu Hilfe kommen soll, muß ihm nun auch sein volles Recht werden.

Ähnliche Bedenken sind in gesteigertem Maße gegen das Wörterbuch selber geltend zu machen; so gleich bei den ersten Wortgruppen. Ob und wie acervus mit acer zusammenzubringen ist, hat die Sprachwissenschaft noch nicht sicher ermittelt; über den Zusammenhang von adulor mit 'wedeln' spricht sich Walde ganz vorsichtig aus; das Suffix in dem für aestimo vorausgesetzten *aestimus ist nicht erklärt und wird durch den Hinweis 'vgl. optimus' nicht erläutert; bei sponte (S. 60) gibt der Hinweis 'ahd. spanst Lockung vgl. Gespenst' nur Rätsel

auf. Erst umständliche Auseinandersetzungen würden in diesen wie in vielen anderen Fällen zu einem Ergebnis führen, das von der Wissenschaft durchaus nicht überall anerkannt ist. Über ein Scheinwissen würden auf diese Weise die Schüler meist nicht hinauskommen, ein trügerisches Wissen, das sie zu eben dem Raten verführt, von dem die Sprachforschung unserer Tage die Etymologie befreit hat. — Mit Recht sagt der Verfasser, er wolle alle solche Wörter fortlassen, die als jedem Schüler vertraut vorausgesetzt werden dürften, wenn sich nicht irgendeine sprachliche oder kulturhistorische Belehrung daran knüpfen ließe; warum werden dann alacer, alea, algeo, amnis, membrum, splendeo u. a. mit aufgeführt? Fielen diese fort und ebenso alle unsicheren Ableitungen, so könnte man schon eher hoffen, im Unterrichte der oberen Klassen Zeit für ein solches Buch zu gewinnen; schwer genug wird das bei dem 45-Minuten-Betrieb doch bleiben. Auch das wäre noch zu fordern, daß innerhalb der Wortgruppen durch den Druck die Ableitungen von Wurzeln und die von Stämmen (S. IX) deutlich unterschieden würden.

Der Hauptwunsch für eine Neubearbeitung des Buches bleibt aber dieser, daß nur solche Etymologien gebracht werden, die zugleich wissenschaftlich gesichert sind und ohne Umstände auch Schülern einleuchtend gemacht werden können.

Magdeburg. Funck.

Edgar Löning, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge. 4. Auflage (Aus Natur und Geisteswelt. 34. Bdchen.). Leipzig 1913, B. G. Teubner. Kl. 8. 132 S. Geb 1,25 *M*.

Das treffliche Buch, dessen vierte Auflage ich heute — leider infolge verschiedener Umstände etwas zu spät — anzeige, ist aus Vorträgen entstanden, die der Verfasser im Januar 1901 im Auftrage der Oberschulbehörde zu Hamburg über das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches gehalten hat. Die Form des Vortrags ist, wie in den bisher erschienenen Auflagen, so auch in der vorliegenden beibehalten und der Inhalt nur insoweit geändert worden, als dies wegen neuer Gesetze — vor allem der wichtigen Finanzgesetze — und wegen der Änderung der Verfassung von Elsaß-Lothringen nötig war.

Die den sechs gehaltenen Vorträgen entsprechenden sechs Abschnitte des Buches behandeln I. die Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches; II. das Reich und die Bundesstaaten; III. 1. den Kaiser, 2. den Bundesrat; IV. den Reichstag; V. 1. die Zuständigkeit des Reichs, 2. die Reichsfinanzen, 3. die Reichsregierung; VI. 1. das Reichsland Elsaß-Lothringen, 2. die Schutzgebiete. Am Schluß findet sich noch die Angabe der wichtigsten Literatur.

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit einer Vollständigkeit, die man von dem wenig umfangreichen Buche kaum erwarten sollte, und mit vorbildlicher Genauigkeit, Schärfe und Klarheit gelöst, die uns auch bei recht verwickelten Dingen zu sicherer Erkenntnis führt. Weit davon entfernt, seinen zum Teil recht spröden Stoff in wissenschaftlich trockner

und nüchterner Weise zu behandeln, weiß er durch seine frische und lebendige Darstellung unsere Aufmerksamkeit zu fesseln und rege zu erhalten. Auch gibt er mehr, als der Titel des Buches verspricht; nicht nur die Grundzüge der bestehenden Reichsverfassung zeichnet er uns, sondern legt auch in sehr anschaulicher Weise die historische Entwicklung dar, geht auf wissenschaftliche Streitfragen, wenn er es auch mit Recht ausdrücklich ablehnt, sie eingehend zu erörtern, doch so weit ein, wie sie auch den gebildeten Laien fesseln, und teilt uns seine eigene wohlbegründete Stellung dazu mit. So behandelt er (S. 13ff.) die Streitfrage, ob das Reich ein Staat oder nur ein völkerrechtlicher Verein souveräner Staaten sei, und zeigt klar die Unrichtigkeit dieser letzteren Ansicht; ganz unzweifelhaft, meint er, sei das Reich selbst 'ein souveräner Staat, dessen Herrschaft alle Bundesstaaten unterworfen sind und dessen Herrschaft sich kein Bundesstaat rechtlich entziehen kann' (S. 21).

Später, im dritten Abschnitt (S. 45ff.), kommt er auf die wichtige, von jeher viel erörterte Streitfrage zu sprechen, wer denn eigentlich der Souverän des Reiches sei, ob der Kaiser oder der Bundesrat, oder die Gesamtheit der Bundesstaaten oder gar eine — nach der Verfassung gar nicht bestehende — 'Korporation, deren Glieder die Bundesstaaten sind'. Alle diese Meinungen gehen, wie der Verfasser nachweist, von der irrigen Voraussetzung aus, daß nur eine — physische oder juristische — Person Trägerin der Souveränität sein könne. Demgegenüber weiß er es uns ganz unzweifelhaft zu machen, daß in Wirklichkeit die Reichsgewalt 'dem Deutschen Kaiser und den im Bundesrat vereinten und organisierten Gliedern des Reichs, den Inhabern der Staatsgewalt in den Bundesstaaten', zusteht.

In sehr besonnener und ruhiger Weise erörtert Löning auch Fragen wie die nach dem Wert des allgemeinen, unmittelbaren und geheimen Wahlrechts und vergleicht geschickt Verfassung und Einrichtungen unsers Reichs mit denen anderer Staaten, vor allem anderer Bundesstaaten. Manchen Angriffen gegenüber zeigt er, wie berechtigt die bei uns herrschenden, oft zwar etwas verwickelt erscheinenden, aber doch mit viel Geist und großer Sorgfalt geschaffenen Einrichtungen des Reiches sind und wie trefflich sie sich meist bewährt haben. Und wie er der Bewunderung für den Meister, der das kunstvolle Gebilde der deutschen Reichsverfassung ins Leben gerufen hat, deutlichen Ausdruck gibt, so baut er auch fest auf die Zukunft des Reiches, sofern nur das deutsche Volk wacker und tüchtig bleibt. Damals lachte uns freilich noch die Sonne des Friedens, als der Verfasser die Worte schrieb (S. 131): 'Heute ist das Deutsche Reich einer der mächtigsten Staaten der Erde, ist es in sich geeint und gefestet, ist es gefeit gegen jeden Angriff auf seine Grenzen. Im stolzen Vertrauen auf seine Kriegsmacht ist es doch ein Hort des Friedens in Europa.' Die Hoffnung, daß es so bleiben werde, hat sich nicht erfüllt, aber die stolze Freude an unserem Reich und das Vertrauen, daß seine Bürger sich der Väter würdig zeigen, hat sich in der gewaltigen Kriegszeit als berechtigt erwiesen, und gerade die Not hat uns sichtbar werden lassen, wie fest der Bau gefügt ist, den Bismarck einst errichtet hat: ein Bau, bei dem er keinen der bekannten

Stile nachgeahmt und nicht auf ein glänzendes Äußere den Hauptwert gelegt hat, sondern vor allem darauf bedacht gewesen ist, ein Gebäude zu errichten, das seinem Zweck durch und durch entspricht, allen, die darin hausen, ein sicheres und wohnliches Obdach gewährt und allen Stürmen Trotz bieten kann.

Berlin. Rudolf Lange.

F. Pfuhl, Didaktik und Methodik der Naturkunde. (Sonderausgabe aus Dr. A. Baumeisters Handbuch der Erziehung und Unterrichtslehre für höhere Schulen.) München 1913. C. H. Beck. III, 147 S. gr. 8. Geb. 4,50 *M*.

Pfuhl hat sich in langjähriger Tätigkeit mit sämtlichen Fragen des Faches eingehend vertraut gemacht und entwickelt seine Grundsätze über die Behandlung des naturkundlichen Unterrichts, besonders des botanischen, ausführlich, stellenweise lehrprobenartig und in einer Breite, die etwas ermüdet und die Übersicht erschwert. Seine Ratschläge werden besonders dem Anfänger große Dienste leisten. Sie beziehen sich auf die Anschauungsmittel, z. B. Pflanzengärten, Spirituspräparate, Modelle, Abbildungen, Zeichnungen der Schüler, Mikroskop, Lupe, Herbarien, sowie auf die Methode des Unterrichtsgangs. Pflanzenerkenntnis, nicht Pflanzenkenntnis, soll das Ziel des Unterrichts sein, nicht Naturbeschreibung oder Naturgeschichte, sondern Naturkunde ist daher zu treiben, d. h. aus der Beschaffenheit der Körperteile ist auf die Lebensweise zu schließen, und Pflanze oder Tier sind nicht als Einzelwesen, sondern im Zusammenhang mit der Außenwelt, in ihrer Abhängigkeit von der Witterung, Nahrung und anderen Lebewesen aufzufassen. Selbständiges Verarbeiten des Stoffes durch die Schüler, Beobachten, Vergleichen, Schließen, Prüfen der Schlüsse durch den Versuch, das ist der Grundzug des Verfahrens; der Lehrer hat dabei nur zu leiten und die Fachausdrücke anzugeben. Diesen Grundsätzen entsprechend gliedert der Verfasser jede Unterrichtsstunde nach sieben sich stets wiederholenden Hauptfragen, die er mit typischen Bezeichnungen versieht: N. 1 (Wovon ernährt sich das Tier?), N. 2 (Wie nimmt es die Nahrung wahr?), N. 3 (Wie gelangt es zur Nahrung?), W. 1 (Wie wehrt es sich gegen die Witterung?), W. 2 (Wie gegen die Feinde?), M. 1 (Wie vermehrt es sich?), M. 2 (Wie sorgt es für die Nachkommen?).

Morphologie und System treten bei diesem Verfahren, das Pf. konsequent durchführt, gegen die Biologie zurück. Und das verdiente an sich nur Billigung. Aber Konsequenz führt leicht zur Einseitigkeit. Tatsächlich ist denn auch zu befürchten, daß die stetige Widerkehr des gleichen Verfahrens, wenn auch manche Hauptfragen zeitweilig ausfallen, das Interesse der Schüler allmählich abstumpft, und außerdem ist mindestens in den Unterklassen der Morphologie ein breiterer Raum zu gewähren. Hier hat der Naturkundunterricht eine Aufgabe zu leisten, die ihm kein anderes Fach abnimmt, nämlich die Schüler mit dem Vorrat von Wörtern zu versehen, die das richtig Beobachtete auch scharf und klar ausdrücken. Wir wissen alle, wie unsicher und wortarm selbst Gebildete sind, wenn sie Form und Lageverhältnisse an-

geben solten, oh nedie stumme Sprache der zeichnenden Hand gebrauchen zu können, die ihnen ja auch oft fremd ist. Und ferner darf nicht vergessen werden, daß in dem System der Botanik und der Zoologie eine Großtat des menschlichen Geistes vorliegt, deren Verständnis durch ein reiches Beobachtungsmaterial angebahnt werden muß, das nach systematischen und nicht nach biologischen Grundsätzen gesichtet ist. Schließlich ist es auch nicht gleichgültig, ob der Schüler bei einem so ausführlichen Verfahren, wie es Verfasser vorschlägt, im Sommer nur sieben Pflanzen statt der dreifachen Anzahl kennen lernt. Eine große Anzahl Pflanzen bloß zu kennen, auch ohne mit ihrer Lebensweise vertraut zu sein, und ihre Namen zu wissen (unsere Vorstellungen haften ja nun einmal am Worte), ist doch etwas wert, denn es befriedigt ästhetisch und gemütlich und gibt dem gebildeten Laien die einzige Möglichkeit, auf Reisen Flora und Fauna des Auslandes in Beziehung zur Heimat zu setzen und damit einen Einblick in die Verteilung der Lebewesen zu gewinnen.

Wiesbaden. F. Walther †.

Hermann Walser, Landeskunde der Schweiz. 2. verbesserte Auflage. Mit 16 Abbildungen und einer Karte. Sammlung Göschen Nr. 398. Preis in Leinwand gebunden 90 ₰.

In einer allgemeinen Übersicht werden die geographische Lage, die Landesnatur und das Volk kurz geschildert. Die folgenden Abschnitte behandeln eingehend die Einzellandschaften: den Jura, das Mittelland und die Alpen, wobei besonderer Nachdruck gelegt wird auf die Beziehungen zwischen der Natur des Landes und der Kultur und Wirtschaft des Volks. Beim alpinen Teil wäre eine schärfere Herausarbeitung der einzelnen Decken, vielleicht durch eine kleine kartographische Skizze illustriert, nach dem neuesten Stand der Forschung, wünschenswert gewesen. Während die staatliche Gliederung nach Kantonen im Jura und Mittelland gegenüber der geographisch wichtigeren landschaftlichen Gliederung zurücktritt, ist die Süd- und Ostschweiz aus Zweckmäßigkeitsgründen unter Voranstellung der politischen Zugehörigkeit behandelt.

Ein abschließendes Kapitel behandelt das Volk in seiner Verschiedenartigkeit der Nationen und Konfessionen, seine staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, so daß das Büchlein in gedrängter Darstellung ein anschauliches Bild des Schweizer Landes und Volkes bietet. Ein allerdings etwas kurzes Literaturverzeichnis gibt für Spezialstudien wertvolle Fingerzeige. In einem stattlichen Bilderanhang sind Musterbeispiele von Landschaftstypen und Kulturbildern vereinigt, die den Gebrauchswert des empfehlenswerten Buches erhöhen.

K. Löffler.



Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. 6. Auflage. 1. Band A—Kirta. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1913. VI u. 768 S. Geb. 11 ℳ.

Die lobenden Ausführungen der Rezension des 2. Bandes im Märzheft kann ich nur bestätigen: bewundernswert ist die Fülle der Stichwörter, die geschickte Auswahl, die in knappster Form immer gerade das Wesentliche gibt. Stichproben auf meinem, dem theologischen Gebiet, haben mir gezeigt, daß das Gebotene durchaus auf der Höhe der Wissenschaft steht. Der theologische Standpunkt des Bearbeiters tritt nur selten merkbar zutage. — Bedauerlich finde ich, daß die Arbeit der Heidenmission in den erdkundlichen Artikeln nicht mit erwähnt ist, z. B. bei den weitgehend christianisierten Battas auf Sumatra. Vielleicht holt das eine spätere Auflage nach. Das ganze Werk ist erstaunlich reich, der Preis im Verhältnis zu Umfang und Inhalt des Werkes gering.

Freiberg. Lic. Schwen.

Dr. Otto Emsmann, Gesundes Sexualleben! Berlin 1914. Maaß u. Plank, Chausseestr. 120. 110 S. 1,20 ℳ.

Dies 'Wort eines Arztes in Berlin an die gebildete Jungmännerwelt und ihre Freunde' ist hervorgegangen aus einer Reihe von Vorträgen und Kursen, die der Verf. im Laufe der Jahre 'teils vor sogenannten Gebildeten, teils vor minder gebildet*en* jungen Männern' gehalten hat. Die Schrift betrachtet die sexuelle Entwicklung vom Standpunkt der Wesensgesundheit und in Hinblick auf den Gesamtmenschen; sie gibt in anschaulicher und taktvoller Weise Aufschluß über die vielfachen hier in Betracht kommenden Fragen. Wie andere Schriften ähnlichen Inhalts, deren Zahl ja nicht gering ist, gipfelt sie in der Forderung der Totalabstinenz bis zur Ehe, die nicht vor dem 25. Jahre geschlossen werden soll. Das Büchlein ist im Gesamtton und auch in vielen Einzelheiten so gesund und vernünftig, daß man eigentlich seine helle Freude daran haben muß und es im rechten Augenblick in den rechten Händen jedenfalls viel Gutes wirken kann.

Und trotzdem oder gerade deshalb legt man diese Schriften, ich meine nicht nur diese einzelnen, sondern die ganze Gattung mit einem Gefühl der Unbefriedigung aus der Hand. Es werden Lösungen geboten, die keine sind. Die Verfasser hörten wohl die Glocken läuten, aber eigentlich nahe gekommen sind sie den fernen Türmen des Jugendlandes nicht. Wer selber sagt: 'Man wird nicht fehlgehn, wenn man das Masturbieren als die Regel . . . in diesem Alter ansieht', wer die erschütternden Zahlen der geschlechtlich Erkrankten innerhalb der Bevölkerungsklassen, statistische Daten über den Umfang der Prostitution anführt, der verzichtet mit der bloßen Aufstellung idealer Hochziele auf jeden praktischen Erfolg, auf den es doch in diesen Fragen allein ankommt. Und schließlich darf man wohl auch fragen, ob diese jungen Totalabstinenten wirklich die vollwertigen und hohen Erscheinungen sind, als die sie uns hingestellt werden.

γρ

---

1) **Bericht über den Dritten Deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde** zu Breslau, Okt. 1913: Der Unterschied der Geschlechter und seine Bedeutung für die öffentliche Jugenderziehung und Die Ausstellung zur vergleichenden Jugendkunde der Geschlechter; Arbeiten des Bundes für Schulreform Nr. 7 und 8. 184 und 54 Seiten, 4 ℳ und 1 ℳ. — Elternhaus und Schule, Vorträge gehalten in der öffentlichen Versammlung des Dritten Deutsch. Kongr. f. Jugendb. u. Jugendk. Säemann-Schriften, Heft 11. 50 Seiten, 1 ℳ. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin, 1914.

Diese Schriften enthalten den ausführlichen Bericht über die Vorträge und Verhandlungen auf der dritten Tagung des 'Bundes für Schulreform',



sowie über die Ausstellung, die zur Erläuterung des in den Vorträgen Gebotenen während des Kongresses veranstaltet worden war. Von den Vorträgen des ersten Tages sind am wichtigsten diejenigen von W. Stern-Breslau 'Zur vergleichenden Jugendkunde der Geschlechter', von J. Cohn-Freiburg 'Die Verschiedenheit der Geschlechter nach Erfahrungen beim gemeinsamen Unterricht' und von R. Kempf-Frankfurt a. M. 'Die soziale und wirtschaftliche Lage in ihrer Bedeutung für das Problem der gemeinsamen Erziehung'. Stern führte namentlich aus, daß sich der Grundunterschied der Geschlechter erschöpfend weder in einer Rangordnung noch im Gegenständlichen ihres Seelenlebens finden läßt; dagegen sind die typischen Qualitäten der Einstellung bei Knaben und Mädchen verschiedene. Jene zeigen mehr geistige Selbständigkeit, Produktivität, diese mehr Rezeptivität, jene ein mehr sachlich-objektives Verhalten, diese ein mehr persönlich-subjektives. Auch die gesamte Entwicklungsweise sowie das Entwicklungstempo weichen wesentlich voneinander ab. — Cohn stützte sich auf Material, das er in badischen höheren Schulen (mit Koedukation) gesammelt hatte. Das Interesse der Mädchen für die einzelnen Fächer weicht von dem der Knaben vielfach ab. Die Mädchen sind im ganzen mehr interessiert für das Anschauliche, Gefühlsbetonte, Lebenszugewandte und gewandter im sprachlichen Ausdruck. Gegenüber Denkaufgaben zeigen sich im allgemeinen die Knaben überlegen, die Mädchen dagegen in bezug auf Eifer, guten Willen und Ehrgeiz. Die Mädchen passen sich einem schnelleren Unterrichtstempo besser an; zur Zeit der Pubertät sind sie leichter ermüdbar usw. — Kempf schilderte, wie ungenügend der Zustand der Mädchenschulbildung für das Berufsleben der deutschen Frau ist, und forderte nicht nur eine generelle und rückhaltlose Eröffnung aller Knabenschulen für die Mädchen, sondern überhaupt die prinzipiell gemeinsame Erziehung, auf der Anschauung einer Gleichwertigkeit beider Geschlechter, der Lehrkräfte wie der Schüler, fußend, durch alle niederen, höheren und Fachschulen hindurch. — Der zweite Tag war gewidmet dem Thema 'Die aus der Eigenart der Geschlechter und den sozialen Verhältnissen sich ergebenden Forderungen für die Jugenderziehung'. Wychgram-Lübeck nahm gegenüber den bisherigen Feststellungen über die intellektuelle Verschiedenheit der Geschlechter im Unterricht im ganzen eine ablehnende Stellung ein, ließ aber bei rein erzieherischen Maßnahmen gewisse Differenzierungen gelten (stärkere Gefühlsbetonungen bei den Mädchen). Vom Gesichtspunkt der Zwecke sei zu beachten, daß die Mädchen- anders wie die Knabenbildung sowohl auf den sog. natürlichen, d. h. häuslichen, wie auf einen außerhäuslichen Beruf vorzubereiten habe. — G. Bäumer-Berlin erläuterte erstens, wie sich die höhere Mädchenbildung der weiblichen Eigenart anzupassen habe: durch Aufbau der Schule und Pensenverteilung, durch Auswahl und Zusammenstellung des Stoffes und durch die Lehrmethode —, und zeigte zweitens, welche Forderungen sich aus den sozialen Verhältnissen herleiten lassen. Eine Hauptgefahr bestehe darin, daß man sich durch den Dualismus im Frauenleben (Häuslichkeit und Beruf) zu Mischformen der Schulorganisation verleiten läßt. — In ähnlichem Sinne zugunsten eines Ausbaues des Mädchenschulwesens sprach noch F. Ohnesorge-Dresden. — Am dritten Tage gab C. Hoesch-Ernst-Godesberg einen 'Bericht über eigene Untersuchungen an amerikanischen Volksschulkindern' (Feststellung der Idealgestalten der Kinder), und schließlich sprach O. Lipmann-Kleinglienicke über 'Die statistische Untersuchung von Geschlechtsunterschieden'. — Der Kongreß schloß mit einer öffentlichen Versammlung, in der A. Schellenberg-Mannheim, H. Weimer-Biebrich und C. Götze-Hamburg über das Thema 'Elternhaus und Schule' sprachen. — Die Ausstellung, die in ihrem Material und ihren Erläuterungen viel Interessantes und Belehrendes bot, enthielt in einer ersten Abteilung verschiedenartige Produkte kindlichen Schaffens (literarische, zeichnerische, handwerkliche usw.) sowie mehrere graphische Darstellungen aus dem Forschungsgebiete der Jugendkunde, und in einer zweiten Abteilung eine Sammelausstellung des Instituts für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung (Kleinglienicke bei Potsdam): 'Statistische und experimentelle Resultate über psychische Geschlechtsunterschiede'.

2) Adelheid von Bennigsen. Der soziale Frauenberuf; Hefte zur Frauenfrage, 14. Heft, 1914. 14 S. 50 ₰.

Behandelt in kurzem Überblick die Entstehung des sozialen Frauenberufs, die verschiedenen Betätigungsformen, die er umfaßt, ferner die inneren und die äußeren Erfordernisse für seine erfolgreiche Ergreifung, die einzelnen Ausbildungsmöglichkeiten nnd schließlich die Anstellungs- und Verdienstaussichten des sozialen Frauenberufs.

3) Paula Mueller, Frauenbewegung und persönliches Leben; Hefte zur Frauenfrage, 15. Heft, 1914. 16 S. 50 ₰.

Diese kleine Schrift sucht die Frage 'Was verdanken wir der Frauenbewegung für unser persönliches Leben?' allseitig zu beleuchten und gründlich zu beantworten. Sie findet die Förderung der 'Persönlichkeit' durch die Frauenbewegung darin, daß diese die in ihr Lebenden und Tätigen wahre und befriedigende Arbeit, vertiefte, umfassende Bildung, gereiftes und selbständiges Urteil und Energie des Denkens und Handelns lehre. Doch dürfe ein solcher Gewinn nicht zu einem Verlust auf andrer Seite führen, nämlich zu einer verminderten Empfänglichkeit für äußere Formen, für Kunst, für Geselligkeit und für liebevolle Einzelfürsorge. — Wohl etwas zu optimistisch denkt die Verf. über die Möglichkeit einer 'allseitig harmonischen' Ausbildung der Persönlichkeit durch die Hingabe an ein außerpersönliches, berufliches Ziel; doch ist dieser Fehler ein zu allgemein verbreiteter, als daß man ihn der Verf. im besonderen anrechnen dürfte.

Kl. Glienicke. Dr. Bobertag.

Alfred Bähnisch, Die deutschen Personennamen. 2, Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. VIII u. 126 S. 8. 1,25 ℳ. (Aus Natur u. Geisteswelt, Bändchen 296.)

Die Bemerkung des Verfassers in der Vorrede: 'Im einzelnen ist das Buch einer gründlichen Durcharbeitung unterworfen worden' finde ich auf jeder Seite bestätigt und kann hinzufügen, es ist dadurch überall verbessert worden. Auch die kleinen Ausstellungen, die ich bei der Anzeige der ersten Auflage in dieser Zeitschrift (64, 1910, S. 457) gemacht habe, sind meist berücksichtigt. Mehr Familiennamen als in der ersten Auflage hat der Verfasser jetzt auf altdeutsche Eigennamen zurückgeführt, und soweit ich sehe, mit Recht. (Hübsch: Rennpferd = Renfert = Raginfrid.) In den Satz S. 34: 'In den deutschen Namen ruht der Hauptton auf dem ersten Gliede der Zusammensetzung, deshalb wird der zweite Stamm verkürzt oder fällt ganz ab' wäre nach 'wird' 'gewöhnlich' oder 'meistens' einzuschieben. B. führt selbst Nolte, Nöldechen auf Arnold, Dolffs auf Adolf zurück. Im alphabetischen Verzeichnis. lies Ansorge statt Anforge; es fehlen Schlensog (S. 41), Schüddekopf u. Wegehaupt (S. 75), Hupfeld u. Haltaufderheide (S. 74) u. v. a.

Das treffliche Buch ist in jeder Beziehung zu loben und zu empfehlen

Hannöverisch-Münden. P. Cascorbi.

Zur Ethik des Plotinos

von

Hermann Friedrich Müller.

Im Anfang war das Eine und Absolute, das als Absolutes außer aller Relation steht und als vollkommene Indifferenz weder Sein noch Denken, wohl aber der Grund alles Seins und Denkens ist. Es hat keine Attribute noch Prädikate, ohne daß es darum ein Nichts wäre; man kann von ihm nichts aussagen; tut man es dennoch, so halte man sich stets gegenwärtig, daß jede Aussage inadäquat ist und nur 'gleichsam' zutrifft. Dieses transzendente Eine erzeugt den Nus als Sohn oder Ebenbild, in dem es sich erkennt und zum Bewußtsein kommt. Der Nus befaßt die Ideen, die gesamte intelligible Welt in sich, und da er ewig Wirklichkeit und lebendige Energie ist, so differenziert er sich zur Seele, der Weltseele sowohl als der Einzelseelen. Die Seele nun wirkt als kosmische Potenz, Physis, und die produzierende Natur gestaltet mittels der Formen oder Ideen die Materie, das *primum existens* und unsichtbare Substrat aller sichtbaren Dinge[1]).

Soviel dialektischen Scharfsinn und spekulative Kraft Plotin auch aufbringt, um die Welt aus dem Urprinzip abzuleiten oder zu konstruieren: näher liegt ihm doch die Zurückführung der sinnlichen Welt auf die übersinnliche am Herzen. Weil es ihm religiöses Bedürfnis war, darum sucht er mit heißem Bemühen zu zeigen, wie die Seele aus irdischen Banden sich löse, zu ihrer wahren Natur wie zur Heimat zurückkehre und mit dem All-Einen und Ewigen sich wider vereinige. Das ist die Ethik Plotins, und davon will ich berichten.

Platon (Phil. 176 A) und mit ihm Plotin ermahnen uns aus dieser Welt, in der das Böse notwendigerweise umgeht, zu fliehen, d. h. Gott ähnlich zu werden durch ein gerechtes, besonnenes und heiliges, mit einem Wort tugendhaftes Leben. 'Sittlichkeit ist gottähnliche Gesinnung, Erhebung über die Bestimmung durch das Konkrete ins Reich des schlechthin Allgemeinen[2]).' 'Die unendliche Aufgabe der Religion und Sittlichkeit läßt sich in dem Worte vereinen: Sei gottinnig und ahme Gott nach im Leben[3]).'

---

[1]) Mit Absicht habe ich Schellingsche Termini gebraucht. Über 'Zeugung' spricht Schelling in der Schrift über das Wesen der menschlichen Freiheit vom Jahre 1809 (Bd. III S. 832 u. ö. in der Auswahl von Otto Weiß).

[2]) Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums 1803 (7. Vorl. a. a. O. II 606).

[3]) K. Chrn. Fr. Krause nach Überweg-Heinze. Krause selbst kenne ich nicht.

Wie geschieht das?

Enn. I 2 περὶ ἀρετῶν.

Die bürgerlichen oder politischen Tugenden, die wir unter dem Namen der vier Kardinaltugenden aus Platon kennen, schmücken in der Tat und machen uns besser, indem sie die Begierden begrenzen, die Leidenschaften zügeln, die falschen Meinungen vertreiben, kurz Maß und Form (εἶδος) in die Seele bringen: dadurch gelangt in uns eine Spur jenes Besten in der intelligiblen Welt; je mehr die Seele reine Form wird, desto mehr nähert sie sich dem Absoluten und Göttlichen. Also auch durch die bürgerlichen Tugenden werden wir bis zu einem gewissen Grade Gott ähnlich, und ein Mann, der sie im Leben betätigt, steht hoch in Ehren, wie denn auch Geschichte und Sage solche Männer als göttliche preist. Aber das genügt noch nicht zu vollkommener Gottähnlichkeit.

Platon sagt im Phaidon, jede Tugend sei Reinigung; die Seele müsse sich von den unsaubern und niedrigen Bestandteilen, die ihr anhängen wie Seetang und Muscheln dem Meergott Glaukos, reinigen und befreien, bis ihre wahre Natur wider zum Vorschein komme [1]). Die Seele ist mit dem Körper wie zusammengeknetet (συμπεφυρμένη), seinen Affektionen und Vorstellungen unterworfen, darum böse; gut wird sie erst durch Reinigung und Befreiung von körperlichen Einflüssen, und die Tugenden stellen sich nun so dar: Die Seele denkt und ist verständig und weise, wenn sie des Leibes Irrwahn nicht teilt, sondern abgesondert und allein wirkt; sie ist besonnen, wenn sie den Affektionen des Körpers sich nicht unterwirft; tapfer, wenn sie die Trennung vom Körper nicht fürchtet; gerecht, wenn Verstand und Vernunft in ihr herrschen, so daß die niederen Vermögen gar nicht mehr widerstreben. Dieses leidenschaftslose, reine und intellektuelle Leben der Seele ist ein Nachbild (μίμημα) des Lebens im göttlichen Intellekt (νοῦς), aber freilich auch nur ein Nachbild, das sie jedoch dem Urbild annähern kann dadurch, daß sie sich dem Guten zuwendet. Durch diese Hinwendung erweckt und erleuchtet sie die in ihr latenten und dunklen Ideen, und damit erhebt sie sich zum Guten, zu einem höheren Grade der Tugend im Nus. Je völliger sie das unruhige Treiben der Affekte beherrscht, desto näher kommt sie dem Ziel. Am besten wird es sein, sie zieht sich vom Körper ganz in sich selbst zurück. Jedenfalls muß sie sich von seinen Einflüssen nach Möglichkeit frei halten und darf ihm nur die notwendigen Lustempfindungen gestatten als Heilmittel und zur Erholung von Anstrengung, um nicht durch ihn belästigt zu werden. Die Schmerzen wird sie entfernen und, wenn das nicht möglich, geduldig ertragen und in ihrer Wirkung dadurch abschwächen, daß sie sich nicht

[1]) Vgl. Plotin Enn. I 1,12 mit Platon Politeia 611, ferner I 1, 7 mit Polit. 588 C, 590: τὸ λεοντῶδες καὶ ποικίλον ὅλως θηρίον.



in Mitleidenschaft ziehen läßt. Den Zorn entfernt sie womöglich gänzlich, wenigstens wird sie nicht mitzürnen; der unwillkürlichen Regung tritt sie entschieden entgegen, so daß sie nur schwach und gering sein wird. Furcht kennt sie schlechterdings nicht, denn was sollte sie fürchten? Doch mag auch hier eine unwillkürliche Regung stattfinden, etwa bei einer Warnung der Natur vor Gefahr. Was die Begierde angeht, so ist klar, daß sie auf nichts Schlechtes gehen kann; die nach Speise und Trank hat die Seele überhaupt nicht, ebensowenig die nach sinnlichem Liebesgenuß. Sie wird aber dafür sorgen, daß diese natürlichen Bedürfnisse und Triebe innerhalb der Schranken bleiben und maßvoll befriedigt werden. Sie selbst wird von alledem rein sein und auch den unvernünftigen Teil rein machen wollen, so daß er nicht einmal Eindrücke zu erleiden hat; wenn aber ja, wenigstens keine heftigen, sondern so, daß der Eindrücke auf ihn wenige seien und gleich durch die Nachbarschaft paralysiert werden. Die Anwesenheit der Vernunft reicht hin, und die Seele folgt dem Logos als ihrem Herrn.

Nun ist zwar keine der natürlichen Funktionen des Körpers und was dahin gehört Sünde, sondern ein wirklicher Erfolg, eine Erhebung für den Menschen; aber das Streben geht nicht dahin, ohne Sünde zu sein, sondern Gott zu sein[1]). In wem sich die Affekte noch wider Willen regen, der würde zwischen Gott und Mensch stehen; in wem sie dem Willen unbedingt gehorchen, der ist ein Gott aus dem Gefolge des höchsten Gottes, d. h. er hat seine ursprüngliche Reinheit und Gottähnlichkeit widergewonnen. In der so gereinigten und geläuterten Seele ist nun Weisheit und verständiger Sinn (*σοφία καὶ φρόνησις*) das Schauen dessen, was der *νοῦς* hat; die höhere Gerechtigkeit die dem Nus zugewandte Tätigkeit; die Sophrosyne die ständige Richtung auf den Nus; die Tapferkeit das Freisein von Affekten gemäß der Verähnlichung mit dem, worauf die Seele schaut, das seiner Natur nach affektlos ist: die Seele selbst aber überwindet durch ihre Tugend die Affekte, damit sie nicht in Mitleidenschaft mit dem schlechteren Hausgenossen gerät[2]).

So wären wir denn wider eine Stufe höher gestiegen und bei den Tugenden dritten Grades angelangt. Es sind, nach dem Ausdruck des Macrobius und Thomas von Aquino, die *virtutes purgati iam animi* oder *contemplativae*. Sie gehören der Seele zu eigen, die Muster aber (*παραδείγματα*), die *virtutes exemplares* oder *exemplaria virtutum*, befinden sich im göttlichen Nus. Dort ist die *νόησις: ἐπιστήμη καὶ σοφία*, die *σωφροσύνη: τὸ πρὸς αὐτόν*, die *δικαιοσύνη* (*οἰκειοπραγία*)*: τὸ οἰκεῖον ἔργον*, die *ἀνδρεία* (*τὸ δὲ οἷον ἀνδρεία*)*: ἡ ταυτότης καὶ τὸ ἐφ᾽ ἑαυτοῦ μένειν καθαρόν.*

---

[1]) Das steht wirklich im Plotin Kap. 6 c. A. *ἔστι μὲν οὖν οὐδὲν τῶν τοιούτων ἁμαρτία, ἀλλὰ κατόρθωσις ἀνθρώπῳ. ἀλλ᾽ ἡ σπουδὴ οὐκ ἔξω ἁμαρτίας εἶναι, ἀλλὰ θεὸν εἶναι.*

[2]) Vgl. in der Lehre vom Schönen Enn. I 6,6.

Zum Schluß erinnert Plotin daran, daß, wer die höhere Tugend besitzt, auch die niedere hat, aber nicht umgekehrt. Er fragt auch noch, ob der tugendhafte Mann mit der höheren zugleich auch immer die niedere Tugend in Tätigkeit setzt. Solange er ein werdender ist, wird er ja nach der Stufe der Sittlichkeit, auf der er steht, die für den Fall erforderliche Art der Tugend in Bewegung setzen; ist er aber tugendhaft geworden, wird er den Katechismus der Tugenden und Pflichten nicht mehr aufschlagen, sondern ohne Besinnen in allen Lebenslagen gut handeln, weil er gut ist. Sein Streben geht über den kategorischen Imperativ hinaus. So wird er beispielsweise danach trachten, daß er die Sophrosyne zum Maßhalten gar nicht mehr nötig hat, vielmehr von den Affekten abgesondert, in sich zurückgezogen das Leben nicht mehr eines guten Menschen lebt, wie es die bürgerliche Tugend fordert, sondern das Leben der Götter. Denn diesen, nicht guten Menschen sollen wir ähnlich werden. Nicht nach einer Kopie gilt es unser Bild zu gestalten, sondern nach dem Original und Musterbilde.

Plotin weiß wohl, daß nur wenige Menschen dieses Ideal erreichen. Auf die Menge, die am Boden kriecht, rechnet er nicht; aber eine Anzahl, meint er, werde doch von Natur geeignet sein, höheren Flug zu wagen. Von denen spricht er

Enn. I 3 *περὶ διαλεκτικῆς*.

Es sind drei Klassen: der Musiker, der Erotiker, der Philosoph.

Der Musiker ist von Natur leicht erregbar und von leidenschaftlicher Liebe zum Schönen ergriffen. Alles Unharmonische, Unrhythmische, Formlose im Gesange flieht er; aber der Wohllaut, die Rhythmen und schönen Formen der Töne gießen ihm süße Schauer in die Brust. Indem man nun von diesen wahrnehmbaren Tönen, an denen die Proportionen und rationellen Verhältnisse haften, alles Materielle absondert, muß man ihn zu der intelligiblen Harmonie (*νοητὴ ἁρμονία*) und dem Schönen an sich führen; man muß ihm philosophische Begriffe einpflanzen und dadurch ihn zum Bewußtsein über den inneren Gehalt seiner Seele bringen.

Der Erotiker, in dessen Zustand der Musiker wohl übergeht, trägt in sich eine Erinnerung an die einst geschaute Schönheit und wird beim Anblick schöner Körper entzückt. Ihn gilt es aufmerksam zu machen auf das allen Körpern gemeinsame Schöne, das ein Unkörperliches ist, und von da aus muß man ihn weiterführen zu schönen Beschäftigungen, Gesetzen, Künsten, Wissenschaften, Tugenden, deren Einheit und Entstehungsart in der Seele man aufdeckt. Von den Tugenden steigt man auf zum Intellekt, zum Sein: da geht der Weg nach oben.

Der Philosoph, von Natur gleichsam beflügelt und einer Loslösung vom Körper nicht mehr bedürftig, steht über den beiden andern und hat den Blick stets nach oben gerichtet. Ihm gebe

man als Propädeutik die Mathematik, damit er sich an reines Denken und den Glauben an das Unkörperliche gewöhne; da er eine natürliche Anlage zur Tugend hat, muß man diese Anlage pflegen und zur vollkommenen Tugend entwickeln, indem man ihn zu den Lehren der Dialektik führt, ihn überhaupt zum Dialektiker macht.

Durch Dialektik zum Gipfel der Tugend: das ist das zweite Stadium der Aufwärtsbewegung und des Aufstiegs (*ἀναγωγή ἀναβαίνειν*).

Die Dialektik ist das Vermögen und die Fertigkeit begrifflich über jedes einzelne zu sprechen: was das einzelne ist, worin es sich von anderem unterscheidet und mit anderem übereinstimmt. Sie erörtert wissenschaftlich das Seiende und Nichtseiende, das Gute und Nichtgute, das Ewige und Nichtewige. Sie führt vom Sinnlichen ins Übersinnliche. Mit Hilfe der Platonischen Methode sondert sie die Ideen, definiert sie das an sich Seiende, erhebt sie sich zu den ersten Gattungen des Seins und der Aussagen darüber, den Kategorien. Sie steigt von den Prinzipien herab zu den Konsequenzen (Synthesis) und von den Konsequenzen hinauf zu den Prinzipien (Analysis); so ist der Kreis des Intelligiblen und des Wissens durchlaufen. In ihrer erhabenen Ruhe und Konzentration steht sie über der Logik als der Lehre von den Prämissen und Schlüssen, zu der sie sich als der Vorstufe der Kunst kritisch verhält. Ihre Prinzipien (*ἀρχαὶ*) empfängt die Dialektik vom *νοῦς*. Im Besitz derselben ordnet sie zusammenfassend und trennend die Folgerungen der Reihe nach, bis sie zum vollkommenen Intellekt gelangt. Sie ist kein Organon der Philosophie und hat es nicht mit Theoremata und Kanones zu tun, sondern mit den Sachen; ihre Materie ist das Seiende. Darum nennen wir mit Platon die Dialektik den wertvollsten Teil der Philosophie. Alle philosophischen Disziplinen bedürfen ihrer, auch die Physik, wenn sie wirkliche Einsicht in das Innere der Natur gewinnen will. Ebenso und vor allem die Ethik. Denn die Dialektik ist das regulative und konstitutive Prinzip der Tugenden. Ohne die Weisheit und Erkenntnis, welche die Dialektik gibt, würden wir uns nicht von den niederen und unvollkommenen zu den höheren und vollkommenen Tugenden erheben können[1]).

Ein wichtiges Kapitel in der antiken Ethik bildet die Lehre von der Glückseligkeit. So finden wir denn auch bei Plotin eine Abhandlung

Enn. I 4 *περὶ εὐδαιμονίας*.

[1]) Daß Plotin hier im Banne Platons steht, braucht kaum gesagt zu werden. Bei Schilderung des Erotikers denkt jeder sofort an das Symposion, bei der Dialektik und der Platonischen Methode (*διαίρεσις* und *συναγωγή*) an Phaidros 248. 249 C, 266 B; Politeia 534 BC: *ἦ καὶ διαλεκτικὸν καλεῖς τὸν λόγον ἑκάστου λαμβάνοντα τῆς οὐσίας, — θριγκὸς τοῖς μαθήμασιν ἡ διαλεκτική.* Im Sophistes 253 E: *ἀλλὰ μὴν τό γε διαλεκτικὸν οὐκ ἄλλῳ δώσεις πλὴν τῷ καθαρῶς τε καὶ δικαίως φιλοσοφοῦντι.* — Über die *πρῶτα γένη*, die Kategorien, handelt Plotin sehr eingehend Enn. VI 1—3.



Peripatetiker, Epikureer und Stoiker umschreiben εὐδαιμονεῖν durch εὖ ζῆν, εὖ πράττειν und setzen es in das οἰκεῖον ἔργον τελούμενον oder κατὰ φύσιν ζῆν oder εὖ παθεῖν und wie die Kunstausdrücke sonst lauten. Alle diese Definitionen haben außer andern Mängeln den einen Fehler, daß sie viel zu weit sind. Denn ihnen zufolge müßte die Glückseligkeit auch den Tieren und Pflanzen zukommen, während sie doch nach allgemeiner Ansicht nur dem Menschen zugesprochen wird. Nein, die Glückseligkeit besteht nicht in dem behaglichen oder naturgemäßen, sondern in dem vernünftigen Leben; dieses allein ist wahres Leben, vollkommen und gut. Prinzip und Quelle desselben liegt in der νοερὰ φύσις, der intelligiblen Welt. Subjekt des εὐδαιμονεῖν ist der νοῦς, so daß man eigentlich sagen müßte, nicht sowohl im vernünftigen Leben als im Leben der Vernunft bestehe die Glückseligkeit. Aber die Hauptsache: jeder Mensch kann dieses intellektuellen Lebens und der darin ruhenden Glückseligkeit teilhaftig werden, denn er hat nicht bloß eine sinnliche Natur, sondern auch Verstand und Vernunft. Aber was potentiell in ihm liegt, muß aktuell werden; ja der Mensch muß selbst Intellekt werden, das Gute darf ihm nicht bloß äußerlich angefügt sein, es muß ihm als ein Teil seiner selbst in Fleisch und Blut oder vielmehr in Geist und Gemüt übergehen: so ist er sich selbst das Gute durch sein eigenes Wesen, ist er glückselig durch das, was er selbst hat. Grund und Quell aber bleibt immer das transzendente Gute (τὸ ἐπέκεινα), das in ihm stets gegenwärtig wirkt. Glücklich sein heißt gut sein.

Die vorgetragenen Thesen sucht Plotin nun gegen Einwürfe sicherzustellen. Er wendet sich besonders gegen die ἐκτὸς χορηγία des Aristoteles und zeichnet das Bild des stoischen Weisen.

Der tugendhafte, vom Geist geleitete Mann ist, in dem sichern Besitz des Guten und der Glückseligkeit, sich selbst genug (αὐτάρκης); er bedarf der Güter, die das Leben vergänglich zieren, nicht. Sucht er sie dennoch, so geschieht es nicht, als ob sie gut wären, sondern weil sie zu des Leibes Notdurft und Nahrung notwendig sind. Er braucht indes wenig. Äußerer Gewinn macht ihn nicht reicher, äußerer Verlust nicht ärmer. Sein eigentliches Ich, der inwendige Mensch wird dadurch gar nicht berührt. Sogar die Πριαμικαὶ τύχαι mindern sein Glück nicht. Wir schenken uns die Deklamationen vom Stier des Phalaris, von Tod und Krankheit, Verlust der Freiheit usw. Doch wollen wir ein paar bezeichnende Äußerungen hervorheben. Zunächst zwei kräftige Sprüche. Der Weise, lesen wir c. 8, wird in seinem Schmerze nicht bejammernswert sein, sondern sein Licht im Innern wird leuchten wie das Licht auf dem Leuchtturm, wenn es auch außen heftig weht, im gewaltigen Tosen des Sturms und im Ungewitter. Und ebenda: nicht wie ein Idiot, sondern wie ein großer Athlet muß man dastehen und die Schläge des Schicksals parieren. — Merkwürdig ist, wie Plotin das unbewußte Tun wertet. 'Man

wird oft in wachem Zustande viele schöne Tätigkeiten, Betrachtungen und Handlungen finden können, wo wir uns weder des Anschauens noch des Handelns während der selben bewußt sind. So braucht der Lesende kein Bewußtsein davon zu haben, daß er liest, namentlich dann, wenn er angespannt liest; noch der Tapfere, daß er tapfer ist und der Tapferkeit gemäß handelt, und so unzähliges andere. Daher gewinnt es den Anschein, daß das Bewußtsein die Handlungen, von denen es ein Bewußtsein hat, schwächer und dunkler macht, daß diese vielmehr dann, wenn sie unbewußt geschehen, reiner sind und mehr wirken, mehr leben. Demnach wird auch bei den in diesem Zustande befindlichen Tugendhaften das Leben intensiver sein, weil es nicht in die Empfindung ausgegossen wird, sondern an einem und demselben Punkte sich in sich selbst sammelt' (c. 10 a. E.). — Plotin geht in seinem Spiritualismus bis an die äußerste Grenze, er steigert den asketischen Zug der platonischen wie auch der christlichen Ethik um ein bedeutendes. Ermahnt der Apostel die Römer: wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde, so rät uns der Philosoph, den Leib zu vernachlässigen und zu schwächen. Der Unterschied zwischen dem äußern und inwendigen Menschen ist ihm stets gegenwärtig. 'Der am Irdischen haftende Mensch mag schön, groß und reich sein, er mag alle Menschen beherrschen, da er ja zu dieser Erde gehört, und man darf ihn nicht darum beneiden, daß er sich durch dergleichen hat täuschen lassen. Bei dem Weisen findet das vielleicht von vornherein gar nicht statt, und wenn es stattfindet, wird er's aus eigenem Antriebe vermindern, wenn anders er für sich selbst sorgt. Er wird die überwiegenden Vorzüge des Leibes verringern und durch Sorglosigkeit verkümmern lassen, eine herrschende Stellung wird er aufgeben. Indem er die Gesundheit seines Leibes erhält, wird er nicht durchaus frei von Krankheiten sein wollen, auch nicht gänzlich frei von Schmerzen, ja wenn sie nicht eintreten, wird er in der Jugend sogar verlangen, sie kennen zu lernen, im Alter dagegen wünschen, daß weder Freuden noch Schmerzen noch überhaupt etwas von irdischen Dingen ihn belästige, sei es etwas Angenehmes, sei es das Gegenteil, um nicht auf den Körper Rücksicht nehmen zu müssen' (c. 14). Wenn je einer, so hat Plotin sein Fleisch gekreuzigt samt den Lüsten und Begierden. Es ist doch etwas Großes, den alten Adam und die Welt mit ihrer Lust und ihrem Leid so unter die Füße zu treten. Trotzdem war Plotin nicht im mindesten tugendstolz noch von geistlichem Hochmut geschwollen. Nach seinem eigenen Bilde leiht er dem stoischen Weisen, dem austeren Tugendhelden, menschlich liebenswürdige Züge. Der *ἀνὴρ σπουδαῖος* nach Plotins Herzen ist umgänglich, heiter und milde im Urteil; schroff ist er nur gegen sich selbst. 'Indem er all das Seinige auch den Freunden mitteilt, wird er bei seinem verständigen Sinne zugleich ein rechter Freund sein' (c. 15 a. E.). Angenehmes und Erfreuliches nimmt er hin, wo und wann es ihm

entgegengebracht wird; aber er sucht und schätzt nur die Freude, die Lust, die aus dem Guten wie die Frucht aus der Blüte hervorwächst (c. 12). — Wir betrachten den Glücklichen nach dem Maßstab unserer Schwäche und halten für schlimm und schrecklich, was ihm keineswegs so erscheint. Er ist und bleibt der Affekte jederzeit Herr. Die unwillkürliche Furcht, die ihn bei seiner Beschäftigung mit andern Dingen etwa zu überfallen droht, weist er nachdrücklich ab, und ein zur Trauer erregtes Kind in ihm (Anspielung auf Platons Phaidon 77 E) wird er durch Drohung oder vernünftiges Zureden, vielleicht schon durch einen strafenden Blick beschwichtigen. Was uns das Glück so häufig trübt, hat keine Gewalt über ihn (c. 15). Auf dieser geistigen Höhe, dem Leben im Nus, müssen wir den Tugendhaften durchaus halten, sonst verlieren wir ihn unter den Händen. Ziehen wir ihn zu den Glücksfällen und Zufälligkeiten des Lebens (*τύχαι*) herab, so machen wir aus ihm zwar einen ordentlichen und ziemlichen Menschen (*ἐπιεικῆ ἄνθρωπον*), der aus Gutem und Bösem gemischt ist, aber den Namen eines Glücklichen nicht mehr verdient, 'da er das Große weder in der Würde der Weisheit noch in der Reinheit des Guten hat. Es ist eben nicht möglich, daß das glückselige Leben in einem gemischten Zustand bestehe. Mit Recht verlangt denn auch Platon, daß, wer weise und glücklich werden wolle, von dort oben her das Gute nehme, nach jenem blicke, jenem ähnlich werde und jenem gemäß lebe' (c. 16)[1].

Als eine Ergänzung zu unserm Buche stellt sich die Abhandlung Enn. I 5 dar, in der die Frage aufgeworfen wird, 'ob die Glückseligkeit in der Länge der Zeit bestehe' oder 'ob die Glückseligkeit einen Zuwachs durch die Zeit erhalte'. Veranlaßt scheint sie zu sein durch Aristoteles' Forderung einer angemessenen Dauer des Lebens, eines *βίος τέλειος*. Die Argumentation, die rein logisch verläuft und auf den zeitlich bedingten empirischen Menschen wenig Rücksicht nimmt, soll uns nicht lange aufhalten.

Axiom: Die Glückseligkeit ist ein gewisser Zustand (*διακεῖσθαί πως*); dieser Zustand liegt wie auch die Energie des Lebens stets in der Gegenwart (*ἐν τῷ παρεῖναι*).

Die Vergangenheit ist nicht mehr, die Zukunft ist noch nicht, also können sie auf die als Gegenwart zu denkende Glückseligkeit keinen Einfluß haben. Logischer Schein! In Wirklichkeit ist die Gegenwart ein Produkt aus Vergangenheit und Zukunft, tatsächlich kann Reue über die Vergangenheit und Furcht vor der

---

[1]) Vgl. Philebos 176 A mit Enn. I 2, 1. Ferner Politeia 508. 509. 613, wo auch das schöne Wort steht: *τῷ θεοφιλεῖ, ὅσα γε ἀπὸ θεῶν γίγνεται, πάντα γίγνεσθαι ὡς οἷόν τε ἄριστα.* Endlich in den Gesetzen 716: Gott ist Anfang, Ende und Mitte aller Dinge; an ihn muß sich halten, wer glückselig werden will ... *ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα· τὸν οὖν τῷ τοιούτῳ προσφιλῆ γενησόμενον εἰς δύναμιν ὅτι μάλιστα καὶ αὐτὸν τοιοῦτον ἀναγκαῖον γίγνεσθαι, καὶ κατὰ τοῦτον δὴ τὸν λόγον ὁ μὲν σώφρων ἡμῶν θεῷ φίλος, ὅμοιος γάρ κτλ.* Gott opfern und Gott auf alle Weise dienen ist *κάλλιστον καὶ ἄριστον καὶ ἀνυσιμώτατον πρὸς τὸν εὐδαίμονα βίον.*

Zukunft Ekel an der Gegenwart erzeugen; andererseits werden Erinnerung und Hoffnung zu Trösterinnen des Unglücks und Helferinnen des Glücks. Nur das Gegenwärtige ist wirksam, und alle diese Empfindungen sind gegenwärtig. Am fühlbarsten wird uns das bei den Schmerzen, bei Krankheit und Unglück aller Art. Je länger der Schmerz dauert, desto intensiver wird er, dauerndes Unglück zermürbt den Menschen, dauernde Krankheit bringt ihn herunter. Sollte es bei Freude, Glück und Gesundheit nicht analog sein? Sollte auch hier der habituelle Zustand keinen Zuwachs durch die Dauer erhalten? Plotin will diese Analogie nicht recht gelten lassen. Die Glückseligkeit sei nicht wie das Unglück etwas Relatives und Fließendes, sondern etwas Positives und Festbegrenztes, es bleibe immer das selbe. Ein Fortschritt zur Glückseligkeit finde nur statt durch einen Fortschritt in der Tugend, die Zeitdauer als solche bringe keinen Zuwachs. Man lobe nicht ein vieljähriges, sondern das vorhandene höhere Glück. Also hat das Glück doch Grade und wächst, wenn nicht extensiv, so doch intensiv. Unter andern Einwürfen wird auch folgender hypothetischer Fall diskutiert. Gesetzt, es wäre der eine glücklich von Anfang bis zu Ende, der andere früher unglücklich und später glücklich, der dritte früher glücklich und später unglücklich: haben sie da alle drei gleiches Glück? Unpassendes Beispiel, entgegnet Plotin. Denn hier werden nicht Glückliche mit Glücklichen, sondern mit Nichtmehr- und Nochnichtglücklichen, d. h. Unglücklichen verglichen.

Man sieht aus diesen Proben schon, welch ein Aufwand von Geistesschärfe hier vertan wird, um den Menschen der Zeitlichkeit zu entrücken und gegen alle Erfahrung die Zeit von der Frage nach der Glückseligkeit auszuschließen. Es folgen aber noch andere dahinzielende Sätze. Die Glückseligkeit, heißt es, wird an dem Gegenwärtigen gemessen und ist unteilbar; die Zeit hat einen dreifachen Schritt und ist teilbar. Es ist nicht ungereimt, auch die nicht mehr seiende Zeit zu zählen, wie man ja auch die Toten zählt; allein zu sagen, daß ein nicht mehr seiendes Glück vorhanden sei und gar in höherem Maße als das vorhandene, ist ungereimt. Denn die Glückseligkeit fordert das Geschehene als ein gegenwärtiges, die längere Zeit aber neben der Gegenwart das Nichtmehrsein, d. i. die verflossene Zeit. 'Überhaupt will ja das Mehr von Zeit die Zersplitterung (*σκέδασιν*) eines Einen in der Gegenwart seienden. Deshalb wird sie auch mit Recht ein Scheinbild der Ewigkeit (*εἰκὼν αἰῶνος*) genannt, das in seiner eigenen Zersplitterung das Bleibende jener vernichten will.' Durch ihre Dauer täuscht uns die Zeit das Bleibende in der Ewigkeit vor, in Wahrheit aber zieht sie es in ihren Fluß hinein, um es zu vernichten. 'Wenn ferner die Glückseligkeit in einem guten Leben besteht, so muß man es offenbar in das Leben des Seienden setzen, denn dieses ist das beste. Es ist also nicht nach der Zeit, sondern nach der Ewigkeit zu messen; diese aber ist weder

ein Mehr, noch ein Minder, noch nach gewisser Länge zu bestimmen, sondern immer das selbe, kontinuierliche (ἀδιάστατον) unzeitliche Sein. Man darf also nicht das Seiende mit dem Nichtseienden in Zusammenhang bringen, noch die Zeit mit der Ewigkeit, noch die zeitliche mit der ewigen Dauer, noch das Zusammenhängende (Kontinuierliche, Stetige) auseinanderreißen, vielmehr muß man es in seiner Gesamtheit als unteilbare Einheit auffassen, indem man es nicht als das Ununterbrochene (ἀδιαίρετον) der Zeit, sondern als das Leben der Ewigkeit faßt, das nicht aus vielen Zeiten besteht, sondern als ein Ganzes aus der ganzen Zeit zusammen' (c. 7 a. E.)[1]).

Im letzten Kapitel begegnet Plotin dem Einwurf, daß eine lange Zeit dem Glücklichen doch Gelegenheit gebe, viele schöne Handlungen zu verrichten, deren ein nur kurze Zeit Glücklicher verlustig gehe, und daß mit der Zahl der guten Handlungen, die unser Glück sind, das Glück wachse oder abnehme. Er erinnert vorweg daran, daß dies wider auf ein Zusammenstoppeln der Glückseligkeit aus dem vielen Nichtmehrseienden, sondern Vergangenen und aus einem Gegenwärtigen hinauslaufe und daß es bei der Glückseligkeit nicht auf das größere Quantum (τὸ πλεῖον), sondern auf den höheren Grad (τὸ μᾶλλον) ankomme. Dann aber fährt er fort: es ist Tatsache, daß man ohne äußere Handlungen glücklich sein kann, und zwar in höherem Maße als ein Mann der Tat; der βίος θεωρητικός verdient auch nach Aristoteles den Vorzug vor dem βίος πρακτικός. Nicht in den Handlungen liegt das Gute und Beglückende (τό εὖ), sondern in der Gesinnung und innern Beschaffenheit (διαθέσεις) des Handelnden, der deshalb das Glück nicht aus der Handlung als solcher genießt, sondern aus dem, was er von sich aus in sie hineinlegt, was er also vor der Handlung bereits hatte· Die sittliche Qualität (ἕξις) des Menschen schafft die Glückseligkeit und was etwa Gutes und Angenehmes daraus hervorgeht. 'In die Handlungen aber die Glückseligkeit setzen, heißt sie in dem suchen, was außerhalb der Tugend und der Seele liegt; denn die Tätigkeit und Energie der Seele besteht im Denken und in nichts anderem, als auf diese Weise sich in sich selbst zu betätigen. καὶ τοῦτο τὸ εὐδαιμόνως.'

Als Epilog betrachte ich die kleine Abhandlung Enn. I 7, die letzte Niederschrift des alternden Philosophen. Plotin legt darin gleichsam letztwillig sein Bekenntnis ab über das höchste Gut oder die Glückseligkeit und über den Tod.

Das Gute schlechthin, von dem alles abhängt und nach dem alles hindrängt, ist ein Transzendentes, erhaben über alles Tun, über Denken und Sein. Es bleibt stets ruhig in sich selbst allein und ist in diesem Verharren Prinzip und Grund alles Guten und aller auf das Gute gerichteten Tätigkeit, vergleichbar dem Mittel-

---

[1]) Näheren Aufschluß über Zeit und Ewigkeit gibt Enn. III 7 περὶ αἰῶνος καὶ χρόνου

punkt im Kreise, von dem alle Radien ausgehen, und der zentralischen Sonne als Quelle alles Lichtes. So der Jünger Platons in Übereinstimmung mit dem göttlichen Meister.

Wie nehmen nun alle Dinge teil an diesem einen Guten? Das Unbeseelte strebt zu ihm durch die Seele, die Seele durch den Nus, der mit ihm in ursprünglicher Gemeinschaft steht. Das Unbeseelte empfängt von der Seele Form und Sein und erhält dadurch Anteil an der Einheit; die Seele empfängt ihre Form von dem Nus, zu dem sie sich verlangend streckt; der Nus endlich hat seine Form von dem Einen und Guten, auf das er schaut.

Dieses hohe Ziel erreicht aber nur die Seele, die ihre Reinheit bewahrt oder widererlangt hat, sei es durch Philosophie oder sei es durch gänzliche Trennung vom Körper im Tode. Der Tod ist also für sie kein Übel, sondern vielmehr ein Gut, weil er sie von der Befleckung durch die Materie und vom Erdenstaub befreit. Für die Seele hingegen, die ihre Reinheit nicht bewahrt, ist das Leben und nicht der Tod ein Übel, ja der Tod wäre für sie ein wahrer Glücksfund, *ἕρμαιον* sagt Sokrates im Phaidon, wenn mit dem Erdendasein alles aus und vorbei wäre. Aber es ist nicht alles aus und vorbei. Auch im Hades, dem Reiche des Unsichtbaren, geht das Leben weiter und währet ewig: die unreine Seele erleidet ihre Strafe, die reine schaut die Herrlichkeit der Ideenwelt.

Plotin sah wie Sokrates dem Tode ohne Furcht und Grauen ins Antlitz. Ihm war das leibliche Leben je länger je mehr eine Last geworden, er sehnte sich nach Erlösung aus dieser dunklen Höhle, und ihn verlangte frei zu werden vom Dienst des vergänglichen Wesens. Als sein Stündlein gekommen war, sprach er zu dem eintretenden Arzte: Dich erwartete ich noch, und nun will ich versuchen, das Göttliche in mir zu dem Göttlichen im All emporzuheben.

Eine Thukydidesreminiscenz bei Goethe

von

F. Lillge

Widerholte Lektüre des Thukydides bezeugt Goethe in dem Briefe an Schiller vom 16. Dezember 1797: 'Ich bin bis jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thukydides, an denen ich zum ersten Male eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhaltes wegen lese.' Indessen hat die Beschäftigung mit Thukydides in Goethes eigenem

Schaffen allem Anscheine nach keine tieferen Spuren hinterlassen[1]).

Um so sorgfältigere Beachtung verdient es, wenn Anklänge an Denk- und Redeweise des Thukydides bei Goethe auftreten. Ein solcher Fall scheint in den 'Skizzen zur dritten Epistel'[2]) vorzuliegen. Dort stehen folgende Verse (Fragment d):

'Der wackre Mann, der Beständ'ge,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht, und dem Zufall
Klug sich zu beugen weiß und groß dem Zufall wieder gebietet,
Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Minute des hohen Denkens erscheinet,
Der, wo alle wanken, noch steht,
Der beherrschet sein Volk und gebietet der Meinung der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehn vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen, woher er kam[3]); ihm schauten
Alle Völker der Erde mit traurigem Blick nach.'

Diese Verse beziehen sich auf Friedrich den Großen[4]), und in ihnen hat, so unfertig sie sind, der Preußenkönig eine feine und verständnisvolle Würdigung aus dem berufensten Munde erfahren.

Bei dem Entwurfe dieser Charakteristik, die in wenigen einfachen und eindringlichen Worten das Wesen des großen Königs zu erfassen sucht, mag in Goethes Geiste die Erinnerung an jenes berühmte Kapitel des Thukydides (I 138) aufgetaucht sein, in dem eine Charakteristik des Themistokles, 'des Mannes, dessen Genius die Entscheidung des Perserkrieges herbeigeführt hat, ganz kurz, aber um so wirkungsvoller' gegeben wird. Es steht bekanntlich im Werke des Thukydides einzig in seiner Art da, indem Themistokles allein es ist, von dem Thukydides, abweichend von seinen sonstigen künstlerischen Prinzipien der Darstellung der Persönlichkeit, eine direkte Charakteristik liefert[5]). Um so leichter und fester mochte sich gerade diese Stelle dem Gedächtnis eines Lesers wie Goethe einprägen.
Gleichartigkeit der Form und Anlage der Charakteristik — auch

Daß sie Goethe vorgeschwebt hat, als er jenes Fragment über Friedrich den Großen schrieb, darauf deutet nicht nur die

---

[1]) Ernst Maaß, Goethe und die Antike. Berlin 1912 führt außer der oben zitierten Briefstelle (S. 514) keine weiteren Zeugnisse für Berührungen zwischen Thukydides und Goethe an, ebensowenig die übrigen von Maaß im Vorwort angeführten Arbeiten, die sich mit Goethes Beziehungen zum Altertum beschäftigen.

[2]) Aus dem Goethe-Archiv veröffentlicht von Karl Redlich, Goethe-Jahrb. XV. Frankfurt 1894, S. 3 ff.

[3]) Vgl. Ital. Reise 19. Januar 1787: 'So hat denn der große König . . . das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten' (in Anlehnung an den Schluß von Platons Apologie des Sokrates).

[4]) Wie der erste Herausgeber v. Löper, Goethe-Jahrb. XIII S. 227, erkannt hat.

[5]) S. Ivo Bruns, Das literarische Porträt der Griechen. Berlin 1896. S. 23 u. 69; Ed. Meyer, Thukydides u. d. Entstehung der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. Wien u. Leipzig 1913. S. 21.

Goethe charakterisiert Friedrich, wie Thukydides den Themistokles, im wesentlichen 'nur nach der politischen Seite hin; der ethische Gehalt der Gesamtpersönlichkeit bleibt ganz außer Betracht'[1] —, sondern auch die Übereinstimmung in einem wichtigen Zuge des Inhalts. Goethe rühmt an Friedrich — was den Genius recht eigentlich ausmacht — die fruchtbare Vereinigung zweier scheinbar und gemeinhin unvereinbarer Eigenschaften, nämlich der Fähigkeit, den Augenblick zu erkennen, und zugleich der Gabe, die Zukunft 'in der stillen Minute des hohen Denkens' unverschleiert zu schauen. Das ist aber das selbe, was Thukydides als das Wesentliche an der staatsmännischen Größe des Themistokles festgestellt hat. Er preist ihn (§ 3) als *τῶν τε παραχρῆμα δι' ἐλαχίστης βουλῆς κράτιστος γνώμων καὶ τῶν μελλόντων ἐπὶ πλεῖστον τοῦ γενησομένου ἄριστος εἰκαστής* und sagt weiter von ihm: *τὸ ἄμεινον ἢ χεῖρον ἐν τῷ ἀφανεῖ ἔτι προεώρα μάλιστα.*

Und wirklich ist die Parallele, die damit Goethe mit feinem geschichtlichen Verständnis — das ihm oft bestritten worden ist, aber unbestreitbar bleibt —, stillschweigend hergestellt hat, sachlich durchaus zutreffend. Indem Themistokles 'der Forderung des Tages' nachkam, den Athenern zum Kampfe mit den Persern die Flotte schuf, Athen und den Peiraieus zu dauernder Sicherung mit Mauern umgab und durch die langen Mauern miteinander verband, legte er, weit vorausschauend, den Grund zur künftigen Größe Athens im attischen Reiche, wie Friedrich, 'den Augenblick kennend' und ihm dienend, durch die Erwerbung Schlesiens und die Teilnahme an der polnischen Teilung mit hellem Blicke in die Zukunft das einstige Wachstum Preußen-Deutschlands ermöglichte[2].

Ferner darf vielleicht auch in dem Verse

'Der dem Zufall
Klug sich zu beugen weiß und groß dem Zufall wieder gebietet'

Einfluß des Thukydides vermutet werden. Eine bestimmte einzelne Stelle, die dem Wortlaute bei Goethe entspräche, findet sich

---

[1]) W. Nestle, Thukydides und die Sophistik. N. Jb. f. d. klass. Altert. XXXIII (1914) S. 663.

[2]) Es bleibt tief zu beklagen, daß Goethe den Entwurf unausgeführt ließ; den inneren Grund dafür kann man folgenden Stellen entnehmen: Ital. Reise 19. Jan. 1787 (Jubil.-Ausg. XXVI S. 189): 'Wie gern ist man still, wenn man einen solchen (Friedrich) zur Ruh gebracht hat', und Rezension der Rede von Joh. v. Müller, La Gloire de Frédéric d. 29. Jan. 1807 (Jubil.-Ausg. XXXVI S. 286): 'Fragte sich ein gebildeter Redner deutscher Nation: wie würdest du dich benehmen, wenn du am 29. Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem Ruhme Friedrichs zu sprechen hättest? Gewiß, er würde unmittelbar empfinden, daß die ganze Kraft seines Geistes die Zartheit seines Gemüts, der Umfang seines Talents und die Tiefe seiner Kenntnisse ihm in einem solchen Falle nötig sein würden. Ließe er sich dann von der Vorstellung des zu Leistenden hinreißen, würde er aufgeregt, sich zu prüfen, einen Versuch zu machen, zu erfinden, anzuordnen, so könnte ihn diese Beschäftigung wohl einige Zeit fesseln; aber gar bald würde er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit Zufriedenheit, daß ein solches Geschäft ihm nicht obliege, gewahr werden.'

freilich bei Thukydides nicht; vielmehr drückt Goethes Vers in knapper Form und antithetischer Prägung die Anschauung vom Walten der τύχη aus, die das Werk des Thukydides durchzieht.

Die Möglichkeit, in jenem Verse einen Niederschlag der Thukydideslektüre Goethes zu erblicken, wird vielleicht glaublicher, wenn man die einzige Stelle seiner Werke heranzieht, an der sich der Dichter ausführlicher über den Zufall geäußert hat; sie findet sich in Wilhelm Meisters Lehrjahren I. Bch. 17. Kap.[1]) und lautet: 'Das Gewebe der Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden'.

Diese Worte sind einerseits geeignet, einige Wendungen in dem Fragment zur dritten Epistel zu erläutern; denn der Gedanke von der Beherrschung des Zufalls durch die Vernunft kehrt hier wider und bekommt durch den Zusammenhang, in den er gestellt ist, erst seinen vollen Gehalt, und das gleiche gilt für das Verhältnis zu den weiteren Versen des Fragmentes

'Der, wo alle wanken, noch steht[2]),
Der beherrschet sein Volk und gebietet der Meinung der Menschen.'

Andererseits wird an der Stelle der Lehrjahre, wenn nicht alles täuscht, Einfluß des Thukydides sichtbar. Man kann sagen, daß Goethe in jenem Satze in unübertrefflicher Klarheit kurz und scharf die Anschauungen zusammengefaßt und in systematischen Zusammenhang gebracht hat, die in dem Werke des Thukydides über Notwendigkeit und Zufall und die Stellung des Menschen zu ihnen herrschen. Setzt man für Notwendigkeit, Zufall, Vernunft die bei Thukydides ihnen entsprechenden Worte ἀνάγκη, τύχη[3]), γνώμη oder ξύνεσις ein, so erhält man drei Grundbegriffe der Weltanschauung des Thukydides[4]), die für ihn den selben Inhalt haben und in dem selben Verhältnis zueinander stehen wie in dem Satze Goethes. Eine zusammenfassende Darlegung seiner Welt- und Lebensanschauung gibt Thukydides nicht, aber sie kann aus seiner Darstellung und Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge und Persönlichkeiten und aus der Art, wie er gewisse Begriffe in bestimmtem Sinne verwendet, erschlossen werden. Da ergibt sich für seine Auffassung von der ἀνάγκη folgendes: 'Für Thukydides geht alles, was geschieht, natürlich

[1]) Jubil.-Ausg. Bd. 17 S. 78.

[2]) Vgl. Hermann und Dorothea IX 302 ff.

[3]) Der Gegensatz zwischen ἀνάγκη und τύχη erscheint bei Goethe auch in den Urworten. Orphisch. Jubil.-Ausg. Bd. II S. 252; über die Quellen, auf die dort diese Begriffe zurückzuführen sind, s. Anm. S. 354 ff.

[4]) Eine vortreffliche Darstellung der Weltanschauung des Thukydides gibt Nestle a. a. O.; soweit die Ergebnisse seiner Untersuchung hier in Betracht kommen, können sie ohne weiteres verwertet werden.



zu, und er verwahrt sich einmal ausdrücklich gegen den Glauben an übernatürliche Eingriffe in den Weltlauf ... d. h. der athenische Geschichtschreiber war von der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens überzeugt. Wenn nun diese in dem Gespräch der Melier und Athener von den letzteren als φύσεως ἀνάγκη bezeichnet wird (V 105), so dürfen wir darin ohne Zweifel die eigene Anschauung des Thukydides erkennen.' 'Die persönliche Überzeugung des Thukydides ist verankert in der Idee der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens im Menschenleben ebenso wie draußen im unendlichen Weltall[1]).'

Der ἀνάγκη steht die τύχη gegenüber. 'Auch für Thukydides bleibt ein irrationaler Rest alles Geschehens übrig ...., das ist die τύχη. Diese ist ihm aber nichts weniger als eine Göttin oder auch nur das Schicksal etwa im Sinne der homerischen Moira oder nach der Auffassung der Tragiker, sondern einfach der Zufall. Es hat mitunter seine Berechtigung, die Schuld an einem Unglück auf den Zufall zu schieben: 'denn es kommt vor, daß der Gang der Ereignisse nicht minder unberechenbar ist als die Gedanken der Menschen' (I 140, 1). Man muß nicht glauben, das Glück immer auf seiner Seite zu haben und die Zufälle des Krieges ausschließen zu können; denn ... weil die τύχη das Unberechenbare ist, läßt sie sich nicht beherrschen (ἧς οὐκ ἄρχω IV 64, 1)[2]). Das Glück (εὐτυχῆσαι, εὐπραγία) ist etwas Unsicheres, das nicht in der Macht des Menschen steht'[3]).

Doch besitzt der Mensch eine Kraft, mit der er der τύχη gebieten kann; es ist die γνώμη oder ξύνεσις, die Vernunft. Mit γνώμη 'bezeichnet Thukydides die Gesamtheit der geistigen Fähigkeiten des Menschen (I 33, 3. 70, 6. 91, 5; II 38, 3); ihr steht die ξύνεσις nahe, die verstandesmäßige Einsicht in die Verhältnisse (II 62, 5. 97, 6; III 37, 4; IV 18, 5). Die γνώμη ist es bei Thukydides, mit der allein sich die τύχη meistern läßt (II 87, 3; IV 64, 1; V 75, 3)'[4]).

Diese kurze Übersicht über die Bedeutung der Begriffe ἀνάγκη, τύχη und γνώμη bei Thukydides zeigt doch wohl die innere Verwandtschaft seiner Auffassung mit der Goethes, und es erscheint wohl möglich und jedenfalls ernster Erwägung wert, daß Goethe in jener Stelle der Lehrjahre Gedanken verwertet und verarbeitet hat, die sich ihm aus der Lektüre des Thukydides ergeben hatten. Bei Zusammenhängen dieser Art darf man ja nicht immer erwarten, durch 'schlagende Parallelen' einen zwingenden Beweis zu erbringen, und bei Goethe am wenigsten kann es sich um mechanische Übernahme und Entlehnung fremden Gedankengutes handeln. So ist auch hier die Selbständigkeit

[1]) Nestle a. a. O. S. 652, 684.
[2]) Vgl. Iphigenie IV 2, 1427 'der Zufall, dessen wir nicht Meister sind'.
[3]) Nestle a. a. O. S. 661 f. Vgl. auch Eduard Voß, de τύχη Thucydidea. Progr. Gymnas. Düsseldorf 1879.
[4]) Nestle a. a. O. S. 653 f.

des Goetheschen Denkens nicht zu verkennen, wenn er der Vernunft ihre Stelle zwischen Notwendigkeit und Zufall als ihrer Beherrscherin anweist und damit diese drei Begriffe in eine engere systematische Beziehung zueinander setzt als Thukydides, und wenn er ferner das Verhältnis der Vernunft zur Notwendigkeit deutlicher, als dies bei Thukydides ausdrücklich geschieht, dahin bestimmt, daß 'die Vernunft das Notwendige als den Grund ihres Daseins behandelt'.

Mag es also fraglich sein, ob wirklich auch in dem Verse

'Der dem Zufall
Klug sich zu beugen weiß und groß dem Zufall wieder gebietet'

eine Spur Thukydideischen Geistes anerkannt werden darf, so bleibt doch unabhängig davon bestehen, daß Goethe Friedrich den Großen mit dem Maßstabe gemessen hat, den Thukydides auf Themistokles angewandt hatte, daß Goethe Friedrich mit den Augen des Thukydides betrachtet hat.

So ist den beiden großen Staatsmännern Themistokles und Friedrich das hohe Glück zuteil geworden, daß ihnen im eigenen Volke in dem größten Geschichtschreiber und dem größten Dichter kongeniale Geister erstanden, die, einer dem andern über die Jahrtausende hin die Hand reichend, den höchsten schöpferischen Genius ihres Zeitalters auf dem Gebiete des Staatslebens zu würdigen und ihm ihre Huldigung darzubringen vermochten.

Möge unserem Volke in dem gewaltigen Kampfe der Gegenwart ein gleiches wunderbares und wundervolles Zusammentreffen beschieden sein, damit in Zukunft unser nationaler Lebensdrang die Möglichkeit zur Ausbreitung und die Fähigkeit zu innerer Vertiefung unseres Wesens findet.



MITTEILUNGEN

Von griechischen Trugschlüssen

Ein Schriftsteller von Ruf hat im Feuilleton einer großen Zeitung gelegentlich einer Besprechung einer Ödipusaufführung in Berlin den gesunden Verstand der alten Griechen sehr mitleidig von oben herunter behandelt, als einen, der uns gleichsam wie eine abgetragene, unmöglich gewordene Mode anmute, an dessen Stelle wir erst uns den rechten Verstand angezogen hätten. Er zog nämlich, weil ihm die Voraussetzungen der Fabel des 'König Ödipus' für uns ganz abstoßend erschienen, zunächst zur Durchhechelung der antiken Logik die bekannten Trugschlüsse des Eleaten Zenon heran, die alle Bewegung, als mit Widersprüchen behaftet, zu einem bloßen Schein verkehren wollten, insbesondere die unter den Namen 'des fliegenden Pfeiles' und 'Achilleus und die Schildkröte' der geistesgeschichtlichen Erinnerung angehören.

Zuvörderst muß man da sagen: Das Durchdenken eines solchen Grundbegriffes wie der Bewegung auf seinen Sinn und die Möglichkeit seiner Verwirklichung, die der gesunde Menschenverstand immer als tatsächlich vor Augen hat, ohne sich je den Kopf darüber zu zerbrechen, — dieses Durchdenken ist doch die Sache einer ziemlich vereinzelten Geistesart von logisch-metaphysischem Bedürfnis, die auf den natürlichen Verstand der Masse der Volksgenossen des Vertreters einer solchen Geistesart gar keinen Schluß zuläßt. Aber doch auch diese Geistesart hatte ihre geschichtliche Berechtigung.

Dem Problem des 'fliegenden Pfeiles' gibt man, wenn man boshaft sein will, den Ausdruck: 'Der abgeschossene Pfeil kann nicht fliegen.' Das ist natürlich Unsinn und verwischt auch ganz die tatsächlich vorliegende Denkverlegenheit, aus der die Argumentation des Zenonschen Schlusses entsprungen ist. Dieser lautet in Wahrheit so: 'Der fliegende Pfeil steht still', d. h. 'steht doch auch wider in gewissem Sinne still'. Nämlich der ganze Körper des Pfeiles füllt doch in jedem Momente einen ganz bestimmten Kubikraum aus, oder sagen wir lieber: seine äußerste, punktuell gedachte Spitze befindet sich in jedem Momente an einem ganz bestimmten Punkte des Raumes, und befindet sich doch auch wider nicht darin, weil sie ihn sofort wider verlassen hat. Er ist dort, ist aber auch nicht dort, und das ist der Widerspruch, der die Wirklichkeit eines solchen Seins ausschließt. Die Lösung hat Zenon noch nicht gefunden. Die

Pfeilspitze ist eben nur in dem kleinsten Zeitteilchen dort. Ein allerkleinstes Zeitteilchen ist aber wider nicht zu denken, weil die Möglichkeit der Teilung bis ins Unendliche fortgehend gedacht werden muß. Nun ist aber die Möglichkeit der Teilung der Linie bis zum Punkte auch bis ins Unendliche in Gedanken gegeben. Der vollkommene Parallelismus beider Möglichkeiten erklärt, daß der Pfeil vorwärts kommen kann: für die Zurücklegung jedes noch so kleinen Raumteilchens steht ihm das genau entsprechende Zeitteilchen zu Gebote. In den Begriff des Seins braucht nicht das Moment der absoluten Ruhe hineingedacht zu werden. Es mag ein Sein in absoluter Ruhe geben: Parmenides, dessen positive Aufstellung Zenon nur durch indirekte Beweise bestätigen wollte, nahm dies für das Absolute in Anspruch (da er aber das Absolute anderweitig als das Eine, allein Seiende, prädiziert, mußte er alle Bewegung und Veränderung auch als Schein erklären, aber freilich Schein für wen? natürlich nur für das Eine; Wie konnte aber er, der so etwas aufstellte, sich selbst für einen Schein im Absoluten halten, und diesem (passiven) Schein doch die Fähigkeit zuschreiben, in der Bewegung seines Denkens, das kein passiver Schein vollziehen kann, auch zu dieser Aufstellung gelangt zu sein?) Der abstrakte Monismus bei Indern und einigen wenigen Griechen hat einmal die logische Pflicht der Konsequenz so zum äußersten getrieben, daß er darüber vergaß, wie er sich selbst das Brett unter den Füßen wegzog. Heraklit hielt umgekehrt alles für in ewigem Fluß befindlich, also ein Sein im Sinne ruhigen Unverändertseins überhaupt nicht gegeben. Für viele Gebiete der Erfahrung scheint das zu stimmen, namentlich für das Leben der Organismen, in anderen ist es wider zweifelhaft, wie in Steinarten und Metallen. In dem Falle des fliegenden Pfeiles haben wir eine in bestimmten Grenzen kontinuierliche, aber nach einem Maximum der Geschwindigkeit bis zum Aufhören dieser Bewegung wider abnehmende Bewegung. In jedem kleinsten Momente ist die Pfeilspitze an einem bestimmten Punkte, nur mit dem Unterschiede gegen einen Pfeil, dessen Spitze in diesem Punkte ruhen würde, daß in ihm zugleich der *nisus,* das fortwährende Weitergezwungenwerden, eine Modifikation seiner Art des Dortseins ist.

Der 'Achilleus und die Schildkröte' läuft so: Achilleus (der, als der schnellfüßigste der Homerischen Helden der allgemeinen Volksbildung geläufig, zum Gegensatz der langsamen Schildkröte gewählt ist) kann die Schildkröte nicht einholen: denn er müßte erst die Hälfte des Zwischenraumes zurücklegen, und dazu erst deren Hälfte, und so fort ins Unendliche. Die Lösung ist wider der genaue Parallelismus der unendlichen Teilbarkeit des Raumes und der Zeit.

Wer nur einmal die erste Einleitungsstunde eines Kollegs über die ganz moderne mathematische Disziplin der Differentialrechnung gehört hat, der weiß, daß an diesen Zenonischen Schlüssen keineswegs nur eine blöde und überflüssige Spitzfindigkeit eines deshalb als verbohrt zu verspottenden alten Griechen zu sehen ist, sondern die erste und allerdings in ihrer Folgerung überstürzte Inangriffnahme eines wirklichen schweren Denkproblems. Die Zenonischen ἔλεγχοι werden dort mit Respekt genannt; als ein anderes Beispiel zur Einführung in das, worum es sich

handeln soll, wird die Frage angeführt: Angenommen, 'Morgen' wollen wir nennen den Moment, an welchem der Mittelpunkt der Sonne die Linie des Horizontes schneidet: welches ist nun dieser Moment, da die Sinne, in kontinuierlichem *nisus* der Bewegung, in dem Moment sowohl schon wider weiter als auch noch nicht in ihm scheint. Die Belehrung soll darauf hinausführen, daß die Differentialrechnung eine kontinuierliche und doch im kleinsten gesetzmäßig variable Größe einer Bewegung im schärfsten Sinne genau verfolgen will. Z. B. die Fallgesetze stellen fest, um wieviel sich vom Ende der ersten Sekunde an die Geschwindigkeit des Fallens vergrößert, um wieviel von der zweiten Sekunde an und so fort. Nun ändert sich aber, ganz streng genommen, auch innerhalb der ersten Sekunde von Zeitteilchen zu Zeitteilchen diese Geschwindigkeit, weil von Zeitteilchen zu Zeitteilchen der fallende Körper dem Mittelpunkte der Erde schon näher kommt, womit, ganz streng genommen, die anziehende Kraft der Erde, die Ursache der Fallbewegung, sich vergrößert, die Geschwindigkeit des Falles also zunimmt. Man kann die Lösung auch so ausdrücken: daß die 'diskrete', zählende Erfassung sich dem unendlich Kleinen des Kontinuierlichen als inkommensurabel erweist, wie denn z. B. auch die 'Ludolfsche Zahl' ins Unendliche nicht perfekt wird, während der Kreis doch als ein geschlossenes Gebilde dasteht. Auch die scharfsinnige gleichzeitige Erfindung zweier größten Männer der Wissenschaft, Leibnizens und Newtons, die Differentialrechnung, muß in ihrem Eingange bekennen, daß der erkennende Geist den stetig variabelen Größen einer kontinuierlichen Bewegung nicht folgen kann — was übrigens auch eine des Geistes sehr unwürdige Beschäftigung sein würde —, sondern sich begnügen muß, wenn es nötig ist, für jeden beliebigen gedachten Querschnitt der Zeit, also einen durch das Denken in dem unendlich Teilbaren doch für das Denken festgelegten Punkt, den räumlich entsprechenden Punkt der Bewegungslinie, und umgekehrt, eben durch Differentialrechnung zu fixieren.

Die Allgemeinheit des griechischen Volkes hatte selbstverständlich für die Zenonischen Tüfteleien keinen Sinn, außer etwa den wohlfeilen Spottes. Wenn jener Autor aber auch das griechische Volk im Besitze eines uns ganz fremd gewordenen Unverstandes erklärt, so brauche ich nur an den allgemeinen Ruf zu erinnern, den die Athener bei den übrigen griechischen Stämmen und in weitem nichtgriechischen Umkreise genossen, die hellsten und feinsten Köpfe im Leben und in Handel und Wandel zu sein. Wenn darin, daß den athenischen Bürgern die Dramen der drei Tragiker und die Komödien des Aristophanes von ihren Dichtern geboten werden konnten, noch etwas mehr als gesunder Menschenverstand bei ihnen vorausgesetzt wurde, so geben uns doch auch gelegentlich überlieferte Züge in den auf uns gekommenen literarischen Monumenten, z. B. den Reden des Lysias, ein gutes Zeugnis, daß die unter dem selben attischen Himmel lebende ionische Bevölkerung mit sehr gewecktem Verstande die Angelegenheiten ihres Lebens betrieb. Die erste Rolle, die seinerzeit der athenische Staat in Handel, Fabrikation und Schiffahrt spielte, läßt sich auch nicht ohne diese Eigenschaft seiner Bürger denken.

Von der Lust an Spitzfindigkeiten waren sie freilich nicht ganz frei, wie ihre Freude an den Kniffligkeiten advokatischer Beredsamkeit und

in den Platonischen Dialogen am meisten der Euthydemos beweist, in welchem die tollen Fehlschlüsse des sophistischen Brüderpaares, das eben doch den athenischen Bürgern zu imponieren wußte, köstlich an den Pranger gestellt werden.

Hameln. Max Schneidewin.

Noch einmal 'Deutschland über alles'

Über das 'Lied der Deutschen' Hoffmanns von Fallersleben und den Sinn der ersten Zeile ist in der Kriegszeit schon viel geschrieben worden, ohne daß meines Wissens versucht worden wäre, auf seine Entstehung letzten Endes einzugehen. Auch ein Aufsatz im 1/2. Heft des Sokrates von 1916 bezieht sich zur Deutung des Sinnes nur auf Collins Wehrmannslied, geht auch nicht auf Früheres zurück. Und doch haben schon seit 1903 Gombert, Arnold und Ladendorf und auf Grund von deren Mitteilungen Büchmanns geflügelte Worte darüber des näheren gehandelt.

Heinrich Joseph von Collin (1771—1811), den Gustav Roethe in seinem Vortrag 'der Krieg in der Dichtung' (s. Voss. Zeitg. v. 12. Oktober 1914, Nr. 518) einen bedeutenden Nachkommen Gleims und beachtenswerten Vorgänger Rückerts nennt, ein Mann von warmer vaterländischer Gesinnung, wurde 1808 als Vertreter der österreichischen Behörden in Wien zurückgelassen, bei einer geheimen Sendung nach Brünn zum Kaiser Franz von den Franzosen gefangen genommen und schmählich gemißhandelt, dann 1809 von Napoleon mit der Acht belegt (Allg. d. Biogr. K. Weiß), machte den Krieg von 1809 als Landwehroffizier mit und erlag 1811 den übermäßigen Anstrengungen und Aufregungen seines Berufs. Über seine Wehrmannslieder (Wien 1812—14, Sämtl. Werke, Bd. IV, herausg. v. seinem Bruder Matthäus v. Collin) bemerkt er selbst, daß es ihm nur darum zu tun war, 'die Wehrmänner mit einem lebendigen Gefühl ihres erhabenen Berufes zu durchdringen und an das Singen zu gewöhnen', ihre Unbestimmtheit mache sie auch für die Zukunft gegen jeden Feind anwendbar. Er führt in den einzelnen Liedern die Pflichten der Wehrmänner vor und schildert ihre Tätigkeit und ihre Empfindungen bis in die Schlacht und zum Heldentod hin, um mit jenem Lied, dem 16., voll festen Willens zum Sieg und zur Erhebung über den drohenden Feind zu schließen.

In Ergänzung des obengenannten Aufsatzes sei betont, daß Robert Franz Arnold schon 1903 (Zeitschr. f. d. Wortf. IV S. 324/5) in der ersten Strophe von Collins Lied unbedenklich das Vorbild für unser Flügelwort sah, da seine Gedichte in viele der ungezählten lyrischen Sammelwerke des Zeitraums der Befreiungskriege übergegangen seien, anderseits Hoffmann widerholt Reisen nach Österreich unternahm und durch besondere Veröffentlichungen seine rege Anteilnahme an politischen und geschichtlichen Liedern bewies.

Bereits vorher hatte, wie Arnold zu Anfang seiner Abhandlung hervorhebt, Albert Gombert (Festgabe für d. 13. Hauptvers. des Allg.

deutschen Sprachvereins, Breslau 1903) darauf hingewiesen, daß es in den 'Freymüthigen Blättern für Deutsche' von Friedrich von Cölln, abgedruckt im Morgenblatt 1815 Nr. 153, heißt: 'Deutschland über alle, wenn es einig ist und sein will', und daß 1817 eine Schrift 'Preußen über alles, wenn es will' herauskam mit der Verlagsangabe 'Germanien'. Ferner erschien 1813 ein siebenstrophiges Lied mit der Überschrift 'Teutschland über alles', in Musik gesetzt von Schwencke, Hamburg und Mainz (s. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dicht. VII 2 S. 857. 1906), dessen erste Strophe lautete: 'Wenn es nur will, ist immer Teutschland über alles! Wehrmänner, ruft nun frohen Schalles: Es will, es will! Hoch, Teutschland, hoch!'

Alles dies ist Nachdichtung Collins. Doch auch er ist nicht der Erfinder dieser formelhaft gewordenen Worte, wie Arnold a. a. O. nachweist. 'Österreich über alles, wenn es nur will' ist die Benennung eines staatswissenschaftlichen Werkes, das ohne Verfassernamen 1684 erschien und später in Passau und verschiedenen andern Orten Deutschlands bis 1784 widerholt aufgelegt wurde. Nach fast allgemeiner Annahme hat es den Diplomaten und Kameralisten Philipp Wilhelm von Hornick (auch Hörnick und Horneck), 1638—1712, zum Verfasser, nur Oncken nimmt dessen Schwager Becher an. Das Buch genoß großes Ansehen bei den Zeitgenossen und nächstfolgenden Geschlechtern und wird in seiner umsichtigen, maßvollen und gründlichen Darlegung der Staatskräfte Österreichs wie der allgemeinen Bedingungen des Staats- und Volkswohls als Muster eines wirtschaftlich-politischen Programms mit schutzzöllnerischer Richtung angesehen (s. Allg. deutsche Biogr., Handwörterbuch der Staatswissenschaften v. Conrad, Jena 1910, Wörterbuch der Volkswirtschaft v. Elster, Jena 1911).

Hornick haben wir als den Schöpfer unseres Schlagwortes anzusehen, denn er rechtfertigt im ersten Kapitel den Titel mit dem Recht der Eltern, ihre Kinder zu nennen, wie sie wollen; er beabsichtige zu erweisen, daß Österreich über alles sein könne, wenn es wolle. Dann erklärt er genau, was unter 'Österreich' und 'über alles' zu verstehen sei, nämlich alle habsburgischen Erblande und wirtschaftliche Unabhängigkeit und Überfluß an allem, was der Mensch bedürfe und für ihn bequem sei. Also wirklich nichts von Weltherrschaft schwebte Hornick bei dieser Überschrift vor, nur friedliche wirtschaftliche Hebung des eignen Landes.

Arnold bemerkt noch, Kaiser Joseph II. habe sich das schon hundertjährige Buch zur Richtschnur seiner Wirtschaftspolitik genommen, und noch 1798 sei die werbende Kraft des Titels so groß gewesen, daß ein Freiherr Philipp von Gemmingen eine Zeitschrift 'Teutschland über alles, wenn es nur will' herausgab.

Im VIII. Bd. der Zeitschr. f. d. Wortf. 1906 ergänzt Arnold seine Angaben: eine Schmähschrift ohne Verfasserangabe 'Frankreich über alles, wenn es nur könnte' erschien Leipzig 1786; Michael Denis mahnt 1797 in einer Denkschrift für Österreichs Patrioten unter Anführung des Titels von Hornicks Werk, mit gegründeter edler Zuversicht zu

sagen: Und es hat gewollt. Endlich steht unsere Wendung am Schluß einer namenlosen Schrift 'Es ist Friede', Wien 1801.

Diese allbekannte Formel 'über alles' nahm dann Collin auf, sie bedeutete ihm wohl das selbe, was er im 8., 'Wehrmannslust' überschriebenen Wehrmannslied ausdrückt mit dem Verse: Herrliches Österreich, was kommt dir gleich?

In der folgenden Zeit blieb das Schlagwort lebendig und ward, wie wir sahen, auch auf andre Länder bezogen. So braucht man gar nicht anzunehmen, daß Hoffmann bei seinem Lobgesang auf Deutschland nur Collins Lied vor Augen hatte. Die Wendung war schon Gemeingut geworden. Treffend erinnert Arnold aus späterer Zeit noch an den Schluß von Jordans Polenrede in der Paulskirche in Frankfurt a. M. 1848: Freiheit für alle, aber des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über alles. Otto Ladendorf, Schlagwörterbuch, Straßburg 1906, führt aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts neben einem Ausspruch Scherrs noch eine Reihe gereizter Ausfälle Nietzsches über unser Wort an, die glücklicherweise unbeachtet blieben und der Begeisterung für das Lied nicht Abbruch taten.

Seinen Sinn gibt Walter Küchler (Ztschr. f. d. neueren Spr. Bd. XXIII, 8 S. 496, Dezember 1915) schlicht mit den Worten wider: 'Das Lied singt in einfacher, aber auch stolzer Weise von deutscher Gesinnung, deutschen Bedürfnissen und Träumen. Es hat nur dann seine Berechtigung, wenn wir an innerem Wert die andern Völker übertreffen.' Er schreibt dies im Anschluß an eine Abhandlung über die englische Nationalhymne, die er in ihrer rücksichtslosen Selbstsucht und hochmütigen Begierde nach den Schätzen der ganzen Welt (vgl. Sokr. 1916, 53 ff.) durch die zu ihr gehörigen Verse des Einsiedlers am Ende des Schauspiels Alfred von Thomson und Mallet scharf beleuchtet.

Schließlich sei noch hervorgehoben, daß unser deutscher Dichter mit Ausnahme von nur drei formelhaften Worten, die er übernahm, sein unvergleichliches Lied aus eigener dichterischer Kraft, aus der Tiefe seines echt deutschen Empfindens heraus, geschaffen hat.

Berlin-Friedenau. Reinhold Gottschick.

Die 'Türkenfrage' bei Dürer, Sachs und Luther im Deutschunterricht der Prima.

Eine eigenartige Aufgabe stellte an unserer Anstalt, an der zum Teil die von Bötticher und Kinzel herausgegebenen 'Denkmäler der älteren deutschen Literatur' eingeführt sind, die erste Stunde, die der Behandlung von Hans Sachs' Dichtungen gewidmet war. Beginnt Kinzel doch seine Auswahl mit dem Aufruf: Wider den blutdürstigen Türken. Das sollte der erste Eindruck sein, den die Schüler bekamen, wenn sie die soeben durch den Lehrer ausgeteilten Bücher aufschlugen? Eigentümlich mußte sie das in einer Zeit berühren, wo, was bis vor fünf viertel Jahren wohl kaum jemand für möglich gehalten hatte, deutsche Truppen und Völker gegen den gemeinsamen Feind mit den Türken 'Schulter

an Schulter' für die Kultur kämpfen, deren Gegner die Moslem selbst viele Jahrhunderte gewesen waren. Freilich konnte es auch kaum eine bessere Gelegenheit geben, einem Primaner die Wandelbarkeit aller Zeiten und Urteile klar zu machen, die nach Kaiser Lothars I. Anregung in den Vers gefaßt wurde: tempora mutantur, nos et mutamur in illis.

Es kam also darauf an, die Berechtigung dieses Notschreis den Schülern klar zu machen, die ihnen um so einleuchtender werden mußte, wenn gezeigt werden konnte, daß sich auch die bildende Kunst dieser Zeit in den Dienst der 'Türkenfrage' gestellt hatte oder wenn gar eine Entwicklung in der Behandlung dieses Themas sich nachweisen ließ.

Hierzu hatte ich die nötige Zahl von Dürers Strichätzung 'Die Feldschlange', auch 'Die große Kanone' genannt, aus den 'Meisterbildern fürs deutsche Volk', herausgegeben vom Kunstwart, Blatt 16 zu 25 ₰. mitgebracht.

Sie wird eingehend besprochen. Zuerst wird klargelegt, was wir sehen. Im Vordergrund steht unter einer gewaltigen Buche ein stattliches Nürnberger Geschütz, das soeben von Gäulen den steilen Hang heraufgezogen ist. Nun verschnaufen sich die Pferde; Steine sind hinter die Räder gelegt, um ein Abrollen zu verhüten. Schon hebt der Kutscher die Peitsche, und bald wird 'die große Kanone' dahin gefahren werden, wo der Feldherr ihrer bedarf.

Das kunstvoll verzierte Rohr zeigt die Meisterhand des heimischen Gießers, der auch dieses Mordwerkzeug mit Wappen und Ringen schmücken wollte; freilich hat er auch zwei drohende Drachenköpfe auf das verderbenspeiende Rohr gesetzt. Grimmig und stolz dreinschauend hat der Geschützmeister fast liebevoll den Arm auf die Feldschlange gelegt, die nur seinem Gebote gehorcht. Herausfordernd ist sein Blick auf vier Männer gerichtet, die von rechts herankommen. Auffällig ist die verschiedene Tracht, die ihnen der Künstler gegeben hat in Gewand wie Kopfbedeckung und Fußbekleidung, gleichsam als wollte er dadurch sagen: die vier kommen zwar zusammen, gehören aber eigentlich doch nicht recht zueinander. Sie entstammen bunt durcheinander gewürfelten Völkerschaften, die nur ein Befehl zusammengeführt hat, zusammengeschweißt sind sie noch lange nicht.

Man sieht ordentlich, wie ihrem Führer das Gesicht 'lang und länger' wird. Der hinter ihm mit der zylinderähnlichen Kopfbedeckung faßt krampfhaft in seinen Mantel. Das hätte er nicht erwartet, die Deutschen so gerüstet zu finden! Wie die 42er vor Lüttich und Antwerpen auf unsere Feinde wirkten, so entsetzt ihn diese große Kanone. Sein Nebenmann möchte vor Wut gar das Schwert ziehen, das unter Köcher und Bogen hängt. Auf die Lippen beißt sich der Vierte, der lange Schnabelschuhe trägt: 'Ja, was soll einer dabei tun? Da ist es das Beste, umzukehren,' murmelt er.

Doch nicht nur der Anblick der Feldschlange bedrückt die Fremden. Sie sehen, wie auch durch Landsknechte alles trefflich geschützt ist. Einer steht mit seiner Hellebarde neben ihnen und verwehrt ihnen, ins Dorf hinabzugehen. Schon wenige Schritte unterhalb wacht ein zweiter. Und weiter unten neben der Mariensäule naht sich, auf sein langes

Schwert sich stützend, ein Hauptmann, um die Posten abzugehen. Alles scheint so wohlgeschützt. Wie gut man sich gegen feindliche Überfälle vorgesehen hat, zeigen auch im Hintergrunde die trotzigen Türme auf den Bergen und die geschickt angelegten Burgen in den Buchten des 'mastenreichen' Meeres, das den Ausblick links abschließt.

In dieser Landschaft zeigt sich der echte Dürer, der so gern seine deutsche Heimat, sein deutsches Dorf zeichnet. Die Berge erheben sich zu einem massigen Gebirgszug, dessen Abfall eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Staffelstein bietet. Die Höhen sind nicht bewaldet, während die Vorberge ein reicher Baumbestand schmückt. Rechts liegt zu Füßen einer ebenfalls mit Türmen geschützten Kuppe im schattenspendenden Parke der Edelhof. Zwischen Wiesen und Feldern hindurch führt die von Bäumen gesäumte Straße zu dem Dorfe des Mittelgrundes, das sich malerisch um sein Gotteshaus mit ragendem Dachreiter lagert. Eine zweite Kirche läßt ein Turm mit Satteldach vermuten. Die Grundstücke trennen Hecken oder Gräben, die ein Weiher bewässert. Hier wird sich der in seinem Nest auf dem vordersten Dachfirste stehende Storch seine Nahrung suchen wie auf der saftigen Wiese daneben der gemütlich grasende Gaul. Reizvoll ist es zu sehen, wie die einzelnen Gruppen und Teile der Landschaft immer wider schöne Bilder geben, die von der überreich spendenden Hand des in sein Vaterland verliebten Malers geschaffen sind. So friedlich schaut die Landschaft aus; doch über ihr wölbt sich ein finster drohender Himmel, der nahes Unwetter ahnen läßt.

Was bedeutet das Bild? Dafür gibt uns die Zahl 1518 über dem Namenszug des Künstlers Aufschluß.

Seit 1516 nach dem Tode Ferdinands des Katholischen, durch den Karl in Spanien und Neapel-Sizilien zur Herrschaft kam, nachdem in dem selben Jahre durch Wladislaws Tod der junge Ludwig, der Gemahl von des Kaisers Enkelin Maria, König von Ungarn geworden war, stand Habsburg an drei Stellen in der Front gegen den Islam. So war es nicht verwunderlich, daß in Maximilian die Idee eines Kreuzzuges gegen die Türken immer mehr Gestalt gewann, zumal auch Papst Leo X. diesem Gedanken volle Unterstützung gewährte, um der Christenheit wider allgemein begeisternde Ideen zu geben, durch die die Mißstimmung gegen die Kurie nach außen abgeleitet werden sollte. Gleichzeitig wurde 'von dem in Rom seit 1512 tagenden Konzil ein allgemeiner Türkenzehnt für die abendländische Kirche beschlossen' (Lamprecht V 261), den auf dem Augsburger Reichstag der Legat Kardinal von Gaëta vertreten sollte. Dort wurde er wohl bewilligt; wie man aber im Volk darüber wie über andere Abgaben an den Papst dachte, lesen wir in Luthers 1520 erschienenen Schrift 'An den christlichen Adel deutscher Nation . . .' Der betreffende Abschnitt, der in zwei Wochen sowieso besprochen werden soll, wird vorgelesen. Es heißt da Seite 105 der 'Denkmäler' III, 2. Martin Luther, eine Auswahl von R. Neubauer I: 'Die Verwilligung aber ist also geschehen, daß der Bapst durch solch groß Gelt solt samlen einen Schatz, zu streiten wider die Türken und Ungläubigen, die Christenheit zu schützen, auf daß dem Adel nit zu schwer

würd, allein zu streiten, sondern die Priesterschaft auch etwas darzu thät. Solcher guter, einfältiger Andacht der deutschen Nation haben die Bäpste dazu gebraucht, daß sie bisher mehr dann hundert Jahr solch Gelt eingenommen und nu einen schuldigen, verpflichten Zins und Aufsatz draus gemacht, und nit allein nichts gesamlet, sondern drauf gestiftet viel Ständ und Ämpter zu Rom ... Wenn man nu wider die Türken streiten vorgibt, so senden sie heraus Botschaft, Gelt zu samlen. Vielmal auch Ablaß heraus geschickt, eben mit derselben Farb, wider den Türk zu streiten, meinend, die „tollen Deutschen" sollen unendlich Todstocknarn bleiben, nur imer Gelt geben, ihrem unaussprechlichen Geiz gnug thun; ob wir gleich öffentlich sehen, daß wider Annaten noch Ablaßgelt noch allis ander ein Heller wider den Türken, sondern alzumal in den Sack, dem der Poden aus ist, kumt ...'

Trotz alledem, der Gedanke an einen neuen Türkenkrieg wird vielfach besprochen worden sein, wird mancherlei Angst und Furcht veranlaßt haben. Mit anderen Völkern schlug man sich ja auch, vertrug sich aber auch wider mit ihnen, ganz wie Nutzen und Vorteil das gerade geboten. Zwischen sich und den Türken dagegen fühlte man in Deutschland den dauernden und scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz, der durch die Verschiedenheit der Rasse und Religion bedingt war. Bei dem Worte 'Türke' dachte wohl auch der einfache Mann an die wilden Scharen aus dem fernen Osten und erinnerte sich vielleicht übertriebener Schilderungen von den Schandtaten der Hunnen, von deren wilder Art die Fama noch berichtete. Mindestens ebenso bedeutungsvoll war der Unterschied der Religion, der Gegensatz zu den Moslemin, denen es als Aufgabe gestellt war, ihr Bekenntnis den Andersgläubigen mit Feuer und Schwert aufzuzwingen.

Derartige Vorstellungen mußten Angst und Sorge verbreiten. Diese zu bannen, ätzte Meister Albrecht das Bild; Mut wollte er damit wecken. Wie gelingt ihm das? Daß er das Bild dieser Kanone hierfür zeichnete, ist nicht verwunderlich. Spielt das Geschützwesen doch zu Maximilians Zeiten eine besondere Rolle. Der Kaiser, der großes Gewicht auf die Verbesserung und Vermehrung seiner Artillerie, der Retterin Wiens 1529, legte, hatte sich schon im Weißkunig, der so recht des Kaisers 'Sichgefallen in einem enzyklopädischen Dilettantismus' (Heyck, Deutsche Geschichte II 398, dort auch das betreffende Bild) kennzeichnet, von Hans Burkmaier radieren lassen, wie er sich mit Geschützgießern bespricht. (Das Bild wird nach kurzem Hinweis im Klassenschrank ausgestellt.) Es konnte so als auf eine bekannte Tatsache hingewiesen werden, daß das deutsche Geschützwesen auf der Höhe stand. Das Bewußtsein, durch solche Feldschlangen verteidigt zu sein, konnte wohl Mut machen; noch mehr mußte das gelingen, wenn man die Furcht vor dem Feinde als nichtig darstellte. Auch das wußte Dürer mit köstlichem Humor auszuführen.

Man sehe sich nur einmal seine Türkengesandtschaft an! Er hat sicher nie einen Moslem gesehen, sich aber auch nicht die Mühe gegeben, nach ihrem Aussehen zu forschen. Er zeichnet diese so gar nicht einheitlich ausschauende Gesellschaft mit tiefgefurchten Gesichts-

zügen und zum Teil eigentümlich hervorquellenden Augen: die reinen Karikaturen. Blutdürstig und furchterregend sehen sie wahrlich nicht aus. Wie kann man sich vor denen ängstigen, die nicht einmal ein Panzerkleid anhaben! Deutschland aber schützen stahlgepanzerte Krieger und solche Riesenkanonen. Wie selbstbewußt lehnt sich der Geschützmeister an ihren ehernen Leib. 'Solange ich und meine Gesellen da unten da sind,' scheint er zu sagen, 'kommt ihr nicht in unser Land.'

Doch was will der Künstler mit seiner so liebevoll gezeichneten Landschaft, die das ganze Deutsche Reich in einem Ausschnitt zusammengedrängt bietet? Sollte es wirklich nur die Freude an der heimischen Gegend sein? Das Bild sollte nicht nur Sorge bannen, es sollte auch die, die es vor allem anging, auffordern, die teure Heimat, diesen herrlichen Gottesgarten, zu schützen, daß nicht rauhe Kriegerhorden das stille Tal durchtobten, daß nicht einst öde Leere und rauchende Trümmer die Stätte bezeichneten, wo einst deutsche Bauern in friedlicher Feldarbeit ihr Verdienst hatten, wo der Handel blühte, wo einst Kirchenglocken feierlich den sonntäglichen Frieden einläuteten. Mit Absicht betont der Meister aus dem kirchengeschmückten Nürnberg das Gotteshaus. So will er die Deutschen daran erinnern, daß Gott in dem Kampfe gegen den Islam auf der Seite seiner christlichen Kirche steht. 'Unsere Sache ist auf den Gott gestellt, dessen Kreuz die Kirche schmückt.'

So blickt Dürer noch hoffnungsfroh in die Zukunft und überträgt seine zuversichtliche Stimmung auf seine Zeitgenossen.

Doch bald ändern sich die Machtverhältnisse im Südosten Europas.

Während unter Selim I. das Türkenreich seine Gewalt ausdehnt und ausbaut in Kleinasien, Persien, Ägypten, ist seit Suleiman II. (1520) seine Tätigkeit nach dem Westen gerichtet. 'Fast gleichzeitig erfolgten schon in den Jahren 1521/22 Angriffe im Donautal und im Mittelmeer; Ungarn litt unter türkischen Scharen, und Rhodus ging aus den Händen der Johanniter über in türkischen Besitz. In den folgenden Jahren wurden dann vor allem die Ziele an der Donau mit Macht verfolgt. Und nur vier Jahre, und es kam für Ungarn zur Katastrophe. Im Sumpfland von Mohács ward am 29. August 1526 das letzte kleine Ungarnheer besiegt; Ludwig II. fiel; Suleiman feierte den kleinen Bairam zu Ofen; schon zitterte Deutschland' (Lamprecht II 397). Noch einmal ging das Gewitter vorüber. Suleiman zog zurück, um freilich bald mit größerer Macht widerzukommen. Mit ungeheurer Rüstung brach das auf Hunderttausende angegebene Heer über Ungarn herein. Am 26. September 1629 kam es vor Wien an, das neben den vier deutschen und einem böhmischen Regiment der durch Maximilian einst bereitgestellten Artillerie seine Rettung verdankte gegen Suleimans Scharen, deren Überlegenheit bisher auf ihren zahlreichen und weittragenden Geschützen beruht hatte.

Zogen auch die Angreifer am 14. Oktober von Wien ab, im nahen Ungarn blieben sie Herren und Gebieter. Von dort drohten sie mit plötzlichem Einfall. Von neuer Rüstung hörte man im Frühjahr 1532. Wie groß die Angst vor den Osmanen war, zeigt die Zusage Roms, gegen ausreichende Türkenhilfe der Protestanten die Augsburger Kon-

fession zu dulden, zeigt besonders Ferdinands Bemühung, zu einem kirchlichen Frieden zu kommen.

An der Geschichte der Kunst eines Volkes läßt sich die Geschichte seiner äußeren Entwicklung oft leicht verfolgen. Aus den Kunstwerken einer bestimmten Zeit kann man auf die politische Lage schließen, besonders aber auf die gesamte Lebensauffassung und den damals herrschenden Zeitgeist, der nach Offenbarung in Kunst und Dichtung ringt. Haben wir für die Zeit der noch aus weiter Ferne dräuenden Gefahr durch Dürers Bild einen Eindruck gewinnen können, soll für die Jahre des schon in der Nähe tobenden Unwetters Hans Sachs uns Dolmetsch sein mit dem unsere Sammlung eröffnenden Aufruf.

Sachs weiß, alles ist verloren, wenn nicht Kaiser und Reich aufstehen, sich ermannen und zusammen wider den bösen Feind ziehen. Wie ein Demosthenes gegen Philipp donnerte, so er gegen den blutdürstigen Türken. Er läßt es sich nicht verdrießen, alle, die Kämpfer sein müssen, einzeln an ihre Pflicht zu mahnen. Jedem Stand legt er klar, daß das Vaterland ihn braucht, daß er unentbehrlich ist. Die große Not gibt seiner Rede Kraft und läßt ihn die richtigen Worte finden. Der Kaiser, die Fürsten, Grafen, die strenge Ritterschaft und der teutsche Adel, ein Volk in Waffen, sollen sie gegen den Erbfeind ziehen. Tot sein soll all der Neid und die Mißgunst, die unter dem so wenig deutsch fühlenden Kaiser Karl immer weiter um sich gegriffen haben; nur durch diese Zerrissenheit und scheinbare Schwäche ist dem frechen Angreifer der Kamm geschwollen. Schnell müssen sie das Heer aufstellen; denn bald schon wird der Türke wider nahen. Sachs kennt keinen Humor mehr. Zu entsetzlich hat der Feind in Ungarn gewütet. Den Rittern, den Schirmherren deutscher Frauenehre, schildert er die Gewalttaten der Türken gegen Weib und Kind. In zehn Strophen erwähnt er die Scheußlichkeiten der 'türkischen Hunde'. Darum gilt es: einig sein, dann seid ihr stark.

Tapferkeit allein tut's freilich nicht. Beistand leisten sollen mit 'Getreit und Dukaten' oder mit 'Gschoß, Pulver und Zelt' die Bischöfe, Prälaten und andere christliche Regenten sowie die Reichsstädte.

Darauf wendet sich Sachs an die Vertreter der einzelnen Waffen: die 'Reitersknaben', die Hauptleute der Landsknechte, die Büchsenmeister, die ihre Hauptstücke, die Kanonen, ordentlich sollen donnern lassen, denen allein er aber doch nicht so vertraut wie Meister Albrecht. Neben ihm muß mit Pulver und mit Blei der 'freie Büchsenschütz' stehen und mit 'Spieß und Hellenbarten der fromme Landsknecht'. Für den 'Probant' aber soll der 'liebe Bauer' sorgen. So sollen sie sich alle zum Gott wohlgefälligen Werke, den Feind der Christenheit zurückzuwerfen, zusammenfinden, aber auch immer eingedenk sein, daß sie Gott damit dienen wollen, und deshalb 'christlich Maß und Ziel halten'. Nur einem Heer, in dem Zucht und Ordnung herrscht, ist der Sieg gewiß. Nur dann können sie 'zu Got hoffen', daß er das 'teutsch Vaterlande wird retten in der Not' und daß er 'veterlichen ihnen den Sieg geben wird'. Dazu sollen aber auch alle Christen 'einmütig zu Got rufen, daß er helf aus aller Not'.

Kurz werden noch Bild und Gedicht verglichen. Beide Meister sind sich darin einig: nur ein Mittel gibt es gegen den Feind, eine blanke Wehr. Tod und Verderben sollen die Truppen dem bringen, der mit Feuer und Mord in deutsche Lande einfällt, die Früchte deutschen Fleißes vernichtend, blühende Länder in Einöden verwandelnd. Verschieden ist indessen ihre Ansicht über den augenblicklichen Grad der Gefahr. Als Dürer 1518 sein Bild ätzte, stand der Türke noch in weiter Ferne. Als Sachs seinen Notschrei in die Welt sandte, 1532, hatten sie sich in Ungarn festgesetzt, ja hatten vor Wien gelegen. Schon deshalb ist Dürer, der seine Landsleute dem Feinde gewachsen glaubt, voller Hoffnung, die sich ihm und dem Beschauer seines Bildes stärken soll beim Blick auf den Kirchturm; der weist auf den Helfer hin, der stärker ist als alle Erdenmacht. Sachs war von der Schwere der Gefahr überzeugt; das gibt ihm die Eindringlichkeit seiner Rede. Jeder muß in dieser drohenden Zeit seine Pflicht erfüllen. Doch auch er mahnt: 'mit unsrer Kraft ist's nicht getan, wir sind gar bald verloren'. Gott muß helfen, wenn wir den Feind zwingen wollen. Zu ihm müssen wir beten, aber auch im Kampf mit diesem Feinde nie vergessen, daß wir Christen sind.

Dürer sucht seine Zeitgenossen vor allem zu trösten, Sachs will sie begeistern und entflammen. Dürers Bild schaut aus wie eine Zeichnung zu dem Worte: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Sachs ruft: Auf! in den heiligen Krieg! Sein Gedicht ist ein Aufschrei in höchster Not, während wir bei Dürer noch ein gewisses übermütiges Lächeln erkennen. Das Interesse an der Türkenfrage ist zur Türkenfurcht geworden.

So hat die Kunst des Malers geholfen, die Worte der Schwestermuse recht zu verstehen und hat den kleinen Ausschnitt, den das Gedicht bot, zu einem Ausblick in die Zeitgeschichte gemacht, hat vor allem wider einmal die Möglichkeit geboten, den Werdegang einer zeitgeschichtlichen Frage zu verfolgen.

Eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie von Dürer zu Sachs in der Sache der Türkenkriege sahen, macht Luther in sich durch. Seine Stellung hierzu können wir aus seinen drei Schriften: Vom Kriege wider den Türken (verfaßt 1528), Heerpredigt wider den Türken 1529, Vermahnung zum Gebet wider den Türken, sowie aus seinen zahlreichen Briefen erkennen, die uns bis zum Oktober 1545 seine Ansicht verfolgen lassen. Besonders charakteristisch sind die fast gleichlautenden Briefe vom 1. und 17. Juli (Briefe, de Wette V, 743, 750); sie müssen den Schülern vorgelesen werden: 'Vernimm noch eins, wenn du es noch nicht weißt: Der Papst, der Kaiser, der Franke und Ferdinand haben eine glänzende Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken zu Friedensverhandlungen an den Türken abgefertigt. Und was das Schönste, Ehrenvollste, ewigen Gedächtnisses würdig ist: sie haben ihre heimischen Kleider abgelegt, nach Türkensitte sich mit langen Gewändern geschmückt! Das sind sie, die bisher den Türken als Feind des christlichen Namens verschrien, unter diesem Vorwand Gelder erpreßt, den Erdkreis gegen den Türken erregt haben. Denn den Türken ja galt es, wenn der römische Satan durch Ablässe, Annaten und seine endlosen Raubkünste die

Welt aussog. O ihr Christen, ja vielmehr, ihr höllischen Teufelsbilder! Siehst du nicht, daß der Ruin des Reiches, vielmehr, daß der Tag unsres Heils bevorsteht? Laßt uns freuen, fröhlich sein, jauchzen! Das Ende der Welt ist da! Gott sei Lob und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!'

So endet seine Teilnahme an diesen Kämpfen mit der bitteren Erkenntnis von der Wandelbarkeit der Menschen, mit herbem Mißtrauen gegen die Großen auf Erden, freilich auch mit der Zuversicht, nun, da das Ende der Welt erschienen sei, nahe der Tag des Heils. Ähnliche Gedanken werden wir in den Schriften der zwanziger Jahre finden.

Um Luthers Stellung richtig beurteilen zu können, besonders um verstehen zu können, daß ein Luther in der ausführlichen Gegenschrift gegen die Bulle 1520 schrieb: '... Wer Ohren hat zu hören, der höre und halte sich vom Türkenkriege fern, solange noch der Name des Papstes unter dem Himmel gilt', müssen wir seiner scharfen Gegnerschaft gegen das Bestreben gedenken, christlich-kirchliche und weltlich-staatliche Beziehungen zu verquicken. 'Der Reformator, wie alle Welt, kannte bis dahin Türkenkriege nur in der Gestalt von Kreuzzügen. Und wie die Kreuzzüge einst den Höhepunkt der Papstkirche des Mittelalters dargestellt hatten, so mochten ihm diese kirchlich geweihten Waffen als ein Siegel auf die vollendete Verweltlichung der kriegführenden, blutvergießenden Kirche erscheinen' (S. Eck). Da aber Kriegführen unter der Kreuzesfahne, das heißt im Namen Christi, schroff den Worten des Herrn widerspricht, verwarf er die Teilnahme an Kreuzzügen.

Noch sah er ja auch, ebenso wie Sachs, die Türkengefahr nicht für eine Daseinsfrage des Reiches an, sondern nur als Zuchtrute Gottes, gebunden für die verweltlichte Kirche. So konnte er als einzige Waffen gegen diesen Feind noch Buße und Gebet empfehlen. War davon kein Erfolg zu verspüren, mußte man das Leid als gottgewollt ansehen und als Strafe dulden. Mochte er auch später, wie wir sehen werden, den Druck der Türkenmacht richtig erkennen, bei der Anschauung: Türken gleich Gottesgeißel, blieb er.

Die Schrift bietet ihm eine Fülle von Weissagungen über den Tag des Jüngsten Gerichts, das er erwartet, wenn diese 'schwarzen Teufel' überall zu siegen drohen, wenn allein Christi Erscheinung 'die Ausgewählten retten wird in Kürze' (Lukas 18, 7). Daneben läßt ihren Glaubensfreudigkeit zwar auch wider hoffen, 'daß unser Evangelium, welches jetzt so helle in die Welt leuchtet, noch vor dem Jüngsten Tage dem Mahomed und all seinem teuflischen Greuel und ganzen türkischen Wesen einen starken Stoß geben soll'. Aber seiner Heerpredigt wider den Türken, die den Hinweis brachte, daß nach biblischer Verkündung für die verderbte Christenheit durch den Türken die letzte Zeit nahe, folgt ebenso pessimistisch gefärbt nach zwölf Jahren 'die Vermahnung zum Gebet wider die Türken'. Sie beginnt: 'Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.' Dann wird der Gedanke breit behandelt: 'Deutschland ist reif und voll allerlei Sünden wider Gott. Auf Messen, Fegfeuer, Heiligendienst sind nun Mammon, Geiz und Wucher gefolgt, "daß nicht Wunder wäre, ob Gott allein Türken, sondern eitel Teufel über Deutschland ließe

oder längst hätte lassen schwemmen" ... Der Türke steht ihm an Ende der Welt. Mit ihm ist der Jüngste Tag vor der Tür, mag dieser nun über Rom und Mammon hereinbrechen oder das Häuflein der Auserwählten zur ewigen Freude sammeln' (Luthers Werke, hrsg. v. Buchwald, Kawerau usw. VII. der Volksausgabe in 8 Bänden S. 436). So entkleidet er die Kreuzesfahne des Wahnes der Heiligkeit. Nicht begeisterte Schwärmer will er also werben, weltlicher Obrigkeit, weltlichen Untertanen will er ihre Pflichten vorhalten, die das Evangelium predigt: den einen das Gebot der Liebe zu ihren Leuten, den andern das des Gehorsams gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit.

Das dem Reiche immer mehr drohende Unglück ist ihm klar geworden. Schon nach Mohács ist ihm die Größe der Gefahr nicht entgangen: Volksausgabe VII S. 445. 'Man frage die Erfahrung, wie wohl es uns bisher gelungen sei mit dem Türkenkriege ..., bis daß wir zuletzt Rhodus (1522) und schier ganz Ungarn, und viel vom deutschen Land dazu verloren haben ... Obwohl fast viele oder schier alle Reichstage um solcher Sache willen sind ... gehalten worden, will es sich nirgend ... schicken, so daß es scheint, als spotte Gott unserer Reichstage ..., bis der Türke mit guter Weile herzu grase und also Deutschland ohne Mühe und Widerstand verderbe.' Er mahnt den Kriegsmann, wenn er ein Pfaffenpanier schaue, davonzulaufen, und lehrt ihn, wie er mit 'rechtem Gewissen gegen den Türken kriege' (S. 448), wer allein gegen ihn kriegen soll. 'Derselbigen Männer sind zwei ..., einer heißt Christianus, der andere Kaiser Carolus.'

'Wo nicht zuvor des Türken Gott, das ist der Teufel, geschlagen wird, ist zu besorgen, der Türke werde nicht so leichtlich zu schlagen sein (S. 450). Christliche Waffen und Kraft muß das tun. Zu Gebet wider den Türken soll uns die große Not bewegen (S. 454). 'Und hier sollte man dem Volk nun anzeigen alle das wüste Leben und Wesen, das der Türke führt' (S. 455); ebenso hat es drei Jahre später Sachs gehalten. So soll der Christianus sehen, 'daß man zuvor müsse des Türken Allah, das ist seinen Gott, den Teufel, schlagen und also seine Macht und Gottheit von ihm stoßen; sonst habe ich Sorge, wird das Schwert wenig ausrichten. Denn dieser Mann soll nicht leiblich mit dem Türken streiten, wie der Papst und die Seinen lehren, ... sondern den Türken erkennen für Gottes Rute und Zorn, welcher [von] den Christen entweder zu leiden ist ... oder sie müssen allein mit Buße, Weinen und Gebet wider ihn fechten und [ihn] verjagen ...

'Der andere Mann, so wider den Türken zu streiten gebührt, ist Kaiser Carol, oder wer der Kaiser ist: denn der Türke greift seine Untertanen und sein Kaisertum an; welcher schuldig ist, die Seinen zu verteidigen als eine ordentliche Obrigkeit, von Gott gesetzt' (S. 466). Die Untertanen aber sollen suchen 'einfältiglich das Werk und Schuld des Gehorsams' (S. 468). Dies Gebot Gottes muß erkannt und mit Furcht und Demut getan werden. Dann 'sind wir aller Welt stark genug, und muß Glück und Heil da sein' (S. 475). Und wider klingt es wie drei Jahre später bei Sachs: 'Die Fürsten sollen ihre eigenen Sachen und Hader vergessen ... und hier mit ganzem Ernst einträchtiglich den Elenden helfen'

(S. 485). Man soll 'die Rüstung nicht so gering anschlagen und unsre armen Deutschen nicht auf die Fleischbank opfern' (S. 486). Denn wider den Türken kriegen ist nicht als wider den König von Frankreich (S. 487). Er hat Volk und Geldes die Menge und hat gar den Mameluckensultan zweimal besiegt. Hier fügt sich aus R. v. Liliencrons Sammlung: Die historischen Volkslieder der Deutschen, Band III S. 583 gut an:

Was hat der Türke mehr getan,
Er hat den großen Soldan
Bezwungen mit Gewalten.

Mit 50000 oder 60000 Mann kann man dem gegenüber garnichts ausrichten. 'Weislich mit Ernst soll man dazu sich rüsten und nicht so kindisch und schläfrig die Sachen angreifen (S. 488)'. Ausklingt die Schrift wie Hans Sachs' Gedicht: Denn wo unsere Könige und Fürsten einträchtiglich einander beistünden und hülfen, dazu der Christenmann auch für sie betete, wollte ich unverzagt und großer Hoffnung sein, der Türke sollte sein Toben lassen und einen Mann an Kaiser Karl finden, der ihm gewachsen wäre (S. 489)'.

Diese Aufforderung verallgemeinert er im zweiten Teile seiner 'Heerpredigt' auf alle Deutschen: 'Ich wollte wünschen, daß alle Deutschen so gesinnet wären, daß sich kein Flecklein noch Dörflein plündern noch wegführen ließe vom Türken, sondern, wenn es zu solchem Ernst und Not käme, daß sich wehrete, was sich wehren könne, jung und alt, Mann und Weib, Knecht und Magd, bis daß sie alle erwürget würden . . . Schreiben doch die Römer selbst von den deutschen Weibern, daß sie vorzeiten ebensowohl als die Männer zu Felde gezogen sind und gestritten haben' (Luthers Schriften, Auswahl v. Delius, Gotha 1883, S. 165). So werden auch hier die Gewissen unterwiesen, die Fäuste gewappnet.

So müssen Gotteshilfe und die eigne Kraft verbunden sein im Kampf gegen diesen Gegner. Ihm steht natürlich die sittliche Wehrkraft, auf die freilich auch Sachs hinwies, besonders hoch: Glauben und Demut, Liebe und Gehorsam sind seine besten Waffen; die eigentliche Kampfesrüstung, die bei Dürer und Sachs so großes Gewicht hatte, wird kaum erwähnt, wohl aber die natürliche Volkskraft, die Wucht der Masse. Überall klingen natürlich bei dem bibelkundigen Gottesmann die Motive: Sünde, Teufel, Jüngstes Gericht, durch. Sie gaben dem wuchtigen Kriegsmarsch die Weihe eines frommfrischen Chorals.

Tief durchdrungen ist seine Zeit wie die Jahrhunderte nach ihm von dem Gegensatze des Glaubens; politische Gründe spielen eine Nebenrolle, wirtschaftliche fehlen völlig.

Wie steht es heute? Wohl haben wir noch vor wenigen Jahren von den Bestrebungen gehört, die mohammedanischen Elemente zumal Ostafrikas zu einen und zu größerer mächtigerer Ausdehnung anzuregen. Missionare und Kaufleute klagten über Widerstand und verschärften Geschäftskampf. Immer wider suchten die Engländer durch Aufrollung der Armenierfrage und Verbreitung entsetzlicher Greuelnachrichten, die von schrecklicher Barbarei gegen die christlichen Bewohner des Kaukasus erzählten, den Türken auch bei uns mißliebig zu machen. Sie fanden wenig Verständnis in Deutschland. Die religiöse Gegnerschaft wurde immer weniger

empfunden. 'Der kranke Mann' am Goldenen Horne und sein Volk waren bei uns populär, nicht zum wenigsten durch Moltkes Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, vor allem aber durch das Verhältnis, das Kaiser Wilhelm II. mit dem Osmanenreiche und seinem Herrscher angebahnt hatte. Dort war die einzige Stelle, wo der Ring, den Eduard VII. um Deutschland hatte schmieden wollen, eine Lücke aufwies. Hier lag ein Land, dessen Angliederung an Berlin-Wien über Sofia unserer, aber auch seiner Wirtschaftspolitik Großes versprach. Die Bahn Berlin—Bagdad zu bauen, hieß unser industriell so hochentwickeltes Vaterland mit industriearmen Gegenden zu verbinden, die uns reiche Rohprodukte bieten konnten. So war den Interessen beider Ländergruppen gedient: das festeste Band, das Bündnisse schließt und hält.

Mit Achtsamkeit hatten weite Kreise Deutschlands das Auf- und Hochkommen des Jungtürkentums verfolgt; das Interesse war durch die Entsendung einer deutschen Militärmission noch gestiegen. Mit übertriebenen Hoffnungen hatten viele der Entscheidung im ersten Balkankriege entgegengesehen. Mit den Türken beklagten sie sein Ergebnis, an dem die zu kurze Arbeit der von allen Seiten, zumal von den Engländern, noch dazu in ihrer Wirksamkeit arg beschränkten deutschen Offiziere fast nichts hatten ändern können. Daß die gegenseitige Achtung blieb, zeigte das Verweilen unserer Militärs, denen immer größere Rechte zugestanden wurden. Auch das wirtschaftliche Band war verstärkt worden durch die Aufnahme einer türkischen Anleihe. Die gute diplomatische Vertretung, die Deutschlands Interessen in Konstantinopel fanden, kam hinzu, so daß schon vor Beginn des Weltkriegs eine engere Verknüpfung mit dem Türkenreiche wahrscheinlich wurde. Da kam der erste August, der so schnell unsere wahren Freunde von den falschen schied. Mit Spannung folgte man den Ereignissen auf dem Festland, mit noch größerer Anteilnahme dem Schicksal unserer vereinzelten Kreuzer und Kampfschiffe im weiten Ozean wie im Mittelmeere. Wie wartete man auf Nachricht über 'Goeben' und 'Breslau'! Wie bangte man mit ihnen, wie jubelte man, als die Kunde einlief, sie seien nach dem Osten durchgebrochen! Instinktiv hatte das Volk gemerkt, dort am Bosporus säße ein Freund, den wirtschaftliches und politisches Interesse fest an unsere Seite stellte. Die religiöse Seite der Türkenfrage war ganz ausgeschaltet bei diesem Kriege, der aus dem Zusammenstoß der russischen, von England geleiteten Orientpolitik mit der deutschen Arbeit entstand, der aus dem Orient kommt und um den Orient geht: um die kontinentale Öffnung und Zusammenfügung 'von Helgoland bis Bagdad gegen die maritime Abschließung und Trennungstendenz, die die Einkreisung der Entente wollte' (Ernst Jäckh, Deutsche Orientbücherei XIII).

Pforta. Paul Menge.



ANZEIGEN

1) Gustav Schilling, Lehrbuch der Psychologie. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von O. Flügel. Langensalza, Julius Beltz, 1913. 8. 168 S. 2,80 ℳ.

Das Buch ist in erster Auflage 1850 erschienen. Sein Verfasser (geb. 27. Juli 1815, gest. 17. November 1872) hat von 1840—72 als Professor der Philosophie an der Universität Gießen gewirkt.

Der Herausgeber der zweiten Auflage, der bekannte, unlängst verstorbene Herbartianer Flügel sagt über Schillings Lehrbuch der Psychologie: 'Es war das erste seiner Art, das möglichst kurz, aber vollständig ohne alles Beiwerk die Psychologie nach dem Vorgange Herbarts systematisch zusammenfaßte, und zwar vereinigte er beides, empirische und rationale Psychologie.'

Das Buch war in der Tat für die Zeit seines ersten Erscheinens (1850) eine recht bedeutende und beachtenswerte Leistung. Es enthält auf beschränktem Raum einen sehr reichhaltigen Stoff, dabei ist die Darstellung überaus klar und bestimmt. Man darf mit Grund annehmen, daß das kleine Werk seinerzeit als einführendes Lehrbuch der Psychologie gute Dienste geleistet hat.

Flügel hat nun freilich das Buch Schillings nicht etwa um seiner historischen Bedeutung für die Vergangenheit willen neu herausgegeben, er erklärt vielmehr in dem Vorwort: 'Schillings Psychologie kann heute noch so gut wie vor 60 Jahren den Trieb, sich in der Psychologie zu unterrichten, anregen und befriedigen.' Er hat aber nicht den Text entsprechend dem heutigen Stand der Psychologie umgestaltet, sondern er hat den Text selbst ganz unverändert gelassen und sich darauf beschränkt, zwei Klassen von literarischen Hinweisen beizugeben: 1. sehr zahlreiche und genaue Angaben von Stellen aus Herbarts Werken, an denen die betreffenden Gegenstände behandelt werden; 2. eine Anzahl Titel neuerer psychologischer Schriften. Indessen damit dürfte den berechtigten Anforderungen des heutigen Lesers nicht gedient sein; denn jene erste Gruppe von Anmerkungen hat höchstens für den Spezialforscher auf dem Gebiete der Herbartschen Psychologie und ihrer Nachwirkungen Interesse; die zweite läßt keinerlei Prinzip der Auswahl erkennen, nennt z. B. Veraltetes und läßt andererseits manche wichtige neuere Werte vermissen.

Was würde man dazu sagen, wenn jemand heute ein Lehrbuch der Physik oder Chemie aus dem Jahre 1850 herausgäbe, mit der Bestimmung, Anfänger in diese Wissenschaften einzuführen?!

Aber vielleicht wird man die Berechtigung dieses Vergleichs bezweifeln und es in Abrede stellen, daß die heutige Psychologie über den



Stand von 1850 wesentlich hinausgekommen sei. Indessen ein derartiger Einwand würde doch allzuwenig Kenntnis von der neueren Entwicklung dieser Disziplin verraten. Gleichwohl sei auf einige Hauptpunkte hingewiesen, in denen sich Schillings Buch als veraltet erweist.

Es teilt den heute fast durchweg aufgegebenen intellektualistischen Grundzug der Herbartschen Psychologie; es hält auch prinzipiell an der als verfehlt erkannten mathematischen Behandlung des Seelischen durch Herbart fest[1]. In bezug auf die Grundbegriffe und Grundprobleme herrscht noch eine gewisse naive Ahnungslosigkeit hinsichtlich all der Fragen und Schwierigkeiten, die sich auf diesem Gebiete seitdem den Forschern aufgetan haben und über die auch schon eine Einführung in die Psychologie, die zum wirklichen Selbstdenken und wissenschaftlichen Untersuchen anregen will, orientieren muß. So wird einfach das Psychische definiert als der Gegenstand der 'inneren Wahrnehmung'; wie sehr umstritten heute diese sog. 'innere Wahrnehmung' ist, darüber mag man sich in Büchern wie Walter Strich, 'Prinzipien der psychologischen Erkenntnis' (Heidelberg 1914) oder Theodor Ziehen, 'Die Grundlagen der Psychologie', 2 Bde. (Leipzig und Berlin 1915) belehren.

Dem Seelischen werden räumliche Bestimmungen einfach abgesprochen; aber gelten nicht die Empfindungen als seelisch, und sind uns nicht z. B. Farbempfindungen als etwas Räumliches gegeben?

Wie glatt und einfach wird ferner S. 22 die Frage nach der substantiellen Seele 'gelöst'! 'Wir fassen sie [die psychischen Vorgänge] nur als Ereignisse und Zustände, die als solche unselbständig sind und auf ein anderes, Selbständiges, hinweisen, in dem sie geschehen und dessen Zustände sie sind.' Aber ist denn diese uns naheliegende Auffassung auch berechtigt, und wird durch ein reales Seelenwesen irgend etwas erklärt? Darüber wäre mindestens nähere Auskunft erwünscht.

Mit der selben Sicherheit des Nachtwandlers redet der Verfasser über die Beziehungen der Seele zum Leib und über die Unsterblichkeitsfrage.

Ich bin mir wohl bewußt, daß eine solche Kritik unhistorisch ist und daß Schilling selbst wegen all dieser Ausführungen keinen Vorwurf verdient. Allein herausgefordert, ja notwendig gemacht wird eine solche Kritik durch den Versuch des Herausgebers Flügel, das Buch auch der heutigen Generation als Lehrbuch zu empfehlen.

Aber man denke nicht, daß es nur in bezug auf die erkenntnistheoretische Grundlegung und die angrenzenden metaphysischen Probleme[2] veraltet wäre, nicht minder zeigt sich das auf dem eigentlichen Gebiete der empirischen Psychologie. Auch der Nichtfachmann weiß heute oder

---

[1]) S. 9: 'Außerdem müssen die Größenverhältnisse der inneren Erscheinungen nach Herbarts Vorgang der Rechnung unterworfen werden.' Nur aus Opportunitätsgründen wird dann auf die mathematische Behandlung verzichtet, 'weil die nötige Kenntnis und Übung in der Mathematik nicht allgemein genug verbreitet ist' (S. 10).

[2]) Ich verweise für beides auf die schon genannten Werke von Strich und Ziehen, ferner auf Hugo Münsterbergs 'Grundzüge der Psychologie' (Leipzig 1900), Paul Natorp, 'Allgemeine Psychologie' (Tübingen 1912) und meine 'Psychologie' (Stuttgart 1914).

sollte wissen, wie die Psychologie gerade durch die experimentellen Methoden in letzten Jahrzehnten zu weit bestimmteren, reicheren und vorurteilsfreieren Feststellungen gelangt ist. Schilling aber hält noch 'eigentliche Versuche oder Experimente' in der Psychologie für ganz unmöglich, 'abgesehen davon, daß sie moralisch unerlaubt sind' (S. 4).

Daß dieser methodische Grundmangel sich nicht auch in der Einzeldarstellung des psychologischen Stoffes bemerkbar mache, wird nur der bezweifeln, der etwa als orthodoxer Herbartianer die ganze reiche und sorgsame experimentell-psychologische Arbeit eines halben Jahrhunderts für ein sinn- und ergebnisloses Tun ansieht. Ihm kann nur das sorgfältige Studium eines wirklich modernen psychologischen Lehrbuchs empfohlen werden.

2) Ernst Hierl, Die Entstehung der neuen Schule, Leipzig und Berlin, 1914. B. G. Teubner. 211 S. 8. 2,80 ℳ, geb. 3,20 ℳ.

Das Buch ist der Aufgabe gewidmet, die geschichtlichen Grundlagen der Pädagogik der Gegenwart aufzuweisen.

Eine Vorstellung von dem reichen Inhalt des Buches mögen die Kapitelüberschriften geben: 1. Die Wissenschaften und die Mittelschule, Friedrich Paulsen; 2. Die neue Bildung und die Volksschule, Ludwig Gurlitt; 3. Hochschule und Wissenschaft (wobei Christoph Schrempf, Wilhelm Lamprecht, die Hochschulpädagogik besondere Berücksichtigung finden); 4. Neue Einrichtungen, Georg Kerschensteiner; 5. Die großen Vorläufer: Nietzsche, Lagarde, Gottfried Keller, Karl Biedermann[1]); 6. Weitere geschichtliche Zusammenhänge (worin ein allgemeiner geschichtlicher Rückblick auf die Geschichte unseres höheren Schulwesens im 19. Jahrhundert und die sie beeinflussenden geistigen Strömungen gegeben wird); 7. Schluß: Natur und Kultur, die Zukunft der Erziehung.

Gerade das Schlußkapitel zeigt, daß der Charakter des Buches nicht ein rein historischer ist. Der Verfasser geht in die Vergangenheit zurück, um aus der geschichtlichen Erkenntnis der wertvollsten Entwicklungstendenzen Forderungen für Gegenwart und Zukunft aufzustellen, die zugleich der historischen Kontinuität entsprechen. Allenthalben bekundet er neben reicher Belesenheit einen guten Blick für das Wesentliche und einen treffenden Instinkt für das Echte und das Erreichbare.

3) Zentralblatt für Psychologie und psychologische Pädagogik (mit Einschluß der Heilpädagogik). Unter Mitwirkung mehrerer deutscher und ausländischer Gelehrter herausgegeben von W. Peters, Privatdozent an der Universität Würzburg. Würzburg, Verlag von Kurt Kabitzsch. Jährlich 10 Hefte zum Preis von 8 ℳ.

Dieses Zentralblatt hat sein Erscheinen im April 1914 begonnen. Es will eine Sammelstelle sein, an der man sich in knappen, sachlichen Referaten rasch über Ziel und Ergebnisse aller neuen Untersuchungen, über den Inhalt aller neu erschienenen Monographien und Gesamtdarstellungen, über das für den Psychologen und Pädagogen Wichtige aus

---

[1]) Professor in Leipzig, der unter dem Namen Karl Friedrich im Jahre 1852 das Buch 'Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule' erscheinen ließ.



den Nachbargebieten (Psychiatrie, Physiologie, Schulhygiene usw.) orientieren kann. Das Blatt bringt nur informierende, nicht kritisierende Referate.

Ein solches Blatt ist bei der kaum noch zu übersehenden Fülle von Veröffentlichungen auf den genannten Gebieten in der Tat notwendig geworden. Die Namen der Herausgeber und seiner Mitarbeiter, nicht minder die bereits vorliegenden Hefte bürgen für eine sachgemäße Verwirklichung des Programms.

4) Ziehen, Theodor, Die Grundlagen der Psychologie. I. Buch. Erkenntnistheoretische Grundlegung der Psychologie. VI und 259 S. 8. II. Buch. Prinzipielle Grundlegung der Psychologie (Autochthone Grundlegung). VI und 304 S. 8. (= 'Wissenschaft und Hypothese' Band XX und XXI.) Leipzig und Berlin 1915. B. G. Teubner. Jeder Band geh. 4,40 ℳ, geb. 5 ℳ.

Die allgemeine Grundlage aller Wissenschaften ist das Gegebene, wie wir es alle fortgesetzt erleben. Die einzelnen Wissenschaften sind dadurch charakterisiert, daß sie aus diesem Gegebenen einen bestimmten Teil als ihren speziellen Gegenstand aussondern[1]). Es gilt also hier zunächst zu zeigen, wie wir dazu gelangen, das Psychische aus der Totalität des ursprünglich Gegebenen herauszuheben. In der Lösung dieser Aufgabe besteht die erkenntnistheoretische Grundlegung der Psychologie.

Das 'Gegebene' kann weder erschöpfend aufgezählt, noch definiert, noch durch Vergleichung (mit Nichtgegebenem) charakterisiert werden. Wir sind darauf angewiesen, uns lediglich darüber zu verständigen, was wir mit dem Gegebenen meinen. Das ist leicht: 'Alles, was wir erleben, und so, wie wir es erleben, ist das Gegebene.' Dazu gehören 'Empfindungen wie Vorstellungen, Gefühle wie Wünsche, Urteile wie Schlüsse und ganze philosophische Systeme; Irrtümer, Täuschungen und Illusionen ebensowohl wie sogenannte richtige oder wahre Urteile, Lehren u. dgl.'. In dem Gegebenen als solchen liegt noch nichts, was etwa als materiell oder psychisch, als Ding (Sache), Empfindung oder Vorstellung, Ich usf. bezeichnet werden dürfte. 'Ob das Schreibfedererlebnis, das ich eben bei dem Anblick meiner Schreibfeder habe, eine "Sache": "Schreibfeder" oder eine "Gesichtsempfindung": "Schreibfeder" (oder gar "meine" Gesichtsempfindung: Schreibfeder bedeutet, ist in dem Schreibfedererlebnis als Gegebenem nicht [?] enthalten. Vorstellungen in dem einen oder anderen Sinne können es begleiten, können aber auch fehlen[2]).'

Da die Bezeichnung 'Gegebenes' nicht frei von Nebenbedeutungen ist, da sie sich auch für Pluralbildung und für die Zusammensetzung mit anderen Wörtern wenig eignet, so verwendet Ziehen dafür das Wort 'Gignoméne'.

Die grundsätzliche Beschränkung auf die Gignomene bezeichnet er als 'Immanenz'prinzip. Es schließt alles Metaphysische und Metapsychische aus. Es enthält dagegen einen 'Monismus des Gegebenen', für den jede "Transzendenz" als unmöglich, als ein bloßes Wort gilt.

---

[1]) Wichtiger scheinen mir noch die Gesichtspunkte der Auswahl und die Fragestellungen zu sein. (D. Ref.)

[2]) Aber solche Vorstellungen gehören doch zum 'Gegebenen'. (D. Ref.)

Auch die transzendentesten Vorstellungen des verwegensten Metaphysikers gehören zu den Gignomenen. Eng verwandt ist das von Ziehen vertretene Immanenzprinzip mit dem Grundgedanken des Positivismus, nur darf man diesen nicht im Sinne eines extremen Sensualismus fassen, d. h. aus dem Gegebenen willkürlich nur die Empfindungen herausgreifen und nur deren Verwertung für die Gewinnung von Erkenntnissen erlauben wollen.

Um nun innerhalb der Gignomene das Psychische zu finden, gilt es, deren ungeordnete Gesamtmasse zu klassifizieren. Es gibt nur eine oberste Einteilung, welche alle Gignomene umfaßt (und in jeder Hauptgruppe nur in irgendeinem positiven Sinn gleichartige Glieder vereinigt): die Einteilung in Empfindungen und Vorstellungen. Das unterscheidende Merkmal ist die 'sinnliche Lebhaftigkeit', die wir den ersteren zu-, den letzteren absprechen. Eine allgemeine Beobachtung zeigt dabei, daß alle Vorstellungen ausnahmslos aus Empfindungen hervorgehen.

Weiterhin sind nun die einzelnen Gignomene (und zwar vor allem die ursprünglichen, die Empfindungsgignomene) in fundamentaler Weise zu zerlegen. Gelegenheit dazu bieten die Veränderungen der Empfindungsgignomene. Die Erfahrung lehrt, daß ganz isolierte Veränderungen der selben nicht vorkommen. Allenthalben sind die Veränderungen plural oder wenigstens paarig. Es gibt nun zwei Klassen von Veränderungen. Die einen hängen von gleichzeitigen Empfindungen, und zwar einer bestimmten Gruppe gleichzeitiger Empfindungen (nämlich denen, die wir als Nervensystem[1]) bezeichnen) in der Weise ab, daß sie mit den Veränderungen der selben 'ohne Intervall und auf nicht nachweisbaren räumlichen Zwischenwegen' eintreten; sie sind ferner nicht gegenseitig, sondern einseitig. Dahin gehört z. B. das Kleinerwerden eines Stück Papiers bei der Entfernung meines Körpers: es tritt sofort mit der Entfernung ein und wirkt auf meinen Körper, bzw. mein Auge oder Nervensystem nicht zurück ('Parallel'- oder ν-Veränderungen).

Die Veränderungen der zweiten Klasse hängen ebenfalls von gleichzeitigen Empfindungen ab, jedoch sie treten erst nach einem bestimmten Intervall ein, sie sind an einen bestimmten Weg und oft an bestimmte Zwischenglieder gebunden, und sie sind in der Regel wechselseitig ('Kausal'- oder ϱ-Veränderungen).

Für die Zerlegung der Gignomene ist nun folgende Tatsache bedeutsam: 'Den Kausalveränderungen unterliegen alle Empfindungsgignomene, d. h. jedes Empfindungsgignomen steht mit anderen in gegenseitigen Kausalbeziehungen.' 'Bezüglich der Parallelveränderungen müssen wir wegen ihrer Einseitigkeit zwischen den abhängigen und den unabhängigen Empfindungen unterscheiden.' 'Zu den abhängigen Empfindungen gehören alle Empfindungsgignomene. Die unabhängigen sind, soweit wir wissen, nur in den Nervensystemen, speziell in den Gehirnen gegeben.' Wir müssen mithin solche Empfindungsgignomene unterscheiden, welche nur in Kausalbeziehungen und passiven Parallelbeziehungen zu anderen

---

[1]) Dieses ist aber in der Regel doch nicht als 'Empfindung' gegeben. (D. Ref.)



stehen, und solchen, welche auch aktive Parallelbeziehungen besitzen, d. h. Parallelwirkungen ausüben. Somit zerfallen alle Empfindungsgignomene in zwei Bestandteile: einen ersten, von dem die gegenseitigen Kausalveränderungen abhängig sind, und einen zweiten, der von dem Parallelein-fluß anderer Empfindungskomplexe abhängig ist. Den ersten bezeichnet Ziehen als 'Reduktionsbestandteil', den zweiten als 'Parallel-' oder 'ν-Komponente'.

Bei einer Empfindung wirkt also der 'Reduktionsbestandteil' des Reizes kausal auf den 'Reduktionsbestandteil' des Sinnesorgans und des Gehirns, und dieser äußert eine Parallelwirkung auf den Reduktionsbestandteil des Reizes, vermöge deren der Reiz sich uns so darstellt, wie er in dem Empfindungsgignomen gegeben ist.

Das Prinzip der 'Immanenz' ist dadurch gewahrt, daß betont wird: die 'Reduktionsbestandteile' sind in den Empfindungen enthalten. 'Damit ist der übliche Dualismus zwischen Materiellem und Psychischem, Objekt und Subjekt aus der Grundlehre der Erkenntnistheorie beseitigt und auf eine Binomie, eine doppelte Gesetzmäßigkeit innerhalb des Gegebenen reduziert.' Seele und Leib sind also nicht zwei verschiedene Substanzen oder überhaupt heterogene Wesenheiten, sondern dieser Scheidung liegen lediglich zwei verschiedene Gesetzmäßigkeiten, die Parallel- und die Kausalgesetze innerhalb des einartigen Gegebenen zugrunde[1]).

Indem wir von der Anwendung der leitenden Gedanken dieser Zerlegung auf die 'Vorstellungs'-Gignomene hier absehen, gehen wir sofort zu unserer eigentlichen Aufgabe über: der Abgrenzung der Psychologie und der Bestimmung ihres Gegenstandes, des Psychischen.

Aus der Klassifikation und der Zerlegung der Gignomene ergeben sich vier wissenschaftliche Aufgaben: 1. Beschreibung aller Gignomene und ihrer Veränderungen; 2. Ableitung der Reduktionsbestandteile und ihrer Veränderungsgesetze, d. h. der Kausalgesetze; 3. Ableitung der Parallelkomponenten und der Gesetze ihrer Veränderungen; 4. Ableitung der Parallelgesetze[2]).

Die erste Aufgabe fällt den von Ziehen sog. 'phänomenologischen' Wissenschaften zu. 'Gesetze' können sie nicht feststellen; ihre Tätigkeit beschränkt sich auf Beschreibung, Vergleichung und Klassifikation des unzerlegten Gegebenen und Ermittlung etwaiger Ähnlichkeiten seiner Veränderungen. Dahin gehören Geographie, Geschichte und die 'beschreibenden' Naturwissenschaften.

Die zweite Aufgabe ist die der Kausalwissenschaften, vor allem der sog. theoretischen Physik und Chemie.

Die dritte Aufgabe hat die Psychologie zu lösen; sie untersucht das Verhalten der Empfindungs- und Vorstellungsgignomene, rücksichtlich ihrer Parallelkomponenten.

Die vierte Aufgabe würde einer erst noch zu schaffenden 'Parallelwissenschaft' zufallen. Ansätze dazu sind in einzelnen Teilen der Hirn-

[1]) Dabei erscheint aber das 'Seelische' als völlig wirkungslos und gänzlich abhängig vom sog. 'Materiellen'. (D. Ref.)

[2]) D. h. der gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Reduktions- und Parallelbestandteilen. (D. Ref.)

physiologie enthalten; man denke z. B. an das Gesetz der 'spezifischen Sinnesenergien'.

Die positivistische Tendenz Ziehens, auf das 'Gegebene', im Sinne des unzweifelhaft Vorhandenen und jedem Streit Entrückten, aufzubauen, scheint mir durchaus billigenswert. Aber hat er wirklich das 'Gegebene' in diesem Sinne erreicht und sorgfältig genug beschrieben und klassifiziert? Wird es nicht schon von vornherein durch die Scheidung in 'Empfindungs-' und 'Vorstellungs'-Gignomene einseitig unter psychologischen Gesichtspunkt gerückt? (worauf auch der Umstand hindeutet, daß Ziehen die Bezeichnung des Gegebenen überhaupt als 'psychisch' [im weitern Sinne] sachlich zutreffend findet). Ist das Merkmal der 'sinnlichen Lebhaftigkeit' für die erste und grundlegende Entscheidung scharf und bestimmt genug? Gibt es nicht Psychologen, die es unzulänglich finden, um danach in allen Fällen zwischen Empfindungen und Vorstellungen zu unterscheiden? Und wenn Ziehen sich sehr bald (S. 48) genötigt sieht, geistige 'Funktionen' wie das Vergleichen, Zusammenfassen, Zerlegen einzuführen: erweist sich damit seine Klassifikation des 'Gegebenen' als unzulänglich? Und bleibt nicht die Beziehung der 'Reduktionsbestandteile' zu dem Gegebenen — sie sollen darin 'enthalten' sein — völlig unklar?

Welche Anforderungen eine wirkliche Begründung der Einzelwissenschaften und der Philosophie auf das 'Gegebene' stellt, das kann man am klarsten aus Edmund Husserls 'Ideen zu einer Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie' (Halle 1913) erkennen. Diesen Anforderungen scheint mir das Wort Ziehens nicht entfernt gerecht zu werden.

Da ich bei seinen Grundgedanken ausführlicher sein mußte, um sie überhaupt zum Verständnis zu bringen, so kann ich über den weiteren Inhalt seines Werkes nur in aller Kürze berichten.

Das bisher Mitgeteilte macht den wesentlichen Inhalt der drei ersten Kapitel aus. Im 4. Kapitel unterzieht er die Lehre, daß es eine von den psychischen Vorgängen einerseits, dem Gehirn andererseits verschiedene 'Seele' gebe, einer scharfen, ablehnenden Kritik. Das 5. Kapitel behandelt die allgemeinen Beziehungen des Psychischen zum Gehirn vom erkenntnistheoretischen Standpunkt. Im 6. Kapitel wird der Begriff des 'unbewußt Psychischen' zu widerlegen gesucht; was man diesem zuschreibe, sei vielmehr die Leistung von Gehirnprozessen. Im 7. Kapitel erörtert Ziehen das Verhältnis der Psychologie zu den Nachbarwissenschaften, besonders zu Logik, Ästhetik und Ethik. (Es enthält in besonderem Maße Anfechtbares.)

Das zweite Buch will nun auf der erkenntnistheoretischen Grundlage des ersten die allgemeinen Prinzipien der Psychologie entwickeln. Es zerfällt in zwei Kapitel, von denen das erste die psychologischen Methoden, das zweite — weit umfangreichere — die allgemeinsten Ergebnisse der Psychologie entwickelt.

So vieles in dem ganzen Werke kritisches Bedenken herausfordert, so sei doch unumwunden anerkannt, daß es Scharfsinn, überaus reiche Belesenheit und die Gabe schlichter, sachlicher Darstellung beweist.

Gießen. A. Messer.

K. Eilers, Religionskunde auf historisch-philosophischer Grundlage; I. Teil: Allgemeine Religionskunde. Berlin, Reuther und Reichard 1914. X u. 191 S. 8. 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

Unter Religionskunde versteht Eilers 'Zusammenfassung der Religionsgeschichte und Religionsphilosophie zu einem neuen Ganzen'. Diese 'Synthese' 'in ihrer Eigenart' ist als zusammenfassender Titel für Ziele des Unterrichts, sei's auf der Universität, sei's an der höheren Schule, gewiß nützlich. Ob sie aber sich in einem und dem selben Unterrichtsgang oder Buch innerlich vollziehen läßt, hängt davon ab, was man sich unter Religionsphilosophie denkt. Daß diese auf jeden Fall Kenntnis der Religionen voraussetzt, ist selbstverständlich. Aber die von Eilers vertretene Religionsphilosophie scheint mir einer solchen Synthese wenig entgegenzukommen. Die religionsphilosophischen Erwägungen, die er anstellt, werden tatsächlich wenig davon berührt, ob seine Disponierung der Religionen und seine Urteile über einzelne religiöse Erscheinungen angenommen werden oder nicht.

Die eigentliche Liebe des Verfassers gehört augenscheinlich der Religionsphilosophie. Ich weiß mich mit ihm in den Hauptpositionen durchaus einig: einmal darin, daß er die Religionen auf ein eigenartiges funktionelles Apriori im Sinn von Kant und Fries zurückführt, und dann auch darin, daß er die fälschlich 'religionsgeschichtlich' genannte, in Wahrheit geschichtsphilosophische Mode der letzten Jahre nicht mitmacht, sondern auf die Bedeutung der ursprünglichen Persönlichkeiten gerade auf diesem Gebiet allen Nachdruck legt. Diese Übereinstimmung darf mich nicht verhindern zu sagen, daß ich bei der Lektüre des Buchs doch mancherlei Fragezeichen gemacht habe. Die Umgrenzung des Gebiets ist meines Erachtens zu weit: das, was man heute unter Apologetik versteht, gehört schwerlich in die allgemeine Religionsphilosophie. Die Begriffe Religion überhaupt, höhere Religion, echte Religion, höchste Religion werden dabei, nicht zum Nutzen der Sache, mehrfach vertauscht. Die Formulierungen der Probleme und Begriffe erscheinen mir mehrfach anfechtbar. Falsch ist, um bei Historischem zu bleiben, z. B. die Einreihung Rousseaus unter die Vertreter des ethischen Naturalismus (S. 146 neben Feuerbach und Häckel genannt): gerade für die Ethik bleibt er auf dem Boden des Deismus stehen; das sentiment moral ist im Unterschied von den idées acquises ein ursprüngliches Element des menschlichen Geistes; das kulturelle retourner à la nature hat damit nichts zu tun. Wenn Schleiermachers Erklärung der Religion dahin bestimmt wird, Religion trete ein, sobald der Mensch die Erfahrung macht, daß er als geistiges Wesen noch einer andern Welt als der bloß natürlichen angehöre und daß er in dieser Erfahrung der Einwirkung einer 'überweltlichen' Macht (so nachher) sich bewußt werde (S. 87), so ist das sehr leicht einem Mißverständnis ausgesetzt (vgl. Glaubenslehre § 32, 2; § 8, 2). Ebenso ist es anfechtbar, wenn bei Schleiermachers Zurückführung der Religion auf das Gefühl ohne weiteres 'Gefühl' mit der üblichen psychologischen Dreiteilung der seelischen Funktionen zusammengebracht wird (S. 63). Ein lapsus memoriae ist S. 82 die Zuweisung des Verses 'Wer Wissenschaft und Kunst besitzt usw.' an Schiller; er gehört Goethe (Zahme Xenien VI, 63).

Es ist keine Verkleinerung der großen Belesenheit des Verfassers, wenn ich mich wundere, daß er die Position des Naturalismus darlegt ohne Spinoza zu nennen, und bedaure, daß er zur Begründung des Rechts teleologischer Deutung nicht Sigwart herangezogen hat. Dessen Abhandlung, 'Der Kampf gegen den Zweck' (Kleine Schriften II S. 24—67) gehört meines Erachtens immer zum Grundsätzlichsten und Besten, was in dieser Sache zu sagen ist.

Stuttgart. H. Holzinger.

---

1) Lasson, Georg, Grundfragen der Glaubenslehre. Leipzig 1913. Felix Meiner. 376 S. 8. 9 ℳ.

Georg Lasson ist den Freunden der Philosophie als Hegelforscher wohlbekannt. Er darf darum auch als Theologe auf Gehör rechnen, denn wie Hegels Gedanken immer bewußter der Gegenwart wider lebendig werden, so wird sich auch die Theologie wider an Hegel orientieren dürfen. Diese Hoffnung, daß der spekulative Idealismus auch in der Theologie wider sein Recht erhält, veranlaßte den Verfasser zu seinem Versuch, 'dem jüngeren Geschlechte den Weg zu weisen zu den Gefilden hoher Ahnen, in die Heimat des Geistes, darin der Glaube zu Hause ist'. Zugleich aber will er für das gute Recht der Lehrgrundlagen unserer Kirche zeugen. Das Buch hat den großen Vorzug klarer Darstellung, die auch gebildete Laien anziehen wird. Es hat auch den Vorzug neuer Fragestellung, die den zum Nachdenken anregt, der bisher theologisch in den Gedanken der modernen Richtungen sich bewegt hat. Denn eben diese Fundamente des Kantischen Agnostizismus will Lasson erschüttern. Und auch die Wärme des Tones, die Rücksicht auf das tiefste religiöse Interesse wirkt wohltuend, der Mangel alles gelehrten Apparates ist für den Leser erfreulich, der sonst leicht im Gestrüpp der Zitate, Verweisungen, Belegstellen hängen bleibt. So wird das Buch manche suchende Seele erfreuen. Ob es aber wirklich den Gang der theologischen Wissenschaft spürbar beeinflussen wird? Hier möchte ich es mehr für das Symptom einer Wandlung als für ihre Ursache ansehen.

2) Eisler, Rudolf, Handwörterbuch der Philosophie. Lieferung 1. Berlin 1913. E. S. Mittler & Sohn. 160 S. 3 ℳ.

Seinem großen Wörterbuch der philosophischen Begriffe läßt Eisler ein kleineres Handwörterbuch der Philosophie folgen, bei dem er nicht nur an die Bedürfnisse von Studenten denkt, sondern auch an die Kreise, denen an einer klaren und bündigen Erläuterung philosophischer Begriffe liegt. Da die Zahl solcher Leute glücklicherweise wächst, wird das Buch viel benutzt werden. Für viele Bedürfnisse hätte die Erläuterung wesentlich einfacher sein können. Jedenfalls ist es für unsere Primaner nicht brauchbar. Für die Handbibliothek des Lehrers ist es ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, da es durch die verschlungenen Wege der Terminologie sicher hindurchführt und auch wertvolle Literaturnachweise bringt. Ein endgültiges Urteil stelle ich zurück, da der Verlag mir nur eine Lieferung übersandt hat.

3) Thrändorf, E., Beiträge zur Methodik des Religionsunterrichts an höheren Schulen. V. Teil. 19. Jahrhundert. Dresden. Bleyl & Kaemmerer. 2,50 ℳ.

Ein Lebenswerk ist hier zum Abschluß gekommen, dem die Geschichte des Religionsunterrichts einmal einen Ehrenplatz anweisen wird, weil in ihm ein gut Teil der lebenskräftigsten Reformgedanken wurzeln. Doch freilich muß der Verfasser klagen, er habe geringeres Verständnis gefunden, als er gedacht habe. Er vergißt, daß an jeder Reform dieses Unterrichts die Kirche beteiligt ist, die ihrer Natur nach das konservativste Element ist. Aber der Krieg wird die Reform dieses Unterrichts erzwingen. Er wird dem Religionsunterricht historische Tendenz, Gegenwartstendenz, nationale Tendenz geben. Und gerade diese Tendenzen sind die Tendenzen Thrändorfs. Diese Reformgedanken sind aber doch schon mehr Gemeingut der Religionsmethodiker, als Thrändorf etwas resignierend meint. Vor allem ist der Gedanke Allgemeingut, daß wir durch die Geschichte Brücken schlagen müssen zur lebendigen Gegenwart der Religion, aber auch zu der besonderen Seelenlage unserer Jugend. Der Biblizismus, dieses Erbteil pietistischer Verengung, und das System der Lehre können diese Verbindung nicht herstellen, und der Versuch, das Bekenntnis aufzudrängen, ist nicht nur aussichtslos, er ist unevangelisch, W. Herrmann nennt ihn Sünde. Wenn nun endlich die völlige Neuorientierung des Lehrplanes eintritt, so wird Thrändorf als Lohn seiner Lebensarbeit sich dessen freuen, daß er nicht vergebens gearbeitet hat.

Das vorliegende Buch durchmustert das 19. Jahrhundert auf seine Ertragsmöglichkeiten für wahrhaft geschichtlichen Unterricht in der Religion. Die Auswahl ist wesentlich für Lehrerseminare berechnet. Andere Schularten werden bisweilen anders auswählen. Manches würde Thrändorf selbst lieber dem philosophischen Unterricht zuweisen, wenn wir ihn schon hätten. Wird das wirklich noch lange dauern? Ungeteilte Zustimmung spreche ich zu dem Gedankengehalt aus, den der Verfasser übermittelt, zu der Höhenlage seines Unterrichts, der auf die wirklichen Bedürfnisse des reifenden Schülers eingestellt ist. Daß ich in der Methode stark abweiche, wird der Verfasser erwarten. Ich möchte hier, ohne die ganze Frage aufzurollen, nur eins herausheben: in dem System der Formalstufen kommt das Ganze eines literarischen Werkes, ja das Geschlossene eines Gedankensystems, ich fürchte sogar, die Einheitlichkeit einer geschichtlichen Persönlichkeit nicht zur vollen Wirkung. An verhältnismäßig kleine Ausschnitte knüpft sich eine unverhältnismäßig eingehende Besprechung unter Heranziehung alles Früheren, unter Vergleichen, Anwendungen, Verallgemeinerungen, Einschränkungen, Einwürfen, daß das Literaturwerk selbst, die unmittelbare Zwiesprache zwischen dem Leser und dem großen Werk sich nicht rein auswirken kann. Und doch sollte z. B. die Lektüre Schleiermachers sich kein anderes Ziel stecken, als den ungestörten idealen Umgang eben mit diesem Geist. Ich möchte zunächst alles fernhalten, was diese Wirkung hemmt. Ihn ehrfurchtsvoll zu Ende hören, ihm nicht sofort ins Wort fallen, ihn nicht mit Einwürfen überschütten, ist erste Pflicht, besonders auch Pflicht

der Jugend. Erst dann, am besten in organischem Fortschritt der Entwicklung selbst, oder durch Kontrastierung ihn ergänzender, einschränkender Persönlichkeiten oder Werke möchte ich Kritik üben. Aber gelegentlich dieser Lektüre allerlei Probleme, andersartige Fragestellungen heranholen, will mir nicht mit dem stillen Heiligtum großer Werke vereinbar erscheinen.

Ich glaube es gern, daß auch die Methode des Verfassers viel gewirkt hat. Dann waren es aber mehr die Gedanken und Ausführungen Thrändorfs als die unmittelbare Wirkung etwa Schleiermachers. Ich habe von den Gedanken Thrändorfs über Schleiermacher viel gelernt, aber ich möchte doch für das Bewußtsein der Schüler beides getrennt halten.

4) Beth, Karl, Prof. D. Dr., Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Leipzig 1913. Quelle & Meyer. 337 S. 5,50 ℳ.

Schon die Problemstellung des Buches wird von rechts und links Widerspruch finden, sowohl von denen, die das Christentum in den überlieferten Formen bejahen, als auch von denen, die eine nicht mehr geschichtlich orientierte Religion als das Entwicklungsziel betrachten. Allen andern aber wird schon die Problemstellung zeigen, daß hier eine Kulturfrage gestellt ist, die jeden darum angeht, weil unsere Kultur einerseits christlich ist, andererseits durch das geschichtliche Christentum nicht eindeutig bestimmt wird, so daß Christentum und Kultureinheit in einem problematischen Verhältnis stehen. Beth vertieft diese Fragestellung zu der entscheidenden Frage, ob das Christentum Universalreligion werden kann; er wollte 'in großen Zügen darlegen, welches die Bedingungen für das Verständnis des Christentums seien, die erfüllt sein müssen, wenn es sich den Charakter einer Universalreligion soll zueignen können, den es ja beim ersten Auftreten noch nicht hatte und der ihm im Laufe seiner Geschichte sogar mehr und mehr entschwunden ist'. Das Buch muß zu so viel geschichtlichen und prinzipiellen Fragen Stellung nehmen, daß dieser Reichtum hier auch nicht angedeutet werden kann. Noch weniger ist eine kritische Auseinandersetzug möglich, die doch jeder Leser von seinem Standpunkt aus anders vornehmen wird. Jeder Leser aber wird nicht nur für die Problemstellung dankbar sein, sondern durch die Ideenfülle, durch neue Perspektiven erfreut werden.

5) Wentscher, Else, Grundzüge der Ethik mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Probleme (Aus Natur- und Geisteswelt. 397. Bändchen). Leipzig 1913. B. E. Teubner. Geb. 1,25 ℳ.

Das Büchlein leistet alles, was ein Buch im Rahmen dieser Sammlung leisten kann und soll. Der geschickte Aufbau läßt den Leser energisch mitdenken, läßt ihn die ethischen Systeme ernstlich ins Auge fassen und mit wachsender Anteilnahme sich immer weiter und tiefer führen. Es ist im besten Sinne eine philosophische Propädeutik, die auch der Fachmann mit wachsendem Beifall an der sauberen Arbeit, an der gerechten Vertiefung auch in entgegengesetzte Standpunkte und nicht zuletzt an dem erfreulichen Fehlen des Pathos liest, das die Lektüre populärer Ethiker leicht so ungenießbar macht.

6) G. Pfannmüller, Die Religion der Klassiker. Bd. 1. S. Kuhlenbeck-Jena, Giordano Bruno. 70 S. Bd. 5. Heinrich Ostertag, Friedrich der Große. 112 S. Bd. 7. Otto Lemp, Schiller. 154 S. Berlin, Protestantischer Schriftenverlag. je 1,50 ℳ.

Unter den vielen Versuchen, der Religion im modernen Geistesleben die ihr gebührende Stellung zu erobern, ist dieses Unternehmen Pfannmüllers eines der interessantesten. Pfannmüller geht von dem Gedanken aus, daß der eigentliche Feind der Religion die Unkenntnis ihres Wesens sei. Er will daher nachweisen, wie die wahrhaft großen Menschen tatsächlich zur Religion gestanden haben. So hat er denn bedeutende Forscher gewonnen, die nun nicht etwa in apologetischer Tendenz die großen Männer für die Religion in Anspruch nehmen, sondern die wesentlich die charakteristischen Äußerungen der Großen selbst sammeln und nur in einer kurzen Einleitung die richtigen Gesichtspunkte für diese Quellenlektüre angeben. Gewiß ist die Auswahl dieser Quellen subjektiv. Aber entscheidend ist doch, daß sie lediglich die für die betreffende Persönlichkeit charakteristischen, nicht aber die der Religion etwa besonders freundlichen Stellen auswählt. Wer dann diese Quellenstellen im Zusammenhange der Werke selbst lesen will, wird durch literarische Nachweise unterstützt. Von dem sehr umfassenden Plan sind erst einige Hefte erschienen. Die drei mir vorliegenden sind durchaus gleichwertig und durchaus wissenschaftlich auf der Höhe. Sie vermeiden durchweg die Gefahr, irgendeine außerhalb der Sache liegende Absicht mit verstimmender Deutlichkeit spüren zu lassen. Dafür bürgen schon die Namen der Mitarbeiter. Reiferen Schülern kann man die Hefte in die Hand geben. Denn eine Erkenntnis leuchtet aus ihnen allen hervor, daß die Großen zwar über Religion sehr verschieden dachten, daß aber keiner an der Religion achtlos vorübergegangen ist. So erziehen die Hefte zur Ehrfurcht vor der Religion. Und das ist das Höchste, was unser Unterricht erreichen kann.

Posen. H. Richert.

P. Feine, Einleitung in das Neue Testament. (Evang.-theol. Bibliothek hrsg. von B. Beß.) Leipzig, Quelle u. Meyer 1913. VIII u. 217 S. 4,40 ℳ, geb. 5 ℳ.

Nach Durcharbeitung des Buches kehre der Leser zum Vorwort zurück: 'Es ist viel leichter, eine ausführliche als eine kurze Einleitung zu schreiben.' Man wird dem Satz zustimmen, könnte ihn gar dahin zuspitzen, daß eine kurzgefaßte Einleitung als die undankbarere Aufgabe erscheine. Denn für die Beantwortung der Fragen nach den Entstehungszeiten und -verhältnissen der neutestamentlichen Bücher, nach ihren Verfassern, ihrer Einheit, ihrem Zweck stellen die inneren theologischen Gründe und die äußeren Zeugnisse einen recht bekannten Befund dar, der sich nur spärlich in langen Zeiträumen durch neuen Fund erweitert. Somit beginnt die eigene Schaffenstätigkeit des Verfassers einer Einleitung und das besondere Interesse des Lesers erst da, wo es gilt, aus dem gedanklichen Gehalt der Schriften und ihrer Beziehung zueinander, sowie aus den zeugnisgebenden Andeutungen und Notizen, den eigenen in den Büchern selbst oder fremden in der urchristlichen Literatur

die Beweise oder wenigstens die Hypothesen abzuleiten. Gerade diese Seite der Arbeit, weithin eine Auseinandersetzung mit andersfolgernden Forschern, muß durch die von einem Abriß geforderte Beschränkung betroffen werden, weil der Stoff selbst höchstens zusammengedrängt, nicht aber beschränkt, d. h. in Auswahl geboten werden kann, da sonst dem Leser die Nachprüfungsmöglichkeit genommen würde. Der Verfasser hat solche 'Beschränkung auf Schritt und Tritt' gefühlt (S. III). Um so dankenswerter ist bei dem anzuerkennenden Bedürfnis nach kurzen Einführungen die Übernahme der Arbeit. Und sie ist doch wohl dankbarer, als sie auf den ersten Blick erscheinen möchte. Denn wenn es in der Wissenschaft schon gemeinhin wichtiger ist, die ausführliche Fragestellung zu entwickeln als in jedem Fall zu einem Resultat zu gelangen, so gebietet in der theologischen Einleitungsdisziplin besondere Vorsicht, das Sichere vor dem Unsicheren zu betonen; das Sichere aber sind bei der derzeitigen Sachlage immer noch die Fragen und die kritischen Erwägungen, das Unsichere die Antworten. So möchte Referent auch in der vorliegenden Einleitung besonders die klare Herausarbeitung der Probleme anerkennen und die gegebenen Resultate als zwar subjektive, doch beachtenswerte Urteile würdigen. Die beste Probe darauf, daß hier die Gründe für und wider objektiv ohne Voreingenommenheit dargelegt sind, besteht darin, daß man dem Verfasser bei seinen Darlegungen gern folgen und doch zu einem entgegengesetzten oder wenigstens anderen Schluß gelangen mag. Das kann zunächst bei einer Sache eintreten, die nicht mehr Frage der Wissenschaft, sondern persönlicher religiöser Stellung ist; Verfasser ist aber auch offen genug, Bekenntnissache eben als Bekenntnis auszusprechen, so wenn er in der Beurteilung der Quellen zur Apolstelgeschichte die Erzählung der Wunder 'als legendenhaft anzuerkennen nicht bereit' ist (S. 145), dafür aber auch das Recht in Anspruch nimmt, die Gegengründe nicht als 'historische' einzuschätzen (S. 144). Auch bei literarkritischen Vorwürfen läßt sich eine gleiche Probe anstellen: Wenn im Evangelium Johannes der Heilige Geist, in I. Johannes Christus der Paraklet ist, so ist es angesichts des dogmatischen Interesses beider Schriften und der Wichtigkeit des Parakleten für die Gesamtanschauung im Evangelium eine subjektive Annahme, daß beide vom selben Verfasser stammen; wichtig ist auch hier, daß der Verfasser Gemeinsames und Unterscheidendes unbefangen und deutlich herausgearbeitet hat. Ähnlich steht es z. B. um die vom Verfasser anerkannte Vereinbarkeit der Daten bei den Synoptikern und Johannes (S. 190f.); um seine geringe Bedenken über den Anachronismus in der Rede des Gamaliel Apostelgeschichte 5, 36 (S. 145), obwohl gerade die Reden der Apostelgeschichte jetzt lebhaftes kritisches Interesse erregt haben; oder um die Anerkennung des Paulus als Verfasser des Epheserbriefes (S. 62).

Dies letztere Beispiel mag uns tiefer in das Verständnis der Eigenart dieser Einleitung führen. Feine hat überall eine Begründung versucht, vor allem hat er eine ausgeprägte Methode. Er ist in berechtigtem Gegensatz zu mancher Hyperkritik von seiner Psychologie aus nicht gewillt, die Männer des Neuen Testaments als enghorizontige, nicht entwicklungsfähige Geister anzusprechen, sondern sieht universale Per-

sönlichkeiten in ihnen. So vor allem in Paulus dessen Wesen, das man jetzt 'lebendiger hat erfassen lernen' (S. 62), 'viele Möglichkeiten einschließt' (S. 9). 'Eigentümlichkeiten hat jeder paulinische Brief' (S. 20, 57, 62). Reicher entfalteter Gedankengehalt (in Epheser) erklärt sich aus dem 'inneren Entwicklungsgang des Apostels', der 'diesen Fortschritt selbst hat vollziehen können' (S. 62). Mit dem 'Aufhören des Kampfes gegen die Judaisten' und dem Auftauchen neuer Irrlehre sind statt des früheren Begriffsmaterials 'neue Vorstellungskreise, also auch neue Worte' aufgetreten (zu Kol. S. 57). Wer jenen ersteren Kampf 'als Maßstab des echten Paulinismus' betrachtet, hat 'kein Auge für die lebensfrische, individuell-persönliche Art des I. Thessalonicher Briefes' (S. 17, vgl. S. 146). Zu beachten ist auch das 'Inkommensurable, Stimmungsmäßige und Sprunghafte' in Paulus (S. 10), dem eine 'einseitig-intellektualistische und literarkritische Betrachtung' nicht gerecht wird (S. 9), und das z. B. in II. Korinther 'gegen eine Ausscheidung Bedenken' erregen muß (S. 37). Auf dieser Methode, die von Feine als die großzügigere gegenüber einer 'überholten' (S. 7) engen, kritischen Auffassung empfunden wird, beruht auch die Überweisung der fünf Johannesschriften an den einen Zebedaiden Johannes trotz aller zugestandenen 'tiefen Verschiedenheiten' in 'Inhalt, Sprache, Stil, theologischer Begriffswelt' zwischen Apokalypse und den vier anderen (S. 161); denn dieser Unterschied kommt auf Rechnung des verschiedenen Stoffes und des übernommenen apokalyptischen Gutes (S. 162). Und auch für Evangelium und Epistel I—III gilt wie bei Paulus der Grundsatz von den Eigentümlichkeiten 'jedes Schreibens des selben Autors' (S. 170).

Die konservativen Ergebnisse einer solch weitherzigen Würdigung werden nun aber von Feine durch vorsichtige Selbstbescheidung mannigfach modifiziert, und es werden für andere Lösungen Richtlinien angedeutet durch das Zugeständnis möglicher Überarbeitungen. So ist das Evangelium Johannes zwar das Werk des Augenzeugen Johannes des Zebedaiden, aber die Reden 'sind alle durch die Individualität des Apostels hindurchgegangen' (S. 189), der überhaupt 'in die Darstellung des irdischen Lebensbildes Jesu die Glaubens- und Heilserfahrungen der apostolischen Zeit mit einbezogen hat' (ebenda), ja vielleicht haben 'die Jünger des Apostels sogar das ganze Evangelium herausgegeben', wodurch sich 'gewisse Unstimmigkeiten' erklären (S. 195). Lukas, der im Evangelium 19,43f. bis 21,24,20 Herrenreden 'ex eventu gestaltet' hat (S. 140), hat in der Apostelgeschichte 'nicht mehr das volle Augenmaß für die Kämpfe des Paulus mit den Judaisten' (S. 143) und hat 'von seinem späteren Standpunkte aus die Autorität der jerusalemischen Gemeinde und der älteren Apostel stärker zum Ausdruck gebracht als Paulus in Galater 2' (S. 147). Von den Petrusbriefen zeigt I 'Spuren apostolischer, paulinischer Abfassung' (S. 101), während II eine pseudonyme Schrift des II. Jahrhunderts ist (S. 108). Die Pastoralbriefe sind 'Bearbeitungen echten paulinischen Materials' (S. 76). Daß gerade die 'Personalien und historischen Notizen am wahrscheinlichsten echt paulinisch' seien, ist in dieser Kürze (S. 76/77) kaum verständlich. Immerhin steht uns zur Unterbringung von Ereignissen aus dem Leben des Paulus, die jenseits

der Apostelgeschichte liegen, jetzt mehr Zeit zur Verfügung, da in der auf Grund der Inschrift des Gallionsteines verbesserten Chronologie etwa drei Jahre gewonnen sind (vgl. S. 12f.). Zu den allgemeinen Überarbeitungen tritt noch die Möglichkeit mannigfacher Textveränderungen (S. 117, 149).

Bei aller Kürze ist doch noch Platz gefunden für knappe treffende Charakteristiken. Man beachte zu Philipper S. 49, zu II. Korinther S. 31 und zur Apokalypse das für unsere Zeit (S. 155 u.) Gesagte. Letzteres möchte Referent in etwas anderem Sinne wider aufnehmen. Wie auch immer der Ursprung und die Zusammensetzung der Apokalypse sein mag, sie ist ein wichtiges Quellenbuch für die Verfolgungszeit, deren Stimmung sie vortrefflich widergibt. Eine zusammenhängende kursorische Lektüre gelegentlich der Behandlung des betreffenden Abschnittes in der Kirchengeschichte empfiehlt sich zudem aus erzieherischen Rücksichten. Denn wie die unverstandene Apokalypse immer wider Anlaß gewesen ist zu abergläubischen Phantastereien, so ist sie auch ein bekanntes Werkzeug in den Händen von jenen zweifelerregenden Verneinern, denen es nur um den Unglauben zu tun ist.

Pforta. R. Strothmann.

Kurt Rotter, Der Schnaderhüpfl-Rhythmus. Berlin, Mayer u. Müller, 1912. 236 S. Gr. 8. 8 ℳ.

Als Bd. XC der Palaestra erschien diese in vieler Beziehung fesselnde 'Formuntersuchung' über den Vers- und Strophenbau des 'Ostälpischen Tanzliedes', nebst einen Anhang: '34 Liedsätze aus dem Pinzgau und 10 Ländlerweisen'.

Der leitende Gedanke Rotters ist, daß das Schnaderhüpfl von Hause aus durchaus ein Tanzlied ist und daß Widersprüche zwischen dem Textmetrum und dem Rhythmus der Melodie daraus zu erklären sind, daß das Ursprüngliche und souverän Herrschende die Weise ist, nach der die Verse erfunden sind, und nicht umgekehrt der Rhythmus der Melodie vom Versrhythmus abhängt. Ein kleines Mißverständnis muß Ref. S. 115 konstatieren: 'Hugo Riemanns Prinzip, daß die Gliederung von Vokalsätzen sich allein nach dem Text richte, trifft auf das Volkslied nicht zu. Das Schnaderhüpfl zeigt offenbar, daß die musikalische Logik vom Textmetrischen unabhängig ist.' Der Verfasser übersieht hier, daß gerade ich in sehr ausgiebiger Weise nachzuweisen bemüht gewesen bin, die scheinbaren Konflikte zwischen Textmetrum und musikalischer Rhythmik durch Ergründung des Wesens des Periodenbaues mit seinen mancherlei stark differenzierten Möglichkeiten zu lösen und eine große Zahl sogenannter Deklamationsfehler (etwa bei Brahms) aus der Welt zu schaffen. Vgl. dazu S. 29: 'Sprech- und Tonrhythmus sind in sich selbständig. Treffen sie zusammen, wie beim gesungenen Lied, so müssen sie sich miteinander abfinden. Muß sich der Sprechton unterordnen, so spricht man vom "Verstoß gegen den Sprechton"; zwingt dagegen der Sprechrhythmus den melodischen Rhythmus um, so möcht' uns das wenig bemerkenswert scheinen, denn diesen regiert nicht die absolute Logik der kleinsten Teile. Das Volkslied aber zeigt uns, daß auch die Weise ihr Recht oft gegen den Text zu behaupten vermag'

Man bemerke wohl den kleinen Widerspruch zwischen dem Inhalt dieser beiden letzten Sätze. Der Weise wird die 'absolute Logik der kleinsten Teile' abgesprochen, und doch vermag sie ihr Recht gegen den Text zu behaupten? Welches Recht? Doch gewiß das Recht, das ihr die absolute Logik ihrer kleinsten Teile gibt. Da es sich natürlich um rhythmische Dinge handelt, so beruht die Logik der kleinsten Teile der Weise doch aber auf deren metrischer Qualität, d. h. ihrer Stellung im Takt- und Periodenbau. Ist diese Logik 'keine absolute', so kann das nur bedeuten, daß sie akkommodationsfähig, umbildbar ist, d. h. daß sie sich den Anforderungen des Textmetrums anpassen kann. Wer meinem 'System der musikalischen Rhythmik und Metrik' näher getreten ist, weiß, in wie vielfältiger Weise Takt- und Periodenbau durch den konkreten musikalischen Inhalt umgedeutet werden kann; das bedeutet auch für die Vokalmusik die Unterordnung der absolut musikalischen Rhythmik unter die des Textes und in der Notierung ev. Taktwechsel (die aber gewöhnlich gescheut und daher nicht ausgeführt werden). Der Verfasser stellt sich vielfach deutlich auf den Standpunkt meines Systems und bekundet damit, daß er das durchgeführte Prinzip anerkennt, daß nämlich jeder Taktwechsel und jede Änderung der Taktordnung einen andern Sinn hat, daß also doch den Elementen des musikalischen Rhythmus eine absolute Logik eignet, deren Verleugnung als Verstoß erscheint. In summa: Die freilich keineswegs einfache Einarbeitung meiner Phrasierungslehre in die germanische Verslehre ist zwar mit mutiger Initiative versucht, aber noch nicht ganz mit Glück durchgeführt. Z. B. wird Dr. Rotter mit dem aus dreihebigen Versen resultierenden dreitaktigen Periodenaufbau nicht fertig (6. Kapitel, S. 148 ff.); die Bedeutung der elliptischen Ordnung Schwer-Leicht-Schwer ist ihm nicht aufgegangen. Dazu hätte es nichts weiter bedurft als der Unterscheidung von Hebungen niederer und höherer Ordnung:

$$\overset{\prime\prime}{\times} \times \times \mid \overset{\prime}{\times} \times \times \mid \overset{\prime\prime}{\times} \text{ ꝛc.}$$

wie solche in meinem Buche nach oben und nach unten weiter durchgeführt ist.

Im übrigen ist aus Rotters Darstellung viel Belehrung zu holen; die sprachlich-metrischen Ausführungen über die durch die jedesmaligen Silbenfüllungen bedingte Messungsweise sind feinsinnig und überzeugend und erweisen den Verfasser als einen Germanisten, der zugleich ein guter Musiker ist. Die angezogenen Texte mit ihrer naturwüchsigen Erotik gehen freilich hier und da auch über die Grenzen literarischer Wohlanständigkeit hinaus, was aber in ihrer ganzen Umgebung kaum zu Bewußtsein kommt.

Leipzig. Hugo Riemann.

---

1) A. von Sanden, Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Ausgabe A. 13. Aufl. Breslau, Ferd. Hirt, 1914. 112 S., 1 ℳ.

In der vorliegenden dreizehnten Auflage des vortrefflichen Leitfadens der deutschen Sprachlehre für höhere Schulen hat der Verfasser, Gymnasialdirektor A. von Sanden, die Verbesserungsvorschläge, die ihm

bei Besprechungen seines Buches und durch briefliche Mitteilungen gemacht worden sind, gewissenhaft berücksichtigt. Außerdem hat er aus Rücksicht auf die des Griechischen unkundigen Schüler die griechischen Wörter am Fuße der Seiten in Umschreibung widerholt und zum leichteren Verständnis der fremdsprachlichen grammatischen Fachausdrücke als Anhang eine Erklärung dieser hinzugefügt, endlich durch reichlichere Verwendung von Fett- und Sperrdruck, durch Einfügung von Überschriften, Umstellung einzelner Paragraphen und andere Mittel den Inhalt übersichtlicher zu machen gesucht. Dagegen ist die Anlage des Ganzen, der Umfang und die Gestaltung des Stoffes in der Hauptsache unverändert geblieben, vor allem die methodische Darstellung für die Unterstufe, die systematische für die Mittel- und Oberstufe.

Daß sich das Buch im Unterrichte bewährt hat, kann man schon aus der großen Zahl der Auflagen erkennen. Daher ist es begreiflich, daß der Verf. nach Angaben am Schlusse des Vorworts die Absicht hat, es in der gegenwärtigen Form für Jahre hinaus unverändert zu lassen. Immerhin dürfte es sich empfehlen, bei einer neuen Auflage einiges zu verbessern. S. 68 heißt es: 'Bei Mengen- und Maßangaben bleibt der Numerus unbezeichnet. Dieser Brauch hat sich aus dem Neutrum entwickelt, dessen Mehrzahl ursprünglich der Einzahl gleich war: mhd. *daz kint* — *diu kint* (Goethe, Joh. Sebus: drei arme Kind). Deshalb heißt es *zehn Buch, Faß, Glas, Lot, Maß, Paar, Pfund, Stück.*' Hier war der Relativsatz zu vervollständigen in 'dessen Mehrzahl im ersten und vierten Biegungsfalle ursprünglich der Einzahl gleich war'. Denn der zweite und dritte Biegungsfall hatte im Ahd. und Mhd. besondere Biegungsformen, z. B. ahd. *wort, worto, wortum, wort,* mhd. *kint, kinde, kinden, kint.* S. 66: 'Mit dem Schwanken zwischen starker und schwacher Flexion im Plural ist ein Bedeutungsunterschied verbunden bei *Bank* (Bänke: Banken), *Mutter* (Mütter: Schraubenmuttern), *Sau* (Säue, aber Sauen, Wildschweine).' Hierzu verweise ich auf die Angaben Heynes im Deutschen Wörterbuch: Der schwache Plural Sauen kommt im 18. Jahrh. für Wildschweine auf, hat sich aber in der jetzigen Sprache so ausgebreitet, daß die alte echte Mehrzahlform Säue nur noch landschaftlich und in altertümelnder Schriftsprache üblich ist. S. 74 wird *vulpes* mit *lupus* zusammengestellt. Daß es aber damit nicht verwandt ist, kann man leicht aus den Angaben in Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache unter Wolf und aus denen Waldes im Etymologischen Wörterbuch der lateinischen Sprache unter lupus ersehen. S. 89 wird 'er macht sich mausig' erklärt durch 'er zeigt oder stellt sich geschickt'. Ich kenne das Wort aus Mitteldeutschland nur in der Bedeutung 'er ist keck, dreist, übermütig'. In gleicher Weise wird es von Paul, Kluge, Heyne erklärt; jedenfalls hat es jetzt in der Schriftsprache gewöhnlich diesen Sinn. Infolge des Strebens nach großer Kürze ist der Ausdruck öfter mangelhaft geworden, z. B. S. 64, wo steht: 'Die Zusammensetzungen (von Mut), die *nachgiebige*, mehr weibliche Eigenschaften angeben, sind feminin' (= die mehr Nachgiebigkeit, mehr weibliche Art bekunden), oder S. 67: 'Atlas bildet den Plural Atlanten, wenn es *(aus der griechischen Mythologie stammend)* ein Kartenwerk bezeichnet (= wenn es ein Karten-

werk bezeichnet; denn hier liegt der Name des mauretanischen Königs Atlas, Atlantis zugrunde, der das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trug).

Ab und zu konnte auch etwas zur Erklärung beigefügt werden, z. B. Seite 64, wo gesagt wird, daß 'die ein Amt oder einen Zustand bezeichnenden Wörter auf -at trotz der lateinischen Endung -atus sächlich' seien, z. B. *Konsulat* (consulatus), *Prinzipat* (principatus) u. a. Hierzu war zu bemerken: Offenbar sind dabei die sächlichen Wörter auf -at (= lat. -atum) von Einfluß auf den Geschlechtswechsel gewesen, z. B. das *Mandat* (mandatum), das *Diktat* (dictatum), das *Desiderat* (desideratum) [1], das *Zitat*, das *Elaborat*, das *Plagiat* u. a.

2) Albert Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, ein Blick in das Seelenleben der Wörter. Dritte, vermehrte Auflage. Lahr i. B., M. Schauenburg 1915. 192 S. 3 ℳ.

In A. Waags Buch über die Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, das uns jetzt in dritter Auflage vorliegt, begrüßen wir einen alten, lieben Bekannten, von dem wir uns gern beraten lassen, wenn wir auf dem Gebiete der Bedeutungslehre unserer Sprache Aufschluß begehren. Daß es sich in mancher Beziehung vervollkommnet hat, ist selbstverständlich; vor allem ist die Vermehrung des Stoffes hervorzuheben. Doch hat sich nicht die Zahl der behandelten Bedeutungsübergänge vergrößert, vielmehr wird bei diesen durch Heranziehung ähnlicher Erscheinungen aus dem Bereiche der übrigen indogermanischen Sprachen die Darstellung mehr vertieft und anschaulicher gemacht. Aber auch die deutschen Mundarten haben mit dazu beigetragen, das Ganze zu beleben. Dagegen ist der Anschluß an Pauls Wörterbuch gewahrt und die Anordnung und Einrichtung sowie die Ausstattung gleich geblieben.

Vollständigkeit kann in einem derartigen Werke nicht beabsichtigt sein. Daher wird man ab und zu ein Wort vermissen, so, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die Übertragung von lavare, waschen = *laben*, erquicken, die Bedeutungsverschiebung von *σχολή*, Muße zu *Schule*, die Begriffserweiterung von *welsch*, ausländisch, namentlich italienisch und französisch (von Volcae, Walchen, dem Namen eines keltischen Stammes), die Benennung der *Gaze* nach der Stadt Gaza und des *Spenzers* nach dem englischen Lord Spencer, der ein solches Kleidungsstück zuerst getragen hat, die volksetymologische Zurechtlegung von niederdeutsch *Ökelname* (von niederdeutsch oken, vermehren = lat. augere, also eigentlich hinzugefügter Name) in *Ekelname*.

Die Worterklärungen treffen in den meisten Fällen das Richtige; doch findet sich verschiedentlich auch eine Deutung, der man nicht zustimmen kann, so bei *Brautlauf*. Da heißt es S. 95, daß der Bräutigam

[1]) An diese haben sich auch die aus lateinischen Konjunctiven hervorgegangenen (vgl. H. Dunger, Beiheft 23/4, S. 117 ff. der Zeitschr. d. Allg. D. Sprachver.) Wörter *Referat*, *Inserat*, *Dezernat* im Geschlecht angeschlossen (Bildungen wie Exequatur und Imprimatur).

die Braut nach der Hochzeit in feierlichem Zuge in sein Heim führe, und dazu wird bemerkt 'Brautlauf, eigentlich Brautzug'. Vielmehr ist Brautlauf der Lauf der vor dem Bräutigam davoneilenden Braut, eine altgermanische Hochzeitssitte, die sich gleich dem Brautkauf nur noch im Namen erhalten hat.

Auch das Verbreitungsgebiet der einzelnen Ausdrücke ist, wo es genannt wird, nicht immer richtig angegeben. Dies gilt z. B. von *Matte* S. 30, von dem es heißt: 'Matte gehört von Haus aus nur dem Alemannischen als volkstümlicher Ausdruck an, so als Ortsname in Andermatt, soviel als an der Matte, im oberen Reußtale.' Zutreffend ist, daß das Wort jetzt nur noch auf alemannischem Sprachgebiete im Volksmunde weiterlebt. Doch war es 'von Haus aus' auch anderswo üblich, wie die entsprechenden mittelniederdeutschen (mâde = altniederdeutsch mâtha, mâde), altfriesischen (mêth) und englischen (mead) Formen bekunden.

Im übrigen kann man den Ausführungen Waags mit Freuden beipflichten und sein Buch daher allen denen empfehlen, die sich für die Schönheiten unserer Sprache erwärmen. Namentlich gilt dies von den Lehrern, die hier reichen Stoff finden, um im Unterrichte anzuknüpfen. Selbst an scheinbar unbedeutende Wörter wie die Präpositionen lassen sich gelegentlich lehrreiche Auseinandersetzungen anknüpfen, namentlich wenn es möglich ist, Vergleiche mit den alten Sprachen anzustellen. Da wird S. 127 von dem Gebrauche des Wortes vor gesprochen, das ursprünglich nur örtlichen und zeitlichen Sinn hatte, später aber auch auf ursächliche Verhältnisse übertragen worden ist. Wie man spricht *vor dem Feinde fliehen*, so sagt man auch *sich vor jemand entsetzen* (von seinem Sitze aufspringen), *voı jemand erschrecken* (mit gleicher Grundbedeutung), danach auch *sich vor jemand schämen* u. ä. Etwas anders liegen die Dinge in den Sätzen: *er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, er kann vor Mattigkeit nicht weiter gehen, vor Kummer nicht essen.* Hier deckt sich der Sprachgebrauch mit dem lateinischen. Denn wie im Deutschen vor, so wird dort prae zur Bezeichnung des Hinderungsgrundes genommen: prae iaculorum multitudine solem non videre, prae lacrimis loqui non posse. Wider anders ist die Sache in Sätzen wie *vor Kälte, Hunger umkommen, vor Freude jubeln,* wo im Lateinischen gewöhnlich der abl. causae gesetzt wird frigore confici, laetitia exultare. Daß aber auch hier ursprünglich örtliche Auffassung vorhanden war, ergibt sich aus dem Vergleiche mit Wendungen wie ὑπὸ λύπης, vor Schmerz (eigentlich aus dem Schmerz hervor), aus *Neid oder Haß* etwas tun und aus der örtlichen Grundanschauung des kausalen Ablativs. Vor bedeutet also in derartigen Fügungen von Haus aus soviel als aus etwas hervor, vor Zorn beben drückt demnach das Hervorgehen dieses körperlichen Zustandes aus dem Affekte des Zornes aus. Ein weiteres ursächliches Verhältnis, das wir durch vor bezeichnen, findet sich in Sätzen wie *vor mir* (= meinetwegen) *kannst du das ruhig machen,* zunächst vor meinen Augen, d. h. mit meiner Zustimmung. Hier setzt der Römer per, sagt also per me hoc facere tibi licet, ein Gebrauch, der an die Grundanschauung des griechischen διά, wegen (urspr. durch) erinnert.

3) W. Fischer, Die deutsche Sprache von heute. Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt' Nr. 475. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 116 S. Geb. 1,25 ℳ.

Fischers Büchlein über die deutsche Sprache von heute will keinen Abriß des gesicherten Wissens über unser Deutsch geben, sondern beschränkt sich auf die Erörterung einiger einfacher Grundfragen, die in umfänglicheren und inhaltreicheren Sprachlehren nur kurz behandelt oder gar vorausgesetzt werden. Sie gliedert sich in drei Hauptabschnitte, in denen die Sprachentwicklung der Gegenwart (beim Hauptwort, beim Zeitwort, im Wortschatz und im Satzbau), die Sprachrichtigkeit und das Verhältnis von Sprache und Schrift besprochen werden. Der Verfasser äußert sich in gewandter Darstellung und gefälligem Plaudertone über die wichtigsten einschlägigen Erscheinungen ohne die Absicht, Neues zu bieten, und ohne Kritik an den sich oft widersprechenden Ansichten der Sprachgelehrten zu üben. Er benutzt durchweg gute und zuverlässige Schriften; daher findet man selten Veranlassung, die vorgetragenen Meinungen zu beanstanden.

Bei einer etwa nötig werdenden Neuauflage empfiehlt sich, folgendes zu ändern. S. 6 heißt es: '*Münder* ist viel gewöhnlicher als *Munde.*' Zunächst kommt die Mehrzahlform des Wortes ziemlich selten vor und wird in der Mundart durch Mäuler, in der Schriftsprache durch die Einzahl ersetzt; sodann aber ist die Form Munde so gut wie gar nicht üblich, weshalb auch die Dudensche Rechtschreibung (9. Aufl.) nur Münde und Münder verzeichnet und Heyne im Deutschen Wörterbuch nur diese beiden als neuhochdeutsch angibt. S. 8 steht: 'Das jüngere Geschlecht braucht meist die schwache Form *backte.* Doch auch wer ganz entschieden für *buk* eintritt, wird kaum noch sagen: ich möchte, du *bükest* morgen; gewiß wird keine Frau diese Form aussprechen ... Also der starke Konjunktiv ist aus der Umgangssprache völlig verschwunden und wird durch den schwachen *backte* oder eine Umschreibung: *würde backen* ersetzt. Für den Indikativ kommen noch beide Formen vor, doch überwiegt backte in der gesprochenen Sprache.' Dies mag für verschiedene Gegenden Deutschlands richtig sein, für alle gilt es nicht, namentlich nicht für das östliche Mitteldeutschland; z. B. sagt man in Obersachsen allgemein *büke*, auch habe ich den Indikativ backte hierzulande noch niemals gehört, sondern immer *buk.* Daher hat Th. Matthias ganz recht, wenn er in seiner Schrift 'Sprachleben und Sprachschäden' 4. Aufl. S. 90 sagt: 'Ganz entschieden muß auch heute noch zurückgewiesen werden *haute* statt hieb und *backte* statt buk.' S. 38 lesen wir: 'Selten ist die völlige Neuschöpfung eines Wortes durch willkürliche Zusammensetzung von Buchstaben, wie sie bei dem Worte *Gas* vorliegt.' Von einer solchen Willkür kann aber nach den eigenen Andeutungen des Wortschöpfers, des Alchimisten van Helmont, keine Rede sein. Denn dieser schreibt opera omnia herausgegeben von Valentini S. 102: ideo paradoxi licentia in nominis egestate halitum illum gas vocavi non longe a chao veterum secretum. Also hat er offenbar bei der Bildung des Wortes an *chaos* gedacht und es unter Anlehnung daran geschaffen. S. 39 steht: 'In den Mundarten Niederdeutschlands und eines Teiles des

Südwestens ist sie (die Diphthongierung der langen i-, u- und ü-Laute zu ei, au und eu) selbst heute noch nicht durchgeführt, hier gelten noch die Formen *min, hus, fründ.*' Dies ist nicht ganz zutreffend. Denn auch in mitteldeutschen Mundarten findet sich die in Frage stehende Erscheinung, so im Westthüringischen, Nordhessischen und Ripuarischen. S. 40: 'Das in der Schriftsprache regelmäßig vorhandene -e in *Sonne, Liebe, Stimme* ist weder in niederdeutschen noch in oberdeutschen Mundarten erhalten.' Für Oberdeutschland trifft dies zu, für Niederdeutschland nur teilweise. Denn die niederdeutschen Landschaften südlich von einer Linie, die sich über Oldenburg, Bremen, Celle, Tangermünde, Havelberg, Ruppin an der Südgrenze der Priegnitz und der Uckermark nach Posen zieht, behalten das Schluß-e bei. Dagegen fällt es im westlichen Mitteldeutschland vielfach ab; daher heißt die schönste Straße von Frankfurt am Main die *Zeil,* daher sagt der aus Gelnhausen bei Hanau gebürtige Grimmelshausen in seiner Schrift 'Pralerey und Gepräng mit dem teutschen Michel', man spreche *Katz, Bueb, Lins* u. a.

4) K. Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter, bearbeitet von E. Wülfing u. A. Schmidt unter Mitwirkung von O. Reinecke. Neunte, neubearbeitete u. vermehrte Auflage. LVI u. 565 S., Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. Geb. 2,50 ℳ.

Die vorliegende neunte Auflage von Dudens Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung ist mit Unterstützung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, der deutschen Buchdruckervereine, des Reichsverbandes österreichischer Buchdruckereibesitzer, des schweizerischen Buchdruckervereins sowie der deutschen und österreichischen Korrektorenvereine herausgegeben worden. Wie man auf den ersten Blick sieht, ist der Umfang wesentlich größer, ja fast doppelt so groß geworden. Denn statt 415 dreispaltiger Seiten, die die achte Auflage enthält, finden wir jetzt 565 vierspaltige Seiten, jede zu 57 statt früher 53 Zeilen. Forscht man aber nach dem Grunde dieses starken Zuwachses, so erfährt man schon durch den veränderten Titel, daß die Fremdwörter in großer Zahl Aufnahme gefunden haben, und sieht bei genauerer Prüfung, daß eine beträchtliche Menge von Ausdrücken des öffentlichen Lebens, der Erfindungen und Entdeckungen, der Wissenschaft und Technik dazu gekommen sind, namentlich zahlreiche erdkundliche Bezeichnungen wie Namen von Städten, Flüssen, Bergen usw. Infolge davon ist nunmehr die besondere Schrift, die für die Zwecke der Buchdruckereien deutscher Sprache bestimmt war, der sogenannte Buchdruckerduden, überflüssig geworden und erscheint fortan nicht mehr.

Die Einrichtung des Buches ist die selbe geblieben. Es bringt die amtliche Schreibung der Wörter mit Angabe gleichberechtigter Doppelschreibungen und Doppelformen, des Geschlechts, des Wesfalles und der Mehrzahlbildung der Haupt- und Fürwörter, der Steigerungsformen bei den Eigenschaftswörtern, der Abwandlungen bei den Zeitwörtern, dazu grammatische, wortkundliche und sachliche Belehrungen, ferner Zusammensetzungen, Abkürzungen, Anweisungen über Silbentrennung, Betonung u. a. Die in Österreich und in der Schweiz üblichen

Abweichungen werden in den Fußnoten gewissenhaft verzeichnet, dort sind auch unberechtigte Formen und irrige Schreibungen, wie *Kohlehydrat* statt Kohlenhydrat, *Heliostaten* statt Heliostate, *Hamburg-Amerika Linie* statt Hamburg-Amerika-Linie gebührend zurückgewiesen.

Die Angaben über die Herkunft der Wörter sind als für die Rechtschreibung weniger belangreich meist gestrichen und nur selten noch anzutreffen, z. B. bei *Spenzer*: Jäckchen nach Lord Spencer benannt. Die Sacherklärungen werden auf das knappste Maß beschränkt, z. B. *Frenssen*: Fn (Familienname), *Ferro* (Insel), *Fes* (rote Wollmütze), bei Fremdwörtern ist stets die Übersetzung angegeben, z. B. *Fete* (Fest), *Mutation* (Stimmwechsel), *Chiliade* (Reihe, Zahl von Tausend). Befremdlich erscheint die Aufnahme von geflügelten Worten wie *quousque tandem, quos ego* oder *post nubila Phoebus.* Sie sind in Büchmanns Zitatenwörterbuch am Platze, hier konnten sie entbehrt werden. Nicht ganz gleichmäßig ist bei der Widergabe griechischer Namen verfahren worden. Meist erscheinen sie in lateinischer Schreibung[1]), soweit diese bezeugt ist; z. B. steht bei *Kyros*: siehe Cyrus, zum Teil auch mit Umwandlung des c in ein deutsches z, z. B. *Cyklop* siehe Zyklop; doch finden sich neben *Chalzedon* und *Chalzidize Mykenä* und *Phokis.* Warum grade hier nicht Mycen oder Myzen und Phozis verzeichnet werden, versteht man nicht[2]). Auch die Angaben des Akzentes sind nicht immer einwandfrei. In einem Rechtschreibungswörterbuch konnten sie ganz wegbleiben; sollten sie aber hinzugefügt werden, dann wenigstens nur, wo keine Schwankungen vorhanden sind. So wird *Stralsund* auf der ersten, *Bayreuth* auf der letzten Silbe betont, aber in vielen Gegenden Deutschlands macht man's umgekehrt, namentlich weicht Süddeutschland bei solchen zusammengesetzten Ortsnamen oft von Norddeutschland ab (vgl. O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl., S. 112 und A. Gebhardt, Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1908 S. 155 ff.), und wer *Großbeeren* von Kleinbeeren unterscheiden will, legt unwillkürlich den Ton auf die erste Silbe. Es war also besser, bei solchen Namen den Akzent wegzulassen, wie dies auch bei *Hohenzollern, Großgörschen* u. a. geschehen ist. Der Druck ist sauber und musterhaft.

5) Göhl, Esperanto, eine Kulturforderung und ihre Erfüllung, im Auftrage des Deutsch-Akademischen Esperantobundes bearbeitet. Leipzig 1914, Quelle u. Meyer. 154 S. 2,60 M.

Bei der immer mehr zunehmenden Bewegung zugunsten einer künstlichen Weltsprache, wie sie das Esperanto des Dr. Zamenhof ist, erscheint es begreiflich, daß die Zahl der Bücher, die darüber alljährlich geschrieben wird, bereits eine beträchtliche Höhe erreicht hat. Daher wird es dem Uneingeweihten oft schwer, sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden und das Für und Wider genau zu prüfen. Diesem Übelstande will das vorliegende Buch abhelfen. Es stellt sich zur Aufgabe, die Entstehung, Entwicklung und Verbreitung des Esperanto zu verfolgen,

---

[1]) So Ajax, Cimon, Cybele, Phidias.

[2]) [Nützlich wäre die Belehrung, daß *K* hier überall der alten Sprache angehört, während der mißtönende Zischlaut modern (französisch) ist.]

seine Bedeutung für den Weltverkehr darzutun und seinen Wert als Unterrichtsgegenstand in der Schule zu beleuchten. Der Verfasser hat sich bemüht, den einschlägigen, ziemlich zerstreuten Stoff aus einer Unmenge von Büchern, Broschüren, Artikeln und Preßnotizen gewissenhaft zu sammeln, zu sichten und zu einem abgeschlossenen Ganzen zu verarbeiten. Da er selbst für die Sache begeistert ist, hofft er auch andere dafür einzunehmen, vor allem erwartet er, daß es sich die Vertreter des Handels und Verkehrs nicht nehmen lassen werden, ein solches Mittel zur leichteren schriftlichen und mündlichen Verständigung zu gewinnen.

In der Tat dürfte unter diesen auch die Hauptmasse der Anhänger zu suchen sein, während die Gelehrten der Bewegung großenteils fernstehn und manche, wie Brugmann und Leskien, sie ungünstig beurteilen. Die Bedenken und Einwände, die von diesen und anderen gegen die künstliche Sprache vorgebracht worden sind, eingehend zu untersuchen, ist hier nicht der Ort. Was S. 63 ff. zur Widerlegung beigebracht wird, ist nicht ausreichend, zumal da nicht alle in Betracht kommenden Punkte berührt werden. Soviel steht aber fest, daß das Esperanto von den bisher aufgetauchten Weltsprachen am längsten Bestand gehabt hat und praktischer angelegt ist als alle, z. B. das Schleyersche Volapük und die Steinersche Pasilingua. Das Göhlsche Buch wird nach alledem jedem gute Dienste tun, der sich aus irgendeinem Grunde veranlaßt sieht, ein bequemes Verständigungsmittel mit Vertretern anderssprachiger Völker genauer kennen zu lernen.

6) O. Lyons Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen, neu bearbeitet von C. Müller und R. Rödel. I. Teil: Sexta bis Tertia. Leipzig, B. G. Teubner 1914, 336 S., geb. 2,80 *M*.

Die beiden Schulmänner, denen nach O. Lyons Tode dessen Handbuch der deutschen Sprache zur Neubearbeitung übergeben worden ist, haben im ganzen und großen die bewährte Grundlage des Buches unangetastet gelassen, aber im einzelnen den Fortschritten der Sprachwissenschaft und Methodik nach Möglichkeit Rechnung getragen. So ist manches neu hinzugekommen, vor allem besondere Abschnitte über Rechtschreibung in der ersten Abteilung, über Lehn- und Fremdwörter in der dritten Abteilung, über grundlegende Begriffe aus der Denklehre und Stilistik in der vierten Abteilung, manches auch erweitert, z. B. die Darstellung des Bedeutungswandels in der dritten und vierten Abteilung. Diese Zusätze waren nur dadurch möglich, daß andere Stellen gekürzt werden konnten, namentlich die Auseinandersetzung über die Sprachgeschichte und die Mundarten sowie auch verschiedenes im Bereiche der Wortbiegung und der Wortbildung.

Mehr als bisher ist die logische Entwicklung bei den einzelnen Spracherscheinungen berücksichtigt, in der Satzlehre aber entsprechend den Gepflogenheiten der neueren Methodik von der Satzaussage statt vom Satzgegenstand ausgegangen worden. Für die aus dem Zusammenhange gerissenen, daher schwer verständlichen dichterischen Beispiele sind vielfach Übungssätze aus dem gewöhnlichen Leben getreten; mitunter finden wir auch sachlich einheitliche Beispielgruppen neu aufgenommen. Endlich

hat sich die Anordnung des Stoffes mehrfach geändert. So zeigt das Buch wesentliche und bedeutsame Fortschritte, die dazu beitragen werden, daß es in immer weitere Kreise dringt und sich immer neue Freunde erwirbt.

Für spätere Auflagen möchte ich empfehlen, folgende Bemerkungen zu berücksichtigen: Bei den Ableitungen deutscher Wörter aus fremden Sprachen und den angeführten althochdeutschen und mittelhochdeutschen Formen sind öfter Mängel wahrnehmbar. S. 191 heißt es: 'Die Fremdwörter auf -at sind unter dem Einflusse der deutschen Wörter auf -tum meist Neutra geworden, z. B. das *Konsulat*, das *Rektorat* (aber der *Senat*, der *Magistrat*).' Hier liegt es doch viel näher, an die Einwirkung der zahlreichen lateinischen Lehnwörter zu denken, die auf das Neutrum eines Partizips des passiven Perfekts zurückgehen, wie das *Mandat* (mandatum), das *Postulat* (postulatum), das *Desiderat* (desideratum) u. a. S. 253 werden *Pfanne* und *Papst* auf lat. panna und papes zurückgeführt, während doch nur die Formen patina und papa bezeugt sind; die angegebenen Formen mußten (als erschlossen) mindestens mit einem Sternchen versehen werden. Auf der selben Seite ist bei *Pfingsten* das griechische Stammwort pentekoste auf der vorletzten Silbe betont statt auf der letzten. S. 330 wird lat. *stilus* als Lehnwort aus dem griech *στύλος* bezeichnet. Diese ganz veraltete und unhaltbare Ableitung hat längst einer besseren weichen müssen [1]). S. 314 und S. 329 wird angenommen, daß *Kommers* und *Pöbel* unmittelbar aus lat. commercium und populus entlehnt seien; doch lehrt schon die Lautgebung [2]), daß die Ausdrücke aus Frankreich zu uns gekommen sind. S. 315 lesen wir, daß *Bankrott* aus ital. banco rotto stamme; in Wirklichkeit geht es zurück auf ital. banca rotta, wie man auch in deutschen Schriften des 16. Jahrhunderts noch findet, z. B. in der Zimmerischen Chronik II, 131. S. 291 wird *abgeschmack* als mittelhochdeutsche Form bezeichnet, während doch das Wort erst seit 1663 (in Schottels Hauptsprache S. 1219) gebucht wird an Stelle des mittelhochd. âsmec, geschmacklos. S. 297 steht: *Heirat* 'aus got. heiv, d. i. Familie, Haus, und rât, d. i. Zurüstung, Einrichtung'. Hierzu ist zu bemerken, daß rât nicht gotisch, sondern althochdeutsch und mittelhochdeutsch ist und daß sich das erste Wort nur in der Zusammensetzung heiwafrauja, Hausherr nachweisen läßt.

Aber auch sonst nimmt man an den Angaben hier und da Anstoß, so S. 116, wo es heißt: 'Das Dativ-e wird vielfach nicht gesetzt in Verbindungen von artikellosen Substantiven mit Präpositionen, z. B. *mit Herz und Hand*, wenn das folgende Wort mit einem Vokale beginnt.' Einmal ist das Beispiel schlecht gewählt, da der mit Endung versehene Dativ nicht Herze, sondern Herzen heißen müßte, und sodann gilt die Regel nicht bloß vor Selbstlauten, sondern auch sonst, z. B. auch beim zweiten Wort in Verbindungen wie *mit Gut und Blut, in Haus und Hof* [3]). S. 279:

---

[1]) Das Wort ist nicht entlehnt, sondern echt lateinisch und stammverwandt mit stimulus und (ex)stinguere.

[2]) Bei Kommers das s und bei Pöbel das ö. Campe schreibt 1813 noch Commerce (vgl. jedoch Kommerzienrat).

[3]) Die selbe Erstarrung findet sich im vierten Fall, z. B. *Hund und Hase* (statt Hasen) sah man niemals wider.

Geischt sagt man außer im Schwäbischen auch im Alemannischen. S. 303 mußte bei der Einteilung der niederdeutschen Mundarten Friesisch und Angelsächsisch wegbleiben, wie sie tatsächlich S. 306 weggelassen worden sind. S. 309 war das Erzgebirgische nicht als Untermundart des Thüringischen und Obersächsischen zu bezeichnen. Warum S. 314 *Benno* (Koseform von Bernhard) und *Anno* (Koseform von Arnold) bloß der Kindersprache angehören sollen, ist schwer zu begreifen, da doch Kurzformen in Namen wie *Gero* (für Gerbert), *Kuno, Poppo, Bruno* usw. allgemein in der Sprache der Erwachsenen von jeher üblich gewesen sind.

7) K. Reissinger, Deutsche Sprachlehre, nach H. Stöckels Deutscher Sprachlehre auf geschichtlicher Grundlage für Schüler höherer Lehranstalten neu bearbeitet. Bamberg 1914, C. C. Buchners Verlag, 226 S., geb. 2,40 ℳ.

Die neue bayrische Schulordnung fordert als Lehrziel im Deutschen Verständnis für die Eigenart der Muttersprache und für ihre geschichtliche Entwicklung. Um dies erreichen zu können, hat man auch die Zahl der Unterrichtsstunden vermehrt; doch ist dazu ein geeignetes Lehrbuch vonnöten. Da nun H. Stöckels Deutsche Sprachlehre die Fassungskraft der Schüler vielfach übersteigt und mehr für die Hand des Lehrers bestimmt ist, hat sich Reissinger der Aufgabe unterzogen, durch Streichung und Umarbeitung der betreffenden Abschnitte die Schwierigkeiten zu beseitigen oder durch weitere Ausführungen und Erläuterungen den Stoff mundgerechter zu machen. Und dies ist ihm im ganzen vortrefflich gelungen.

Er bietet zunächst einige allgemeine Angaben über Laut, Schrift, Betonung u. a. und gibt einen Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse, sowie über den Entwicklungsgang unserer Sprache. Dann folgen die Hauptabschnitte über Lautlehre, Wortlehre (Wortbildung, Wortbedeutung, Wortbiegung) und Satzlehre, ferner ein Anhang mit Erörterungen über die Entwicklung unserer Rechtschreibung, Proben der früheren Sprachperioden und der gegenwärtigen Mundarten und eine Erläuterung der grammatischen Fachausdrücke. Den Schluß bildet ein ausführliches Wort- und Sachverzeichnis (S. 215—226), das die Möglichkeit gewährt, die einzelnen Erscheinungen leichter aufzufinden.

Von den bereits vorhandenen Lehrbüchern, die dem selben Zwecke dienen, unterscheidet sich das Reissingersche besonders dadurch, daß es die Wortbildungslehre (S. 36—72) und die Bedeutungslehre (S. 72 bis 87) ziemlich ausführlich behandelt und mit zahlreichen Beispielen erläutert, und sodann dadurch, daß es verschiedentlich, z. B. S. 29ff., 71, 96, 110, bis aufs Althochdeutsche zurückgreift. Im übrigen ist die Darstellung knapp gehalten und bietet selten etwas Unwesentliches und Entbehrliches wie S. 119 die Ausführung über die Form *beede* für beide oder S. 124 über die Form des Geschlechtswortes *denen* für den. Da nun auch alles gut geordnet und übersichtlich gedruckt ist, so erscheint das Buch wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen.

Im einzelnen freilich läßt sich noch manches verbessern. So steht S. 88 bei den Lehnwörtern: 'Der früheste Verkehr mit den Römern führte den Germanen gar manches Neue . . . zu.' Als Belege für diese älteste

Entlehnung werden unter anderen verzeichnet: *Pacht* (pactum), *Teppich* (tapetum) und *Tiger* (tigris), die sich schon wegen der mangelnden Lautverschiebung als spätere Lehnwörter erweisen. Für *Kastéll* gilt das selbe wegen der fremden Betonung (vgl. dagegen die Ortsnamen *Kassel* und *Kástel*). Über *Metzger* schreibt schon Kluge im Etymologischen Wörterbuch: 'in mittelhochdeutscher Zeit übernommen aus dem mittellateinischen matiarius, Wurstler, wahrscheinlich Klosterwort wie *Metzler* = macellarius. Bei *Schuster*, das gleichfalls in dieser zweiten Periode entlehnt ist, mußte bemerkt werden, daß der erste Teil der Zusammensetzung (mittelhochdeutsch schuoch-sûtaere) deutschen Ursprungs ist (neuhochdeutsch Schuh). *Pfund* stammt nicht von pondus, Gewicht, sondern von pondo (indeklinabel), Pfund.

Unter den aus christlicher Zeit stammenden Lehnwörtern sind genannt *Küster* (custos), *Orden* (ordo) und *Kreuz* (crux). Dabei bleibt dem Lehrer überlassen hinzuzufügen, daß das r des ersten Wortes (ahd. kustor, kuster) nur aus einer mittellateinischen Nebenform custor, das n des zweiten aus dem Akkus. ordinem, das eu des dritten aus dem Stamme cruci (daher ahd. krûzi) erklärt werden kann.

Von den Fremdwörtern aus andern Sprachen werden S. 89 *Kalesche* als tschechisch, *Karbatsche* und *Ulan* als türkisch bezeichnet. Doch sind diese Ausdrücke nicht unmittelbar aus genannten Sprachen übernommen, sondern Kalesche aus dem Romanischen (frz. calèche), die beiden andern aus dem Polnischen (karbacz, ulan).

S. 145 heißt es: 'Die starken Verba mit e als Stammvokal haben in der 2. und 3. Pers. Sing. Präs. Akt. und im Imper. die Tonerhöhung e: i; doch behalten das e *bewegen, pflegen, melken, weben, scheren* u. ä.' Hier mußte zur Erklärung hinzugefügt werden, daß diese Zeitwörter auch im Präteritum neben der starken die schwache Abwandlung aufweisen: *bewegte, pflegte, melkte, webte,* er *scherte* sich nicht darum.

S. 168 werden als Verba, die Genetivobjekte bei sich haben, genannt: *achten, brauchen, entbehren, erwähnen, lachen, pflegen, schonen, vergessen, wahrnehmen* und dabei in Klammer hinzugesetzt: 'auch mit dem Akkusativ', wodurch der Glaube erweckt wird, daß sie gewöhnlich mit dem Genetiv verbunden würden, während doch der Genetiv meist nur in einzelnen erstarrten Wendungen oder in der altertümlichen Sprache der Dichtung üblich ist. Auch wäre es am Platze gewesen, diese Zeitwörter nicht nach dem Anfangsbuchstaben zu ordnen, sondern nach Bedeutungsgruppen zusammenzustellen.

Die Erklärung von *Hühnerauge* aus mhd. hürnînes (soll heißen hürnînez) ouge, Hornauge (S. 86) ist mehr als zweifelhaft, weil dabei die Ausdrücke *Krähenauge* und *Elsternauge* unberücksichtigt bleiben; überdies nennt schon eine Homilie des 7. Jahrhunderts ein oculum pullinum. S. 79 ist *impfen* nach veralteter Anschauung auf ἐμφυτεύειν zurückgeführt statt auf lat. *imputare (vgl. Kluges Etym. Wörterb.). S. 19 heißt es: 'Nur in den oberdeutschen Mundarten der Bayern und Alemannen verschiebt sich k zu ch (sprich kch), im Mitteldeutschen behauptet sich k und erringt allmählich im ganzen hochdeutschen Gebiete den Sieg, so daß auch die bayerisch-alemannische Verschiebung wider weichen muß.'

Dabei durfte nicht unerwähnt bleiben, daß im Hochalemannischen und Oberbayrischen, Tirolischen u. a. bis zu einer bestimmten Grenze (vgl. meine Schrift 'Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen' S. 26 f.) kch noch gegenwärtig gesprochen wird. S. 134 durfte unter den starken Imperativen, die gern -e annehmen, das so häufig vorkommende 'siehe' nicht fehlen. S. 151 konnte neben *wesen*, sein der mundartliche Imper. *wis* (auch in der Form *bis* an du bist angeglichen) = sei erwähnt werden. S. 195 ist bei der Geschichte der Rechtschreibung mit keinem Worte der so wichtigen Lehre von den großen Anfangsbuchstaben gedacht worden.

Eisenberg, S. A. Oskar Weise.

E. Traumann, Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt. Zwei Bände. VII u. 459, VII u. 424 S. 8. München, C. H. Beck, 1913 u. 1914. Geb. 12 *M*.

Wie so mancher andere stand auch der Verfasser dieses Werkes lang unter dem Banne der Anschauungen, die Kuno Fischer in seinen Vorlesungen und seinem vielgelesenen, mehrbändigen Buche über Goethes Faust vortrug. Aber es kamen ihm immer mehr Zweifel an der Richtigkeit der Auffassungen dieses seines gefeierten Lehrers, und gründliche eigene Forschungen und fleißiges Studium der vorhandenen reichen Faustliteratur befreiten ihn endlich von jenem Banne und veranlaßten ihn, ein eigenes Erläuterungswerk zu veröffentlichen. Der erste Band dieses Werkes behandelt die Entstehungsgeschichte des ersten Teiles des 'Faust' und läßt dann die Erläuterung der Dichtung folgen, der zweite Band löst die selbe Aufgabe hinsichtlich des zweiten Teiles. Die Anmerkungen am Schluß jedes Bandes geben das Notwendigste aus der Faustliteratur und setzen sich auch mit fremden Anschauungen auseinander. Hier möchte ich den Wunsch aussprechen, daß der Verfasser in einer zweiten Auflage, die das treffliche Buch jedenfalls bald finden wird, noch ausgiebiger auf fremde Ansichten eingehe und sich mit der Faustliteratur vollständig auseinandersetze.

In der Vorgeschichte, die den ersten Band eröffnet, wird die Faustdichtung vor Goethe nur so weit behandelt, als sie für Goethes eigene Dichtung in Betracht kam, ausführlicher dagegen die Nachrichten über den historischen Faust, die Entwicklung der Volksbücher und der Puppenspiele, sehr eingehend die Entstehung des ersten Teils. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß die Erörterung dieser Probleme der Faustdichtung, dieser schwierigen und verwickelten Fragen erst den Weg zu einem tieferen Verständnis der Dichtung eröffnet, daß erst die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise eines Kunstwerkes die letzten Geheimnisse dichterischen Schaffens und die ästhetischen Gesetze, denen es unterliegt, erschließt. Hier werden alle die äußeren Zeugnisse des Dichters, seiner Freunde und anderer Zeitgenossen benutzt, innerlich verwandte gleichzeitige Dichtungen mit parallelen Motiven beigezogen, wie Götz, Werther, Satyros, Prometheus, Mahomet, der ewige Jude, auf Goethes Studien (des Hans Sachs, Swedenborgs, Spinozas), auf die Modelle zum Mephisto (Behrisch, Herder, Merck) hingewiesen, alle die äußeren und

inneren Erlebnisse des Dichters beleuchtet, das allmähliche Wachsen der Dichtung in den verschiedenen Stadien und Schichten, Verschiebung und Umwandlung früherer Vorstellungen und Motive aufgezeigt, nacheinander der sog. Urfaust (1775), das Fragment (1790) und der erste Teil des 'Faust' in seiner Vollendung (1808) eingehend besprochen und gewürdigt, besonders auch das Verdienst Schillers um die Weiterführung und Vollendung des ersten Teiles in das gehörige Licht gestellt. Ich kann mir nicht versagen, das Urteil des Verfassers über den Urfaust, diese einzigartige Selbstschau und Beichte Goethes, anzuführen: 'Überblickt man den Urfaust als Ganzes, so überwältigt der Eindruck einer grenzenlosen Fülle und Kraft aller anderen Empfindungen. Man fühlt: kein Gebiet des menschlichen Lebens ist diesem Dichtergeist verschlossen, er dringt in alle Höhen und Tiefen des Sinnlichen und Übersinnlichen, und seine Leier schöpft in elementaren Klängen die Freuden und Leiden dieser Erde aus.'

In der selben edlen, formgewandten, der Höhe des behandelten Gegenstandes angemessenen Sprache wie die Einleitung ist dann auch die Erklärung der Dichtung selbst gehalten. Sie gibt keine bloße Umschreibung des Wortlautes des Textes, vermeidet nahezu alles Zitieren, sie verliert sich nicht in peinliche philologische Einzelerklärung, sondern hat es vielmehr auf wirkliche Erläuterung, auf Klarlegung der geistigen und künstlerischen Zusammenhänge abgesehen, und, indem sie, dem Gang der Handlung sich anschließend, die ganze gewaltige Dichtung nachschafft, stellt sie diese zugleich dem Leser in ihrer vollen Lebendigkeit und hinreißenden Größe vor Augen. Den Höhepunkt erreicht die Meisterschaft des Verfassers in der Auslegung des Dichters in der Interpretation der Gretchentragödie, Goethes ureigenster Erfindung und Schöpfung, der reifen Frucht der Erfahrungen seines jungen Herzens. Was T. von der Gretchentragödie des Urfaust sagt, das gilt ebensogut von der der vollendeten Dichtung: 'Mit der Kerkerszene hat Goethe nicht nur den Gipfel seines Urfaust, sondern auch den Höhepunkt seiner gesamten Jugenddichtung erreicht. Niemals mehr fand er die Kraft zu solcher Tragik wie hier, sah er in intuitivem Schauer in die letzten, verborgensten Tiefen einer Frauenseele und in die furchtbarsten Wirrnisse eines Menschenschicksals, empfand er die unerbittliche Verkettung von Liebesschuld und Liebesleid so gewaltig mit. Der Kettenring von Wonn und Wehe, den die Gretchentragödie darstellt, hatte mit diesem letzten Glied seinen erschütternden Abschluß gefunden.'

Besondere Schwierigkeiten hat von jeher das Verständnis des zweiten Teiles gemacht. Hat doch dieses Buch mit sieben Siegeln, das die Geheimlehre des greisen Dichters, sein in tiefe Symbole verstecktes Testament enthält, diese im höchsten Sinne originelle Mischung von ungeheurem Wissen, gewaltigster Intuition und schwunghaftester Einbildungskraft, nicht nur verschiedenartige Bewertung, sondern auch in einzelnen Teilen ebenso verschiedenartige und sich widersprechende Auslegung erfahren. Man vermißte einen einheitlichen Stil, eine festverkettete äußere Handlung, erklärte das Werk als eine Zusammenstellung disparater Gruppen von Szenen, leugnete eine überzeugende Lösung des Problems im An-

schluß an den ersten Teil, tadelte die gesuchte Symbolik usw., und Friedrich Vischer goß als Deutobold Allegoriowitsch Mystifizinsky seinen Spott über die Dichtung. Bevor der Verfasser zur Erläuterung des zweiten Teiles übergeht, behandelt er sehr eingehend die Entstehung des selben unter fleißiger Verwertung der Paralipomena. Er zeigt, wie die verschiedenen Phasen in der Entwicklung Fausts jeweils den Niederschlag der Welt- und Kunstanschauung des Dichters bilden, wie seine Dichtung immer genereller und symbolischer wird, wie das einzelne mehr und mehr ins Luftreich der Gattung, des Begriffes, der Allegorie verflüchtigt, wie vieles beständig in der Feueresse seines unermüdlichen und unerschöpflichen Geistes hin und her gewendet, wie die Gestalt der Helena, die zu den ältesten Konzeptionen der Dichtung gehört, wie die Fausts selbst immer um- und umgebildet wird. Etwa 1820 war die Dichtung in großen Umrissen festgelegt, und aus den Bruchstücken gewinnen wir bereits ein Bild der Entwicklung des Helden, das uns gegenüber dem später ausgeführten Gemälde etwa wie eine mildere Silberstiftzeichnung anmutet. Jetzt verschwand die Arbeit an dieser Dichtung hinter anderen Plänen und Beschäftigungen. Besonders wurde sie abgelöst durch ein Werk, das nach der Art seiner Entstehung und seines langsamen Wachstums, nach seiner äußeren Gestaltung und seinem inneren Gehalt wie kein anderes dem 'Faust' zu vergleichen ist, das war 'Wilhelm Meister'. Hier offenbarte der Dichter sein höchstes soziales Bekenntnis, das uns später am Ende seiner Fausttragödie nochmals in ergreifenderer Stärke entgegentritt. Von der höchsten Gedankenhöhe, vom Gipfel seiner ethischen Weltbetrachtung, den er hier erklommen hat, erschallt der Lobgesang, der verkündet, daß das chaotische Ringen der beiden Kämpfer Wilhelm und Faust sich zum friedlichen Kosmos gestaltet hat, den die Liebe als seine Sonne durchleuchtet, der aber die Tat zur bewegenden Kraft und zum bestimmenden Endziel hat. Die Arbeit am 'Faust' schien zu ruhen. Eckermann allein verdanken wir es, wenn die gigantische Altersdichtung Goethes kein ungefüger Torso oder ein Trümmerfeld abgesprengter Reste geblieben ist. Er übernahm die Rolle für den zweiten Teil, die Schiller in der Entwicklungsgeschichte des ersten Teils zugefallen war. Jetzt wurde die Arbeit wider aufgenommen. Unablässig sann und schuf Goethe an der gewaltigen Aufgabe seines hohen Alters, die er von nun an feierlich 'das Hauptgeschäft' nannte. 1827 erschien die 'Helena'. In dem Mythus der 'Mütter' erstieg Goethe den Höhepunkt seiner dichterischen Intuition und schloß den Ring der im 'Faust' verkörperten naturphilosophischen Ideen; die 'Klassische Walpurgisnacht' wurde ausgestaltet. So führte der Dichter die einzelnen Akte ihrem Abschluß entgegen. Auch im zweiten Teil bleibt er seiner schon beim ersten Teil erprobten Methode, die ihn zunächst anmutenden Stellen zu bearbeiten und sich durch Entwürfe das Ganze stets vor Augen zu halten, treu. Vor seinem Geburtstag 1831 konnte der Dichter hocherfreut seinen Freunden verkünden, daß er das Manuskript 'eingesiegelt' habe. Die Entscheidung darüber, ob das Werk bühnenfähig sei, stellte er den Göttern anheim. Es schwebte ihm halb als Tragödie, halb als Oper vor Augen, als ein gemischtes Kunstwerk, das die ersten Schauspieler und

Sänger erfordere. Die Frage der Bühnenfähigkeit des zweiten Teils ist ja schon viel erörtert worden. Ich führe nur einige Stimmen an. Während z. B. Paul Heyse in einem 1910 in der Deutschen Rundschau veröffentlichten Aufsatze die Frage 'Ist es wünschenswert, den zweiten Teil von Goethes Faust auf die Bühne zu bringen?' rundweg verneinte, bezeichnete Richard Wagner in einem Aufsatz 'Über Schauspieler und Sänger' aus dem Jahr 1872 eine vollkommene stilgerechte Aufführung des Faust als die höchste Aufgabe unseres Theaters, deren glückliche Lösung den Beweis künstlerischer Erhebung und Gesundung enthielte, und Wolfgang Golther in seinem Aufsatz 'Goethes Faust auf der Bühne' (Aus den Bayreuther Blättern 1908) will, da das Werk nur so als Gesamtkunstwerk lebendig gemacht werden könne, 'Faust als Festspiel, als völlige Ausnahmeaufführung unter einem genialen Leiter, dessen Wille im großen und kleinen Maß und Richtung gibt, also genau das, was wir im Bayreuther Festspiel erleben'. 'Ein wissender Wille', fährt er fort, 'müßte alle Teile durchdringen und zum künstlerischen Bild erwecken. Dazu müßte aber fast ein Wunder geschehen! Bis dahin läßt sich eine vollkommene Faustaufführung nur in Gedanken verwirklichen.' Traumann ist der Ansicht, daß die Dichtung, unerhört in ihrer Gedankenfülle und einzigartig in ihrer künstlerischen Form, jeden Rahmen, den die Bühne ihr zu bieten vermag, sprenge. Nach einigen Ausführungen über das Verhältnis von Inhalt und Form des zweiten Teils, über die Alterssprache Goethes, über die Plastik und Bildlichkeit des Ausdrucks, über den Reichtum an rhythmischen Formen, über bildliche Vorlagen und Erinnerungen an Bildwerke, die in die Vorstellungswelt des Dichters hineinspielen, beantwortet Traumann gerade die Frage, ob der zweite Teil des Faust ein Drama sei oder nicht. Es ist sicher kein Drama, in dem sich eine Handlung stetig und straff nach den Gesetzen einer ehernen Notwendigkeit, einer unerbittlichen Kausalität entwickelt. Goethe ist hier vielmehr ein epischer Maler, der ein Weltbild zum andern, einen Lebenskreis zum andern fügt. Als Phantasmagorie zieht alles an uns vorüber. Es sind Visionen des mystischen Greises, dem das reale Dasein hinter der Betrachtung des Ewigen verschwindet, dessen Blick ins Innere gerichtet, völlig dem Geistigen zugewandt ist, dem das ganze Leben in weit tieferer Bedeutung, als es schon früher war, zum Symbol geworden ist. Vortrefflich erörtert der Verfasser im folgenden den symbolischen Charakter der Dichtung.

Nun folgt die Besprechung der vollendeten Dichtung in der Reihenfolge ihrer einzelnen Teile. Der Verfasser verliert sich auch hier nicht in Einzelerklärungen, so sehr auch die Fülle gelehrter Erinnerungen in der Dichtung dazu auffordert, sondern hält den Blick stets auf das Ganze gerichtet und verliert das geistige Band, das die einzelnen Teile zusammenhält, nicht aus dem Auge, sucht überall nach den Absichten des Dichters, schafft so gewissermaßen die Dichtung nach und ermöglicht es dadurch dem Leser, sich den Reichtum dieses schwierigen Dichtwerkes zu eigen zu machen. Ich hebe nur einiges heraus: Die Gestalt der Helena nahm Goethe nicht aus der Hand der Überlieferung ohne weiteres, ebensowenig wie seinen Prometheus oder seine Pandora . . .

Diese Erscheinung atmet ein Leben, das sieghaft über allem Zeitlichen und Vergänglichen thront. Sie empfängt es von Goethes Kunst, unmittelbar und nur von ihr. Helena ist das Kind bewußter Schönheitserzeugung. Sie ist ganz und gar Symbol; aber in dem tiefen Sinne Goethes, wonach sich in ihr ein ewiges, allgemeines Naturgesetz offenbart, das höchste, das für uns sichtbar werden kann. Sie ist die Erscheinung des Schönen selbst. — Den Mythus von den 'Müttern' und ihrer Tätigkeit nennt Traumann eine großartige Morphogonie, die ureigenste Lehre und originale poetische Tat Goethes. Die Mütter sind Göttinnen, die hehr in grenzenloser Einsamkeit im Innersten der Erde thronen, ungekannt den Sterblichen, raumlos, zeitlos und dazu erkoren, den ewigen Sinn, den Geist der Schöpfung zu unterhalten, mit dem ewigen Thema der Gestaltung und Umgestaltung beschäftigt. Das Ewige, das Sein im Gegensatz zum Gewordenen oder Wirklichen, findet Goethe in Gesetzen begründet, die die Dauer der Erscheinungswelt verbürgen. Diese Gesetze, der Inbegriff der Einzelwesen, sind ebensowohl die Frucht der Erfahrung wie des Denkens. Es sind Ideen, die aus der Betrachtung der Wirklichkeit entsprungen sind. Die Schöpfer und Bewahrer dieser Gesetze, Ideen, Typen sind die 'Mütter', die sie auch, mit dem inneren Trieb der Gestaltung und Umgestaltung, der Metamorphose, begabt, als ihre eigensten Geschöpfe, als ihre gleichartigen Kinder entlassen und dem Element des Werdens übergeben. Bei Goethe sind Idee und Erscheinung, Geist und Natur nicht, wie in der Ideenlehre Platons, geschieden. Ein Steg überbrückt die Kluft, die beide Reiche, die unsichtbare und sichtbare Welt, zu trennen scheint. Es gibt Gebilde, die zugleich Wirklichkeit und Gedanke sind, die dem Doppelreich der äußeren und inneren Schöpfung angehören, die letzten, der sinnlichen Anschauung zugänglichen Phänomene, die Goethe, der Mann des gegenständlichen Denkens, zu ergreifen vermag: die Urphänomene. Sie stammen unmittelbar aus dem unsinnlichen Schoß der zeugenden Mütter, der Göttinnen selbst, deren Haupt sie als ihre Geisteskinder umschweben. Vor diesem Anblick, dem äußersten, der dem Menschensohn zugänglich ist, erschauert Faust; denn 'das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann', erklärte Goethe seinem andächtigen Adepten Eckermann, 'ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so bin ich zufrieden'. Es ist der letzte Gipfel oder Abgrund — denn Steigen und Versinken ist hier eins —, den die Betrachtung des Philosophen erreichen kann, das letzte der Probleme, an deren Lösung sich der Forscher wagen darf, um dann vor dem Unerforschlichen ehrfürchtig still zu stehen. Mit der Erfindung der 'Mütter' hat der alte Goethe auch den Höhepunkt seiner dichterischen Intuitionen erklommen und den Ring der im 'Faust' verkörperten naturphilosophischen Ideen geschlossen. — Die geisterhafte Erscheinung der 'Sorge' erklärt Traumann so: Faust sehnt sich nach seiner letzten Tat, die zur Untat geworden ist, aus der bisherigen Gemeinschaft mit der Hölle zurück zum natürlichen, menschlichen Leben. Menschenwürdig dünkt ihm jetzt das Leben, das er einst als Hundedasein empfand und das ihn dazu trieb, sich der Magie zu ergeben. Er ist wider Mensch geworden und will nichts anderes sein. Den Weg irdischer Tätigkeit,

den er mit seiner Schöpferarbeit betreten hat, will er fest und mannhaft fortsetzen. Das rastlose Weiterschreiten in dieser Welt weist auch aufwärts, der immerfort zum höchsten Dasein strebende, starke Mensch ist auch der gute Mensch. Da naht in leibhaftiger Gestalt die 'Sorge' und heftet sich an ihn. In ihr verkörpert sich die Tyche, das allgemeine Menschenlos, die Einflüsse und Hemmungen der Um-, Außen- und Überwelt, die Mächte, die den Menschen beschneiden und einschränken, die den Menschen, während er nur sich zu gehorchen, seinen eigenen Willen walten zu lassen scheint, von seinem Weg ablenken. Gegen diese schleichende, jedes Wollen lähmende und jedes Tun untergrabende Macht, die das Unveränderliche in ihm, sein Streben, verändern und ihn aus seiner Bahn, aus seinem inneren Gleichgewicht schleudern möchte, lehnt sich der greise Kämpfer mit der letzten Kraft seiner Persönlichkeit auf; er weiß, läßt er sich von der Sorge übermannen, so ist er verloren und an seine Stelle geheftet, zur Hölle reif. Die Stärke menschlichen Willens mißt sich mit der Macht dieses Dämons. Jetzt erfährt er ihre ganze Tyrannei, nach Dämonenart haucht sie ihn an, und der Greis erblindet. So erfährt er die volle Macht des Schicksals, die ganze Schwere des allgemeinen Menschenloses. Doch nur den äußeren Sinn, das Körperliche, hat der Dämon treffen können. Sein Inneres, sein Eigenstes, Persönliches bleibt ungebrochen. Sein Streben ist ungeändert. Er hat die Sorge besiegt, ohne Zauberwort, durch seinen Willen, er hat sein Unsterbliches gerettet. Dieser Sieg über den Dämon, der den Rastlosen in Fesseln schlagen wollte, zeigt sich sofort in der gewaltigen Wirkung, die die Blendung in Faust hervorruft. Während er die Verdunkelung seines Auges für die immer tiefer hereinbrechende Nacht hält, leuchtet in seinem Innern das Licht seines Geistes, die Flamme seiner Tatkraft um so heller. Alles in ihm drängt der Vollendung des großen Werkes, das er ersonnen, zu. 'Dieses erhabene Bild: der blinde Greis um Mitternacht mit der Gewalt seines Willens und Geistes, Tausende befeuernd und anspornend, zeigt uns nochmals den wahren, von keinem Dämon und von keinem Teufel besessenen, von seinem eigenen Schöpfertatendrange beseelten, weiterschreitenden und des rechten Weges sich wohl bewußten Faust.'

Freiburg i. B. L. Zürn.

---

1) C. H. Vosen u. Franz Kaulen, Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache für Gymnasien und für das Privatstudium. 20. und 21. Auflage bearbeitet von Jakob Schumacher. Freiburg i. Br. 1914, Herder. 183 S. 8. Preis geb. 2,20 ℳ.

Diese Neubearbeitung der namentlich in West- und Süddeutschland vielgebrauchten Vosen-Kaulenschen hebräischen Grammatik zeigt alle Vorzüge und auch Mängel ihrer vom Unterzeichneten in dieser Zeitschrift Bd. LXVI S. 305 f. angezeigten lateinischen Bearbeitung Rudimenta cet., mit der sie im allgemeinen genau übereinstimmt, daher mag betreffs ihrer Beurteilung auf die angegebene Stelle verwiesen sein. Hervorgehoben sei nur, daß die Zahl der hebräischen Lesestücke um einige Psalmen und Prophetenstellen vermehrt ist und das zum Memorieren beigegebene Vokabularium mit einer Reihe wertvoller Gedächtnishilfen ausgestattet worden ist.

2) Hebräische Rhythmik, die Gesetze des alttestamentlichen Vers- und Strophenbaues, kritisch dargestellt von Eduard König. Halle a. S., Waisenhaus. 76 S. 8. 2 ℳ.

In seiner gründlichen Art erörtert Eduard König, wohl der beste zeitgenössische Kenner der hebräischen Sprachwissenschaft, die vielumstrittene Frage nach der formalen Eigenart der alttestamentlichen Poesie in dieser Schrift, indem er nicht nur die Gesetze des Vers- und Strophenbaues durch steten Vergleich mit anderer älterer Poesie beleuchtet, sondern auch die gesamte neuere Literatur über die noch nicht zur Lösung gebrachten Streitfragen über die hebräische Rhythmik kritisch durchmustert. Reichliche Beispiele sind zur Erläuterung beigegeben, und zwar in genauer Transkription und in deutscher Übersetzung, so daß die Lektüre der Schrift nicht notwendig die Kenntnis der hebräischen Sprache fordert und auch für den weiteren Kreis der Psalmenverehrer und Literaturfreunde leicht verständlich ist. Indem er von einer Untersuchung des grundleglichen Bereiches der hebräischen Poesie ausgeht, gewinnt er das Material für die sichere Erkenntnis ihres formellen Charakters, scheidet sodann dessen unsichere Kennzeichen, nämlich den Reim, die dialectus poëtica, den parallelismus membrorum (dessen Wesen er im Streben nach ideeller Eurhythmie findet), aus und bespricht eingehend den poetischen Rhythmus der Hebräer, der nicht in der wechselnden Quantität der aufeinanderfolgenden Silben des Verses liegen kann, da sich ein geregelter Wechsel von Längen und Kürzen nirgends nachweisen läßt, sondern der akzentuierende Rhythmus ist: betonte Silben gliedern als Hebungen die Stichen, und dieser Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben widerholt sich in korrespondierenden Gedichtzeilen, doch so, daß nur ihre wesentliche Symmetrie erstrebt wird; die rhythmische Gestaltung ist also eine durchaus freie, wie auch die Zahl der unbetonten Silben zwischen den Hebungen wechselt. Nachdem so die Hauptthese der Schrift gewonnen ist, werden noch die Forderung eines mechanischen Wechsels von Senkungen und Hebungen (Bickell) und die Vermischung des akzentuierenden Prinzips mit dem quantitierenden (Grimme, Schlögl) abgewiesen und dann nacheinander die Fragen beantwortet: Welche Silben könnten Hebungen bilden? Wo sind Zäsuren anzusetzen? Ist der Rhythmus der althebräischen Poesie absolut aufsteigend? Gehen auch ungleichhebige Stichoi miteinander parallel? Darauf werden noch der elegische (Qîna-) Rhythmus und der Stufenrhythmus behandelt und endlich der Strophenbau der hebräischen Poesie nach Wesen und Arten gewürdigt. Soviel vom Inhalt dieser Schrift, die nicht nur eine treffliche Einführung in die Streitfragen der alttestamentlichen Rhythmik genannt werden kann, sondern auch das Verdienst beansprucht, sie in besonnener und umsichtiger Erörterung zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben.

3) Methodik des Unterrichts in der griechischen Sprache, herausgegeben von August Scheindler. Wien 1915. A. Pichlers Witwe und Sohn. 361 S.

Diese Methodik, ein Band des unter Mitwirkung einer Anzahl Schulmänner von August Scheindler herausgegebenen Sammelwerks 'Praktische Methodik für den höheren Unterricht', hat eine ganze Reihe namhafter

Schulmänner und Fachgelehrter Österreichs zu Verfassern. Das bedeutet für das Werk einen hohen Vorzug, insofern nur gründliche Kenner der einzelnen griechischen Schriftsteller wie auch des grammatischen Unterrichts in ihm zu Worte kommen, anderseits erklärt es eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes, der die breiteste Darstellung für den grammatischen Elementarunterricht und von den Klassikern für Homer gefunden hat, neben dem Xenophons Anabasis und die Tragiker entsprechend ihrer Bedeutung für die Praxis des griechischen Unterrichts am ausführlichsten dargestellt sind. Das Buch ist für österreichische Schulanstalten verfaßt, der für sie gültige Normallehrplan vom Jahre 1909 ist für Auswahl wie Behandlung des Stoffes durchweg maßgebend, und auch in der Durchführung im einzelnen tritt die stete Rücksichtnahme auf ihre Bedürfnisse zutage. Trotzdem ist es als eine auch für den Unterricht an den reichsdeutschen Gymnasien bedeutsame Erscheinung anzusehen und auch für ihn sehr hoch zu bewerten. Denn diese Methodik, für deren Gediegenheit schon die Namen der Verfasser bürgen, bietet durch die volle Beherrschung des zur Behandlung kommenden Stoffes, die Würdigung der gesamten einschlägigen Literatur und den zumeist sicheren Blick der Verfasser für das dem Unterricht Notwendige auch dem reichsdeutschen Lehrer des Griechischen eine reich fließende Quelle der bedeutsamsten Anregungen für seinen Unterricht dar. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist darin zu sehen, daß es vollständige Angaben über die Forschung auf dem Gebiete der griechischen Literatur und den heutigen Stand der Sprachwissenschaft enthält und dadurch dem Lehrer wertvolle Fingerzeige auch für seine wissenschaftliche Fortbildung gibt.

Indem bezüglich der allgemeinen methodischen Fragen auf die in der selben Sammlung erschienene 'Didaktik', auch des öfteren auf den Band über das Lateinische verwiesen wird, bildet den I. Teil 'Der grammatische Unterricht in der griechischen Sprache', in welchem Florian Weigel den Elementarunterricht und Karl Klement den Grammatikunterricht in den oberen Klassen bearbeitet hat. Dieser Teil umfaßt 181 Seiten des Buches. Auf das eingehendste wird der Unterricht in der griechischen Formenlehre behandelt und in vortrefflicher Weise in allen Einzelheiten auf wissenschaftlicher Grundlage und unter steter Berücksichtigung der wahren Bedürfnisse des Anfangsunterrichts durchgeführt, nachdem in einer 'Einleitung' die für die Behandlung des Grammatikunterrichts maßgebenden Grundsätze vorweg entwickelt worden waren. Auf Einzelheiten hier einzugehen würde zu weit führen. Bemerkt sei nur, daß die neueren, auf L. Ahrens zurückgehenden 'Reform'bestrebungen sehr bestimmt abgelehnt werden (ob der Verfasser wohl auch den Vorwurf der 'Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit' von interessierter Seite über sich ergehen lassen muß?). Betreffs des grammatischen Kursus auf dem 'Obergymnasium' verweise ich nur darauf, daß eine 'energische produktive Widerholung' der Formenlehre auch in den Oberklassen gefordert und sogar ein Teil der Lektürestunden für die Behandlung der Grammatik in Anspruch genommen wird. Die Syntax soll in ihren wichtigsten Partien eine zusammenhängende Behandlung erfahren. Besonderer Wert wird auf die sprachwissenschaftliche Betrachtung gelegt, für die sich sehr dankenswerte An-

regungen finden, und mit Recht der stete Vergleich des Griechischen mit der lateinischen, auch der deutschen Sprache gewünscht.

Ausführlicher möchte ich auf den II. Teil der Methodik, Die Darstellung der griechischen Lektüre, eingehen. Die Methodik des Xenophonunterrichts von Friedrich Ladeck ist ganz den Bedürfnissen der österreichischen Gymnasien angepaßt. Während 'größere Partien aus der Kyrupädie, den Memorabilien und den Hellenika' der Privatlektüre überlassen werden (!) und zu diesen Xenophontischen Schriften nur einige Urteile P. Wendlands angeführt werden, wird methodisch nur die Anabasis, und zwar in durchaus ansprechender Weise, behandelt. Daß übrigens 'in Deutschland niemandem eingefallen sei zu verlangen, daß die griechische Prosalektüre mit einem anderen Schriftsteller eingeleitet werden solle als mit Xenophon' (S. 182), stimmt wohl nicht ganz, vgl. meine Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichts S. 21. Die Lektüre der Arrianschen Anabasis wird von Camillo Huemer mit der Begründung verlangt, daß dem Lehrplan humanistischer Lehranstalten mindestens eines der wichtigsten Quellenwerke über Alexander den Großen einverleibt werden müsse. Die Würdigung Herodots und seines Geschichtswerks durch Richard Meister ist vortrefflich. Für den Unterricht steht ihm in erster Linie die Erkenntnis der herodotischen Erzählerkunst, in zweiter die reichen Belehrungen dieser Lektüre namentlich auf kulturhistorischem Gebiet, in dritter diejenigen in literarhistorischer Hinsicht, erst in letzter die über bedeutsame Abschnitte der griechischen Geschichte; daher rät er auch zu einer in Herodot einführenden Behandlung kleinerer Abschnitte der ersten Bücher. Ist Zeit vorhanden, so dürfte hiergegen nichts einzuwenden sein; wem aber der Zusammenhang der Herodotlektüre mit der griechischen Geschichte die Hauptsache ist, der wird das eigentliche Thema dieses Werkes so in den Vordergrund stellen, daß für die kleineren Erzählungen aus der orientalischen Geschichte nicht viel Raum bleibt. Übrigens gehen die aus Herodot zu schöpfenden sprachlichen Belehrungen, welche M. darlegt, denn doch reichlich weit. Die Schwierigkeiten einer Plutarchlektüre, welche Alfred Kappelmacher aufzeigt, scheinen mir nicht gerade für die Wahl dieses Autors auf der Schule zu sprechen. Derselbe tritt mit vollem Recht für die Thukydideslektüre auf dem Gymnasium ein, auch für die Nichtausscheidung der Reden. Der Archäologie will er besonders mit Rücksicht auf Homer und Herodot einen größeren Raum gewahrt wissen. Für Emil Sofer ist an der Demostheneslektüre das Wertvollste die Erziehung zum Staatsbürger, zu der sie bedeutsam beitragen kann, in zweiter Linie steht ihm die aus ihr zu gewinnende rhetorische Ausbildung, erst in dritter ist ihm Demosthenes eine Geschichtsquelle. Mit Recht verlangt er längere Zeit hindurch Präparation des Schriftstellers in der Klasse; seine Darlegung der Eigentümlichkeiten der Sprache dieses Redners und seine Skizze einer Unterrichtsstunde (über III. Phil. § 34—39) verraten den erfahrenen Schulmann. Aus der Behandlung Platos durch Hans von Arnim bemerke ich, daß die Lektüre des Kriton verworfen wird, die des Protagoras nur bis 328 c vollständig gefordert und vor allem der Gorgias und der Phädon empfohlen werden. Besonders wertvoll ist hier die sorgsame Angabe der zur Einführung in

das Studium Platos geeigneten Literatur. Wenn Richard Meister für eine Lektüre aus Aristoteles 'sechs Wochen, meist weniger' ansetzt, in denen 'ein paar Proben von mäßigem Umfang als Anhang der Platonlektüre' gelesen werden, so verträgt sich eine solche Klassikerlektüre nicht mit meiner Auffassung von den Zielen der Schullektüre, selbst wenn wirklich 'durch Interpretation charakteristischer Abschnitte einige Hauptgedanken der aristotelischen Philosophie herausgearbeitet werden' (S. 263 u. 66). Ich verkenne nicht den hohen Wert einer Einführung des Schülers in die Philosophie des Stagiriten, aber ich meine, wie viel ertragreicher könnten diese sechs Wochen noch von der Platonlektüre ausgenutzt werden! Übrigens bleibt auch M. für die *Ἀθηναίων πολιτεία* und die logischen Schriften des Aristoteles kein Platz.

Wie schon oben gesagt wurde, nimmt Homer einen sehr breiten Raum, etwa 50 Seiten, der 'Didaktik' ein, was seiner Stellung im österreichischen Gymnasium, wo ihm drei bis vier volle Semester zugewiesen werden, ja auch entspricht. Seine Behandlung durch August Scheindler ist an Anregungen der mannigfachsten Art für den Lehrer sehr fruchtbar. Denn er stellt sehr hohe Anforderungen an diesen Unterricht, der 'erreichen muß, daß die Schüler den Dichter gründlich kennen lernen und seiner Herrlichkeit voll und froh werden können'. Er selbst kann von dem eigenen Homerunterricht, wie er ihn früher erteilte, rühmen, daß ihn und seine Schüler 'das Glockenzeichen am Schluß der Stunde wie aus einem Traum aufschreckten' (S. 275). So fordert er denn nicht weniger, als daß Ilias und Odyssee 'ganz' gelesen werden sollen, schränkt freilich diese These denn doch dahin ein, daß die Zeit dazu nicht ausreiche, deshalb 'so viel als möglich' gelesen werden solle. Letzteres ist ganz meine Meinung, ich begreife daher nicht, daß er meinen Vorschlag (S. 113 meiner Didaktik und Methodik), in Untersekunda vor allem Buch VI und VII der Odyssee, möglichst viel auch von V und VIII und II zu lesen (womit selbstverständlich nicht gemeint ist, daß Buch II hinterher gelesen werden solle!), 'ganz unstatthaft', eine 'Versündigung (!) am Kunstwerk und ein Unrecht an den Schülern' nennt; ja er meint, dabei 'zerflattert das eigentlich Künstlerische, nur die Neugierde wird befriedigt'!! Er hält eine solche Auswahl für 'eine traurige Folge der zersetzenden Homerkritik'. Dieses völlige Mißverstehen meiner Ausführungen a. a. O., wo ich gerade das künstlerisch Wertvollste auf jeden Fall gelesen wissen will und der zersetzenden Homerkritik von mir auch nicht der leiseste Einfluß auf die Behandlung Homers im Unterricht vergönnt wird, sie vielmehr entschieden abgelehnt wird, ist mir nicht recht begreiflich. Voll kann ich Sch. dagegen zustimmen, wenn er die Homerlektüre in der Schule 'in erster Linie' den naiven Kunstgenuß verfolgen läßt; daß dabei je länger je mehr die Aufmerksamkeit des Schülers auch auf die von Homer verwendeten Kunstmittel gelenkt werden muß, gibt auch er zu. Nicht zuzustimmen vermag ich widerum den Gründen, welche er für die Lektüre der Ilias vor der der Odyssee beibringt. Von der Ilias soll 'die Mehrzahl der Schüler' die ersten dreihundert Verse (etwa) geläufig auswendig können. Die erste Einführung in die Iliaslektüre wird denn auch sehr genau im einzelnen dargelegt. Aus dem dann Folgenden

sind besonders wertvoll die von A. Meister beigesteuerten Bemerkungen über die homerische Sprache. In dem Abschnitt über das Homerübersetzen kommt P. Cauer reichlich zu Wort, daneben wird auch des öfteren der 'Beiträge zur Kunst des Übersetzens' (Berlin 1907) des Berichterstatters gedacht. Gefreut hat es mich, will ich gestehen, daß meinen dort gegebenen Darlegungen über die nah verwandten und doch sichtlich verschieden gebrauchten Ausdrücke *φρένες*, *νόος*, *θυμός* usw. bei Homer die Berechtigung zuerkannt wird, nachdem sie seinerzeit ein 'Homerkritiker', der sich nicht zu der Wilamowitzschen Erkenntnis aufgeschwungen hat, 'daß alle unsere Gelehrsamkeit und Kritik und Historie vor der Göttlichkeit des Kunstwerks ein Quark ist', mit vornehm tuendem Dünkel abtun zu können geglaubt hat. Wenn übrigens S. 318 die Ausführungen über die Verwendung der griechischen Götterskulpturen im Homerunterricht mit den meinigen in der Didaktik S. 181 f., die ich zu vergleichen bitte, so gut übereinstimmen, daß sich selbst der Druckfehler Buon*cam*pagni, der mir sehr ärgerlich war, hier widerfindet, so ist mir das eine rechte Genugtuung.

Die von Hans Fischl und Heinrich Sedlmayer gelieferte Darstellung der Tragiker im griechischen Unterricht beginnt mit einer Polemik gegen die Auffassung vom Klassizismus, von der ich nicht recht verstehe, was sie gerade an diesem Orte bezweckt, und gibt dann (mit einem kleinen Hiebe auf mich) doch dem Sophokles als Schulautor vor Euripides entschieden den Vorzug. Betreffs des Philoktet weicht die hier gegebene Darstellung von der auch von mir vertretenen erheblich ab; daß der Aias den Schüler lehrt, die Tragödie brauche nicht mit dem Untergange des Helden zu schließen, scheint mir denn doch nicht so bedeutungslos zu sein, wie es hier genannt wird, das weiß jeder, der den deutschen Unterricht in der obersten Klasse zu geben hat. Geschmackvoll finde ich nicht gerade die Bemerkung, mit welcher die Arbeit des um den Homerunterricht so verdienten Friedrich Heußner über die Verwendung graphischer Mittel im Sophoklesunterricht S. 341 abgetan wird. Gut sind die Bemerkungen über die sprachliche Erklärung des Sophokles und die 'Stundenbilder'. Ein 'Anhang über Privatlektüre' beschäftigt sich lediglich mit den zu ihrer Pflege erschienenen Chrestomathien.

In summa ist zu sagen: ein sehr nützliches Buch, welches den griechischen Unterricht auch an unseren Gymnasien zu fördern wohlgeeignet ist; jeder Griechischlehrer, der es studiert, wird reichen Gewinn aus ihm zu schöpfen vermögen.

Neubrandenburg. Paul Dörwald.

---

1) P. Ioannes Maria Pfättisch, O. S. B. Die vierte Ekloge Vergils in der Rede Konstantins an die Versammlung der Heiligen. Progr. des Kgl. Gymn. im Benediktinerkloster Ettal. 1912/13. 90 S. 8.

Die genannte Rede, die im Eusebios-Korpus überliefert ist, sucht im zweiten Teile (c. 11—21) die Göttlichkeit des gekreuzigten Christus nachzuweisen. Zu diesem Zweck verwertet sie auch die berühmte vierte Ekloge des 'Heiden' Vergil (c. 18—21). Seit dem Erscheinen der Kirchenväterausgabe von J. A. Heikel (Eusebios' Werke I. Leipzig, Hinrichs 1912)



entbrannte der Streit um die Echtheit der Rede aufs neue. Ist nämlich die Rede echt, so muß sie ursprünglich lateinisch geschrieben gewesen sein, wie uns Eusebios im Leben Konstantins (IV 32) berichtet. Nun weist der Verfasser dieses Programms schlagend nach, daß die Interpretation der vierten Ekloge besser, manche Stellen überhaupt nur zum lateinischen Text passen, nicht zu der griechischen Übersetzung, die übrigens sehr willkürlich und bestrebt ist, das allzu Heidnische auszumerzen. Ein Vergleich dieser griechischen Übersetzung (am besten zugänglich in dem Anhang der Heyneschen Vergilausgabe!) mit dem lateinischen Original ist sehr lehrreich, wie überhaupt dieses ganze Problem interessant ist. Ich habe selbst es seinerzeit in Angriff genommen und bin unabhängig von Pfättisch zu dem selben Resultat gekommen (Mnemos. 40 [1912] 3. Heft). Was Heikel später in seinen 'Kritischen Beiträgen' (Texte und Untersuchungen XXXVI, 4. Leipzig 1911) vorgebracht hat, ist oft nichts weniger als kritisch. Erinnert sei nur an seine Deutung von *Χριστοῦ κάθοδος καὶ κρίσις* (S. 30), eine Ausdrucksweise, die meines Erachtens echt johanneisch ist, und an seine Konjektur zu v. 26 *βρωτὰ μὲν ἀνθερίκων ξανθῶν ἤγοντο ἀλωάς.* Überliefert ist *πρῶτα μὲν ἀ. ξ. ἠ. ἀλωαί*, und es ist nur mit Heyne *ἤχθοντο* zu lesen.

2) **Supplementum Sophocleum edidit Ernestus Diehl.** Kleine Texte für Vorlesungnn und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann. Bonn (Marcus und Weber) 1913. 33 S. 90 Pf.

Mit Freude und Dankbarkeit wird jeder Philologe die billige und handliche Ausgabe von E. Diehl begrüßen. Sie enthält das neugefundene Satyrspiel, die *Ἰχνευταί*, sowie die Bruchstücke des *Εὐρύπυλος*, des *Ἀχαιῶν σύλλογος* und — das ist das Neue der Ausgabe — am Schluß die *Fragmenta certarum et incertarum fabularum*, hauptsächlich aus dem Lexikon des Photios (ed. Reitzenstein). Ich vermisse die *ἀνωνύμου σάτυροι* (Oxyrh. Pap. VIII 1083; auch bei Hunt, Fragm. trag. pap., Oxf. 1912), die möglicherweise von Sophokles stammen können (vgl. Maas, Berl. phil. W. 1912 Sp. 1426 ff.). Vielleicht versteht sich der Herausgeber dazu, bei einer Neuauflage, die bei den immer mehr anwachsenden Ergänzungsvorschlägen[1]) früher oder später nötig sein wird, dieses wohlerhaltene Bruchstück in einem Anhang aufzunehmen.

E. Diehl gibt nicht nur im Apparat die Überlieferung bzw. die Vor-

---

[1]) Ich erinnere z. B. an die (vielleicht weniger bekannten) Vorschläge zu den Ichneutai von G. Vollgraff, Mnemos. 42 (1914) S. 81—90 und 165—177, worunter sich manches Gute findet: v. 32 *ἀγρώστης ὤν τις ᾖ* — hinter v. 220 ergänzt er *στρατηλάτει, κισσοστεφεῖς δ' ὑμεῖς ἀεί* — v. 222 *κώπαδῶν* (das selbe hatte P. Maas, Deutsche L. Z. 1912 Sp. 2784 vermutet) — v. 235 f. *θεῶν ἔφην ἢ δαιμόνων ὑμᾶς νοσεῖν | νόσον διδόντων. τί πτοεῖτ' ἀ.* (vgl. Diehl!) — v. 262 ff.:

τήνδ' ἦλθε καὶ κατεῖδε κἀνυμφεύσατο.
νυκτὸς δ' ἀμολγῷ περιβολὰς δύει φίλας,
ὡς τοὔμμα λήθῃ usw.

bes. v. 303 *κάτωθεν ἤχει λοπὰς ὀρ.* — v. 318 verteidigt er die Schreibung *ἀλύων* — v. 322 *πρεπτά τ', ἆ*, dazu die Übersetzung: *Arguta vox per agros pervadit, verendaque* (per euphemismum pro 'abominanda') *huius loci simulacra sono concita oriuntur.*

schläge und Vermutungen der Gelehrten aufs genaueste wider, sondern auch — und dafür müssen wir ihm besonders dankbar sein — in einem zweiten Apparat Parallelstellen zum Sprachgebrauch, lexikalische und erklärende Anmerkungen. Dabei ist wohl zu v. 8[1]) vetustissim*um* ... exempl*um* zu lesen. Aufgefallen ist mir ferner, daß er zu v. 309 im zweiten Apparat die Polluxstelle widerholt und, während er im ersten Apparat bemerkt *egregie suppl. H. Schenkl,* im 2. A. schreibt *verba ... in hunc fere modum sanaverit* (Robert). Das Fragment selbst hat übrigens Schenkl (Hermes 48, 153 ff.) so hergestellt: *ἐνήλατα ξύλα τρίγομφα διατόρως ἐρείδεται,* Robert verbesserte dann *ξύλ' ὡς*.

An Versehen im Text habe ich mir notiert: v. 8 *λαθραῖα* für *λαθραῖ'*, v. 219 *ὑμεῖν* für *ὑμῖν*; v. 99 ist *δοκεῖ πάνυ* aus Versehen an den Anfang der Zeile gerückt; bei v. 237 ist zwar (*στρ.*) bemerkt, aber v. 283 fehlt (*ἀντιστρ.*), desgleichen v. 321 und 362. Doch es sind wenigstens die Verszeilen der beiden Strophen in Einklang gebracht, was in der Huntschen Ausgabe nicht der Fall ist. V. 70/71 ist so abzuteilen: *συνάμα θεὸς ὁ φίλος | ἀνέτω πόνους προφήνας* —: wir haben Dochmien:

⏑ ⏑́⏑ ⏑́⏑ ⏑ ⏑́⏑ | ´ ⏑ ´ ⏑ ´ | ⏑ ´´.

Mit Recht hat D. *ἐκθεῶν* (v. 360) beibehalten und *ἐκθεῶν τὰ μῶρα καὶ γέλοια* als eng zusammengehörigen Ausdruck aufgefaßt. Ich glaube nicht, daß in v. 2 der Sohn genannt war, vielmehr hält Apollon den goldenen Kranz (vgl. v. 45 *στέφε*!) in der Hand; daher ergänze ich: *καὶ τήνδε δωρεὰν ὑπισχνοῦμαι τελεῖν.* Im folgenden Verse würde dem Sinn entsprechen: *ὃς ἂν φέρῃ ποίμνην βοῶν ἀπόπροθεν.* V. 95 wäre möglich *μὴ τροχηλάτει*, v. 177 *ὁ Γράπις ἀργής*, v. 178 *ἀδρανὴς ἵκεις*, v. 127 mit dem Papyrus *ἀγχοῦ τις ἤχει κέρχνος, εἰ 'μείρει μαθεῖν. τί δῆτα* usw.

3) M. **Pflüger, Catull als Schullektüre,** mit einer metrischen Übersetzung der behandelten Gedichte, nebst einer Nachdichtung in deutschen Reimen von Prof. K. Hendel. Progr. Realg. Mannheim 1913. 28 S. 4.

Im ersten Teile spricht Pflüger von der Berechtigung der Lektüre des 'Elegikers' (! S. 5 Z. 13) Catull als Vorbereitung für die Horazlektüre und schlägt einen 'beschränkten Horaz-Kanon' vor. Wenn er meint, die Lektüre des 'Wildfangs' Catull bilde geradezu den Weg zum Verständnis des Lyrikers, der, bereits frei von den Fesseln der Leidenschaft, auf des Lebens Höhen wandle (S. 5), so ist gegen diese Behauptung, wie gegen manches andere, viel einzuwenden. Ich denke, daß Horaz z. B. in den Epoden nicht gleich auf den Höhen des Lebens wandelt. Wenn aber in seinen Oden die Leidenschaft weniger zum Ausdruck kommt, so liegt das an der Art seiner Dichtung, die fast durchweg stilisiert ist. Der echte Horaz steckt in den Sermonen. Catulls kleinere Gedichte dagegen drücken subjektive, vom Augenblick eingegebene Stimmungen aus; gerade deshalb mutet er uns so modern zu.

Im zweiten Teil will Pflüger eine Auswahl von Gedichten treffen

[1]) Wo nichts weiter bemerkt ist, sind die Ichneutai gemeint.



und sie den Bedürfnissen des Unterrichts entsprechend behandeln, und zwar hat er es hauptsächlich auf eine psychologische Analyse abgesehen, die freilich wenig tiefgehend, dafür aber sehr phrasenreich ist. Man lese z. B. die Vorbemerkung zu c. 76! Die Gedichte selbst behandelt er in folgender (zeitlicher) Reihenfolge: 51, 3, 5, 8, 107, 109, 72, 85, 86, 46, 101, 31, 11. — Die Erklärung der Abänderung des griechischen Originals (c. 51) ist gekünstelt und unnatürlich. Über den Unterschied zwischen dem (vielfach mißverstandenen) Original und der Übersetzung hätte mehr gesagt werden dürfen. — Unerklärlich ist es mir, wie Pflüger (S. 12) plötzlich die Nachricht vom Tode des Bruders des Catull hereinbringt und dann c. 8 in Verona gedichtet sein läßt. Nachher wird aber nicht gesagt, daß, geschweige denn, wann er wider nach Rom zurückgekehrt ist. c. 11 hat meines Erachtens andere Beziehungen; es steht in Zusammenhang mit Catulls Liebe zu Iuventius und bleibt daher besser für die Schule fort (desgl. c. 72 aus naheliegenden Gründen). c. 4 würde auch einen guten Abschluß geben. Vor allem vermisse ich in der Auswahl die Perle Catulls, c. 2.

Was Pflügers Übersetzung betrifft, so will er möglichst das Originalversmaß beibehalten. Ich finde aber nirgends den Hinkjambus, nirgends den Pentameter (außer in c. 76 nach Heyse), nur selten Phalaeceen. Und dabei glaubt er, daß der Heysischen Übersetzung infolge der sklavischen Festhaltung des Originalversmaßes das Lateinische oft noch bleiern in den Gliedern liege (S. 20 Anm. 1). Dafür verwendet er in der Übersetzung zu c. 51 viermal 'ja' und zweimal 'ach'; in c. 5 will er den Reim anwenden und reimt dann: Schlummer — hundert (Str. 2), mal — Hauf', hundert — Hundert (Str. 3)!! In c. 31, 13 nimmt er B. Schmidts Konjektur *incitae* auf, vergißt aber, das handschriftlich überlieferte *vos quoque* einzusetzen. (Ich vermute *inclutae.*)

Trotz dieser vielen Ausstellungen, die sich noch vermehren ließen, möchte ich die Lektüre dieses Programms jedem Lehrer empfehlen, der Catull auf der Schule liest. Der Hauptwert des Programms liegt nämlich in K. Hendels Nachdichtung, die im ganzen als gelungen bezeichnet werden kann. Als Probe gebe ich c. 107:

Neues Leben.

Traurig saß ich an dem Fenster,
Horchte in die Nacht hinaus,
Einsam lag der dunkle Garten,
Einsam auch das dunkle Haus.

Plötzlich nahte sich ein Knabe,
Brachte lächelnd einen Brief,
Der den — ach! — schon Hoffnungslosen
Wider zu der Liebsten rief.

Juble auf nun, armes Herze!
Sei gesegnet, heil'ger Tag,
Wo das böse Mädchen wider
Mir ihr Herzchen schenken mag!

Neue Liebeslust und -freude!
Neue Lebenszuversicht!
Und um alle Erdengüter
Geb' ich meine Liebe nicht.

4) F. Aly, Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am preußischen Gymnasium. Jahresb. d. Gymn. Philippinum zu Marburg 1912.

Nach einem historischen Überblick über die Entstehung des Kanons stellt Aly die Grundsätze auf, die für die Aufstellung eines Kanons maßgebend sein müssen. Zwar stehen Form und Inhalt an erster Stelle (Leo), aber daneben steht die Rücksicht auf den erzieherischen Wert der Lektüre in gleicher Linie; auch das Interesse des Lehrers ist zu berücksichtigen.

Dann unterzieht Aly den Kanon einer Prüfung, wobei er sich im großen Ganzen an die Lehrpläne anschließt und sie weiter ausführt. Gelegentlich nimmt er Stellung zu Neuerungen, besonders zu Leos Vorschlag auf der Göttinger Generalversammlung des Deutschen Gymnasialvereins (vgl. Human. Gymn. XXI [1910] S. 166ff.). Alys Vorschläge sind weitherzig und elastisch; im allgemeinen kann ich mich ihm durchaus anschließen. Zu billigen ist vor allem seine Forderung, in Sexta und Quinta auch Fabeln (in Prosa), in Quarta Phaedrus zu lesen, sein Eintreten für die Cäsarlektüre (im Gegensatz zu Leo, der die ersten Bücher des Livius in Tertia gelesen wissen will!), die Ablehnung von Anthologien und Chrestomathien, besonders auch die Einführung eines Lesekränzchens in Prima.

Doch in einigen Punkten möchte ich widersprechen. Eine Bearbeitung des Nepos halte ich durchaus für angebracht. Es ist doch ganz gut, wenn abweichende Formen und schwierige Konstruktionen ausgemerzt werden. Ein Quartaner hat noch kein Empfinden für den Stil eines Schriftstellers. Die Hauptsache ist doch Leichtigkeit und Einfachheit. — Die Ovidlektüre wird nur in den seltensten Fällen in U III begonnen werden können. Es wird darum auch noch in U II Ovid zu lesen sein. Ebenso ist es mir zweifelhaft, daß man auch die schwierigen Cäsarstellen gleich von Anfang an bewältigen kann.

Catull hält Aly 'wegen seiner heißen Leidenschaft und ungezügelten Sinnlichkeit' für gänzlich ungeeignet für Sekunda. Die Hauptsache ist doch, daß die Auswahl richtig getroffen wird. Properz wird überhaupt nicht erwähnt.

Die Auswahl aus Tacitus ist meines Erachtens zu beschränkt. Aly hält diesen Schriftsteller für 'unjugendlich' und empfiehlt, abgesehen von den kleinen Schriften, nur die Germanenkriege und die Anfänge des Tiberius (Ann. I und II) sowie das Bellum Batavorum (Hist. IV und V.) Sollte ein Primaner wirklich kein Verständnis haben für die Tragödie des Germanikus, den Sturz Sejans, die Verschwörung des Piso, den Despotismus Neros? Einem Primaner kann man doch auch schon etwas Kritik zumuten, wo es sich um Entstellungen des Tacitus handelt.

Im Griechischen möchte ich Xenophons Memorabilien nicht prinzipiell aus Obersekunda ausgeschaltet wissen. Es wird uns doch die Person des Sokrates sehr anschaulich vor Augen gestellt, und darum ist diese

Lektüre eine gute Vorbereitung zu Plato. Dagegen dürfte Plutarch für Sekunda zu schwer sein. Warum sollten neben den Philippischen Reden des Demosthenes nicht auch die Olynthischen und eine Auswahl aus der Kranzrede für die Schule geeignet sein? Ich vermisse außerdem Isokrates und vor allem Lukian. Viel weitgehender sind die Vorschläge von P. Wendland, Die griechische Literatur und die Schullektüre (Vortrag, gehalten am 29. September 1913 zu Marburg im Gymnasialverein). Vgl. Hum. Gymn. XXIV [1913] S. 185 ff. als Ergänzung zu diesem Programm.

5) K. Belau, Römische Dichter in deutschem Gewande (Catull, Horaz, Tibull). Beilage zum Jahresb. des Kgl. Realg. in Dirschau. 1912. 60 S. 8.

Dieses hübsche Bändchen, das dem Meister der Übersetzungskunst, dem inzwischen verstorbenen Geheimen Regierungsrat C. Bardt, und dem Herausgeber dieser Zeitschrift gewidmet ist, enthält die Übersetzung folgender Gedichte: Cat. 51, 2, 3, 5, 45, 7, 40, 8, 107, 109, 70, 72, 87, 85, 92, 76, 11, 78, 101, 31, 9, 13, 50, 22; Hor. IV 3, IV 8, III 21, II 7, III 19, I 23, I 30, III 28, III 9, I 22, I 25, III 15, I 38, II 18, IV 7, II 3; Tib. I 3, IV 13, II 4, IV 2, IV 3, IV 4, IV 5, IV 6, IV 11.

Besonders gelungen ist dem Verfasser die Übersetzung der scherzhaften Gedichte. Vgl. z. B. den Schluß von Cat. 22:

Und doch wir alle werden so genarrt
Und zeigen irgendwie Suffenus' Art.
Jeder von uns sein eigen Zöpfchen schwenkt, —
Doch seh'n wir's nicht, weil es uns hinten hängt.

Den Horazgedichten schickt Belau ein Geleitgedicht voraus, in dem er sich gegen die übertriebene Behandlung der Realien wendet und Horaz u. a. sagen läßt:

'Ich bin kein Grab von Altertümern, nein,
Mir ist's genug, ein Dichter euch zu sein.
Nun sprich und deute, wie's dir just gefällt,
Daß mich versteht die neu gewordne Welt.
So bleib' ich jung, du weißt, ich werd nicht alt,
Und jung mein Lied in wechselnder Gestalt.'

Besonders möchte ich auf die scherzhafte Übertragung von I 22 hinweisen, durch die der ironisch-pathetische Ton des Originals sowie der kraftvolle Humor treffend zum Ausdruck kommen. — Erwähnt sei noch, daß die Elegien des Tibull im Nibelungenversmaß übersetzt sind.

6) E. Pilch, Vergils Georgika in neuem deutschen Gewande. Wissensch. Beilage z. Jahresb. d. Fried.-Werd.-G. z. Berlin. 1914. 30 S. 4.

Dieses philologische Parergon, das uns das Werk näher bringen soll, in dem der Dichter selbst fortzuleben gewünscht hat, und in dem sich die ganze Tiefe des Naturempfindens des oberitalischen Bauernsohnes offenbart, ist Nordens Anregung zu verdanken. Nach seinem Vorgang ist auch das Versmaß gewählt (fünffüßige Jamben). Übersetzt sind das ganze erste Buch, II 298—345, III 72—112, 209—263, IV 1

bis 29, 51—85. Ich vermisse in dieser Auswahl das Lob Italiens II 136—176, den Preis des Landlebens II 458—540, besonders die schöne Episode von Orpheus und Eurydike im vierten Buche. Vielleicht hat Pilch deshalb darauf verzichtet, weil Norden selbst diese Partien übersetzt und im Vergilkolleg vorgetragen hat. Es wäre zu wünschen, daß Pilch bei diesem Versuch nicht stehen bliebe, sondern die ganzen Georgika uns übersetzen würde.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

F. Stürmer u. H. Michaelis, Etymologisches Wörterbuch zunächst zu den Ostermannschen Übungsbüchern. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. XIV u. 72 S. 8. 1,20 ℳ.

Um dem oft beklagten Mangel an Vokabelkenntnis in den oberen Klassen abzuhelfen, hält Stürmer regelmäßige Widerholungen von Vokabeln auch auf dieser Stufe für notwendig; sie sollen aber 'unter dem Gesichtspunkt der etymologischen Zusammengehörigkeit' vorgenommen werden. Auf Anregung des Provinzialschulrats Kanzow in Kassel hat er, unterstützt vom Provinzialschulrat Michaelis in Berlin, das vorliegende Wörterbuch verfaßt, bei dem die sprachwissenschaftlichen Angaben von Prof. Niedermann in Basel und Oberlehrer Kappus in Schöneberg nachgeprüft sind. Das Buch kann auch neben anderen als den Ostermannschen Übungsbüchern gebraucht werden.

Die Einleitung (S. IV—XIV) behandelt: Das Lateinische und die verwandten Sprachen; Aus der Lautlehre: I. Erhaltung und Veränderung des ursprünglichen indogermanischen Lautbestandes, II. Lautgestaltung innerhalb des Lateinischen; Aus der Wortbildungslehre A. Ableitung. I. Form, II. Bedeutung, B. Zusammensetzung, I. Form, II. Bedeutung der Komposita; Aus der Bedeutungslehre: I. Arten des Bedeutungswandels, II. Gründe des Bedeutungswandels.

Die Absicht des Buches ist vortrefflich, und jeder wird dem, was Stürmer im Vorwort über den Nutzen etymologischer Betrachtung für den Schulunterricht sagt, unbedingt zustimmen. Auch ist anzuerkennen, daß in der Fülle des Gebotenen dem Lehrer reiche Anregung gegeben wird.

Dennoch erheben sich nicht geringe Bedenken, die es verwehren, das Buch in dieser Form zu empfehlen.

Wie aus dem Ton der einleitenden Worte zu entnehmen ist, sind auch die sprachwissenschaftlichen Vorbemerkungen für die Schüler bestimmt. Ob die Lautlehre bei diesen auf Interesse rechnen darf, ist zweifelhaft; jedenfalls müßten Beispiele wie 'vgl. aedes mit *αἴθω*, foedus mit *πέποιθα*, . . . aus dem Deutschen noch Geiß (Druckfehler: Geist) mit haedus, Ost, Ostern mit aurora' (S. V) eingehender vom Lehrer erläutert werden, damit der Zusammenhang der Wörter überhaupt nur verstanden wird. So unsichere Etymologien wie die der Suffixe -do-, -ōsus, -tū (S. IX) blieben besser unerwähnt. Die Bedeutungslehre auf zwei Seiten (XII u. XIII) zu behandeln, ist unmöglich; schon bei den Präpositionen (S. X u. XI) war es geboten, anstatt der Aufzählung verschiedener Bedeutungen vielmehr die eine aus der anderen zu entwickeln. Wo der

Verstand dem Gedächtnis zu Hilfe kommen soll, muß ihm nun auch sein volles Recht werden.

Ähnliche Bedenken sind in gesteigertem Maße gegen das Wörterbuch selber geltend zu machen; so gleich bei den ersten Wortgruppen. Ob und wie acervus mit acer zusammenzubringen ist, hat die Sprachwissenschaft noch nicht sicher ermittelt; über den Zusammenhang von adulor mit 'wedeln' spricht sich Walde ganz vorsichtig aus; das Suffix in dem für aestimo vorausgesetzten *aestimus ist nicht erklärt und wird durch den Hinweis 'vgl. optimus' nicht erläutert; bei sponte (S. 66) gibt der Hinweis 'ahd. spanst "Lockung" vgl. Gespenst' nur Rätsel auf usf. Nur umständliche Auseinandersetzungen würden in diesen und vielen anderen Fällen zu einem Ergebnis führen, das von der Wissenschaft durchaus nicht überall anerkannt ist.

Über ein Scheinwissen würden auf diese Weise die Schüler meist nicht hinauskommen, ein trügerisches Wissen, das sie zu eben dem Raten verführt, von dem die Sprachforschung unserer Tage die Etymologie befreit hat. — Mit Recht sagt der Verfasser, er wolle solche Wörter fortlassen, die als jedem Schüler vertraut vorausgesetzt werden dürften, wenn sich nicht irgendeine sprachliche oder kulturhistorische Belehrung daran knüpfen ließe; warum werden dann alacer, alea, algeo, amnis, membrum, splendeo u. a. mit aufgeführt? Fielen diese fort und ebenso alle unsicheren Ableitungen, so könnte man schon eher hoffen, im Unterrichte der oberen Klassen Zeit für ein solches Buch zu gewinnen; schwer genug wird das bei dem 45-Minuten-Betrieb doch bleiben. Auch das wäre noch zu fordern, daß innerhalb der Wortgruppen durch den Druck die Ableitungen von Wurzeln und die von Stämmen (S. IX) deutlich unterschieden würden.

Der Hauptwunsch für eine Neubearbeitung des Buches bleibt aber dieser, daß nur solche Etymologien gebracht werden, die zugleich wissenschaftlich gesichert sind und ohne Umstände auch Schülern einleuchtend gemacht werden können.

Magdeburg. Funck.

Hermann Diels, Antike Technik. Sechs Vorträge mit 50 Abb. und 9 Tafeln. Leipzig und Berlin 1914, Teubner. VII und 140 S. 3,60 ℳ.

Den Grundstock dieser Veröffentlichung bilden vier Vorlesungen, die der Verfasser bei den Hochschulkursen in Salzburg im September 1912 gehalten und worin er einzelne Fragen der antiken Technik behandelt hat. Sie stehen in der Mitte. Den Abschluß bildet ein Kapitel über antike Chemie, hervorgegangen aus einem Vortrag in der Berliner archäologischen Gesellschaft im März 1913, und eingeleitet ist das Ganze durch die inhaltreiche Eröffnungsrede des Marburger Philologentages im September 1913 über Wissenschaft und Technik bei den Hellenen. Von einem in erster Linie hierzu berufenen Forscher, der die Kenntnis der antiken Technik im einzelnen vielfach gefördert hat, wird somit eine glückliche Auswahl und zugleich ein abgerundetes Ganze über diesen Gegenstand geboten und damit neuerdings ein glänzender Beweis dafür erbracht, daß die vielverlästerte Philologie, wenigstens in ihrer jetzigen Entfaltung, die universellste, alle Äußerungen des menschlichen Lebens

in sich umfassende Wissenschaft ist, die sich nicht bloß mit den unsterblichen Formenschönheiten und der idealen Gedankenwelt, sondern auch mit den Realitäten der antiken Kultur beschäftigt und daher in der Lage ist die zahllosen Fäden bloßzulegen, die die alte Welt auch mit der modernen Technik und Naturwissenschaft verbinden. Nur von 'enggebauten Stirnen' können beide Wissensgruppen in feindlichen Gegensatz gestellt werden.

Der reiche Inhalt des Büchleins kann hier nur kurz skizziert werden. Das einführende erste Kapitel verfolgt den Zweck 'an dem Bilde der griechischen Kultur . . . die wohltätige Beeinflussung aufzuzeigen, durch die Wissenschaft und Praxis sich gegenseitig befruchten'. Von kundiger Hand werden wir durch die drei Jahrhunderte der Entwicklung von Thales bis Archimedes geführt und auf einzelne besonders interessante Erscheinungen aufmerksam gemacht. An zweiter Stelle handelt D. über antike Türen und Schlösser, deren Verständnis er schon früher in seinem Parmenides erschlossen hatte. Es folgt die Vorführung von Herons Dampfkugel, Automat und Hodometer, dem Vorfahr unseres Taxameters, und im vierten Abschnitt eine Darstellung der antiken Telegraphie im weitesten Sinne, von dem in der Ilias erwähnten Uriasbrief des Bellerophon angefangen bis zu dem Klepsydratelegraphen des Taktikers Aeneas und dem von Polyb. 10, 45 beschriebenen komplizierten Signalapparat. Der fünfte Vortrag informiert eingehend über die hellenistischen Wurfmaschinen, das Aerotonon oder die Windbüchse des Ktesibios sowie die Zusammensetzung und Wirkung des griechischen Feuers, des Vorläufers des Schießpulvers. Zur Schaffung der modernen Artillerie haben die Deutschen den Anstoß gegeben, und es klingt wie ein Ahnen der gewaltigen Wirkung der neuesten deutschen und österreichischen Mörser in dem inzwischen entbrannten Weltkriege, wenn dieser Abschnitt schließt: 'Mit den geistigen Waffen . . . kämpft jeder echte Deutsche am liebsten. Sollten aber eines Tages schelsüchtige Nachbarn, die unser materielles und geistiges Fortschreiten hemmen wollen, durchaus mit anderen Waffen den Kampf beginnen, so werden sie uns auch hier gerüstet finden. Was für Archimedes der höchste Ruhm war, sein Vaterland mit der besten Wehr und Waffe verteidigt zu haben, das wird den deutschen Archimeden nicht zur Schande gereichen.' Den Abschluß des Büchleins bildet der Aufsatz über antike Chemie. Der Name wird überzeugend mit χύμα (Metallguß) zusammengebracht und dann die aus dem Altertum erhaltene chemische Literatur behandelt, die im wesentlichen den praktischen Zweck verfolgte, zur Nachahmung und Verfälschung der Edelmetalle, Edelsteine, Perlen und kostbaren Farbstoffe anzuleiten.

So wird vor dem geistigen Auge des Lesers in klarer, von Anfang bis zu Ende fesselnder Darstellung eine Fülle interessanten Stoffes ausgebreitet, in dem sich dank der glücklichen Anlage der Schrift, den guten Abbildungen und dem Index ein jeder leicht zurechtfinden kann, während die reichlichen Literaturnachweise in den Anmerkungen einen bequemen Weg zu weiterer Verfolgung einzelner Fragen weisen. Für die zweite Auflage, die sicherlich bald notwendig werden wird, hier nur einige bescheidene Vorschläge. Seite 12 empfiehlt sich in gemeinver-

ständlicher Darstellung vielleicht die von vornherein orientierende Bemerkung, daß das Wort 'Symmetrie' (auch bei Schiller) nicht in der landläufigen Bedeutung der gleichmäßigen Anordnung, sondern des Ebenmaßes verwendet wird. S. 52: Die Rotation der Dampfkugel wird durch einseitige Aufhebung des Gasdruckes beim Ausströmen des Dampfes bewirkt, so daß der Druck auf die der Öffnung gegenüberliegende Röhrenwand die Bewegung veranlaßt. Auf Abb. 14, S. 43 muß die Öse für den Riemen weiter links angebracht werden, da sie sonst das Zurückschieben des Riegels verhindert.

Innsbruck. Julius Jüthner.

Wilhelm Larfeld, Griechische Epigraphik. Dritte völlig neubearbeitete Auflage. Mit 4 Tafeln (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, begründet von I. v. Müller, fortgeführt von R. v. Pöhlmann. Bd. 1, Abt. 5). München 1914, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XII und 536 S. 10 *M*.

Zum drittenmal erscheint nun der Abriß der griechischen Epigraphik in dem Handbuche der klassischen Altertumswissenschaft; die erste Auflage hatte G. Hinrichs bearbeitet, die zweite nach dessen Tode bereits Larfeld (1892). Die jetzige Ausgabe hat nicht nur eine starke Erweiterung erfahren (536 gegen 268 Seiten), sondern auch, wie der Verfasser mit Recht in der Vorrede bemerkt, eine völlige Umarbeitung; im wesentlichen ist sie die um ein Drittel des Umfangs verkürzte Widergabe seines großen, zweibändigen Handbuchs der griechischen Epigraphik (1902—1907), wobei die in diesem Werke enthaltenen Regesten der attischen Inschriften ausgeschieden und die Schilderung des Entwicklungsganges des attischen Alphabets und des attischen Psephismenstiles reduziert wurden.

Die Anlage und Gliederung sind die gleiche geblieben wie früher; einen breiten Raum nimmt die Geschichte der griechischen Epigraphik ein, in welcher aber gegenüber dem früheren Entwurf nicht immer den Fortschritten unserer Kenntnis Rechnung getragen wird. Daß in Aristoteles' *Ἀϑηναίων Πολιτεία* epigraphische Quellen benutzt wurden (S. 8), ist mehr als fraglich; was über Michel Fourmont gesagt wird, trifft nur éine Seite, und gerade die weniger erfreuliche seiner Tätigkeit — daß seine Kopien sorgfältig und zuverlässig sind und die Nachprüfung seiner Originalscheden auf der Pariser Nationalbibliothek durch A. Wilhelm und M. Fränkel die in dieser Hinsicht gegen ihn erhobenen Vorwürfe entkräftete, mußte hervorgehoben werden. Harnacks Geschichte der Berliner Akademie wird zwar für die Entstehungsgeschichte des CIG. zitiert, aber die in diesem Werke enthaltenen Angaben, welche in dem Briefwechsel Böckhs mit v. Reizenstein eine Ergänzung finden, nicht ausgeschöpft; so bleiben die wichtigen Tatsachen unerwähnt, daß ursprünglich ein Thesaurus sämtlicher antiker, nicht bloß der griechischen, Inschriften geplant war und daß Böckh neben dem großen Corpus eine kleinere Oktavausgabe in Minuskeln in Aussicht nahm — Gedanken, die in letzter Zeit wider aufgegriffen wurden, wie man einerseits aus der Anlage der 'Tituli Asiae Minoris', anderseits aus der Idee einer Bibliotheca epigraphica in Minuskeln ersieht. Überhaupt erscheinen die Fortschritte, welche die Methode der epigraphischen Arbeit im Laufe der Zeit erfuhr, gegenüber

der Fülle der Tatsachen nicht immer als genügend herausgearbeitet, so wenn die wichtige, von verschiedenen Seiten (Wilamowitz, Kern, Studniczka, Haussoullier, Hiller von Gaertringen) diskutierte Frage der Publikationsarten der Inschriften nur gestreift wird (S. 160); auch die beherzigenswerten Winke Wilhelms für die Ergänzungen (bei R. Herzog, Philologus LXV 632) hätten Erwähnung verdient. Der große Plan Sittlington Sterretts, mit Hilfe der Carnegiestiftung eine umfassende Erforschung Kleinasiens zu organisieren — niedergelegt in seinem Flugblatt 'The Outline of a Plan for the Exploration of Asia Minor, Syria and the Cyrenaica' (1907), während die befürwortenden Gutachten von zahlreichen Vertretern der internationalen Gelehrtenwelt in dem Bande 'A Call of contemporary Society of Research in Asia Minor and Syria' veröffentlicht wurden —, der natürlich für die epigraphische Arbeit von größter Wichtigkeit wäre, scheint Larfeld unbekannt geblieben zu sein. Freilich ist es zweifelhaft, ob dieses Projekt nach Sterretts beklagenswert frühem Tode († Sommer 1914) zur Durchführung kommen wird.

Zu den mannigfach erweiterten Ausführungen über die 'Vorgeschichte' der Inschriften kann bei Betonung der Notwendigkeit eines epigraphischen Baedekers für den Reisenden bemerkt werden (S. 154 ff.), daß dieser Forderung z. T. durch die Anlage von epigraphischen Archiven bei dem österreichischen archäologischen Institut in Wien und der Akademie der Wissenschaften in Berlin Genüge geleistet wurde; anderseits daß für die Aufnahme von Inschriften (S. 159) die ebenfalls von dem österreichischen archäologischen Institute herausgegebenen vorgedruckten Skizzenbücher gute Dienste leisten. Das Trocknen eines Abklatsches an der Sonne (S. 158) ist häufig, so bei bedecktem Himmel oder der Notwendigkeit raschen Aufbruchs, nicht durchführbar; viel eher empfiehlt sich ein zu diesem Zwecke angezündetes Feuer, wobei allerdings einige Vorsicht not tut. Was das Sprachgut der Inschriften (in dem Abschnitt über 'Kritik und Hermeneutik') anlangt, so kommt jetzt der wichtige Nachweis von E. Hermann (Griechische Forschungen I) in Betracht, daß die Dialektinschriften nicht die reine Mundart, sondern die Sprache der gebildeten Klassen darbieten; die Literaturangaben zur delphischen Chronologie (S. 183) sind nicht ausreichend, nicht einmal die grundlegenden Aufsätze Pomtows in den Jahrb. f. klass. Philol. 1894 und 1897 werden zitiert, noch weniger die seit der Behandlung des Themas durch den selben Gelehrten in der Realenzyklopädie erschienenen Arbeiten.

Sehr ausführlich ist wider, wie früher, die Darstellung der 'Schriftzeichen der griechischen Inschriften'; einiges hätte hier ruhig weggelassen werden können, so die 'Schriftsysteme der vormykenäischen und mykenäischen Zeit' — ist in diesem Zusammenhang wirklich eine so breite Polemik gegen H. Kluges Ansicht notwendig, die bei niemandem Anklang fand? Schließlich beginnt für uns die Geschichte der griechischen Schrift mit der Übernahme des phönikischen Alphabetes. Nebenbei bemerkt, ist auch die bei dieser Gelegenheit geäußerte Ansicht von der indogermanischen Abstammung der Urbevölkerung Kretas höchst problematisch. Auch die sehr eingehende Besprechung der Kurzschriftsysteme dürfte den Epigraphiker wenig interessieren. In der Behandlung der

Alphabete ist mir aufgefallen, daß Larfeld noch immer (S. 209. 257) die Söldnerinschriften von Abu Simbel zum Beweise dafür heranzieht, daß die Rhodier das ionische Alphabet bereits im 6. Jahrhundert gebrauchten, was schon längst von F. Duemmler im Archäologischen Jahrbuch VI 263 ff. (= Kl. Schriften III 212 ff.) widerlegt ist, dessen Ansicht (vgl. ebenda S. 268) von Kirchhoff angenommen wurde; damit fällt aber auch der Schluß, den Larfeld auf den Zeitpunkt der Übernahme der griechischen Schrift durch die Phryger und die Lykier und die Annahme des phönikischen Alphabets durch die Griechen selbst zieht — die genannten Völkerschaften können die Schrift auch zu einer späteren Zeit von den Griechen übernommen haben (Gercke, Herm. XLI 560 ff. denkt dafür an 850 bis 800 v. Chr.). Unter den attischen Staatsurkunden des 5. Jahrhunderts, die in ionischem Alphabet aufgeschrieben wurden, fehlt gerade die hervorragendste, der Vertrag mit Phaselis (IG. II^{1} 11, dazu Wilhelm, Gött. Gel. Anz. 1898, 204 ff.); für das Eindringen der ionischen Schrift in Athen kommt übrigens neben R. Herzogs Universitätsprogramm von 1912 auch der Aufsatz von Litchfield, Harvard Studies in Classical Philology XXIII 1912, 129 ff. in Betracht. Ungemein erweitert gegenüber der zweiten Auflage ist der IX. (Schluß-) Abschnitt über die Sprachformeln der griechischen Inschriften, wobei Larfeld sich auf die Sammlungen in seinem großen Handbuch stützen konnte. Unumwunden ist hier anzuerkennen, daß durch die Zusammenstellung der Formeln selbst Larfeld den Mitforschern einen großen Dienst geleistet hat und ihnen einen erwünschten Wegweiser bietet. Dennoch kann ich mich mit der Art seines Vorgehens nur teilweise für einverstanden erklären. Meine Bedenken richten sich gegen die massenhafte Anhäufung von Zitaten und Auszügen aus Hilfsmitteln, die jeder, der sich mit Larfelds Auseinandersetzungen beschäftigt, zur Hand haben muß, wie Dittenbergers Sylloge oder Michels Recueil d'inscriptions grecques. So z. B. bei den Verträgen S. 309 ff., den sog. verkürzten Dekreten 329 ff., Anführung der Motive 357 ff. (besondere Verdienste der Beamten 371 ff.), über den Hortativ 377 ff., Proklamierung der Kranzverleihung 387 ff., Zuerkennung einer Bildsäule 390 ff., Privilegien 395 ff., Wahl von Kommissionen und Gesandten 406 ff., Publikation der Dekrete 410 ff., Erwähnung von rühmlicher Amtsverwaltung auf Ehrendenkmälern 441 ff.; bei allen diesen Dingen handelt es sich wesentlich um immer widerkehrende, einander gleichende Wendungen, bei welchen einfache Verweisungen genügt hätten, was das Buch ungemein entlastet haben würde.

Ich möchte nicht das Verdienst des Verfassers schmälern, dessen Gewissenhaftigkeit und Fleiß sicherlich uneingeschränktes Lob herausfordern, wenn ich aus prinzipiellen Gründen betone, daß sein Buch keine ideale Lösung der Aufgabe bildet, welche er sich gestellt hat, ja nach seiner Anlage eine solche Lösung gar nicht sein kann. Es ist auf die gedruckte Literatur aufgebaut, nicht auf eine originale und intime Kenntnis der Steine selbst. Nun ist einmal die Epigraphik keine Wissenschaft im gewöhnlichen Sinn, sondern eine 'Techne' — wobei die Doppelbedeutung dieses griechischen Wortes sowohl als Handwerk wie auch als Kunst zur Geltung kommt —, die nur derjenige lehren kann, der

sie in jahrelangem Verkehr mit dem Material selbst gelernt und praktisch geübt hat. Nur ein solcher vermag das Verständnis der Inschriften als Denkmäler zu vermitteln, auf welches mit Recht jetzt Gewicht gelegt wird (vgl. die TAM) und über gewisse Eigentümlichkeiten der selben — auch über die Schriftentwicklung der späteren Zeit — Aufklärungen zu geben, nach welchen man in Büchern vergeblich sucht. Am besten wäre es daher, wenn ein Gelehrter, welcher an einer klassischen Stätte lebt und wirkt, oder doch mindestens einer, der als Reisender und Herausgeber größerer Sammlungen ausreichende Erfahrung gewinnen konnte, sich entschließen würde, eine Einführung in die griechische Inschriftenkunde zu verfassen. Bis dahin wollen wir aber Larfelds Werk als willkommenes Hilfsmittel mit dem Dank benutzen, der ihm gebührt.

Prag. Heinrich Swoboda.

E. Hoffmann, Die Aufklärung im 5. Jahrhundert v. Chr., Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, herausg. von G. Lambeck, II, 2. Leipzig (Teubner), ohne Jahresangabe. 40 ℳ.

Das Heft gehört zur zweiten Reihe der von Gustav Lambeck herausgegebenen Quellensammlung, ist also dazu bestimmt, reiferen Schülern Gelegenheit zu geben, geschichtliche Erkenntnis unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen und in Vorträgen oder kleinen Abhandlungen zur Darstellung zu bringen. Doch hat der Herausgeber mit pädagogischem Takt den Weg zum Verständnis des Inhalts geebnet nicht nur durch die das Wesen der griechischen Aufklärung kurz beleuchtende Einleitung und durch Anmerkungen, welche Seite um Seite den Text begleiten, sondern auch durch verstreute, am Schluß noch einmal zusammengefaßte und ergänzte Literaturnachweise. Diese Hilfsmittel scheinen hier sehr am Platze zu sein; denn es ist in der Tat für einen wissenschaftlichen Neuling keine leichte Aufgabe, von der Geistesrichtung, die wir die Aufklärung nennen, aus den mannigfachen Äußerungen und bunten Spiegelungen ein einigermaßen zutreffendes Bild zu gewinnen. Hoffmann hat auch durch eine geschickte Auswahl und Gruppierung der Stellen alles getan, um die Arbeit zu erleichtern. Er teilt den gesamten Quellenstoff in vier Abschnitte und bietet 1. die Begründung der Aufklärung durch die Philosophie, nämlich die Sätze des Leukippos, Demokritos und Diogenes von Apollonia, 2. die Lehren der Sophisten als der berufsmäßigen Träger der Aufklärung, 3. die Aufklärung im Spiegel der Dichtung des Euripides und Aristophanes, 4. die grundlegenden Gedanken des Sokrates als des wahren Aufklärers. Es scheint, als ob die Enge des zur Verfügung stehenden Raumes eine Beschränkung auf das Notwendigste verlangt hat, denn man vermißt, wenigstens in den beiden ersten Kapiteln, vieles, was zum Verständnis der Aufklärung dienlich wäre. Aufklärung bedeutet ja nicht bloß, wie in der Einleitung gesagt wird, die Befreiung von Vorurteil und Aberglauben — dem widerspricht schon die Auffassung des Sokrates als des wahren und echten Aufklärers — unter Aufklärung verstehen wir vielmehr jene Geistesrichtung, die in der Überzeugung von der unbegrenzten Macht der Vernunft wurzelt, die alles Geschehen von der Vernunft herleitet und durch die Vernunft zu erklären

sucht. Dann aber gehört zu den Philosophen der Aufklärung auch Anaxagoras, dessen Nuslehre ein neues Prinzip in das griechische Denken einführte, ein Prinzip, an das dann die mit Sokrates anhebende Entwicklung in fruchtbarer Weise anknüpfte. Es gehört auch Diogenes von Apollonia dazu, aber nicht sowohl mit der von Anaximenes entlehnten Lehre vom Urstoff, sondern vielmehr mit seiner charakteristischen teleologischen Naturauffassung. Und bei den Sophisten darf man nicht die großen positiven Leistungen in der Begründung mannigfacher Wissenschaften, der Ethik, der Staatslehre, der Erdkunde, der Grammatik, übergehen. Besonders erwünscht wäre — da die Lektüre von Platons 'Protagoras' nicht vorausgesetzt wird — der Abdruck des Mythus des Protagoras, der fast nur echtes Lehrgut enthält, ferner des Prodikos' Apolog 'Herakles am Scheideweg' und vor allem Abschnitte aus Antiphons *Περὶ ὁμονοίας* und aus den ethischen Betrachtungen des Anonymus. Denn die Erörterungen dieser beiden Sophisten enthalten recht beachtenswerte Versuche, die Ethik auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Gewiß, Hoffmann deutet gelegentlich in den Anmerkungen fast auf alle diese Dokumente griechischer Aufklärung kurz hin, er erwähnt die Lehre des Anaxagoras, sucht das Urteil über die Sophisten zu klären, lobt die Moral des Prodikos. Aber diese Bemerkungen genügen nicht. Ist das Heft dazu bestimmt, dem Schüler zur selbständigen Erarbeitung einer geschichtlichen Erkenntnis den Weg zu weisen, so sind ihm die uns erhaltenen Überlieferungen, nicht fertige Urteile, vorzulegen. Gerade in der eigenen Urteilsbildung liegt der erziehliche Wert einer solchen Arbeit. Darum würden wir gern auf manche geistreiche und gelehrte Anmerkung verzichten, wenn im Text auch die aufbauenden Leistungen der Aufklärer, nicht bloß ihre niederreißenden, zu breiterer Darstellung kämen.

Zum Schluß seien noch ein paar Einzelheiten aufgereiht. Der Gesichtspunkt, daß das Heftchen für die Hand des Schülers bestimmt ist, muß strenger gewahrt werden. Ausdrücke wie 'eine Epoche teils empiristisch, teils rationalistisch bestimmter Philosophie' gehen über die Fassungskraft des Schülers hinaus, die Zitate aus Kuno Fischer und Eduard Meyer (in der Einleitung) bedürfen der Quellenangabe, der Hinweis auf Platons Sophistes (S. 5 Anm. 1) scheint zwecklos, Namen wie Montaigne (S. 5), Bentham (nicht Bendham) (S. 7) verlangen einen Zusatz. Die Bedeutung von Tritogeneia (S. 4) müßte erläutert werden. Ferner: Demokrits Frg. 125 ist im zweiten Satz nicht zu verstehen ohne die Angabe, daß sich damit die Sinne gegen den Verstand wenden. Frg. 154: Warum wird 'das Flicken' fortgelassen und warum wird nicht einfach 'den Singvögeln, dem Schwan und der Nachtigall' gesagt? Frg. 297: Der Satz erhält nur dann einen Sinn, wenn man unter *κακοπραγμοσύνη* mit Diels und Nestle einen unsittlichen Lebenswandel versteht. Frg. 83: warum ist vor *ἀμαθίη* der Artikel unterdrückt und damit das Verständnis erschwert? Frg. 251: Die Übersetzungen bei Diels und Nestle sind glatter und verständlicher. Protagoras Frg. 3: Die gegebene Übersetzung ist unklar. Protagoras will offenbar sagen, daß der Unterricht allein nicht genügt, sondern eine natürliche Begabung als Voraussetzung und eine fortgesetzte Übung als Ergänzung nötig hat.

Protagoras Nr. 3: Die Übersetzung des ἥττων und κρείττων λόγος durch 'die schlechtere und bessere Sache' ist nicht zu billigen. Gellius N. A. V 3, 7 sagt richtig: pollicebatur se id docere, quanam verborum industria causa infirmior fieret fortior, also 'wie man einer schwächeren Sache zum Siege verhelfen könnte'. Die Tatsache, daß der Satz sehr bald eine Umdeutung erfahren hat, mag in einer Anmerkung erwähnt werden, darf aber die Übersetzung nicht beeinflussen. — Was soll der Schüler mit der kurzen Bemerkung (S. 9 Anm.) anfangen? — Zu S. 14 Anm. 1: Daß Rousseaus und Hobbes' Staatslehren in Kant ihren Überwinder gefunden haben, ist sachlich nicht zu rechtfertigen. Im Gegenteil, Kant steht in der Frage nach dem Ursprung des Staates auf Hobbes' Standpunkt. Wenn auch nicht ein bellum omnium contra omnes, so soll doch ein potentieller Kriegszustand anfänglich geherrscht haben. Und auch die Behauptung, daß der Staat durch einen Vertrag entstanden sei, ist nach Kant nicht falsch, nur soll man den Vertrag nicht als ein historisches Faktum, sondern als eine Vernunftidee ansehen. Gründlich aufgeräumt mit dieser Anschauung hat eigentlich erst Eduard Meyer, der in der Gesch. des Alt. I² S. 11 die kühne, aber richtige Theorie aufstellte, daß der Staat nicht nur begrifflich, wie Aristoteles meinte, sondern auch geschichtlich früher ist als der Mensch. Auch in der Bestimmung des Staatszweckes ist Kants Standpunkt überwunden, und zwar schon durch Fichte. Während Kant noch die Aufgabe des Staates in dem Schutze des Einzelnen gegen äußere und innere Gewalt erschöpft sieht, hat Fichte in der Not des Vaterlandes sich zu der platonisch-aristotelischen Auffassung emporgeschwungen und den Staat als höchsten Kulturträger betrachtet, dem die Förderung der materiellen und geistigen Wohlfahrt jedes Staatsbürgers obliegt (vgl. Zeller, Vortr. und Abh. I 153). — Zu S. 23 Anm.: Eine 'offizielle Religionslehre' gab es in Athen nicht, nur einen staatlich geordneten Kultus. Der athenische Staat übte keinen Bekenntniszwang, aber verlangte Befolgung der religiösen Bräuche. Wenn daher der Ankläger dem Sokrates die Nichtanerkennung der staatlich sanktionierten Götter vorwarf, so verstand er darunter die Vernachlässigung der gottesdienstlichen Verehrung, nicht den religiösen Unglauben (vgl. Menzel, Unters. zum Sokrates-Prozesse). Was nun aber Sokrates' Gottesglauben betrifft, so bildet dieser bekanntlich eins der schwierigsten Probleme, und es scheint recht bedenklich, einem Schüler zu sagen: 'Sein Gott war die in seinem moralischen Bewußtsein gebietende Stimme.'

Adolf Busse.

W. L. Friedrich, Zu Cassius Dio 61, 10 und Seneca de constantia sapientis 9, 2. Ein Beitrag zur Erklärung der politischen Schriften des Philosophen Seneka. Darmstadt 1913. 40 S. 8.

Der Verfasser glaubt in seiner Dissertation Gießen 1909 dargetan zu haben, daß Senekas Schrift de constantia sapientis als politische Schrift anzusehen ist, die im Jahre 58 mit dem bestimmten Zweck geschrieben sei, zu politischen Angriffen auf seine Person, die in einer Delation des Suillius (Tac. A. XIII, 42) gegipfelt hätten, öffentlich Stellung

zu nehmen. Die vorliegende Arbeit soll die Resultate jener Schrift mit alten und neuen Gründen stützen.

Gewiß hat Seneka in seinen philosophischen Schriften persönliche Erfahrungen als Beispiele benutzt, und der gewandte Staats- und Hofmann wird auch in Schriften, die nicht den Stempel ihres Zweckes auf der Stirn tragen, niemals die Wirkung seiner Erörterungen auf seine Stellung außer acht gelassen haben, und wenn er z. B. *de vita beata c.* XVII auf den Einwurf: 'sein Leben im Überfluß widerstreite seiner Philosophie', die Antwort gibt, er sei ja nicht der (ideale) Weise und wolle es auch nicht sein, sondern bescheide sich damit, im Kampfe gegen seine menschlichen Unvollkommenheiten Fortschritte zu machen, so ist das gewiß ein persönliches Bekenntnis, und es liegt nahe, diese Stelle mit den von Tacitus a. a. O. erwähnten Angriffen in Verbindung zu bringen. Aber man darf deshalb nicht, wie Friedrich es tut, hinter allem politische Anspielungen wittern und diese als sicher hinstellen. Die Schrift *de constantia sapientis* würde wohl in das Jahr 58 passen, aber die Art und Weise, wie Fr. nun an vielen Stellen eine Selbstverteidigung Senekas gegen bestimmte Angriffe und Seitenhiebe gegen bestimmte Gegner nachweisen zu können glaubt, erregt Kopfschütteln. So behauptet er, überall da, wo politische Anspielungen auf Gegner Senekas gefunden werden, trete Seneka 'nicht als gewöhnlicher Mensch und Schriftsteller, sondern als ein den Durchschnittsmenschen überragender Sapiens und Prediger auf'. Stellen wie die oben angegebene aus einer anderen Schrift (*de vita beata*), die dazu nicht passen, sind nach Friedrich ironisch gemeint. Mit solcher Umdrehung der Wirklichkeit kann man alles beweisen. Friedrich liest in die Stellen hinein, was nicht darin steht. So sieht er in den IV, 1 genannten *potentes et imperio editi et consensu servientium validi* nicht etwa eine kennzeichnende Umschreibung (epexegesis) des Begriffes 'Machthaber', sondern drei verschiedene Klassen von Gegnern, nämlich die kaiserlichen Amici, die Senatoren und die kaiserlichen Freigelassenen, und führt aus, daß diesen Gruppen der Reihe nach einzelne Abschnitte der Schrift gelten. Das geht nicht ohne starke Gewaltsamkeiten ab. Diese Gleichsetzung geht dann bis in Einzelheiten. Z. B. Seneka führt Kapitel XIII aus, den Weisen berühre Mißachtung reicher Leute ebensowenig wie die eines Bettlers, und es kümmere ihn nicht, wenn der Perserkönig oder ein Attalus von Asien seinen Gruß nicht erwidere. Der *rex Medorum* ist nach Friedrich ein bestimmter Freigelassener, vermutlich Doryphorus, der auf diese Weise ironisch dafür gestraft wird, daß er Senekas Gruß nicht erwidert hat. Für solche und andere Deutungen allgemeiner Beispiele finde ich nirgends eine haltbare Stütze.

Der zweite Teil handelt von der Stelle Dio Cass. 61, 10, die sich in gehässiger Weise mit Seneka beschäftigt. Friedrich sucht nachzuweisen, daß ihr eine Anklage des Suillius zugrunde liegt, und daß sie im wesentlichen übereinstimmt mit *Tac. ann.* 13, 42 und mit dem, was aus der Schrift *de constantia sapientis* erschlossen werden kann.

Soweit seine Behauptung letztere Schrift berührt, habe ich meinen Standpunkt schon oben angedeutet. Was das Verhältnis der Stelle des Dio Cassius zu Tacitus' Darstellung anbetrifft, so muß betont werden —

was Friedrich allerdings auch wohl weiß —, daß Tacitus von einer förmlichen Anklage Senekas durch Suillius nichts weiß, andererseits Dio den Namen des Suillius überhaupt nicht nennt. Diese Anklage gegen Seneka hängt also wirklich in der Luft. Friedrich hilft sich auch hier mit einer Annahme, die in diesem Falle keine Billigung finden wird: Tacitus habe diese Delatio besonders aus Rücksicht auf die Familien der dabei beteiligten senatorischen Standesgenossen absichtlich verschwiegen.

Am Schluß verheißt der Verfasser, andere Schriften Senekas mit politischer Tendenz in einem zusammenhängenden Werke zu besprechen. Hoffentlich gelingt es ihm dabei, die von Seneka benutzten Gemeinplätze dieser philosophischen Literatur schärfer von dem Persönlichen zu scheiden.

Lingen (Ems). Th. Düring.

---

1) Karl Robert, Die Spürhunde. Ein Satyrspiel des Sophokles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. 24 S. 60 ₰. — Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwei Tafeln, zwölf Textabbildungen und zwei Vignetten. Ebenda 1913. 43 S. 1,20 ℳ.

Nur aus dem Grunde wird die allbekannte und allgerühmte Übersetzung Roberts hier erwähnt, weil inzwischen eine zweite Auflage von ihr erschienen ist, die aus dem Heft ein Büchlein gemacht hat; denn es ist nicht nur mit hübschen Bildern von der Lauchstädter Aufführung her geschmückt — nur das den kleinen Hermes darstellende (S. 33) erzielt nicht die beabsichtigte Wirkung — und um ein gelehrtes Nachwort über jene Aufführung vergrößert, sondern enthält vor allem eine Ergänzung der Lücken des Stückes und eine freie Hinzudichtung des Schlusses, über deren Bedeutung das Vorwort unterrichtet. — Zu einer eingehenden philologischen Kritik, wie sie diese Übersetzung verlangt, fehlt es dem Referenten jetzt an Zeit.

2) N. Wecklein, Ausführlicher Kommentar zu Sophokles Philoktet. München 1913. J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung (Schöpping). 82 S.

Wenn ein Kenner der tragischen Sprache wie Wecklein einen Kommentar schreibt, 'um dem Lehrer die Vorbereitung zu erleichtern und die Unterlage für eine selbständige Interpretation zu bieten', so kommt gewiß etwas Nützliches heraus; als notwendig wird man ihn aber nicht bezeichnen können. Zwar umspannen die Kapitelüberschriften (I. Vorbemerkungen, II. Der Philoktetmythus vor Sophokles, III. Der Mythus bei Sophokles, IV. Anmerkungen zu einzelnen Stellen, V. Dramaturgie, VI. Philoktet in anderen Dramen und in der Kunst) ein weites Gebiet, aber die Betrachtungen über das Stück gehen nicht genug in die Tiefe — wie charakteristisch gleich der erste Satz: 'Von den Stücken des Sophokles erscheint der Philoktet manchen als das beste und schönste; jedenfalls gehört dieses Drama zu den anziehendsten (!)...' — und die Anmerkungen zu den einzelnen Stellen erscheinen oft willkürlich ausgesucht oder geformt: Was für einen Wert hat etwa die 'Erklärung' von V. 7 '*πόδα*: "Akk. der Beziehung" ist keine zutreffende Bezeichnung', was nützt es dem Lehrer, wenn er zu V. 525 erfährt: 'An *καίρι' ἐκπονεῖν* hat schon

Hermann gedacht' — und weiter nichts? Auch an Falschem fehlt es nicht: von einer Verteilung der Strophen auf Halbchöre, wie sie Hermann für V. 201 ff. ohne Grund ansetzte, sollte doch heute nicht mehr gesprochen werden, und wenn die geringe Zahl der Stasima — das Drama besitzt ja nur ein einziges — damit begründet wird, daß Philoktet die Bühne so selten verläßt, so wird das durch den Vergleich mit der 'Medea' widerlegt: vielmehr haben wir hier ein charakteristisches Zeugnis für die Veränderung der Chortechnik.

Charlottenburg. Walther Kranz.

---

1) Paul Lehmann, Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters. 25 S.
2) Goswin Frenken, Die Exempla des Jacob von Vitry. Ein Beitrag zur Geschichte der Erzählungsliteratur des Mittelalters. VI und 154 S. (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters. Begründet von Ludwig Traube, herausgegeben von Paul Lehmann. V. Band, 1. Heft.) München 1914. Beck. 8,50 ℳ.

Die von Ludwig Traube begründete Sammlung von Monographien zur mittellateinischen Philologie erscheint vom V. Bande an unter der Leitung des Münchener Privatdozenten Paul Lehmann. Das gibt dem neuen Herausgeber Veranlassung, einige allgemeine Betrachtungen vorauszuschicken. Er verfolgt die Entwicklung des Begriffs und des Namens 'Mittelalter', der schon im 15. Jahrhundert als media tempestas bei italienischen und deutschen Humanisten begegnet, aber erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts häufiger wird, bis er 1644 von dem holländischen Theologen und Historiker Gisbert Voetius zuerst bei planmäßiger Einteilung der Geschichte verwandt und dann am Ende des Jahrhunderts durch die Lehrbücher von Horn und Cellarius weiter verbreitet wurde. Daran knüpft Lehmann einen Überblick über die Geschichte der mittellateinischen Philologie von Konrad Celtes, der 1501 die Gedichte der Hrotsvit herausgab, bis auf die Gegenwart, die von der Romantik angeregte Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts, an dessen Ende Ludwig Traube das selbständige Studium der literarischen Kultur des lateinischen Mittelalters begründet hat.

Außer dieser programmatischen Einleitung enthält das selbe Heft noch eine Spezialarbeit von Goswin Frenken über die Exempla des Jacob von Vitry. Wie die volkstümliche Predigt des Mittelalters durch Exempel, Gleichnisse, Erzählungen das Interesse der Hörer zu fesseln bestrebt war, ist jedem Deutschen aus einem späten Nachhall bekannt, aus der Kapuzinerpredigt in Schillers Wallenstein, die einem in der mittelalterlichen Tradition stehenden, erfolgreichen Kanzelredner des 17. Jahrhunderts nachgebildet ist. Frenken nimmt nicht von diesem modernen Beispiel seinen Ausgang, sondern geht den historischen Weg. Er sucht den Ursprung des Exemplum auf in der antiken Rhetorik und der von ihr bestimmten christlichen Beredsamkeit. Auf diesen allgemeinen Teil folgt ein besonderer, der die Quellen und die Bedeutung der Exempla des Jacob von Vitry untersucht. Der nordfranzösische Geistliche, der in den Jahren 1211 bis 1216 in Frankreich und Belgien als Kreuzprediger umherzog, dann nach Palästina reiste und später bis zu seinem Tode (1240) als Kardinalbischof in Italien wirkte, hat nach seiner Rück-

kehr aus dem Orient die Predigten verfaßt, in denen die hier behandelten Exempla stehn. Seine Stoffe entnahm er nur teilweise schriftlichen Quellen, zum größeren Teil mündlicher Tradition. Solche Legenden, Novellen, Schwänke lebten im Volke; der Kleriker wie der Spielmann schöpfte aus volkstümlicher Quelle. Kein Wunder, daß sie ihrerseits die weltliche Literatur wie die Predigt in der Volkssprache befruchteten. Von solcher Wechselwirkung zeugen Fabeln und Anekdoten in den Predigten Geilers von Kaisersberg und Abrahams a Sancta Clara, in den Fazetiensammlungen des ausgehenden Mittelalters bis auf Johannes Paulis 'Schimpf und Ernst'. Im letzten Teil seines Buches weist Frenken dies nach mit dem Abdruck der Exempla aus den *Sermones communes* des Jacob von Vitry und Einzelangaben zur Motivgeschichte.

Frankfurt a. O. P. Stachel.

---

1) Die neuphilologische Lehrerbibliothek. Ein Verzeichnis meist neuerer Werke für das Studium und die Praxis sowie guter Lehrmittel und der meisten Sammlungen von Schulausgaben, zusammengestellt von einem bayrischen Neuphilologen. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1913. 32 Seiten, ohne Preisangabe.

Obgleich die rührigen Verlagsbuchhandlungen wie Weidmann, Velhagen und Klasing, Diesterweg, Teubner, Renger, Kühtmann, Dyk u. a. alljährlich ihre neusprachlichen Gesamtkataloge oder doch Verzeichnisse der Neuerscheinungen verschicken, so wird ein jeder Neuphilologe doch eine wohlfeile Zusammenstellung der brauchbarsten Hilfsmittel mit Freuden begrüßen. Sowohl bei der Einrichtung und Ergänzung der eigenen Bibliothek, als auch bei Vorschlägen für die Erweiterung der Anstalts- und Schülerbibliotheken, sowie bei der Auswahl der fremdsprachlichen Klassen- und Hauslektüre wird die Liste gute Dienste tun. Daß der erste Versuch des süddeutschen Fachgenossen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt und daß in jedem der sieben Kapitel (Methodik, Grammatiken und Lehrbücher, Phraseologie nebst Stil und Metrik, Lexikographie, Literaturgeschichte, Land und Leute des fremden Landes und seine Kultur, Schulausgaben) mehrere Lücken enthalten sind, ist wegen des beschränkten Raumes von zwei Bogen erklärlich. Teils sind die Werke in langjähriger kritischer Beobachtung gesammelt, teils im Unterrichte und im Privatstudium selbst erprobt; bei manchen Büchern ist eine kurze Bemerkung über den Inhalt oder die Brauchbarkeit hinzugefügt. Auch Phonetik, Anschauungsmittel, Handels- und Fortbildungsschulen und das Studium des Italienischen ist nicht vergessen.

Der sachkundige Herausgeber würde seine Fachgenossen noch mehr zu Danke verpflichten, wenn er die Liste durch Vermehrung der kurzen Charakteristiken und Hinzufügung der brauchbaren Neuerscheinungen bereichern und von Zeit zu Zeit neuauflegen lassen wollte.

2) G. Marseille und O. F. Schmidt, Englische Grammatik. 2. Aufl. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1913. XII u. 223 S. Geb. 2,50 ℳ.

Wenn von einer englischen Grammatik, deren erste Auflage im März 1912 erschien, nach 14 Monaten eine Neuauflage gedruckt wird,

so muß sie in Anbetracht der großen Fülle englischer Lehrbücher ein gewisses Aufsehen erregt haben. Dies trifft bei der vorliegenden Arbeit zu, und zwar hat sie dadurch Aufsehen erregt, daß sie nicht, wie manche moderne Grammatiken es tun, alle sprachlichen Erscheinungen nur vom englischen Standpunkte aus betrachtet, sondern die Sprachvergleichung mit der deutschen Muttersprache, dem Niederdeutschen und dem Französischen nach Möglichkeit verwertet, um durch diese historisch-psychologische Auffassung viele Schwierigkeiten dem Schüler verständlich zu machen.

Im ersten Teile, der Lautlehre, hatte der an zweiter Stelle genannte Verfasser gute Gelegenheit, sein erprobtes phonetisches Wissen und sein reiches Innenleben, um eine Wendung des Vorworts zu gebrauchen, zur Darstellung zu bringen. Mit weiser Beschränkung hat er sein Übermaß von phonetischen Regeln wider und wider gesichtet, so daß jetzt die ersten 50 Seiten etwas ganz Gediegenes bringen. Man weiß nicht, was man mehr anerkennen soll, die vorbildliche Korrektheit und Folgerichtigkeit oder die feinsinnigen Bemerkungen über das Entstehen der idiomatisch gefärbten Lautbilder. Manche Einzelheiten werden freilich nicht allgemeine Anerkennung finden, so z. B.: *equal* mit vollwertigem o; *confusion* gewissermaßen als eine Silbe (knfjūʒn) dargestellt; die Unterscheidung von nur zwei Stufen bei *we were*; die Widerholung der Musterwörter gleich darauf bei den Vokabeln; § 23, 2 *nahezu*, das zum Raten herausfordert; § 14, 2 *fought*, auf dem das Längezeichen fehlt (Druckf.); in § 41 fehlt *bury*; § 49 Anm. 3 ist das Komma heruntergerutscht.

Die Formenlehre (S. 59—84) ist wegen der Knappheit, die jeglichen Übergriff in das syntaktische Gebiet vermeidet, sehr übersichtlich; befremdend wirkt, daß die Hilfsverben nur in Verbindung mit *to take* im Konjugationsschema und nicht, wie üblich, auch einzeln vorgeführt werden. Ebenfalls fällt, dem Gymnasiasten sicherlich angenehm, auf, daß statt der englischen Bezeichnungen der Fürwörter und der Zeiten die lateinischen Namen in aller Vollständigkeit, *Pronomen determinativum*, *Passivum* u. a. gewählt worden sind.

In den letzten Teil, die Satzlehre, spielt die Phonetik insofern mit hinein, als durchweg der Bindebogen gesetzt wird, um das Einschleichen des deutschen Vokalansatzes zu bekämpfen. Noch mehr als in der Lautlehre ist hier die Sprachgeschichte zur Erläuterung herangezogen, und zwar nicht in langatmigen Betrachtungen, sondern kurz und bündig. Bei der Auswahl der Beispiele ist mit Recht darauf Bedacht genommen, daß die Sätze inhaltlich keine Schwierigkeiten bieten; manche freilich sind so schlicht und farblos, daß man sich kaum etwas dabei denken kann. In der Klasse bekommt man solche Sätze von den Schülern dutzendweise angeboten, ganz zurückweisen soll man sie nicht, sondern geschickt etwas umändern und annehmbar machen; aber in ein musterhaftes Lehrbuch gehören solche inhaltlosen Sätze nicht.

Im einzelnen habe ich mir angemerkt, daß der zehnte Druckbogen weniger sorgfältig gelesen ist; er erhält noch sechs Fehler, während die andern dreizehn Bogen fast fehlerfrei sind. § 160 Anm. *Spanish* und

Spaniards sind nicht wie *Scottish* und *Scotch* Doppelformen des Völkernamens, sondern Adjektiv und Substantiv. § 184 der unbestimmte Artikel hat mit *what* nichts zu schaffen; *what a fine day!* sind eigentlich zwei Ausrufe: *what!* und *a fine day!* Daher auch: *What fine weather!* Es steht also der unbestimmte Artikel nur dann, wenn er auch ohne *what* im Ausrufe stehen würde. § 206 würde ich zur größern Klarheit hinter dem Worte Verbalform eine Form *(the dog barks)* einschalten. § 298 statt *il réussit* wählt man besser eine andere Person, da *il* auch *es* bedeutet.

In § 303 tritt der Unterschied zwischen dem Infinitiv und dem Partizip nicht klar hervor. *When a boy, while fighting, if ill employed* sind einfacher als Reste von konjunktionalen Nebensätzen, in denen das Subjekt nebst der Verbalform von *to be* oder die Kopula ausgelassen ist, zu erklären und zu verstehen. §§ 337 und 281: Nach den Verben des Erwartens steht folgerichtiger das Futurum als der Infinitiv des Präsens. Ich würde daher für die Regel in § 281 drei andere Beispiele wählen. In § 362 ist bei der Gegenüberstellung von *it is* und *c'est-qui, que* auch die Abweichung im Gebrauche der Zeiten zu beachten. Im Französischen kann ich *c'est* bei jedem Tempus gebrauchen, aber nicht so *it is*. Beginne ich aber den Satz mit *c'étaient les Allemands qui,* so muß ich mit dem Imperfekt fortfahren. § 385: *before* ist weniger gleich dem französischen *il y avait,* das ich übrigens noch keine zehnmal gelesen habe, sondern es entspricht eher dem *avant.* § 377: Die oben erwähnte Stadt heißt nicht bloß *the above mentioned town,* sondern auch *the town mentioned above, the town referred to above.* § 176: *They said one to another* ist nicht die einzig übliche Wortfolge; heute noch habe ich gelesen: *The great powers said to one another.*

Ein deutscher und ein englischer Index erhöhen die Brauchbarkeit des empfehlenswerten Werkes. Wer gründlich grammatische Studien treiben will, der tue das getrost unter der Leitung von Marseille-Schmidt, deren Übungsbuch und Elementargrammatik mit Spannung erwartet werden.

3) Englische Satzlehre in Beispielen von Reinhold Bauch. Cöthen i. Anhalt 1913, Otto Schulze. VIII u. 147 S. Geh. 2,50 ℳ.

Diese aus Übungssätzen zu den am Rande kurz angedeuteten Hauptregeln bestehende Satzlehre eignet sich nicht zur ersten systematischen Durchnahme, sondern nur zur Widerholung und Einübung. Sie will dem Lehrenden für die unerläßlichen schriftlichen Übungen einwandfreies Material an die Hand geben, soweit sich ihm solches nicht aus dem Lesestoffe selbst bietet. Das Buch wird daher an solchen Anstalten mit dem größten Nutzen zu verwenden sein, an denen die Quellenwerke der Beispiele, Werke von Macaulay, Irving, Meiklejohn, Burnett und Dickens, gerade gelesen werden, sonst würde mancher Satz inhaltlich nicht erfaßt werden.

Auch zur Vorbereitung auf eine Prüfung dürfte diese eigenartige Syntax recht passend sein, zumal da manche Grammatiken mit den Bei-

spielen sehr kargen. Druck und Aufbau ist tadellos; der Preis scheint mir für eine Widerholungssyntax, die neben dem eigentlichen Lehrbuche gebraucht werden soll, im Vergleich zu andern ähnlichen Werken nicht eben billig zu sein.

Seite 16, 33 hat sich ein unberechtigtes e eingeschlichen: *in a low[e] voice.* In Kapitel II könnte der Gegensatz zwischen englischen und außerenglischen Titeln deutlicher hervorgehoben werden.

4) Englischer Anschauungsunterricht nach Gegenständen von Bernhard Teichmann, vereidigtem Dolmetscher beim Königl. Amtsgericht zu Erfurt. Verlag von B. Teichmann, Erfurt 1913. 109 S. Preis ungeb. 1,60 ℳ.

Das Gepräge der Teichmannschen Unterrichtsbücher, seiner für fünf Sprachen bearbeiteten 'Praktischen Methode' und seines französischen und englischen Anschauungsunterrichtes, ist Originalität und Natürlichkeit. Nach seiner Methode soll der Erwachsene, der über eine entwickeltere Auffassungsfähigkeit, ein geübteres Gedächtnis und größeres Verständnis als ein Kind verfügt, wie beim Erlernen der Muttersprache die Laute mittels des Gehörs auffassen und durch Beobachten der Gegenstände und Handlungen erraten und verstehen, also die selbe Methode, die Robinson anwandte, um den wilden Diener Freitag im Englischen zu unterrichten. In 50 teilweise äußerst ansprechenden Lektionen erprobt der praktische Verfasser diese Methode. Mit Hilfe von Streichhölzern macht er in der ersten Lektion 68 Zahlen und Gegenstände und beschreibt sie kurz. Das Tintenfaß, das Buch, die Schere, das Messer, die Lampe, die Geldsorten, Tiere, Werkzeuge, der Globus, ein Magnet, chemische und physikalische Versuche werden vorgeführt und beschrieben.

Wem es darum zu tun ist, schnell in das gesprochene Englisch eingeführt zu werden, dem sei dieser natürliche Anschauungsunterricht warm empfohlen. Die Aussprachebezeichnung ist teils überflüssig (thĕ, ĭs, ă, ŏf, ĭn), teils irreführend (thēre, hēre, thēy, kēy, dīne, pastīlles), auf keinen Fall ausreichend. Lieber hätte der Verfasser die Bindung durch einen Bogen bezeichnen sollen, um durch Vermeidung des Vokalansatzes eine natürliche Aussprache des Englischen zu erzielen. Der Preis ist gerade wie der Preis der 'Praktischen Methode' nicht gerade niedrig.

5) Lehrbuch der englischen Sprache von Prof. Dr. Johann Ellinger und Lektor A. J. Percival Butler. Ausgabe B. Für Mädchenlyzeen und andere höhere Töchterschulen.

III. Teil (für das 2. u. 3. Unterrichtsjahr). A Short English Syntax and Exercises. Wien und Leipzig bei F. Tempsky u. G. Freytag, 1913. 160 S. Preis geb. 2,40 K.

Der selben Verfasser 'Englisches Unterrichtswerk für Realgymnasien'.

V. Teil (für die VI. bis VIII. Klasse). A Literary Reader. Ebenda 1913. Preis geb. 5,70 K = 5 ℳ.

Wer wegen des bescheidenen Titels '*Short Syntax*' meinen sollte, es stecke nur ein winziger, unbedeutender Abriß darunter verborgen, der befände sich gewaltig im Irrtum. Dem Umfange nach ist die Sprachlehre, die den ersten Teil des Buches (S. 11—79) umfaßt, zwar kurz, der Qualität

nach aber bietet sie ein mit beachtenswerter Sachkenntnis gesiebtes und auserlesenes Material. Ich wüßte kein ähnliches Werk zu nennen, dem es an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit nachstände. Gewinnbringend wird es vor allem für solche Studierende sein, die durch Latein, Griechisch oder Französisch grammatisch geschult worden sind.

Voraufgeschickt (S. 1—10) ist eine sprachgeschichtliche Einleitung, die über die germanische Lautverschiebung, den Wortschatz und die Schreibung des Neuenglischen handelt. Der zweite Teil (S. 80—109) enthält 14 *reading Exercises* und teilweise im Anschluß an diese 24 *translation Exercises.* Viele dieser Übungen sind sonderbarerweise andern englischen Lehrbüchern (Görlich, Edward, J. Schmidt, Plate-Kares, Deutschbein) entnommen; daher finden sich unter den Übersetzungsstoffen einige alte Ladenhüter, für die mit Leichtigkeit frische, zugkräftige Ware eingesetzt werden könnte.

Bemerkenswert und eigenartig ist das Bestreben der beiden Verfasser, systematisch auf den Gebrauch der englischen Sprache selbst beim grammatikalischen Betriebe hinzuarbeiten. Zu diesem Zwecke geben sie sämtliche Überschriften der Einleitung und der Syntax in doppelter Ausführung; sodann fügen sie die 180 Regeln der Sprachlehre am Fuße der Seite unter dem Striche in englischer Fassung hinzu; außerdem bringen sie in einem Anhange von 37 kurzen Abschnitten eine Widerholung der Formenlehre auf Englisch, und schließlich unterweisen sie auf den letzten zehn Seiten den Schüler in *'Letter-writing'*.

Im einzelnen sei noch bemerkt, daß Ausnahmen und Spitzfindigkeiten wie *in the autumn* und *on the Sunday* (§ 21, 4) in eine kurze Syntax nicht hineingehören. Ferner hätte man mehr Bedacht darauf legen müssen, den Verben die Präposition beizufügen, z. B. § 132, wo nur *to amount to, to rely upon* und *to wonder at* den präpositionalen Zusatz haben; warum soll er bei *to boast, to bow, to complain, to part, to turn* u. a. fehlen? Endlich sei noch hervorgehoben, daß die Sprachgeschichte und das Französische ausreichend und angemessen zur Erklärung von syntaktischen Schwierigkeiten herangezogen werden. Auf die Drucklegung ist die größte Sorgfalt verwendet worden, so daß kaum einige Versehen des Setzers stehen geblieben sind (S. 3, 5 und 120 bei *all*).

Das auf drei Jahre realgymnasialen Unterrichts berechnete Lesebuch der selben Verfasser bietet auserlesene prosaische und poetische Proben aus der englischen und amerikanischen Literatur seit dem 16. Jahrhundert, und zwar aus jedem Jahrhundert *Pictures from English History* und *Specimens of Literature.* Darauf folgt auf rund hundert Seiten ein Abriß der Literaturgeschichte in kurzen, markanten Charakteristiken der Abschnitte und 54 Lebensbeschreibungen der hervorragenden Autoren. So bergen die gesamten 158 Stücke des Lesebuches einen reichhaltigen Stoff, der für drei Jahre vollauf ausreicht, zumal nebenbei doch der eine oder der andere Klassiker gelesen werden muß; denn die zwei Proben aus dem 'Kaufmann von Venedig' und 'Julius Cäsar' sind für diese Stufe nicht ausreichend. Ein Abiturient, meine ich, muß mindestens zwei Dramen von Shakespeare unverkürzt gelesen haben. Durch den Fort-

fall dieser 37 Seiten füllenden Bruchstücke würde auch der Umfang und der Preis vermindert werden. Das soll nicht etwa heißen, als ob der Preis des schön ausgestatteten Buches an und für sich, das mit 28 Bildern und 6 Karten geschmückt und belebt wird, zu hoch wäre; aber für ein Schullesebuch, das eine weite Verbreitung erhofft und verdient, kann der Preis von 5 *M* bei manchem Berater und Vater ein Hindernis bedeuten. Der Druck ist deutlich und zuverlässig; Mängel sind mir aufgestoßen S. 21, 16 *admitted*; S. 40, 42 *should*; S. 231 falsche Zählung. In der Anmerkung zu S. 325, 47 würde ich *gaping pig* mit 'grunzend Schwein' und nicht mit 'Schweinskopf auf der Tafel' übersetzen.

Beide Werke, die gedrängte Syntax sowohl wie das reichhaltige Lesebuch, können als hervorragende Neuerscheinungen angelegentlichst empfohlen werden.

6) Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Verlag von F. Tempsky in Wien u. G. Freytag in Leipzig.

1. Sesame and Lilies by John Ruskin. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Johanna Bube. Mit einem Titelbilde und vier andern Abbildungen. 1913. 147 S. Preis geb. 1,50 *M*.

2. Selections from Ruskin. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Rudolf Richter. Mit dem Porträt Ruskins. 1913. 163 S. Preis geb. 1,50 *M*.

Als der geistvolle Spötter Lukian um die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts seinen Fischer den Philosophenköder von der sonnigen Akropolis herabwerfen ließ mit den Worten: 'Ihr sollt jeder einen Sesamkuchen haben', hat er sich sicherlich nicht träumen lassen, daß 17 Jahrhunderte später ein Sprosse des rauhen Kaledoniens diesen Ausruf einer volkserzieherischen Schrift als Motto voraufschicken würde. Der aus dem alten arabischen Zauberkorn Sesam gebackene Kuchen stand im Rufe, verborgene Pforten erschließen zu können. So öffnet sich in dem Märchen Ali Baba und die vierzig Räuber auf die Zauberformel 'Sesam, Sesam, tu dich auf!' die Pforte der Räuberhöhle. Ruskin will in seinem Sesame die Türen zu den Schatzhäusern von Königen erschließen. Wer die Gabe hat, ein gutes Buch richtig zu lesen, besitzt damit den Sesamschlüssel für die Schatzkammern der großen Denker aller Zeiten. Die Barteinschnitte dieses Zauberschlüssels sind beharrlicher Fleiß, ein verständnisvolles Herz und eine mitfühlende Phantasie. Ruskin singt also das Lob der guten Lektüre *(well-directed moral training and well chosen reading)* durch die Beantwortung der Frage: *Why, how, and what to read?*

Ich wüßte nicht, was man neben den klassischen Meisterdramen der reifen Jugend als köstlichere und gedeihlichere Geistesnahrung empfehlen könnte. Das selbe gilt, vor allem für die Bildungsanstalten der weiblichen Jugend, für den zweiten, 'Lilien' betitelten Vortrag, in dem Ruskin mit glühender Begeisterung von der sittlichen Höhe redet, zu der die menschliche Natur, und speziell das Frauengemüt, sich emporschwingen kann. So handelt Kap. 56 ff. von den edlen Frauengestalten bei Shakespeare, Scott, Dante, Homer, Sophokles und Äschylus.

Das zweite Bändchen, eine Auswahl aus Ruskins Werken, zergliedert sich in drei Teile von je 40 Seiten, die seiner *Autobiography,*

den *Modern Painters* und den *Stones of Venice* entnommen sind. Der erste Teil, der nach Form und Inhalt die wenigsten Schwierigkeiten bietet, führt den Leser in den Bildungsgang des ungemein belesenen Philosophen und in die nachher behandelte Materie ungezwungen ein. So versteht man die Eingangsstücke des zweiten Teiles besser, wenn man weiß, daß Ruskin dabei den Nebenzweck verfolgt, dem bisher verkannten Turner zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen und den Nachwuchs auf die italienischen Künstler vor Raphael hinzuweisen; wenn man ferner weiß, daß er bezweckt, eine Psychologie der Naturphänomene zu entwerfen und zu begründen. Für den Gymnasiasten wird besonders das Kapitel *'The Classical Landscape'* anziehend sein, in dem er die Landschaftsschilderungen bei Homer mit den Naturbildern bei Keats und andern modernen Dichtern vergleicht. Dieses Kapitel erinnert in Darstellung und Inhalt an Lessings Laokoon. Der dritte Teil ist der schwierigste; die ersten sechs Sätze des ersten Stückes umfassen beispielsweise nicht weniger als 100 Zeilen. Der Inhalt geht von der Entwicklung der südlichen Gotik aus und sucht die Begriffe Gotik und Renaissance zu vertiefen; er soll ein Versuch sein, eine Psychologie der Baukunst zu entwerfen. Gotik ist ihm der Ausdruck alles dessen, was in einem Volke fruchtbar ist an innerm Antrieb und Streben, an Vorstellungen, Kraft und Wollen; Renaissance bedeutet verstandesmäßige Aneignung fremder geistiger Bildung, ist Wissenschaft statt Kunst, Fertigkeit nach festgesetzten Mustern, handwerksmäßige Ausführung vorgefundener Entwürfe längst entschwundener Zeitalter und Lebensbedingungen. In der Gotik hingegen pulsiert warme Schaffensfreude germanischen Geistes, und harmonisch verflicht sich dort das Können des einzelnen, so unvollkommen es auch sei, ins große Ganze (Einl. S. 8).

Man sieht, das ist keine Hauslektüre, das will in der Klasse gründlich besprochen sein, wenn es geistesbildend wirken soll. Ein erfahrener, kunstbegeisterter Lehrer, der die Jugend hinzureißen versteht, wird selbst die paar Bruchstücke aus Ruskin zu einem interessanten und fruchtbringenden Lesestoffe machen.

An dem Drucke und der Ausstattung der beiden Bändchen ist nichts auszusetzen.

Duisburg-Meiderich. Jos. Mellin.

Chronik des deutschen Krieges. Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen.

Diese von der bekannten Beckschen Verlagsbuchhandlung herausgegebene Kriegschronik stellt ein höchst dankenswertes und willkommenes Unternehmen dar. Sie umfaßt bis jetzt sechs Bände und reicht bis Mitte Juli 1915. Der Preis des Bandes (2,80 ℳ) darf mit Rücksicht auf die Ausstattung, Papier, Druck, Einband — dazu kommen gute Bilder der bekanntesten Heerführer und einige kleine Karten — als billig bezeichnet werden. Die Chronik erweist sich als umfassend, sachlich und zuverlässig. Band 2 und 6 bringen aus der Feder eines Fachmannes eine kurze, zweckmäßige Einleitung über den bisherigen Verlauf des Krieges

und die wichtigsten militärischen Ereignisse, Band 4 enthält zum Schluß ein umfassendes Personen- und Sachregister; dies soll in jedem weiteren vierten Bande fortgesetzt werden; denn natürlich ist das Unternehmen bei der längeren Dauer des Krieges noch auf eine ganze Reihe von Bänden berechnet. In Band 5 und 6 wird am Anfang ein kurzes Inhaltsverzeichnis gebracht, das erleichtert in angenehmer Weise die Übersicht und dürfte sich bei einer neuen Auflage auch für die früheren Bände empfehlen.

So stellt sich diese Chronik für den Forscher als ein höchst wertvolles und brauchbares Quellenwerk dar, es wird auch für Lehrer- und auch für Schülerbibliotheken, da doch in der Schule jetzt immer mehr Gegenwartsgeschichte und -politik getrieben werden soll, sehr erwünscht sein; aber auch der Privatmann und Vaterlandsfreund, der über die Ereignisse und Berichte der Tages- und Wochenblätter rückblickend in die Geschichte des großen Krieges sich vertiefen und die Vorgänge im Zusammenhang sich ins Gedächtnis zurückrufen will, findet hier eine gute Quelle der Belehrung und einen getreuen Führer.

Inzwischen sind mir auch Band 7 und 8 der Beckschen Chronik zur Besprechung zugegangen, sie besitzen, um es gleich vorweg zu sagen, die selben Vorzüge wie ihre Vorgänger: Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Eine vorangestellte Inhaltsangabe erleichtert die Übersicht. Band 7 führt die Ereignisse von Mitte Juli bis zum 20. August 1915: der Krieg jährt sich, er bringt den großen Vorstoß im Osten und den Fall der russischen Festungen Kowno, Nowo-Georgiewsk und Warschau, die Eroberung Polens. Dazwischen laufen diplomatische Verhandlungen und Intrigen: das zähe, erbitterte Ringen mit Amerika um die U-Boots-Frage und die Lusitania, die wohlgemeinten Bemühungen des Papstes um den Weltfrieden, während der Weltbrand immer weiter um sich greift, endlich der wertvolle Fund in den belgischen Archiven.

Diesen belgischen Gesandtschaftsberichten, die zuerst in der Norddeutschen Allgemeinen erschienen, dann vom Auswärtigen Amt in einer Sonderausgabe veröffentlicht sind, ist ein besonderer, ein Ergänzungsband gewidmet, mit Recht. An der Hand scharfsinniger und klarblickender Diplomaten erleben wir die ganzen politischen Vorgänge der Jahre 1905 bis 1914. Das Buch liest sich wie eine erschütternde Tragödie. Es ist die alte Fabel vom Schaf und Wolf, wobei Deutschland leider die Rolle des Schafs zufällt. Es ist der frevelhafte, durch Geschick und Glück begünstigte Versuch Eduards VII., Deutschland einzukreisen und dann zu überfallen — wie wir es jetzt erleben. Die Gesandten sind von der Böswilligkeit der Genossen und der Gefahr des Unternehmens für den Weltfrieden ebenso überzeugt wie von den harmlosen und friedlichen Absichten der deutschen Regierung und des deutschen Volkes. Um so schwerer ist damit die belgische Regierung belastet, welche sich trotz dieser klaren Erkenntnis den Vierbundsgenossen in die Arme geworfen und so tatsächlich die Neutralität schon längst gebrochen hatte. Was bedeutet dem gegenüber noch der rein formale Bruch der Neutralität von deutscher Seite, den noch dazu der Reichskanzler am 4. August ehrlich als Unrecht eingestand und durch die Not rechtfertigte? In aller Welt sind unsere Gegner in vollendeter Heuchelei als Beschirmer der

Freiheit mit diesem Geständnis deutschen Unrechts krebsen gegangen — leider mit Erfolg.

Stettin. Paul Meinhold.

---

1) K. Scheid, Methodik des chemischen Unterrichts. Handbuch des naturwissenschaftl. und mathem. Unterrichts, herausgeg. v. Geh. Oberregierungsrat Dr. J. Norrenberg, Bd. IV. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. 448 S. 10 ℳ, geb. 12 ℳ.

Das Thema der praktischen naturwissenschaftlichen Übungen, das mit den Bestrebungen des Handfertigkeitsunterrichts und der Frage der Arbeitsschule zusammenhängt, ist auch den Lehrern dieser die andere, mehr rein geistige Seite des Gesamtlehrstoffs pflegenden Zeitschrift nicht unbekannt. Auch Referent hatte an dieser Stelle schon einigemal darauf hingewiesen (vgl. N. F. Jahrg. 1, 1913, S. 750). In der Chemie haben diese praktischen Übungen insofern eine ganz besondere Bedeutung, als sie, historisch genommen, überhaupt die ersten praktischen Betätigungen auf dem naturwissenschaftlichen Unterrichtsgebiet darstellen; es hängt dies mit der Eigenart dieses Lehrfaches zusammen, aus der diese Übungen einfach mit Notwendigkeit emporwuchsen. Durch die in der letzten Zeit auf physikalischem und biologischem Unterrichtsgebiet eingetretenen, auf praktische Tätigkeit gerichteten Bewegungen erhielten auch die chemischen Übungen einen erneuten Impuls. Sie waren mehrfach Gegenstand der Beratung in Vereinsversammlungen, z. B. des Hauptvereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unt. (1912, Thesen von L. Doermer und E. Löwenhardt, vgl. Naturw. Monatshefte 1912 S. 385 u. 440) sowie der Groß-Berliner Ortsgruppe des selben Vereins (1908 u. 1913, Thesen von O. Ohmann, vgl. ebenda 1913 S. 373) und werden immer von neuem mit Eifer in Zeitschriften, Büchern usw. behandelt. Unter diesen Neuerscheinungen nimmt das vorliegende Buch einen hervorragenden Platz ein. In dieser 'Methodik', welche wichtige Fragen des chemischen Unterrichts behandelt und eingehende Vorschläge zur Behandlung des Lehrstoffes auf der Unter- und Oberstufe enthält, stehen die chemischen Schülerübungen im Mittelpunkt des empfohlenen Lehrverfahrens; sie sind nicht mehr wie früher wahlfrei, sondern dem Unterricht fest eingegliedert. Hiernach ist der größte Teil des Unterrichts in das Laboratorium verlegt, und der Demonstrationsunterricht gelangt hauptsächlich nur da zur Anwendung, wo die Schwierigkeit oder Gefahr eines Versuches die Schülertätigkeit ausschließt. Es nähert sich dieses Verfahren dem in Amerika üblichen, wo sich vielfach der ganze chemische Unterricht im Laboratorium abspielt. Eine moderne Hauptforderung, nämlich die, daß in der Chemie der Schüler gründlich mit den Stoffen selbst zu tun bekommt, und zwar vom ersten Anfang an, wird bei dem im verliegenden Buche eingeschlagenen Verfahren sicher gewährleistet. Dennoch wünschen wir nicht, daß unser deutscher Chemieunterricht allmählich in das amerikanische Verfahren hineingleitet. Schon weil die Gefahr naheliegt, daß durch Wegfall des fakultativen Praktikums eine Schmälerung des chemischen Gesamtunterrichts eintreten könnte; dann aber auch, weil in solchem Unterricht die großen unentbehrlichen Vor-

teile, die einen zur rechten Zeit und in richtigem Maße einsetzenden Demonstrationsunterricht hinsichtlich der Konzentration eigen sind, nicht zur Wirkung gelangen. Es fehlt denn auch nicht an Stimmen, die einem Zuviel der Übungen und einem Zuwenig des Demonstrationsunterrichts entgegen sind. Auch Referent hat zu dieser Frage noch einmal das Wort ergriffen in einem Aufsatz 'Noch einmal die chemischen Übungen an den Realanstalten' (Preußische Jahrbücher Bd. 161 Heft 1 S. 112, 1915). Im vorliegenden Buch wird man aber, gleichviel welche Stellung man in der Frage des richtigen Maßes der Schülerübungen einnimmt, einer großen Anzahl chemischer Übungen begegnen, die sachgemäß ausgewählt und zweckmäßig behandelt sind, und die sich jedem Unterricht gut eingliedern lassen. Hierin sehen wir den Hauptwert des Buches, und hierin stellt es eine Bereicherung des chemischen Unterrichts dar. Daß Referent sonst in grundlegenden Fragen der Methodik, z. B. in der wichtigen Frage der ersten Einführung und weiterhin in dem Aufbau des Lehrganges nicht mit dem Inhalt des vorliegenden Buches übereinstimmt, ist in einem Bericht der 'Zeitschr. f. d. phys. u. chem. Unterricht' (Jahrg. 27, S. 133 f.) eingehend erörtert. Referent möchte dies hier nicht noch einmal im einzelnen begründen, sondern erlaubt sich, auf diesen Bericht zu verweisen. Hier möchte Referent nicht diese Gegensätze betonen, sondern in erster Linie auf die Vorzüge des Buches hinweisen.

2) Fritz G. Müller, Theoretische Kapitel aus der Allgemeinen Chemie. Eine kurze Einführung in die wichtigsten chemischen Gesetze. Zürich 1913. C. Speidel. 44 S. 1,20 ℳ, geb. 1,50 ℳ.

Die kleine Schrift ist eine kurzgefaßte Zusammenstellung der wichtigsten Regeln oder Gesetze über Atom- und Molekulartheorie, Formeln und Gleichungen; Säuren, Basen und Salze; Gasgesetze; Bestimmung des Molekulargewichts, elektrolytische Dissoziation, Bestimmung des Atomgewichts, das periodische System, mit Erläuterungen. Sie entspricht ungefähr der 'Einleitung', wie sie früher allgemein in den Lehrbüchern der Chemie zu finden war und jetzt noch vielfach zu finden ist. Das chemische Gleichgewicht und das Massenwirkungsgesetz sind nicht mehr berücksichtigt. Die Anordnung ist klar und übersichtlich, doch sind einige Irrtümer unterlaufen; so S. 5 'die Moleküle bestehen aus mindestens zwei Atomen', hier sind die vielen Metalle nicht bedacht; ferner S. 38, gelegentlich der 'Hydrolyse' sollen die spurenweise vorhandenen Ionen des Wassers in einer Zyankaliumlösung 'unter der Einwirkung von Kalium entstanden' sein, und schließlich sollen 'nur noch die Ionen K und OH gelöst bleiben'.

Berlin. O. Ohmann.

Unterricht und Bildung

Ein Beitrag

von

Wilhelm Willige

Wider ertönen von vielen Seiten Forderungen, Rufe nach Neugestaltung oder wenigstens Neuordnung unseres höheren Schulwesens. Sie entspringen wohl überall der Hoffnung, der Krieg werde auch auf diesem Feld ein Vater neuer Dinge sein. In Erinnerung daran, wie wenig sie in ihrer Schulzeit von deutscher Art und deutschem Leben erfahren haben, fordern viele Angehörige der älteren Generation, daß man dem Deutschtum um jeden Preis einen größeren Raum innerhalb der Lehrpläne zugestehen möge, das ist wohl der am lautesten und allgemeinsten erschallende und widerschallende Ruf.

Es wird, ehe man an irgendwelche grundlegenden Änderungen geht, dienlich sein, sich auf die Ursprünge unsres heutigen höheren Schulwesens zu besinnen. Das bedeutet zugleich eine Besinnung auf den höchsten Gipfel, den dieses Schulwesen erreicht hat, — wir werden uns dieser Tatsache nicht verschließen dürfen. Denn das Ziel Wilhelm von Humboldts und seiner Helfer war in erster Linie, die Deutschen zu bilden, d. h. ganze Menschen aus ihnen zu machen. Eine Selbstverständlichkeit war es jenen Männern, daß es zugleich auch das fürs tätige Leben nötige Wissen zu vermitteln gelte. Humboldt selbst hat vorgelebt, wie man den höchsten Grad reiner Geistesbildung mit siegreicher Betätigung in der Zeit vereinen könne. Kurz, das große Ideal der Bildung war es, auf das hin Humboldt sein Werk schuf.

Wie steht es heute um das Ideal der Bildung? — Jedermann spricht von 'Bildung', und die überwiegende Mehrheit der Deutschen legt Wert darauf, zu den 'Gebildeten' zu gehören. Aber gerade weil diese beiden Wörter so viel gebraucht wurden, sind sie abgebraucht, abgegriffen wie alte Münzen. Nur wenige sind sich noch bewußt, daß dieses Wort ursprünglich soviel bedeutete wie 'Gestaltung', 'Formung'. Die meisten glauben gebildet zu sein, wenn sie sich einen mehr oder minder hohen Grad von Wissen und Fertigkeiten angeeignet haben und sonst friedliche, anständige Bürger sind.

'Es muß eine Eliteschule, eine Schule für die Auserlesenen geben, und dazu ist das Gymnasium berufen,' ist ein oft gehörter

Satz, und man kann dem Verlangen nach solcher Auslese nur freudig beistimmen. Fragt man aber weiter, welchem Ziel nun die Auserlesenen zugeführt werden sollen, so ist die allgemeinste Antwort: Wissenschaftlichkeit, Gelehrsamkeit.

Sind denn aber unsre Auserlesenen nicht eigentlich zu gut für bloße Wissenschaftlichkeit? Ist der Gelehrte wirklich die Blüte menschlicher Gemeinschaft? Muß nicht der tätige Mann — sei er nun Staatsmann, Seelsorger, Künstler, Lehrer, Richter oder was immer — noch weit mehr als nur wissenschaftlich gebildet sein? — Aber 'Wissen macht frei' sagt man, 'Wissen ist Macht'. — Wie vielen aber ist Wissen Ohnmacht, wie viele kommen vor lauter Wissen nicht zum Leben, zum ungeschmälerten Erleben der Dinge! Und wie viele macht es unfrei, d. h. unfähig, mit Leib und Seele zu handeln und mit voller Verantwortung einzutreten für ihr Handeln.

Hierauf sagt man wohl: 'Das Handeln des Menschen wird von der Pflicht vorgeschrieben; er tue seine Pflicht, für die wird er stets die Verantwortung übernehmen können! Unter Pflicht versteht man dabei, indem man sich wohl auf Kant beruft, das System von Vorschriften, Bestimmungen, Gesetzen, dem sich der Mensch als Staatsbürger, Familienglied und in seinem Beruf unterordnet. Hat der Mensch sich nun die nötigen Kenntnisse erworben und verbindet sie mit der gewissenhaften Erfüllung dieser Pflicht, so ist er gebildet. Dabei vergißt man aber, daß es noch eine viel höhere Art der Pflicht gibt: das innere Müssen, mit Kant zu reden: das moralische Gesetz in uns, oder mit Goethe: der Dämon, 'das Gesetz, wonach du angetreten an dem Tag, da du der Welt erschienen'[1]). Wer nicht dieses Gesetz kennt, wer nicht früh angeleitet wurde, auf diese innere Stimme zu hören, wird gerade den schwersten Lebensanforderungen gegenüber hilflos sein — mag er sich's nun eingestehen oder sich mit seinem Wissen und seiner 'Pflichterfüllung' notdürftig drüber weghelfen, drüber hinwegtäuschen. Auch Kants kategorischer Imperativ lautet ja nicht: 'Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit dem Prinzip der allgemeinen Gesetzgebung entspricht', sondern: 'daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann'. Wer sagt uns aber 'jederzeit', ob unser Wollen und Handeln so beschaffen ist? Kein geschriebenes Gesetz reicht da aus, wenn wir nicht die ungeschriebenen Gesetze in unsrer Brust zu lesen verstehen. Und gerade diese Fähigkeit erlischt so oft unter dem Einfluß heutiger Erziehung und 'Bildung', mag sie nun 'humanistisch' oder 'realistisch' heißen.

Suchen wir also das Wissen, das frei macht, suchen wir das Wissen, das Macht — oder besser Kraft ist! Suchen wir über das bloße Unterrichten hinaus zu bilden, d. h. zu gestalten. Erstreben

[1]) Vgl. Goethes 'Urworte'.

wir, daß die Zahl der Jünglinge immer geringer werde, die mit vollgepfropftem Gehirn, aber mit matter Seele die Schule verlassen.

Es scheint aber, als ob jene anfangs erwähnten nationalistisch gerichteten Reformforderungen im Grunde auch nur auf eine Ersetzung bisher üblichen Unterrichtsstoffes durch neuen abzielten. Aber mag ein Lehrplan noch so deutsch sein, wenn er nur Stoff vermittelt und nicht Kraft, so bildet er nicht.

Bilden aber heißt vor allem und gerade das entfalten und gestalten, was — mit Kleist zu reden — über alles Wissen hoch erhaben ist: eine Lebenseinheit zu schaffen, die vom sinnlichsten Trieb bis zum geistigsten Wollen, von der geringsten Gebärde bis zur höchsten Tat aus einem lebendigen Wesenskern her bewegt wird. Ein harmonisch gegliedertes Ganzes muß entstehen, dem alles Wissen, Erkennen, Ordnen, Zerlegen nur ein dienendes Hilfsmittel ist für Glauben und Lieben, Schauen und Schaffen.

Solche Bildung findet aber nur dort statt, wo ein oder einige zu bildende, bildsame Wesen gleichsam eingebettet sind in die Pflege eines ganz gebildeten Wesens, eingebettet wie der Embryo in den Mutterschoß, bis sie fähig sind auf ihren Füßen zu stehen und zu gehen, mit ihren Augen und Ohren zu schauen und zu vernehmen, mit eigner Seele die Nöte und Wunder der Welt zu erleben und mit eignen Händen sich weiter zu gestalten und an der Gestaltung des Schicksals ihres Volkes mitzuhelfen.

Will man also etwas Neues schaffen, so muß man hier beginnen. Es muß eine tiefere, festere Gemeinschaft zwischen Bildner und Zögling ermöglicht werden. Das wird aber nur gelingen, wenn erstens die Schar der gemeinsam zu Bildenden nicht zu groß ist. Auf der unteren Lebensstufe sollten nicht mehr als etwa zwanzig, auf der höheren nicht mehr als fünfzehn junge Menschen zu einer 'Klasse' vereint sein. Die erste Vorbedingung hierzu ist, daß die Stadtgemeinden aufhören, die Schulen als Geschäftsinstitute oder gar als Einnahmequellen zu betrachten, und folglich den Schulleiter als den tüchtigsten zu würdigen, der jährlich die meisten Schüler in die unterste Klasse seiner Anstalt aufnimmt. 'Schule' kommt von *σχολή*, das bedeutet Geschäftslosigkeit! Aber man schaudert, wenn man sich einmal überlegt, wie vieles in unsrem höheren Schulwesen von der Geldfrage abhängig gemacht wird.

Und zweitens müssen wir abkommen vom Fachlehrersystem. Möglichst viele Jahre hindurch muß die Ausbildung einer Klasse in der Hauptsache einer Hand anvertraut sein. Unterricht kann wohl zur Not heute der, morgen jener erteilen, Bildung kann nur gedeihen, wo Bildner und zu Bildendes sich eng ineinander gelebt haben[1]).

[1]) Es dient zu nichts, wenn unsre Schüler lernen, sich von 8—9 diesem, von 9—10 Uhr jenem und von 10—11 einem dritten Lehrer anzuschmiegen usf., Lehrern, deren jeder obendrein nur eine sehr teilhafte Kenntnis eines jeden

Erst wenn diese Vorbedingungen geschaffen sind, hat es Sinn, aufs neue die Nahrung zu erwägen, die man dem jungen Menschengeiste zuführen will.

Natürlich wird der Bildner dann eine ganz neue Stellung, wie zum Zögling, auch zu dieser geistigen Nahrung einnehmen müssen.

Wer z. B. die Jugend in das Leben der Natur einführen will, muß — über die bloße sichre Naturkenntnis hinaus — eine starke Liebe zur Natur als Ganzem hegen; gilt es doch, über das Untersuchen des Berechenbaren und Erforschlichen hinaus zur Verehrung des Unerforschlichen und Unberechenbaren zu führen; wichtiger als Kenntnis des festen Systems, in das der Verstand die einzelnen Dinge eingeordnet hat, als seien sie nur beharrende, seiende Summanden und Faktoren, ist Erlebnis des dauernd Bewegten, des Werdens und Vergehens: jenes unterrichtet, speist das Gehirn, dieses nährt den ganzen Menschen als Lebewesen, bildet. Hier wie überall muß Goethe dem Deutschen Vorbild werden: gewiß ist selten einer so wie er beflissen gewesen, die Natur zu erforschen und zu erkennen, aber erkennen war für ihn immer zugleich erstaunen vor dem Wunder und der Schönheit der Schöpfung und ein Ergriffensein von ihrer rätselhaften unbesiegbaren Notwendigkeit, von der auch der geistigste Mensch umfaßt und abhängig ist.

Um den Verstand als eine der menschlichen Kräfte zu üben, haben wir die Mathematik. Auch logische Übungen sollen nicht verworfen werden. Aber immer gilt es sich bewußt zu bleiben: dies ist Mittel, nicht Zweck. Verstand als Tyrann ist Vampir.

Grammatik wird in dem Maße wertvoll sein, wie sie Einblick in das Leben gewährt, das die Sprache im Mund eines ganzen Volkes in seiner geschichtlichen Entfaltung führt; sie möge bestrebt sein, fühlen zu lassen, daß in der Sprache die Seele eines Volkes lebt. Das wird desto möglicher werden, je enger die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Betrachtungen mit den sprachlichen verknüpft werden.

In der Geschichte (im weitesten Sinne, also z. B. auch in der Literaturgeschichte) ist aller noch so gewissenhafte, ja geistreiche Tatsachenbericht toter Stoff, wenn man nicht die physischen und geistigen Kräfte spürt, die durch die Jahrhunderte hin aus den Menschen und auf sie wirken, und daß das große Geschehen, die Tat aus dem Menschen kommt, der Kräfte und Gegenkräfte, die sonst unvereinbar schienen, in seinem Sein verschmilzt (vgl. Bismarck, Napoleon, Goethe, Luther usw.).

Noch ein Wort zur Frage, ob man die antike Welt auch künftig als vornehmliche Bildungsmacht zu werten habe: Es wird

---

Schülers haben kann. Wir brauchen den überlegenen gebildeten Bildner, der jeden einzelnen der Zöglinge genau kennt, weiß, was in jedem einzelnen ist, und dies zu entfalten, zu gestalten, zu bilden strebt.

immer eine wenn auch kleine Schar Deutscher geben, in denen die Liebe zu Römern und Griechen schönste, deutscheste Früchte zeitigt. Und wenn es sich bewährt, daß der Deutsche künftig mehr als bisher die Gestaltung Europas, ja der Erde zu bewirken hat, so wird das viel schöner und vollkommener glücken, wenn es Deutsche gibt, in denen das Urbild des Staats- und Geisteslebens im bisherigen Europa[1]): die Entwicklung Roms zum Imperium sowie die hellenische Geisteskultur fortlebt. Die Geschichte des gesamten außerdeutschen Europas ist keine so ursprüngliche und starke Bildungsquelle für den neuen Deutschen wie die alte Kultur und Geschichte, und er wird die Erscheinungen des Mittelalters, besonders aber der Zeit seit der Renaissance ganz anders begreifen und ihren jeweiligen Wert oder Unwert erkennen, wenn er das bewußt oder unbewußt in ihnen wirkende Ur- und Vorbild kennt und liebt.

Die Forderungen nach größerem Raum für das Deutschtum können und müssen wohl auch für das Gymnasium anerkannt werden. Schon sind ja die Regierungen selber fast allenthalben am Werk, ihnen gerecht zu werden. Aber auf diesem Gebiet vor allem sollten, soweit es sich um historische Betrachtung handelt, die politischen Geschehnisse und die geistigen mehr als bisher nebeneinander und, wo es der Gegenstand erfordert, in innigem Zusammenhang dargestellt werden.

Aber nochmals: alle stofflichen Erörterungen sind sekundär gegenüber der Frage: Bildung oder Unterricht? Gewiß können wir nicht von heut auf morgen aus allen unsren Unterrichtsanstalten Bildungsanstalten machen. Aber wir können überall damit beginnen, einen Zustand herzustellen, der dem Sinn und Wesen der Bildung möglichst wenig widerspricht. Das heißt: wir müssen aus der Zeit der mehr oder minder großen Dezentration zu einer neuen Zeit der Konzentration hinüberzuschreiten streben (kleinere Klassen, möglichst wenig verschiedene Lehrer in einer Klasse, dadurch tiefere Gemeinschaft der Schüler einer Klasse und des Lehrenden mit dem Lernenden, eine Gemeinschaft, die am besten viele Jahre hindurch fortbesteht). Alle persönlichen Arbeitsplanwünsche der einzelnen Lehrer müßten sich diesem Gesetze gern unterordnen: dem Gesetze der Konzentration. So werden wir auch, wenngleich allmählich, aus einer Zeit des Unterrichts zu einer Zeit der wahrhaften Bildung gelangen, werden an Stelle einer unterrichteten, 'orientierten', belehrten oder gelehrten Jugend, in der wohl hin und wider einzelne Fälle von Bildung durch Zufall oder eigene Kraft vorkommen, eine an Geist und Leib gebildete, gefühls-, denk- und schaffensstarke Jugend erziehen.

---

[1]) Diese und andre weltgeschichtlichen Zusammenhänge weist die geist- und gehaltvolle Schrift 'Weltgesicht und Politik' von Erich von Kahler auf (Heidelberg, Weißsche Universitätsbuchhdlg. 1915).



Der märkische Philologe Caspar von Barth

von

Johannes Dräseke

Der Humanismus ist der große Wegbereiter und Förderer der Reformation gewesen. Seine Vertreter in Italien sowohl wie in Deutschland haben infolge ihrer liebevoll und begeistert eindringenden Beschäftigung mit den im Mittelalter vergessenen oder meist nur inhaltlich gewürdigten römischen und griechischen Klassikern den Männern der neuen Zeit in ihrem Kampfe gegen die Verweltlichung der römischen Kirche, die Verunstaltung ihrer Lehre, das vielfach schandbare Leben und die Unwissenheit ihrer Geistlichen die wirksamsten Waffen geliefert. Der allgemeine geistige und ästhetische Gehalt des Altertums war in den trüben Jahrhunderten vorher verloren gegangen. Männer wie Petrarca und Boccaccio erweckten diesen nach allen Richtungen, sie waren es, die ihren Landsleuten das klassische Altertum in erneuter Gestalt wider aufleben ließen. Nicht mehr auf den Inhalt der Schriftsteller allein lehrten sie diese jetzt sehen; die Formschönheit und von geläutertem Kunstgeschmack zeugende Vollendung ihrer Werke wiesen sie feinsinnig auf, sie zu verstehen und zu würdigen wurde jetzt zur Hauptsache. Petrarca zog eine Reihe verschollener lateinischer Schriftsteller aus dem Staube der Bibliotheken an das Licht des Tages, Boccaccio gewöhnte die Italiener wider daran, sich lieber in die heitere Götterwelt der Alten zu versetzen, als in die toten, geistlosen Spitzfindigkeiten des scholastischen Dogmas sich zu vertiefen. Der einseitig gefaßte Begriff des katholischen Priestertums trat nunmehr in den Hintergrund vor dem der Menschheit. Und ausgerüstet dachte man diese mit dem schönen Erbe, das Gott ihr an Verstand, Edelmut und Begeisterung gegeben; behaftet aber war sie freilich auch mit allen jenen Schwächen, wie Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Ruhmsucht, an denen wir so viele Humanisten, besonders Italiens, kranken sehen. Endlich einmal wider füllte doch das Altertum mit aller seiner Herrlichkeit den gesamten Gesichtskreis der damaligen Menschen, und dieser Umstand war von so tiefgreifender Wirkung, daß eine immer stärkere, bewußte Abkehr von der Kirche, ja vom Christentum eintrat. Die römische Kirche, die frühzeitig die Gefahr dieser Wendung erkannte, wußte bald die Begeisterung für das klassische Altertum zu dämpfen und zu ersticken. Es mußte ihr das um so leichter gelingen, als die Vertreter der neuen Geistesrichtung in ihrem Gefühlsüberschwang, mit ihren Wandervorträgen und ihren rastlosen Bemühungen um die Sammlung von Handschriften und die Anlegung von Bibliotheken, sich nur an die Gebildeten unter ihren Zeitgenossen gewendet hatten, statt zuvor in mühevoller pädagogischer Arbeit der neuen Wissenschaft in den Herzen der Jugend eine Stätte zu bereiten.

Es war eine natürliche Folge dieser Verhältnisse, daß der Humanismus, der durch die gewaltige geistige Erregung der Reformation bald in die zweite Reihe der wirkenden Kräfte zurückgedrängt war, schnell

dahinsiechte. Und so sehen wir denn im Beginn des 17. Jahrhunderts die klassischen Studien, die in fast allen geistig regeren Ländern Europas zahlreiche Anhänger und wissenschaftlich tüchtige Vertreter gefunden hatten, im Zustande des Niedergangs; die schönen Blüten, die sie vormals getrieben, welken und fallen ab.

Das ist die Lage der Dinge, auch in Deutschland. Man arbeitet nach wie vor fleißig; aber der höhere Schwung des geistigen Lebens, der die Vorbedingung für jede wissenschaftliche Leistung sein muß, ist geschwunden. In nichtiger Kleinigkeitskrämerei die Kraft verzettelnd, hat die Forschung das Verständnis für Zweck und Zusammenhang der klassischen Studien und damit ihre geistige Selbständigkeit verloren. Als ein Vertreter jener humanistischen Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die zur bewußten Unehrlichkeit, ja zur sittlichen Entartung der Persönlichkeit führt, tritt uns neben Caspar Schoppe (Scioppius 1576—1649) in Deutschland der Mann entgegen, dessen Ruhm das Jahrhundert erfüllte, Caspar von Barth.

Die Quellen der Geschichte und der Geschicke der philologischen Studien im 17. Jahrhundert liegen für uns heutige recht weit zurück und dürften nur in großen Bibliotheken in ihren wichtigsten Stücken noch vorhanden und auffindbar sein. In seiner bekannten 'Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland' (München 1883) hat Bursian von den philologischen Bestrebungen auch dieses Zeitalters auf Grund zuverlässiger Gewährsmänner eine anschauliche Darstellung gegeben. Ich glaube indessen diese in mehrfacher Beziehung ergänzen zu können, da mir ein in unseren Tagen selten gewordenes, früher von mir bei märkischen Forschungen seines Bilderschmucks wegen gelegentlich eingesehenes Buch zufällig wider in die Hände kam, das, wie ich aus gewissen Einzelheiten meine schließen zu dürfen, Bursian nicht zugänglich gewesen ist. Es ist das Martin Friedrich von Seidels berühmte Bildersammlung, 'in welcher hundert größtenteils in der Mark Brandenburg geborene, allerseits aber um die selbe wohlverdiente Männer vorgestellet werden'. Das Werk, das zuerst 1670 erschien und nur 75 Kupferstiche enthielt, während eine zweite Auflage 1671 hundert Kupferstiche aufwies, war von vornherein, außer der Vorrede, ohne Text, also nur eine Sammlung von Bildern und konnte somit als geschichtliche Quelle in eigentlichem Sinne nicht in Betracht kommen. Erst 1751 gab der um die Geschichte der Mark so verdiente Rektor des Friedrichsgymnasiums in Berlin, George Gottfried Küster, diese Sammlung von neuem heraus (in Folio 204 S.) 'mit beigefügter Erläuterung, in welcher der selben merkwürdigste Lebensumstände und Schriften erzählet werden'. Und da findet sich an 92. Stelle (S. 186) Caspar von Barths Bildnis, das über dem seitwärts angebrachten Wappen seines Geschlechts die Angaben 'Nat. 21. Junii 1587, Denat. 18. Septemb. 1658', sowie die Unterschrift trägt: 'Nobilissimus et incomparabilis vir Caspar Barthius Custrinensis Marchicus polyhistor ingens'. Darauf folgt S. 187—191 Küsters Kommentar. Ihm schließe ich mich in erster Linie an, natürlich mit Berücksichtigung dessen, was Bursian außer Küsters Nachrichten bringt. Sodann glaube ich auf eigene Erfahrungen hinweisen zu können, die ich in der Beschäftigung mit einer

jetzt kaum noch bekannten, von Bursian nicht erwähnten philologischen Arbeit Barths gemacht habe.

Wie sehr der ehrliche Küster noch hundert Jahre nach Barths Tode unter dem Banne jener Bewunderung gestanden, aus der heraus die von einem Zeitgenossen gefaßte Unterschrift unter Barths Bilde geflossen, dafür zeugen die Worte, mit denen er seinen Kommentar einleitet. 'Ist jemals ein Mann gewesen,' sagt er da, 'dem eine weitläufige Belesenheit und große Wissenschaft Ruhm und Namen zuwege gebracht, so ist es derjenige, dessen Andenken unsere Bildersammlung jetzt erneuert, ich meine Caspar von Barth.' Das ist doch ein hohes Lob. Küster blickte seinerzeit schon auf eine reiche Fülle von Nachrichten über Leben und Schriften des Gelehrten zurück, auf Grund deren er selbst noch einmal von ihm zu reden für seine Pflicht gehalten hat, 'weil er einer der größesten Männer ist', sagt er, deren Seidels Bildersammlung gedenkt.

Caspar von Barths Vater Karl, anfangs Professor der Rechte an der Universität Frankfurt a. O., später Kurfürstlich Brandenburgischer Rat und Kanzler zu Küstrin, stammte aus einem alten, in Bayern ansässigen Adelsgeschlecht. Der ihm am 22. Februar 1587 in Küstrin geborene Sohn erregte schon frühzeitig durch hervorragende Geistesgaben derart die Aufmerksamkeit der Familie, daß nach des Vaters Tode (1597) Mutter und Vormünder es sich eifrigst angelegen sein ließen, dem von unersättlicher, durch ein bewundernswertes Gedächtnis unterstützter Lernbegierde erfüllten Knaben eine vorzügliche Ausbildung zuteil werden zu lassen. Sie schickten ihn nach Eisenach und Gotha in die Schule, wo wackere Männer, wie Valentin Weinreich und Andreas Wilcke, seine Lehrer waren.

Man wird diesen den Vorwurf nicht ersparen können, ihren jugendlichen Zögling nicht vor einem bedenklichen Mißgriff in der Betätigung seiner Sprachgewandtheit und seines frühreifen Gestaltungsvermögens bewahrt zu haben. Mochte er schon noch so belesen in den lateinischen Dichtern, besonders im Prudentius sein, an den Psalmen, jenem uralten Buche des Trostes, des Gottvertrauens und des Sündenschuldbewußtseins, dessen tiefernsten Inhalt ein Knabe auch nicht von fern zu fassen imstande ist, durfte er als Umdichter sich nicht vergreifen. Was hat sich doch das ehrwürdige Buch im Laufe der Zeiten alles gefallen lassen müssen? Apollinarios von Laodicea (± 362) goß seine Lieder in wohlklingende griechische Hexameter um, Sebastian Castellio gab ihm im Beginn der neuen Zeit (1551) ein klassisches lateinisches Gewand, und nun brachte dieser zwölfjährige Knabe in wenigen Monaten es fertig, den ganzen Psalter — ob nach Luthers Übersetzung oder nach der Vulgata, wird nicht gesagt — in lateinische Verse zu fassen, und zwar schneller, als sein nur drei Jahre älterer Bruder, mit dem er deswegen gewettet, die Institutiones iuris auswendig gelernt hatte. Das war schon eins jener humanistischen Kunststücke, wie sie in den ersten Zeiten der großen geistigen Bewegung mit ihrer flammenden Sprachbegeisterung mehrfach geleistet worden sind. Nach einer solchen Probe des Könnens ist es kaum verwunderlich, wenn wir hören, daß Barth schon im zwan-

zigsten Jahre einen ganzen Band lateinischer Dichtungen unter dem Titel 'Iuvenilia silvarum, sermonum, elegiarum, lyricorum' (Wittenberg 1607) veröffentlichte, dem er 1608 einen weitläufigen Kommentar zu dem fälschlich unter Vergilius' Namen überlieferten Gedicht Ciris folgen ließ.

Im Jahre 1605 hatte Barth die Universität Wittenberg bezogen, wo er die damals bedeutendsten Gelehrten, Sieber, Erasmus Schmidt und besonders Taubmann, zwar fleißig hörte, seinen Lehrern aber durch seine glänzenden Leistungen fast mehr Anlaß gab sich zu verwundern. Mit großem Eifer trieb er hier die Sprachen, in erster Linie natürlich Lateinisch und Griechisch, aber auch Französisch und Spanisch, woraus er ein und das andre Stück übersetzte, und übte sein Urteil und seinen Scharfsinn besonders an der Textüberlieferung der Alten. Nach einem kürzeren Aufenthalt auf der Universität Jena begab er sich 1610 auf Reisen. Er besuchte Mainz, Köln, Heidelberg, wo er, in Dionysius Gothofreds Hause gastlich aufgenommen, unter Gruters (1560—1627) Beistand die herrliche Bibliotheca Palatina eifrig benutzte, ferner Leyden, wo er bei Joh. Meursius (1579—1639) wohnte, Antwerpen, Paris, Mailand und Rom: eine zehnjährige Wanderzeit, die ihn mit den gelehrtesten Männern der Zeit in nähere Berührung und Verbindung brachte. Nach Deutschland heimgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Leipzig, in der Absicht, ohne die amtliche Verpflichtung eines festen Berufes ausschließlich der Wissenschaft zu leben. Die letzten 18 Jahre lebte er hier im sogenannten Paulinum, zeitweilig auch in Halle oder auf seinem in der Nähe von Leipzig gelegenen Gute Sellerhausen. Seine ganze Zeit verwendete er auf die Lesung und Durcharbeitung der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller, — er rühmte sich später, in seinem Leben gegen 16000 Schriftsteller aller Art gelesen zu haben — bemühte sich eifrig um die Verbesserung ihrer Texte, erläuterte in weitläufigen Kommentaren Sitten, Gebräuche und Lebensführung der Alten und suchte dunkle, unverständliche Stellen aufzuhellen, besonders spätere Schriftsteller durch seine Gelehrsamkeit dem Verständnis näher zu bringen.

Barth war zweimal verheiratet. Seine erste Frau, die Tochter eines sächsischen Rittmeisters Balthasar von Skolen, starb kinderlos im Jahre 1644 zu Halle, aus seiner zweiten Ehe mit Margarete Katharina, der Tochter Albrechts von Schladen in Staßfurt, überlebten ihn von vier Kindern drei. Auch er, der emsige Gelehrte, hatte wie unzählige seiner Zeitgenossen unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges zu leiden. Unaufhörliche Kriegslasten und Brandschatzungen schädigten ihn schwer an seinem Vermögen; der härteste Schlag jedoch traf ihn, als im Jahre 1636 sein Gut Sellerhausen und mit ihm viele seiner wertvollsten Bücher ein Raub der Flammen wurden. Ein Schlagfluß, der ihn im Jahre 1651 traf und seine Seite lähmte, war der Vorbote des Todes, der ihn am 18. September des Jahres 1658 im 71. Jahre seines Lebens ereilte. Die nach Küsters Urteil 'nicht übel geratene' Grabschrift, die man ihm setzte, spiegelt die stimmungsvolle Hochachtung der Zeitgenossen sehr anschaulich wider; sie lautet: 'Mortale quod habuit, deposuit reddendum immortale orbis lumen, saeculi decus, eruditionis compendium Casparus Barthius, in quo natura ac fama quid prodigae possent ostenderunt. Quem

equidem docti doctum, equites inimitabilem omnes stupuerunt, quem denique incertum est utrum eruditio magis an contemptus vanitatum commendent.'

Bei der fast unglaublichen schriftstellerischen Fruchtbarkeit Barths ist es einigermaßen schwierig, aus seiner umfangreichen Hinterlassenschaft, die lange noch nicht vollständig bekannt ist, auch nur die wichtigsten Stücke bzw. ihre etwaige Bedeutung für unsre Zeit hervorzuheben und zu würdigen. Nach Küsters Urteil mußte ihm infolge seiner von Kindheit an erworbenen innigen Vertrautheit mit den Schriften der Alten eine Gelehrsamkeit beiwohnen, wie sie nur bei wenigen seiner Zeitgenossen anzutreffen war. Er rechnet ihn unter die größten Kritiker, die Deutschland je gehabt, und trägt kein Bedenken, ihn neben Lipsius (1547 bis 1606) und Gruter (1560—1627) zu stellen; aber merkwürdigerweise erwähnt er von allen seinen zahlreichen Schriften nur die Soliloquia und die Adversaria, beides höchst merkwürdige und eigenartige Werke. Die ersteren bezeichnet er als 'einen Beweis, daß er sich der Zerstreuung der Welt entzogen', die letzteren 'als das weitläufigste und gelehrteste' aller seiner Werke. So urteilte man damals. Die Soliloquia haben schon bei seinen Lebzeiten vielfach scharfen Widerspruch hervorgerufen. Sicherlich aber ist Gottfried Arnold (1699) in blinder theologischer Einseitigkeit viel zu weit gegangen, wenn er (Kirchen- und Ketzer-Historie III, 580) behauptet, Barth sei dieser Schrift wegen in öffentlichen Predigten des Atheismus beschuldigt worden. Dem stehen andre vortreffliche Zeugnisse gegenüber, die jene Verdächtigung als hinfällig erscheinen lassen müssen, so, wenn v. d. Lage in einer Rede über die Soliloquia das Urteil ausspricht: 'Quam generosus in illis et coelestis zelus est! quam intenta et Deo ipsi imminens devotio! quam arduus humanarum rerum contemptor animus elucet! Huc eant maligni eius obtrectatores et de pietate sensuque illibatae religionis cognoscant.' Und an böswilligen Verkleinerern hat es Barth nicht gefehlt. Der Dichter behält recht: 'Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn.' Barths Zeitgenosse Crenius hat die Sache beim rechten Namen genannt. Seine Beobachtung trifft auch heute noch zu, wenn er sich mit Bezug auf jene Widersacher dahin ausdrückt: 'Si Italus quispiam vel Gallus vel Anglus tanta valuisset lectione, qua Barthius, innumerabiles, amplissimae et summae ipsi decernerentur laudes. At quia homo Germanus fuit et, quod caput est, Lutheranus, contemni debuit ut inutilis. Lutherani enim, nisi a religione deficiant, raro plausu clarescunt, at defectores statim summi viri redduntur et magnum nanciscuntur nomen.'

Und nun Barths Adversaria! Nur der kleinere Teil dieses Werkes, 60 Bücher, ist gedruckt (Frankfurt 1624 und 1658), 120 Bücher sind, vielleicht nur noch teilweise, handschriftlich erhalten. Eine ganze Reihe seiner Schriften hat Barth, sicherem Vernehmen nach, einige Zeit vor seinem Tode vernichtet. In welcher Bibliothek die 120 Bücher Adversaria, in deren Besitz zu gelangen die große Freundin gelehrter Studien, Königin Christine von Schweden, eine sehr ansehnliche Summe geboten haben soll, heute noch versteckt sein mögen, ist schwer zu sagen. Von

Barths ungedruckten Schriften sind, wie glaubwürdig gemeldet wird, jedenfalls einige Stücke im Besitz der mit ihm verwandten Einsiedelschen Familie in Sachsen gewesen, andere Spuren weisen auf eine gewisse Privatbibliothek in Halle. Barths Witwe forderte für ihres Mannes handschriftlichen Nachlaß 300 Reichstaler. Aus den Nachrichten über den weiteren Verbleib desselben sei nur die hervorgehoben, daß in der Bibliothek des Kanzlers von Ludewig unter den Handschriften des Benediktinermönchs Heinrich (n. 281) sich sechs Bücher de vita Germani episcopi mit zahlreichen, von Barths eigener Hand geschriebenen Randbemerkungen finden. Ob des gelehrten Boineburgs Wunsch, es möchte Herzog Ernst von Gotha den von der Witwe angebotenen Nachlaß sowohl wie Barths Kommentare zu des Augustinus Büchern de civitate dei ankaufen, in Erfüllung gegangen, darüber liegt eine bestimmte Nachricht nicht vor.

Wer den eingehenden sachlichen Kommentar des spanischen Humanisten Johannes Ludovicus Vives (1492—1540) zu den 22 Büchern des Bischofs von Hippo[1]) kennt, dürfte einigermaßen gespannt sein, zu erfahren, inwieweit Barth über diesen ihm sicherlich bekannt gewesenen Kommentar hinausgegangen ist. Aus diesem Grunde allein würde es erwünscht sein, wenn es ernstlichen Nachforschungen gelänge, in irgend einer kleinen Bibliothek, in der man solcherlei vielleicht nicht vermutet, Barths Kommentar handschriftlich aufzufinden. Freilich, wer mit Barths Arbeitsweise vertraut ist, der seine Schriften nur aus dem Gedächtnis niederschrieb, wird sich über den Wert dieser handschriftlich noch vorhandenen Arbeit keinen allzu hoch gespannten Erwartungen hingeben dürfen. Barth bemühte sich bei seinen philologischen Arbeiten in der Weise seiner Zeit zwar um die Herbeiziehung von Handschriften, war aber weit davon entfernt, planmäßig ihren textkritischen Wert zu ermitteln und festzustellen und von diesem also gewonnenen Ergebnis in seinem Urteil sich leiten zu lassen. Schrankenlos überließ er sich bei der Heilung verderbter Texte seinen geistreichen Einfällen und leistete damit dem schon zu seiner Zeit aufgekommenen Wahne Vorschub, daß Wert und Bedeutung der Philologie in der Menge und dem Glanze geistvoller Konjekturen beruhten. Und so bieten denn jene Adversaria nach Bursians Urteil (a. a. O. S. 289) nichts als 'eine massenhafte Sammlung von Verbesserungsvorschlägen zu verschiedenen, besonders lateinischen Schriftstellern und von Notizen aus allen möglichen Gebieten der philologisch-historischen Wissenschaft'. Sie sind 'ein Werk, das man füglich mit einem aus allen Räumen einer weiten Scheuer zusammengefegten Kehrichthaufen vergleichen kann, in welchem unter einer Masse von Spreu und Stroh eine verhältnismäßig geringe Menge von Getreidekörnern verborgen ist'.

Verzeichnet werden von Barths Arbeiten, um nur einiges wenige zu nennen, besonders die mit außerordentlich weitschweifigen Kom-

[1]) König Heinrich VIII. gewidmet und zu Löwen 1522 erschienen. Meine Ausgabe, in der ich Vives' Kommentar früher widerholt benutzt habe, stammt aus dem Jahre 1570, ist von Jeremias Mylius besorgt und bei den Brüdern Froben in Basel gedruckt.



mentaren versehenen Ausgaben des Claudianus (Hanau 1612, zuletzt Frankfurt 1650) und Statius, ferner die Poetae venatici et bucolici latini (Hanau 1613), das Itenerarium des Rutilius Namatianus (Frankfurt 1623), Claudianus Mamertus de statu animae (Zwickau (1655) und dazu noch die lateinische Übersetzung des Dialogs des Äneas von Gaza über die Unsterblichkeit der Seele (Leipzig 1655).

Bei aller Bewunderung, welche die Zeitgenossen der Formgewandtheit und fast unerschöpflichen Geisteskraft Barths zollten, blieben den Unbefangeneren und Einsichtigen unter ihnen seine großen Schwächen nicht verborgen. Wenn schon der zeitgenössische Antwerpener Jean Gaspard Gevaerts über Barths wissenschaftliche Arbeiten das richtige Urteil fällte, sie seien Zeugnisse bedeutender Gelehrsamkeit, aber geringen Geistes, so bewies ein anderer, Stolle, gerade aus seinen Adversarien, denen er große Belesenheit, aber wenig Scharfsinn und kritischen Geschmack beimißt, Barths Gedächtnis sei stark, seine Urteilskraft aber schwach gewesen, ja er nannte ihn geradezu 'einen gelehrten Scharlatan' (Küster a. a. O. S. 190). Und die neuere Forschung hat dies Urteil über Barths Schriftstellerausgaben, die, handschriftlich außerordentlich dürftig und mangelhaft begründet, den Leser mit massenhaft gehäuften, nichtssagenden Anführungen überschütten, während seine zahlreichen Besserungsvorschläge in den wenigsten Fällen glücklich und zutreffend sind, in vollem Umfange bestätigt. Die neueren Herausgeber des Claudianus und Statius, die ihre Ausgaben auf der gesamten, planmäßig geordneten und durchforschten Überlieferung aufbauten, haben von Barth nichts mehr wissen wollen; so erscheint sein Name nirgendwo im Apparatus criticus, z. B. der trefflichen Claudianus-Ausgabe von Jeep. Aber bei einem Schriftsteller, dessen von Barth (1623) hergestellte Ausgabe weder bei Küster noch bei Bursian genannt ist, wird auch heute noch eine Auseinandersetzung mit Barth vorgenommen werden müssen, ich meine Phoebadius von Agennum und seine etwa 359 oder 360 verfaßte Schrift Contra Arianos.

Theodor Beza gab von dieser sehr wichtigen Schrift[1]) auf Grund einer fehlerhaften und verwahrlosten Handschrift im Jahre 1570 eine editio princeps, der sechzehn Jahre später die des Pierre Pithou (Pithoeus 1539—1596) folgte. Beide Ausgaben lagen Barth vor. Ich stieß bei meinen patristischen Forschungen vor 25 Jahren zuerst auf Phoebadius und sah mich veranlaßt, in einer kritischen Arbeit 'Zu Phoebadius von Agennum' (ZfwTh. XXXIII, S. 78—98) mich mit Barth auseinanderzusetzen. Seine Ausgabe, mit ihren umfangreichen, zum Teil geschichtlichen, zumeist aber philologischen, für das Verständnis von Sinn und Gedankengang des Schriftstellers — den er oft gröblich mißverstanden — fast völlig wertlosen Anmerkungen, greift auf Beza und Pithoeus zurück. Meine Darlegungen aber haben den Beweis erbracht, daß Barth keines-

[1]) Vgl. meine Abhandlung: 'Phoebadius von Agennum und seine Schrift gegen die Arianer' in Luthardts Ztschr. f. kirchl. Wissensch. u. kirchl. Leben, Jahrg. 1889, Heft VII, S. 335—343 u. Heft VIII, S. 391—407, und meine in der Beilage zum Jahresbericht über das Kgl. Matthias Claudius-Gymnasium in Wandsbeck 1910 veröffentlichte Übersetzung der Schrift.

wegs berechtigt war, auf Bezas Ausgabe so geringschätzig herabzusehen, wie er es getan; daß es mit seiner Treue des Anschlusses an Pithoeus' Ausgabe von 1586 schwach bestellt ist; daß er an vielen Stellen unverantwortlich leichtsinnig verfahren ist, indem er Wörter und ganze Satzglieder ausfallen ließ; daß, wenn er an anderen Stellen Pithoeus' Text getreu widergab, dieser fast einen Rückschritt gegen Beza bezeichnet; endlich, daß er durch viele ganz überflüssige Besserungsvorschläge das Verständnis der Schrift verwirrt und erschwert, nur in sehr wenigen Fällen gefördert hat, kurz, daß es heute noch nicht vergebene Mühe ist, auf Bezas Erstlingsausgabe zurückzugehen und von ihr aus die bisherigen Leistungen für den Text im einzelnen zu beleuchten. Diese Durchsicht wird auch aus dem Grunde nicht überflüssig sein, weil die Wiener Akademie jetzt endlich für das Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum, wonach ich vor 25 Jahren vergeblich ausschaute, eine Ausgabe des Phoebadius in Aussicht genommen hat. Im Wege dieser philologischen Leistung wird Barths Name widerholt noch genannt werden müssen.

Alle zuvor gerügten Schwächen des Philologen Barth treten aber stark in den Hintergrund, wenn dessen sittliche Persönlichkeit dazu noch gewürdigt wird. Daß mit diesem hervorragendsten Vertreter des Humanismus im 17. Jahrhundert ein Niedergang der philologischen Studien verknüpft ist, habe ich im Eingang dieser Zeilen bereits hervorgehoben. Auch in Barths Persönlichkeit sind noch Wesenszüge lebendig, wie wir sie im Anfang der großen Geistesbewegung widerholt zu beobachten Gelegenheit haben. Es sind dies seine beispiellose Eitelkeit, Großsprecherei und Selbstüberschätzung, die es mit der Wahrheit nicht ernst nimmt. Wenn der berühmte Humanist Angelus Politianus (1454—1494), von dessen philologischen Leistungen uns Jakob Mähly eine so anschauliche Vorstellung vermittelt hat[1]), seine unmittelbar aus einer griechischen Handschrift hergestellte Übersetzung der Kaisergeschichte des Herodianos gewissermaßen als ein Kinderspiel bezeichnet und sich rühmt, er habe sie hin und her gehend in wenigen Tagen nur so herunterdiktiert[2]), oder wenn von Barth überliefert wird, er habe innerhalb dreier Tage Homers Ilias in zweitausend lateinischen Versen widergegeben: so können wir letztere Leistung in ihrem Wert oder Unwert zwar nicht nachprüfen; über Politianus' Herodianos-Übersetzung aber haben wir eines urteilfähigen Mannes, des Henricus Stephanus (1528—1598) Äußerung, 'quaedam eum elegantius quam fidelius esse interpretatum atque adeo in nonnullis non ut Politianum, sed ut hominem esse alucinatum'.

Viel schwerer als jene maßlose Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die Barth im persönlichen Verkehr wie in seinen Schriften bekundete, wiegt aber der sträfliche Mangel an Wahrheitsliebe, der seinen Zeitgenossen allerdings nicht völlig klar zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. So hat er, um seinen gelehrten Einfällen größeres Gewicht zu verleihen,

[1]) Jacob Mähly, Angelus Politianus. Ein Kulturbild aus der Renaissance. Leipzig 1864.

[2]) Angel. Polit. Epist. lib. IV, 13: hoc mihi munus interpretandi quasi levioris operae fuit, utpote qui diebus pauculis dictaverim ita deambulans.

mehrfach sich nicht gescheut, diese als auf das Zeugnis von Handschriften gegründet zu bezeichnen, Handschriften, die weder vor ihm noch nach ihm irgend jemand mit Augen gesehen. Man achte auf die Worte des Stephanius, der in dem Prologus zu seinen Notae uberiores in historiam Danicam Saxonis grammatici, una cum prolegomenis ad easdem notas (Sorae 1645) folgendes schreibt (S. 8): 'O nos felices, si bina illa exemplaria MS nobiscum tempestive communicasses, quibus te, nobilissime Barthi, benignior fortuna beaverat! Id quod de humanitate tua facile nobis polliceri licuisset, nisi volubilis deae inconstantia eadem qua dedit celeritate invidendum hoc munus tibi abstulisset. Ita enim conqueruntur literae ad me anno Christi MDCXXXIII scriptae: "Saxonis vestri exemplaria duo manu exarata in villa prope hanc civitatem (Lipsiam) cum ipso codice, cui varia margines compleverant, et maiore parte inclutae meae bibliothecae funesto flebilique incendio perierunt"'. Stephanius hat sich sicher in der Zeit geirrt, oder die dort stehende fehlerhafte Angabe fällt der Überlieferung zur Last; es handelt sich um die Einäscherung von Barths Landgut Sellerhausen bei Leipzig im Jahre 1636. Nicht minder sicher aber und durchaus zweifellos erscheint die Tatsache, daß Barth eine Handschrift des Saxo Grammaticus überhaupt nicht besessen. Er hat jenen Brand offenbar als willkommene Ausflucht benutzt, um seine Lüge von den in seinem Besitz gewesenen Handschriften glaublich zu machen.

Noch schlimmer ist der andre Fall. Barth hat aus einer angeblich von ihm benutzten Handschrift die in ihr unter dem Namen des nur aus Plinius (Epist. III, 1) bekannten lyrischen Dichters Vestricius Spurinna überlieferten Gedichte zuerst veröffentlicht und damit, trotz der von mehreren Gelehrten (z. B. O. Jahn in d. Prol. zu s. Censorinus p. XVII) ausgesprochenen Warnung vor der Fälscherkunst des Herausgebers, sogar einen so vorsichtigen und gewissenhaften Gelehrten wie Alexander Riese derart beeinflußt (s. Anthol. lat. I, 2 p. XXXIV) bzw. getäuscht, daß er sie trotz aller Bedenken in seine Anthologia latina (I, 2 S. 336—358) aufnahm. Sie sind aber ohne Frage eine sehr geschickte Fälschung Barths.

So ragen also die Fälschungen Barths hinein bis in unsre Tage. Bei Herstellung der neuen Phoebadius-Ausgabe im Wiener Corp. script. eccles. latin. wird man, vielleicht zum letzten Male, Veranlassung nehmen müssen, mit den leichtfertigen philologischen Einfällen dieses bedeutendsten Philologen des 17. Jahrhunderts sich auseinanderzusetzen.

Ἀσκιπύργιον

von

F. Lillge

In der Germania nennt Tacitus dem essayartigen Charakter dieser Schrift entsprechend — der Kürze halber sei dieser moderne Ausdruck gestattet — nirgends seine Quellen und Gewährsmänner mit Namen[1]; höchstens deutet er mit *quidam* u. ä. auf sie hin. Infolgedessen bleibt im einzelnen Falle meist nur zu vermuten, an wen dabei zu denken ist. So hat man mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen, daß Tacitus in dem Satze in c. 3: *ceterum et Ulixen quidam opinantur longo illo et fabuloso errore in hunc Oceanum delatum adisse Germaniae terras, Asciburgiumque, quod in ripa Rheni situm hodieque incolitur, ab illo constitutum nominatumque Ἀσκιπύργιον* dem Plinius folgt[2]). Das mag richtig sein; jedenfalls hat aber Plinius seine Gelehrsamkeit irgendwelchen griechischen Quellen entnommen. Sie stammt im letzten Grunde aus der Homererklärung, die sich bemühte, die Irrfahrten des Odysseus geographisch zu lokalisieren. 'Daß Ulixes in den nördlichen Ozean gekommen sei, war hauptsächlich die Ansicht des Crates von Mallos, zu dessen Theorie, dem sog. Exokeanismus, sie gehörte[3]).' In dem Satze des Tacitus liegt also die Äußerung irgendeines Anhängers des pergamenischen Exokeanismus vor, und zwar sicherlich eines Griechen[4]).

Wenn man daran festhält, wird man vielleicht zu einer Erklärung dafür gelangen, wie der Name Asciburgium = Ἀσκιπύργιον[5]) zu Ulixes in Beziehung gesetzt werden konnte. Zunächst ist klar, daß der ausgeschriebene Satz für sich genommen werden muß und nicht, wie in der Erörterung der Stelle öfter geschehen ist, mit dem darauf folgenden irgendwie kombiniert oder daraus ergänzt werden darf. Die nächsten Worte: *aram quin etiam Ulixi coneecratam adiecto Laertae patris nomine*[6]) *eodem loco olim repertam, monumentaque et tumulos quosdam Graecis litteris inscriptos in confinio Germaniae Raetiaeque adhac exstare* bringen zwei neue Argumente zur Unterstützung der schon vorher vermeint-

[1]) Mit einer Ausnahme: c. 28 nennt er den summus auctorum divus Iulius.

[2]) Siehe F. Münzer, Bonner Jahrb. 104 S. 71 ff.

[3]) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV S. 138. Siehe auch M. Siebourg, Odysseus am Niederrhein. Westd. Zeitschr. 23 (1904) S. 314 ff.

[4]) Siebourg a. a. O. S. 316 denkt 'in Erinnerung an Strabo' an Posidonius.

[5]) Über diese Gleichsetzung s. R. Much in Hoops' Reallexik. der german. Altertumsk. I S. 129.

[6]) Eine Vermutung zur Erklärung dieser Worte trägt C. Jullian vor in Revue des études anciennes XIV Bordeaux 1912 S. 283 f. (Ulysse en Germanie); er meint, daß auf der Inschrift der Name des Odysseus selbst nicht gestanden habe, sondern Schriftzeichen, die auf Laertes irrtümlich gedeutet worden seien, nämlich Reste etwa des Namens Rosmerta (vgl. Holder, Altkelt. Sprachsch. II c. 1592—4) in griechischen Lettern . . . ΣΜΕΡΤ . . ., die von dem, der die Inschrift abschrieb (Plinius?), zu Ὀδυσσεῖ ΣΛΑΕΡΤου ergänzt worden seien.

lich bewiesenen Behauptung, daß Odysseus an den Rhein gekommen sei. Ganz unabhängig von ihnen soll das erste Argument bestehen, daß der Ort Asciburgium am Rhein von Odysseus gegründet und Ἀσκιπύργιον[1]) genannt worden sei; d. h. aus dem Namen der Stadt selbst ist, entsprechend der etymologisierenden Methode der Pergamener, das Argument für die Anwesenheit des Odysseus am Rhein hergeleitet worden. Weil der Ort Asciburgium hieß, was der Grieche mit Ἀσκιπύργιον gleichsetzte — wie umgekehrt Quadriburgium dem griechischen Τετραπύργιον nachgebildet ist —, wurde geschlossen, daß er von Odysseus gegründet und benannt worden sei.

Über den Weg, der den griechischen Etymologen von Ἀσκιπύργιον zu Ulixes-Odysseus hingeleitet hat, sagt Tacitus nichts. Es gilt also, ihn widerzufinden.

Verschiedene Möglichkeiten sind vorgebracht worden; so soll 'die Notiz über Asciburgium auf falsche Lesung eines sicher vorhandenen (richtiger: damals vorhanden gewesenen) Inschriftsteins zurückgehen'[2]). Mit dieser Vermutung ist nichts gewonnen; denn sie führt an Stelle einer Erklärung eine neue Unbekannte ein und ist methodisch verfehlt, da sie das zweite Argument von der Inschrift auf dem Altar mit der Nachricht von dem Namen Asciburgium in einen unbegründeten Zusammenhang bringt.

Ferner ist behauptet worden, daß 'ein vor Asciburgium liegender, also vorgermanischer, d. i. keltischer Name anzusetzen sei, der in seiner Form irgendwie an Ulixes erinnert haben müsse. Er könne etwa Oliso, Olisio oder Uliso, Ulisia gelautet haben. Tacitus gebe ihn leider nicht, vielleicht habe er auch nicht in seinen Quellen gestanden'[3]). Diese Annahme, daß der Namensform Asciburgium eine keltische vorangehe, wird dann weiter für die Siedelungsgeschichte jener Rheingegend, in der Asciburgium, das heutige Asberg bei Mörs, liegt, ausgenützt; der 'frühere keltische Name habe vor dem der zugewanderten Germanen — Asciburgium ist ja unbestritten germanisches Sprachgut (nämlich ahd. asc = Esche + burg) — weichen müssen'.

Wegen der weitgehenden Folgerungen, die an diese Kombination geknüpft werden, aber auch um der Tacitusstelle selber willen lohnt es sich, hierauf näher einzugehen.

Nur die Annahme, daß 'die Brücke'[4]) von Ἀσκιπύργιον notwendig zu der lateinischen Namensform Ulixes führen müsse, hat dazu verleitet, jene Notbrücke aus einem vermuteten früheren keltischen Namen für Asciburgium zu konstruieren. Zwingend ist diese Annahme keineswegs; sie verkennt zunächst, daß die Theorie, von der Tacitus berichtet, ursprünglich griechisch ist, also mit der Namensform Ὀδυσσεύς gerechnet

[1]) Über die von Siebourg a. a. O. S. 316 bestrittene Notwendigkeit der Einfügung von Ἀσκιπύργιον, das cod. B (Vaticanus 1862) bietet, s. R. Much, Gött. gel. Anz. 1901 S. 456 ff. S. auch S. 3 Anm. 3.

[2]) K. Schumacher, Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler. Mainzer Zeitschr. IV 1909 S. 1.

[3]) Siebourg a. a. O. S. 316 u. 318 in Anlehnung an Müllenhoff S. 140.

[4]) Siebourg a. a. O. S. 316.

haben müßte. Ferner mag man immerhin glauben, daß Tacitus die Theorie seines Gewährsmanns noch so verkürzt, zusammengedrängt und unvollständig widergegeben habe, so macht man seinen Bericht doch geradezu unverständlich, wenn der Zusammenhang zwischen Ulixes und Asciburgium, worin der Wert des Argumentes liegt, auf einer von Tacitus nicht mitgeteilten früheren Namensform des Ortes Asciburgium beruhen soll.

Solange eine Erklärung möglich ist, die den vorliegenden Wortlaut des Tacitus aus sich heraus verstehen läßt, wird man ihr den Vorzug geben dürfen, ehe man zu einer so verzweifelten Auskunft greift. Tacitus muß vielmehr den Zusammenhang zwischen Ulixes und *Ἀσκιπύργιον* für unmittelbar einleuchtend gehalten haben, sonst hätte er nähere Erläuterungen hinzufügen müssen; mit anderen Worten, die Form des Namens *Ὀδυσσεύς* oder Ulixes ist für die Beziehung zu *Ἀσκιπύργιον* unwesentlich; die Verbindung liegt nicht in irgendwelcher etymologischer Übereinstimmung beider Namen, wie bei *Ὀδύσσεια* in Spanien und *Ὀδύσσεός*[1]) oder bei Olisipo-Ulixibona und Ulixes[2]), sondern allerdings in einer etymologischen Deutung des Namens *Ἀσκιπύργιον* einerseits und einer sachlichen Beziehung dieses so verstandenen Namens zu der Person des Odysseus andererseits.

Welche Deutung hat nun der Urheber der von Tacitus kurz mitgeteilten Theorie dem vermeintlich griechischen Namen *Ἀσκιπύργιον* gegeben? Er hat ohne Frage *ἀσκός* und *πύργος* herausgehört, wie ja längst bemerkt worden ist[3]); und zu der Verbindung, in die er diesen Namen mit Odysseus brachte, zeigt Eratosthenes den Weg. In seinem nur zu berechtigten Kampfe gegen den *ἐξωκεανισμός* der Pergamener machte er gelegentlich 'mit sarkastischem Humor'[4]) die Bemerkung, dann erst werde einer finden, wo Odysseus umhergeirrt sei, wenn er den Schuster (oder Sattler) ausfindig machen werde, der den Schlauch der Winde zusammengenäht habe[5]). Die Äußerung lautet in zwei gleichlautenden Fassungen bei Strabo I, 24 *οὐκ ἐπαινεῖ δὲ (Πολύβιος) οὐδὲ τὴν τοιαύτην τοῦ Ἐρατοσθένους ἀπόφασιν, διότι φησὶ τότ' ἂν εὑρεῖν τινα, ποῦ Ὀδυσσεὺς πεπλάνηται, ὅταν εὕρῃ τὸν σκυτέα τὸν συρράψαντα τὸν τῶν ἀνέμων ἀσκόν* und bei Eustath. in Odyss. κ 19 (S. 1645; 64) *Ἐρατοσθένης μέντοι, παίζων πρός τε τὸν μῦθον καὶ τὸ ἀπίθανον τῆς Ὀδυσσέως πλάνης, τότε ἂν εὑρεῖν τινα λέγει, ποῦ πεπλάνηται Ὀδυσσεύς, ὅταν εὕρηται τὸν σκυτέα τὸν συρράψαντα τὸν τῶν ἀνέμων ἀσκόν.*

---

1) Strabo III 43 (C 157), Siebourg a. a. O. S. 315 Anm. 11.

2) Siebourg a. a. O. S. 316 ff., Müllenhoff S. 138.

3) Der uns unbekannte Pergamener konnte selbstverständlich nur von der vermeintlich griechischen Form des Ortsnamens ausgehen; auf dem griechisch verstandenen und gedeuteten Namen beruhte seine weitere Kombination; Tacitus mußte also in seinem kurzen Referate über die Theorie die griechische Form *Ἀσκιπύργιον* zufügen; s. o. S. 2 Anm. 1.

4) Siebourg a. a. O. S. 315.

5) Siehe Hugo Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes. Leipzig 1880. S. 24 ff. S. 34, 36; M. Hergt, Quam vere Eratosthenes de Ulixis erroribus iudicaverit. Diss. Erlangen 1887.

Was sich Eratosthenes gewiß nicht hätte träumen lassen, geschah. Ein Anhänger der Pergamener[1]) vermochte als Zeugnis für den ἐξωκεανισμός des Odysseus zwar nicht den von Eratosthenes verlangten Hofsattlermeister des Aiolos ausfindig zu machen, aber doch wenigstens triumphierend eine 'Schlauchburg' nachzuweisen, die Odysseus in Erinnerung an das Aiolosabenteuer bei seinen Fahrten im Ozean an den Ufern des Rheins gegründet und benannt habe. Ob der gelehrte, ach so verkehrte Urheber dieser Theorie sich noch eine besondere Veranlassung für Odysseus zu seiner Gründung und Namengebung ausgedacht hat, etwa eine Weihung für Aiolos oder ähnliches, darüber sich den Kopf zu zerbrechen, lohnt nicht. Jedenfalls darf die Hoffnung, 'daß noch einmal aus dem Schoß der Erde eine Weihinschrift an die lokalen Gottheiten'[2]) des vorgeblichen vorgermanischen Asciburgium als Zeugnis für die einstige keltische Siedelung aufsteigen werde, nicht auf eine von Tacitus wenn auch noch so 'indirekt' und unbestimmt bezeugte oder aus seinen Worten zu erschließende keltische Namensform für Asciburgium begründet werden.

---

[1]) Er braucht natürlich jene Bemerkung des Eratosthenes nicht im Sinne gehabt zu haben; jedenfalls zeigt sie, daß die Kombination für die Pergamener nahelag.

[2]) Siebourg a. a. O. S. 318.

MITTEILUNGEN

Kjellén über die politischen Probleme des Weltkrieges[1])

Rudolf Kjellén ist uns kein Fremder mehr. Seine Schrift über die Weltmächte, der kurze Auszug eines mehrbändigen schwedischen Werkes, hat Epoche gemacht durch die fruchtbare, geistvoll durchgeführte Verbindung geographischer, historisch-politischer und wirtschaftlich-sozialer Gesichtspunkte in der Betrachtung der Staatenwelt. Seine Broschüre über die Ideen von 1914 suchte das Kulturproblem zu erfassen, das hinter den großen weltpolitischen Interessengegensätzen steckt und das hier doch in ganz anderer Beleuchtung erscheint als in den einseitig-übertreibenden, innerlich unwahren und verleumderischen Kampfschriften unserer Gegner. Kjellén ist einer von den wenigen neutralen Schriftstellern, die die Dinge nicht durch das Medium englisch-französischer Denk- und Auffassungsweise sehn. Er scheut sich nicht, seine Sympathien für Deutschland einzugestehen; aber sie beeinträchtigen seine kritische Unparteilichkeit nicht. Er urteilt *sine ira et studio,* als ein Mann der Wissenschaft, dem es vor allem auf die Wahrheit ankommt: *'amica Germania, sed magis amica veritas'!*

Die Probleme des Weltkrieges werden jetzt von ihm kapitelweise unter verschiedenen Gesichtspunkten erörtert: unter dem politisch-geographischen, den der Verfasser als den 'geopolitischen' bezeichnet, unter dem der Nationalität und Rasse, der als 'ethno-politischer' erscheint, unter dem wirtschaftlich-sozialen oder wie der Verfasser es nennt, 'sozio-politischen', endlich unter dem der Verfassungs- und Kulturpolitik. Natürlich begegnen vielfach die selben Anschauungen und Tatsachen, die wir schon aus dem Buche über die Weltmächte kennen; aber die Betrachtungsweise ist eine andere: während dort der einzelne Staat unter den verschiedenen angedeuteten Gesichtspunkten dargestellt wurde, ist hier eine dynamische Auffassung an Stelle der statischen getreten: die Interessenkonflikte zwischen den Staaten, die großen Gegensätze über-

---

[1]) Die Probleme des Weltkriegs. Von R. Kjellén. Leipzig 1916, B. G. Teubner. 142 S.



haupt, die zwischen den Völkern wirksam sind, machen hier den eigentlichen Gegenstand der Betrachtung aus. Die wichtigsten Erscheinungen der Kriegsliteratur aus den entgegengesetzten Lagern sind dabei ausgiebig berücksichtigt; eine Fülle von neuen Tatsachen und Auffassungen verbindet sich mit dem alten, uns schon bekannten Bestand zu einem lebensvollen Bilde der Interessen und Bestrebungen, die dem gewaltigen Völkerringen zugrunde liegen. Man möchte den neutralen Gelehrten beneiden um die leidenschaftslose Ruhe und Sachlichkeit, mit der er diese uns in unseren vaterländischen Gefühlen tief bewegenden Probleme zum Gegenstand rein wissenschaftlicher Erörterungen machen kann. Das Büchlein ist hervorgegangen aus öffentlichen Vorlesungen des Verfassers an der Universität Uppsala, an die er vor kurzem berufen worden ist; der akademische Ton, auf den es gestimmt ist, sticht wohltuend ab von den Maßlosigkeiten und Einseitigkeiten solcher Publizisten, aus denen die Stimme der politischen Leidenschaft spricht, und deren agitatorischer Zweck eine einseitige Ansicht der Dinge und eine übertriebene Hervorhebung demagogisch wirksamer Argumente mit sich bringt. Als methodisch bedenklich erscheint mir nur der Mangel einer kritischen Unterscheidung des Wertes der Zeugnisse für die politischen Interessen und Bestrebungen der einzelnen Staaten, die der Verfasser aus einer breiten publizistischen Lektüre zusammengebracht hat. Für Deutschland wenigstens ist mir aufgefallen, daß phantasievolle Konstruktionen unverantwortlicher Schriftsteller zu hoch bewertet und wohl gar zur Interpretation der eigentlichen unausgesprochenen Regierungstendenzen benutzt werden. Es kommt dem Verfasser namentlich darauf an, ein klares, einheitliches, möglichst eindrucksvolles Bild von den Ausdehnungsbestrebungen der einzelnen Mächte zu erhalten, und da ist ihm das kühnste, weitgehendste, großzügigste Projekt das liebste, ganz ohne Rücksicht darauf, ob es wirklich den Zielen und Absichten der Regierungspolitik entspricht oder nicht. Der große Zwiespalt zwischen dem Auswärtigen Amt und den 'alldeutschen' Bestrebungen wird dabei ganz mit Stillschweigen übergangen; darum scheint auch das Ziel der deutschen Weltpolitik höher und weiter gesteckt als es der Wirklichkeit entspricht.

Unter den geopolitischen Problemen, die freilich erst in ihrer Verbindung mit den wirtschaftlichen ihre volle Bedeutung erhalten, spielt bei Rußland der Drang zum Meer und insbesondere das Streben nach der Beherrschung der türkischen Meerengen die Hauptrolle, bei England das Verlangen nach Mesopotamien als einer Landverbindung zwischen dem Mittelmeer und Indien; bei Deutschland tritt das Bagdadprojekt weitaus in den Vordergrund vor dem Problem, das in der Möglichkeit

unserer völligen Absperrung von der ozeanischen Schiffahrt durch England liegt. Ich glaube, die Bedeutung unserer nach dem Osten gerichteten Wirtschaftspolitik wird von dem Verfasser überschätzt, der freilich, den phantasievollen Entwürfen Franz Köhlers folgend, auch Ägypten und den Sudan mit in die deutsche Interessensphäre hineinziehen will, so daß eine ununterbrochene Verbindung mit Ostafrika hergestellt würde und also das Programm Hamburg—Bagdad ergänzt würde durch das Programm Elbe—Äquator. Besonnene Wirtschaftsstatistiker sind nicht der Meinung, daß Kleinasien und Mesopotamien, selbst mit Einschluß von Ägypten und Ostafrika, unserer Industrie den gesamten Bedarf an Rohstoff, z. B. an Baumwolle, würde liefern können, und auch die Möglichkeit zur Erzeugung von Lebensmitteln und Kolonialwaren, von Kupfer und Petroleum in diesen Gebieten scheint mir von dem Verfasser überschätzt zu werden. Das atlantische Problem behält gegenüber dem levantischen doch eine überragende Wichtigkeit. Von den 21 Milliarden, die unser Handel im ganzen ausmacht, entfallen 8 auf den atlantisch-überseeischen, und nur $2^1/_2$ auf Österreich-Ungarn, die Balkanländer, Kleinasien und Mesopotamien; und 2 Milliarden sind davon wohl für Österreich-Ungarn zu rechnen, so daß für Balkan und Levante kaum mehr als $^1/_2$ Milliarde übrig bleibt. Es ist richtig, daß dieser Handel sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig ausgedehnt hat und noch einer bedeutenden Ausdehnung fähig ist; aber ob er in absehbarer Zeit die Bedeutung des atlantisch-überseeischen Handels erreichen wird, darf wohl bezweifelt werden. Ich möchte es überhaupt beanstanden, daß man die deutsche Weltpolitik dem Imperialismus unserer Gegner als etwas Gleichartiges, nur dem Grade nach Verschiedenes gegenüber stellt. Wir haben kein großes Kolonialreich und können es nicht haben, solange England die Seeherrschaft besitzt; unsere eingeschlossene kontinentale Lage zwischen lauter gefestigten hochkultivierten Staaten von starkem Nationalbewußtsein und stolzem Selbständigkeitsgefühl läßt auch keine Ausweitung im eigentlich imperialistischen Stil als möglich oder wünschenswert erscheinen; nur um eine mäßige Hinausschiebung der Grenzen an einem oder dem andern Punkte zum Zweck der strategischen Sicherung oder der Erweiterung des Nahrungsspielraums könnte es sich handeln. Vor allem aber hat unsere Verbindung mit Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei und das damit zusammenhängende levantische Wirtschaftsprojekt garnichts von Imperialismus an sich. Ich kann es nicht mit dem Verfasser für einen glücklichen Ausdruck halten, wenn man mit Beziehung darauf von einem 'europäischen Staatenbund-Imperialismus' gesprochen hat. Zunächst ist es sehr zweifelhaft, ob das Verhältnis

zwischen dem Deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie aus einer politisch-wirtschaftlichen Interessengemeinschaft, die es darstellt, zu einem wirklichen 'Staatenbunde' gemacht werden kann und soll; sodann aber und vor allem müssen wir der Auffassung entgegentreten, als ob hier zwei aktive Mächte, Deutschland und Österreich-Ungarn, sich mit zwei passiven, Bulgarien und der Türkei, verbunden hätten, etwa zum Zweck einer 'wirtschaftlichen Durchdringung' der letzteren, die eine Art von politischem Protektorat mit sich brächte. Es gäbe kein sichreres Mittel, uns die Sympathien unserer südosteuropäischen Verbündeten zu entfremden, als wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen wollten. Es handelt sich hier vielmehr um einen föderativen Zusammenschluß selbständiger Staaten, der auf einer politischen und wirtschaftlichen Interessengemeinschaft beruht und der nicht eine Beherrschung und Ausbeutung der Verbündeten nach imperialistischem Muster, sondern die Stärkung ihrer politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit zum Ziel hat, weil sie auch uns zugute kommt. Ein solcher föderativer Zusammenschluß aber ist nicht eine Abart des Imperialismus im britischen oder russischen Sinne, sondern der Gegensatz dazu. Das hat auch Kjellén wohl hier und da durchgefühlt; aber zur völligen Klarheit kommt dieser Gesichtspunkt nicht. Und doch, meine ich, ist es einer der allerwichtigsten zur Beurteilung der Probleme des Weltkrieges. Wenn ich das deutsche Interesse auf die knappste und einfachste Formel zu bringen versuche, so möchte ich sagen: Deutschland will auch in dem neuen Weltstaatensystem eine der führenden Mächte bleiben, es will eine Weltmacht werden; es kann dies aber nicht erreichen durch eine imperialistische Ausweitung, sondern nur durch eine Kräftigung seiner eigenen Stellung unter den Völkern und in sich selbst, und durch eine wirksame Hemmung der imperialistischen Ausdehnungsbestrebungen seiner Gegner. Der Imperialismus bedroht unsere Geltung in der Welt; darum müssen wir ihm mit allen Kräften entgegenarbeiten; wir müssen uns zum Mittelpunkt aller der Interessen und Bestrebungen in der Welt machen, die in dem Imperialismus eine Gefahr und ein Übel sehen. Der Imperialismus führt mit Notwendigkeit zur Weltherrschaft, wie man an den Bestrebungen Englands und Rußlands sieht; auch Kjellén hat nachdrücklich darauf hingewiesen und ebenso auf die Absurdität, die darin liegt, daß unsere Gegner gerade uns eines solchen Bestrebens anklagen, die wir nicht bloß durch unsere geographischen Existenzbedingungen, sondern auch durch unsere nationale Anlage und politische Struktur weniger als irgendein anderes Volk dazu geneigt und fähig sind. Unser 'Militarismus', den unsere Gegner zerschmettern wollen, ist doch im

Grunde nichts, als das in zwei Jahrhunderten ausgebildete feste und geschlossene Verteidigungssystem, zu dem uns unsere ungesicherte zentrale Lage gezwungen hat. Dieser Militarismus hat sich gegenüber dem ausgreifenden, namentlich auch mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges arbeitenden Imperialismus unserer Gegner insoweit bewährt, als die Waffenerfolge auf unserer Seite und die Wirkungen der Hungerblockade unzulänglich sind; und wenn es uns gelingt, diese Tatsache in einem günstigen Friedensschluß zu Ausdruck und Anerkennung zu bringen, so wird die Erschütterung des Ansehens unserer Gegner in Zukunft ein wirksames Hindernis für die Ausführung ihrer imperialistischen Pläne bilden, und der Kern der antiimperialistischen Staaten, den die Interessengemeinschaft der mitteleuropäischen Mächte mit Bulgarien und der Türkei darstellt, wird von selbst eine Anziehungskraft ausüben, die so stark sein wird wie das Bedürfnis der Staaten nach Freiheit und Selbständigkeit gegenüber dem völkerverschlingenden, die Neutralen wirtschaftlich und militärisch vergewaltigenden Imperialismus.

Die Probleme der wirtschaftlichen und politischen Ausdehnung der großen Mächte stehen in dem Buche Kjelléns im Vordergrunde; aber die nationalen Fragen, die sich damit verflechten, werden vielleicht noch mehr Veranlassung zur Diskussion bieten. Der Verfasser bekennt sich als Anhänger des Nationalitätsprinzips gegenüber einer Auffassung, die dem Staatsverband den Vorrang vor dem Volksverband zuerkennt. Aber die maßvolle Art, in der er eine nur bedingte und mannigfach eingeschränkte Geltung des Nationalitätsprinzips vertritt, nimmt doch weitgehende Rücksicht auf die Staatsnotwendigkeiten und schließt die Vereinigung mit jenem Standpunkt auf einer mittleren Linie keineswegs aus. Es kommt dem Verfasser mehr auf den einheitlichen Zusammenschluß einer Nationalität an als auf ihre staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit; die erstere hält er an sich prinzipiell für gerecht und wünschenswert, die letztere will er von Kulturleistungen und allgemein-politischen Möglichkeiten abhängig machen.

Aber ist der einheitliche Zusammenschluß einer Nationalität in irgendeinem politischen Rahmen wirklich eine an sich berechtigte Forderung? Die Deutschen in der Schweiz, in Österreich, in den baltischen Provinzen haben — von einzelnen verschwindenden Ausnahmen abgesehen — eine derartige Forderung nicht erhoben, weil oder solange sie ihr Volkstum ungestört entfalten und bewahren konnten. Das also ist eigentlich der Kern des allgemeinen ethisch-politischen Axioms: daß jeder Nationalität im Rahmen eines Staatsverbandes, der sie mit volksfremden Elementen zusammenfaßt, die Möglichkeit zur Bewahrung und

Entfaltung ihres Volkstums gegeben werde. In dieser Hinsicht stellt der Verfasser mit Recht Österreich als ein Muster gerechter und gleichmäßiger Behandlung der Nationalitätenfrage hin, und er richtet an Preußen, ganz besonders aber auch an Ungarn, die Mahnung, diesem Beispiel zu folgen. Daß unsere Polenpolitik im Rahmen der neuen Weltverhältnisse, die der Frieden nach diesem Kriege bringen wird, einer Neuorientierung bedarf, wird wohl ziemlich allgemein zugegeben werden; und wenn Polen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von Rußland abgezogen und zu einem lebendigen Gliede der mitteleuropäischen Interessengemeinschaft gemacht werden kann, so würde es möglich sein, die Verhältnisse im Sinne ausgedehntester gegenseitiger nationaler Duldung zu ordnen; daß das an sich sehr wünschenswert wäre, kann man wohl zugeben.

Den Panslawismus, der ja eigentlich nur eine Maske des russischen Imperialismus war, hält der Verfasser nach dem Zusammenbruch in diesem Kriege für bankrott; der Krieg habe vielmehr eine Gegenbewegung in Gang gebracht, die im Namen der westlichen, europäischen Kultur eine Abtrennung finnischer, lettischer, polnischer, ukrainischer Bevölkerungsbestandteile vom russischen Reiche fordert. Interessant ist die Abgrenzung der 'kritischen Zone', die die Nationalitätenkarte auf S. 99 veranschaulicht; sie wird eingeschlossen auf der einen Seite von der Linie, bis zu welcher der russische Panslawismus seinen Einfluß ausdehnen wollte (Weichselmündung—Böhmerwald—Alpen—Adria), auf der andern Seite von der Linie Peipussee, Rokitnosümpfe, Don, welche die baltischen, west- und südslawischen Stämme von dem ostslawischen Russentum als Angehörige der abendländisch-europäischen Kultur abscheidet. Ob dabei aber nicht der Gegensatz der Ukrainer gegenüber dem russischen Volkstum und seiner Kultur, ihr Zusammenhang mit dem Westen überschätzt wird, lassen wir dahingestellt; das nationale Bewußtsein ist in der Ukraine offenbar noch wenig entwickelt, und die Kenner urteilen nicht alle in gleichem Sinne.

Die Ausführungen Kjelléns über die verfassungs- und kulturpolitischen Probleme gipfeln in dem schon aus seiner Broschüre über die Ideen von 1914 bekannten Gedanken, daß die Institutionen der deutschen Staats- und Gesellschaftsordnung gewissermaßen die Synthese der Gegensätze darstellen, die in dem liberalen westeuropäischen und in dem reaktionären russischen Wesen hervortreten und deren gegenseitige Anziehung gerade durch den gemeinsamen Widerspruch gegen diese Synthese erklärt wird, der die Zukunft gehört. Wir können uns diese Deutung wohl gefallen lassen, wenn sie auch eine etwas luftige Konstruktion nach Hegelscher Methode darstellt. Dieser Krieg hat ja die tiefinnerlichen Unterschiede

und Gegensätze der west- und mitteleuropäischen Zivilisation deutlicher als bisher zutage gebracht und zweifellos bilden sie mit eins von den großen Problemen des Tages. Aber man darf in ihnen doch nicht den eigentlichen tiefsten Grund zu dem großen Kampf der Gegenwart erblicken. Der Kulturkrieg ist doch mehr nur eine Begleiterscheinung des großen politisch-wirtschaftlichen Interessenkampfes, der sich zu einem Kampfe ums Dasein unter den Weltmächten gesteigert hat. Zum großen Teil dient er nur unsern Gegnern dazu, wie Troeltsch es überzeugend dargetan hat, den Krieg vor dem Tribunal der demokratisch-pazifistisch gestimmten öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, während es bei uns einer solchen Rechtfertigung nicht bedarf, weil wir einfach unser Leben und unsere Ehre verteidigen. O. Hintze.

Die Eingabe des Deutschen Germanistenverbandes an die deutschen Regierungen behufs usw.

Die Reformer des deutschen Unterrichts gehen aus, wie alle Reformer heute, von den 'großen Erlebnissen unsres Volkes im Weltkrieg', gleiten dann aber bald zurück in die kleineren Künste der Schulkämpfe.

'Eine solche Zersplitterung der deutschen höheren Bildung (hervorgerufen durch die Gleichberechtigung der drei höheren Schulen) bedeutet schließlich eine bedenkliche Gefährdung der deutschen Zukunft' . . . 'Die Kreise der Lehrerschaft ... sehen deshalb mit Sorge auf diese Zerrüttung (!) unsrer Bildungsgrundlage.' Auch mit der hundertsten Widerholung wird eine falsche Behauptung nicht richtig; wohl aber macht man mit solcher Begründung Eindruck, nur verschiedenen: bei der urteilslosen Menge den der Rettung aus höchster Gefahr, bei den Einsichtigen den des Schwindels, und schadet so der guten Sache, der man doch dienen wollte.

Es folgen dann Leitsätze über den Sprachunterricht in der Muttersprache, über die deutsche Lektüre, über das Verhältnis zum fremdsprachlichen Unterricht und über die Durchführung der Reform.

'Nur auf dem Boden der Muttersprache kann jene die seelischen Grundlagen alles Sprachlebens bloßlegende Betrachtung . . . mit den Schülern ohne weiteres begonnen und ernstlich verfolgt werden.' Darum soll dann auch 'der fremdsprachliche Unterricht erst beginnen, sobald die in die höhere Schule eintretenden Schüler sich in gemeinsamer Arbeit eine einigermaßen breite, gleichmäßige Grundlage an deutschen Sprachkenntnissen erworben haben'. 'Der deutsche Sprachunterricht bildet das Sprachverständnis der Schüler durch Aufdeckung der inneren Gesetz-

mäßigkeit aller Sprachentwicklung und klärt und sichert so durch Bewußtmachen unbewußter Vorgänge sein Sprachgefühl.'

Das sind Sätze, die sich doch wohl bestreiten lassen, schon weil Grammatik als Selbstzweck überhaupt nichts für Knaben ist, und weil gerade in der Sprache, in der man selber gestaltend und schöpferisch sich bewegen soll, ein Übermaß von Analyse und Reflexion leicht die Unschuld raubt, ohne die es keine kräftige Zeugung gibt: einen vollgültigen Beweis liefert der Stil dieser Eingabe selber mit seinem schrifttümlichen Deutsch, das noch lange kein Literaturdeutsch ist.

Aber wo und wieweit grade wir Deutschen die Muttersprache zum Gegenstand des Schulunterrichts zu machen haben, das sind ja Fragen, über die man Menschenalter hindurch ernstlich nachgedacht hat, und über die nur der Fanatiker des Schulstreits sich keine Gedanken zu machen braucht. Wenn nun vollends der deutsche Anfangsunterricht bis in die Mittelklassen hinein in der Hand von Elementarlehrern oder auch Mathematikern liegt, die mit der Gewissenhaftigkeit mittlerer Beamter 'das Sprachgefühl zu klären und zu sichern gedenken durch Bewußtmachung unbewußter Vorgänge', so wird das Resultat sein, daß es in den Köpfen der Jugend wohl allerlei mehr oder weniger kurzweiligen Wissenskleinkram geben mag — wie etwa in den Miszellen der früheren Jahrgänge einer vormals unter einem großen Namen gehenden, jetzt trefflich redigierten, ganz dem deutschen Unterricht gewidmeten Zeitschrift —, aber ob damit irgendein größeres Können erzielt wird, sei es im Verstehen des Textes, oder in der Aufnahme eines Kunstwerks, oder in der mündlichen oder schriftlichen Widergabe eigner Gedanken, oder im ansprechenden Vortrag eines Gedichts oder auch nur in einem anhörbaren Vorlesen, das ist doch sehr die Frage. Und eben daran fehlt es in Deutschland am meisten.

Warum denn also, nach dem Muster des großen Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, gleich wider an alle Regierungen gehen und gleich in allen Schulen eine größere Stundenzahl für das Deutsche fordern und danach erst an eine andre Vorbildung der Deutschlehrer denken? Man greift sich an den Kopf, wenn man die Worte liest (S. 15 unten), in denen man die Stimme des lautesten Wortführers der rührigen Vereinigung zu vernehmen glaubt: 'Sobald die äußere Lage Besprechungen dieser Art gestattet, wird auch der Zeitpunkt gekommen sein, die erhöhten Ansprüche an Ausbildung und Fortbildung der Deutschlehrer und die Anpassung der allgemeinen philologischen Ausbildung an die neuen Aufgaben als notwendige Voraussetzungen und Folgen der Umgestaltung zu erörtern.'

Nein, erst studieren, dann dozieren, und dabei behutsam probieren, statt wild drauf los zu agitieren. Man versuche doch einmal, nur mit einigen Schulklassen, das Nibelungenlied halbwegs so eingehend zu lesen, wie Homer, oder Wolframs Parcival so gründlich, wie eine griechische Tragödie oder einen platonischen Dialog oder auch wie ein deutsches Drama der Klassikerzeit, und lege dann uns, vor allem aber redlich sich selber, das Ergebnis vor, und dann erst frage man sich, ob dafür ein größerer Zeitaufwand vor der Zukunft der deutschen Jugend zu verantworten ist. O. S.

Die schriftlichen Arbeiten[1].

Die dritte Auflage der Reinhardtschen Denkschrift darf ein stetiges Fortschreiten der Erkenntnis feststellen, daß, wie in dieser Zeitschrift (1911, 687 ff.) sogleich betont wurde, die vielberufne Extemporaleverfügung notwendig und heilsam war. Über den Ursprung des Extemporales hat sich Reinhardt durch einen Aufsatz in Cauers Neuen Jahrbüchern (1912) belehren lassen: das Wort *extemporalis* kommt zuerst als Maskulinum vor, zur Bezeichnung des Schülers (1582), nicht lange darauf dann auch zur Bezeichnung der Leistung. Die Vermehrung des Umfangs der neuen Auflage (gegen die erste um einen halben Bogen), beruht größtenteils auf Zusätzen in den Anmerkungen. Auf S. 89 steht eine ziemlich scharfe Zurückweisung der gegen 'Annullierung' oder 'Kassierung' der ganz mißlungenen Extemporalien gerichteten Kritik.

Vielleicht wär es, trotz der feinen Bemerkungen (S. 35 der 1., 40 der 3. Aufl.), doch angebracht gewesen, für die vielen in ein Lehramt Berufnen, aber nicht Auserwählten, die allzu große Freiheit in der Anzahl der zur Begründung eines Endurteils nötig befundenen Prüfungsarbeiten, wenn auch nur mit einer leisen Bemerkung, widerum etwas einzuschränken.

Die bei den 'Übungsarbeiten' von den Schülern selbst vorzunehmende Korrektur mit dem Bleistift ausführen zu lassen, hat sich in mehr als einer Hinsicht bewährt: es könnte allgemein empfohlen werden.

Einen besonderen Hinweis verdient das im Zeichen des Weltkriegs entstandene Vorwort, und darin der aus dem Munde eines Regierungsvertreters nicht allzuoft gehörte Satz: 'Der durchrüttelnde Wind der Kritik ist gesund, auch für Regierungsverfügungen.' O. S.

---

[1]) Karl Reinhardt, Die schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1916. 120 S.

ANZEIGEN

Schulandachten. In Verbindung mit R. Richter und K. Steyer herausgegeben von G. Schümer. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1913. XVI u. 492 S. gr. 8. Preis geb. 5,80 ℳ.

Es müßte eigentlich keine gedruckten 'Schulandachten' geben. Mit dem Begriffe 'Andacht' verbindet man doch etwas, was ohne innige Anteilnahme der Persönlichkeit nicht möglich ist. Wie also soll es mir gelingen, eine Schülerschar in die Stimmung zu versetzen, die den Namen Andacht verdient, wenn ich meine eigne Persönlichkeit nicht zu allererst zur Andacht zu sammeln vermag? Wie wahr das Gesagte ist, sehen wir jetzt in der Kriegszeit bestätigt: die Schulandachten haben einen ganz andern Stil bekommen; jeder faßt sie anders an, aber jedem merkt man an, daß seine Persönlichkeit sich nicht scheu verbergen, sondern im Gegenteil sich äußern will; daß da allerpersönlichste Nöte, Wünsche, Hoffnungen, Gebete sich auf die Lippen drängen; daß es vielen ein Bedürfnis geworden ist, das zu bekennen, was sie bewegt, und daß sie sich dessen nicht schämen, weil sie der Gewißheit leben, nur auszusprechen, was ihre Amtsgenossen, ihre Schüler und deren Familien beschäftigt. Sie reden also, wie ihr Herz ihnen zu reden gebietet, und sie sind gewiß, ein Echo in den Herzen der Schulgemeinde zu finden. Liegt hier nicht eigentlich das Geheimnis einer guten Schulandacht klar zutage? Müßte nicht eigentlich jede Schulandacht vor allem aus dem Gefühl heraus geboren werden, daß Lehrer und Schüler ein Stück christliche Gemeinschaft sind? Und müßten nicht auch in Friedenszeiten viel mehr als üblich die Schulandachten aus gemeinsamen Bedürfnissen, Erlebnissen, Nöten und Hoffnungen ihren Stoff und ihre Form nehmen? Wie alle echte Lyrik in irgendeinem Sinne Gelegenheitsdichtung ist, so müßte doch auch die Schulandacht ihre Quelle in den Erlebnissen oder wenigstens den Erlebnismöglichkeiten des Schulkreises haben. Denkt man jedoch an manche Schulandacht, die man gehört oder gelesen hat, so muß man zum Glück sagen, daß man unrecht täte, die pädagogische Befähigung ihrer Urheber gerade nach diesen Leistungen zu beurteilen. Bald sind sie zu kirchlich und daher in ihrer Tonart dem Gefühlsleben der Jugend allzufern, bald zu gelehrt, zu philosophisch, vor allem aber zu arm an Wärme. Schuld daran trägt oft ein gewisses, dem kirchlichen Gottesdienste entnommenes Schema, das sich an manchen Schulen herausgebildet hat und das zu durchbrechen mancher nicht den Mut findet. So greift er zu einer Schulagende, schlägt den dem jeweiligen Zeitpunkt des Kirchenjahres entsprechenden Abschnitt auf und liest etwas vor, was ihm selbst

wenig sagt und den Schülern noch weniger oder gar nichts, zumal wenn ein überreicher Gebrauch der Sprache Kanaans sich darin breit macht, breit genug, um die Gedankenarmut und die völlige pädagogische Unzulänglichkeit der Lektion zu verhüllen.

Hätte das vorliegende Buch auch nur den Erfolg, daß es uns Mut machte, von diesem oder jenem Schema abzuweichen, daß es uns zeigte, auf wie mannigfaltige Art man Schulandachten halten kann, so hätte es schon reichen Segen gestiftet. Und diesen Erfolg wird und muß es haben. Achtundfünfzig Mitarbeiter zählt das Verzeichnis, und neben den die überwiegende Mehrzahl bildenden Schriftstellen des Alten und Neuen Testaments, die in alter (und, wie ich glaube, altberechtigter) Weise den Andachten zum Ausgangspunkte dienen, stehen Stellen aus Augustin, Luther, aus neueren Dichtern, ja, einmal sogar ein Satz aus einem lateinischen Übungsbuche. Wie bisweilen der biblische Ausgangspunkt fehlt, so fehlt auch manchmal am Schlusse das Gebet. Das mag hier und da wohl angehen, obwohl es doch einen gewissen Mangel bedeutet; nur sollte man in diesem Falle nicht, wie es einige Male geschehen ist, mit 'Amen' schließen. Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß die Herausgeber bei ihrer Auswahl möglichst weitherzig gewesen sind. Dies gilt natürlich auch, und zwar in erster Linie, gegenüber dem religiösen Standpunkte der Mitarbeiter. Nicht alles, was das Buch enthält, wird ein streng-kirchlicher Beurteiler als eine positiv-christliche Andacht gelten lassen. Aber das ist ja gerade eine der ernstesten und brennendsten Fragen der Schule, wie weit der Lehrer sich an die kirchliche Überlieferung und an den Wortsinn des Bibeltextes gebunden halten muß; und wenn die Ausdeutung und Ausbeutung in so feinsinniger und so durchaus auf den religiösen Grundgedanken gerichteter Weise geschieht wie z. B. bei den beiden dem Himmelfahrtsfeste gewidmeten Stücken (S. 33—35), dann braucht man sich nicht zu beklagen. Ganz besonders aber ist es zu begrüßen, daß nicht bloß in dem zweiten Teil, den 'Andachten für besondere Gelegenheiten', sondern auch in den im ersten Teile (S. 1—345) enthaltenen fortlaufenden Andachten für jeden Tag des Schuljahres recht, recht oft auf die Herzensangelegenheiten des Schülers Bezug genommen wird. Da wird an Unterrichtsstoffe verschiedenster Art angeknüpft, da werden Fragen der Disziplin, Fragen der Kameradschaftlichkeit in fesselnder Weise — und so gar nicht 'von oben herab' — erörtert. Natürlich wird es nur ganz ausnahmsweise einmal gelingen, ein Thema so zu behandeln, daß alle Altersstufen der Schüler in gleichem Maße davon Nutzen haben können. Aber das bleibt ein unvermeidlicher Übelstand, den schließlich auch die Kirche ebenso wie die Schulgemeinde in Kauf nehmen muß. Erfreulich ist es schon, wenn man sagen darf, daß die Andachten mit pädagogischer Absicht und in wirklichem Hinblick auf die Fassungskraft und die seelischen Bedürfnisse der Mehrheit der Schüler abgefaßt sind; und diesen Vorzug kann im allgemeinen diesem Buche niemand abstreiten. Noch einmal also: Mag es in die Hände vieler kommen, um ihnen Mut zu machen, ihre Andachten — ohne ein Andachtsbuch zu entwerfen und zu halten!

Steglitz. Willibald Klatt.



Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. II. Band. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1913. VIII u. 536 S. Geb. 10 ℳ.

Dies erstaunliche Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes liegt nun, neun Jahre nach seinem ersten Erscheinen, in neuer Auflage vor. Aus dem einen Bande sind deren zwei geworden. Von Anfang an hatte das Werk als die geistige Arbeit nur eines Verfassers den Vorzug durchgehender Einheitlichkeit des Stils und der Anschauung. Dieser Vorzug tritt in der neuen Auflage, wo dem Verfasser mehr Raum zu persönlicherem Eingehen auf früher nur schlagworthaft angedeutete Fragen zur Verfügung stand, noch ausgesprochener zutage. Eine gewisse bloß konstatierende Kühle der Darstellung wird immer ein Kennzeichen Steinhausischer Schreibweise bleiben und damit den hervorragend informatorischen Charakter dieses Buches wirksam unterstützen. Die ungeheure Fülle des Gebotenen scheint trotzdem immer noch zu groß auch für diesen über das Doppelte des ursprünglichen Rahmens hinausgewachsenen Umfang der neuen Arbeit. Die letzten sechs Kapitel des alten Buches (380 Textseiten) bilden die Grundlage des neuen mit seinen 500 Seiten. Schon allein aus dieser Tatsache kann man entnehmen, wie sehr das Inhaltliche erweitert und neueren Forschungsergebnissen angeglichen ist. Seite für Seite trifft man auf noch nicht Gesagtes. Ganz neu hinzugekommen, und für den Kulturhistoriker von höchstem Interesse ist das Einleitungskapitel 'Geschichte der deutschen Landschaft seit dem 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart', ein meines Wissens hier zum erstenmal unternommener Versuch systematischer Zusammenfassung dieses wichtigen Problems. Was in der alten Auflage unter verschiedenen Gesichtspunkten verstreut stand, ist hier zu einheitlicher Entwicklungsreihe verdichtet. Dort fand man z. B. unter 'Landschaftsgefühl der empfindsamen Zeit' einiges über die Geschichte des Gartens. Losgeschält vom bloß gefühlsmäßigen Moment findet man es jetzt unter den Nutzgedanken gebracht. Anderes in diesem Kapitel ist völlig neu; der Forstmann wird Wichtiges über die Geschichte der Waldnutzung, der Landwirtschafter über Geschichte des Getreidebaus finden. Alles Tatsachen, die die erste Auflage verschwieg.

Aus der übrigen Fülle des Stoffes können nur Stichproben gemacht werden, die den größeren Reichtum des neuen Buches, das überall Richtigstellungen vornimmt, dartun mögen. Das eminent wichtige Problem der deutschen Sprache als Kulturfaktor hat neue Anschauungen gezeitigt. Über den in erster Auflage ziemlich schemenhaft gebliebenen Wieland z. B. liest man: 'Die deutsche Sprache erhielt durch ihn eine Ausdrucksfähigkeit, die sie erst für die Handhabung durch Goethe geschickt machte.' Ein kräftig Wörtlein, das der Steinhausen von 1904 noch nicht gefunden hatte.

Ist der Verfasser mit einer äußerst universellen Genauigkeit auf allen Gebieten der Kulturgeschichte der schier ins Unermeßliche wachsenden Spezialliteratur gefolgt, so wird trotzdem der Spezialforscher hier und da stutzen. Den neuesten Prüfungen zufolge spielt z. B. die deutsche Hausmusik, die im 17. Jahrhundert auf einer Höhe stand, von der wir

uns heute schwer noch einen Begriff machen können, eine gewaltige Rolle als Kulturfaktor. Und vom 'Lied' können wir als von einer Kulturmacht ersten Ranges sprechen. Statt der längst überholten Ansicht Riehls, mit der Steinhausen hier wie in der ersten Auflage das Lied im 18. Jahrhundert abtut und das des 17. kaum erwähnt, hätten unbedingt die sehr bedeutsamen Forschungen Herrmann Kretzschmars (1911) benutzt werden müssen. Die Tatsache, daß damals das erst heute wider zum Leben erwachende Orchesterlied, und nicht das nüchterne Klavierlied einfach Regel war, ist doch bedeutsam genug, um erwähnt zu werden, wenn auch die Namen der großen Meister Albert, Krieger, Franck usw. zu entbehren wären. Auch der Kunsthistoriker wird berechtigte Ausstellungen machen können. Man dürfte heute zum mindesten sehr zweifelhaft sein, ob das 'Streben nach Naturwahrheit' der entscheidende Zug der spätgotischen Kunst ist. Doch das sind Einwände, die der prachtvollen Arbeit keinen Abbruch tun können und dürfen; denn wir brauchen eine Geschichte der deutschen Kultur.

Das Bibliographische Institut hat für eine sehr würdige Ausstattung Sorge getragen. Die große Zahl der technisch schärferen Abbildungen sind nach wie vor eine lehrreiche Zierde des Buches. Das sehr sorgfältig gearbeitete Register umfaßt — der vermehrten Bändezahl entsprechend — mehr als das Doppelte des ursprünglichen.

Halle a. S. O. Hagen.

A. Kochalsky, Das Leben und die Lehre Epikurs. Diogenes Laertius Buch X, übersetzt und mit kritischen Bemerkungen versehen. Leipzig 1914. B. G. Teubner. VIII u. 78 S. 8. 1,80 ℳ, geb. 2,40 ℳ.

Das schmale Büchlein ist weit mehr als der Titel sagt: es ist ein wertvoller wissenschaftlicher Beitrag zum Studium Epikurs. Jede Forschung über Epikur und seine Philosophie muß auch heute noch von Useners *Epicurea* ihren Ausgang nehmen. Man muß es dem Verlag B. G. Teubner hoch anrechnen, daß er 1908 einen auch typographisch gut ausgefallenen anastatischen Neudruck (geb. 13 ℳ) von diesem selten gewordenen Standwerk herstellte, das schwer auf Bibliotheken zu bekommen und im Handel bis zu 40 ℳ bezahlt worden war. An Usener knüpft Kochalsky pietätvoll, aber selbständig an. Was Übersetzer betrifft, hat er so gut wie keine Vorgänger, an Emendatoren besonders W. Arndt in seiner fördernden Berliner Dissertation (Emendationes Epicureae, 1913). Die Anlage des Buchs ist — wohl in einiger Anlehnung an Diels' kommentarlose Einzelausgaben — so gehalten, daß zunächst der deutsche Text in rühmenswert übersichtlichem Druck mit ganz wenig Glossen und Scholien geboten wird (60 S.), dem sich rund 20 Seiten textkritische Bemerkungen anschließen, eine Anlage, die dem genießenden Leser wie dem kritischen Philologen gleich willkommen sein wird.

Nur wer selbst einmal über Useners *Epicurea* gesessen hat, weiß, wie schwer dieser Text allein nur zu übersetzen ist, von kritischer Verwertung ganz abgesehen. Wir glauben es also Kochalsky gern, daß seine Arbeit 'die Frucht vieler, vieler mühevoller Stunden des Grübelns und des Kopfzerbrechens' ist, doch — *operam et oleum non perdidit.*

Die Übersetzung ist gut, ja manchmal fein (vgl. S. 3, 3; 3, 23 *ἀνδράποδα* Sklavenseelen; 3, 33 *κυκητής* Umwerter aller Werte; 16, 14 f.; 20, 1 *ἐνυπάρχον* immanent usw.) und wenn sich noch einige Härten finden, so fallen sie zum größten Teil der Schwierigkeit des Gegenstands und der Schreibart des Diogenes Laertius zur Last (7, 20; 18, 11; 20, 22 u. ö. doch lieber das moderne, von Kochalsky anscheinend bewußt vermiedene Wort 'Atomverbindung'; 27, 20; 30, 18; 38, 8 f.).

Diese ganze Übertragung ist nun nicht etwa eine bloße Verwertung des bei Usener nach andern Gesichtspunkten getrennten zehnten Buches von Diogenes Laertius, sondern sie darf neben dem Anspruch, die eigentlich erste Übertragung zu sein, noch den viel wertvolleren geltend machen, daß sie auf einer eigenen Revision des Usenerschen Textes beruht, wovon die kritischen Bemerkungen Zeugnis ablegen. Aus ihnen spricht Dielsscher Geist, es ist ausgesprochen konservative Kritik der besten Art. Useners oft blendende, immer geistvolle Konjekturen haben hier einen Beurteiler von Geist und Kühle gefunden, der aber doch dankbar den Spuren eines Meisters folgt; der Kühnheit Cobets und auch Meiboms gegenüber war solche Kritik sogar notwendig. Gleich Konjektur 1, dann 17 und (im Anschluß an Arndt) 23 sprechen deutlich von einer kritischen Schulung, die auch vor großen *cruces* (A 49!) nicht die Waffen streckt; schlagend einfach erscheint mir die Vermutung A 92, die in wohltuendem Gegensatz zu Cobets Gewalttätigkeit steht. Zu A 24 = Us. S. 6, 8 möchte ich eher, fast ohne jede Textänderung, *εἰ* (*δὲ*) *μὴ ἦν ὄν, ὅ* wagen. In Koch. 20, 28 ff. = Us. 16, 8 ist wohl ohne zu große sprachliche Vergewaltigung des *ἐπειδάν* eine Anspielung auf Anaxagoras zu erblicken (vgl. Anaxag. fr. 4; 11; 12), was Usener, wahrscheinlich auch Kochalsky, entgangen ist; Voraussetzung ist aber das Fallenlassen von Kochalskys wenig befriedigender Konjektur 43 und Rückkehr zu Usener. Endlich bringe ich für eine hoffentlich bald nötige Neuauflage noch einige Äußerlichkeiten in Erinnerung: A 24 S. 63 verbessere in der Klammer '*ὄν*' statt 'so'; S. 14 lies (Anm.) 26 statt 27, 27 statt 28; A 92 S. 72, 1 verb. *ἅμα* statt *οὕτω* (vor 'codd.'); zu A 100 war Diels' Konjektur (bei Us. praef. XX zu 48, 4) mit anzuführen, die mit dem von Diels häufig konjizierten *εἴσω* der Vermutung Kochalskys wohl nahe kommt; A 92 muß es doch wohl sicher [Epikur] statt Epikur heißen; eine *capitum tabula* nach S. VIII wäre vielleicht manchem Leser erwünscht, der sich nur philosophisch orientieren will.

Wir sehen außer dem erwähnten Verdienst, Epikur selbst einem größeren Kreis zum erstenmal in gediegener Weise zugänglich gemacht zu haben, in der Arbeit erstens einen Ansatz zur Ausgestaltung einer epikureischen Fragmentsammlung, die die vollendetste ihrer Art, Diels' Vorsokratiker, zum Muster nehmen müßte und würde, und sodann einen Weg, vielleicht sogar den einzig möglichen, zu einer Ausgabe des Diogenes Laertius, dieses Schmerzenskinds der Doxographie, an dem sich schon so viele bis heute — soviel ich weiß vergeblich — versucht haben. Bei dem dann notwendigen Zurückgreifen auf die Handschriften selbst wäre wohl eine Verbindung mit P. v. d. Mühll (vgl. Diels, Fragm. d. Vorsokr. I[3], S. XI!) fördernd, ja notwendig. Vorläufig freuen wir uns herzlich an dem

Büchlein in dieser Gestalt; freilich wird der Philologe — und auch der Philosoph, der hier wirklich arbeiten will — daneben Usener ständig heranziehen müssen, und so können wir uns nur Schonacks Wunsch (Lit. Zentralbl. 1915, 284) anschließen, daß Kochalsky uns auch den griechischen Text bei einer Neuauflage beigibt. Es muß noch einmal gesagt werden, daß bei allen Fortschritten uns die *Epicurea* des Altmeisters nicht etwa entbehrlich werden. Im Gegenteil: Die dankbar zu begrüßenden Fortschritte der Kritik, die durch die großen philosophiegeschichtlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte erleichtert, ja erst ermöglicht wurden, vermögen diesem Meisterwerk als Ganzem nichts von seinem Glanz zu rauben, wenn es auch in seinen Teilen ergänzt werden wird. Vielleicht führt sogar Kochalskys treffliches Büchlein wider mehr dazu, die *Epicurea* selbst zu studieren. Lessings Mahnung gilt auch hier: Wir wollen weniger erhoben / Und fleißiger gelesen sein. Auch darin liegt der Wert der Übertragung Kochalskys, daß sie gleichsam Epikur sich selbst verteidigen läßt gegen die jahrhundertelang gehegte falsche Auffassung des Epikureismus. Geradezu erfrischend wirkt noch heute seine *epistula moralis* mit ihrer hohen, reinen Lebensauffassung; und wer dort tiefer gräbt, wird auch dort voll Staunen moderne Fragen *in nuce* entdecken können, wie z. B. solche der 'Psychologie des Denkens' (11, 21), Theorien über primäre und sekundäre Sinnesqualitäten, ein seit Demokrit angebautes, jetzt erst mehr beachtetes Gebiet (26), Anklänge an Nietzsche u. a. Die Naivität epikureischer Physik (z. B. 42, 6; 43, 13ff.) mit ihrer Verkennung des Naturgesetzes tritt in der deutschen Übersetzung besonders zutage und bietet dem Forscher eine noch nicht im geringsten ausgeschöpfte Fülle von Beziehungen zur Vorsokratik (vgl. Gilbert, Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums 632 f.) — kurz: dem Verfasser sei der Dank von Philologen und Philosophen gebracht.

Hildburghausen. Oskar Metzger gen. Hoesch.

Frenzel, Friedrich, Die Prologe der Tragödien Senekas. Inauguraldissertation. Weida i. Thür. 1914. Druck von Thomas & Hubert. 105 S. 8.

Der Verfasser hat sich in dieser für eine Dissertation recht umfangreichen Arbeit die Aufgabe gestellt, die Prologe des Seneka unter Vergleich mit Euripides besonders inhaltlich zu betrachten, um schließlich (wie es Arnim für die Prologe des Euripides getan) kurz nach dem Zweck dieser Prologtechnik und ihrer Wirkung für die Beurteilung der dramatischen Gesamtkomposition zu fragen. Diese, von der die Gestaltung der Exposition eine wichtige Teilfrage ist, ist kaum irgendwo eingehender besprochen worden. Objekte der Untersuchung sind ihm dabei die sieben Stücke des erhaltenen Zehntragödienkorpus, die jetzt als einheitliche und ganze Produktionen eines und des selben Verfassers gelten. (Über die Phoenissae, Hercules Oetaeus und Octavia vgl. Teuffel-Kroll S. 230f.).

Er vergleicht dann, zunächst die Form besprechend, die szenische Gliederung der Prologe mit der bei Sophokles und Euripides und findet, daß beinahe die Hälfte die einfachste Gestaltung zeigt, die bei Sophokles

und Euripides noch in der Minderzahl war. Dann bespricht er die Eingangsmonologe und faßt das Resultat dahin zusammen, daß die Form des ersten Teils des Prologs, der Monolog, von Euripides übernommen, aber mit einem grundverschiedenen Wesen erfüllt wird, wodurch eine Verbesserung und Bereicherung entsteht: die wirkliche Motivierung monologischen Redens durch Pathos und Reflexion gegenüber dem dramatisch unmotivierten Erzählungston. Damit hängt der verschiedene Inhalt der Prologe zusammen. Indem er dann zu diesem übergeht, widmet er zunächst zwölf Seiten dem Euripides und bespricht dann den Inhalt der Prologe der drei Stücke mit göttlichen bzw. dämonischen Prologisten. Hier wird bei Seneka nur das Allgemeinste mitgeteilt, fast nur die augenblickliche Situation ins Auge gefaßt. Diese geringe Mitteilsamkeit der göttlichen Prologpersonen kontrastiert mit den Euripideischen Prologgöttern. Aber alle Angaben über äußere Verhältnisse erscheinen als sekundär gegenüber einer mit der Sprache des Affekts vorgenommenen, ebenso intensiven wie einseitigen Charakteristik der Prologisten und durch sie, indirekt, der wichtigen Personen des Stückes, und indem im Drama selbst diese Charakteristik festgehalten wird, so besteht zwischen Prolog und Stück ein logischer Zusammenhang: der Prolog motiviert die Handlung. Eine persönliche Beziehung zwischen Prologisten und Spielern ist nur in Herc. fur. vorhanden. Als Vertreter und Personifikationen der Ahnen sind die umbrae anzusehen; individuelle Züge fehlen diesen, dafür drängt sich das 'Unterweltsmilieu' mit dem Grundton der Verdammnis und des Frevels vor. Viel indirekter erfolgt die Bestimmung der Persönlichkeit in den vier Dramen mit menschlichen Prologisten. Nachdem Verfasser auch für diese den Inhalt der Prologe und die Entwicklung der Handlung dargelegt hat, faßt er so zusammen: Bezüglich der Angaben über Vorgeschichte und gegenwärtige Situation bieten die menschlichen Prologisten mehr als die göttlichen, aber auch sie sind von Ausführlichkeit im Euripideischen Sinne weit entfernt. Das Hauptgewicht ist auch hier wider auf die Charakteristik gelegt, die hier eine direkte ist (die Hauptpersonen charakterisieren sich selbst durch ihre Reden). Der Prolog steht nun in einem begründenden Verhältnis zum Stück. Indem aber die Troer (Hekuba) und ebenso Ödipus durch das Walten der höheren Macht des Fatums weiter entscheidend betroffen werden, zeigt auch hier der Prolog die Ursache für die folgende Handlung auf. Neben diesem logischen Zusammenhang ist ein persönlicher vorhanden, indem es ja die Hauptpersonen sind, die im Prolog erscheinen. Einer Einführung und Vorbereitung, wie sie etwa Euripides bedurfte, war Seneka überhoben bei der allgemein bekannten Gestaltung der Sage, sodann aber war er als Rhetorenschüler um Neues bemüht in einer neuen Charakteristik, die er nun in übertreibender rhetorischer Manier versucht, und zwar schon im Prolog in einer bestimmten Charaktereigenschaft der Hauptpersonen. Das folgende Stück erscheint dann solchen Prologen gegenüber nur als die Ausführung des Prologthemas, wird gleichsam ein ausgeführtes Exemplum. So ist in gänzlicher Verkennung der Bedeutung des Prologs ein innerlicher, organischer Zusammenhang zwischen Prolog und Stück nicht vorhanden. Über die

Handlungsmotive aber hebt Verfasser zum Schluß noch einmal hervor, daß der Grund des Handelns und Leidens der Hauptpersonen fast überall in eine bestimmte Gemütsveranlagung gelegt ist. Daraus folgt eine Gebundenheit der Personen: sie handeln und leiden mit einer in ihnen oder über ihnen waltenden Notwendigkeit.

Es ist eine fleißige Arbeit, für die der Verfasser die einschlägige Literatur fleißig studiert hat, besonders die Arbeiten von Leo, auf den er sich vor allen stützt, v. Arnim, Lindskog, Birt u. a. Die Ansichten der letztgenannten unterzieht er einer scharfen Kritik. Auch sonst wird in weiterem Kreis eine reiche Literatur herangezogen. So bietet die Dissertation für das Verständnis der Tragödien des Seneka und weitere Forschungen einen neuen wertvollen Beitrag.

Kassel. Fr. Heußner.

R. Blümel, Einführung in die Syntax. Heidelberg, C. Winter, 1914. 8. XII u. 283 S. 3,60 ℳ.

In der 'sprachwissenschaftlichen Gymnasialbibliothek', deren Werke zum Gebrauch für Gymnasiallehrer, vielleicht auch für Schüler der oberen Klassen bestimmt sind und das Ziel verfolgen, den Sprachunterricht auf die Grundlage der modernen Sprachwissenschaft zu stellen und dadurch zu vertiefen, erscheint jetzt zum ersten Male ein Werk über Syntax, und zwar naturgemäß ein Werk, das zunächst eine Einführung in die Probleme dieser schwierigen Wissenschaft bieten will, ehe die Anwendung der hier festgestellten Sätze auf eine einzelne Gymnasialsprache erfolgen kann. In dem ersten Hauptteil: Was ist Syntax? behandelt der Verfasser die Syntax zunächst als Bedeutungslehre, und zwar die Unterschiede der syntaktischen Beziehungen, wobei von den untergeordneten (Gruppen) und beigeordneten (Reihen) Satzbestandteilen, von notwendigen und freien, festen und lockeren Beziehungen, von der verschiedenen Enge der syntaktischen Beziehungen, von dem Unterschied zwischen grammatischem und psychologischem Subjekt und Prädikat gesprochen wird, dann die syntaktische Funktion der Redeteile, die syntaktische Gliederung, die sinnbildliche Bezeichnung von Inhalt und Beziehungen syntaktischer Bestandteile, (bei zwei Bestandteilen das Zeichen |__|, in dem die beiden Bestandteile durch die senkrechten, die Beziehung zueinander durch den wagerechten Strich bezeichnet werden). In dem Abschnitt 'Syntax als Formenlehre' werden die verschiedenen Formenmittel, die Frage, ob es syntaktisch formlose Sprachen gebe, der Unterschied in der Genauigkeit der Formmittel, die sog. eingliedrigen Sätze, ferner die Ellipse und der Pleonasmus behandelt. Im dritten Abschnitt des ersten Teils wird die Behauptung bewiesen, daß die Syntax es mittelbar oder unmittelbar mit einem Satze zu tun hat. In dem zweiten Hauptteil wird das Verhältnis der Syntax zu den angrenzenden wissenschaftlichen Gebieten, und zwar sprachlichen wie der Laut-, Flexions-, Wortbildungslehre und Stilistik, wie nichtsprachlichen, Psychologie und Logik, behandelt. Im dritten Hauptteil wird die Tätigkeit des syntaktischen Forschers beschrieben, Fehler gegen den Umfang und gegen die Art der Sprachbetrachtung gerügt und Ratschläge über die Behandlung der syntaktischen Erscheinungen

erteilt, das Ausgehen von Form oder Bedeutung, die Einteilung und vergleichende Betrachtung, die zahlenmäßige Feststellung und schließlich die Benennung der syntaktischen Erscheinungen betreffend. Der umfangreichste Hauptteil des Buches ist natürlich der vierte, der Versuch eines Aufbaus der Syntax (S. 140—235): Es werden hier zunächst die ungestörten, dann die durch Vermischung oder Abreißen gestörten Gebilde betrachtet. Unter den ungestörten Gebilden werden zuerst die einzelnen Erscheinungen besprochen, dann folgen eine Zusammenfassung über die Wortstellung und den syntaktischen Akzent und eine Vergleichung verschiedener syntaktischer Formen. Unter den einzelnen Erscheinungen nimmt der Satz die erste Stelle ein: hier wird zunächst die Frage erörtert: was ist der Satz?, dann die Arten der Sätze (mit und ohne Verbum) angegeben; kürzer werden die höheren Einheiten (höhere Reihen und Gruppen) behandelt. Der fünfte Hauptteil enthält Bemerkungen über die geschichtliche Entwicklung der syntaktischen Erscheinungen, und zwar sowohl innerhalb einer Sprachgemeinschaft wie bei der Übertragung aus einer Sprache auf eine andere. Der sechste Hauptteil endlich enthält Winke für Studium und Unterricht, und an ihn schließt sich eine Literaturangabe wichtiger Werke.

In dieser Inhaltsangabe des äußerst reichhaltigen Werkes lassen sich natürlich nur die Hauptteile anführen. Referent glaubt, daß das, was nach dem Titel die Absicht des Verfassers ist, die 'Einführung' in das umfangreiche und schwierige Gebiet der Syntax, durchaus erreicht ist. Natürlich ist, daß, schon um des als notwendig vorauszusetzenden Sprachgefühls willen, die Muttersprache im Vordergrund steht, doch versäumt der Verfasser es nicht, auch fremde Sprachen zum Vergleich heranzuziehen. Der Erfolg des Buches ist nach dem Urteil des Referenten in der Klarheit der Darstellung begründet, und diese beruht widerum auf der scharfen Präzision der Ausdrucksweise und besonders auf dem steten Ausgehen vom Beispiel und auf der Vergleichung der Beispiele miteinander, wodurch die zu beweisenden Sätze in helles Licht gestellt werden.

Referent kann das Werk allen Gymnasiallehrern warm empfehlen und hofft, daß der unternehmende Verleger dieser 'Einführung in die Syntax' bald Werke über die Syntax der einzelnen Gymnasialsprachen folgen läßt.

Weilburg. F. Stürmer.

---

1) Lily Ross Taylor, The cults of Ostia. Bryn Mawr College monographs, monograph series, vol. XI. Bryn Mawr, Pennsylvania 1912. 8. VIII, 98 S.

Nach einer Einleitung über die Geschichte von Ostia (S. 1—13) behandelt die Verfasserin in drei Kapiteln die Kulte der Stadt. Das erste (S. 14—45) ist den griechisch-römischen Göttern, das zweite (S. 46—56) dem Kaiserkult, das dritte (S. 57—93) den orientalischen Gottheiten gewidmet, ein kurzer Schluß faßt die Ergebnisse zusammen.

Die Nachrichten über die Kulte von Ostia gründen sich hauptsächlich auf die Inschriften, und zwar stammen diese zum größten Teile

aus dem zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. Aus dem ersten Jahrhundert sind religiöse Inschriften selten, aus der republikanischen Zeit fehlen sie ganz. Funde von Statuen und Reliefs ergänzen unsere Kenntnis, ferner sind Reste von elf Tempeln erhalten, nur bei wenigen von ihnen sind aber die Gottheiten festzustellen, denen sie geweiht waren. Der älteste Kult von Ostia ist anscheinend der des Volcanus. Sein Priester führte den Titel *pontifex*, er hatte gleichzeitig die Oberaufsicht über alle Tempel *(pontifex aedium sacrarum)* und mußte die Erlaubnis erteilen, wenn irgend eine Götterstatue oder ein Weihgeschenk aufgestellt werden sollte. Wissowa meinte, Volcan habe in Ostia eine sehr hohe Verehrung genossen, weil für die Docks und Speicher der Hafenstadt die Feuersgefahr ganz besonders zu fürchten war. Miß Taylor bemerkt jedoch, daß die Weihinschriften dies nicht beweisen und der Kult des Gottes in Ostia wahrscheinlich schon existiert habe, ehe es dort Speicher und Docks gab, sie erklärt es für unmöglich, die Natur des Volcankults in Ostia näher zu bestimmen. Wie in anderen römischen Kolonien erhielt auch in Ostia die kapitolinische Trias, Juppiter, Juno, Minerva, ziemlich früh einen Tempel, — wahrscheinlich ist er identisch mit dem Juppitertempel, der nach Livius im Jahre 199 v. Chr. vom Blitze getroffen wurde. Bemerkenswert ist der Kult des Castor und Pollux. Sie hatten einen Tempel in Ostia, ihr Fest war aber keine lokale Feier, sondern wurde unter römischer Leitung begangen, man opferte ihnen im Hafen, um Windstille auf dem Meere zu erflehen. — Daß im zweiten und dritten Jahrhundert die orientalischen Religionen einen starken Einfluß übte, ist gerade bei einem so bedeutenden Hafen wie Ostia leicht begreiflich. Die wichtigsten orientalischen Kulte waren hier die der Magna Mater, der Isis und des Mithras. Außer in Rom selbst hat sich nirgends ein so reiches Material zum Studium dieser Kulte gefunden wie in Ostia. Verhältnismäßig wenig zahlreich sind dagegen die Dedikationsinschriften an syrische Gottheiten, vermutlich weil die syrischen Kaufleute es vorzogen, ihre Weihungen im nahen Rom aufzustellen, wo es glänzende Tempel ihrer heimatlichen Götter gab.

Liefern die vorliegenden Untersuchungen auch keine bedeutenden Ergebnisse, so ist es doch von Interesse, die Kulte einer einzelnen Stadt einmal im Zusammenhang zu überblicken, und es wäre vielleicht eine ganz lohnende Aufgabe, auch die Kulte von manchen anderen Gemeinden des römischen Reiches ähnlich zusammenzustellen.

2) Martin P. Nilsson, Die volkstümlichen Feste des Jahres. Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. III. Reihe, 17./18. Heft. 8. 76 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1914. 1 ℳ.

Auf dem knappen Raum von 74 Seiten schildert Nilsson eine Reihe volkstümlicher Festbräuche, hauptsächlich deutsche und skandinavische, und sucht — darin liegt der Wert des Büchleins — ihre Entstehung und ursprüngliche Bedeutung zum Verständnis zu bringen. Das erste Kapitel ist 'Der ländliche Festkreis' überschrieben. Nilsson geht darin von der Sitte des 'Maien' aus, der Sitte, bei festlichen Gelegenheiten einen Baum oder Zweig vor dem Hause oder im Hause

aufzustellen, und erörtert im Zusammenhang damit den Glauben an die segenbringende und schützende Kraft eines solchen Schutzbaums und Maienzweigs: in der Wachstumkraft, die Bäumen und Zweigen innewohnt, findet der Ackerbauer die selbe Kraft wider, die seine Saaten keimen und reifen läßt. Diese segenspendende Kraft beschränkt sich dann aber nicht auf Flur und Saat, sondern erstreckt sich auch auf Vieh und Stall, Haus und Familie. Verwandt mit dem Aufrichten des Maien ist die zu verschiedenen Jahreszeiten übliche Sitte des Peitschens mit grünen Ruten, durch das die in den Zweigen wohnende Kraft auf die damit Geschlagenen übertragen wird. Weiterhin bespricht Nilsson die bei Frühlings- und Erntefesten üblichen Bräuche, dabei wird noch allerlei vom Maibaum nachgetragen, aber auch von Hexenabwehr durch Feuer, Lärmen u. a. und von dem Glauben an den in der letzten Garbe wohnenden Dämon wird einiges mitgeteilt. Der Gebrauch des Maien ist nicht auf Frühling und Sommer beschränkt; mit dem Wintermaien scheint der Weihnachtsbaum zusammenzuhängen, dessen allmähliche Einführung Nilsson hier schildert. Ein Lichterfest ist Weihnachten von jeher gewesen, die Lichter sind dann mit dem Baum verbunden worden, so entstand aus ihm der Weihnachtsbaum; mitgewirkt hat nach Nilsson zu seiner Einführung auch der Paradiesbaum, der in den mittelalterlichen Mysterienspielen auf der Bühne aufgestellt wurde. Der nächste Abschnitt des Kapitels behandelt die Sitte der Maibraut und des Maikönigs, nach deren ursprünglicher Bedeutung die Fruchtbarkeit der Natur mittels eines Sympathiezaubers durch die Hochzeit des menschlichen Paares erzielt werden soll, — ferner den Brauch des Kampfes zwischen Sommer und Winter und des Winteraustreibens; beides sind Zauberhandlungen, von denen man ein wirkliches Verschwinden des Winters erwartet. Zwei andern Arten des Sympathiezaubers ist der letzte Abschnitt des ersten Kapitels gewidmet, dem Regenzauber und dem Sonnenzauber; letzterer besteht in der Anzündung von Feuern, die sich aber auf andere Weise erklären läßt, aus der Geister vertreibenden, Unheil abwehrenden, reinigenden Kraft des Feuers. Das zweite Kapitel behandelt die Winterfeste, vor allem das Weihnachtsfest. Dabei werden diejenigen Bräuche, die aus christlichen Vorstellungen stammen, nur gestreift und nur die aus vorchristlichen Anschauungen entsprungenen näher erörtert, die im Norden mehr noch als in Deutschland fortleben. Die Weihnachtsgeschenke führt er wohl mit mit Recht auf die römischen Neujahrsgaben zurück, und er schildert mittelalterliche Neujahrsgebräuche, die z. T. auf das Weihnachtsfest übertragen worden sind. Das nordische Julfest bezeichnet er als Fruchtbarkeitsfest und meint, im Norden seien an die Stelle der Fruchtbarkeitsgeister die Seelen getreten, — etwas im Gegensatz zu Feilberg, der, wie mir scheint, das Julfest als ursprüngliches Seelenfest genügend erwiesen hat. Im dritten und kürzesten Kapitel wird schließlich noch die Fasten- und Osterzeit besprochen.

Bei der schwierigen Frage nach der Entstehung des Weihnachtsfestes ist die Darstellung, wie mir scheint, nicht ganz so leicht lesbar und leicht verständlich, wie es der Zweck der religionsgeschichtlichen Volksbücher erfordert. Bei einer Neuauflage, die dem Büchlein sicher

bald beschieden sein wird, ließe sich das wohl abstellen, z. T. vielleicht schon durch kleine Dispositionsänderungen, die auch noch an einigen anderen Stellen zweckmäßig wären. In schwedischer Sprache ist das Buch in einem auf mehr als das Doppelte erweiterten Umfange erschienen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn bei einem Neudruck auch die deutsche Ausgabe ähnlich erweitert würde. Aber auch schon in der jetzigen Gestalt ist die kleine Schrift zur ersten Einführung in dieses wichtige und interessante Gebiet geeignet. In dem am Schlusse beigefügten Literaturverzeichnis, das nur einige besonders wichtige Werke angeben soll, sind Paul Sartoris 'Sitte und Brauch' (Handbücher zur Volkskunde Bd. V—VII) und Kück und Sohnreys 'Feste und Spiele des deutschen Landvolkes' nachzutragen, zwei Bücher, deren Lektüre ich bei dieser Gelegenheit warm empfehlen möchte.

Berlin. Ernst Samter.

---

1) La Révolution française. Vol. II La Convention. Morceaux choisis et annotés, en collaboration avec W. J. Leicht, par Georges Hardy. Texte avec 8 illustrations. B. G. Teubner. Leipzig et Berlin 1914. 73 S. 8. geh. 60 ₰, geb. in Leinwand 85 ₰.

Das selbe. Notes, ebenda. 52 S. 8. Geh. 50 ₰. (Collection Teubner, publiée a l'usage de l'enseignement secondaire par F. Dörr. L. Petry. 11.)

Die Ausgabe bildet die Fortsetzung des von den selben Verfassern unter dem gleichen Haupttitel herausgegebenen zehnten Bändchens der Teubnerschen Sammlung. Der Versuch, Ereignisse und Persönlichkeiten der französischen Revolution durch eine Auswahl zeitgenössischer Zeugnisse unmittelbar darzustellen, der dort bis zum Schlusse der Legislative gediehen war, wird hier für die Zeit des Konvents fortgeführt. Die Auswahl der gebotenen Stücke — Reden, Protokolle, Zeitungsartikel, Verordnungen, Lieder, Abbildungen u. a. — entspricht dem angegebenen Zwecke. Sicherlich bildet die Lektüre eines solchen Quellenbuchs bei geschicktem Gebrauch ein vortreffliches Mittel, den geschichtlichen Sinn der Schüler zu fördern und ihre Anschauung in eigenartiger Weise zu beleben. Ob sich seine Lektüre vom literarischen und sprachlichen Standpunkt aus in gleicher Weise empfiehlt, mag, namentlich bei den etwas trockenen und weitläufigen Dekreten, dahingestellt sein. Jedenfalls aber bemühen sich die Herausgeber in der erfreulichsten Weise, den Schwierigkeiten, die sich aus der Besonderheit ihres Stoffes — lose aneinandergereihter Dokumente einer vergangenen Zeit — ergeben, durch besonders sorgfältige Ausgestaltung des Kommentars zu begegnen. Während eine gut geschriebene geschichtliche Einleitung die einzelnen Stoffe zueinander in Beziehung setzt und geschickt in den Rahmen ihrer Zeit einfügt und so einen gewissen Ersatz für den fehlenden Zusammenhang sowie eine allgemeine Orientierung gewährt, dient ein fortlaufender Kommentar und ein sorgfältig gearbeitetes erklärendes Namenverzeichnis der Erklärung im einzelnen. Ein systematisches Vokabular, bei dem allerdings die Beziehung zu dem Lesestoff nicht immer ersichtlich ist, sucht außerdem die Verarbeitung nach der sprachlichen Seite hin zu unterstützen. Dem



Grundsatze der Sammlung entsprechend ist die Ausgabe in allen ihren Teilen in gutem Französisch abgefaßt.

2) Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière, comédie en quatre actes. Herausgegeben und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Trier 1914. Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz. V u. 139 S. 8. Geb. 1,40 ℳ. Dazu Wörterbuch, ebenda. 40 S. 8. Geh. 30 ₰. (Auteurs français. Herausgegeben von F. J. Wershoven. Nr. 27.)

Sandeaus Lustspiel Mademoiselle de la Seiglière erfreut sich als Lesestoff so allgemeiner Beliebtheit, daß eine neue Ausgabe in dieser Hinsicht keiner Empfehlung bedarf. Auch der vorliegenden gut ausgestatteten Bearbeitung wird es nicht an Freunden fehlen, obwohl an brauchbaren Ausgaben des Stückes kein Mangel herrscht. Eine französische Einleitung orientiert kurz über Sandeaus Leben und Werke und über die Zeitverhältnisse, die für das Verständnis des Stückes in Betracht kommen. Die reichhaltigen und sorgfältig gearbeiteten Anmerkungen entsprechen in sprachlicher und sachlicher Hinsicht dem Bedürfnis; in den sehr reichlich bemessenen Übersetzungshilfen scheinen sie zuweilen darüber hinauszugehen. Der fortgesetzte, ohne ersichtlichen Grund erfolgende Wechsel zwischen deutschen und französischen Anmerkungen hätte vermieden werden sollen.

3) Mignet, Histoire de la Révolution (1792—1795). Herausgegeben und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Trier 1914. Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz. VII u. 103 S. 8. Plan von Paris am Ende des 18. Jahrhunderts. Geb. 1,10 ℳ. Dazu Wörterbuch, ebenda. 40 S. 8. Geh. 30 ₰. (Auteurs français. Herausgegeben von F. J. Wershoven Nr. 26.)

Auch diese Ausgabe bringt einen altbewährten Lesestoff in neuer Bearbeitung. Die Vorzüge der Darstellungsweise Mignets: übersichtliche Anordnung des Stoffes, seine folgerichtige Verknüpfung und besonders seine überaus klare, lebendige Sprache sind immer noch wirksam genug, um seiner Geschichte der Französischen Revolution trotz ihrer einseitigen Auffassung auch heute noch, neben moderneren Darstellungen, ihren Platz in unseren Lektüreplänen zu sichern. Das vorliegende Bändchen umfaßt, mit einigen Kürzungen, die Zeit von der Eröffnung des Konvents bis zum Sturze Robespierres. Die Einleitung enthält eine kurze Übersicht über die Hauptvertreter der französischen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert und berichtet kurz nach Duruy über den Gang der Revolution bis 1792. Der zuverlässige Kommentar — wie die Einleitung in französischer Sprache abgefaßt — bietet die nötigen Erläuterungen in angemessener Form. Die sorgfältige Arbeit des erfahrenen Herausgebers läßt auch für diese Ausgabe, die besonders den Freunden einsprachiger Bearbeitungen willkommen sein wird, eine freundliche Aufnahme erwarten.

Naumburg a. S. Hermann Peters.

---

1) Georg Schuster, Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Berlin, Edw. Runge. 264 S. 3,75 ℳ, geb. 5 ℳ.

Am 30. April war es 500 Jahre her, daß der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg zum Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg ernannt

wurde, ein wichtiger Gedenktag zunächst für die brandenburg-preußische, aber auch weiter für die Weltgeschichte, der, wenn nicht jetzt der Lärm des Krieges alles überdröhnte, gewiß nicht unbeachtet vorübergegangen wäre.

Aus diesem Anlaß hat der Königliche Hausarchivar, Archivrat Dr. Schuster, eine Reihe von Aufsätzen zusammengestellt, welche dieser Erinnerung dienen, sie in dem Gedächtnis des deutschen Volkes beleben sollen. Es sind keine politischen Aufsätze, keine großen Staatsaktionen und politisch wichtigen Ereignisse — die kennt die Jugend, der das Buch dienen will, aus ihren Lehrbüchern — vielmehr Vorgänge aus der Hausgeschichte, dem Privat- und persönlichen Leben der Regenten, die wohl helfen können, Ereignisse und Personen lebendig vor die Augen und die Seele zu stellen, das Knochengerüst mit Fleisch und Blut zu überziehen und so der Kulturgeschichte zu dienen.

Es ist eine Reihe von 19 Aufsätzen. Den Anfang macht natürlich 1. Die Besitznahme der Mark durch den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg. Es folgen: 2. Aus der Jugendzeit des Kurfürsten Friedrich II. 3. Die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht nach dem Heiligen Lande. 4. Markgraf Albrechts (des Bruders Joachims I., wohlbekannt als Beschützer Tetzels und Gegner Luthers) Wahl zum Erzbischof von Magdeburg und von Mainz. 5. Die Reise des Kurprinzen Joachim II. nach Nürnberg 1522. 6. Der Große Kürfürst und seine Familie. 7. Königin Charlotte und Lützenburg. 8. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. 9. Kronprinz Friedrich (II.) in Rheinsberg 10. Des großen Königs Friedenstätigkeit. 11. Der Kronprinzliche Hof Friedrich Wilhelms (III.) und Luisens. 12. Die Flucht der königlichen Kinder von Königsberg nach Memel im Januar 1807. 13. Preußens Erhebung 1813. 14. Der Siegesbote. 15. Preußen und Deutschland 1848—1849. 16. Königin Elisabeth von Preußen. 17. Die letzten Wochen in Versailles (1871). 18. Der Kronprinz (Kaiser Friedrich III.). Die Wissenschaft und die Kunst. 19. Kaiser Wilhelm II. und der Weltkrieg.

Die einzelnen Aufsätze sind nur durch losen Faden verbunden, sie führen uns von dem Einzug der Hohenzollern in die Mark bis in die unmittelbare Gegenwart. Es ist möglichst aus der Regierung bzw. dem Leben jedes bedeutenderen Herrschers — vom Großen Kurfürsten ab sind sie alle vertreten — ein Abschnitt oder Vorgang herausgegriffen, der für seine Person oder seine Zeit besonders kennzeichnend ist. Verfasser, der durch seine Forschungen zur Haus- und Erziehungsgeschichte der Hohenzollern rühmlich bekannt ist, will hier natürlich weniger das Ergebnis eigener Forschungen als ein Bild der Zeiten bieten. Darum stützt er sich auch auf andere bekannte Schriften, die im Quellennachweis S. 213f. angegeben werden, und läßt möglichst die Quellen selbst reden, d. h. Zeitgenossen zu Worte kommen, so für Nr. 12 den Erzieher der königlichen Kinder, Fr. Delbrück, für Nr. 14 die Gräfin Sophie Schwerin und für Nr. 17 Louis Schneider, den langjährigen Vorleser Wilhelms I.

Wert und Interesse der einzelnen Abschnitte ist natürlich wie ihre Länge ganz verschieden, auch Neigung und Geschmack des Lesers sprechen mit.

Alles in allem ist das Buch, das sich selbst ganz bescheiden gibt, wohl geeignet, Kenntnisse und Interesse an der Geschichte unseres Herrscherhauses zu mehren und durch den Unterricht zu beleben. Es dürfte daher in den Schülerbibliotheken wohl am Platze und auch für Schulprämien gut geeignet sein.

2) Anton Fendrich, Mit dem Auto an der Front. 26.—30. Tausend. Stuttgart 1915, Franckhscher Verlag. 1 M.

Fendrich hat bereits in der Sammlung von Ernst Jaeckh eine viel beachtete Flugschrift erscheinen lassen: 'Der Krieg und die Sozialdemokratie'. Dies hat auch die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers und wohl durch ihn des Kaisers erregt. So richtet sich natürlich unter den 12 Kapiteln des neuen Buches das Interesse von vornherein auf Kapitel 11: 'Kaiser und Kanzler'. Die Charakteristik des Kanzlers 'Seine Haltung ist ungewandte Zuverlässigkeit, sein Auge aufrichtiges Forschen und sein ganzes Wesen verhaltene Festigkeit ohne einen Schatten von Pose' ist mit Recht vielfach abgedruckt. Besonders erfreulich aber ist die Gerechtigkeit, das Verständnis, das Interesse, ja die Zuneigung, die er der freien und großen, reichen und vielseitigen echt menschlichen Persönlichkeit unseres Kaisers entgegenbringt.

Fendrich ist ein Sohn des Südens, mit warmem Herzen und starker Liebe umfaßt er seine schöne badische Heimat, ein Sohn der Berge, besitzt er gesundes Natur- und Heimatsgefühl; durch Bergsteigen, Wandern und alle Art von Sport hat er seinen Körper gestählt und sich gewöhnt, mit eigenen Augen zu sehen, auf eigenen Füßen zu stehen und eigenem Urteil zu trauen. Hoffen wir, daß diese Eigenschaften, Wirklichkeitssinn verbunden mit ernster Vaterlandsliebe, auch in seiner Partei, wie es ja jetzt den Anschein hat, immer mehr die vorgefaßte Meinung und die blasse, 'blutlose Theorie' überwindet!

3) Wilhelm Meyer, Vom ehrlichen Krieg. Ein Büchlein von Gott und uns Deutschen. Marburg, N. Elwert. 89 S. 1 ℳ.

Unter diesem Titel sind neun kleinere Stücke vereint: 'Vom ehrlichen Krieg. Vom heiligen Müssen. Von Pflicht und Pflichten. Vom Opfer. Gott und wir im Krieg. Der Krieg in Gottes Welt. Vom Glauben. Vom Zürnen und Hassen. Von Vaterland und Heimat.' Vielleicht aus Kriegsandachten hervorgegangen; jedenfalls mehr Deklamation als ruhige, stete Gedankenentwicklung.

Stettin. Paul Meinhold.

Landeskunde des Königreichs Württemberg von Dr. Kurt Hassert, Professor der Geographie an der Handelshochschule Köln. 2., umgearbeitete Auflage. Mit 16 Tafeln und einer Karte. (Sammlung Göschen Nr. 157.) G. J. Göschensche Verlagshandlung in Berlin und Leipzig. Preis gebunden 90 ₰.

Nach einer kurzen allgemeinen Übersicht über die geographischen Verhältnisse des gesamten Königreichs werden die einzelnen natürlichen Landschaften: der Schwarzwald, das Neckarland, die Schwäbische Alb und die Oberschwäbische Hochebene eingehend geschildert nach Aufbau

und Oberflächengestaltung, Klima, Bewässerung und Pflanzendecke, und den Beziehungen dieser natürlichen Grundlagen der Kultur zur Besiedelung, wobei besonders die historischen und wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Ein Überblick über die wirtschaftsgeographischen und ethnographisch-kulturellen Verhältnisse des Gesamtlandes beschließt das Büchlein. Eine größere Anzahl von Bildern charakteristischer Landschaften und Volkstrachten erhöhen die Brauchbarkeit dieser Landeskunde, doch ist bei der Auswahl derselben das Kernland Württembergs, das 'Unterland', entschieden zu kurz gekommen. Ein oder das andere Bild vom mittleren oder unteren Neckarland hätte nicht fehlen dürfen, eher hätte man auf eines der hohenzollernschen Bilder verzichten können. Rühmend hervorgehoben sei die Reichhaltigkeit des Literaturverzeichnisses, das die wichtigsten Arbeiten bis zu den neuesten aufführt und dadurch den Gebrauchswert des Bändchens sehr erhöht. Die schärfere Fassung der pflanzengeographischen Probleme, eine klarere Darstellung mancher geomorphologischen Fragen, besonders, was die Entwicklung der Talsysteme und den Wasserhaushalt in den verkarsteten Gebieten des Landes anlangt, unterscheiden die zweite Auflage von der ersten. Auch bei der Besprechung der Besiedelung sind, vornehmlich nach der historischen Seite hin, die Ergebnisse der neueren Forschungen gebührend berücksichtigt, und das statistische Material ist nach dem neuesten Stand verändert. Ein irreführender Druckfehler ist S. 21 stehen geblieben, wo die Niederschlagsmenge des Kniebis, die größte Württembergs, zu 100 mm angegeben ist.

Die knapp zusammengefaßte Landeskunde kann bestens empfohlen werden.

Nürtingen. Karl Löffler.

---

1) Bardey-Lietzmann-Zühlke, Aufgabensammlung für Arithmetrik, Algebra und Analysis. Reformausgabe A: für Gymnasien. II. Teil: Oberstufe. Mit 21 Figuren im Text. 170 S. Leipzig u. Berlin 1914, B. G. Teubner. 8. 2,20 ℳ.

Als ich diese neue Ausgabe der Bardeyschen Aufgabensammlung durchgesehen hatte, schlug ich unwillkürlich den Titel noch einmal auf, um nachzusehen, ob sie wirklich für Gymnasien bestimmt sei. Meiner Erfahrung nach kann doch nur ein Teil von dem hier Gebotenen in der Prima eines Gymnasiums bei dem Unterricht in der Mathematik verwendet werden. Die Verfasser sagen allerdings in der Vorrede: 'Es wird nicht wundernehmen, wenn an einzelnen Stellen die Pensen der amtlichen Lehrpläne für Gymnasien ganz erheblich überschritten sind. Bei der Freiheit, die die Lehrpläne den einzelnen Anstalten und Lehrern einräumen, mußte solchen Erweiterungen des Gymnasialstoffes nach den verschiedensten Richtungen hin Rechnung getragen werden. Man wolle daraus nun aber nicht den Schluß ziehen, die Verfasser wollten damit einer gleichzeitigen Aufnahme aller solcher Überschreitungen das Wort reden.' In der Tat weiß ich es zu schätzen, wenn in einer Aufgabensammlung auch Kapitel und Aufgaben behandelt werden, die über die amtlichen Lehrpläne hinausgehen, da es zuweilen Schülergenerationen

gibt, die wohlvorbereitet in Prima durch den Unterricht so schnell vorwärts kommen, daß etwas Zeit für Überschreitung des Lehrplanes übrig bleibt. Man ist da nie in Verlegenheit darüber, was man als Erweiterung heranziehen soll, zumal da es sich auch von selbst empfiehlt, dieses oder jenes Kapitel des Pensums etwas weiter auszubauen und so auch schwächeren Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Kenntnisse etwas zu befestigen. Offen gestanden würde ich nur einige von den Herren Verfassern behandelte Kapitel heranziehen, teils weil zu wenig Zusammenhang mit den schon erworbenen Kenntnissen besteht, teils weil das Auffassungsvermögen der Schüler noch nicht hinreichend entwickelt ist. Hervorragend geeignet finde ich aber z. B. das, was die Herren Verfasser in den Kapiteln: Komplexe Zahlen, Widerholender Aufbau des Zahlensystems, Quadratische und kubische Gleichungen geben und manches andere. Zu weit, glaube ich, gehen aber die Herren Verfasser in den Aufgaben aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung und namentlich in der Heranziehung der Versicherungs-, Differential- und Integralrechnung. Die sollte man doch den auf die Absolvierung des Gymnasiums folgenden Studien überlassen. Dagegen vermisse ich ungern die Diophantischen Gleichungen, deren Lösung doch nach verschiedenen Seiten hin sehr anregend ist. — Nur in einigen wenigen Kapiteln haben sich die Herren Verfasser auf den 'alten Bardey' gestützt, und demgemäß haben sie auch nicht mehr als ungefähr den zehnten Teil seiner Aufgaben in diese Ausgabe hinübergenommen. Ob das wohl Bardey gebilligt haben würde? Die Aufgaben selbst sind außerordentlich mannigfaltig und behandeln die verschiedensten Gebiete der Mathematik, der Physik und des praktischen Lebens. Selbstverständlich ist der graphischen Darstellung, die 'eine ungezwungene Annäherung an die analytische Geometrie ermöglicht', und dem Funktionsbegriff hervorragende Beachtung gewidmet. Ich würde den Raum, der einer Anzeige an dieser Stelle zusteht, weit überschreiten, wenn ich auf einzelne Aufgaben näher eingehen wollte. Sie sind, wie ich gern glaube, nicht von gestern auf heute entstanden, sondern langsam und allmählich aus der Unterrichtserfahrung erwachsen. Nach meiner, nur auf dem Gymnasium gesammelten Unterrichtserfahrung gehen sie aber, wie schon gesagt, zum Teil zu weit über das Pensum der Gymnasialprima hinaus.

2) P. Knab, Rechenbuch für höhere und mittlere Lehranstalten. Zweite und dritte verbesserte Auflage. 240 S. Freiburg i. Br., 1914, Herdersche Verlagshandlung. 8. 3 *M*.

Da sich dieses Rechenbuch nur wenig von den in den letzten Jahrzehnten erschienenen Rechenbüchern unterscheidet, so will ich hier nur einige Punkte besonders hervorheben. Trotzdem der Herr Verfasser entschieden den neueren Methoden folgt, wie z. B. der Ergänzungsmethode bei der Subtraktion und der Division, hat er sich nicht entschließen können, den Dezimalbrüchen diejenige Stellung zuzuweisen, die sie meiner Ansicht nach einzunehmen haben, nämlich als Erweiterung der ganzen Zahl. Für ihn folgt aus der Erklärung: 'Ein Dezimalbruch ist ein Bruch, der 10 oder eine Potenz von 10 als Nenner hat und in dezimaler Form geschrieben ist', daß die Rechnung mit Dezimalbrüchen

aus der Rechnung mit gemeinen Brüchen herzuleiten ist. Er kann sich dabei von den gemeinen Brüchen so wenig losmachen, daß er zuweilen sogar die Dezimalbrüche in gemeine Brüche verwandelt, um die Rechnung auszuführen. So z. B. $2{,}4 : 9 = \frac{24}{10 \cdot 9} = 24 : 90 = 0{,}266$. Der Herr Verfasser behandelt auch die abgekürzten Rechnungsarten, kommt aber in Verfolgung seiner Art zu rechnen zu einer so gekünstelten Multiplikation, daß seine Schüler wohl die vollständige Rechnung der abgekürzten vorziehen dürften. Von einer Bestimmung des Fehlers, die doch durchaus notwendig ist, sieht er ganz ab. Von den bürgerlichen Rechnungsarten ist besonders eingehend die Prozent- und die Zinsrechnung behandelt. — Die aufgestellten Regeln sind sprachlich sehr sorgfältig behandelt, für richtig halte ich es aber nicht, zu sagen: 'Zwei Zahlen voneinander subtrahieren, zwei Zahlen durcheinander dividieren'. Das ist von der Addition und Multiplikation herübergenommen, wo es auf die Folge der beiden Zahlen nicht ankommt, aber bei der Subtraktion und der Division geht das doch nicht an, da ist 9 — 5 und 9 : 5 etwas anderes als 5 — 9 und 5 : 9. Siebtel anstatt Siebentel ist wohl ein Druckfehler. Noch möchte ich den Herrn Verfasser darauf aufmerksam machen, daß die mitteleuropäische Zeit nicht die Sonnenzeit des Meridians ist, der über Stargard und Görlitz geht, sie ist vielmehr die mittlere Zeit des 15. Längenkreises östlich von Greenwich, der allerdings ziemlich dicht bei diesen Orten vorbeigeht.

3) A. Wildbrett, Algebra. Lehrbuch mit Aufgabensammlung für höhere Lehranstalten. Zweite, umgeänderte Auflage. Ministeriell genehmigt. 325 S. Nürnberg, 1914, Karl Kochs Verlagsbuchhandlung. 8. 3,60 ℳ.

Der Titel des vorliegenden Buches soll anzeigen, daß der Herr Verfasser das Hauptgewicht in der rechnenden Mathematik auf die Algebra, d. h. auf die Lösung von Gleichungen gelegt wissen will. Er sagt: 'Das Auflösen von Gleichungen ist das Wichtigste des ganzen Algebraunterrichtes und wird durch den mit der Mathematik Hand in Hand gehenden Unterricht in der Physik auch sehr bald zur Notwendigkeit. Deshalb ist in dem vorliegenden Buche die Gleichung in den Mittelpunkt gestellt, und die allgemeine Arithmetik gruppiert sich nach fortschreitendem Bedürfnis um die Gleichungen herum.' Der Herr Verfasser unterscheidet hier nicht scharf die Algebra von der Arithmetik, denn die Algebra ist ja doch einzig und allein die Lehre von den Gleichungen. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß man bei dem Unterricht nicht erst dann mit der Lösung von Gleichungen beginnen wird, nachdem man die Arithmetik, also die sieben Spezies eingeübt hat. Wenn in verschiedenen Aufgabensammlungen diese Reihenfolge innegehalten wird, so geschieht dies doch nur aus äußerlichen Gründen und die Reihenfolge im Unterricht selbst wird natürlich eine andere sein. Jedenfalls hat die äußerliche Trennung der Arithmetik von der Algebra das für sich, daß sich der Zusammenhang der Sätze leichter übersehen läßt, was doch bei Wiederholungen sehr wesentlich ist. Dagegen bringt der Herr Verfasser die

Sätze je nach Bedarf, wie die Algebra sie in ihrem Fortschreiten braucht; dadurch wird eine Übersicht fast unmöglich. Da die nötigen Sätze der Arithmetik auch bewiesen werden, bevor sie in den folgenden Aufgaben zur Anwendung kommen, so ist mit der Sammlung zugleich ein Lehrbuch gegeben. Selbstverständlich hat die Methode der graphischen Darstellung und die Einführung des Funktionenbegriffs eine hervorragende Stelle gefunden. Hier hat sich der Herr Verfasser zwar von einer zu weit gehenden Verwendung ferngehalten, er löst aber z. B. Regeldetriaufgaben, die Umrechnung von Temperaturen verschiedener Skalen und einfache quadratische Gleichungen durch Anwendung der graphischen Darstellung, die sich durch die Rechnung schneller und offenbar auch genauer lösen lassen. Es dürfte meiner Ansicht nach unmöglich sein, selbst bei sehr genauer Zeichnung die beiden Wurzeln bis auf zwei Dezimalstellen genau darzustellen. Hier wären doch als Beispiele Gleichungen, die auf dieser Stufe des Unterrichts rechnerisch nicht gelöst werden können, passender. Durchaus praktische Anwendung findet die graphische Darstellung bei dem graphischen Fahrplan, den der Herr Verfasser mit Recht sehr eingehend behandelt. — Bei der Lösung der quadratischen Gleichung vermisse ich die Sätze von der Summe und dem Produkte der beiden Wurzeln, die doch so sehr wertvoll sind und bei der Lösung der so oft vorkommenden Gleichungsform $x + y = a$, $xy = b$ eine ebenso schöne wie bequeme Anwendung finden. Wie umständlich ist dagegen die von dem Herrn Verfasser gegebene Lösung! Aufgefallen ist mir auch, daß der Herr Verfasser bei der Rechnung mit Logarithmen die negative Kennziffer nicht auf — 10 erweitert, das ist doch sehr bequem und verhütet viele Fehler.

Die Ausstattung des Buches und die Korrektheit des Druckes sind ganz vorzüglich.

Berlin. A. Kallius.

---

1) Friedrich Poske, Didaktik des physikalischen Unterrichts. Mit 33 Figuren im Texte. Leipzig und Berlin 1915. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X und 428 S. 8. In Leinwd. geb. 12 ℳ.

Die Methode und der Erfolg des physikalischen Unterrichts an unsern höheren Schulen haben in den letzten Jahrzehnten unzweifelhaft große Fortschritte gemacht, ja es gibt wohl keine Unterrichtsdisziplin, die so tiefgehende Umwälzungen durchgemacht hat, wie sie in der Physik durch die enormen Fortschritte der Wissenschaft und des Unterrichtsverfahrens herbeigeführt worden sind. Unter den berufenen Führern in dieser Aufwärtsbewegung in erster Reihe stehend, hat sich Poske durch Forschung und Belehrung große Verdienste erworben. Nun liegt ein bedeutsames Werk des Verfassers vor uns, das als ein wichtiger Ertrag dieser jahrzehntelangen Arbeiten anzusehen ist. Trotz aller Fortschritte steht auch heute der physikalische Unterricht noch nicht an allen Schulen auf der Höhe, die ihn befähigte, die hohen Bildungs- und Erziehungserfolge an unserer Jugend zu erreichen, die zweifellos aus ihm gewonnen werden können. Es wird noch großer Anstrengungen von seiten der Lehrer und einsichtiger Opferfreudigkeit von seiten der Schulverwaltungen

bedürfen, um diesen idealen Zielen näher zu kommen. Zweifellos ist in diesem Zusammenhange das vorliegende Werk in hohem Grade geeignet, alle Lehrer des physikalischen Unterrichts zu interessieren und zu fördern, von höchstem Werte aber dürfte es der heranwachsenden Lehrergeneration werden. Um die Aufmerksamkeit auf dies vortreffliche Werk zu lenken, geb ich seinen Inhalt in Kürze wider.

Nach einer sehr lesenswerten Einleitung, worin der Verfasser den Zusammenhang seiner Methodik mit den Meraner Vorschlägen aufweist, geht er im ersten Teile auf allgemeine Fragen über Physik und physikalischen Unterricht ein. Er behandelt den Gegenstand, die Aufgabe, das Ziel und die Methode der Physik und des physikalischen Unterrichts, bespricht seine Gliederung und die praktischen Übungen und erörtert daran sich anschließende Einzelfragen, die sich auf das Experiment, die Verwendung der Mathematik, physikalische Aufgaben, Widerholungen, schriftliche Arbeiten, Lehrbücher, das Historische im Unterricht und schließlich auf die Zusammenhänge mit den übrigen Naturwissenschaften beziehen. Da das heuristische Unterrichtsverfahren als das zweckmäßigste erkannt ist, so wird die methodische Behandlung im einzelnen in der Weise durchgeführt, daß nach Aufstellung von Problemen (Problemphysik) geeignete und erprobte Wege zu ihrer Lösung gewiesen werden. Der zweite Teil enthält den Unterrichtsstoff der Unterstufe, der dritte den der Oberstufe, und zwar in einem so weiten Umfange, daß beide zusammen den größten Teil des ganzen Werkes in Anspruch nehmen. Hier findet man eingehende Erörterungen zahlreicher Mängel und Irrtümer, die sich in Darstellungen und Methoden selbst in weitverbreiteten Lehrbüchern nachweisen lassen. Überall werden exakte und vorbildliche Behandlungsarten vorgeschlagen, der Abschnitt vom Magnetismus wird sogar in Form von Lehrproben durchgearbeitet, wie sie von Prof. K. Noack nach stenographischen Aufzeichnungen von Lehramtskandidaten gegeben worden sind. Auch dem Unterrichte in der Himmelskunde ist ein sehr beachtenswerter Abschnitt gewidmet. Den Schluß des Werkes bilden Untersuchungen über die Stellung der Physik im Ganzen des naturwissenschaftlichen Unterrichts und eine Besprechung der Lehrpläne, insbesondere des Meraner Lehrplanes und des der bayerischen Oberrealschulen. Ein Anhang enthält eine reiche Literaturübersicht über das ganze dargestellte Gebiet, eine Zusammenstellung der Einheiten und Formelzeichen des AEF und ein orientierendes Sachverzeichnis.

Die Didaktik erscheint als vierter Band der didaktischen Lehrbücher für den realistischen Unterricht an höheren Schulen, herausgegeben von A. Höfler und F. Poske. Dies bedeutende Werk sei jedem Physiklehrer zur Anschaffung empfohlen, keinesfalls sollte es in den Bibliotheken der physikalischen Kabinette fehlen.

2) Hermann Hahn, Leitfaden für physikalische Schülerübungen. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 194 Textfiguren. Berlin, Julius Springer, 1914. 301 S. 8. Geb. 3 ℳ.

Seitdem vor fünf Jahren die erste Auflage dieses verbreiteten und geschätzten Leitfadens neben dem ausführlichen 'Handbuche' erschienen

ist, hat sich dieses ausgezeichnete Buch einer zunehmenden Ausbreitung zu erfreuen gehabt, die nun eine neue Auflage nötig erscheinen läßt. Als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal der zweiten Auflage gegenüber der ersten ist der Fortfall der Beschreibungen von nicht weniger als 35 Aufgaben hervorzuheben. Es hat sich in der Praxis herausgestellt, daß diese Übungsaufgaben ihrer Schwierigkeit wegen oft nicht zum Ziel führten und deshalb selten gewählt wurden. Da sie aber doch ausführbar sind, ist nur der Wortlaut dieser Aufgaben unter Hinweis auf das 'Handbuch' aufgenommen worden. So erzielte man zugleich eine Übereinstimmung der Aufgabennummern in beiden Ausgaben.

Auch sonst kann man die bessernde Hand in vielen Einzelheiten erkennen, bald findet man eine Bezeichnung durch eine geeignetere ersetzt, bald ist der Ausdruck bestimmter und klarer geworden, oder es wird eine geringe, zweckmäßige Änderung in einer Versuchsanordnung vorgeschlagen. Um vermeidbare Fremdwörter zu beseitigen, sind wider mehrfach Änderungen des Ausdrucks vorgenommen worden. Der Leitfaden wird in der neuen Auflage die Anerkennung, die er bisher in so reichem Maße gefunden hat, sich erhalten.

3) E. Dennert, Widerholungsfragen aus der Naturlehre. Ein Hilfsbuch für jedes Lehrbuch der Physik und Chemie. 2. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. 84 S. 8. Geh. 80 ₰.

Ob eine solche für die Hand des Schülers bestimmte Zusammenstellung von Fragen, wie sie hier geboten wird, ein wünschenswertes Unterrichtsmittel ist, darüber wird man geteilter Meinung sein. Der Verfasser hat offenbar gute Ergebnisse damit erzielt. Die Widerholungsfragen schließen sich an die von ihm benutzten Lehrbücher von Crüger und Arndt an, sollen sich aber auch nach jedem Lehrbuche der Physik und Chemie benutzen lassen. Das ist gewiß zuzugeben. Zweck des Buches ist es aber doch, den Schülern bei der häuslichen Widerholung eine Erleichterung zu bieten, ihnen einen guten Teil geistiger Arbeit bei den Widerholungen im Unterrichte abzunehmen, indem man ihnen die Fragen in der Form, wie sie in der Stunde gestellt zu werden pflegen, schon mit nach Hause gibt. Diese Erleichterung wird aber doch nicht unerheblich beeinträchtigt, wenn ein Lehrer die Fragen anders stellt oder bei Benutzung eines andern Lehrbuches anders anordnet.

Immerhin kann das Buch in der Hand der Schüler und solcher jungen Leute, die sich auf das Einjährig-Freiwilligen-Examen vorbereiten, mit Vorteil verwendet werden.

Berlin-Wilmersdorf. R. Schiel.



Staat, Kultur und Erziehung

von

Paul Meinhold

Die große Gegenwart stellt das deutsche Volk — und nicht dieses allein — vor eine Fülle neuer und großer Aufgaben, äußerer und innerer. Deutschland kämpft für das, was unsere Gegner auf die Fahne schreiben: für Recht und Freiheit der Völker, des Handels, besonders der See gegen Gewalttat, Lüge und Piratentum, für eine neue, große Zeit; es bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit und der Kultur. Ein wunderbares Bild: der 'Militarismus' nicht die Völker bedrohend, sondern im Dienste des Friedens, unser Heer, was es schon immer war, eine Großmacht der Kultur und Volkserziehung.

Noch ist der Friede in weiter Ferne, noch werden die Ziele und Bedingungen, dem Burgfrieden zufolge, nicht öffentlich verhandelt; aber eine Reihe innerer, grundsätzlicher Fragen, nationaler, staatlicher, politischer, Kulturfragen drängt sich auf, sie alle laufen aus in Fragen und Forderungen der Erziehung; denn das ist gute deutsche Art, solche Fragen nicht obenhin zu behandeln, von Fall zu Fall, sondern sie gründlich und systematisch zu durchdenken und eine Besserung nicht zu erwarten, wie der Franzose, von der Änderung der äußeren Verhältnisse, sondern sie allein abhängig zu machen von Wert, Art und Gesinnung der Menschen. Hat sich, das ist eine der wichtigsten Fragen, die bisherige Erziehung bewährt, hat sie die große Probe bestanden? Oder heischt die große Gegenwart, ein Neues zu pflügen? Wie wird und soll sich künftig die Stellung des gebildeten Deutschen gestalten zu seiner Nation, zum Auslande, zu den nach dem Frieden dem Reich anzugliedernden Teilen fremder Nationen, nicht staatsrechtlich oder verfassungsmäßig, das ist eine politische Frage, sondern innerlich, geistig, kulturell? Soll nicht, so wird gefragt, unsere gebildete Jugend, statt daß sie mit Humanitätsidealen gefüttert, mit einem weltfremden 'Klassizismus' und Idealismus genährt wird, sich vielmehr mit den drängenden Fragen des Lebens und der Gegenwart beschäftigen? Muß nicht die Erziehung noch mehr einen nationalen, ja politischen Charakter tragen?

Viele Stimmen aus den entgegengesetzten Lagern werden laut. Schon auch hat das Ministerium in einem Erlaß betr. den Geschichtsunterricht den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen. Wer hat recht? Wo ist Ziel und Grenze?

Hat unsere Schule, unsere Erziehung, die Bildung unserer Jugend in der großen Gegenwart sich bewährt? Die Frage ist nicht ganz einfach, und die Antwort kann nicht ganz einheitlich sein. Zunächst ist dankbar und freudig anzuerkennen der große nationale Zug, der seit Anbeginn des Krieges durch unser ganzes Volk geht. Ist das eine Folge der Erziehung, ein Verdienst der Schule? speziell der höheren? Haben nicht die Schüler der Volksschule mit der selben Begeisterung und Vaterlandsliebe sich dem Staate und dem Heere gestellt? Nicht auch die Arbeiter, Handwerker, alle Stände, alle Berufe? Ganz gewiß, Gott sei Dank. Es steht fest und jetzt klar vor aller Augen, daß der nationale Gedanke im deutschen Volke im letzten Jahrhundert an Kraft gewonnen hat. Der Weg ging von Goethe zu Bismarck, vom Weltbürgertum zum Nationalstaat. Daß daran auch die Erziehung teil hat, ist doch wohl nicht zu bestreiten, auch daß die Schüler der höheren Schulen hier, um nicht mehr zu sagen, hinter keinem zurückstehen. Die Beschäftigung mit Latein und Griechisch, mit dem 'entlegenen' Altertum, dem 'weltfremden Klassizismus' hat ihrer gutnationalen Denkart keinen Abbruch getan; ja sollte nicht gerade der auf höheren Schulen gepflegte Idealismus eine starke Quelle der Kraft sein? Das ist schon 1866 und 1870 so gewesen. Bismarck hat es anerkannt in seiner bekannten Rede (8. April 1895): 'Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in unserer Nation gefunden, so glaube ich nicht, daß mein Werk, oder das Werk, an dem ich mitgearbeitet habe, in dem Maße gelungen sein würde. Ihnen hat die Pflege der Imponderabilien obgelegen, ohne deren Vorhandensein in der gebildeten Minorität unseres Volkes die Erfolge, die wir gehabt haben, nicht möglich sein würden. Die Liebe zum Vaterlande, das Verständnis für politische Situationen, für diese und andere Eigenschaften werden die Keime gelegt in dem Stadium des Menschenlebens, welches Ihrer Pflege vorzugsweise anheimfällt . . .'

Seitdem hat die höhere Schule, speziell das Gymnasium, eine erhebliche Umwandlung erfahren in der Richtung des nationalen Realismus der Gegenwart. Dieser nationale Gedanke, der im letzten Grunde bei uns in der Religion wurzelt und seinen schönsten Ausdruck findet in dem Ruf: 'Mit Gott für Kaiser und Reich!' hat sich in der Gegenwart so stark erwiesen, daß viele, die abseits standen, einem marklosen Ästhetentum huldigten, weichliche, feine Genußmenschen, Subjektivisten, auch Positivisten, Atheisten, Monisten, Materialisten usw. zu unserer Freude eine innere Wandlung, eine Bekehrung erlebt, sich stolz und froh in den Dienst des Vaterlandes gestellt haben, über sich, die Enge ihrer Person, ihres Egoismus hinausgewachsen sind. Auch die Kunst erlebt eine Widergeburt.

Unser Kampf ist nicht nur ein Kampf der deutschen Heere, sondern auch des deutschen Geistes, es sind Siege der deutschen Wissenschaft, des deutschen systematischen, gründlichen Denkens,

der deutschen Schule und Erziehung über unsere Gegner. Unsere an Griechen und Römern gebildete Jugend hat sich in dieser formalen Schule des Denkens die geistige Kraft und Fähigkeit erworben, alle schwierigen Fragen der Technik zu meistern und den Gegner auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie aus dem Felde zu schlagen.

Waren wir nicht auch auf dem Gebiete der Erziehung vor lauter Ausländerei auf dem besten Wege gegenüber englisch-amerikanischer Methoden, gegenüber Empirie und Induktion, gegenüber Versuch und Dilettantismus, gegenüber Körperpflege, Sport und Subjektivismus das Beste deutscher Art und Erziehung über Bord zu werfen? Das ist nun hoffentlich vorbei. Gewiß wollen wir uns nicht einseitig verbohren und verschließen, auch das gute Fremde gern annehmen; aber deutsche Arbeit, deutscher Ernst, deutsche Gründlichkeit, Ehrlichkeit, deutsche Wahrheit und Wissenschaft sind unser Stolz und unsere Kraft.

Aber hat nicht anderseits unser Volk, die Diplomatie eingerechnet, politisch fast völlig versagt? Wäre es sonst denkbar, daß wir so von allen Seiten umgarnt und eingewickelt wären? Und weist nicht doch dieser Mangel an politischem Sinn auf einen Mangel nicht nur der Begabung, sondern auch der Erziehung?

Wo wird also die Weiterbildung, die Weiterentwicklung einzusetzen haben? Denn nur um solche, nicht um einen vollen Bruch kann es sich handeln. Wie wird sie sich vollziehen? Doch nur, indem sie deutsches Wesen, deutsche Art recht erkennt, ihr Rechnung trägt, sie weiterbildet. Die deutsche Art ist nun nicht so einfach und einheitlich wie fremde, sie ist kompliziert und disparat. Der Deutsche ist im Grunde seines Wesens Idealist. Diesem Idealismus danken wir mit unsere Überlegenheit, unsere Kultur, unsere Siege, ihn gilt es zu erhalten, zu pflegen, ihn wenn auch vielleicht nach anderer Seite zu bilden. Wenn vor dem Kriege mancher fast in neidischer Bewunderung das Wort nachgesprochen hat: *'right or wrong, my country!'* so besteht demgegenüber das schöne, echt deutsche Wort Kants zu Recht: 'Wenn es keine Gerechtigkeit mehr gibt, so hat es gar keinen Wert, daß Menschen auf Erden leben.' Das Zeitalter Goethes und der großen Idealisten hat 'mit dem Ernst, den keine Mühe bleichet', gearbeitet an der reinen Menschenbildung, hat das Humanitätsideal verwirklicht und eine reiche deutsche Kultur geschaffen, hat das deutsche Volk zu der ersten Kulturnation erhoben. Aber zugleich war dies die Zeit der tiefsten politischen Ohnmacht und Zerrissenheit. Eine reine 'Kulturgeschichte' setzt sich in direkten Widerspruch zu der 'politischen', der Staatsgeschichte, als ob eine echte Kultur gedeihen könnte ohne den Ankergrund staatlicher Selbständigkeit, ja als ob nicht der Staat selbst eine hohe, wenn nicht die höchste Schöpfung der Kultur

wäre [1]). In der Not der Zeit wurde geboren die Idee des deutschen Staates, der schon in einem wichtigen Teil des deutschen Landes, in Preußen, Wirklichkeit und eine ruhmvolle Geschichte gewonnen hatte. Arndt rief den weltbürgerlich gesinnten Zeitgenossen zu: 'Sei an deinem Platze hilfreich, menschlich, gerecht, und deine Liebe geht in die Unendlichkeit hinein, als Wechselwirkung auf das Allgemeine über — du bist ein echter Weltbürger!' Und Fichte, der große Idealist, fand die fruchtbare Verbindung von Kosmopolitismus und nationaler Gesinnung: Der Deutsche mit dem weltaufgeschlossenen Sinn ist allein das Volk der Wissenschaft und Freiheit, allein zugleich national und kosmopolitisch; daher, was das Deutschtum geistig erobert, das tut es für die Menschheit. 'Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.' Er hämmert in seinen 'Reden' den Deutschen die Idee der Nationalität und des Staates in die Seelen und schilt zürnend: 'Ein Volk, das seine Selbständigkeit nicht behaupten kann, ist wert, auch seine Sprache zu verlieren.' Bismarck erkämpft und schenkt seinem Volk die nationale Einheit, macht die Deutschen aus einer bloßen Kultur- zu einer Staatsnation, gibt der deutschen Geschichte eine starke Wendung zum politischen Realismus [2]). Allen Widerständen zum Trotz ist, wir haben es alle freudig und dankbar erlebt, die nationale Idee erstarkt und noch dauernd im Wachsen. Daß sie auch jetzt noch dauernder und sorgsamer Pflege, besonders in der Erziehung, bedarf, wer, der die Geschichte der letzten Jahre denkend miterlebt hat, möchte angesichts der unseligen Parteiungen, der politischen, konfessionellen, wirtschaftlichen Kämpfe und Verbitterung der letzten Zeiten wagen das zu bestreiten?

Wird und kann das aber nicht zu einem einseitig verbohrten, unduldsamen Chauvinismus führen? Nun, das Wort ist so undeutsch wie die Denkart. Wohl sehen wir heute vielfach schädliche Folgen des einseitig überspannten Nationalismus. Aber dem Deutschen liegt das weltenfern. Zu jedem Gemeinschaftsleben gehört ein gewisses Maß von Freiheit und Unterordnung; die Unterdrückung der Freiheit führt zur Despotie, der Mangel an staatlichem Sinn zur Anarchie. Von jeher hat neben dem trotzigen Freiheitsgefühl der Germanen der Gedanke staatlicher Macht und Einheit nur mit Mühe sein Dasein gefristet, und sie haben diesen Mangel an nationalem und staatlichem Sinn mit politischer Ohnmacht bezahlen müssen.

Ferner: Echte Menschenbildung bedingt neben freier und reicher Ausbildung der eigenen Persönlichkeit auch die neidlose

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von G. von Below 'Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen'. Internationale Monatsschrift 1915 Heft 12, 13, 14.

[2]) Es sei hier hingewiesen auf das schöne Buch von Fr. Meinecke Weltbürgertum und Nationalstaat 3. Aufl., auch auf seine Aufsätze 'Die deutsche Erhebung von 1914'.

Anerkennung fremden Rechts und fremder Eigenart. Immer ist der Deutsche so weitherzig, so frei von Vorurteilen, so tolerant gegen fremde Art gewesen, ja so geneigt, sie zu bewundern, daß ihm die Warnung zugerufen werden mußte: 'Sei nicht allzu gerecht[1])!' denn das führte zur Ungerechtigkeit gegen das eigene Volkstum, das Heimische, das 'nicht weit her' ist. Wenn also im staatlichen wie im Menschheitsinteresse eine Verbindung von nationaler Festigkeit und Verständnis für fremdes Recht erwünscht ist, so hat es den Germanen seltener hieran als an dem notwendigen nationalen Selbstgefühl gefehlt.

Es ist ganz wunderbar, wie der Kern der Nationen trotz verschiedener Blutmischung, trotz geschichtlicher Wandlungen, im letzten Grunde die Jahrhunderte hindurch sich gleich bleibt. Wie Cäsars Schilderung der Gallier Zug für Zug noch heute auf die Franzosen paßt, so sind auch, das fühlen wir sofort, die alten Germanen in der Zeichnung von Cäsar und Tacitus Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Noch heute das selbe Freiheits- und Rechtsgefühl, der selbe Mangel an Einigkeit und Staatsgefühl, mit dem unsere Feinde von Tiberius bis Napoleon I. so oft gerechnet und demzufolge sie uns unterjocht haben, bis Gott sei Dank 1870 und 1914 die Rechnung sie betrog. Noch heute ist das inbrünstige Gebet des Tacitus: 'Bleiben möge, ihr Götter, wenn nicht ihre Liebe zu uns, so doch ihr gegenseitiger Haß!' Wunsch und Hoffnung unserer Feinde. Der sonnige, hochgemute Siegfried, der ahnungslos ein Opfer tückischen Verrates wird, weil er niemand Böses zutrauen mag, wie der biedere, treuherzige Goetz, 'der unerhört nachgab wie er immer tut, wenn er im Vorteil ist', und der feindlicher Treulosigkeit erliegt, sie alle tragen die Züge unseres germanischen Angesichts, sie leben noch heute in unserem Volk. Gott sei Dank aber auch noch die alte Schlachtenfreude, der Löwenmut, der die Gegner zermalmt.

Auch Goethe, der, dem Politischen abhold, doch das Deutschtum seiner Tage so gefördert hat wie kaum einer der Zeitgenossen, muß klagen: 'Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft meinen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist.' Aber auch er bleibt dabei: 'Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt ... Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung, seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und nach allen Seiten zu verbreiten, wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe

[1]) Klopstock: Mein Vaterland.

zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.' — Das hat er an seinem Teile ehrlich getan, und wir danken es ihm.

Hat sich nun im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Nationalstaaten, der deutschen Freiheits- und Einheitskriege, die deutsche Art wesentlich verändert? Der glühende Patriot und Herold des Deutschtums, Ernst Moritz Arndt, machte 1796—98 Wanderungen durch Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich. In diesem Lande besonders empfindet er das gesunde, starke Nationalgefühl und fühlt dabei mit Schmerz, daß die Deutschen noch gar kein Volk sind, daß es ihnen an Nationalgeist durchaus fehlt. 'Wie mancher Deutsche an der Ostsee und Nordsee liest es als eine gleichgültige Neuigkeit, daß die Fremden Süddeutschland mit verheerenden Waffen durchziehen! Die Franzosen alle, auch Emigranten und Royalisten, würden wohl bittere Tränen weinen, wenn sie Fremde darin herrschen sähen!'

Das ist anders geworden! Ganz Deutschland ist nach Bismarcks prophetischem Wort von der Memel bis an den Bodensee wie eine Pulvermine aufgebrannt, es starrt von Waffen, und der Furor teutonicus ist entflammt.

Ist aber auch der politische Sinn unseres Volkes, das Verständnis für politische Situationen in gleichem Maße erstarkt?

Die Freiheitskriege haben wohl eine nationale Befreiung, aber keine politische Einheit zu schaffen vermocht. Und nach den Freiheitskriegen muß Arndt schelten: 'Wenn ein ganzes Volk von sich rühmt, es sei nicht politisch, so rühmt es sich der Dummheit. Denn die Politik ist nichts anderes als die feinste Kunst, die äußersten Fäden des Außenlebens, die zerrissen oder ineinander verwirrt sind, wider anzuknüpfen oder zu entwirren; sie ist die höhere Schätzung und Berechnung der äußeren Dinge, wo die Mittelglieder fehlen, und wo man wie Leibniz oder Newton ins Unendliche Sprünge machen muß, um die verborgene Wahrheit zu finden.' — Gott sei Dank, die Vorsehung hat unserem Volke den Genius geschenkt, der erfüllt von starkem, stolzem Nationalgefühl, ausgerüstet mit der Gabe politischer Divination, mit genialer Kühnheit die Mittelglieder ergänzt, die zerrissenen Fäden entwirrt und verknüpft, kurz, der das Deutsche Reich geschaffen hat.

Daß der nationale Gedanke erstarkt, daß auch die Erziehung auf seine Pflege ernstlich bedacht ist, das kann jeder leicht aus den verschiedenen Neuordnungen des Unterrichts an höheren und niederen Schulen ersehen. Die Schulverwaltung schafft weniger den Geist der Zeit, als daß sie ihm folgt und Rechnung trägt, und der vaterländische Geist herrscht hier je länger je mehr, während früher das Politische geradezu ausgeschlossen war.

Ist aber zugleich mit der nationalen Idee auch das politische Verständnis des deutschen Volkes gewachsen?

Fürst von Bülow, dem gewiß am meisten unter den Zeitgenossen hierüber ein Urteil zusteht, schreibt in seiner 'Deutschen Politik' S. 8: 'Anders als in einem solchen Kampfe (mit den Wider-

ständen in Europa) waren die Widerstände in Deutschland selbst kaum aufzulösen. Damit war die nationale Politik der internationalen eingegliedert, die Vollendung des deutschen Einigungswerkes durch eine unvergleichliche staatsmännische Schöpferkraft und Kühnheit den vererbt schwächsten Fähigkeiten der Deutschen, den politischen, genommen und den angeborenen besten, den kriegerischen, zugewiesen' . . . Und seine Einführung in die innere Politik beginnt er mit den bitteren Worten (S. 53): 'Die Geschichte unserer inneren Politik ist, von wenigen lichten Epochen abgesehen, eine Geschichte politischer Irrtümer. Neben der reichen Fülle seltener Vorzüge und großer Eigenschaften, die dem deutschen Volke gegeben sind, ist ihm das politische Talent versagt geblieben . . . Wir Deutschen haben uns durch unser politisches Ungeschick, durch die Formlosigkeit und Verworrenheit unseres inneren nationalen Lebens nur zu oft um die Erfolge unserer Waffen betrogen, haben uns eine erfolgreiche nationale auswärtige Politik durch engherzige und kurzsichtige innere Politik jahrhundertelang unmöglich gemacht. Wir sind kein politisches Volk. Nicht, daß es uns an eindringendem Verständnis fehlte oder je gefehlt hätte für den Zusammenhang politischer Dinge . . . Aber die große Kunst, von der Einsicht unmittelbar zur Nutzanwendung fortzuschreiten, oder gar die größere Kunst, mit sicherem schöpferischem Instinkt politisch das Rechte auch ohne Nachdenken und ohne Grübeln zu tun, die hat uns gefehlt und fehlt uns vielfach heute noch . . . Führt auch ein entwickeltes und logisches Vermögen zum richtigen Urteil, so fehlt es doch zu oft am spezifisch politischen Verstande, der die Tragweite einer gewonnenen Erkenntnis für das Leben der Allgemeinheit erfassen kann.'

Und weiter S. 63: 'Wir Deutschen sind ja auf der einen Seite ein gefühlvolles, gemütstiefes Volk und immer gern, vielleicht zu gern bereit, aus gutem Herzen gegen die bessere Einsicht zu handeln. Aber auf der anderen Seite sind wir von ganz außerordentlichem logischen Fanatismus und, wo für eine Sache eine gedankliche Formel, ein System gefunden ist, da dringen wir mit unbeirrbarer Zähigkeit darauf, die Wirklichkeit dem System anzupassen. Diese beiden Seiten zeigt der einzelne Deutsche in seinem privaten Leben, zeigt das Volk in seinem öffentlichen Leben, und manche seltsame Erscheinung in Gegenwart und Vergangenheit erklärt sich aus dieser Zwiespältigkeit unseres Charakters . . . Der Deutsche wendet auf die Politik selten die Methode des modernen Naturforschers an, meist die des alten spekulativen Philosophen.'

Wer könnte verkennen, daß hier ein warmer Freund und feiner Kenner der deutschen Volksseele und der deutschen Geschichte ernste, beherzigenswerte Wahrheiten ausspricht? Haben nicht die Vorgänge der letzten Jahre, die verbitterten Parteikämpfe im Innern wie unsere Überrumplung durch treu- und ruchlose Gegner ihm nur zu sehr recht gegeben? Wider sind die Auf-

gaben 'den ererbt schwächsten Fähigkeiten der Deutschen, den politischen, genommen und den angebornen besten, den kriegerischen, zugewiesen.' Und wieder hat das deutsche Volk hier Eigenschaften und Fähigkeiten gezeigt, die jedem das Herz erheben. Dankbar bekennt der Fürst bei Ausbruch des Krieges: 'Die Haltung des deutschen Volkes in dem Augenblick, wo plötzlich und unvermutet schwere Gewitter über uns niedergehen, ist über jedes Lob erhaben. Das anzuerkennen sei auch die Pflicht aller derjenigen, denen deutsche Eigenart, die uns in der Vergangenheit Schaden brachte, Sorge für die Zukunft einflößte. Heute müssen sich alle neigen vor dem großen deutschen Volke.'

Es hat sich erfüllt, was er seinerzeit befürchtend aussprach (S. 54): 'Inzwischen könnte das Schicksal, das bekanntlich ein vornehmer und teurer Hofmeister ist, es übernehmen, uns politisch zu erziehen, nämlich durch den Schaden, den uns unsere in unserem Volkscharakter liegenden politischen Schwächen wider und wider bringen müssen . . . Hoffen wir, daß es nicht zu schmerzliche Erlebnisse sein mögen, die uns zu vielen und herrlichen Gaben das politische Talent hinzuerwerben.'

Wie können wir nun die Lehren, die das 'große gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt', uns in der Gegenwart gibt, für die Zukunft nutzbar machen?

Es gilt zunächst wider die Pflege des Idealismus, der im Eintrocknen war, und der doch zuletzt das Wesen des Deutschtums ausmacht und sich jetzt wider herrlich als Quelle der Kraft bewährt; es gilt also Pflege des Innenlebens, es gilt Ausbildung einer reichen, starken Persönlichkeit, 'edler Menschlichkeit'. Es gilt ferner Pflege des nationalen Sinnes. Beides steht uns nicht mehr in Widerspruch; denn wir sind keine Weltbürger, sehen vielmehr die Menschheit in einer Völkerfamilie, eine größere, reichere Kultur in dem geistigen und wirtschaftlichen Austausch der Nationen, der selbständigen staatlich geeinten Volkspersönlichkeiten. Denn nicht das ist uns rechte Toleranz, die fremde Rechte anerkennt und auf eigene verzichtet; sondern je reicher, je selbständiger ich meine Persönlichkeit ausbilde, um so größer ist der Nutzen auch für meine Mitmenschen, d. i. für die Menschheit. Wenn aber andere mein Recht nicht anerkennen, meine Persönlichkeit nicht achten wollen, dann heißt es: sich selbst behaupten, wehrhaft sein!

Was für den einzelnen, das gilt erst recht für die Nation: sie müssen wissen, daß sie uns nicht ungestraft an den Wagen fahren dürfen! Das heischt und fördert die Achtung!

> 'Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen.
> die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
> stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen!'

Das lehrt uns nicht der große 'Realist' Bismarck, sondern der 'Idealist' Goethe! Sollten wirklich Idealismus und Realismus ein-

ander ausschließende Gegensätze sein? Ist denn ein größerer Idealismus denkbar, als daß jemand sein Leben, seine ganze titanische Kraft an die Verwirklichung der herrlichen Idee der deutschen Einheit setzt? Also gilt es auch in der Erziehung den Idealismus der Gesinnung, die nationale Denkart zu verbinden mit dem Realismus der Tat und der Erkenntnis, dem klaren Blick für das Wirkliche und Mögliche.

Daß eine mehr politische Erziehung wünschenswert, ja notwendig ist, betont auch Fürst v. Bülow: 'Der Mangel an politischem Sinn setzt den Wirkungsmöglichkeiten auch eines hochentwickelten Wissens enge Grenzen. Ich habe mich während meiner Amtszeit lebhaft für die Förderung des staatsbürgerlichen Unterrichts interessiert, ich erwarte auch heute noch von ihm um so bessere Früchte, je mehr den Deutschen aller Stände und jedes Bildungsgrades die Möglichkeit gegeben wird, an solchen Unterrichtskursen teilzunehmen.' Es wird auch möglich sein, das deutsche Wesen nach der Seite hin umzubilden oder zu ergänzen. Huldigt doch auch Bülow dem frohen Glauben Treitschkes: 'Die deutsche Nation ist trotz ihrer alten Geschichte das jüngste unter den großen Völkern Westeuropas.' Natürlich vollziehen sich solche inneren Wandlungen nicht im Handumdrehen, vielmehr 'bis angeborene und anerzogene Schwächen und Mängel unseres politischen Charakters auf diesem Wege behoben werden, wird viel Wasser unsere Ströme herabfließen'.

Das sind die Ziele, die die Zeit und die Zukunft weisen. Und die Wege? Sie seien hier nur kurz angedeutet. Die englische Sprache dürfte — trotz der Gegenwart! — ihrer Wichtigkeit als Weltsprache gemäß, auch an den Gymnasien mehr Raum beanspruchen, dürfte nicht nur freiwillig zu erlernen, sondern — vielleicht an Stelle des Französischen, wie es übrigens die jetzigen Lehrpläne auch schon gestatten — als bindend anzusehen und zu betreiben sein.

Auf die Geschichte, besonders der neuesten Zeit, politische und Wirtschaftsgeschichte, ist noch mehr Wert zu legen, auch auf die Erdkunde und die Dichtung unseres Volkes. Es kommt aber weniger auf den Stoff an als auf die Behandlung. Sollen wir also, wie vorgeschlagen ist, den alten Sprachen den Abschied geben? Ich denke nicht. Denn wie die deutsche Sprache, so wird auch die deutsche Geschichte, Dichtung, kurz deutscher Geist, deutsches Wesen erst im Vergleich mit fremder Art recht klar erkannt und gefühlt. Auch nennen wir von den Werken unserer großen Dichter klassisch nicht die, deren Schauplatz das alte Griechenland ist, sondern aus denen uns der Geist klassischer Vollendung entgegenweht; und dem Geist des klassischen Altertums danken wir viel, er ist so eng mit deutschem Wesen verbunden, daß nicht ohne Schaden der Bruch sich vollziehen würde. Auch eignen sich die Gestalten und Vorgänge der alten Geschichte, weil einfach und typisch, ganz besonders zu vergleichender Be-

handlung, zur Entwicklung geschichtlicher und politischer Grundbegriffe und Grundanschauungen; endlich ganz abgesehen vom Ästhetischen, muß die Strenge der antiken Staatsidee erziehend und stählend auf unsere Jugend wirken.

Zum Schlusse sei gegenüber dem Lügen- und Verleumdungsfeldzuge unserer Gegner, gegenüber trübseligem Pessimismus im Inlande, der manche weniger erfreuliche Erscheinung, die der Krieg notwendig mit sich bringt, verallgemeinert und sich dadurch das Urteil trüben läßt, hingewiesen auf zwei erfreuliche Antworten, die Fürst Bülow seinerzeit dem Abgeordneten Bebel gab. ‚Und nun, meine Herren, hat der Herr Abgeordnete Bebel endlich noch Bezug genommen auf die Haltung unserer Truppen im Deutsch-Französischen Kriege. Wir alle wissen, meine Herren, daß der Krieg ein grausames Handwerk ist, und daß es nie einen Krieg gegeben hat, in dem nicht beklagenswerte Ausschreitungen vorgekommen sind. Die Frage ist aber die, ob nicht auch im Deutsch-Französischen Kriege unser Heer, was Menschlichkeit anlangt, in allererster Linie gestanden hat, und diese Frage bejahe ich auf das allerbestimmteste.' (11. 1. 1902.)

Und am 20. November 1900 bezeugt er gegenüber Verleumdungen unserer Truppen im Chinafeldzuge: 'Ich bin überzeugt, daß Sie (Herr Bebel) unter vier Augen mir zugeben werden, daß es keine größeren Ansammlungen von Menschen gibt, worunter sich nicht einmal ein räudiges Schaf, ein roher und grausamer Mensch findet, der einer rohen oder grausamen Tat fähig ist. Aber aus solchen Einzelfällen generalisierende Schlüsse zu ziehen, das ist in meinen Augen der Gipfel der Ungerechtigkeit und gleichzeitig das gerade Gegenteil von allem *bon sens*. Daher erkläre ich, meine Herren, daß bei aller Energie der Kriegführung der deutsche Soldat sich auch an Manneszucht und an Menschlichkeit von keinem anderen Soldaten der Welt übertreffen läßt. Dafür bürgt die Erziehung des deutschen Soldaten, dafür bürgt — das sage ich nicht nur für das Hohe Haus, das sage ich vor allem für das Ausland, das unsere Debatte liest, für das Ausland, vor der man unser Heer herabzusetzen versucht — dafür bürgt der Genius des deutschen Volkes, das in seiner tausendjährigen Geschichte noch immer gewußt hat, Humanität mit Heroismus zu verbinden.'

Diese schönen Worte bestehen auch heute, in dem gegenwärtigen Kriege, zu vollem Recht.

Ein rhetorisches Schema in Platons Kriton

von

F. Lillge

Die ausführliche Rede, mit der Kriton in Platons nach ihm benannten Dialoge Sokrates zur Flucht aus dem Gefängnis zu bestimmen sucht, mußte schon wegen ihrer Länge dazu auffordern, nach ihrer logischen Disposition zu suchen. In der Tat ist diese Aufgabe immer wider in Angriff genommen worden, aber die Untersuchungen haben zu recht verschiedenen Ergebnissen geführt[1]. Schon dieses Auseinandergehen der Meinungen muß stutzig machen; denn die logische Anordnung, die ein Schriftsteller einem Stoffe gegeben hat, kann doch nur eine sein, und sie müßte sich durch widerholte Bemühung endlich finden und allgemein überzeugend dartun lassen, zumal bei einem verhältnismäßig so kurzen Absatz, wie der ist, um den es sich hier handelt, wenn überhaupt eine logische Disposition da ist.

Aber diese Voraussetzung für die Möglichkeit, sich auf eine bestimmte Ansicht über die logische Anordnung der Gedanken in Kritons Rede zu einigen, ist in ihr nicht erfüllt: Die Rede Kritons ist nicht nach logischen Gesichtspunkten angelegt und sollte es nach Platons Absicht auch nicht sein[2]. Gerade durch den Mangel an Logik und Wissenschaftlichkeit sollte Kriton charakterisiert werden; 'Kriton ist dem Platon ein Repräsentant

---

[1]) Die früheren Arbeiten dieser Art zählt M. Schanz auf in seiner Ausgabe des Kriton mit deutschem Kommentar Leipzig 1888 S. 4 Anm. 1, S. 6 Anm. 1, S. 13 Anm. 1. Seitdem sind hinzugekommen A. Rabe, Platons Apologie und Kriton logisch-rhetorisch analysiert. Progr. Luiseng. Berlin 1897 u. 1898; H. F. Müller, Platon im humanistischen Gymnasium, Zs. f. Gw. 61 (1907) S. 591 ff. (über Kriton S. 602 ff.); Orszulik, Disposition und Gedankengang von Platons Apologie und Kriton. Progr. Teschen 09; P. Dörwald, Platons Kriton in Lehrpr. u. Lehrg. 105 (1910) S. 38 f., G. Sachse, Platons Kriton in Zs. f. Gw. 65 (1911) S. 257 ff. Von den Dispositionen, die die meisten Schulausgaben bieten, ist besonders beachtenswert die in der Ausgabe von Edmund Fritze, 7. Aufl. v. L. Koch, Gotha 1913.

[2]) Nachgewiesen von M. Schanz in der Einleitung seiner Ausgabe S. 6 ff.; er schließt seine Darlegung mit den Worten: 'Jeder sieht, daß hier keine wissenschaftlich begründete Disposition vorliegt.' Seine Ausführungen sind leider unbeachtet geblieben.

der Meinungen des großen Haufens, als solcher ist er keineswegs durch Scharfsinn und philosophische Bildung hervorstechend'[1]).

Aber wenn die Darlegungen Kritons auch der logisch-wissenschaftlichen Folgerichtigkeit und der philosophischen Begründung entbehren, so ist damit noch nicht ohne weiteres gesagt, daß sie ganz ohne Ordnung sind und sich völlig willkürlich aneinanderreihen. Es bleibt noch die Aufgabe zu lösen, 'die von Platon gewollte Ordnung aufzuzeigen. Denn nur durch die Erfüllung dieser Forderung dringen wir in das Verständnis des fremden Kunstwerks ein'[2]).

Welche Absicht Platon mit dem Abschnitte 44 B bis 46 A verfolgt hat, läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten feststellen, da er es an deutlichen Fingerzeigen nicht hat fehlen lassen.

Das einleitende Gespräch (bis *Λίαν γε, ὡς ἔοικεν*) hat endlich auf den Punkt geführt, um dessentwillen Kriton zu Sokrates gekommen ist, auf die Wahrscheinlichkeit seines nahe bevorstehenden Todes, und so stellt Kriton, mit *ἀλλά* eine weitere Erörterung über das *ἐνύπνιον* des Sokrates abschneidend, kurz und bestimmt das Ziel, das Thema seiner Rede auf: *ὦ δαιμόνιε Σώκρατες, ἔτι καὶ νῦν ἐμοὶ πιθοῦ καὶ σώθητι.* Diesen Rat will er begründen.

Eine kurze persönliche Bemerkung, daß er den Tod des Sokrates als Verlust eines Freundes empfinden würde, wie er nie wider einen gewinnen könne (*ὡς ἐμοί, ἐὰν σὺ ἀποθάνῃς—εὑρήσω* c. 3 Z. 2—4)[3]), dient der Überleitung. Jetzt läßt Kriton seine sachlichen Argumente folgen. Das erste lautet (c. 3 Z. 4—9 *ἔτι δὲ καὶ πολλοῖς δόξω—προθυμουμένων*): Die große Masse wird meinen, daß ich dich hätte retten können, wenn ich nur hätte Geld aufwenden wollen. Es kann aber für mich kein schändlicheres Gerede geben als, daß ich Geld höher achte als Freunde. Kriton betrachtet also die Frage, ob Sokrates fliehen solle, unter dem Gesichtspunkte des *καλόν* bzw. seines Gegensatzes, des *αἰσχρόν*, und dieser Terminus wird von Platon deutlich herausgearbeitet: *καίτοι τίς ἂν αἰσχίων εἴη ταύτης δόξα . . .*

Die Unterbrechung durch Sokrates und Kritons Erwiderung Zeile 10—21 können einstweilen beiseite gelassen werden. Mit *Ταῦτα μὲν δὴ οὕτως ἐχέτω* schließt Kriton die Zwischenbemerkung, wie er glaubt endgültig, ab und kommt mit *τάδε δέ, ὦ Σώκρατες, εἰπέ μοι* (c. 4 Z. 1) zu seinem zweiten Argumente: Sokrates solle sich nicht um ihn und die übrigen Freunde sorgen, daß die Sykophanten ihnen für die Rettung des Sokrates hinterher einen Prozeß anhängen, und daß sie zu hohen Geldstrafen, Vermögens-

[1]) Schanz a. a. O. S. 11 u. S. 4. Es wird sich später zeigen, daß seine Auffassung des Kriton als 'Repräsentanten der Meinungen des großen Haufens' nicht ganz das Richtige trifft.

[2]) Schanz a. a. O. S. 6 Anm. 1. Sch. hat die von ihm richtig aufgestellte Forderung nicht ganz erfüllt.

[3]) Die Zitate sind nach der Ausgabe von Fritze-Koch gegeben.



verlust oder noch Schlimmerem verurteilt werden könnten; denn die Freunde seien doch wohl berechtigt und verpflichtet, für Sokrates' Rettung diese Gefahr zu laufen (c. 4 Z. 2—8); mit anderen Worten, Kriton sucht zu zeigen, daß der Rettung des Sokrates durch seine Freunde keine unüberwindlichen Schwierigkeiten und Gefahren entgegenstehen, daß sie vielmehr möglich sei. Hier betrachtet Kriton also die Aufgabe unter dem Gesichtspunkte des *δυνατόν*; das wird hier wenigstens angedeutet durch die Wendung *ἆρα μὴ προμηθεῖ . . . μὴ . . . οἱ συκοφάνται ἡμῖν πράγματα παρέχωσιν*, und der Terminus selbst wird nachher in einem zusammenfassenden Rückblick ausdrücklich nachgeholt: c. 5 Z. 19 *οἵτινές σε οὐχὶ ἐσώσαμεν . . . οἷόν τε ὂν καὶ δυνατόν* (sc. *διαπεφευγέναι*), *εἴ τι καὶ μικρὸν ἡμῶν ὄφελος ἦν.*

Hieran reiht sich der Nachweis, daß der Plan nicht nur möglich, sondern auch leicht ausführbar sei c. 4 Z. 10—17. Diejenigen, die die Flucht aus dem Gefängnis ermöglichen sollen, verlangen nicht viel Geld; die Sykophanten sind leicht abzufinden, *εὐτελεῖς*. Das erforderliche Geld will Kriton aufbringen, und wenn es Sokrates von ihm anzunehmen sich scheut, so sind andere dazu willig; ja Simias und Kebes und viele andere haben es schon bereitgestellt. Die Steigerung von dem *δυνατόν* zum *ῥᾴδιον* wird angedeutet mit *καὶ γὰρ οὐδὲ πολὺ τἀργύριόν ἐστιν.*

Der nächste Abschnitt Z. 17—23 soll zeigen, daß auch für Sokrates selbst die Flucht leicht zu bewerkstelligen sei; Sokrates werde in Thessalien Freunde des Kriton finden, die ihn achten und für seine Sicherheit sorgen würden; und hier erscheint der Terminus des *ῥᾴδιον* in negativer Wendung: *μήτε . . . δυσχερές σοι γενέσθω* Z 19.

Bei dem nächsten Argument c. 5 Z. 1—12 tritt der leitende Gesichtspunkt, unmittelbar ausgesprochen, an die Spitze: *Ἔτι δέ, ὦ Σώκρατες, οὐδὲ δίκαιόν μοι δοκεῖς ἐπιχειρεῖν πρᾶγμα*, und Kriton führt näher aus, worin er die Ungerechtigkeit erblickt, zunächst der eigenen Person des Sokrates gegenüber (*σαυτὸν προδοῦναι*) Z. 1—4 und dann seinen Söhnen gegenüber (*πρὸς δὲ τούτοις καὶ τοὺς υἱεῖς τοὺς σαυτοῦ ἔμοιγε δοκεῖς προδιδόναι*) Z. 4—12. Auf diesen Abschnitt geht dann im Rückblick Z. 21 die Wendung *ἅμα τῷ κακῷ*; das *κακόν* gilt dabei als Gegensatz zum *δίκαιον*, insofern dieses unter den allgemeineren Begriff des *ἀγαθόν* im sokratischen Sinne fällt.

Endlich geht Kriton noch einmal auf das *αἰσχρόν* ein Z. 13 bis 21. Den Nachweis dafür aus einer Analyse des Inhalts zu erbringen, ist hier ebensowenig erforderlich wie bei dem vorigen Abschnitt, da der Terminus selbst wider auftritt, sogar zweimal, am Anfange Z. 14 *αἰσχύνομαι* und am Ende des Absatzes Z. 21: *ὅρα, μὴ . . . αἰσχρὰ ᾖ.* — Über den Inhalt des Abschnittes sei hier nebenbei bemerkt, daß Kriton den angekündigten Nachweis (*ὡς ἔγωγε καὶ ὑπὲρ σοῦ . . . αἰσχύνομαι*), das Unterlassen der Flucht

sei auch für Sokrates schimpflich, streng genommen schuldig bleibt, oder richtiger, ihn in aller Ausführlichkeit zu erbringen sich scheut. Er begnügt sich mit der Andeutung, das *αἰσχρόν* für Sokrates liege darin, daß er die Flucht nicht unternehmen wolle, obwohl sie durchaus möglich sei (Z. 19 *οἷόν τε ὂν καὶ δυνατόν*), und daß er damit gegen sich und seine Söhne *ἀδίκως* oder *κακῶς* handele (Z. 21 *ἅμα τῷ κακῷ*). Den Vorwurf der *κακία καὶ ἀνανδρία*, den er gegen sich und seine Freunde für den Fall des Unterbleibens der Flucht erhebt (Z. 18), wagt er gegen Sokrates aus Pietät nicht auszusprechen. — Das *αἰσχρόν* behandelt Kriton zum zweiten Male, allerdings mit anderer Begründung als das erstemal, offenbar deswegen, weil ihm dieser Gesichtspunkt besonders wichtig und überzeugend erschien; außerdem gewann er damit formal eine Abrundung seiner Rede, wenn er sie auf den Ausgangspunkt zurückkehren ließ [1]).

Auch sonst tritt deutlich das Bestreben Kritons hervor, seinen Vortrag formal auszugestalten: am Ende seiner Darlegung gibt er eine Art kurzer *ἀνακεφαλαίωσις* der Hauptgesichtspunkte: *οἷόν τε ὂν καὶ δυνατόν* c. 5 Z. 19, *μὴ ἅμα τῷ κακῷ καὶ αἰσχρὰ ᾖ* Z. 21; er fügt einen wirkungsvollen Schluß an von Z. 21—25 *ἀλλὰ βουλεύου* usw., der zuletzt das Thema widerholt Z. 25: *ἀλλὰ παντὶ τρόπῳ, ὦ Σώκρατες, πείθου μοι καὶ μηδαμῶς ἄλλως ποίει* (vgl. c. 3 Z. 1 *ἀλλ', ὦ δαιμόνιε Σώκρατες, ἔτι καὶ νῦν ἐμοί πιθοῦ καὶ σώθητι*), so daß seine Rede vollkommen in sich abgeschlossen erscheint. Endlich ist Kriton bemüht, durch Überleitungen die Gliederung des Ganzen herauszuarbeiten. Am Ende des ersten Abschnittes über das *αἰσχρόν* c. 3 Z. 9 verdirbt ihm Sokrates diese Absicht mit seiner Unterbrechung Z. 10ff., dafür lenkt Kriton dann entschlossen die Rede auf den neuen Punkt, das *δυνατόν* c. 4 Z. 1 mit *Ταῦτα μὲν δὴ οὕτως ἐχέτω, τάδε δέ, ὦ Σώκρατες, εἰπέ μοι* und schließt diesen Abschnitt ab mit den Worten Z. 8 *ἀλλ' ἐμοὶ πείθου καὶ μὴ ἄλλως ποίει.* Wider schiebt er die neue Unterbrechung Z. 9 mit *Μήτε τοίνυν ταῦτα φοβοῦ* kräftig beiseite, betont den Übergang zu der Steigerung vom *δυνατόν* zum *ῥᾴδιον* mit *καὶ γὰρ οὐδὲ πολὺ τἀργύριον* ... Z. 10 und bringt eine breite Überleitung Z. 17 *ὥστε, ὅπερ λέγω, μήτε ταῦτα φοβούμενος ἀποκάμῃς σαυτὸν σῶσαι μήτε, ὃ ἔλεγες ἐν τῷ δικαστηρίῳ, δυσχερές σοι γενέσθω* .... Der Übergang zum nächsten Abschnitt wird dadurch gewonnen, daß der leitende Begriff an die Spitze tritt, c. 5 Z. 1. *Ἔτι δέ, ὦ Σώκρατες, οὐδὲ δίκαιόν μοι δοκεῖς ἐπιχειρεῖν πρᾶγμα*, und die beiden Unterteile dieses Abschnittes werden scharf herausgehoben: Z. 2 *σαυτὸν προδοῦναι* und Z. 4 *πρὸς δὲ τούτοις καὶ τοὺς υἱεῖς τοὺς σαυτοῦ ἔμοιγε δοκεῖς προδιδόναι.* In ähnlicher Weise, durch Heraushebung des leitenden Begriffes, ist schließlich der Übergang zum letzten Punkte markiert Z. 13

[1]) Ähnlich greifen z. B. bei Thukyd. I 35, 5 die Kerkyräer am Schlusse auf den Anfang 33, 1, das *συμφέρον*, zurück: *ὥσπερ ἐν ἀρχῇ ὑπείπομεν.*

ὡς ἔγωγε καὶ ὑπὲρ σοῦ καὶ ὑπὲρ ἡμῶν τῶν σῶν ἐπιτηδείων αἰσχύνομαι.

So entsteht der Eindruck, daß Kriton eine vorher wohl einstudierte Rede vorträgt. Darum sind ihm auch die Unterbrechungen durch Sokrates höchst unangenehm und störend, und er sucht möglichst rasch wider zu seiner Rede zurückzulenken. Recht unwillig erwidert er auf Sokrates' Einwendung, daß es nicht auf die *δόξα τῶν πολλῶν*, sondern auf die *τῶν ἐπιεικεστάτων* ankomme, Z. 13: *ἀλλ' ὁρᾷς δή, ὅτι ἀνάγκη καὶ τῆς τῶν πολλῶν δόξης μέλειν* usw. In seiner Hast und Sorge, nur ja nicht den Faden zu verlieren, läßt er sich zu der Anerkennung bestimmen (c. 4 Z. 1 *Ταῦτα μὲν δὴ οὕτως ἐχέτω*), Sokrates habe recht mit der Behauptung, *ὅτι οἱ πολλοὶ οὔτε φρόνιμον οὔτε ἄφρονα δυνατοὶ ποιῆσαι, ποιοῦσι δὲ τοῦτο, ὅτι ἂν τύχωσι*, ohne die Tragweite seines Zugeständnisses zu ahnen und ohne den dialektischen Scherz zu bemerken, den sich Sokrates in seiner Beweisführung gestattet hat. Aus dem selben Grunde läßt Kriton in der Zwischenbemerkung des Sokrates c. 4 Z. 9 *Καὶ ταῦτα προμηθοῦμαι, Κρίτων, καὶ ἄλλα πολλά* die vielsagenden Worte *καὶ ἄλλα πολλά* unbeachtet und kann seinen Vortrag glücklich zu Ende führen, von Sokrates weiterhin nicht gestört. Denn dieser hatte anfangs offenbar angenommen, daß Kriton eine dialogische Erörterung seines Vorschlages beabsichtige; als er aber merkt, daß jener eine sorgfältig zurechtgelegte Rede halten wolle, läßt er seinem Redestrom ungehemmten Lauf.

Platon legt also wirklich dem Kriton eine Rede in den Mund, die deutlich die von der sophistischen Rhetorik gelehrte und ausgebildete Technik aufweist, nämlich die für Reden aus dem *γένος συμβουλευτικόν* geltenden *τελικὰ κεφάλαια*, wie sie seit Hermogenes genannt wurden. Denn wenn auch ein direktes Zeugnis für die Theorie der Sophisten über die *τελικὰ κεφάλαια* aus der Zeit Platons allem Anscheine nach nicht erhalten ist[1]), so wird man doch behaupten dürfen, daß sie im wesentlichen, d. h. in der Aufstellung der Gesichtspunkte für eine beratende Rede, der *τελικὰ κεφάλαια* selbst, mit der späteren Theorie, wie sie bei Anaximenes vorliegt, übereingestimmt habe. Denn mit ihr deckt sich die rednerische Praxis der symbuleutischen Beredsamkeit bis auf Anaximenes, und die *τελικὰ κεφάλαια* sind auch in der Folgezeit in der rhetorischen Theorie und Praxis ziemlich unverändert geblieben, was in der Natur der Sache begründet liegt; nur ihre logische Anordnung und Ableitung auseinander hat gewechselt[2]). Anaximenes c. 1 S. 175 stellt als Topen der be-

---

[1]) O. Navarre, Essai sur la rhétorique avant Aristote. Paris 1900 u. P. Hamberger, Die rednerische Disposition in der alten techne rhetorice. Paderborn 1914 gehen auf diese Frage nicht ein.

[2]) Über die Theorie der *τελικὰ κεφάλαια* s. R. Volkmann, Die Rhetorik d. Griechen u. Römer, 2. Aufl., Leipzig 1874, S. 249 ff.; Josef Albertus, Die *Παρακλητικοί* in d. griech. u. röm. Literatur, Straßburg 1908, S. 55 ff.

ratenden Rede das δίκαιον, νόμιμον, συμφέρον, καλόν, ἡδύ, ῥᾴδιον, sowie das δυνατόν und ἀναγκαῖον auf. 'Wer zu etwas rät, muß zeigen, daß das, wozu er aufmuntert, gerecht, gesetzlich, zuträglich, schön, angenehm, leicht ausführbar sei. Kann er dies nicht, so muß er, wenn er zu etwas schwer Ausführbarem auffordert, zeigen, daß es möglich und unumgänglich notwendig sei.' Kriton behandelt dementsprechend die Frage, ob Sokrates fliehen solle, wie gezeigt, unter den Gesichtspunkten

I. des αἰσχρόν (Gegensatz z. καλόν) — für Kriton c. 3 Z. 1—9;
II. des δυνατόν — für Sokrates' Freunde c. 4 Z. 1—8;
III. des ῥᾴδιον c. 4 Z. 10—23
  a) für Sokrates' Freunde Z. 10—17,
  b) für Sokrates Z. 17—23;
IV. des δίκαιον c. 5 Z. 1—13
  a) für Sokrates Z. 1—4,
  b) für seine Söhne Z. 4—13;
V. des αἰσχρόν c. 5 Z. 13—21
  für Sokrates und seine Freunde.

Mit dieser Art der Anlage seiner Rede will Platon den Kriton charakterisieren; er will zu verstehen geben, nicht daß 'Kriton die Tagesmeinung vertritt und prinzipielle Auffassung vermissen läßt'; daß 'er ein braver Mensch, aber ein schlechter Musikant ist und das geistige Niveau, auf dem er steht, ein ziemlich niedriges ist'[1]), sondern genauer, daß Kriton tief in Denk- und Redeweise der Sophisten, der Gegner des Sokrates, befangen ist, trotz aller Freundschaft und alles Umganges mit Sokrates[2]).

Für diese seine Absicht durfte Platon bei den Lesern seiner Zeit ohne weiteres auf volles Verständnis rechnen. Jeder Gebildete — sie waren wohl alle in ihrer Jugend durch die Schule der Rhetoren gegangen — konnte und mußte bemerken, daß Kriton seinen Gegenstand unter Beachtung der τελικὰ κεφάλαια behandele. Wie geläufig die τελικὰ κεφάλαια der damaligen literarischen Welt waren, beweisen z. B. die Beratungsreden bei Thukydides[3]), die sophistischen Redekünste bei Euripides[4]), dem ποιητὴς δικανικῶν ῥηματίων, wie ihn Aristophanes im Frieden (534) nennt; vor allem bezeichnend dafür ist aber die Tatsache, daß der sonst den Sophisten und der Rhetorik abholde Sophokles[5])

---

[1]) Schanz a. a. O. S. 4 u. 10.

[2]) Diese Schilderung des Kriton stimmt zu dem Bilde, das Platon sonst, im Euthydem und im Phädon, von ihm gibt; s. Schanz a. a. O. S. 4.

[3]) F. Müller, Dispositionen zu den Reden des Thukydides. Paderborn 1886, gibt die von Th. beobachteten τελ. κεφ. an.

[4]) Th. Miller, Euripides rhetoricus. Diss. Göttingen 1897, gibt S. 41—46 eine Liste der Reden des Eur. mit Bezeichnung der τελ. κεφαλ.

[5]) W. Nestle, Sophokles u. d. Sophistik, Classical Philol. V 1910 S. 129 ff. — M. Lechner, de rhetoricae usu Sophocleo. Berlin 1887 war dem Verfasser nicht zugänglich.

in ganz ähnlicher Weise wie Platon den Kriton in seinem Philoktetes den Odysseus von den τελικὰ κεφάλαια Gebrauch machen läßt, um ihn 'als Repräsentanten der sophistisch-rhetorischen Bestrebungen seiner Zeit zu geißeln'[1]).

Indessen liegt Platon jede satirische Bitterkeit bei der Darstellung des Kriton fern. Nur ergötzlich soll es wirken, wenn Kriton so eifrig von den rhetorischen Künsten der Sophisten Gebrauch macht, um damit gerade Sokrates zu überzeugen, und dabei die innere Schwäche seines Standpunktes, den Widerspruch seiner Auffassung zu Sokrates' Grundsätzen nicht ahnt; im Gegenteil, er meint, sich ganz in Sokrates' Denkweise eingelebt zu haben und so auch den vorliegenden Fall in dessen Sinne zu behandeln. So hat er sich gehütet, den Gesichtspunkt des συμφέρον geltend zu machen und behandelt neben dem unumgänglichen δυνατόν und ῥᾴδιον nur das καλόν und das δίκαιον. Auch sonst weiß er überall den sittlichen Standpunkt zur Geltung zu bringen, das vermeintlich sittlich Wertvolle gegenüber dem Wertlosen zu wählen und anzuraten. Geld höher zu achten als Freunde sei eine Schande: c. 3 Z. 6 καίτοι τίς ἂν αἰσχίων εἴη ταύτης δόξα ἢ δοκεῖν χρήματα περὶ πλείονος ποιεῖσθαι ἢ φίλους. Freunde müssen für ihre Freunde uneigennützig handeln und dürfen Gefahren dabei nicht scheuen: c. 4 Z. 6 ἡμεῖς γάρ που δίκαιοί ἐσμεν σώσαντές σε κινδυνεύειν τοῦτον τὸν κίνδυνον καί, ἐὰν δέῃ, ἔτι τούτου μείζω. Am komischsten wirkt es, wenn er Sokrates apostrophiert und zur Befolgung seiner eigenen Lehren aufruft c. 5 Z. 11 χρὴ δέ, ἅπερ ἂν ἀνὴρ ἀγαθὸς καὶ ἀνδρεῖος ἕλοιτο, ταῦτα αἱρεῖσθαι, φάσκοντά γε δὴ ἀρετῆς διὰ παντὸς τοῦ βίου ἐπιμελεῖσθαι. Keine Spur von Heuchelei liegt etwa in seinen Worten, daß er das sokratische Mäntelchen bloß umnähme, nein, ganz aufrichtig ist er von der echten Sokratik seiner Beweisführung überzeugt. Gerade darin besteht das Komische an Kriton, daß die Bedeutung und Wichtigkeit, die er sich gibt, bei genauerem Zusehen sich von selbst in ihrer Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit offenbart. Aber dabei bleibt Platon nicht stehen; als großer Humorist[2]), der alles Menschliche in seinem rechten Werte versteht und zu würdigen weiß, zeigt er neben Kritons Schwächen auch den guten Kern in ihm, läßt die tüchtigen Seiten sehen, die mit seinen Mängeln aussöhnen, und hebt damit das Lächerliche in eine höhere Sphäre. Mit hingebender Selbstlosigkeit betreibt Kriton seinen Plan. Wie eifrig dringt er in Sokrates, er solle ihm folgen (c. 3, 1; 4, 8; 5, 22ff.); aufrichtig ist die Äußerung seines Schmerzes um den drohenden

---

[1]) Fr. Beyschlag, Ein Beispiel des ordo Homericus bei Sophocles. Blätter f. d. Gymnasialschulw. 36 (1900) S. 16ff. — Aias erwägt die Frage καὶ νῦν τί χρὴ δρᾶν 457 ff. unter den Gesichtspunkten des ἔνδοξον — 466, des συμφέρον —470 und des αἰσχρόν —480; s. Geffcken, Die griechische Tragödie[2]. Leipzig 1911 S. 70 Anm. 2.

[2]) Vgl. Herm. Reich, Der Mimus. Berlin 1903 Bd. I 1 S. 388ff.; O. Apelt, Platonische Aufsätze. Leipzig 1912, darin Nr. 4 Über Platons Humor.

Verlust des Freundes (c. 3, 2ff.); uneigennützig will er gern für Sokrates Gefahren bestehen (c. 4, 6ff.), seinen Besitz opfern (c. 4, 13) und für sein Wohlergehen sorgen (c. 4, 21). Und vollends söhnt mit seiner Unklarheit und Unselbständigkeit im philosophischen Denken die Gelehrigkeit und Bereitwilligkeit aus, mit der er im ferneren Verlaufe des Gesprächs Sokrates' Auseinandersetzungen folgt; gern läßt er es sich gefallen, daß Sokrates die vermeintliche 'Sittlichkeit' seines Standpunktes Schritt für Schritt als unsittlich enthüllt und fügt sich schließlich, von Sokrates' Überlegenheit völlig überzeugt, in das Unvermeidliche, weil auch er es als eine sittliche Notwendigkeit begriffen hat, daß Sokrates im Gehorsam gegen die Gesetze den Tod erleide. Damit erhebt sich Kriton schließlich über alle Sophistik und Rhetorik zum Verständnis der Größe des Sokrates.

MITTEILUNGEN

Das deutsche Gymnasium im Wandel der Zeiten

Das alte Gymnasium, die Lateinschule, war fast ausschließlich eine Wissens- und keine Erziehungsschule. Auf ihm wurde der Geist des jungen Gelehrten vorgebildet, der dann auf der Universität seine weitere Ausbildung in einer ganz bestimmten Fakultät erhielt. Es war die untere Fachschule für die wissenschaftlichen Studien, die Oberstufe bildete die Universität. Die Kirche war die alleinige Trägerin der Erziehung an sich, die Schule nur ihr Werkzeug für die Übermittlung der Geistesbildung. Das wurde auch nicht anders, als neben der Kirche die Stände und dann die absoluten Fürsten höhere Schulen ins Leben riefen. Allerdings erfuhr nach den großen Umwälzungen der französischen Revolution das höhere Schulwesen eine anscheinend grundsätzliche Änderung dadurch, daß der Staat sich nunmehr als die nationale Erziehungsanstalt hinstellte. Das ganze Erziehungswesen, das bis dahin Kirche, Stände und fürstliche Persönlichkeiten ganz unabhängig voneinander geleitet hatten, sollte nun in die starken Hände des Nationalstaates übergehen. Der erste Entwurf in einem preußischen Unterrichtsgesetze von 1816 erklärte die ganze Jugenderziehung als Staatssache. Dies Verlangen nach einer Nationalisierung der höheren Schule wurde aber durch die Bestrebungen der Neuhumanisten mit ihrem starken weltbürgerlichen Einschlag durchkreuzt. Dazu kam, daß die nach 1817 einsetzende Reaktion in allen nationalen Gegenwartsbewegungen 'demagogische Umtriebe' witterte und den politisch ganz ungefährlichen, weil ausschließlich auf das längst vergangene Griechentum gerichteten Neuhumanismus begünstigte. Alle nicht mit dem klassischen Altertum im Zusammenhang stehenden Unterrichtsgegenstände schwanden aus dem Lehrplan der Gymnasien, abgesehen von dem für die Fachbildung der Theologen notwendigen Hebräisch. Die klassische Philologie werde der Mittelpunkt des Unterrichtes, das Gymnasium ausschließlich die Vorschule für die vier Fakultäten der Universität. Mit dem allmählichen Erstarken und schließlichen Siege des deutschen Einheitsgedankens im vorigen Jahrhundert erhielt natürlich auch das Gymnasium eine nationale Grundlage, aber es blieb doch überwiegend eine Wissensschule. Wohl wurde durch die Schulzucht dauernd und erfolgreich auf die persönliche Erziehung eingewirkt, weniger aber auf die politische Erziehung, die Erziehung zum Staatsbürger. Das Gymnasium hatte das ausgesprochene Ziel, Männer der Wissenschaft heranzubilden, Gottesgelehrte, Rechtsgelehrte, Arzeneikundige

und Lehrer der Universitäten und höhere Schulen. Die technischen sowie die praktischen Berufe überließ man den Realanstalten, soweit man es überhaupt für nötig hielt, den jungen Leuten, die diese Laufbahnen einschlagen wollten, eine umfassende und vertiefte Allgemeinausbildung mit auf den Weg zu geben. Noch in den beiden ersten Jahrzehnten des neuen Reiches war dies so. In dem Zeitraum von 1868—1891[1]) gingen 82 $^0/_0$ aller Gymnasialabiturienten auf die Universität, nur $3^1/_2$ $^0/_0$ auf die technischen Hochschulen und $14^1/_2$ $^0/_0$ ergriffen einen anderen Beruf. Als ich 1883 das Abiturientenexamen machte, wollten 16 von meinen Mitschülern auf die Universität, nur einer auf die technische Hochschule, um Baufach zu studieren, während einer Offizier wurde. Von den Realgymnasialabiturienten jenes Zeitraums dagegen kamen nur $30^1/_2$ $^0/_0$ auf die Universität, $18^3/_4$ $^0/_0$ auf die technische Hochschule, über 50 $^0/_0$ dagegen ergriffen einen nichtstudierenden Beruf. Das Gymnasium war nach wie vor die Vorstufe für den Universitätsbesuch.

Diese Verschiedenheit in der Vorbildung teilte die führenden Geister des deutschen Volkes deutlich in zwei Heerlager, die zueinander in einem zuweilen sogar stark ausgeprägten Gegensatz standen. Auf der einen Seite waren die Gelehrten und die aus der juristischen Fakultät hervorgegangenen Verwaltungsbeamten mit humanistischer, auf der andern die Baumeister, Ingenieure, Kaufherren, Industriellen, Offiziere, Oberbeamten in der Post- und Steuerverwaltung mit realistischer Vorbildung. Dieser Gegensatz zeigte sich nicht zum wenigsten im gesellschaftlichen Verkehr, wie jeder weiß, der jene Zeiten durchgemacht hat.

Der große Aufschwung aber, den die Technik seit einem Menschenalter nimmt, hat dazu geführt, daß man sich nicht so sehr wie früher zu den rein gelehrten Berufen drängt. Die gewaltigen Erfolge der Chemie und Physik, des Bau- und Ingenieurwesens usw. feuern die gebildete Jugend zur Nachfolge auf diesem Gebiete an. Dazu kommt die immer größer werdende 'Verwissenschaftlichung' der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels. Es gibt nicht wenige große Handelshäuser, die von ihren Lehrlingen das Abiturientenexamen verlangen, und der studierte Landmann ist längst nicht mehr eine Ausnahme, wie einst. So kommt es, daß die Gymnasien jetzt eine große Zahl ihrer Abiturienten an die nichtgelehrten Berufe abgeben. Aus den $3^1/_2$ $^0/_0$, die 1868—1891 auf die technischen Hochschulen gingen, sind 1912 $11^1/_2$ $^0/_0$ geworden, die Zahl hat sich also mehr als verdreifacht. Nichtakademische Berufe ergriffen 1912 über 26 $^0/_0$ Gymnasialabiturienten, deren Zahl sich also fast verdoppelt hat. Dagegen ist die Anzahl der Universitätsbesucher von 82 $^0/_0$ auf 62 $^0/_0$ gesunken. Diese Zahl wird im Laufe der Zeit noch weiter zurückgehen, je mehr Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen in die Lebensstellungen eindringen, die früher ausschließlich ehemaligen Gymnasiasten vorbehalten waren.

Wenn aber jetzt schon 38 $^0/_0$ aller Gymnasialabiturienten einen nichtgelehrten Beruf ergreifen und dort, wie niemand leugnet, ihren Mann stehn,

[1]) Die statistischen Angaben siehe bei J. Kuckhoff 'Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben' München-Gladbach 1916 S. 76.

kann man da das Gymnasium wirklich noch im Sinne früherer Zeiten eine wissenschaftliche Vorschule nur der vier alten Fakultäten nennen? Eine weitaus größere Anzahl als früher von Schülern mit humanistischer Vorbildung kommt tatsächlich nicht mehr zur Universität, sondern geht in zahlreiche andere, meistens allerdings der Vorbildung entsprechend gehobene Berufe über. Was ist nun die Folge dieser entwicklungsgeschichtlichen Tatsache? und was sollen wir ihr weiter für Folgen geben?

Durch das Abströmen breiter, humanistisch vorgebildeter Massen in die nicht gelehrten Berufe hat das Gymnasium doch eine andere Bedeutung erhalten, als es einstmals besaß. Die Wertschätzung humanistischer Bildung hat in vielen Gesellschaftsschichten festen Fuß gefaßt, die früher eine weniger anerkennende Haltung ihr gegenüber eingenommen haben. Jeder Baumeister, jeder Offizier, jeder Kaufmann, der das Gymnasium durchgemacht hat, trägt, wenn das Gymnasium etwas taugte, in seinen Kreisen dazu bei, die einstmals weitverbreitete Meinung zu zerstören, daß auf dieser Schule nur weltfremde, unpraktische Gelehrte herangebildet werden. Solche wachsende Erkenntnis führt dahin, die früher einander fremd gegenüberstehenden Berufsgruppen zu nähern, anzugleichen und zu einer gewissen einheitlichen Führerschicht zu verschmelzen. Anderseits lernen die Angehörigen der gelehrten Berufe durch diese Berührung die Bedeutung und den inneren Wert der nichtakademischen Kreise ganz anders schätzen, als dies bisher der Fall war.

Vor allem aber ist das Gymnasium nunmehr im hoffentlich noch immer glücklichen Wettbewerb mit den jüngeren Schulsystemen eine allgemeine nationale Erziehungsanstalt geworden. Nicht mehr die Angehörigen eines bestimmten, verhältnismäßig eng umgrenzten Standes gehen aus ihm hervor, sondern künftige Führer des Volkes auf allen Gebieten geistiger und sittlicher Betätigung. Um die alten Ideale des Griechentums sammeln sich neue Scharen, diesmal aber nicht, wie bei den Neuhumanisten, auf weltbürgerlicher, sondern auf deutschnationaler Grundlage. Denn das Gymnasium ist tatsächlich heute schon etwas anderes, als es noch vor dreißig oder vierzig Jahren war, und seine heutigen Gegner, soweit sie es wirklich persönlich kennen, bekämpfen meistens in ihm noch die alte individualistische, formalistische Lernschule ihrer Jugend. Damals gab es allerdings noch Gymnasien, auf denen man weder Zeichnen, noch Physik, noch Englisch lernen konnte, auf denen Mathematik nur einige wenige, besonders dafür Begabte lernten, während den übrigen der Mathematiker nur die Zeugnisse verdarb, die griechische und lateinische Klassikerlektüre aber teils nur einer knabenhaften Imitatio diente, teils eine zwar im Kleinen übergründliche, schließlich meist lederne, unlebendige Interpretation erfuhr. Das alles ist doch wohl von Grund aus anders geworden und wird weiter anders werden, dank dem seit Welcker und Otto Jahn, seit Bücheler und Usener auch auf den Universitäten weit lebensvoller gewordenen Betriebe der klassischen Philologie. So hat denn der Unterricht im Lateinischen und Griechischen eine reinere, idealere Bedeutung als früher. Er dient jetzt ausschließlich der Vorbereitung für das geistige Leben überhaupt. Daher braucht er von seinen alten Vorzügen nichts preiszugeben, vorausgesetzt, daß man

ihm die nötige Zeit läßt. Die stete Befolgung der strengen Sprachregeln stärkt den Sinn für die Gesetzmäßigkeit, der Zwang, fortgesetzt die Unterschiede der oft schwer zu erkennenden und doch so festgefügten grammatischen und stilistischen Formen zu beobachten, schärft das Urteil, gemeinsames Erarbeiten einer keine Schwierigkeit scheuenden, herzhaft zugreifenden Übersetzung nötigt zu anstrengender Geistesarbeit. Vor allem aber lernt man aus den alten Schriftstellern nicht nur die für alle Zeiten grundlegende hellenische Kultur verstehen, sondern erst durch sie die Gedankengänge und Empfindungen unserer eigenen deutschen Geistesgrößen, die ganz von dieser Kulturwelt durchtränkt sind. Und selbst wenn der Ingenieur oder Offizier, der Richter oder der Kaufmann später niemals wider einen griechischen oder römischen Schriftsteller in die Hand nimmt, so ist doch neben dem Elternhause das Gymnasium es gewesen, das ihren Verstand, ihr Gemüt, ihren Charakter gebildet, den innersten Kern und damit den ganzen Menschen gepackt, ihn, mit den nun einmal dieser Schulart eigentümlichen Mitteln der Einführung in das Werden der heutigen, insbesondere unserer deutschen Kultur und ihren im Grunde unverrückbaren Ideale, zu einem auf eigenen Füßen stehenden, keimkräftigen Kulturträger erzogen hat.

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.

Hamburg-Fuhlsbüttel. Ad. Hedler.

Von den griechischen Trugschlüssen.

Im Mai/Juni-Heft des 'Sokrates' hat Max Schneidewin einige gelegentliche Äußerungen von mir über die Tragödie und das logische Denken der Griechen zu entkräften gesucht. Doch es handelte sich mir bei meinen Bemerkungen keineswegs um ein paar leichte und seichte feuilletonistische selbstgefällige Überhebungen nur, sondern um die allerernstesten und tiefsten Lebensfragen, und die von mir verspottete griechische Vernunft ist auch keineswegs durch ein modernes Denken so überwunden, daß sie nicht immer noch einen größten Einfluß auszuüben vermöchte.

Natürlich ist die Zenonische Logik Produkt eines ursprünglichst doch wohl orientalisch-asiatischen Denkens, das einmal die tiefsten Gegensätze, Widersprüche aufriß, und nicht nur zwischen einer transzendent-metaphysischen Jenseits- und irdischen Diesseitswelt, sondern überhaupt zwischen 'Vernunft' und 'Natur' unübersteigliche Schranken aufrichtete. Unsere Vernunftlehre vom Absoluten, vom Ding an sich, vom Ureinen in allem, der Einheit in der Mannigfaltigkeit, unserer Einheitsweltanschauung, die prinzipiell eben ein Monismus ist, aber doch ihr monistisches Ziel nie zu erreichen vermochte, sondern immer wider im Dualismus, Pluralismus stecken blieb, hätte sogar erst dann Recht, hätte ihr Ziel erreicht, wenn sie die Bewegungslosigkeit auch eines Pfeiles, eines Achilles, einer Schildkröte wirklich 'logisch' zu beweisen vermöchte. Ebenso 'logisch' wie die Griechen spricht auch Schopenhauer: 'Im Gegensatz der ewigen rastlosen Bewegung, welche der eigentümlichste Charakter dieser Welt

und aller ihrer Wesen ist, muß es wohl ein Dasein in ewiger Ruhe geben: will man dieses mit dem Namen Gott bezeichnen, so habe ich nur dieses dagegen einzuwenden, daß der Ausdruck ursprünglich doch etwas anderes bezeichnet und daher Mißverstand veranlassen könnte. Der Name Nirwana ist ungleich passender.' Es handelt sich auch bei Zeno um ewig das selbe Problem unserer Vernunftlehre vom Absoluten, aus dem immer wider lauter Ignoramus- und Ignorabimusgebilde aufstiegen, um den Kampf zweier tiefster Feinde und Gegenmächte, — um die Gegensätze von Vernunft und Natur, zweier völlig verschiedener Welten: einer materiellen Erden-Natur- und Wirklichkeitswelt unausgesetzter Bewegung, einer Heraklitischen Welt, wo 'alles fließt', wechselt und sich ändert (auch die Steine, Mineralien!) und andererseits einer logischen, metaphysisch-ideellen (Platon) oder auch real-entelechischen (Aristoteles) Vernunftwelt der absoluten Ruhe, unveränderlichen, beharrlichen Wesens, völlig fester und fixer Prinzipien, unumstößlicher gottes- oder naturgesetzlicher Wahrheiten und Bestimmungen. Zeno ist radikaler Monist, Monist bis aufs Messer! Die Platonischen oder Schopenhauerischen Jenseits- und Diesseits-, Götter-, Nirwana- und Erdenwelten sind doch noch immer zwei Welten, klaffen dualistisch auseinander, erfüllen nicht das Vernunftideal, ureins und gleich zu sein. Für Zeno hat deshalb auf Grund logischer Forderungen, der von vornherein als unumstößlich wahr angenommenen Vernunftidee vom ureinen Wesen in allen Dingen, auch diese Erden- und Naturwelt im absoluten Ruhezustand zu verharren. Alle ihre Bewegungen sind nur Schein. Ein Pfeil kann gar nicht fliegen, Achill die Schildkröte nicht überholen...

Der Logik aber, mit der uns Zeno dies beweisen will, tut man doch wohl zu viel Ehre noch an, wenn man sie auch nur einen Trugschluß nennt. Fast Unbegreifliches hat es nur an sich, wie es überhaupt möglich ist, daß in der Geschichte des menschlichen Denkens solche 'logischen' Gedankengänge, wie die des Epimenidessatzes, des Schildkröten- und Pfeilbeweises eine ernste Rolle spielen konnten, ja heute noch von einigen für unwiderleglich gehalten werden und ein Kopfzerbrechen verursachen, wo da eigentlich der Fehler steckt.

Im allerbesten Falle könnte man Zeno noch für einen schlauen Taschenspieler halten, der bewußt und absichtlich seine Zuhörer zum Narren macht und ihrer Dummheit spottet, sie mit einem Schwall von Worten überschüttet, um ihre Aufmerksamkeit auf Nebensächlichkeiten abzulenken. Aber offenbar hat er sich doch selber ganz ernst genommen und ist ernst genommen worden. Er war auch nicht ein überlegener Taschenspieler, sondern nur ein betrogener Betrüger. Die Vernunft, die fixe Idee, durchaus monistisch sehen, die Bewegung in der Welt um jeden Preis leugnen zu müssen, um eine unveränderlich-gesetzliche a = a-Welt von unerschütterlicher logischer Wahrheit konstruieren zu können, legte ihm eine Binde vor die Augen und verwirrte seine Zunge, daß er selber nicht mehr wußte, was er redete, und überhaupt keinen 'Schluß' zog, sondern nur im Kreis sich um sich selbst herumdrehte, und im Nachsatz mit andern Worten nur widerholte, was er im Vordersatz als Voraussetzung ausgesprochen. Wenn Achill zehnmal schneller ist als die

Schildkröte, so holt er sie mit dem elften Schritte noch nicht ein, wenn er diesen überhaupt nicht tut. Eine solche tatsächliche Feststellung nur schließt überhaupt noch keine Folgerung in sich ein, und der 'Schluß', also kann Achilles das Tier niemals überholen, steht in gar keiner Verbindung mit der Annahme.

Die Voraussetzung des Schildkrötensatzes geht dahin, daß Achilles zehnmal schneller ist als die Schildkröte, daß er in der selben Zeit, wenn diese einen Schritt macht, zehn zurücklegt, und er eine Schildkröte überholen will, die zehn Schritte vor ihm einherkrabbelt. Der schlichte griechische Bürger oder Bauersmann, von dem Schneidewin redet, schließt daraus, daß Achilles mit dem elften Schritt das Tier eingeholt und mit dem zwölften überholt hat. Zeno aber 'beweist' ihm, daß er sie niemals einholen, überholen kann. Er lenkt nämlich auf eine Nebenfrage ab, die mit dem 'Bewegungsproblem' gar nichts zu tun hat, macht unendlich viele Worte, die einen beschränkten Kopf vielleicht verwirren und darüber hinwegtäuschen können, daß Achilles beim elften Schritt mit einem in die Luft erhobenen Bein stehen bleibt und den zwölften Schritt überhaupt nicht macht. Statt zu gehen, fängt Zeno-Achilles plötzlich zu denken an, und vergißt vor lauter Denken das Gehen, vergißt, sich zu bewegen und daß es für ihn darauf ankam, daß er sich bewegen wollte und sollte. Ganz in Nachdenklichkeit versunken, entdeckt Zeno-Achilles, daß sich die Zahl eins in immer noch kleinere Bruchteile zerlegen läßt, daß, wenn er einen Schritt gemacht hat, die Schildkröte $^1/_{10}$ zurücklegte, und wenn er $^1/_{10}$, diese $^1/_{100}$ usw. usw., und alle Jahrtausende hindurch kann er so nachdenklich stehen bleiben, und die Nullen in schwindelnder Anzahl vermehren und aneinanderreihen, und wird dann allerdings die Schildkröte niemals überholen, wenn diese ruhig weiterkrabbelt, und nicht wie der kluge Zeno-Achilles-Mensch statt zu gehen, zu denken anfängt.

Im Schildkrötenbeweis werden zweierlei Angelegenheiten, die ganz und gar nichts miteinander zu tun haben, die Fähigkeit der Vernunft, die Eins in immer noch kleinere Bruchteile unendlich zu zerlegen, und die natürliche Fähigkeit, gehen zu können, welche die Menschen gemeinsam haben mit Tieren, die von Mathematik keine Ahnung besitzen, in einer höchst konfusen Weise miteinander zusammengebracht, durcheinander gewirrt, 'identifiziert', auf Grund absolut monistischen Denkens ('Alles ist eins') eo ipso für ein und das selbe erklärt. Aber man kann rechnen, ohne zu gehen, und gehen, ohne zu rechnen. Gehen und rechnen ist wirklich nicht ein und das selbe, sondern man kann und muß es schon voneinander unterscheiden. Die Verwechslung und Vertauschung der beiden Begriffe bringt die Konfusion in dem Satze zustande, und Zeno unterschlägt als Taschenspieler die Bewegungsfrage, um anstatt dessen ein Rechenexempel hervorzuzaubern.

Achilles geht zehnmal so rasch als die Schildkröte. Beim zehnten Schritt hat er diese noch nicht eingeholt, denn sie ist inzwischen auch um einen Schritt vorwärts gekommen. Der elfte Schritt des Achilles kann in immer kleinere Schrittbruchteilchen zerlegt werden. Also vermag der schnellfüßige Held keinen zwölften Schritt überhaupt zu machen. Er tut ihn nicht. Also kann er das Tierchen nie und nimmermehr überholen.

Wenn Schneidewin sagt, daß die Allgemeinheit des griechischen Volkes 'selbstverständlich' keinen Sinn hatte für die Zenonischen Tüfteleien, geht er da nicht etwas zu gleichgültig vorüber an der Erkenntnis, daß das eigentlich furchtbar ist? Wenn die berufenen geistigen Führer eines Volkes, die erlesensten und besten Köpfe, die Philosophen, Gelehrten und Künstler mit derartigen höchst unverständlichen Hirngespinsten, abstrusen Ideen, logischen Beweisen, törichten Gründen und Ursachen, wie sie meines Erachtens eben auch in der Oedipustragödie stecken, den armen Bürgern und Bauern die Köpfe verwirren, sie ihnen zu suggerieren und injizieren suchen, — ist das nicht eine Tragik aller Tragik? Sind sie dann auch nicht etwa Verführer statt Führer? Meine Kritik, von der Schneidewin gesprochen, war allerdings Ausfluß einer inneren Überzeugung, die ich in einem größeren Werk 'Die Vernunft als Quelle des Übels', das nach dem Kriege erscheinen soll, ausführlich begründe und darlege. Es wird gewiß auf den Widerspruch stoßen, fordert alle Widersprüche heraus als eine völlig alogische und irrationelle, neue, idealistische Welterklärung und Lebenslehre. Doch ich stehe auch auf dem Standpunkte, daß ich in jedem kritischen Gegner stets nur meinen besten Freund und Helfershelfer erblicken kann. Julius Hart.

Öffentlichkeit des Unterrichts in den höheren Schulen?

'Der Lehrer in seiner Klasse ist der einzige Beamte, der nicht darauf gefaßt zu sein braucht, gelegentlich durch stumme, aber aufmerksame Beobachter kontrolliert zu werden.' Die Segnungen einer Einrichtung, wonach jeder Vater eines Schülers künftig das Recht besitzen sollte, den Unterrichtsstunden der Klasse seines Sohnes beizuwohnen, 'sind besonders solchen Lehrern zugedacht, die bisher gewohnt waren, sich beim Unterricht gehen zu lassen, gewisse Schüler (meist unwillkürlich) zu bevorzugen oder zurückzusetzen' usf., dann aber auch 'den vorzüglichen Pädagogen, die ja erfreulicherweise die überwältigende Mehrheit bilden und die nun durch die Öffentlichkeit des Unterrichts jene Anerkennung in weitesten Kreisen ernten können, die ihnen jetzt durch die Abgeschlossenheit der Schulen leider nicht im verdienten Maße zuteil werden kann.'

Also sprach ein ebenso mutiger als sachkundiger Anonymus in Nr. 6 des 'Größeren Deutschlands' vom Jahre 1916.

Goethes Euphrosyne
lateinisch

Iam summi niveo rigidoque cacumine montis
Ultima lucis abit, sole cadente, acies.
Iamque diu nox plana tegit callesque meantis,
Flumine qui subter tecta subire cupit
Rustica pastorum, finem requiemque diei.
Somni diva quies praegredietur iter,
Ille viatori placidus comes. O mihi vellet
Sacra papaveris hoc reddere serta die!
Ecce quis e saxo tetigit me splendor apertus,
Tot nitidas spumas irradians fluvii?
Fors Phoebi radius cava transit et abdita montis?
Non humanitus hic sensibus ardor obit.
Ac propior nubes exarsit, mira videri.
Nubibus an roseis mota fit effigies?
Quae dea visa mihi? Musarum quaeve propinquat
Visitet ut fidum, montibus horrisonis?
'Diva, tuam monstres faciem nec vana per auras
Effuge neu tenerium decipias animum!
Nomine, si fas est mortalem scire, revela
Te divo; si non, pectora commoveas:
Scire velim, quaenam natarum sis Iovis, atque
Carminibus vates praemia ferre tibi!'

'Optime, mene oblitus eras? Ergo haecne figura,
Olim cara tibi, iam peregrina fuit?
Amplius haud terrestris ego, tristisque recessit
Horrida pars melior coetibus e iuvenum.
Sed simulacra equidem memori mea mente teneri
Spes erat atque magis more et amore coli.
Iamque habitu tenero, lacrimis iam dicis obortis:
'Verus amicus adhuc noscitat Euphrosynen.'
En cedens silvas montanaque dura pererro
Atque viatorem tamque procul repeto.
Sodalem repeto praeceptoremque patremque,
Tam brevia in terris gaudia respiciens.
Temporis o meminisse iuvat, cum, docte, puellam
Musarum falsis instruis illecebris.

Temporis illius iam singula quaeque rependo:
Quem meminisse piget irremeabilium!
Turbinis humanaeque levissima gaudia vitae
Quam breviter pereant, quis satis hoc sapiet?
Parva quidem nunc sunt memori, non parvula cordi:
Maxima nam parvis efficit ars et amor.
Nonne tenes, magnae cum me per pulpita scenae
Duxisti superos altius arte gradus?
Dulcis ego ipsa infans duce te, parvumque vocabas
Arthurum, Britici carminis effigiem.
Ignibus et saevis pueri minitatus ocellis
Lumina cum lacrimis tu quoque detuleras;
Iamque paras mitis misero defendere vitam,
Audaci tandem frangitur ille fuga;
Clementique manu confractos colligis artus,
Mortemque, amplexu iuncta, diu simulo.
Tandem cum submisi oculos: haeres taciturnus
Consiliis gravibus tu super ora tuae.
Enitens deinde ore manus tibi grata premebam
Ac placidis labiis oscula pura dedi.
'Succensesne, pater?' dixi, 'Tu, si qua fefelli,
Quid fuerit monstra, ne tibi displiceam!
Tecum nulla piget rerum. Nam singula cuncta
Tamque libens repeto, te duce, iudice te.'
At tu compressam manibus me firmius urges,
Horruit atque animus pectoris in medio.
'Immo', respondes, 'carissima, singula cuncta
Cras ita praestabis, qualis eras hodie.
Me tua commovit pietas, cunctosque movebis;
Duris quin oculis lacrima multa cadet.
Altius at penetrabit amici pectora ludus;
Quippe meae falso funere quanta tuli!
'Omnino, natura, mihi miranda videris,
Legibus aeternis caelica et ima movens.
Annorum serie veri coniungitur aestas,
Autumno variat divite pauper hiems.
Saxaque si durant constantque, volubilis unda
Rupibus et nebulis praecipitata fremit.
Perpetuo pinus viridant, virgultaque nuda
Iam, cum fronde carent, gemmea clam referunt.

Legibus omne fit atque perit: dulcissima rerum
Vita hominis sorti subicitur dubiae.
Filius haud semper deflevit funera patris
Terque 'Vale' dicens ipsius ad tumulum.
Nec semper socius maiori claudit ocellos
Iunior, ut fas est, fortior aut tenero.
Saepius, heu, frustra pueros dolet atque nepotes,
Ordine mutato, pignora cara senex,
Ceu truncus remanens, cui tempestate coorta
Ramos discussos undique grando rapit.
Haec animo meditans volvebam, cara puella,
In manibus mortem mortua dum simulas.
At, laetor, viridi rediisti flore iuventae,
O mea vita, meae reddita pars animae!
Exsulta, simulate puer! Crescetque puella,
Omnes delectans, tum mihi grata magis.
Pergere curriculo moneo, quo coeperis, atque
Ars tibi, dum vives, augeat ingenium!
Vive diu mihi deliciis, utinamque, magistri
Ante obitum, genius munera perficiat!'
Talia dicentis, non immemor illius horae,
Consiliis crevi sanctaque verba tenens.
O quam me iuvenem populo recitare iuvabat
Quae memoranda mihi plena sapore dabas!
Tu mihi veridico lucebas lumine, iudex
Mirantum in turba tu mihi solus eras!
Heus, ibi nunc alias formabis, candide iudex,
Nec vultum exhilarans Euphrosyne veniet.
Vocibus haud delectaris crescentis alumnae,
Quam duce te dudum movit amore dolor.
Iamque aliae veniunt redeunt, aliaeque placebunt;
Ingeniumque bonum consequitur melius.
Tu vero usque memento mei! Nam si qua tuarum,
Quam rerum turbis invenies hilarem,
Serviet ad nutum facilis plausuque beata
Iam peraget partis quodlibet officium,
Sedula si Musis operam, si limine leti
Vitam laeta suis viribus obtulerit:
O bone, tunc meminisse mei, tunc dicere sero
Te iuvet: 'Ecce deus suscitat Euphrosynen!'

Pluraque dicta darem. Sed, vae, cessura morari
Non possum, duro ducor et imperio.
Unum hoc accipe nunc votum, tuque adnue voto
Atque vale! Dubia iam trahor ipsa mora.
Non animam sine laude sinas descendere ad Orcum
Nam prohibet vivos unica Musa mori.
Informes circumvolitant per lurida regna
Umbrae, nominibus maxima turba carens.
At si quem vates formaverit, ambulat illic
Singulus aut divo se sociat numero.
Laeta ibi progrediar tua nuntia carminis, atque
Me regina levi conspicit ore dea,
Mitis et accipiens me nominat: aequa salutant
Numina divarum, proxima quaeque throno.
Penelope tum colloquitur, fidissima coniunx,
Euadneque vocat, coniuge nixa pio.
Aequalis venit illa cohors praemissa sub umbras
Communemque vicem fataque conquerimur.
Prodiga tum vitae Antigone colit, alma sororum,
Atque Polyxena me, sponsa obitura necem:
Ipsis ipsa soror non indignabor adesse;
Musae nam tragicae vivimus effigies.
Me quoque enim finxit vates, et carmine vivo
Illius, accipiens quod mihi vita negat.'

Talia dicta dedit, sed adhuc tenera ora movebat
Colloquio: stridens vocula conticuit.
Purpureis nebulis, fluitantibus agmine longo,
Exstitit aequali Mercurius facie
Et sceptro monstravit iter. Nebulaeque coactae
Nubibus inclusos eripiunt oculis.
Altius umbra premit, circum spumantia aquarum
Fluxa magis resonant, lubrica facta via est.
Et, subito, nimio luctu perturbor inani,
Labor et in musco vix teneor scopuli.
Pectora dilaceror luctu. Nocturnaque manat
Lacrima. Iam roseo lumine stant siluae.

Aachen. Eduard Arens.

ANZEIGEN

1) Dr. M. E. Gans, 'Zur Psychologie der Begriffsmetaphysik'. Wien, W. Braumüller, 1914. 75 S. 2 ℳ.

Die Metaphysik hat für den Verfasser nur als Ausdruck psychologischer Bedürfnisse im persönlichen Bereich des Denkers einen Sinn; sie hat für ihn nicht den geringsten Wert als Erkenntnis im Zusammenhang objektiver Wirklichkeit und logischer Widerspruchslosigkeit. Sie ist ihm, wenn sie doch in diesen letzteren Zusammenhängen betrachtet und ernst genommen werden will, eine pathologische Erscheinung, für deren Klärung und Erforschung sich der Verfasser die Beobachtungsresultate eines Psychiaters (Professor Sigmund Freud in Wien) zunutze zu machen sucht. Auf Grund dieser Beobachtungen kommt er zunächst zu dem Resultat: 'Wenn irgendeine psychische Tendenz in ihrer normalen Betätigung gehemmt wird, d. h. an dem ihr korrelaten Materiale nicht zur Wirkung gelangt, dann kann es geschehen, daß sie sich selbst durch Schaffung eines eigenen Erfahrungsgebietes ein Betätigungsfeld bildet. Die ursprünglichen Zielvorstellungen dieser Tendenz werden ins Unbewußte verdrängt, d. h. in Apperzeptions- oder Assoziationsenergie umgewandelt und erlangen so einen zwar mittelbaren, aber ungemein bedeutenden Einfluß auf die Formung und Gliederung der neuen Gedankengebilde' (S. 19 f.). Der Verfasser unternimmt nun, die platonische Metaphysik unter dem angegebenen Gesichtspunkt psychologisch verständlich zu machen. Dabei fallen auch für die Platonforschung manche neuen und wertvollen Beleuchtungen ab, wodurch der heuristische Wert auch dieser Betrachtungsart erwiesen wird, welchen Vorteil diese also mit der Metaphysik im Sinne des Verfassers teilt. Und das ist kein Zufall, denn schließlich liegt auch der Betrachtung von Gans eine Metaphysik zugrunde, nämlich die Ablehnung und unbewiesene Unmöglichkeitserklärung einer überschauenden Erkenntnis der objektiven Realität. Dem Kritiker der vorliegenden Arbeit bleibt aber nichts übrig, als auch diese psychologische Deutung und Diskreditierung der Metaphysik psychologisch, aus den persönlichen Umständen des Verfassers zu verstehen. Der Verfasser hat versucht, die Metaphysik durch eine nur versteckter vorhandene andere Metaphysik zu vertreiben, die als solche allerdings dem Verfasser, wie es oft bei zu starker Beeinflussung durch eine Einzelwissenschaft in der philosophischen Forschung vorkommt, nur nicht bewußt geworden ist. Es ist der Nominalismus, ferner die pragmatische Empfindungsmetaphysik, die dem auch von Gans vertretenen 'biologischen Prinzip der Selbsterhaltung' zugrunde liegt, von deren metaphysischem Charakter er sich allerdings keine Rechenschaft ablegt.

2) Georg Hagemann, 'Logik und Noetik' 9. u. 10. Aufl., neu bearbeitet von Adolf Dyroff. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1915. 4 ℳ, geb. 4,60 ℳ.

Dem schon 1911 von Prof. Adolf Dyroff (Bonn) neu bearbeiteten und herausgegebenen III. Bd. (Psychologie) der 'Elemente der Philosophie' von Georg Hagemann (weil. Prof. d. Philos. zu Münster) läßt der selbe Herausgeber nunmehr den I. Bd. 'Logik und Noetik' folgen. Hagemanns 'Elemente der Philosophie' haben diese Neubearbeitung wohl verdient; in der Anlage und der ganzen Behandlung auch dieses Bandes kommt eine so genaue Durchdringung und eine so scharfe und klärende Gliederung des umfassenden Stoffes zur Geltung, daß auch in Fachkreisen der Fortbestand und die Fortführung des Werkes begrüßt werden wird. Ein besonderes Gepräge erhält das ganze Werk durch die eingehende Berücksichtigung der katholischen Forschung, die auch die Anlehnung an scholastische Traditionen in der ganzen Denk- und Darstellungsart erkennen läßt. So haben wir es im ganzen mehr mit einem Kompendium der Philosophie und hier der Logik zu tun als mit einem selbständigen Weiterbau im Interesse des philosophischen Fortschritts. Das Buch will ein 'Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht' sein. Diesem Zwecke werden auch die reichen bibliographischen Bemerkungen, die uns durchaus auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung erhalten — wenn auch nicht alle Richtungen gleichmäßig zur Geltung kommen — und ferner auch die beiden sehr dankenswerten Anhänge dienen können: 'Kurze Geschichte der Logik' und 'Kurze Geschichte der Noetik'. Die Noetik wird in dem ganzen Werk als das, was wir seit Kant als Erkenntnistheorie zu bezeichnen gewohnt sind, in einem zweiten Hauptteil der Logik zur Seite gestellt. Im ganzen erfährt auch hier der Anteil der katholischen Forschung besonders eingehende Berücksichtigung, was in der Entstehung und der nächsten Bestimmung des Werkes seinen Grund haben mag.

3) A. S. Fauth, 'Einführung in die Philosophie'. Diktate für den Unterricht an der Oberprima. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1915. 76 S. Brosch. 1 ℳ.

Der Unterricht in der Philosophie, der in besonderen Stunden obligatorisch in Preußen nur an den Mädchenstudienanstalten erteilt wird, ist bisher aus dem Stadium der Versuche und der Vorschläge nur erst wenig herausgekommen. Es ist zwar, und auch gerade aus dem Bedürfnis heraus, der Philosophie auch in den Knabenschulen wider einen sichern Platz zu verschaffen, in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten eine ausgedehnte Literatur über diesen Gegenstand angewachsen, ohne daß doch die Fragen des Wie?, Wieviel?, in welchem Zusammenhang? zu einer Entscheidung gebracht worden wären. Zu diesen Fragen bietet das vorliegende Bändchen einen wertvollen Beitrag. Nach einer Einleitung über die Aufgaben der Philosophie behandelt es die Psychologie, und zwar die seelischen Erlebnisse, das Seelenleben als Einheit und den Zusammenhang von Seele und Leib. Dann die Logik, und zwar die Elementarlehre und die Methodenlehre, ferner die Erkenntnislehre und schließlich die Philosophie in ihrem Verhältnis zu den Wissenschaften. Ein kurzer Aus-

blick auf die Weltanschauungsfragen bildet den Schluß. In dem Abschnitt über die Philosophie und die Wissenschaften werden auch die angewandten Zweige der Philosophie kurz gestreift, also die Natur-, die Rechts-, die Geschichts- und die Religionsphilosophie, auch die Ethik, für die allerdings wohl eine etwas selbständigere und ausführlichere Behandlung im Vergleich zu manchem andern gerade wegen des lebhaften Interesses der Schüler für ethisch-philosophische Fragen erwünscht gewesen wäre.

So sehr im ganzen das in diesem Bändchen Gebotene wegen der trefflichen Anordnung und Darstellung des Stoffes anerkannt werden muß, so habe ich doch nach fünfjähriger Erteilung des philosopischen Unterrichts in der Prima von Studienanstalten das Bedenken gegen eine vorzüglich systematische Behandlung der Philosophie und ihrer einzelnen Disziplinen in der Schule, daß dabei das eigentlich Lebendige der Philosophie, dasjenige, was an philosophischen Erwägungen das Denken und die Gespräche der reiferen Schüler vielfach beschäftigt, in zu weiter Ferne bleibt. Die Schüler sehen sich vor einem neuen Lehrfach, das sie sich ebenso wie die andern vor allem lernmäßig nahezubringen haben; und der Sondercharakter der philosophischen Unterweisung, zusammenfassend und das allgemeine Verständnis klärend zu wirken, geht dabei gar zu leicht verloren, wenn auch allerdings gerade in dem vorliegenden Bändchen bei jeder sich bietenden günstigen Gelegenheit zwischenein die wichtigsten Philosophen und philosophischen Richtungen der Vergangenheit und Gegenwart miterörtert worden sind. Denn auf keinen Fall darf der Philosophieunterricht sich auflösen in einen solchen der Logik, der Psychologie, der Erkenntnislehre. Ich bin grundsätzlich infolge theoretischer Überlegung und mannigfacher Erfahrung der Meinung, daß der Philosophieunterricht am besten ausgeht von den geschichtlichen Bewegungen des philosophischen Denkens überhaupt und daß dann etwa Kant in den Mittelpunkt gestellt wird[1]). Ich kann hier auf die methodischen Gründe im einzelnen nicht eingehen. Den Abschluß hätte eine Einführung in die Gegenwart zu bilden. In diesem philosophiegeschichtlichen Rahmen bietet sich dann genügend Gelegenheit, die Einzeldisziplinen der Logik usw. auch einigermaßen systematisch nebenher zu behandeln.

4) G. W. Leibniz, 'Ausgewählte Philosophische Schriften'. Im Originaltext herausgegeben von Hermann Schmalenbach. 1. Bd. 3 ℳ. 2. Bd. 3,80 ℳ. Bibliotheca Philosophorum. Vol. II. III. Leipzig, Felix Meiner, 1914.

Der Verlag von Felix Meiner in Leipzig ist in den letzten Jahren mehr und mehr zum Mittelpunkt der rein philosophischen Kultur Deutschlands geworden, die er den weiteren Kreisen der Gebildeten durch immer neue Sammlungen, Ausgaben und Veröffentlichungen in fruchtbarster Form zugänglich zu machen sucht. Über die Gesichtspunkte der vor-

---

[1]) Vgl. Hegenwald, Kants Ausgewählte kleine Schriften. Für den Schulgebrauch mit ausführlicher Einleitung in das philosophische Denken überhaupt. Leipzig, F. Meiner 1914. Geb. 1,40 ℳ (vgl. unten S. 358).

liegenden Auswahl aus Leibniz' Schriften spricht sich der Herausgeber im Vorwort aus. Die beiden Hauptwerke, die Theodizee und die *Nouveaux essais sur l'entendement humain* mußten wegen ihres Umfanges fehlen, sie konnten es auch, da sie einmal in vielen Ausgaben zugänglich sind, andererseits aber für das eigentliche Verständnis von Leibniz' Philosophie, d. i. mit Recht auch nach des Herausgebers Meinung die Monadologie, nicht notwendig und ergiebig sind. Dem Verständnis der Leibnizschen Monadenlehre zu dienen, ist die vorliegende Auswahl zunächst bestimmt. Die hierher gehörigen Schriften tragen im besonderen den persönlichen Charakter von Briefen und privaten Darlegungen an bestimmte Adressaten, denen Leibniz seine Auffassung mitteilen wollte. So enthält der erste Band den später so benannten *Discours de métaphysique* mit den sich daran anschließenden Briefen an den Kartesianer und Jansenisten Antoine Arnauld, für den auch jener *Discours,* Leibniz' erste zusammenfassende Darlegung seiner Metaphysik, von ihm verfaßt worden war (1685/86); dann das *Système nouveau de la nature* usw. aus dem *Journal de Savants* (1795) — eine zweite, und zwar die einzige von ihm selbst in Druck gegebene Darstellung seines Systems. Dieser Schrift folgte eine lebhafte Diskussion, in die Leibniz durch mehrere *Eclaircissements* eingriff, von denen das wichtigste, als *'Zweites Eclaircissement'* bezeichnet, in die Sammlung aufgenommen worden ist. Den Schluß des ersten Bandes bilden die erste und zweite Schrift gegen *Bayle,* von denen die erste 1698 in der *Histoire des Ouvrages des Savants,* die zweite nach mancherlei Schicksalen erst 1716 in der *Histoire critique de la république des Lettres* veröffentlicht wurde. Der zweite Band enthält außer wichtigen ausführlichen Briefen an Joh. Bernoulli, an de Volder und an des Bosses den Aufsatz *Examen des principes de Malebranche,* einen philosophischen Dialog; und daran schließen sich die *Principes de la nature et de la grâce,* zunächst an den Prinzen Eugen von Savoyen gerichtet als Ergänzung und Erläuterung der Theodizee. Auch die in Auswahl folgende *'Monadologie'* war zunächst an einen bestimmten Adressaten gerichtet, der allerdings noch nicht mit Bestimmtheit festgestellt worden ist. Die Ausgabe schließt dann mit dem fünften Schreiben Leibniz' an den englischen Hofgeistlichen und nahen Freund Newtons, Samuel Clarke, mit dem Leibniz durch Vermittlung der Prinzessin von Wales sich in literarischer Fehde befand, und mit einigen Briefen an Nic. Rémond, der durch die Theodizee für Leibniz gewonnen worden war und auch als der Empfänger der oben erwähnten 'Monadologie' genannt wird.

Der Wert dieser kleinen Ausgabe besteht in ihrer großen Brauchbarkeit wegen ihrer textlichen Genauigkeit, der Angabe der Varianten und der Seitenzahlen der großen Ausgaben. Zu Anfang jedes Bandes findet sich eine genaue Einleitung zu den einzelnen Schriften und am Ende des zweiten ein sehr förderndes Register und zwei vergleichende Seitentafeln.

Herford. H. Hegenwald.

---

1) Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät. Denkschrift der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Leipzig, Teubner, 1914. 19 S. 1 ℳ.
2) Ferdinand Jakob Schmidt, Die pädagogische Denkschrift der Universität Göttingen. (S.-A. aus den Preußischen Jahrbüchern Bd. 162 Heft 1.)

Das Verhältnis zwischen Universität und Schule ist seit Jahren ein Gegenstand ernstesten Nachdenkens seitens der Berufenen gewesen, und man kann wohl sagen, daß auf den Philologenversammlungen hierüber manches treffliche und wertvolle Wort gesagt worden ist. Auch trotz des Krieges hat die Erörterung über diese Fragen nicht ausgesetzt, und dabei ist von besonderer Bedeutung die 1914 erschienene Göttinger Denkschrift (1), auf die der Pädagoge der Berliner Universität Professor F. J. Schmidt (2) in höchst beachtenswerter Weise antwortet. Die Denkschrift ist wohl entstanden infolge der am 11. Oktober 1913 erlassenen Verfügung des Ministeriums, worin die Zulassung derjenigen jungen Mädchen, die sich das Anstellungsfähigkeitszeugnis eines höheren Lehrerinnenseminars (Oberlyzeums) erworben haben, auch zu den Universitätsstudien ausgesprochen wird. Die Göttinger Professoren fürchten, daß infolge dieser Verfügung ungeeignete Elemente sich dem Studium auf den Universitäten zuwenden werden. Die Denkschrift behauptet, daß die Vorbereitungsarbeit des Oberlyzeums für kein einziges Fach der philosophischen Fakultät ohne weiteres ausreicht und daß sie für die meisten Fächer in mindestens dem selben Maße wie die Oberrealschulen Lücken aufweist, die nur schwer durch Ergänzungsarbeit ausgefüllt werden können. Es bestehe hier zwischen grundsätzlicher Berechtigung und besonderer Vorbildung in vielen Fällen eine außerordentliche Spannung. Das ist sicherlich nicht unzutreffend, aber es gilt in gewissem Maße auch schon für die Realgymnasien und erst recht für die Oberrealschulen, während andrerseits es fraglich sein wird, ob das humanistische Gymnasium gerade die beste Vorbildung für den künftigen Studierenden der technischen Hochschule ist. Es ist nun einmal nicht daran zu zweifeln, daß, um mit den Verfassern der Denkschrift zu reden, 'der Traum einer einheitlichen höheren Bildung für alle akademischen Berufe ausgeträumt' ist (S. 9). Die kulturelle Entwicklung und die Schulpolitik Preußens hat es mit sich gebracht, daß wir seit 1900 die drei Typen der höheren Schulen als einander 'gleichwertig' besitzen, und es ist das eigentümliche Schicksal der Mädchenschulreform gewesen, daß sie einen vierten Typ daneben gesetzt hat, den des 'Oberlyzeums'. Wer, wie der Referent, an einem solchen Oberlyzeum unterrichtet, wird dabei zu zwei Ergebnissen kommen, die man kurz so formulieren kann: 1. Das heutige Oberlyzeum mit seinen vier Klassen, die auf den zehnjährigen Kursus des 'Lyzeums' folgen, ist sogut wie die Oberrealschule mit ihren nur zwölf Jahreskursen eine 'höhere Schule' und kann daher logischerweise dieselben Rechte beanspruchen. Wird doch auch im letzten, dem sogenannten S-Jahre ('praktisches Jahr') neben den Unterrichtsübungen und der 'Methodik' der einzelnen Fächer noch wissenschaftliche Weiterarbeit getrieben, so z. B. je zwei Stunden Französisch und Englisch (oder Geschichte); 2. aber ist es klar, daß diejenigen Absolventinnen des Oberlyzeums, die, mit dem Zeugnis der

S-Klasse versehen, anfangen zu studieren, insbesondere beim philologischen und historischen Studium große Schwierigkeiten haben werden. Daraus folgere ich nicht (wegen des zu 1 Gesagten!), daß man dem Oberlyzeum seine Berechtigungen wider nehmen solle (ein solcher Schritt rückwärts dürfte unmöglich sein), sondern daß man den wissenschaftlich besonders begabten Schülerinnen — denn nur diese sollte man zum Studium ermuntern! — Gelegenheit geben sollte, einen guten und nicht zu knappen Lateinunterricht zu erhalten. So gut wie beim Gymnasium das Englische an die Stelle des Griechischen, müßte hier von Seminar C an das Lateinische an die Stelle des Französischen treten können. In den vier Jahren: C, B, A, S wäre dann zwar manches von dem in sieben Jahren französischen Unterrichts Gelernten vergessen, aber das ließe sich auf der Universität und durch Privatlektüre unschwer nachholen, und so hätten die Absolventinnen dann wenigstens $4 \times 4 = 16$ Stunden Latein gehabt und damit die Möglichkeit, sich auf der Universität ins klassische und sog. Volkslatein einzuarbeiten. Denn in dem einen Punkte liegen hier ja die Verhältnisse anders als bei der Oberrealschule, als von dieser die meisten Abiturienten sich den technischen Fächern, dem Offiziersberufe usw. zuwenden, was für die Mädchen wegfällt. Wer studiert, um dereinst eine Stellung als akademischer Lehrer (männlicher oder weiblicher 'Oberlehrer') zu bekleiden, — für den sollte freilich Latein eine conditio sine qua non sein, diese Einsicht bricht sich bei Lehrern wie Schülern immer mehr Bahn! Eine ganz andere Frage ist es, und sie schneidet besonders energisch Schmidt in seinem Aufsatze an, ob es denn richtig ist, diese Dinge immer einseitig unter dem Gesichtspunkte der 'Berechtigungen' zu betrachten, und ob es wirklich an dem ist, daß man bei den höheren Schulen immer das Moment der fachlichen Vorbildung in den Vordergrund stellen darf und soll. Nach Schmidts Ansicht besteht zurzeit eine beständig zunehmende organische Störung in dem Zusammenwirken der gymnasialen und akademischen Bildungsanstalten, wodurch das ganze Bildungswesen in eine schwere Krisis geraten ist. Die tiefsten Gründe dieser Erscheinung können nur vom Standpunkte der philosophischen Pädagogik aus erkennbar gemacht werden. Die Aufgabe dieser Wissenschaft ist es, das Bildungswesen als ein einheitliches Ganzes nach allen dabei mitspielenden Momenten zu erforschen. Schmidt legt hier besondere Bedeutung der engen Verbindung des unterrichtswissenschaftlichen mit dem erziehungswissenschaftlichen Faktor bei und bedauert, daß man den letzteren bisher allzusehr vernachlässigt hat, wohl weil man von der Herbartschen 'Charakterbildung' im individualistischen Sinne nicht befriedigt war. Demgegenüber betont Schmidt den Gedanken der Nationalerziehung und faßt so die Gymnasien und ihre Schwesteranstalten als Erziehungsanstalten auf, nicht als Fachschulen. Erziehung, nicht des einzelnen, um des einzelnen willen, sondern um der Mitwirkung willen am Gesamtleben der Nation, und bei aller Trennung der drei oder vier Unterrichtswege muß dieser Gesichtspunkt der Nationalerziehung, die die Humanitätsidee im Sinne W. v. Humboldts nicht aus-, sondern einschließt, bei allen höheren Schulen der leitende, der maßgebende sein und bleiben. Geistige Führerschaft im Dienste der nationalen Gemeinschaft — das

muß von den ‘höheren’ Schulen vorbereitet, von den Universitäten, technischen Hochschulen usw. durchgeführt werden. Solcher Führer, Männer wie Frauen, bedürfen wir nach den blutigen Kriegsjahren in großer Anzahl, und Schule und Universität müssen sie uns schaffen, wozu freilich der Unterricht in seinen beiden Hauptrichtungen die beste Anleitung ist. Diese beiden ‘Hauptrichtungen’, die philologisch-historische und die mathematisch-naturwissenschaftliche, dürfen daher an keiner Schule fehlen, wohl aber darf man, ja muß man je eine von ihnen stark betonen. So habe das Gymnasium der Zukunft den Mut, wider einseitiger altsprachlich, die Oberrealschule mehr als bisher einseitig mathematisch-naturwissenschaftlich zu werden. — Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen; der Zweck dieser zum Teil schon über den Inhalt der erwähnten Schriften hinausgehenden Darlegungen kann ja nur sein, zum weiteren Nachdenken über diese zentralen Fragen — etwa auch zum Widerspruch? — anzuregen.

3) Emil Hammacher, Hauptfragen der modernen Kultur. Leipzig, Verlag B. G. Teubner. 1914. VI und 351 S. Gr. 8. Geh. 10 ℳ., geb. 12 ℳ.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkte eines freieren Hegelianismus und hat sich in diesem seinem ersten größeren Buche die Aufgabe gestellt, die Gesamtprobleme der heutigen Kultur nach ihren philosophischen Voraussetzungen zu untersuchen. Er gibt eine historische und systematische Einleitung, welch erstere eine staunenswerte Belesenheit und ein sicheres philosophiegeschichtliches Urteil verrät, während die letztere so bedeutsame Fragen wie die der Methode und Theorie des Apriori, der Theorie der Erfahrung, des Grundproblems der Ethik und der Theorie der Mystik erörtert. Für Hammacher ist die letzte Tatsache der modernen Kultur der Wille, bewußt zu leben. Er führt zum metaphysischen Selbstbewußtsein, zur Mystik, und das Werden zu ihr ist das Wesen der modernen Welt. Ihr wirksamster Faktor aber, wurde der Wille, in Wissenschaft und Leben die empirische Welt zu erobern. Diese rationalistische Lebensform führt wegen ihrer Unvollendbarkeit zu sehr wichtigen Folgen, insbesondere zu einem Kampf zwischen Masse und Individuum auf Tod und Leben. Notwendig zum Kulturpessimismus aber muß die Einsicht führen, daß die sachlichen Spannungen und Konflikte des modernen Lebens nicht mehr von einer hinreichend großen Zahl verstanden werden können und daher die durch den realistischen Willen direkt oder indirekt verursachten Zersetzungen kein inneres Hemmnis mehr finden. Daher muß in der Zukunft nach der Ansicht des Verfassers entweder die Reaktion oder die Verflachung siegen. Wir werden, wie er das scharf in einer freilich angreifbaren Art und Weise formuliert, ‘an der Herrschaft der Abstraktion zugrunde gehen’. Freilich ist Hammachers Pessimismus kein grundsätzlicher; denn nach ihm führen die selben Bedingungen, die das Ende vorbereiten, zugleich zur höchsten Reife des mystischen Erlebens; gerade im Zustande der Auflösung können sich einzelne mehr vollenden denn je. Die Aufgabe des Buches: eine Analyse der modernen Kultur zu geben, läßt sich freilich nach der Ansicht des Verfassers nicht lösen ohne die zweite in Angriff zu nehmen: die

der Kritik eben dieser selben Kultur, und so hat denn der zweite Teil der Untersuchung den Titel: 'Kritik der modernen Kultur'. Das führt ihn zu der Erörterung des Antagonismus zwischen Rationalismus und Leben, zu den Problemen von Recht und Staat, wobei er die soziale Frage nach ihren beiden Richtungen, einerseits ins Politische, andrerseits ins Metaphysische ausstrahlen läßt. Von da führt ihn seine Fragestellung weiter zu zwei bedeutsamen Teilproblemen, der Frauenfrage und der sexuellen Frage. Nur von einer gültigen Weltanschauung aus kann nach Hammacher auf diese Fragen eine brauchbare Antwort erteilt werden. Dabei erscheint es ihm (S. 37) als das Besondere der modernen Kultur, unter Anerkennung des im 18. und 19. Jahrhundert Geleisteten nicht nur die abstrakte Weltanschauung der Aufklärung, sondern auch das wirksamste Ergebnis aller bisherigen Lösungsversuche, die Ausschließlichkeit der Idee der Bewegung und der Entwicklung zu überwinden. Sehr treffend scheint mir dabei die Bemerkung (S. 81), daß es ein Fundamentalirrtum unserer Zeit ist, eine Folge der 'Aufklärung', daß man das Überindividuelle einfach mit dem Sozialen identifiziert und das metaphysisch Überindividuelle außer acht läßt. Über die Demokratie heißt es sehr richtig in dem — ein halbes Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges vollendeten — Werke: 'Die Demokratie rühmt sich zwar größerer Freiheit; in Wahrheit bedeutet in jedem großen differenzierten Lande die Herrschaft des Volkes . . . Einschränkung der Freiheit, Steigerung des Bureaukratismus, ständige Kontrolliertheit, Gewalt der Majorität über die Minorität, d. h. der Ungebildeten über die Gebildeten' (S. 15). Des weiteren schneidet er das gerade jetzt wider sehr aktuelle Problem an, ob der Staat eine ganz andere Sittlichkeit habe und haben dürfe wie das Individuum. Hammacher behauptet sehr richtig, daß beim Staat wie beim einzelnen der Egoismus so viel wert ist wie der Mensch, der ihn hat. Auch die Nation, insonderheit die staatlich organisierte, ist eine starke Individualität, ein Eigentümliches, das eben deshalb selbst wertvoll ist, und die Menschheit bedarf sicherlich zu ihrer Vollendung der geschichtlichen Bewegung der Nationen und ihrer eigentümlichen Kulturen. Der Verfasser gelangt zu der bedeutsamen Folgerung (S. 139), daß sich die innere Politik der äußeren unterordnet, mit dem charakteristischen Zusatz (S. 148) 'wenigstens insofern, als es sich um die Verteidigung des Staates handelt'. Nach Hammacher wird durch die Arbeit der heutigen politischen Parteien, insbesondere der radikalen Sozialdemokratie, die Entwicklung zum neuen Ständestaat begünstigt. Hammacher behauptet, als Ergebnis seiner gedanklichen Deduktion (S. 159), daß der heutige deutsche Staat niemals so sicher wie zurzeit konsolidiert gewesen sei. Mehr und mehr tritt eben an die Stelle der Klassen-, d. h. Besitzgegensätze die Gegensätzlichkeit der Stände, d. h. der Berufe. Der Klassenstaat ist zum Ständestaat geworden. Sehr in die Tiefe gehend sind auch die Kapitel XIII 'Zur religiösen Krisis' und XIV 'Das Wesen des Christentums und der christlichen Kirchen'. Das Buch schließt ab mit der Besprechung des 'Kulturprogramms des Positivismus und Monismus' (XV) und Bemerkungen zum Problem der modernen Kunst (XVI). Recht reichhaltig und aufschlußreich sind schließlich die Belegstellen und

kritischen Ergänzungen, wobei auf manches einzelne, worin man dem Verfasser nicht wird beistimmen können, hier nicht eingegangen werden kann. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß dieses Buch zu den wertvollsten Erscheinungen der philosophischen Literatur der letzten Jahre gehört.

Charlottenburg. Artur Buchenau.

Imm. Kant, Ausgewählte kleine Schriften. Für den Schulgebrauch und zum Selbststudium mit einer ausführlichen Einleitung in die Kantische Philosophie und in das philosophische Denken überhaupt, herausgegeben von Hermann Hegenwald. 125 S. (LV). Leipzig. Verlag von F. Meiner. 1914. 1,40 ℳ.

Mit diesem Bande wird die Sammlung 'Meiners Volksausgaben' eröffnet. Daß auch dem größten deutschen Philosophen in unserer für die tiefsten Lebensprobleme so empfänglichen Zeit Eingang in die weitesten Kreise verschafft werde, ist wünschenswert vor allem deshalb, weil kein Denker uns so sehr von philosophischer Oberflächlichkeit bewahren kann, als gerade der Weise von Königsberg. In der Schule aber muß zunächst der Grund zum Verständnis Kants gelegt werden. Daß es unmöglich ist, ein tieferes Verständnis unserer deutschen Klassiker zu gewinnen und überhaupt dem so schwer zu charakterisierenden deutschen Wesen nahe zu kommen, ohne in die Grundlehren Kants eingedrungen zu sein, kann nicht bezweifelt werden. Deshalb gehört auch Kant in die Schule. Bisher aber hörte der Schüler fast stets nur über Kant, nie las er etwas von ihm selbst. Dem will der Herausgeber durch obengenannte Sammlung abzuhelfen suchen. Da dem Schüler Vollständiges geboten werden sollte, mußte natürlich von den großen Hauptwerken zunächst abgesehen werden, besonders geeignet aber erwiesen sich zur Einführung die von Kant in der kritischen Zeit geschriebenen kleineren Abhandlungen; sie sind, wie auch Hegenwald S. XL ausführt, in doppelter Hinsicht von Bedeutung: 'einmal vermitteln sie die Anwendung grundlegender Sätze der kritischen Philosophie auf die praktischen und aktuellen Fragen der Zeit, und ferner liegt in ihnen der von Kant selbst unternommene Versuch vor, die folgenschwersten und so häufig mißverstandenen Gedanken der kritischen Hauptwerke aus der schweren Rüstung einer minutiösen Beweisführung . . . herauszulösen, um sie in gemeinverständlicher Fassung darzulegen'. So sind sie ein gutes Eingangstor in die kritische Philosophie.

Die Ausgabe ist so angelegt, daß auf eine ausführliche Einleitung (53 Seiten) 7 Abhandlungen und einige Briefe Kants folgen, denen erklärende Anmerkungen beigegeben sind. Da ein selbständiger Unterricht in Philosophie an den höheren Knabenschulen Preußens nicht besteht, ist der Gebrauch der Ausgabe wohl so zu denken, daß die geeigneten Abschnitte in den einzelnen Unterrichtsfächern zur Vertiefung herangezogen werden sollen. Für den Religionsunterricht wird man mit großem Nutzen Abhandlung I und II lesen bei der Besprechung der Aufklärungszeit: I. Was ist Aufklärung? und II. Was heißt sich im Denken orientieren? Für den Geschichtsunterricht, in dem geschichtsphilosophische Bemerkungen (in den Oberklassen) unumgänglich sind, eignen sich vorzüglich Abhandlung III—V: III. Idee zu einer allgemeinen Geschichte in

weltbürgerlicher Absicht, IV. Rezensionen von J. G. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, V. Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. Von den unter Nr. VIII abgedruckten Briefen sind von besonderer Bedeutung für den deutschen Unterricht Nr. 6 Schiller an Kant und Nr. 7 Kant an Schiller. Weniger geeignet scheinen mir die Abhandlungen VI und VII zu sein: VI. Das Ende aller Dinge und VII. Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie. Da wäre meines Erachtens gerade für die Schule zweckdienlicher gewesen, die Abhandlung: 'Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis' Abschnitt I 'von dem Verhältnis der Theorie zur Praxis in der Moral überhaupt'; ferner: 'Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen'.

Recht empfehlenswert sind für die erste Beschäftigung mit Kant die Abschnitte 2—5 der Einleitung: 2. Kants Leben, 3. Kants theoretische Philosophie, 4. Kants praktische Philosophie, 5. Kants Transzendentalphilosophie in den ausgewählten kleinen Schriften. Die Angaben in Abschnitt 5 stimmen im wesentlichen überein mit den Vorländerschen Einleitungen (s. die Ausgabe der kleineren Schr. zur Geschichtsphilos. Ethik u. Politik, im gleichen Verlage). Der erste Abschnitt der Einleitung: 'Die Bewegungen des philosophischen Denkens bis zu Kant' scheint mir weniger geglückt. Die Ausführung dieser auf zehn Seiten behandelten Aufgabe kann naturgemäß — d. h. wenn sie auch allgemein verständlich sein soll — nicht in die Tiefe gehen. Dieser Abschnitt hätte nur Berechtigung, wenn die historischen Bedingungen der Kantischen Philosophie aufgezeigt wären; so steht er sehr abseits.

In mehreren Schriften sind Satzbau und Interpunktion 'vereinfacht worden'. Man kann über ein solches Verfahren verschiedener Meinung sein; ich billige es nicht.

Berlin-Lichterfelde. Willi Schink.

---

1) Heinrich Weinel, Johann Gottlieb Fichte. Sechster Band der 'Religion der Klassiker', herausgegeben von Professor Lic. theol. Gustav Pfannmüller. 1914. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg XXIV und 111 Seiten. Preis: broschiert 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

2) Bruno Wehnert (Hamburg), Fichtes Reden an die deutsche Nation auch für die Gegenwart gehalten. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1915. 31 Seiten. Preis: 50 ₰.

Fichte ist einer der großen Nothelfer unsrer Tage geworden und findet jetzt sein Publikum. Das gilt nicht nur von den 'Reden'; seine Ausführungen über 'den Begriff des wahren Krieges' haben neues Leben gewonnen, und die Schrift 'Der geschloßne Handelsstaat', Fichtes erste Gabe an den preußischen Staat und von ihm selbst als 'Probe einer künftig zu liefernden Politik' bezeichnet, setzt unsern heutigen wirtschaftlichen Zustand voraus. Auch die Religion, in der Auffassung, die Fichte in seiner Berliner Zeit vorgetragen hat, fordert zu erneuter Betrachtung heraus, und Heinrch Weinels Buch gibt einen trefflichen Führer dazu ab. Es sei übrigens ausdrücklich bemerkt, daß das Buch nach der Datierung

des Vorworts bereits im März 1914 abgeschlossen worden ist und damals schon lange und in größerem Zusammenhang geplant war. Da es sich um eine Sammlung handelte, hat Weinel von einer Widergabe ganzer Schriften abgesehen, aber doch die Auswahl so getroffen, daß er statt einer Aphorismensammlung zusammenhängende Stücke vorlegte, die durchgeführte Gedankengänge erkennen lassen. Sie sind ausschließlich folgenden Schriften entnommen: den 'Reden' und ihren Vorläufern, den 'Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters' sowie den dazwischen fallenden Vorlesungen 'Über das Wesen des Gelehrten' und der 'Anweisung zum seligen Leben'. Unter den daraus zusammengestellten sieben Stücken steht nach Inhalt und Umfang obenan die hauptsächlich der 'Anweisung' entnommene Darstellung der fünf Ansichten der Welt, der sinnlichen, der rechtlichen, der sittlichen, der religiösen und der wissenschaftlichen, und ferner der verschiedenen Zustände, die sich für die Seligkeit daraus ergeben. In der Ausführung über die vierte Ansicht der Welt, die vom Standpunkt der Religion, steht der Satz: 'Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseit der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust ihn an; ergib dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust.' Dieses Schauen, in dem der Glaube aufgeht, steht für Fichte im Bunde mit der Geistesklarheit, zu der die Wissenschaft verhilft. Es heißt in einer Betrachtung der fünften und letzten Ansicht der Welt: 'Der wahrhaftige und vollendete Mensch soll durchaus in sich selber klar sein; denn die allseitige und durchgeführte Klarheit gehört zum Bild und Abdruck Gottes.' Es ist derselbe Fichte, der einige Jahre zuvor seiner Frau geschrieben hatte: 'Bei mir geht die Bewegung des Herzens nur aus vollkommener Klarheit hervor.' Was zum Verständnis der Auseinandersetzung Fichtes mit Kant erforderlich ist, hat Weinel in einer längeren Einleitung erörtert, die zugleich einen kurzen Lebensabriß und eine Übersicht über Fichtes gesamte innere Entwicklung enthält. Wie gestaltet sich die Lebensführung im Lichte der Religion, wie sie Fichte versteht? Das wird an zwei Beispielen erläutert, an dem Verhältnis zu Volk und Vaterland und an der Stellung des einzelnen Menschen zu seinem Beruf. Die Erziehung zu selbstloser Gesinnung, von Fichte in den 'Reden' verlangt, bildet den Gegenstand des folgenden, ausführlich gehaltenen Kapitels. Die nächste Gruppe enthält unter anderm Fichtes Selbstzeugnis über seine Widerentdeckung des Christentums, die mit elementarer Wucht einherschreitende Charakteristik Luthers, des deutschen Mannes, aus den 'Reden' und Fichtes Beurteilung der christlichen Vergeltungslehre. Unter der Überschrift 'Einzelnes' werden dann Sätze über Hauptprobleme des religiösen Lebens aneinandergereiht; hier stehen Betrachtungen über Notwendigkeit und Freiheit und das Anbrechen des ewigen Lebens im gotterfüllten Menschen. Anfang und Schluß, den 'Grundzügen' entnommen, tragen das Stichwort: 'Was dem Zeitalter nottut' und 'Der Hymnus vom Licht des Lebens'.

Es war nicht ganz leicht, für Leser, die in Fichtes Gedankenwelt erst eingeführt werden sollen, einen zweckdienlichen Text herzustellen. Ohne Weglassungen und Umstellungen ist es nicht gegangen; sie sind

aber an den oben auf jeder Seite abgedruckten Seitenzahlen aus Fichtes Werken ohne weiteres erkennbar, und die Treue in der Sache ist bis ins kleinste festgehalten worden. Der Anleitung dient auch die reiche Gliederung des Ganzen durch größere und kleinere Abschnitte und Überschriften innerhalb des Textes und über der Seite sowie durch häufigen Sperrdruck und gelegentliche Anmerkungen. Auch das Literaturverzeichnis zum Schluß wird manchem willkommen sein. Soweit Weinel selbst das Wort hat, fordert er immer wider dazu auf, Fichte fleißiger zu lesen, betont auch gelegentlich, daß der Auszug den Gehalt des Originals nur unvollkommen widergebe. Jedenfalls verdient die Arbeit, mit der Weinel seiner Aufgabe hat dienen wollen, volle Anerkennung.

Fichte hat es sich oft gefallen lassen müssen, daß er gründlich verkannt wurde. Bruno Mehnert sieht in Fichte einen Romantiker. Da diese Auffassung unhaltbar ist, ergab sich die Nötigung zu Einschränkungen, und die Betrachtung, die nach einer kurzen Charakteristik der Reden folgende Gesichtspunkte aufweist: Nationalismus, Deutschtum, romantischer Idealismus, Erziehungsphilosophie, Rationalismus, deutsche Seegeltung, endet mit einem Ausdruck der Enttäuschung. Soweit sich der Verfasser damit begnügt, Fichtesche Gedankenreihen widerzugeben, enthält die kleine Schrift lesenswerte Partien.

3) Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, Im Morgenland. Reisebilder. Mit 17 Bildern. Erstes bis fünftes Tausend. (Gehört zu der Sammlung 'Aus aller Welt. Eine neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde'.) 8. VIII und 240 Seiten. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 1913. Geb. in Pappe 3,50 ℳ; in Leinwand 4 ℳ.

Das vorliegende Bändchen enthält Einzelbilder aus dem großen Buch 'Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient', das bereits in siebenter Auflage erschienen ist. Es soll nach der Absicht des Verfassers 'in Hände kommen, für die das große Buch zu schwer ist, — in die lieben, treuen Hände des Volkes, in so viele arbeitsharte und schwielige Hände, die gewöhnlich nicht viel mit Feder und Buch zu tun haben, aber sich doch verlangend ausstrecken nach erholender und erbauender Lektüre am Feierabend'. Die Reise, die hier geschildert wird, fällt in den Frühling des Jahres 1892, aber da der Verfasser das Gesehene durchweg in großen Linien festgelegt hat und die Aufmerksamkeit des Lesers jeweilig auf die wichtigsten Bauwerke konzentriert, die eine bleibende Form gewonnen haben, so darf sein Buch noch jetzt als ein guter Führer für Phantasieflug und Reise gelten. Wo es geboten war, wird der heutige Stand angegeben; so ist im Anschluß an die archäologische Ausführung über das Coenaculum in Jerusalem die Geschichte des anstoßenden Platzes der Dormitio bis zum Jahr 1910 verfolgt worden, wo darauf die Kirche 'Mariä Heimgang' eingeweiht wurde. Abgesehen von der Herausarbeitung des Wesentlichen wird dem Buch weiter sein Wert gesichert durch die gehaltvollen Betrachtungen über erinnerungsreiche Stätten. Bibelkenntnis und Vertrautheit mit der Tradition liefern dem Bischof das geistliche Rüstzeug, aber er hat auch einen lebendigen Sinn für geschichtliche Entwicklung und ein ausgeprägtes Kunstverständnis. Das Alexandrien

des Hellenismus mit seinem reichen geistigen Leben steht vor dem Leser auf, die Pyramiden werden 'dank der auf dem Gymnasium erturnten und in vielen Alpenstiegen gestählten Elastizität' touristisch bezwungen, und zugleich vernimmt man, was sich dem forschenden Geist des Menschen über den Zweck dieser Riesenbauten erschlossen hat. Die Barbarei des Islam wird durch die Entwürdigung der Frau grell beleuchtet. Von Port Said geht es nach Jafa, Jerusalem und Bethlehem. entgegen, und der Verfasser wirft die Frage auf, was dem Christen der Besuch des Heiligen Landes bedeute. Was hierüber gesagt wird, ist klug und menschlich gedacht. Das Hauptstück des Buches bilden die Erinnerungen an Jerusalem, das Gesamtbild von Landschaft und Stadt, die Heiliggrabkirche, der Tempelplatz, die Passionsfeier. Hier offenbart der deutsche Bischof den ganzen Reichtum seines Geistes und Gemütes. Von Beirut geht es über Athen und Konstantinopel in die Heimat zurück. Über die Wirkung der Seefahrt auf die menschliche Seele werden feine Beobachtungen vorgetragen, Parthenon und Aja Sophia lassen ihre überwältigende Herrlichkeit erstrahlen, so daß die Darstellung bis zuletzt auf der Höhe bleibt.

Charlottenburg. Franz Fröhlich.

Direktorenversammlungen in Preußen. XC. Band. Westpreußen, Rheinprovinz, Brandenburg, Ostpreußen, Schlesien 1913/14. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1915. IV u. 315 S. Gr. 8. 8 ℳ.

Die Verhandlungen in den vorstehenden Provinzen haben zum erstenmal nach den vereinfachenden Vorschriften des Ministerialerlasses vom 15. Juli 1913 stattgefunden. Ein mäßig starker Band genügte jetzt, um die Verhandlungen von fünf Versammlungen aufzunehmen, während früher die einer jeden einzelnen einen eigenen Band füllten. Die Verkürzung ist namentlich dadurch herbeigeführt worden, daß die eingehenden schriftlichen Berichterstattungen und ihr Abdruck in Fortfall gekommen sind. Die statt dessen mündlich erstatteten, knapper zusammengefaßten Berichte haben ihren Platz nunmehr in den Verhandlungsprotokollen erhalten. Die Verhandlungen selbst und ihre Widergabe sind von einem Ballast befreit worden damit, daß es sich bei ihnen im Unterschied gegen früher erübrigt, über den Wortlaut der Leitsätze zu debattieren, indem deren endgültige Fassung einer von der Versammlung einzusetzenden Redaktionskommission verbleibt. Von der Aufstellung von Leitsätzen als Schlußergebnis der Verhandlungen sollte aber so selten wie möglich Abstand genommen werden, sonst leidet darunter der praktische Gebrauchswert der Veröffentlichungen, z. B. bei Konferenzberatungen und in den Oberlehrerseminaren, zu beträchtlich. Aus dem gleichen Grunde ist die Rückkehr zum alten Brauch zu empfehlen, das Verzeichnis der Versammlungsteilnehmer nebst Anstaltsangabe im Druck mitaufzunehmen.

Inhaltlich scheidet für diese Anzeige die Schlesische Versammlung aus, da sie es mit dem Mädchenschulwesen zu tun hatte, und kommen nur die vier übrigen Provinzen in Betracht.

Deren Verhandlungen erhalten damit ihr besonderes Gepräge, daß sie in die Zeit mehr oder weniger kurz vor dem Kriege fallen, die west-

preußischen in den Dezember 1913, die drei anderen in den Juni 1914. Sie besitzen damit für die Fortentwicklung unserer männlichen Oberschulen die sehr wesentliche Bedeutung, daß sie den Stand der oder doch vieler der schwebenden Fragen, als diese noch unbeeinflußt durch das Toben des Weltkrieges geblieben, zur Kenntnis bringen, und daß man deshalb auf sie späterhin zurückgreifen muß, um den unter der betäubenden Wirkung des Krieges entstandenen Eindrücken und Ideen besonnene Prüfung auf ihre in der nachfolgenden Friedenszeit vorhandene Brauchbarkeit hin angedeihen zu lassen.

Unter den neueren Ministerialerlassen fanden Kurzstunde und Zehnminutenturnen nirgends Fürsprecher. Die elastischere Auslegung, die behördlicherseits dem Extemporaleerlaß gegeben, erwies sich als geeignet, die Opposition dagegen zu vermindern.

Keine der vier Direktorenversammlungen hatte eine Tagesordnung, zu der nicht irgendwie die Frage nach der Pflege deutschen Volkstums und der Leibesübungen gehört hätte. Westpreußen nahm bezüglich der Behandlung neuzeitlicher deutscher Literatur den grundlegenden Leitsatz an: 'Eine weitergehende Einführung in die Literatur des 19. Jahrhunderts, als in den Lehrplänen gefordert wird, ist notwendig.' Die Klippe des Zeitmangels bemühen sich die Leitsätze u. a. mit der Richtweisung zu umschiffen: 'von Klopstocks Gedichten, Lessings und Schillers Prosaschriften ist nur das wirklich Notwendige zu lesen', wobei indessen die Ansichten über das bei diesen beiden letzteren darunter zu Verstehende sehr weit auseinandergingen.

Wünschte das Danziger Provinzialschulkollegium eine Aussprache darüber, wie sich 'zusammenhängende Besprechungen nach bestimmten Gesichtspunkten' im Geschichtsunterricht der Oberstufe einfügen lassen, und schlug der Berichterstatter Spieß-Danzig, Städtisches Gymnasium, vor, den oberen Kursus mindestens schon mit dem zweiten Halbjahr der Untersekunda zu beginnen, so lehnte die Versammlung das ab und wollte die erforderliche Zeitersparnis durch Beschneidung verschiedener mittelalterlichen und neuzeitlichen Partien gewinnen. Der jüngst erschienene Ministerialerlaß über den Geschichtsunterricht gestattet jedoch, in der von Spieß angestrebten Weise zu verfahren.

In der Rheinprovinz führte die Beratung über den Extemporaleerlaß und über die Kurzstunde auch in den Deutschunterricht hinein.

Auf der Ostpreußischen Versammlung faßte der Direktor des Provinzialschulkollegiums Oberregierungsrat Hoffmann in der Frage, betreffend 'eine größere Einheitlichkeit im Sprachunterricht', in Übereinstimmung mit der These des Berichterstatters Becker-Memel, Gymnasium, 'Das Deutsche hat überall als die gemeinsame Grundlage für den Unterricht in allen Fremdsprachen zu dienen,' die vorherrschende Anschauung dahin zusammen: 'Dieses übereinstimmende Wesentliche sei in der Muttersprache zu erklären, in der allein die notwendigen Voraussetzungen gegeben seien.' Außerdem nahm die Versammlung den Bericht Ziegler-Gumbinnen, Gymnasium, über die 'Pflege des mündlichen Ausdrucks im Deutschen, besonders auch der freien Berichte' beifällig entgegen, in dem die geeigneten Wege zur Erziehung von Redefertigkeit ohne Anwendung

besonderer Kunstmittel dargelegt wurden. Auch der 'Heimatschutz' gehörte zu den Punkten der Tagesordnung.

Die 'Jugendpflege' bildete einen eigenen Verhandlungsgegenstand in den beiden Preußen und in der Rheinprovinz. Wandervogel, Jugendwehr, Pfadfinder, Jungdeutschlandbund, Turnen, Sport u. a. m. gelangten hierbei in lebhaftestem Gedankenaustausch zur Erörterung. Allgemein erkannte man den berechtigten Kern der Jugendbewegung an und würdigte ihre wie aus dem Vorgefühl einer kommenden vaterländischen Feuerprobe entsprungene Energie, hielt jedoch überwiegend angesichts des in ihr noch andauernden Gärungszustandes eine gewisse Zurückhaltung der Anstaltsleitungen ihr gegenüber, gewissermaßen eine wohlwollende Neutralität, für das zurzeit im allgemeinen Ratsamste, ohne lokaler Förderung, wo sie angebracht erschiene, entgegentreten zu wollen. Die Hauptsache sei eine indirekte Kontrolle des Vereinslebens durch die der Führung seiner Anteilnehmer in der Schule. Die in den Entschließungen mehrfach zum Ausdruck gebrachte Abneigung gegen einen sich entwickelnden militärischen Charakter der Jugendpflegesache wird allerdings durch den Krieg eine Korrektur dahin anzunehmen haben, daß alle körperlichen Jugendübungen in engen Zusammenhang mit der Vorbildung für den Heeresdienst gebracht werden müssen.

Eine so ziemlich alle brennenden Fragen in sich schließende Verhandlung brachte der Ersten Versammlung der Berlin-Brandenburger Direktoren das Thema 'Wie sollen wir uns zu der Individualität unserer Schüler verhalten? Welche besonderen Schwierigkeiten bietet in dieser Hinsicht die Großstadt, und wie können sie überwunden oder doch verringert werden?' Der Berichterstatter Goldbeck-Berlin, Sophien-Gymnasium, nahm seine Aufgabe von einem hohen pädagogisch-psychologischen Standpunkt aus. Die Beratung, unter Leitung des Abteilungsdirigenten im Provinzialschulkollegium Oberregierungsrat Lambeck, gewann denn auch einen Verlauf, der mehr an fruchtbaren Gedanken allgemeinerer Art, als an Darbietung praktischer Handhaben für den Lehrbetrieb einbrachte. Thesen stellte die Versammlung nicht auf. Sie ließ es sich aber mit allem Nachdruck angelegen sein, die Grundprinzipien zur Klärung zu bringen, nach denen der geistigen sowohl wie der körperlichen Jugendausbildung die richtige Mitte zwischen den Anforderungen der Individualität und der Gesamtheit anzuweisen ist. Zur Ergänzung dieser Ergebnisse vergleiche man die beherzigenswerten Ausführungen, die Erythropel-Düsseldorf, Städtisches Gymnasium, in seinem Bericht über die Kurzstunde bot.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

---

1) E. Krohn, Außerbiblische Quellenstücke zur Mosezeit. Göttingen 1914, Vandenhoeck u. Ruprecht. 46 S. 8. Mit einer Karte von Vorderasien. 40 Pf.

Das Heft (Heft 4 der Quellenhefte für den Religionsunterricht) enthält besonders Auszüge aus den hervorragendsten religionsgeschichtlichen Werken, da brauchbare primäre Quellen für die Mosezeit nicht viele vorhanden sind. Männer wie der Ägyptologe Breasted, dessen Geschichte

Ägyptens der erste Abschnitt über die Pyramide des Cheops entnommen ist, Steindorff, Greßmann, Ranke, Kittel und andere wohlbekannte Forscher kommen zu Worte. Auch dieses Heft entspricht durchaus dem gewünschten Zwecke, das religionsgeschichtliche Verständnis der Jugend durch anschauliche Vorführung der einzelnen Erscheinungsformen zu fördern.

2) E. Krohn, Außerbiblische Quellenstücke zur Richterzeit und zu den Urgeschichten. Göttingen 1914, Vandenhoeck u. Ruprecht. 52 S. 8. Mit zwei Karten. 40 ₰.

Aus den angeführten Quellen des ersten Teiles sehen wir deutlich, wie vielfach Kanaans Beziehungen zu Babylonien und Ägypten waren. Der Teil beginnt mit zwei neubabylonischen Tontafeln des Britischen Museums, enthält u. a. die berühmten auf Tontafeln mit babylonischer Keilinschrift erhaltenen Amarnabriefe und schließt mit einer lichtvollen Betrachtung des Verhältnisses zwischen Ägypten und Syrien, die Steindorffs Schrift über 'die Blütezeit des Pharaonenreichs' entnommen ist. Teil II führt uns Parallelen zu den biblischen Urgeschichten vor, unter denen das Gilgameschepos, 'die größte und schönste Dichtung Babyloniens', dadurch besonders wichtig ist, 'daß es in seiner XI. Tafel die Erzählung von der Sintflut einflicht'.

Recht übersichtlich sind die nach Greßmann widergegebenen Zeittafeln des Anhangs.

3) U. Peters, Quellenstücke zum Leben des heiligen Franziskus. Göttingen 1914, Vandenhoeck u. Ruprecht. 40 S. 8. 40 ₰.

Das vorliegende Heft, zu den Quellenheften für den Religionsunterricht von E. Krohn und U. Peters gehörend, bringt die wichtigsten Abschnitte aus den eigenen Schriften des heiligen Franziskus, aus der Schrift des Thomas von Celano über ihn und aus 'dem Blütenkranz des heiligen Franziskus', der sein Leben und das seiner Jünger zeichnet, wie es sich in der Volksphantasie am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts spiegelt. Zum tieferen Verständnis für das einzigartige Gemütsleben des Heiligen tragen besonders die Auszüge aus der neueren Literatur bei. 'Er war kein Magier, sondern ein Dichter! Nur ein Lied ist uns von ihm erhalten, der herrliche Sonnengesang' (S. 33). Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, durch die getroffene Auswahl zu zeigen, wie das mittelalterliche Mönchtum in der Person des heiligen Franz seine reichste Blüte hervorgebracht hat.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Bausteine für den Religionsunterricht herausg. v. Aug. E. Krohn und Ulrich Peters, bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1914. Jedes Heft 50 ₰., in der Reihe 40 ₰.

II. Reihe, 4. Heft: Der Glaube Jesu von Ulrich Peters.

III. Reihe, 2. Heft: Israelitische Vätergeschichten für die Kleinen. 2. Teil: Josephgeschichten von Susanne Tank.

Die Tendenz der 'Bausteine' ist bekannt: in der Form bieten sie Unterrichtsproben, die nicht nachgeahmt, aber beachtet und eventuell

überboten werden wollen; in der Sache wollen sie zeigen, wie man lebendigen Religionsunterricht auf wissenschaftlicher Basis erteilen kann. Susanne Tank hat sich mit Liebe in die Josephgeschichten versenkt und legt nun das Hauptgewicht darauf, diese wundervollen Sagen so zu erzählen, daß beides geleistet ist: daß der alte Sagenton bewahrt bleibt und daß die Geschichten den Kleinen faßlich sind. Ich denke, das ist ihr gelungen; nicht zum wenigsten, weil sie Gunkel als Gewährsmann benutzt und der Versuchung, modernisierte Umdichtung zu bieten, fast ganz widerstanden hat. Die Hauptmotive der Josephgeschichten sind klar herausgearbeitet. Dabei hat die Verfasserin — wie die 'Bausteine' überhaupt — eine begründete Scheu vor dem pädagogischen 'Zerklären'. Doch würde sie, glaub ich, den Benutzern ihres Heftes einen Dienst erweisen, wenn sie die Komposition jeder einzelnen Erzählung — am Rande oder in einer Vorbemerkung — mitteilen wollte. Erst wenn man es in seine Teile zerlegt hat, beherrscht man das Ganze.

Peters hat in zwei früheren Heften (Die Umwelt Jesu, Die Geschichte Jesu) bereits viel historischen Stoff über Jesus zusammengetragen; jetzt will er — für den Unterricht auf der Oberstufe — zu 'begrifflicher Klarheit' erheben, worin das Neue des Glaubens, der mit Jesus in die Welt gekommen ist, besteht. 'Älteren Schülern gegenüber, bei denen das rationale Moment nun einmal eine gewichtige Rolle spielt, sind wir eine solche gedankliche Feststellung schuldig.' Demgemäß behandelt er in drei Kapiteln Jesu Gottesglauben, sein Bewußtsein von sich selbst und seine Vorstellung vom Reich Gottes. Pädagogisch sehr geschickt. Doch, scheint mir, ergibt sich aus der Petersschen Darstellung ein Dilemma: entweder nämlich ist sein Satz 'Die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit des eigenen Ich ist wohl die Geburtsstunde aller Religion' falsch, oder Jesus selbst, da ihm nach Peters diese Erkenntnis fehlte oder fehlen mußte, hatte keine Religion.

Den 'Bausteinen' ist weiteres Gedeihen zu wünschen.

2) Metoliczka und Wolff, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen Zweiter Teil: Dritte und vierte Klasse. Zweite, umgearbeitete Auflage des bisherigen dritten Teils. Magyszeben (Hermannstadt). Druck und Verlag von W. Krafft. 1914. 5,20 Kronen.

Mitten in den Stürmen des großen Krieges erscheint, in der Südostecke Ungarns nahe der Grenze Rumäniens gedruckt, dies friedliche Buch, das laut von dem Ernst deutscher Kulturarbeit, die von treuen Seelen dort unten geleistet wird, zu erzählen weiß — zu erzählen weiß jedem, der sich Zeit nimmt, mit ihm stille Zwiesprache zu halten. Dem Pädagogen erzählt es, wie es auf einem klaren erzieherischen Prinzip beruht: die Auswirkungen des Lebens, die in diesem Lesebuch zusammengefaßt sind, sind so ausgesucht, daß sie das geistige Wachstum der Zöglinge gerade dieses Alters (etwa Quarta und Tertia) fördern; indem nämlich der Knabe das Leben, das ihm daraus entgegentritt, in sein Leben aufnimmt, wächst er selbst. Dem Liebhaber des deutschen Volkstums — und wer von uns wäre das nicht! — erzählt das Buch und lockt ihn, dem im einzelnen nachzugehen, wie hier eine besondere

Schilderung deutscher Kultur sich gebildet hat, wie diese aus drei Elementen gewoben ist, wie Gesamtdeutsches, speziell Siebenbürgisch-Sächsisches und Ungarländisches sich zur Einheit verschmolzen haben. Dem Deutsch- und Geschichtslehrer, der seinen Schülern gern vom Deutschtum im Ausland erzählen möchte, aber um konkreten Stoff in Verlegenheit ist, liefert es, was er sucht, Prosastücke wie Gedichte. Die Herausgeber von Lesebüchern endlich finden hier eine Quelle, aus der sie für sich selbst schöpfen können. Noch im Jahre des Heils 1914 soll es vorgekommen sein, daß die Neubearbeitung eines Lesebuchs die Auslanddeutschen ignorierte! Wie lange wollen die reichsdeutschen Lesebücher, die berufenen Pfleger des deutschen Volkstums, in Sachen des deutschen Volkstums rückständig bleiben?!

Also: man mache dies Lesebuch nutzbar auch für uns!

Neukölln. G. Fittbogen.

---

1) Knieschke, Das heilige Land im Lichte der neuesten Ausgrabungen und Forschungen. (Biblische Zeit- und Streitfragen. IX. Serie, 5. Heft.) Berlin-Lichterfelde 1915, Edwin Runge. 50 Pf.

Der Verfasser plaudert anregend über die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen im heiligen Lande, die er aus eigener Anschauung kennt, und über ihre Bedeutung für das Verständnis der Bibel, besonders des Alten Testaments. In seinen Annahmen über Entstehung der Schrift und der Buchstaben vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen.

2) Wilh. Caspari, Erdbestattung od. Feuerbestattung. Der biblische Brauch auf ethnographischem Hintergrund. (Biblische Zeit- und Streitfragen, IX. Serie, 10. Heft.) Berlin-Lichterfelde 1915, Edwin Runge. 60 Pf.

Vier Elemente kennt die alte Naturphilosophie; allen vieren vertraut seit Urzeiten die Menschheit ihre Toten an, dem Feuer, dem Wasser, der Luft, der Erde. Das Christentum, eine Religion des Lebens und für Lebende, hat nicht eigentlich Totenbräuche geschaffen, es hat überkommene anerkannt, veredelt, verworfen; die von ihm meistbegünstigte ist eine Vereinigung zweier Bestattungsarten: Luftbestattung, in Sarg oder Felsenkammer, unter der Erde. Der Feuerbestattung wird sich die christliche Sitte nicht dauernd widersetzen können. Das Büchlein, das eine Menge volkskundlichen Stoffes enthält, ist für jedermann fesselnd zu lesen.

3) Wilhelm Koppelmann, Einführung in die Religionsgeschichte. (Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht, begründet von Evers und Fauth, 28. Heft). Berlin 1914, Reuther & Reichard. 70 S. 1,25 M.

Der Verfasser gliedert den religionsgeschichtlichen Stoff, ohne einen eigentlichen Einteilungsgrund zu geben oder geben zu wollen, in 'unterste Stufen der Religion, polytheistische Religionen und höhere Religionen'. Dabei sind nur die Religionen berücksichtigt, die zum Christentum in geschichtlicher Beziehung gestanden haben oder stehen oder durch ihre Eigenart und Bedeutung geeignet sind, das Wesen des Christentums zum klareren Bewußtsein zu bringen! Auf den ersten Blick vermißt man unter den höheren Religionen die brahmanische; sie ist auf Seite 44 und 45 kurz geschildert, aber unter der Überschrift Buddhismus.

Es empfiehlt sich für spätere Auflagen, auf Seite 46 Zeile 6 das Wort Buddhismus überschriftlich zu drucken und für den Brahmanismus auf Seite 43 unten eine eigene Überschrift zu schaffen; damit wäre die — in christlichen Kreisen übliche und auch sonst vorkommende — Verwechslung der beiden durchaus verschiedenen Religionen erschwert.

In knappen, klaren Skizzen, zu denen die besten wissenschaftlichen Hilfsmittel Stoff geliefert haben, die aber auch vortreffliche eigene Arbeit und Beobachtung verraten, reiht Koppelmann die Erscheinungsformen der Religion aneinander.

Über das sittliche Bewußtsein der Primitiven freilich und die Bedeutung des Glaubens niederer Völker an das Dasein eines höchsten Wesens — der Verfasser spricht darüber im zweiten Kapitel 'Die Quellen der Religion im menschlichen Geiste' — sind manche Vertreter der Religionswissenschaft andrer Meinung.

Druckfehler sind mir aufgefallen Seite 24 Zeile 22 für 'nicht', Seite 26 Zeile 2 von unten für 'E'. Lehmann, (Seite 51 Zeile 6 steht ein s auf dem Kopf), Seite 66 Zeile 21 von unten für 'Auflage', die selbe Seite Zeile 6 von unten für 'Geschichte', störend Seite 53 Zeile 3 von unten für 'Origenes'.

Im übrigen gibt die Schrift gebildeten Laien zuverlässige Antworten auf Fragen nach den Tatsachen und Erscheinungen der geschichtlich bedeutsamen Religionen.

Neu-Ruppin. Burghard Müller †.

Fr. Winckler, Robert Pearsall Smith und der Perfektionismus (Bibl. Zeit- und Streitfragen. IX. Serie, 12 Heft.) Berlin-Lichterfelde, Runge, 1914. 24 S. 50 𝔓𝔣.

Unter Perfektionismus versteht man die Lehre, daß der Christ in der Gemeinschaft mit Christus und durch den heiligen Geist, der ihm gespendet ist, auch schon in diesem Leben Sündlosigkeit und Vollkommenheit erlangen kann. Der Perfektionismus kann sich auf zahlreiche Äußerungen bei Paulus und Johannes berufen, er entspricht durchaus dem eigentümlich bestimmten Enthusiasmus, der das Urchristentum kennzeichnet. Der moderne, von dem Amerikaner R. P. Smith begründete Perfektionismus, der auch in die deutsche Gemeinschaftsbewegung hineingewirkt hat, vertritt also echt biblische Gedanken, die in den oft einseitig durch die Rechtfertigungslehre bestimmten evangelischen Kirchen zurückgestellt sind. Trotzdem ist manches an ihm ungesund und die ganze Bewegung zeigt, daß eine Imitation des Urchristentums in der modernen Welt undurchführbar ist. Winkler kritisiert die Lehre von Smith vom Standtpunkt lutherischer Dogmatik, er gibt treffende Urteile; doch hat er die in dem Problem liegende 'biblische Zeit- und Streitfrage' zu wenig ernst genommen; die günstigen Zeugnisse des Paulus und Johannes, die für Perfektionismus sicher in Anspruch genommen werden können, übergeht er. Die Schrift zeigt von neuem, daß der moderne Perfektionismus vom strengem Luthertum nicht so leicht überwunden werden kann.

Leipzig (Leiden). Hans Windisch.



1) D. Dr. Hermann Cremer, Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität. Zehnte, völlig durchgearbeitete und vielfach veränderte Auflage, herausgeg. von D. Dr. Julius Kögel. 7. u. 8. (Schluß-) Lieferung. Gotha, F. A. Perthes, 1915. Je 4 ℳ.

Die Weiterführung des Werkes hat sich infolge der Kriegsereignisse wohl verzögert, aber es ist doch jetzt zu seinem Abschluß gelangt. Das schon in den früheren Auflagen gern zu Rate gezogene Wörterbuch bietet in der neuen Gestalt erst recht ein wertvolles Hilfsmittel für neutestamentliche Studien und Forschungen. Der Herausgeber hat in einem Epilog noch einmal die Größe der Aufgabe hervorgehoben, die ihm durch die Neuausgabe gestellt war, und wir erkennen, auch wenn wir seinen theologischen Standpunkt, der naturgemäß dem Ganzen sein Gepräge aufdrückt, nicht restlos teilen, unumwunden an, daß er mit äußerster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit an sie herangetreten ist. Hier liegt tatsächlich wissenschaftliche Arbeit vor. Daß einzelne Rezensenten dies und jenes auszusetzen haben, war kaum anders zu erwarten. Wir meinen aber, daß man über Einzelheiten und Einzelwünschen nicht die Hauptsache außer acht lassen soll, daß wir hier ein Werk haben, das nicht nur einer bestimmten theologischen Richtung dient, wenn es auch in erster Linie der positiven Anschauung behilflich sein soll, sondern von jedem Bibelforscher mit Nutzen gebraucht werden kann; auch die von der Stellung des Herausgebers abweichenden Ansichten sind in weitestem Maße herangezogen worden. Der Hauptvorzug liegt eben in der umfassenden Verwertung des philologischen und biblisch-theologischen Materials. In ersterer Hinsicht ist gerade der Hinweis auf den Zusammenhang des neutestamentlichen Griechisch mit der ganzen zeitgenössischen und vorausgehenden Gedankenwelt hervorzuheben, der für das Verständnis vielfach ganz unerläßlich ist. Das Werk macht überhaupt in jeder Hinsicht einen vorteilhaften Eindruck.

Der Abschluß des Wörterbuches erforderte noch mancherlei Kleinarbeit, die als Anhang erscheint. So finden wir hier ein Verzeichnis sämtlicher Wörter des Neuen Testaments, das ein Wörterbuch in kürzester Form darstellt und insofern die Benutzung des Werkes erleichtert, als hier auch diejenigen Wörter zu finden sind, die im Werke selbst nur unter einem bestimmten Stamm- oder Stichwort erscheinen, die zugefügte Seitenzahl gibt an, wo sie nachzuschlagen sind. Zum wissenschaftlichen Apparat gehört auch das Verzeichnis der verglichenen Synonyma, die Zusammenstellung aller behandelten Schriftstellen, das biblisch-theologische Sachverzeichnis und die Angabe der Literatur; für tiefergehende Arbeiten sind diese Dinge unerläßlich. Wir sind überzeugt, daß das Werk, bei dem wohl kaum ein Artikel nicht überarbeitet und nach dem neuesten Stand der Forschung vervollständigt oder wenigstens eingehend durchgesehen ist, in der wissenschaftlichen Welt viel benutzt werden und auch für den Religionslehrer ein wertvolles Hilfsmittel sein wird.

2) Gustav Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte. Erster Band: Vorreformation und Allgemeine Reformationsgeschichte. Gotha, Fr. Andr. Perthes A.-G., 1915. XIV u. 582 S. 8. 16 ℳ.

Wohl mancher Geschichtsforscher hat es schon bedauert, daß nicht auch für die Neuzeit eine Quellenkunde wie diejenige von Wattenbach

und Lorenz, die für mittelalterliche Forschungen ein unentbehrliches Hilfsmittel ist, zu Gebote stand. Ein Wegweiser durch die Geschichtsquellen, der sichtet, den Wert der einzelnen Quellen untersucht und den Zusammenhang zwischen ihnen herstellt, erleichtert dem Forscher die Arbeit ungemein. Es kann deshalb auch nur freudig begrüßt werden, daß eine Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte begonnen ist und in absehbarer Zeit vollendet sein wird. Die Reformationszeit ist ohne Zweifel eines der interessantesten Stücke der neuzeitlichen Geschichtsentwicklung, zugleich aber vielleicht das am schwierigsten zu behandelnde. Haben wir doch, wie sich aus der gewaltigen Parteinahme für oder gegen das Reformationswerk ergibt, zwei sich befehdende und zum Teil ausschließende Quellenströmungen vor uns, deren unparteiische Beurteilung durchaus nicht leicht ist. Dieses Doppelte greift dann naturgemäß auch auf die Vorreformatoren über, die man von der eigentlichen Reformation nicht trennen kann. Nur wer sich eingehend und ständig mit den neuzeitlichen und vor allem reformatorischen Problemen beschäftigt hat, konnte eine solche Quellenkunde ins Auge fassen. Der Verfasser war dazu vermöge seiner ganzen wissenschaftlichen Entwicklung imstande. Seine 'Einführung in das Studium der neueren Geschichte' (1910) hat die Grundlage gelegt, auf der nun weitergebaut wird und worauf in vielen Fällen verwiesen werden konnte.

Das Werk soll zwei Bände ergeben; der erste ist herausgekommen, der zweite soll gleich nach dem Kriege erscheinen. Der uns vorliegende erste Band umfaßt Vorreformation und allgemeine Reformationsgeschichte (die kirchliche Reformationsgeschichte ist dem zweiten Band vorbehalten). Die Anlage des Bandes ist folgende. Auf eine Einleitung, die sich mit den Epochen der Reformationsgeschichtschreibung und den allgemeinen literarischen Orientierungsmitteln des Reformationshistorikers beschäftigt, folgt als erstes Buch die Vorreformation mit den Kapiteln 1. Die Konzilien, 2. Die Hierarchie vor der Reformation, 3. Quellen des vorreformatorischen und religiösen Lebens, 4. Der Humanismus. Hiervon nimmt vor allem Kapitel 3 unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, das die Abschnitte unter sich faßt 1. Anfänge der Mystik (Franziskanerpredigt, Eckart, Tauler, Suso usw.), 2. Separatistische Bestrebungen (Beghinen und Begarden, Brüder vom freien Geiste, Waldenser), 3. Wiclif und Hus (Wiclif, die böhmischen Vorläufer des Hus, Hus und Hussitismus), 4. Innere kirchliche Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts (Brüder vom gemeinsamen Leben, Ruchrath von Wesel, Joh. von Goch, Theologia Deutsch, Benediktinerkongregationen, die Observanz der Franziskaner, die Observanz der Dominikaner, Nikolaus von Cues, Dionysius von Rickel, Ergebnisse). In diesem Kapitel scheint uns eine Reihe von Abschnitten etwas gezwungen unter einen leitenden Gedanken gruppiert, z. B. die Mystiker, die Waldenser, Wiclif und Hus; aber man könnte auch noch andere Abschnitte herausgreifen. Wenn der Verfasser damit zum Ausdruck bringen will, daß sich alle diese Einzelrichtungen, sowenig sie auch in ihren Tendenzen gemein haben, nur im Zusammenhang mit den religiösen Bestrebungen ihrer Zeit völlig verstehen lassen, so hat er damit einem oft vernachlässigten Gedanken mit Recht Ausdruck gegeben. Aber der Ge-

danke selbst scheint in der Kapitelüberschrift nicht gerade günstig ausgedrückt zu sein. Zweckentsprechender wäre es vielleicht gewesen, das Kapitel zu teilen, etwa nach den Gesichtspunkten: Vorreformatorische Lehrsysteme, Mystiker, Innerkirchliche Reformbestrebungen, Religiöses Leben. Dann zerfiele das Kapitel in vier kürzere, und gerade die Geisteshelden der Vorreformation würden mehr in den Vordergrund treten. Die allgemeine Einleitung zu Kapitel 3 (§ 12) behält dabei doch ihre Stelle, und die in der selben ausgedrückten, ganz richtigen Gedanken bleiben in Kraft. Das zweite Buch geht dann zur Reformation über, und zwar umfaßt das im vorliegenden Bande enthaltene erste Kapitel die allgemeine Reformationsgeschichte mit den Abschnitten 1. Reichsgeschichte, 2. Landesgeschichte, 3. Reichsstädte, 4. Reichsritterschaft.

Wenn wir weiter prüfen, in welcher Weise der Verfasser seiner großzügigen Aufgabe und dem umfangreichen Stoffe gerecht geworden ist, so können wir der tiefgehenden, gründlichen Bearbeitung nur Anerkennung zollen. Vor allem gibt er uns keine trockene Zusammenstellung und Kritik der Quellen, sondern er flicht den Stoff in einen reichste Anregung bietenden Rahmen ein, der dem Ganzen einen fesselnden Zusammenhang gibt. Der Verfasser weist uns, ohne in allen Einzelfragen seinen Standpunkt aufzudrängen, vielfach auf die Ergebnisse eigener langjähriger Studien hin und bietet damit an sich schon dem Reformationshistoriker eine Reihe ergiebiger Fragen zu weiterer Verfolgung an. Hauptgesichtspunkt war natürlich, das Verständnis für die Quellen, ihre zeitlichen Voraussetzungen, ihren Parteistandpunkt und ihre Abhängigkeit voneinander zu wecken, und dem ist der Verfasser ohne Zweifel ausführlich nachgekommen. Nicht alles konnte gleichmäßig eingehend behandelt werden; abseits liegende Gebiete sind berührt, und ihre ausführliche quellenkritische Untersuchung ist der Sonderarbeit überlassen, die ergänzend auf dem Grunde des zunächst Geschaffenen vorgehen kann. Wir werden ein voll abschließendes Urteil erst geben können, wenn auch der in Aussicht gestellte zweite Band vorliegen wird. Aber daß die Arbeit Wolfs einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert hat, können wir jetzt schon sagen, wenn auch vielleicht einzelne Historiker noch dies oder jenes vermissen, was ihnen eingehenderer Behandlung wert erscheint; einen allzu engherzigen Standpunkt soll man nicht einnehmen.

3) Die Mischna. Text, Übersetzung und ausführliche Erklärung, mit eingehenden geschichtlichen und sprachlichen Einleitungen und textkritischen Anhängen, herausgeg. von Prof. D. Dr. G. Beer (Heidelberg) und Prof. D. O. Holtzmann (Gießen). 1. Seder, 2. Traktat: Pea (vom Ackerwinkel). Text, Übersetzung und Erklärung nebst einem textkritischen Anhang von Lic. Walter Bauer (Breslau). Gießen, Alfred Töpelmann, 1915. V u. 74 S. 8. Geh. 4 ℳ (Subskriptionspreis 3,50 ℳ).

Ohne Zweifel bietet die Mischna nicht nur religionsgeschichtlich höchst wichtige Ausführungen, sondern auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht viel Bemerkenswertes. Auf beides kann auch im Religionsunterricht der Oberstufe mit Nutzen verwiesen werden, und deshalb ist die Beschäftigung mit diesem uns in der vorliegenden Ausgabe erschlossenen religiösen Sammelwerke dem Religionslehrer nur zu empfehlen.

Der vorliegende Traktat weist uns auf die große Fürsorge hin, die das jüdische Volk den Armen zuteil werden ließ. Die sozialen Bestrebungen des Judentums, die sich bis in die ältere Zeit zurückverfolgen lassen, sind durchaus nicht zu unterschätzen, und wenn auch das Neue Testament die Milde gegen die Armen und Bedürftigen als fromme Pflicht hinstellt, so steht es da unzweifelhaft unter dem Einfluß der religiös-sozialen Entwicklung des Judentums. Das sind Gedanken, die unterrichtlich wohl zu verwerten sind. Der Traktat Pea, eingegliedert in den ersten Hauptteil (Seder) Zeraim (von den Saaten, vom Ackerbau), behandelt das Recht der Armen auf ein vom Besitzer nicht abzuerntendes Stück seines Feldes; eine Ecke, ein Winkel war diesem Zwecke vorbehalten. Das Streben der jüdischen Gesetzeslehrer, alle Vorschriften auf jeden vorkommenden Fall zuzuschneiden, hat gerade auch bei dieser humanen Gesetzesanordnung, die sich auf Lev. 19, 9; 23, 22 gründet, eine Masse kasuistischer Entscheidungen hervorgerufen, die wider Ausgangspunkt für neue Anordnungen geworden sind. Wie genau alles in Rechnung gezogen wurde, zeigt uns der Traktat im einzelnen. Zu diesen Bestimmungen über die Pea treten in dem selben nun noch eine Anzahl verwandter Anordnungen, die sämtlich den Zweck verfolgen, auch dem Armen am Ertrag des Feldbaues etwas zu sichern. So handelt der Traktat weiter auch von der Nachlese auf abgeernteten Feldstücken, vom Recht auf vergessene und übersehene Früchte, insbesondere auch bei Ölpflanzungen und im Weinberg, und Ähnliches. In allem tritt die kasuistische Gesetzesbehandlung deutlich zutage. Der Traktat bietet eine große Fülle des Interessanten, auf das man anderswo kaum aufmerksam wird. Anordnung von Text, Übersetzung und Erklärung ist ebenso wie bei den bisher besprochenen Traktaten, und die Erläuterungen sind sehr eingehend. Die glatte Bearbeitung läßt die Schwierigkeiten, die gerade bei der Literaturgattung, zu der die Mischna gehört, vorhanden sind, kaum ahnen.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

Joh. Adolf Herzog, Poetik. G. Freytag. Leipzig 1914. 108 S. Geb. 1,50 ℳ.

Das vorliegende Büchlein will keine sogenannten Kunstgesetze aufstellen, sondern von einer Analyse des Eindrucks ausgehen, den wir vom Kunstwerk erhalten. Dann aber soll auch versucht werden, zwischen dem wirklich und fälschlich Künstlerischen eine Grenzlinie zu ziehen, und es sollen als neue Beiträge eine Erklärung des Verhältnisses von Wissenschaft, Ethik und Kunst zueinander und aller drei zur Religion, die Scheidung von Lyrik, Epik und Dramatik nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, die Deutung der Aristotelischen Katharsis u. a. beigebracht werden.

Der Wert des Büchleins liegt in dem angegebenen Ausgangspunkt. Der Verfasser hat offenbar Freude an der Poesie und vermag in ansprechender Weise vorhandene Dichtungen zu analysieren. So ist denn auch alles, was über praktische Fragen wie die Interpretation von Dichtungen in der Schule gesagt wird, wohl zu unterschreiben. Auch über die mancherlei Auswüchse der Kunstentwicklung wird ein gesundes Geschmacksurteil gefällt.

Aber die theoretischen Ausführungen, eben die angekündigten neuen

Beiträge, sind in ihrem Mangel an prinzipieller Schärfe unbefriedigend. Offenbar hat der Verfasser diesen Mangel selbst gefühlt; denn er ist, obwohl er doch eine Poetik schreibt, kein Freund der ästhetischen Kritik und Reflexion. Gar häufig schließen theoretische Erörterungen mit der Bemerkung, daß sich bei der Freiheit des künstlerischen Schaffens über all das eigentlich doch nichts Bestimmtes sagen lasse, und darum sei es besser, statt sich den Kopf darüber zu zergrübeln, sich an vorhandenen Werken zu freuen. Soll doch auch die allzu geschäftige Kunstkritik unserer Tage uns dem Naturalismus in die Arme getrieben haben. Nach der Meinung des Verfassers verloren wir durch sie die naive Illusionsfähigkeit vergangener Geschlechter, die auch bei geringerer Naturwirklichkeit an das Phantasiegebilde zu glauben vermochten, indessen uns der Künstler an seine vorgetäuschte Welt nur noch könne glauben machen, wenn er sie möglichst getreu der Wirklichkeit nachbilde, und so geschehe denn darin leicht ein Allzuviel.

Als ob es ein Allzuviel in der Übereinstimmung mit der Natur geben könnte! Als ob z. B. die künstlerische Darstellung des menschlichen Körpers nicht genau den Gesetzen der Anatomie entsprechen müßte. Aber freilich, die Kunst soll nicht bloß eine anatomische Studie geben, da für sie ja der darzustellende Mensch zugleich auch ein ethischer Begriff ist. So wäre denn hier der falsche Naturalismus zu packen gewesen. Es hätte freilich dazu erkannt werden müssen, daß die Stoffe der Natur und der sittlichen Welt notwendig die Voraussetzungen für den neuen Inhalt der Kunst sein müssen. Statt dessen aber wird eine Phantasiekunst angenommen, deren Verhältnis zu den Objekten der Natur und der sittlichen Welt ins Belieben des einzelnen Künstlers gestellt bleibt. — Und es wäre dann klar geworden, daß eine solche Kunst, für deren Inhalt Natur und sittliche Welt zwar notwendige Voraussetzungen, aber doch nur Voraussetzungen sind, zu scheiden ist von einer tendenziösen Abart, die im Dienst der Naturerkenntnis oder sittlichen Erkenntnis belehrend oder erziehend wirken will. Statt dessen aber wird hier kein Unterschied gemacht, ob eine Dichtung einen ethischen Inhalt oder eine moralische Tendenz hat; denn wir lesen u. a. auf S. 11: 'Früher pflegte man moralisierende Poesien in die Schullesebücher aufzunehmen. Heute will man davon gar nichts mehr wissen. Die Mode liebt starke Schwankungen. Das eine Extrem ist so falsch wie das andere. Es fehlt auch durchaus nicht an Inkonsequenzen. Während man gegen ein in poetischer Sprache gehaltenes Gebet oder eine Kindergeschichte mit ethischem Grundgedanken eifert, nimmt man keinen Anstoß an einem Vaterlandsliede, das die Treue, die Tapferkeit, die Selbstaufopferung besingt, also auch eine moralische Tendenz hat.'

Unter solchen Umständen muß selbstverständlich auch die Definition des ästhetischen Eindrucks unklar bleiben. Zwar könne die Kunst auch belehren, aber ihr eigentlicher Zweck sei doch, zu vergnügen oder in Stimmung zu versetzen. Und zwar erwecke die vorgetäuschte Wirklichkeit der Kunst die ästhetische oder kathartische oder reine Stimmung im Gegensatz zur gemeinen Stimmung der wirklichen Natur. Nebenbei wird freilich dann (S. 64 u. f.) zugegeben, daß auch die Natur uns in

reine Stimmung zu versetzen vermag. Damit aber fällt die ganze vorausgehende Darlegung wider in sich selbst zusammen, und die ästhetische Stimmung kann nicht mehr einfach nur mit dem Unterschied zwischen Natur und Kunst erklärt, sie muß aus dem Wesen des ästhetischen Bewußtseins selbst in seinem Verhältnis zu den anderen Richtungen des Bewußtseins als Reinheit definiert werden. Auch dazu sind ja Ansätze vorhanden, aber eben nur innerlich unverbundene Ansätze. — Zu welchen Folgerungen die unklare Auffassung von der 'Reinheit' der ästhetischen Stimmung führt, zeigt die Bestimmung der Dichtungsarten nach ihrer Wirkung auf das Gefühl. Danach erregt die reinste Stimmung die Gefühlslyrik, unreiner schon wirkt die epische Lyrik, dann kommt die Epik, dann das Buchdrama, und am wenigsten rein wirkt das aufgeführte Drama, und 'ein Schritt über die Grenze der dramatischen Poesie hinaus führt uns in die Wirklichkeit'.

Die Beispiele ließen sich mehren, wie sehr auch in Einzelheiten die Definition an der Peripherie bleibt, ohne daß ein Pol gefunden ist, auf dem die Untersuchungen des Verfassers ruhen. So muß denn das Büchlein trotz mancher liebenswürdiger Einzelheiten und anregender Gedanken doch in seiner Form als Poetik abgelehnt werden.

Lichtenrade b. Berlin. Theod. Feigel.

Franz Beyel, Zum Stil des grünen Heinrich. Tübingen 1914. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck) VIII u. 201 S. Brosch. 4 ℳ.

Mit großer philologischer Sorgfalt werden die beiden Fassungen des 'Grünen Heinrich' miteinander verglichen; nicht bloß die inhaltlichen Beziehungen des Aufbaues und der Charakteristik sind in der einen und der anderen Ausgabe genau gegeneinander abgewogen worden, nicht bloß der Stil und die Ausdrucksweise im allgemeinen, sondern Wort für Wort hat sie Beyel bei seiner Nachprüfung zusammengestellt. Das beweisen zahlreiche Verzeichnisse und Übersichten, ich verweise dafür auch auf die Anmerkungen und das Register.

Der Haupteinteilung nach wird im ersten Teile der Stilwandel, im zweiten der Stil der Personendarstellung betrachtet. Zunächst wird das Problem klargestellt. Nicht den Standtpunkt des Kritikers will Beyel einnehmen, 'der dem künstlerischen Genießen Richtung und Vertiefung' zu geben beabsichtigt, sondern den des Literarhistorikers, 'der aus der Vergleichung zweier Fassungen ein und des selben Werkes die Gesetze zu ergründen strebt, nach denen die Umformung sich vollzog. Damit beleuchtet er die Entwicklung des Künstlers und des Menschen und schreibt gleichzeitig ein Stück Stilgeschichte'. (S. 1.)

Zwischen der alten und der neuen Fassung liegen 25 Jahre, die schon an und für sich in bezug auf Person und Zeitalter einen großen Unterschied bedingen. Es ist der Unterschied zwischen dem noch nicht gereiften Schriftsteller und 'dem ausgewachsenen Meister', zwischen dem Zeitbilde von 1850 und 1880. Der Plan eines zusammenhängenden Buches, das die mannigfaltigen Einzelheiten umfassen soll, wird im Winter 1842/43 gefaßt. Der letzte Band muß als 'das Buch der Intention' betrachtet werden. Die Jugendgeschichte war im ursprünglichen Plan

nicht enthalten, später sollte sie kurze Einlage werden, dann wuchs sie sich zum Hauptteil aus und wurde das Kleinod des Werkes. Der Plan einer Umarbeitung entstand schon während der ersten Niederschrift: Die zeitliche Fortläufigkeit sollte hergestellt und die Ich-Form auf das ganze Werk ausgedehnt werden. Aber Keller schob die Arbeit von Jahr zu Jahr hinaus, endlich nahm er sie 1879 auf. Ein ganz neuer Abschluß wurde hinzugefügt.

'Der alte Grüne Heinrich ist der Erguß eines vollen Herzens und eines gärenden Kopfes. Gefühle und Gedanken, Urteile und Meinungen, Liebe und Haß ließ der Dichter in das weite Gefäß seines Romanes einströmen, der Stimme des Herzens nachgiebiger folgend als dem schauenden Auge. Rascher setzt die Feder ein Urteil hin als eine Schilderung, boshafte Spottworte eher als wohlerwogene Mitteilungen. Der kecke Draufgänger übertreibt und wird persönlich, nennt Namen und Zahlen und findet in der Hast der eiligen Niederschrift nicht Zeit, den sprachlichen Ausdruck sorgfältig auszusuchen. (S. 13.) So galt es denn zunächst Objektivierung, Darstellung der Sache und nicht der des eigenen Ich. Scharfe Urteile über die Bibel fielen weg. Fingerzeige des Orts und der Zeit werden verwischt, Tagesfragen ausgeschlossen, 'Nuditäten' vermieden. 'Sie stammen,' nach Kellers Äußerung, 'aus einer Zeit, da dergleichen in der Luft lag.' Der sprachliche Ausdruck erstrebt jetzt Gleichmäßigkeit, auch Verdeutschung des Fremdwortes, dessen sorglose Verwendung auf den Stil der fünfziger Jahre hinweist, 'wo Wirklichkeitstreue und Reinheit der Sprache noch von keiner Zeitrichtung gefordert wurde'. Die Darstellung wird knapper (vgl. den Maskenzug.)

In der alten Fassung lag viel Romantisches, doch ein eigentlich realistisches Buch sollte die neue Bearbeitung nicht werden. 'Wenn schon der Stoff es verunmöglichte (so!), daß aus dem früheren Grünen Heinrich ein durchweg realistisches Buch wurde, so lag das in Kellers Absicht überhaupt nicht. Sein Roman sollte vor allem ein poetisches Kunstwerk sein' (S. 54). Der bildliche Ausdruck, soweit er unter dem Einfluß Jean Pauls und der Romantik stand, wurde gestrichen. Ich möchte freilich aus persönlichem Eindruck hinzufügen, daß manches derartige, daß mir aus der ersten Fassung in unvergeßlicher Erinnerung lieb geworden ist, in der Bearbeitung von mir vermißt wird, z. B. die S. 56 genannte 'Silberne Agnes' der ersten Auflage.

Etwas realistischer ist auch der eigentlich romanhafte Teil des 'Grünen Heinrich' gestaltet: der Aufenthalt im Grafenschloß. Doch macht sich hier immer noch geltend, daß es dem Dichter für dieses Gebiet an Erlebnis und Anschauung fehlt.

Für die Einzelheiten der sprachlichen Ausfeilung, die auf Glätte des Ausdrucks abzielt, räumt Beyel ein, daß man nicht überall mit Sicherheit auf absichtliche Veränderung schließen kann, sondern daß auch die Zufälle der Drucklegung mitspielen. Um die Empfindung für den Wert dieser Kleinigkeiten zu erhalten, müsse man die Beispiele im Satzzusammenhange lesen. Das schwerfällige 'derselbe' wird vielfach ausgemerzt. Der häufig überladene Satzbau der ersten Fassung wird jetzt schön gegliedert. Auch findet etwas mehr Anpassung an den Gesprächston statt, obgleich eine persönliche Färbung des Sprachstils von Keller nicht gesucht wird.

'Was wir den ausgesprochenen Kellerschen Humor nennen, ist erst im Lauf der Jahre zu reiner und voller Entfaltung gekommen, wenn man diesen Poeten auch mit Recht zu den geborenen Humoristen zählen mag. In der Frühzeit, eh er seiner humoristischen Begabung völlig inne wurde, arbeitet er übertreibend mit groben Mitteln und weiß romantische Witzelei oder verletzendes Gespötte kaum zu dämpfen. Erst allmählich sucht er das Komische nicht mehr in drastischen Ausdrücken, sondern vorwiegend in den Personen selbst' (S. 117).

Den zweiten Teil eröffnet Beyel mit einer wirksamen Nebeneinanderstellung des Stils der Personendarstellung bei G. Keller und Th. Fontane. Der 'märkische Altersgenosse' bezeichnet den Schweizer 'als den bedeutendsten deutschen Erzähler seit Goethe', aber er legt ihm 'eine im wesentlichen sich gleichbleibende Märchensprache' bei. Keller ist eben überall bestrebt, einen poetischen Eindruck hervorzurufen. Seine Personendarstellung wird auf einzelne, besonders bezeichnende und vielleicht absonderliche, Züge beschränkt. Er wird in seiner Entwicklung zu gedrängter Anschaulichkeit geführt (vgl. als Beispiel den ersten Eindruck des holländischen Malers Lys S. 137). Die 'Leuchtkraft und Treffsicherheit' seiner Bilder wird hervorgehoben. Dem Stoffe nach stammen sie vorwiegend aus der Antike, der Märchen- und Sagenwelt oder dem Pflanzenreiche. Das Entscheidende an seinen Menschen bringt Keller gern auf eine kurze Formel, die sich unwillkürlich dem Gedächtnis einprägt. Eine gelegentliche Wirkung auf Kosten der Auschaulichkeit wird nicht verschmäht (vgl. das ausgeführte Beispiel S. 152). Die Unanschaulichkeit (so!) ist in der alten Fassung in höherem Grade vorhanden, weil diese 'immer aufs Gefühl zu wirken bestrebt' ist. Poetische Anschaulichkeit und 'wesenhafte, gern ins Originelle gebogene Umrisse' sind die Ziele der neuen Personendarstellung.

S. 178 wirft Beyel abschließend die Frage auf, welcher Fassung der Vorrang gebühre; vom formkünstlerischen Standpunkte aus sei die Entscheidung leicht zu treffen: die Umarbeitung zeigt den Künstler 'reiner und eigentümlicher', sie weist im Stil 'jene ausgebildete, individuelle Handschrift' auf, 'die sich niemals nachahmen läßt'. 'Als menschliches Dokument' ist der alte Grüne Heinrich 'aufschlußreicher, und der neue bleibt trotz seiner reifen Vorzüge in mancher Hinsicht Flickwerk. Beide Stile . . . erwachsen organisch einem bestimmten Zeit- und Lebensalter, beide sind in ihrer Art charakteristisch und wertvoll'. Mit dieser klaren und sorgfältig abwägenden Antwort kann auch derjenige zufrieden sein, der, wie der Berichterstatter, die alte Fassung liebgewonnen hat zu einer Zeit, in der es noch keine neue gab, und daher die einmal aufgenommenen Eindrücke und Vorstellungen ungern mit anderen vertauschte.

Zu Anm. 72 (S. 187) bemerke ich: Es ist gewiß überflüssig, für das Bad der Judith nach Vorbildern zu suchen. Wenn aber Beyel sagt, 'Freilich haben diese möglichen Vorbilder einen geschlossenen Raum und nicht einen Waldsee zum Rahmen', so läßt er in Göthes Briefen aus der Schweiz das Bad Ferdinands unberücksichtigt.

Hann.-Münden. P. Goldscheider †.



1) Das Gedicht in der Schule. Ein Betrag zu lebensvollem Unterricht von Karl Robert Schmidt. Heft I: Gedichte aus dem Lesebuch der Mittelstufe. Düsseldorf, L. Schwann, o. J. V u. 83 S. 8. 1,50 ℳ.

'Die nachfolgenden Blätter wollen ein Wegweiser sein, Gedichte zu erleben. Denn darauf kommt es an, wenn unsere Gedichtbehandlung in der Schule von Erfolg sein soll.' Diese Absicht des Verfassers ist freudig zu begrüßen, da er sicherlich recht hat, wenn er fortfährt: 'Bislang redeten wir zuviel über das Gedicht und schlugen seine Wirkung mit unseren Erklärungen tot', und da seine Mahnung immer noch nötig ist, daß wir uns vollkommen enthalten müßten, 'das Gedicht zur Grundlage sprachlicher Übungen und stilistischer Aufgaben zu machen'. Die Wege des Verfassers sind literarisch schon manchen vor ihm gegangen, und vielen werden sie im praktischen Unterricht längst nicht mehr fremd sein; trotzdem sucht man in solchen Schriften immer gern nach neuen Anregungen, je mehr man sich von dem üblichen Durchnahme-Schema freizuhalten strebt. An neuen Anregungen jedoch bietet die kleine Schrift nicht viel. Recht hübsch sind die Einführungen in kleine Balladen wie Uhlands 'Rache' und Vogls 'Erkennen' gegeben. Aber im ganzen bleiben die Einzelbeispiele zu sehr in Einzelbemerkungen stecken, die auch nicht recht weiter führen, wie die Bemerkung über den Kehrreim in Chamissos 'Die Sonne bringt es an den Tag'. Aus diesem Gefühl des Brockenartigen der Darstellung gibt denn der Verfasser bei Hebbels Gedicht 'Aus der Kindheit' nur 'Material zur Behandlung des Gedichtes.' Dieses Material ist auch manchmal recht äußerlich, ja es widerspricht der künstlerischen Absicht des Verfassers, wenn er beim 'Jäger aus Churpfalz' nur bei der geschichlichen Quelle verweilt und auf $4^1/_2$ Seite Raum genug hat, uns zu belehren, daß das Denkmal des Fr. W. Utsch aus einer graublauen Muschelkalkplatte besteht, 'die 3 m hoch, 1,25 m breit und 0,50 m dick ist. Der Sockel ist 1 m hoch. Die Platte wiegt 100 Zentner'. An der Auswahl der Gedichte ist nichts auszusetzen, nur Goethes 'Gefunden' gehört doch nicht auf die Mittelstufe. Die Darstellung ließe sich manchmal wohl etwas schlichter gestalten; es klingt überflüssig gelehrt, wenn es vom Dichter heißt (S. 61): 'Er akzeptiert das berauschende Totalgefühl, das der Lenz in seine Seele wirft; aber er reagiert nicht ohne weiteres mit der sprachlichen Fixierung dieses Gefühls. Er verfährt analytisch-kritisch'. — Vielleicht weiß der Verfasser über die Gedichtbehandlung auf der Oberstufe mehr Neues zu sagen, zumal es sich da um ein weniger begangenes Gebiet handelt.

2) Rudolf Lippert, Deutsche Dichtung. Hilfsbuch für die Einführung in die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Nationalliteratur. Dritte verbesserte Auflage.

3) R. Lippert, Grundriß der deutschen Poetik. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. VII u. 207 u. IV u. 29 S. 8. Geb. 2,40 ℳ.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß er in seinem Hilfsbuch nur die Teile geben wolle, während die Herstellung des geistigen Bandes Arbeit des Lehrers bleibe, 'bei deren Ausführung ihm das Vorhandensein der Teile nur willkommen sein dürfte'. Die Winke und Hilfen, die der Ver-

fasser in die Hand gibt, bestehen, außer aus einer schlichten, nicht weiter reizvollen Darstellung der wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur nach Art vieler moderner Lehrbücher in Fragen und Aufforderungen: 'Nenne mir . . . ', 'Nachweis!', 'Wodurch erreicht der Dichter . . . ?', 'Inwiefern folgt der Dichter . . . ?' usw. Ob auf diese Weise, wie es der Verfasser hofft, die 'Vertiefung' in unsere Dichtungsschätze fruchtbar gemacht werde, muß ich billig bezweifeln. Der Schüler wird sich nicht für ein Buch begeistern, in dem hinter jeder Mitteilung über einen literarischen Gegenstand die Aufsatz- und Vortragsthemata auf ihn lauern. Was der Schüler in Händen braucht, sind meines Erachtens grade nicht die Teile, sondern das geistige Band, d. h. eine wirkliche kurze Literaturgeschichte, aus der er in häuslicher Lektüre sich den Zusammenhang der geistigen und künstlerischen Erscheinungen verschaffen kann, den er in den Schulstunden notgedrungen nur stückweise erhalten kann. Als Hilfsbuch für die Hand des Lehrers leidet es darunter, daß es ihn durch die Fülle der angeregten Themata auf eine Behandlung der Dichtkunst hinführt, der es bisher nicht gelungen ist, den gebildeten Teil unseres Volkes von der Schule aus wahrhaft in größerem Maßstabe für unsere Dichtung zu erwärmen. Wir können ja infolge unserer Lehrpläne an den Knabenschulen gar keinen nennenswerten Literaturunterricht erteilen; soweit es aber geschieht, krankt er noch allzu oft daran, daß man ihn wie die anderen Fächer zur Ansammlung von Wissensstoff benutzt, daß man Aufforderungen stellt, statt etwas zu bieten. So wie der gute Mathematiker oder Grammatiker die Formeln und Regeln nicht als Selbstzweck betrachten, sondern als Mittel zum Zwecke des logischen Denkenlernens, so sollte der gute Literaturlehrer die Kunstwerke als Mittel des Empfindenlernens benutzen und sollte beispielsweise Dichterbiographien nur insoweit 'verlangen', als ihr Zusammenhang mit den Dichtwerken das notwendig erfordert.

Das vorliegende Buch weist durchaus auf die alte Lehrmethode hin; das zeigt sich auch darin, daß das 19. Jahrhundert zu kurz kommt. Seitdem das Oberlyzeum in Preußen ein ganzes Jahr für diesen Zeitraum zur Verfügung hat, wäre diese Beschränkung nicht mehr nötig gewesen. Allerdings müßte alsdann der wilde Wirrwarr der Namen übersichtlicher und sinngemäßer geordnet werden. Im übrigen ist an dem Buch jedoch die äußerst erfreuliche Zuverlässigkeit des Tatsachenmaterials zu rühmen. An Versehen oder Druchfehlern möchte ich nur anführen: S. 33 'Es ist ein Reis [nicht Ros'] entsprungen', S. 80 Merck statt Merk. Ferner sähe ich gern ein paar Lücken ausgefüllt: S. 29 sollte auch Meister Eckhart genannt sein, S. 36 auf die Bedeutung der Druckereien für unsere Schriftsprache hingewiesen, S. 51 Günther genannt werden, S. 52 dürfte neben den andern Liedern von Gellert 'Die Himmel rühmen' nicht fehlen. Die zusammenfassende Betrachtung der Sturm- und Drangbewegung S. 80/81 sollte nicht in einer Anmerkung versteckt werden. S. 95 kommt 'Wilhelm Meister' und später auch 'Faust' wie in allen Schulbüchern viel zu kurz. Wenn Grillparzer S. 162 'nach Schiller als der größte Dramatiker in der deutschen Dichtung' bezeichnet wird, so sollten 'Traum ein Leben', 'Libussa', 'Jüdin' nicht fehlen, desgleichen sollten bei Fontane S. 166 statt des noch sehr schwachen 'Vor dem Sturm' und

des für junge Leute gewiß ungenießbaren 'Stechlin' ein paar andere genannt werden. Der Platz für die Zusätze könnte durch eine Kürzung der Absätze über Claudius und Geibel gewonnen werden. Endlich möchte ich vorschlagen, bei unsern Klassikern nicht Leben und Dichtung zu trennen.

Angebunden ist diesem Buche ein 'Grundriß der deutschen Poetik'. Er ist nach der selben Fragemethode verfaßt, es wird aber im Vorwort ausdrücklich hervorgehoben, daß er 'nicht als Ausgangspunkt des Unterrichts gedacht ist'. Dieser Grundriß kann als Hilfsmittel ganz nutzbringend sein — wenn man ihn überhaupt für nötig hält — obwohl ich auch hier in der Hand des Schülers wieder lieber die Antworten als die Fragen gesehen hätte. Auch dieses Buch ist zuverlässig, nur der Abschnitt über Metrik scheint mir mißglückt. Unsere deutsche Metrik muß sich endlich einmal von der Vormundschaft der Antike befreien und ihre Gesetze denen der musikalischen Rhythmik angleichen. Im einzelnen sei bemerkt, daß Stabreim nicht das selbe ist wie Alliteration, sondern der Stabreim ein bestimmtes rhythmisches Gebilde mit der Verzierung der Alliteration ist; weder Jordans noch Wagners Verse sind Stabreime, welche Bezeichnung wir den Versen der altnordischen Dichtung und dem Hildebrandsliede vorbehalten müssen. Ferner ist der Begriff der Novelle nicht richtig charakterisiert; daher ist auch im Hauptbuch Meyers 'Hochzeit des Mönchs' fälschlich als Roman bezeichnet.

Charlottenburg. Hans Röhl.

---

1) E. Heusermann, Schillers Dramen. Aus Natur- und Geisteswelt. Bd. 493. Leipzig u. Berlin 1915. Verlag von B. G. Teubner. 129 S. Geb. 1,25 ℳ.

Zu der geistvollen Schillerstudie von Th. Ziegler tritt jetzt in der weitbekannten Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen eine neue Arbeit über den Dramatiker Schiller, die sich ihren Leserkreis sehr bald sichern wird. Die Stimme verfällt nicht in den Ton der blindlings verehrenden Schillermanie, sie will nicht im Rahmen ererbter Schulweisheit gehört werden. Was auf den durchweg fesselnden und anregenden Seiten mit ungewöhnlicher Darstellungskunst geboten wird, ist das Ergebnis eigenen Nacherlebens des künstlerischen Werdegangs unseres so gern heroisierten Klassikers. Alles abgestandene Literaturwissen hinter sich lassend, seziert der Verfasser die geschichtlichen und persönlichen Faktoren, deren Produkt die dramatischen Kunstgebilde des Dichters sind. Nach C. Weitbrechts Versuch, ihn ästhetisch zu erfassen (Schiller in seinen Dramen 1897) der erste geglückte wirklich moderne Wurf auf diesem Gebiete. Die einzelnen Teile der tief schürfenden Untersuchung, das dramatische Sittengemälde (Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe), Ideen und Rhythmus (Don Carlos), das Problem des Tragischen (Wallenstein), des Problem der Form (Maria Stuart), das Problem des Stils (Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Tell), scheinen an Gundolfs epochalem Shakespearebuch geschult zu sein. Dieser Umstand bezeugt nicht etwa Abhängigkeit, sondern den gleichen Geist unserer Zeit, der durch historisches Denken charakterisiert ist. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich das Buch, daß auch Vers und Rhythmus bei Schiller zu

seinen Kunstanschauungen in lebendige Beziehung gesetzt werden. Auffällig ist dagegen die geringe Bewertung der Lebensschicksale für seine Künstlerschaft. Daß der Dichter z. B. von 1794 ab vom Tode gezeichnet war, darf nicht übersehen werden. Auch als Künstler ging über seinen berechnenden oder idealisierenden Verstand häufig das triebartige Müssen hinweg. Zu geradlinig darf das Wesen der Schillerschen Dramatik (S. 111—129), in die erfreulicherweise auch die Fragmente einbezogen sind, nicht gezeichnet werden. Doch mag auch hier und da sich ein Widerspruch beim Lesen geltend machen, er hat ja noch nie dem Genuß eines Buches Eintrag getan.

2) Rausse, Dr. Hubert, Geschichte des deutschen Romans bis 1800. Klein-Oktav. VIII u. 172 Seiten. Geb. 1 ℳ. (Sammlung Kösel, Bd. 78.) Verlag Kösel. Kempten u. München.

Die Romanforschung ist ein schwer zu behandelndes Gebiet, weil diese Literaturgattung, wenigstens bis zu ihren klassischen Vertretern, sich auf dem breiten Hintergrunde der Zeitgeschichte aufbaut und vom 15. Jahrhundert ab fast durchweg ein Reflex der Literatur des Auslands ist. Beiden Schwierigkeiten zeigt sich der Verfasser gewachsen und ebnet auch dem Laien den Weg des Verständnisses. Ist der Überblick über das höfische Epos, 'den Roman des Mittelalters' und die Literatur der Volksbücher summarischer und nüchterner gehalten, umsomehr Leben und Farbe erhält die Darstellung des Kunstromans im 17. Jahrhundert und der klassischen Zeit. Grimmelshausen, Schnabel, Wieland und Goethe erscheinen als die festen Stützpunkte der Entwicklung, ohne daß den Nebenerscheinungen ihre Bedeutung genommen wird. In bezug auf die Auswahl ist wohl jeder Wunsch befriedigt, in bezug auf die Würdigung der einzelnen Dichter wird man, z. B. bei Heinse und Jean Paul, anderer Meinung sein. Auffällig ist, daß im ganzen Buch auf den Prosastil nicht eingegangen wird, aber vielleicht wird ein Hinweis dieser Art von den Lesern der weiteren Kreise nicht erwartet.

Frankfurt a. O. Richard Groeper.

Wolfgang Stammler, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Halle a. S., Waisenhaus, 1915. VI u. 282 S. 8. 6 ℳ.

Es war vorauszusehen, daß zu dem Tage, da 100 Jahre seit dem Tode des Matthias Claudius verstrichen waren (dem 21. Januar 1915), zahlreiche Schriften und Aufsätze über ihn erscheinen würden. Diese Sitte ist schon fast eine Unsitte bei uns geworden, denn in vielen Fällen kommt allzu wenig dabei heraus. Ich bin daher im allgemeinen sehr mißtrauisch gegen derartige Jubiläumsliteratur, die zumeist nur einen mit oberflächlich schöngeistigem Geschwätz umgebener Auszug aus Konversationslexicis, Literaturgeschichten usw. darstellt und wie eine Eintagsfliege mit dem Tag, für den sie geboren ist, versinkt. In diesem Wust von Jubiläumsliteratur über Claudius hebt sich Stammlers Buch schon durch den Umfang hervor, und wenn man näher an es herantritt, erkennt man sofort den hohen Wert dieser Publikation, die, um dies gleich vorweg-

zunehmen, alle anderen bisherigen Arbeiten über ihren Helden aus dem Felde schlägt. Stammler will nur eine Ergänzung zu Herbsts Claudius-Biographie (1857) geben, und diesem gegenüber, der den Wandsbecker Boten mit dem Auge des Theologen betrachtete, besonders mit kritischem Blicke Claudius' literaturhistorische Stellung herausarbeiten. Da aber des letzteren Bedeutung auf diesem Gebiete die größere ist, ist auch Stammlers Arbeit nützlicher und interessanter als die seines Vorgängers. Es fehlte außerdem bisher an einem Buche, das unter gründlicher Heranziehung der Resultate der neueren Forschung und des handschriftlichen Materials den Stoff klar, übersichtlich und kritisch zu schneller sicherer Orientierung darbot. Und diese Lücke hat Stammler jetzt mit seinem Buche ausgefüllt, das in weisester Beschränkung die Ergebnisse seines mehrjährigen Schürfens nach dem reichen Material zusammenfaßt.

Wenn ich persönlich mir auch für eine monographische Behandlung eine bisher noch gar nicht behandelte Persönlichkeit ausgesucht hätte, wie z. B. J. C. Unzer, Dohm, Stamford usw., so kann ich es doch verstehen, daß Stammler sich Leben und Schaffen des Wandsbecker Boten zum Vorwurf seiner Arbeit erkoren hat. Denn dieser war zu seiner Zeit ein beliebter Volksschriftsteller, derb, witzig, satirisch, allerdings mit pietistisch-empfindsamem Einschlag; auch als Liederdichter ist er wegen einiger besonders gelungener Stücke von bleibender Bedeutung. Dabei war er ein durchaus achtungs- und verehrungswürdiger Charakter, rechtschaffen, einfach, bieder, hilfsbereit, fromm. Bei seiner geraden Natur wundert es uns nicht, daß er auch den Mut hatte, seine Überzeugung zu vertreten. Ein Anhänger des Althergebrachten, wandte er sich offen gegen Preßfreiheit und Aufklärung, literarische Fehden blieben nicht aus und gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte sein Ansehen beim Publikum schon bedeutend abgenommen. Wie für jeden Menschen, so ist auch für das Verständnis Claudius' der Geist der Familie, die Umgebung in der er aufwuchs und später sich bewegte, von erheblichem Einfluß. Willkommen sind daher die genauen genealogischen Angaben von des Dichters Familie, mit denen Stammler seine Arbeit einleitet. Das Elternhaus ist gut geschildert und ebenso musterhaft ist auf der Universität und in den späteren Verhältnissen Claudius' das Milieu gezeichnet. Die Darstellung ist eine chronologische, wir begleiten den Wandsbecker Boten durch seine Lehr- und Wanderjahre bis zu seinem Ende, die Betrachtung seiner einzelnen Schriften ist in dieses Skelett geschickt hineinverwoben und im Schlußkapitel zieht der Verfasser (wie einst Herbst) das Facit und würdigt Claudius' Lebenswerk von höherer Warte nach Bedeutung und Wirkung. Stammler hat auch das biographische Material, das in des Dichters Werken schlummerte, ausgeschöpft und besonders handschriftliche Quellen herangezogen. Bedauerlich ist dabei, daß ihm in Freimaurerkreisen nicht das gewünschte Entgegenkommen für seine Studien zu Teil geworden ist. Stammler's Buch ist eine reiche Fundgrube, enormes Material ist in ihm verarbeitet und in den Anmerkungen aufgespeichert. Als besonders wertvoll hebe ich hervor die Zusammenstellung der Literatur über die deutschen Gesellschaften überhaupt und namentlich über die zu Jena sowie die Übersicht über die Mitarbeiter des Wandsbecker

Boten, der aber leider eine Zusammenstellung der dort vorkommenden Chiffren fehlt. Originell ist namentlich auch die Musterung des rezensierenden Boten S. 53 ff. Unter den Mitarbeitern kann übrigens noch Dohm genannt werden, der in seinem Zirkular an seine Freunde Benzler usw. (Dessau 24. 12. 1771) schreibt: 'Außer dieser (Übersetzung des Essay für Heidegger) ist noch eine meiner Beschäftigungen Rezensionen für den Wandsbecker Boten zu schreiben'. Die zeitgenössischen Kritiken der Erstausgaben von Asmus' Werken hat Stammler gleichfalls herangezogen, eine verglich Claudius gar mit dem Teutsch-Franzos Trömel. S. 109 bei Leuchsenring vermißt man, da Stammler den Leser mit Literaturnachweisen verwöhnt, eine Anmerkung, ebenso S. 110 bei Wenck und Petersen, den Mitarbeitern der Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772. Beachtenswert sind ferner die S. 253 ff. mitgeteilten Auszüge aus Hamanns Briefen. S. 178 sagt der Verfasser, Claudius habe mit Dohm in Korrespondenz gestanden; es hätte daher allgemein interessiert zu erfahren, inwieweit er sich um Dohms Briefnachlaß bemüht hat, den ich selbst und andere vor mir schon vergeblich gesucht haben, der aber vor 90 Jahren noch vorhanden war und äußerst wichtige Aufschlüsse für das geistige Leben im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verspricht. Zu den von Stammler S. 277 Anm. 165 und Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht 1915 S. 262ff. besprochenen Parodien des Rheinweinliedes kann noch nachgetragen werden: 'Erfurter Weinlied. Eine Parodie auf Asmus' Rheinweinlied', zuerst 1787, veränd. Abdruck mit Anmerkungen Thüringische Vaterlandskunde 1803 Sp. 613—19.

In unserem Lieblingsfach sind wir alle Mikrologen, sagte vor etwa 100 Jahren Friedr. Schulz, und so kann der Referent der vorliegenden Schrift naturgemäß dem Autor nicht überall gewachsen sein. Jedenfalls hat der Verfasser zu Ausstellungen im einzelnen nirgends Anlaß geboten, und ich habe sogar gefunden, daß er seinen Stoff und die Literatur glänzend beherrscht. Wohltuend ist auch seine anregende und fesselnde Darstellung. Stammler ist ein fruchtbarer Schriftsteller und nach seinen bisherigen kleineren Arbeiten konnte man schon Gutes von ihm erwarten. Er hat sich mit dieser musterhaften Schrift den Arbeiten eines Erich Schmidt ebenbürtig an die Seite gestellt und ich zweifle nicht, daß wenn diese außerordentliche Leistung etwas eher hätte erscheinen können, ihr Verfasser bei der Besetzung von Schmidts Professur erfolgreich hätte kandidieren können. Sein Buch wird voraussichtlich einen guten Absatz finden, es verdient nicht nur in der Privatbibliothek des Germanisten und Theologen seinen Platz, sondern muß mit besonderem Nachdruck auch den Bibliotheken der Lehrer und älteren Schüler zur Anschaffung empfohlen werden.

Es ist sehr schade, daß das Buch infolge Teilnahme des Verfassers am Kriege kein Register erhalten hat; hätte nicht der Verlag, des Autors Gattin oder eine andere geeignete Persönlichkeit einspringen und das Register übernehmen können? Nun, bei der zweiten Auflage, die das Buch sicherlich bald erleben wird, kann dies nachgeholt, sowie das h im 'Bothen' gestrichen werden. Alsdann können eventuell noch andere Zusätze eingefügt werden, z. B. S. 118 die Stelle, wo in den Frankfurter Gelehrten

Anzeigen Claudius als Redakteur der Darmstädter Landeszeitung demaskiert wird. Steht nicht auf S. 209 für outriert besser das deutsche übertreibt? Und auf S. 254 muß für Reisbeck: Riesbeck gelesen werden. Endlich hätte S. 282 die Notiz betreffend Verschiebungen in den Anmerkungs-Nummern meines Erachtens unbedingt im Druck schärfer hervorgehoben oder gar unter die Vorrede gesetzt oder sonst auffälliger gemacht werden müssen. Dies beeinträchtigt aber natürlich in keiner Weise den umfassenden und gründlichen sachlichen Inhalt des ausgezeichneten Buches, das seine Vorgänger so weit überholt[1]) und das ich mit großem Gewinn und wirklicher Freude gelesen habe.

Halle a. S. Wolfram Suchier.

Sylloge inscriptionum graecarum a Guilelmo Dittenbergero condita et aucta nunc tertium edita. vol. I. Leipzig 1915 (S. Hirzel) V—XX 1—780.

Im Dezember 1911 wandte sich die Hirzelsche Verlagsbuchhandlung an Hiller v. Gaertringen mit der Bitte, eine 3. Auflage der Dittenbergerschen Sylloge zu besorgen. Nach einigem Bedenken entschloß sich Hiller, der Aufforderung Folge zu leisten unter der Bedingung, Mitarbeiter heranziehen zu dürfen. Hirzel ging darauf ein, und Kirchner übernahm die Bearbeitung der attischen Inschriften, Pomtow die der delphischen, Ziebarth die euböischen, die übrigen fielen Hiller zu. Jeder hat die von ihm edierten mit seinem Namen unterzeichnet und trägt, wie die praefatio sagt, die wissenschaftliche Verantwortung dafür, der eigentliche Herausgeber ist Hiller. Eine vortreffliche Photographie Dittenbergers grüßt uns beim Aufschlagen des Buchs, dem der Freund und Kollege des Verstorbenen, Wissowa, eine schön und warm geschriebene biographische Skizze, Memoria Guilelmi Dittenbergeri, voranschickt (S. V—XII). Es folgt die praefatio (XIII—XX), in der Hiller über Plan und Anordnung der neuen Bearbeiter Auskunft und Rechenschaft gibt. — Das Buch hat eine durchgreifende Veränderung erfahren. Der 1. Band der 2. Auflage umfaßte 424 Nummern auf 644 Seiten, der neue 534 auf 780 Seiten. Es sind aber nicht 110 neue Stücke dazugekommen, sondern über 200, da ein beträchtlicher Teil der alten ausgeschaltet ist. Freilich nicht so viele als man nach diesem Zahlenverhältnis annehmen müßte: viele der ausgeschiedenen sollen in den zweiten Band kommen, während allerdings widerum eine Anzahl der bisher im zweiten Bande stehenden jetzt in den ersten hinübergenommen ist. Der Grund dieser Änderung war die Absicht, die Inschriften in streng zeitlicher Folge zu geben. Dittenberger hatte dies Prinzip nur für die historisch wichtigen im 1. Bande durchgeführt und sie in vier Abschnitte geteilt, a bis zum Ende des peloponnesischen Krieges, b bis zum Tode Alexanders d. Gr., c bis zur Zerstörung Korinths, d die römische Zeit. Im 2. Band ordnete er die Inschriften sachlich: res publicae, res sacrae, vita privata, und fügte noch

[1]) Freilich wird man auch künftig neben Stammler derartige Detailuntersuchungen wie sie Betke (1878) und Hülsen (1913) über Claudius' Lyrik geliefert haben, gelegentlich noch mit Nutzen brauchen können, vielleicht auch Guill. Roth's Essai sur Claudius, Straßb. 1868, der mir nicht zur Hand war.

eine appendix von 31 Nummern wichtigerer neu gefundener hinzu. So finden wir jetzt beispielsweise die großen eleusinischen Urkunden aus dem 5. Jahrhundert, die Dittenberger unter den res sacrae im 2. Bande gegeben hatte, im ersten, und Nr. 541 ist 86, Nr. 646 jetzt 42 geworden, die von der Panathenaienfeier handelnde 638 jetzt 287. Mehr an Dittenbergers Verfahren soll nach dem Plan des Herausgebers sich der 2. Band halten, dessen zweiter Faszikel eine Auswahl der für die res publicae, sacrae und privatae wichtigen Denkmäler enthalten wird.

Was die Namen der Bearbeiter verheißen, findet man erfüllt und bestätigt. Die übernommenen Inschriften sind, wo es erforderlich schien, neu geprüft, die Überlieferung mehrfach berichtigt (vgl. z. B. 41 gegen 8 der 2. Aufl.), der Kommentar an einigen Stellen (z. B. 295 = 2. Aufl. 93; 408 = 2. Aufl. 205) bedeutend erweitert, Zweifel an der Richtigkeit der Erklärungen Dittenbergers diskret durch ein der widerabgedruckten Anmerkung beigefügtes 'Dittenberger' angedeutet, geändert nur weniges. Die Hauptarbeit erforderten natürlich die neuen Stücke. Darunter sind sehr viele wichtige, namentlich aus Delphi. Über den Neubau des Tempels durch die Amphiktionen z. B., der 370 begann (Nr. 236—253), über die Stiftung und die Feier der Soterien, deren erste Kirchner (208) ins Jahr 274, Pomtow (202) 276 setzt, erfahren wir erst jetzt Genaueres. Daneben sind viele Einzelheiten von Interesse. Das bisher nur aus Plutarch (Pyth. or. 17) bekannte ἱερόν der Ge im heiligen Bezirk von Delphi haben wir jetzt auch inschriftlich bezeugt (S. 415 col. III Zl. 5) und den Ort selbst durch die Fundstelle bestimmt. Die Inschrift zu dem vergoldeten Viergespann mit dem Sonnengott, das die Rhodier 304 nach Delphi stifteten, eins der hervorragendsten Werke des Lysippos (Plin. h. n. XXXIV 63) hat sich wider gefunden (441). Der berühmte Thasische Faustkämpfer heißt nicht Theagenes, sondern Theogenes (36).

Aber ich soll von dem Ganzen sprechen. Ich habe den Eindruck, daß bei den neuen Bearbeitern das historische Interesse das antiquarische weit überwiegt, was man von Dittenberger nicht sagen kann. Die Verweise auf parallele und ergänzende Überlieferung bei den Schriftstellern sind sehr viel reicher als die sachlichen Erklärungen, deren Dittenberger so viele und dankenswerte gab. Das soll gewiß kein Tadel sein, aber wenn z. B. unter den res sacrae, die Dittenberger anscheinend besonders am Herzen lagen, auch im zweiten Band eine große Zahl von Stücken fehlen sollte, wird sich doch mancher freuen, auch die zweite Auflage noch zu besitzen. Wie Dittenberger dies Gebiet beherrschte, zeigt eine Anmerkung eines der sonst so vorsichtigen und pietätvoll wahrenden Bearbeiter. Pomtow meint 244 A 9 Dittenbergers Erklärung anfechtend, μάγειρος bedeute nicht Koch, sondern 'Opferschlächter'. Das ist nicht richtig, Wenn zu Hause ein Tier geschlachtet wurde, so besorgte das allerdings auch der μάγειρος, den jeder Wohlhabendere unter seinem Gesinde gehabt haben wird, die Opfertiere schlachtete der ἱερεύς, ausnahmsweise ein eigens angestellter θύτης (Syll.[2] 553, 19 Magnesia) oder ἄρταμος (IGA 543, 5. IG XII 7, 45 Amorgos), des μάγειρος Aufgabe war das ἐκδέρειν, κόπτειν oder κατακόπτειν (zerlegen) und das ὀπτᾶν. Wenn der μισθὸς τῶν ἱερείων 244 B in Geld besteht, so ist das ein besonderer Fall, auch

andere beim Opfer Dienste leistende Personen erhalten hier Geld; aber daß der *μάγειρος* die Tiere auch geschlachtet hat, ist daraus ebensowenig zu schließen, wie aus der mykonischen Inschrift Syll.[2] 615, 14, wo er, wie das die Regel ist, Fleisch zum Lohn erhält.

Die Benutzung ist durch einige praktische Neuerungen noch bequemer geworden: neben der Nummer der Inschriften steht auf jeder Seite das Jahr oder die ungefähre Zeit, aus der sie stammt, ferner orientierende, auf den Inhalt sich beziehende Überschriften oder Stichworte; vor allem aber ist jeder Inschrift ein durch den Druck hervorgehobener kurzer Hinweis auf den Inhalt vorangestellt worden, z. B. 57 Molporum Milesiorum lex a. (479/8) 450/49; 319 castellorum atticorum praesidia Demetrium Phalereum donario honorant a. 315/4; 328 Coi gratias agunt propter Gallos Delphis devictos a. 278. — Hoffen wir, daß die folgenden Bände nicht zu lange auf sich warten lassen, eine rechte Benutzung des unentbehrlich gewordenen Werkes wird ja erst der dritte, der die indices bringen soll, ermöglichen.

Berlin. P. Stengel.

Kleines Wörterbuch zu Ovids Metamorphosen. Nach dem Wörterbuche von Siebelis und Polle bearbeitet von Otto Stange. Zweite, durchgesehene Auflage. Mit 83 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. IV und 196 S. Gr. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Nach Angabe des Verfassers beschäftigt sich vorliegendes Wörterbuch lediglich mit denjenigen Abschnitten aus Ovids Metamorphosen, die in den gangbaren Auswahlen für den Schulgebrauch enthalten sind. Neben dem Wörterbuch von Siebelis und Polle ist Jurenkas Schulwörterbuch zu Ovids Metamorphosen (1898) berücksichtigt. Der Zweck des Buches soll sein, dem Schüler ein Hilfsmittel zu bieten, 'das an seine Arbeitszeit nicht so hohe Anforderungen stellt wie das Suchen im großen Wörterbuch, und doch auch seine Denkkraft genügend in Anspruch nimmt'.

Die Notwendigkeit von Sonderwörterbüchern soll hier nicht geprüft werden; ich bin in meiner Lern- und Lehrtätigkeit ohne solche mit fremdsprachlicher Lektüre gut fertig geworden und kann daher deren pädagogischen Wert nicht hoch veranschlagen, wüßte aber manchen Fall, wo weder Erleichterungen der Wörterbücher noch gedruckte Präparationen schwache Schüler aus ihrer unrühmlichen Stellung zu heben vermochten. Soll gleichwohl den Schülern der Mittelklassen kein 'großes' Lexikon zugemutet werden, so muß das kleine doch alle Vorzüge des andern enthalten, nur in gesteigerter Klarheit und Konzentration; und ist dies kleine zugleich ein Spezialwörterbuch, so muß es die Sprache des betreffenden Autors in denkbar deutlichstem Bilde den Schülern vor Augen führen, aber nicht als Fremdsprache schlechthin, sondern das Individuelle der selben dem Lernenden zum Bewußtsein bringend. Letzter Gesichtspunkt ist in vorliegendem Ovidlexikon völlig außer acht gelassen. Nicht in einem Falle habe ich angegeben gefunden, was als besondere Eigentümlichkeit im Sprachgebrauch des Dichters zu gelten habe, was ferner im Gegensatz zu den bereits bekannten Prosaisten Nepos und Cäsar Sondergut der Dichter jenes Zeitalters sei u. dgl. m. Dagegen

sind mir zahllose Übersetzungshilfen aufgefallen, die den erziehlichen Wert des Buches bedeutend herabmindern und zudem mit der von P. Cauer u. a. verfochtenen Kunst des Übersetzens wenig zusammenstimmen. Sie wären in einer Neubearbeitung zu tilgen. So beispielsweise caerula coeli 'blaues Himmelszelt', alarum remi 'luftdurchrudernde Flügel', qua herba 'wo im Grase', renascitur ore 'kommt wieder zutage aus', taurorum adflari ore 'vom Hauch aus dem Maule der St. getroffen werden', fraternis sepulcris 'den Brüdern im Grabe'. Warum ist da nicht auch der Ausdruck fallacis imagine tauri wegen des mit dichterischer Freiheit behandelten Attributes als 'Trugbild' angegeben? Warum ist gar der uralter Vorstellung entsprungene, uns aber so fremd anmutende Ausdruck caeruleus frater (sc. Neptunus) nur wörtlich als 'blauer Bruder' zu übersetzen? Auch wo von keinen eigentlichen Übersetzungshilfen die Rede sein kann, hat sich der Verfasser von dem Bestreben, möglichst glattes Deutsch für die Übersetzung zu erzielen, bisweilen zur Preisgabe der ursprünglichen Vorstellungen verleiten lassen: abrumpere cervicem heißt nicht 'durchhauen', sondern 'trennen' (den Kopf von den Schultern), nactus hoc litus adhaesi ist nicht nur ein farbloses 'ich bin daselbst verblieben' usw. Getilgt werden müßten sodann bloße phraseologische Umschreibungen wie admonitus 'indem er sich daran erinnert fühlte' und vor allem auch die ärgerlichen zahllosen Erklärungen der Kasus als Abl. instr. separ., Dat. (adspiro coeptis) des Gen. obj. (admonitor operum 'Mahner zur Arbeit'). Unnötig sind auch Angaben bei Eigennamen, die in den Erzählungen Ovids selber gegeben sind. Dagegen wäre weit eingehendere Berücksichtigung der neueren Bestrebungen auf dem Gebiet der Lexikographie zu verlangen, wie sie für das Lateinische von Skutsch [1]), Hartmann, Stürmer bereits erfolgreich durchgeführt sind. Da hätten weit mehr Angaben über Sprachgebrauch und Sprachgeschichte gemacht, namentlich die Etymologie durchweg berücksichtigt werden müssen. Es genügt nicht, bei so durchsichtigen Komposita wie abigo, accipio, adhibeo, adimo, aditus, adscensus usw. an das Simplex zu erinnern, dies durfte auch bei abunde, accuso, accipiter (mit seiner Volksetymologie) usf. nicht fehlen; desgleichen hätten in noch weiterem Umfange zu den Simplicia die Stammverwandten aus dem Lateinischen und Griechischen gestellt werden sollen. Dann hätte, ebenfalls nach dem Vorbilde der Genannten, eine nicht zu knappe Einleitung über die lateinische Sprache dem Ganzen vorausgeschickt werden sollen, in deren letztem Kapitel die Sprache Ovids besonderer Behandlung hätte gewürdigt werden müssen. So wäre ein 'kleines' Sonderwörterbuch geschaffen, das von den bisherigen zwar stark abwiche, dafür aber mit um so größerem Nutzen als obligatorisches Nachschlagewerk für diese Lektüre eingeführt werden könnte.

Für die Auswahl der Abbildungen hätte statt des zu allgemeinen Gesichtspunktes, 'durch diese künstlerischen Beigaben den Wert des Wörterbuches zu erhöhen', der eng begrenzte, wirkliche Illustrationen zu Ovids Erzählungen zu geben, vorherrschen sollen. Ich vermisse aus dem

---

[1]) Das Lexikon von Skutsch-Stowasser scheint vom Verfasser in mancher Beziehung berücksichtigt zu sein.

Pergamonfries das Bild der emportauchenden Mutter Erde (zu Phaethon) und des ein Löwenfell als Schild benutzenden Giganten der Zeusgruppe (zu Cadmus, III 81). Vielleicht fände man weiteres Material dieser Art bei R. Engelmann, Bilderatlas zu Ov. Mett. Lp. 1890 (mir zurzeit nicht zugänglich).

Düsseldorf-Oberkassel. Artur Laudien.

H Uhle, Griechisches Vokabular in etymologischer Ordnung 3. Aufl. Gotha, Perthes, 1915. XIV u. 107 S. Geb. 1,20 ℳ.

Referent hat seinerzeit die erste Auflage des Büchleins in dieser Zeitschrift 1913 S. 132—138 besprochen. Nun liegt die dritte Auflage vor, ein Beweis, daß das Büchlein sich als brauchbar erwiesen hat. In dem Vorwort zur dritten Auflage erklärt der Verfasser, daß er, manchen Anregungen aus verschiedenen Rezensionen folgend, entschiedene Verbesserungen vorgenommen habe, 'wie die Unterscheidung der griechischen Lehnwörter im Lateinischen von den urverwandten, die häufigere Hervorhebung der aus dem Griechischen stammenden Fremdwörter des Deutschen und ihre Ergänzung durch manche Fachausdrücke der Kultur- und Kunstgeschichte, die besonders für den Unterricht in den oberen Klassen wünschenswert waren.' Auch wurde schon der zweiten Auflage ein Index zur leichteren Auffindung und zusammengesetzten Wörter hinzugefügt. In der Tat zeigt eine Durchtsicht der neuen Auflage, daß diese die Bezeichnung 'verbesserte' vollauf verdient. Trotzdem bleiben noch Wünsche für eine weitere Verbesserung übrig. Vor allem sollte in der 'Einführung in die griechische Wortbildung' auf den wichtigsten Faktor der Sprachbildung, die Analogie hingewiesen werden, wobei zugleich — etwa in einer Anmerkung — betont und durch Beispiele erläutert werden könnte, daß die Analogie nicht bloß in der Wortbildungslehre, sondern auch auf allen anderen Gebieten der Sprache, dem Lautwandel, der Flexion, der Syntax, dem Bedeutungswandel wirksam ist. Es wäre wünschenswert, wenn dem Schüler neben den griechischen auch Beispiele aus anderen ihm bekannten Sprachen, vor allem der Muttersprache und dem Lateinischen vorgeführt und dadurch die Analogie als ein in allen Sprachen wirkendes Gesetz aufgezeigt würde. Ferner müßte darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Suffixe z. T. ursprünglich selbständige Wörter waren, ebenso daß aus älteren Suffixen neue entstehen durch Analogie, in dem Stamm und Endung falsch abgeteilt werden; z. B. das Suffix-*ιμος* das der Verfasser anführt, ist von *ι*-Stämmen ausgegangen, wie *λύσις*:*λύσι-μος*, *βάσις*: *βάσι-μος*, *χρῆσις*:*χρήσι-μος;* durch falsche Abteilung wurde *ιμος* als Suffix aufgefaßt, und man bildete nach der Analogie dieser Adjektive solche auch von andern Stämmen wie *λόγιμος*, *νόμιμος* (vgl. aus dem Lateinischen cīvīlis, hostīlis, gentīlis von i-Stämmen, danach dann puerīlis, senīlis, anīlis u. a.; Aus dem Deutschen: Von Adjektiven auf -ig, wie einig, traurig u. a. wurden mit dem Suffix -heit das, nebenbei bemerkt, ein altes Substantivum war, Substantiva mhd. einec-heit, trurecheit u. a. gebildet. ch wurde wie k gesprochen, daraus wurde das neue Suffix -keit abstrahiert, und das g wurde nach dem Adjektivum wider hergestellt). Ebenso ist es mit den Verba auf -*ίζω*, die ja eine sehr weite

Verbreitung haben. Sie sind Denominativa der Jod-klasse, von Dentalstämmen auf -ιδ- ausgegangen: ἐλπίς, ἐλπίδος : ἐλπίζω, ἔρις, ἐριδ-ος: ἐρίζω u. a. Danach wurden auch von anderen, besonders von o-Stämmen, Verba auf -ίζω gebildet. Zweitens entstehen neue Suffixe durch Zusammensetzung z. B. -τήριον aus den Suffixen τηρ- und ιον. (vgl. aus dem Lateinischen -tiōn- z. B. vom Stamm men-ti-, Nom. mēns, wurde abgeleitet men-ti-ōn-, Nom. mentio, davon wurde das Suffix tiōn- durch Analogie auch auf Wurzeln übertragen, von denen kein Stamm auf ti- existierte, z. B. āc-tiōn-. Aus dem deutschen vgl. die Verkleinerungssuffixe lein und chen, die aus den Verkleinerungssuffixen l (bezw. k) + īn entstanden sind, also die Verkleinerung eigentlich doppelt ausdrücken).

Es mögen hier noch einige Bemerkungen zu dem Buchstaben α folgen: ἄγγελος L. Engel, F. Evangelium; ἀγκών (vgl. die Stadt Ancōna); ἅγιος (vgl. Hagia Sophia, Hagion Oros); ἀγέλη (vgl. 'Trieb' Uhland); ἀήρ>aër; αὐλή zweifelhaft, ob zu ἄημι, ebenso αὐλός; ἀκούω (Akustik); ἐπακούω (vgl. ob-oedio); ἀλέξω (Alexander) ἄλφιτα (urv. albus); ἀνδρεῖος (Andreas); ἄνεμος (Anemone); ἀντί (= ante; Ant-, ent-); ἁρμός (= armus; Arm); ἀστήρ (Aster). αὔω und εὕω sind zu trennen: αὔω √ saus- gehört zu niederdeutschem sohren, εὕω <*euso mit Umspringen der Aspiration (√ eus-) = ūro; ἀφρός verwandt mit νέφος und ὄμβρος. Zu den homerischen Wörtern ohne deutliche Verwandtschaft mit den 'Wörtern der Prosa': ἄδην (vgl. satis, satt); αἴγειρος wohl zu ἀίσσω, αἰγίς, αἴξ; αὐδή zu ἀείδω. Zu den Partikeln: ἀλλά (zu ἄλλος); ἅμα, ἁμῇ usw. (zu εἷς); ἄρα (zu ἀραρίσκω) 'füglich'; ἄτερ (= sonder). Referent möchte empfehlen, den angeführten Wortschatz noch einmal genau daraufhin zu prüfen, ob wirklich alle Wörter 'von einem guten Primaner verlangt werden können' und müssen. Referent erlaubt sich, dies zu bezweifeln bei: ἁβρός und ἁβρύνομαι, ἁγίζω, ἁγνίζω, ἀπαγριόομαι, αἰδήμων, αἱμάσσω und αἱματόω, ἀλγύνω, ἀλώπηξ, ἀμπλακίσκω und ἀμπλάκημα, ἀφανδάνω, ἀνδριαντοποιός, κατανθρακόω, προσάντης, ἀντλία, ἀρτός gefügt (überhaupt vorhanden? bei Pape, Gemoll, Menge, Kägi nicht verzeichnet!) ἀσελγής, ἀφελές u. a. Der durch Fortlassung solcher Wörter gewonnene Raum könnte für vertiefende sprachwissenschaftliche oder kulturhistorische Erklärungen verwertet werden, wie Referent dies in seinem lateinischen 'Etymologischen Wörterbuch' Leipzig 1914 versucht hat. Es könnten wohl folgende Bemerkungen hinzugefügt werden: ἀγρός (vgl. Trift: treiben. B. E. Viehweide > bestelltes Feld). ἀγροῖκος bäuerisch, roh (vgl. Tölpel > dörper; Gegensatz ἀστεῖος = urbanus); αἴθουσα, die helle, von der Sonne beschienene, offene Halle im Gegensatz zu dem fensterlosen, deshalb finsteren Megaron). αἴξ 'die Springerin'; ἀναιρέω gebe als Orakel (vom Aufnehmen der Orakeltäfelchen); ἀπαίρω intr. breche auf (erg. ἄγκυραν vgl. ancoram solvere), danach gebildet als Gegensatz καταίρω, worin die Bedeutung der Präposition eigentlich im Gegensatz steht zur Bedeutung des Verbums. ἀκροάομαι (Zusammensetzung aus ἄκρος und οὖς, wie vielleicht auch ἀκ-ούω, eigentlich 'spitze das Ohr', durch Beobachtung an Tieren entstanden). ἀλέτης Müller = Mühlstein (B. E. des Nomen agentis zu Werkzeugen, vgl. z. B. Bohrer, Schläger). ἄλφιτον Gerste: albus = Weizen:

weiß; *ἀνδράποδον* der auf Mannsfüßen gehende Teil der Beute. *ἄντρον* 'Luftloch'. *ἄξιος*: *ἄγω* (eigentlich 'aufwiegend') vgl. wägen, wiegen: bewegen; exāmen 'Zünglein an der Wage'. *ἄξων* axis, Achse (ags- Erweiterung von ag-), 'Dreher', 'Trieb', was umgetrieben wird und dadurch ein anderes umtreibt, vgl. *πόλος* 'Achse': *πέλομαι*. *ἀρετή* Bedeutungsentwicklung: Tauglichkeit > Tüchtigkeit > Tugend. *ἄργυρος*, argentum das 'weißglänzende' Metall. — Abgesehen davon, daß solche Bemerkungen das Verständnis des vorliegenden Wortes erhöhen, wird das allgemeine Interesse für sprachliche Erscheinungen geweckt, was nach des Referenten Ansicht kein zu verachtender Nebengewinn ist.

Weilburg. F. Stürmer.

Lateinische Phraseologie aus Cicero und Cäsar, gesammelt von Karl Th. Michaëlis. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1915.

Das Werk, durch welches Max C. P. Schmidt der Belesenheit und dem Sammelfleiße des verewigten Berliner Stadtschulrats Michaëlis ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, ist zweifellos für jeden Freund römischer Sprache und römischen Lebens eine wertvolle und hochwillkommene Gabe. Nach den sachlichen Gesichtspunkten von Körper und Geist, geselligem und staatlichem Leben und Krieg geordnet, bietet es ein reiches Material, wobei 'die Sache durch den sprachlichen Ausdruck beleuchtet und die Sprache durch den sachlichen Inhalt veranschaulicht wird'. Ich verweise in dieser Beziehung besonders auf die Nummern 130: Schiffahrt, 112: Brief, 128: Bestattung, 150: Volksversammlung, 151: Senat, 152: Magistrate, 155: Gesetz und 162: Prozeß. Hinter jeder Phrase — nur bei einer verhältnismäßig geringen Zahl fehlt er — steht der Autor, zitiert nach Kapiteln und Paragraphen. Über die bei der Aufnahme der gefundenen Phrasen nach beiden Richtungen zu ziehenden Grenzen sind die Ansichten verschieden; jedenfalls aber sind solche wie popinam inhalare alci: Pis. § 13 in Nr. 36 = *jemand den Kneipgeruch entgegenblasen,* ohne Wert. Anderseits vermisse ich manche gute und brauchbare Redensart aus Livius, auch aus Nepos und Sallust, während ich auf die Zitate aus Gellius, Curtius, Vergil und Horaz — es sind ihrer im ganzen rund ein Dutzend — verzichtet hätte. Denn wenn Verfasser in Nr. 189 murum ducere durch Vergil I 423 belegen zu müssen glaubt, so heißt das angesichts der Cäsarischen Verbindungen ducere fossam vallum munitionem und murum *per*ducere (aliunde-aliquo!): b. g. I 8, 1 übertrieben ängstlich sein; ebenso konnte in Nr. 42 de via decedere statt durch Plaut. Amph. 984 mit Cat. m. c. 18 und Cäs. b. g. VI 13 belegt werden, und ebenso war in Nr. 186 die Anziehung der Phrasen expeditionem facere und e. parare überflüssig in Anbetracht der Cäsarischen Ausdrücke facere eruptionem irruptionem excursionem, parare bellum fugam profectionem u. a.

Das sind Kleinigkeiten, die dem wissenschaftlichen Werte des Buches keinen Eintrag tun. Was aber dessen praktische Verwendbarkeit zu meinem Bedauern sehr beeinträchtigt, das ist das Fehlen der deutschen Übersetzung, ein Mangel, der durch gelegentliche Hinzufügung eines bezeichnenden Wortes aus dem Zusammenhang der betreffenden Stelle (in

runder Klammer) bei weitem nicht in ausreichendem Maße behoben wird. Wenn Herausgeber im Vorwort sagt: 'Eine solche Phraseologie kann auf den Seminarien der Universitäten gut gebraucht werden. Wer über ein Gebiet lateinisch zu schreiben hat, liest sich mit ruhiger Aufmerksamkeit die einschlägigen Nummern durch und erleichtert sich so die Aufgabe, das sprachliche Material beisammen zu haben', so ist diese Hoffnung gewiß berechtigt bei schon tüchtig Geübten und Vorgeschrittenen. Indessen stehen auch solche völlig ratlos vor Phrasen wie

postliminium est alci (Nr. 122): Or. I § 181
herciscere familiam
herctum ciere } (Nr. 106): Or. I § 237
syngrapham facere (Nr. 175): Rab. P. § 6 = *einen Schuldschein ausstellen* lassen
dibaphum cogitare (Nr. 177): Fam. II 16, 7 = *nach einer Auszeichnung lüstern sein*
sitellam deferre (Nr. 150): Nat. D. I § 106 = *abstimmen lassen*
sigilla venerari (Nr. 178): I § 84
lassum funeris habere (Nr. 128): Leg. II § 59
opus dolare (Nr. 139): Or. II § 54 = *aus dem Groben herausarbeiten*
cornīcum oculos configere (Nr. 98): Mur. § 25 = *selbst den Schlauesten prellen*
reduviam curare (Nr. 23): Rosc. A. § 128 *sprichwörtlich = sich mit Kleinigkeiten abgeben;*

sie wären dankbar für die Übersetzung von

rimas agere (Nr. 63): Att. XIV 9, 1
in suis nummis versari (Nr. 173): Rosc. c. § 22
numeris mollibus numerare (Nr. 143):
numeris sententias claudere (Nr. 143):
numerose sententiam terminare (Nr. 143):
omnes sonorum gradus persequi (Nr. 143):
proclivius verba labuntur (Nr. 143): NB. Die fehlenden Quellen finden sich Or. §§ 59—229.

Neben den freien Arbeiten der Vorgeschrittenen gibt es aber doch auch für diese sowohl als besonders für Anfänger in die Feder diktierte deutsche Texte zur Übertragung im engsten Anschluß an den Text, eine Aufgabe, welche die heutigen jungen Stilisten ohne deutsch-lateinisches und lateinisch-deutsches Wörterbuch und eine zweisprachige Phraseologie nicht bewältigen können, — wenigstens ist das meine persönliche Überzeugung, die sich auf eine mehr als zehnjährige Unterrichtserfahrung im lateinischen Universitätsseminar gründet. Bei dem bisherigen Stand der Lexika und Phraseologieen war es aber auch dem strebsamsten und gewissenhaftesten jungen Manne nicht oder nur bei zeitraubendem Nachblättern möglich, sich über die wahre Bedeutung einer gefundenen lateinischen Phrase klar zu werden, weil eben die Quellen entweder gar nicht angegeben waren, wie in den Phraseologieen, oder nur der Autor ohne Schrift- und Kapitelbezeichnung. Auf diesen Mangel ist meines Erachtens die heutige Gleichgültigkeit und Verwilderung auf dem Gebiete

der lateinischen Phraseologie zurückzuführen, der ich in meiner 'Deutsch-lateinischen Wortkunde' auf dem begrenzten Gebiet der klassischen Übertragung der bildlichen Redensarten unserer Muttersprache durch genaue Angabe der Fundstätten der lateinischen Phrasen entgegenzuwirken gesucht habe. Die Zugabe der deutschen Übersetzung in Schmidts Phraseologie nun würde auch den weniger 'Lateinfreudigen' — und diese bilden doch die Mehrheit — Anregung zum Nachdenken und Nachlesen über die verschiedenen Bedeutungen einer und der selben oder ähnlicher Phrasen geben und ihr sprachliches Gewissen schärfen, während sie so leichtherzig und verständnislos darüber hinweggleiten. Ja, Verfasser selbst würde durch das Streben, die Bedeutungen vieler deutscher Phrasen z. B. in eigentlichem oder bildlichem Sinne zu erschöpfen, vielfach die entsprechenden lateinischen schärfer zu differenzieren genötigt worden sein. Einige Beispiele:

In Nr. 198 ist zu lesen: arma ponere: b. g. IV 37, 1; Phil. XII, 13; Marc. 13; arma deponere: b. g. IV 32, 5; Quint. 45; Dei. 29; Phil. V 3; XII 13. Die Gruppenüberschrift Belli finis erweckt nun ohne weiteres die Vorstellung, als ob arma ponere und a. *de*ponere das selbe bedeute, nämlich *die Waffen niederlegen, die Waffen strecken,* um sich zu ergeben, um Frieden zu machen. Diese Bedeutung hat a. ponere stets. Nun aber bedeutet a. deponere b. g. IV 32, 5 die Waffen niederlegen, *um die Hände frei zu haben,* ebenso *b. civ. III 76;* der Abl. abs. *armis depositis: Quint § 45* hat allerdings die bildliche Bedeutung von unserem *das Schlachtbeil begraben.* NB. Phil. V 3; XII 13 steht a. ponere, nicht *de*ponere!

Ferner in Nr. 155 würde hingewiesen worden sein auf den Unterschied zwischen legem dissolvere evertere tollere (= *aufheben durch einen Gewaltakt*) einerseits und l. antiquare abrogare (*aufheben auf dem Verfassungswege*) anderseits;

ebenso Nr. 152 zwischen magistratu abire und m. se abdicare;

ebenso Nr. 32 zwischen dem bekannten manus inferre alci und manum inicere alci: *Liv. III 44 = Hand auf etwas oder jemand legen,* juristisch, als Symbol der Beschlagnahme und Besitzergreifung;

Nr. 162 zwischen causam perdere, litem amittere perdere einerseits und *causā cadere: Or. I § 166 u. 167; Invent. II § 57 = wegen Formfehlers mit seiner Sache abgewiesen werden;*

Nr. 55 zwischen odio alcs ardere: Phil. IV § 4 = *glühenden Haß gegen jemand hegen,* dem ich hinzufüge *odio alcs flagrare: Or. II c. 45* mit der selben Bedeutung, und invidia flagrare: Sest. § 140 = *glühend gehaßt werden,* invidia conflagrare: Mil. § 75 *(auch Verr. I § 41) = durch Haß zugrunde gehen, ein Opfer des Hasses werden.*

Nr. 70 war zu admiratione affici: Off. II § 37 die Bemerkung nötig: = *bewundert werden,* nicht, wie oft fälschlich geglaubt wird, = *mit Bewunderung erfüllt werden,* wofür (ad)mirari genügt; Liv. XXI 34 gibt auch ad*miratione imbui* in letzterer Bedeutung.

Nr. 32 ist hinter in manibus habere: Att. IV 14, 1 eingeklammert: libros. Es heißt aber hier und, wie ich hinzufüge, *Att. XIII 47, 1* nicht bloß *Bücher in den Händen haben,* wie etwa ein Messer, sondern *sie*

unter den Händen haben, daran arbeiten, ebenso wie *liber mihi in manibus est: Cat. m. § 38,* gegen *liber in manibus est: Lael § 96 = ist in Händen des lesenden Publikums;* nebenbei konnte bemerkt werden, daß *aliquem in manibus habere: Fam. I 9, 3 heißt: jemand auf den Händen tragen, lieb haben,* soviel wie amplexari, fovere: ibid. oder *in oculis ferre alqm: Phil. VI § 11.*

Doch genug der Einzelheiten! Die angeführten genügen, um mein oben geäußertes Bedauern zu rechtfertigen. Das hält mich aber nicht ab, dem Buche eine freundliche Aufnahme und recht weite Verbreitung zu wünschen.

Straßburg i. E. Wuest.

Seifert, Otto Prof. Dr., Die Ausgrabungen auf dem untern Teile des Stadtberges von Pergamon. — Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums und Realgymnasiums zum Heiligen Geist in Breslau. Breslau 1913.

Auf Grund der Grabungsberichte, die in den Athenischen Mitteilungen, den Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften und im Archäologischen Anzeiger bis Ende 1912 zerstreut erschienen sind, entwirft der Verfasser, auf Ortskenntnis gestützt, ein anschauliches Bild von den Bauten und Funden im unteren Teile des Stadtberges von Pergamon. Das ist bei dem Interesse des Gegenstandes auch für den Unterricht — ich denke vornehmlich an die Gymnasialbauten — besonders dankenswert, weil die angeführte Literatur nur wenigen Kollegen zur Verfügung steht. — S. 24 unten ist Sonnenburg statt Sonnenberg zu lesen.

Essen. M. Siebourg.

Otto Meltzer, Geschichte der Karthager. Dritter Band (218—146) von Ulrich Kahrstedt. Mit 2 Karten. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. Gr. 8. XI, 690 S. 20 ℳ.

Als Otto Meltzer vor einigen Jahren der Wissenschaft entrissen ward, lag die Gefahr vor, daß seine groß angelegte Geschichte der Karthager für immer ein Torso bleiben würde, und tatsächlich hat es eine ganze Zeit gedauert, ehe die Verlagsbuchhandlung in Ulrich Kahrstedt den geeigneten Mann fand, der das Werk zum Abschluß bringen sollte. Sehr bedeutend scheint der Nachlaß Meltzers nicht gewesen zu sein, und so kann man es dem Verfasser nicht übelnehmen, wenn er die vielen Einzelnotizen seines Vorgängers beiseite gelassen und diesen letzten Band aus eigenem hinzugefügt hat. Auch läßt sich nicht leicht ein stärkerer Gegensatz denken, als die sorgfältig, fast ängstlich abwägende Art Meltzers und Kahrstedts derb zufahrende Manier, die wohl manchmal daneben greift, aber im ganzen die Sache doch immer am richtigen Ende anfaßt. Die Hauptsache bleibt immer, daß das Werk fertig geworden ist, und das wird man der Verlagsbuchhandlung danken müssen.

Kahrstedt beginnt damit, die wirtschaftlichen Grundlagen der karthagischen Großmacht zu erörtern, und so sicher es ist, daß Meltzer dies Kapitel nie geschrieben haben würde, so notwendig ist es, um überhaupt den Ereignissen gegenüber den richtigen Maßstab zu gewinnen: das ist

etwas, was wir aus Belochs Arbeiten gelernt haben. Zunächst gilt es die Ausdehnung der Hauptstadt festzustellen, von der die Bevölkerungsziffer abhängt, und dies ist nach Norden zu nicht schwer, wo die Lage der Nekropole entscheidend ins Gewicht fällt: kein Verständiger wird zweifeln, daß Kahrstedt den Verlauf der Nordbefestigung und besonders die Lage der Megara in allen wesentlichen Punkten richtig bestimmt hat. Schwieriger liegt die Sache im Süden, wo alles von der Hafenfrage beherrscht wird, die Kahrstedt ein bißchen cavalièrement behandelt zu haben scheint. In den beiden noch jetzt vorhandenen Teichen, dem runden inneren und dem viereckigen äußeren, erkennt er die Häfen Karthagos im Gegensatz zu allen älteren Forschern, die die Identifikation der beiden Gewässer mit den Häfen ablehnen, weil sie zu klein sind. 'Aber', sagt Kahrstedt im Anschluß an Schulten, 'wir haben nicht zu postulieren, sondern zu lernen, wie groß die Häfen Karthagos waren.' Das klingt sehr vernünftig, allein wo bliebe die antike Geschichtsforschung überhaupt, wenn sie stets nur den scheinbaren Befund kritiklos hingenommen hätte? Und hier liegt die Sache doch einfach so, daß es eine bare Unmöglichkeit ist, so gewaltige Flotten, wie sie die große Republik etwa am Eknomon ins Feld stellte, in dem inneren Hafen unterzubringen. Kahrstedt bemüht sich allerdings, auch das plausibel zu machen, allein seine Berechnung S. 19 Anm. 4, wonach für knapp 200 Schiffe Raum vorhanden, leidet an einem Grundfehler: er verwendet für die Schiffshäuser die vom Piräus her bekannten Maße. Nun aber war in den punischen Kriegen längst schon die Pentere der herrschende Schiffstyp, deren Abmessungen natürlich viel größer sind als die der attischen Triere. Es ist also undenkbar, daß die Kriegsflotte im kleinen Umkreis des inneren Hafens Platz hatte; das äußere Viereck muß ebenfalls noch zum Kriegshafen gehört haben, und wo war dann der Handelshafen? Unwillkürlich richtet sich der Blick auf die von Hantz im Süden bei Kheredine entdeckten Hafenanlagen, die eine Fläche von etwa 25 ha umschließen. Daß der punische Ursprung zweifelhaft ist, macht nichts aus, da spätere Anlagen an die Stelle der ursprünglichen getreten sein können. Wenn aber hier der Handelshafen Altkarthagos lag, so hat das Stadtgebiet eine viel größere Ausdehnung gehabt, und damit gerät die Grundlage von Kahrstedts Berechnungen auf S. 22 ff. ins Wanken.

Infolgedessen hat Kahrstedt S. 18 ff. viel Scharfsinn aufgewandt, seine Behauptung, daß es nur die zwei jetzt vorhandenen Häfen gegeben habe, von denen natürlich dann der äußere für Handelsschiffe bestimmt gewesen sein muß, aus den antiken Schriftstellern zu erweisen, und merkwürdigerweise ist ihm das geglückt. Aber er stützt sich vorwiegend auf Appian, d. h. auf eine Darstellung aus der letzten Zeit der karthagischen Geschichte, und das ist ja sicher: damals hat es nur die beiden jetzt vorhandenen Häfen gegeben. Denn seit 201 war der Kriegshafen überflüssig; die lumpigen zehn Schiffe, die den Karthagern noch gestattet waren, lagen sehr bequem im Innenhafen, und die Karthager müßten ja Narren gewesen sein, wenn sie nun die beiden prachtvollen, tief in die Stadt einschneidenden Häfen nicht für den Handelsverkehr gebraucht hätten. Man wird eben sagen können: Kahrstedts Berechnung von Umfang und Be-

völkerungsziffer ist ganz plausibel — mir persönlich erscheint sie auch so noch etwas knapp — aber sie paßt nur auf das gedemütigte, verfallende Karthago von 150. Die seegewaltige Republik, die mit Rom den Kampf um die Weltherrschaft ausfocht, hat mit ganz andern Abmessungen und Einwohnerziffern rechnen können.

Das zweite Kapitel über Kultur, Handel und Industrie der Hauptstadt (S. 25—73) beruht auf einer genauen Durchforschung des ungeheuer zersplitterten archäologischen Materials, für die man Kahrstedt aufrichtig dankbar sein muß. Aber auch hier beginnen die Differenzen, sobald man zu den Schlüssen kommt. Die Unterlegenheit des karthagischen Kunstgewerbes in Ton, Metall und Elfenbein gegenüber dem griechischen ist so unzweifelhaft, daß Kahrstedt sich mit Recht fragt, wie es denn dem karthagischen Gewerbe überhaupt möglich war, die griechische Konkurrenz auszuhalten, und die Erklärung findet er darin, daß die Karthager die von ihnen politisch beherrschten Gebiete wirtschaftlich vollständig gegen die Konkurrenz abschlossen. Das ist auch zweifellos richtig; nur reicht es zur Begründung der handelspolitischen Stellung Karthagos in keiner Weise aus. Hätte sie tatsächlich nur auf dieser Maßregel beruht, so wäre sie in dem Augenblick zu Ende gewesen, als Karthago die politische Herrschaft über seine Absatzgebiete mit einem Schlage verlor, nämlich 201. Die Geschichte gibt Beispiele genug, daß die glänzendsten Umschlag- und Stapelplätze veröden, wenn die allgemeinen Bedingungen sich ändern. Wenn dies bei Karthago nicht der Fall war, so ist es eben nicht ein bloßer Umschlag- und Stapelplatz gewesen, sondern es hat zweifellos eine eigene Industrie gehabt, deren Erzeugnisse mit jeder Konkurrenz den Wettkampf aufnehmen konnten. Daß das die schon in Phönizien blühende Textilindustrie gewesen ist, sollte nicht zweifelhaft sein: sie bildete das Rückgrat der karthagischen Industrie wie heute der englischen, und das Mißliche ist nur, daß sie in vergänglichem Material arbeitete und die Funde keine Anhaltspunkte ergeben. Nach und nach freilich hat auch diese Industrie gelitten, seit 201 die Rohmaterialländer in feindliche Hand kamen oder selbständig wurden. Jakob von Artevelde wußte sehr wohl, was er tat, als er in dem heraufziehenden Kampf der Nachbarstaaten Englands Partei ergriff, das die Wolle für die flandrischen Tuche lieferte.

Das dritte Kapitel behandelt das Reich der Karthager (S. 73—140). Mit dem Hauptergebnis Kahrstedts wird man sich einverstanden erklären müssen: tatsächlich handelte es sich außer bei der unmittelbaren Umgebung Karthagos nur um eine Besetzung der Küste, die an einzelnen Stellen tiefer ins Land hineingereicht haben mag, im übrigen sich aber auf den Uferrand beschränkte, und so mag die Schätzung der Einwohnerzahl und der militärischen Leistungsfähigkeit wohl annähernd das Richtige treffen. Weniger einverstanden bin ich mit der Beurteilung der finanziellen Kraft Karthagos, die darauf beruht, daß Kahrstedt die bekannte Angabe des Livius, Groß-Leptis habe täglich 1 Talent Tribut bezahlt, als unglaubwürdig verwirft. Seine Kritik geht auch hier wie in der Hafenfrage von den athenischen Verhältnissen aus: wenn Thasos nur 30 Talente im Jahr brachte, wie war es möglich, daß Leptis 360 zahlte? Allein

Kahrstedt gibt selbst zu, daß Groß-Leptis und Umgebung doppelt so viel Einwohner gehabt haben mögen wie Thasos, vielleicht noch mehr. Bedenkt man nun, daß die athenischen Tribute seit 426 verdoppelt wurden, Thasos von da ab also etwa sechzig Talente zahlte, daß ferner der Geldwert seit 426 sehr gesunken war — Kahrstedts Ansatz auf die Hälfte scheint mir sehr gering — und daß endlich die karthagische Herrschaft in finanzieller Hinsicht anerkanntermaßen als äußerst drückend galt, so liegt eigentlich kein Grund vor, Livius' Angabe zu bezweifeln. Dann aber wird man die finanzielle und damit indirekt auch die militärische Leistungsfähigkeit bedeutend höher einschätzen dürfen, als es Kahrstedt S. 137 getan hat. Sehr gut dagegen sind die Bemerkungen des Verfassers über die Parteigruppierung und den allmählichen Rückgang der Flotte (S. 138 ff.), die er sehr einleuchtend zu den wirtschaftlichen Veränderungen in Beziehung setzt, wie sie sich von 241—218 in der Lage Karthagos vollzogen haben.

Nach den materiellen Grundlagen die kritische Grundlegung: mit S. 141 beginnt Kahrstedt eine umfängliche Erörterung der Quellen des zweiten punischen Krieges (S. 141—362), deren Hauptergebnisse ich vorwegnehmen will, um mich sofort mit ihnen einverstanden zu erklären: Livius hat im wesentlichen Coelius Antipater benutzt, der seinerseits bereits Seilenos und Polybios mit römischen Quellen zusammengearbeitet hatte. Daneben aber entnahm Livius auch der römischen Annalistik seinen Stoff, während er zu direkter Benutzung des Polybios erst verhältnismäßig spät überging. Daß die Erzählung des Zonaras (Cassius Dio) mit der Livianischen im großen und ganzen übereinstimmt, beruht auf Benutzung der gleichen Quellen: eine direkte Verwertung des Livius durch den späteren Historiker ist nicht nachzuweisen. Dies sind die Dinge, die ich im allgemeinen für gesichert halte: auf Einzelheiten einzugehen, ist auf dem beschränkten Raume einer Rezension nicht möglich, zumal auch Kahrstedt nicht ganz dem Vorwurf entgangen ist, den er einmal Soltau macht, nämlich bei jedem Paragraphen des Livius genau wissen zu wollen, woher er stammt. Diese hellseherische Gewißheit pflegt sich von selbst einzustellen, wenn man sich lange mit den Quellen einer zusammenhängenden Darstellung beschäftigt: sie beruht eben durchaus auf subjektiven Momenten, die zwar für den betreffenden Forscher ihren Wert haben, objektiv aber nicht mehr darstellbar sind. Wirkliche Aussicht auf eine genaue Analyse der Quellen bieten bei Livius doch nur die Partien, in denen Polybios' zusammenhängende Darstellung erhalten ist, d. h. der Anfang des Krieges, und hier kann ich mich nicht immer mit Kahrstedts Ausführungen einverstanden erklären, wie ich wenigstens an einem Beispiel kurz zeigen möchte, wo Kahrstedts Quellenbehandlung auch seine Darstellung stark beeinflußt hat, ich meine die berühmte Stelle Livius XXI, 31.

Es ist eine zweifellos richtige Beobachtung Kahrstedts, daß in den Teilen des 21. Buches, in der Hannibals Zug nach Italien beschrieben wird, das Plus der Überlieferung, das Livius hat, auf guter Information beruht, die im letzten Grund durch Coelius Antipater auf Seilenos zurückgeht. Von dieser Ansicht weicht Kahrstedt einmal an entscheidender

Stelle ab, eben in dem berühmten Passus c. 31. Dies Kapitel hat seiner Ansicht nach Livius selbständig aus einer andern Quelle entnommen, und zwar deswegen, weil er hier bei seinem Gewährsmann Coelius einen Fehler entdeckte: denn da viele Schriftsteller nach Livius' Ansicht Hannibal bei den Taurinern herauskommen ließen, so mußte ihm Coelius' Erzählung verkehrt erscheinen, die zweifellos auf den Kleinen St. Bernhard führt. Er versuchte also, Hannibal auf das richtige Geleise zu setzen, in dem er ihn c. 31 plötzlich ins Tal der Druentia einbiegen ließ, das ihn entweder über den Genèvre oder den Mont Cenis ins Tal der Dora Riparia hinabführen mußte. Nach dieser kritischen Anstrengung aber gab er sich zufrieden und erzählte nun gedankenlos wider Coelius nach, dessen Bericht sich auf einen ganz anderen Weg bezog. Daran ist so viel richtig, daß Livius allerdings geglaubt hat, sämtliche Schriftsteller hätten berichtet, Hannibal sei bei Turin herausgekommen, was aber keineswegs eine Tatsache, sondern ein handgreiflicher Irrtum des Livius ist: gleich Polybios erzählt, daß Hannibal im Gebiet der Insubrer hinabgestiegen sei, und ähnlich wird es wohl auch bei andern gewesen sein. Was Livius vielmehr zu seiner Auffassung verführte, war die von allen als erste Waffentat des Puniers in Italien berichtete Erstürmung von Turin. Aber einerlei — wenn Livius nun einmal die Überzeugung hatte, wenn er einsah, daß Coelius Darstellung auf den Kleinen St. Bernhard führte, und wenn er endlich Hannibal in einem Anfall kritischer Besinnung auf das rechte Geleise setzen wollte, warum besann er sich erst, als Hannibal schon bis zur Isara gekommen war, und nicht gleich beim Rhoneübergang? Man kann sich die Sache dann doch nur so vorstellen, daß Livius fröhlich seinen Coelius abschrieb, ohne sich um den weiteren Verlauf der Erzählung zu kümmern. Zufällig fiel es ihm am Ende von 30. ein, mal ein bißchen weiter in seiner Vorlage zu lesen; nun erst sah er, was er angerichtet hatte, und versuchte sich wohl oder übel durch eine aus der Tiefe des Gemüts oder sonstwoher geschöpfte Einfügung aus der Patsche herauszuziehen, wobei er dann noch das Pech hatte *ad laevom* statt *ad dextrum*, also baren Unsinn niederzuschreiben.

Nun ja, Livius war kein großer Historiker, das wissen wir alle. Aber eine derartige Dummheit möchte ich ihm doch nicht zutrauen, und darum glaube ich auch nicht, daß er c. 31 selbständig eingefügt hat: er ist seinem Gewährsmann einfach weiter gefolgt, und sonach wäre gerade dies Stück aus Coelius entnommen. Freilich kommen wir dann eben zu jener geographischen Unmöglichkeit, an der sich die Erklärer um die Wette die Zähne ausgebissen haben, daß der Marsch erst an die Isara und dann rückwärts an die Druentia geht. Aber muß das so sein? Liegt die Sache nicht sofort anders, wenn man annimmt, daß in der Urquelle, also bei Seilenos, eine Vertauschung der beiden Flußnamen vorlag? Sobald man das annimmt, ist alles in Ordnung, dann ist die 'Insel' an der Mündung der Durance und der Rhone zu suchen, dann geht der Marsch von dort vollkommen richtig links nach Norden durch Tricastiner Vokontier Tricorier 800 Stadien bis zur Isara (bei Livius Druentia), die überschritten wird, um dem gefährlichen Engpaß südlich des Flusses am Alpeneingang zu entgehen. Ich glaube, daß dies die

Lösung der hartumstrittenen Frage ist und habe sie schon Pauly-Wissowa Bd. VII 2328 angedeutet; sie näher zu begründen, muß einer besonderen Abhandlung vorbehalten bleiben.

Mit S. 363 beginnt nun die Darstellung der karthagischen Geschichte und zunächst des hannibalischen Krieges; ich kann nur bedauern, daß mir Kahrstedts Buch noch nicht vorlag, als ich den Artikel Hannibal für Pauly-Wissowa bearbeitete. Manchen Irrtum würde ich dann getilgt haben, z. B. die Geschichte mit den beiden 'cannensischen Legionen', die Kahrstedt höchst ergötzlich S. 439 f. behandelt. Aber manche Bedenken bleiben doch auch, so z. B. um nur eins herauszuheben, das Datum der Schlacht am Trasimenus. Kahrstedt setzt sie etwa um den 20. April, ohne mit einem Wort zu erklären, wieso Philipp dann die Nachricht erst Anfang August bei den Nemeen erhielt. Meines Erachtens hat Varese mit Recht daraus geschlossen, daß die Schlacht erst Ende Juni geschlagen ist, und dazu würde es stimmen, daß die Karthager, soweit mir bekannt, nie einen Feldzug vor dem Mai eröffnet haben; auch Hannibal hätte es nur dies eine Mal getan. Ebenso glaube ich nicht, daß Kahrstedt das eigentümliche Nachlassen des Krieges von 214 bis 213 hinlänglich erklärt hat: der schwere Kampf in Afrika war es, der die Kräfte Karthagos lähmte (P.-Wiss. VII 2338 und 2471). Aber freilich verwirft Kahrstedt S. 513 Anm. 2 Liv. 24, 48=App. Ib. 15 als eitel Annalistik, warum soll die Stelle nicht ebenso brauchbar sein, wie das abgerissene Stück Diod. 26, 34? Dagegen hat in der Hauptauffassung der Verfasser wieder recht: die alte Ansicht, die Karthager hätten ihren größten Sohn in jämmerlicher Energielosigkeit im Stich gelassen, ist nicht mehr zu halten. Auch Karthago hat bis zur Erschöpfung alle Kräfte eingesetzt, nur nicht da, wo es nötig war, in Italien, sondern auf den Nebenkriegsschauplätzen: statt seinen größten Feldherrn ausgiebig zu unterstützen, hat es sich verzettelt und damit ins Verderben gebracht.

Doch genug; ich fürchte die Grenzen der Besprechung schon überschritten zu haben. Möge der Verfasser aus ihrer Länge erkennen, wie sehr mich sein Buch interessiert hat.

Berlin. Th. Lenschau.

---

1) Wilfred P. Mustard, The pistory eclogues of Jacopo Sannazaro. Baltimore 1914. The Johns Hopkins press. 94 S. 8.

Der Dichter Jacopo Sannazaro oder, wie er sich als Mitglied der Akademie des Pontano nannte, Actius Sincerus (geboren in Neapel 1458, gestorben daselbst 1530) ist jetzt bei uns in Deutschland ziemlich vergessen, und doch hat er früher viel Anerkennung gefunden, auch unser Petrus Lotichius Secundus (geboren 1528), über den ich im 'Sokrates' 1913 berichtete, nennt ihn lobend in seinen Elegien und zeigt manche Anklänge an ihn, und es liegen mir von seinen lateinischen Dichtungen zwei alte Ausgaben vor, von denen die eine im Jahre 1587 in Köln erschien, 'nunc demum a quam plurimis mendis, quibus antea scatebant, diligenter repurgata', die andere 1709 in Frankfurt. Unter seinen Epigrammen ist das bekannteste der Lobpreis auf Venedig 'De mirabili urbe

Venetiis', das vom Senat der Stadt mit 600 Dukaten belohnt wurde. Es lautet:

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere iura mari:
Nunc mihi Tarpeias quantumvis Iuppiter arces
Obiice et illa tui moenia Martis, ait,
Si pelago Tybrim praefers, urbem aspice utramque,
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Bemerkenswert sind seine Eklogen besonders noch deshalb, weil er statt der bisherigen Hirten zuerst Fischer einführte, wie er selbst in der vierten Ekloge Vers 17ff. sagt:

. . . nunc litoream ne despice Musam,
Quam tibi post silvas, post horrida lustra Lycaei
(Si quid id est) salsas deduxi primus ad undas
Ausus inexperta tentare pericula cymba,

und in der zweiten Elegie des dritten Buches (Vers 57f.):

Quandoquidem salsas descendi ego primus ad undas
Ausus inexpertis reddere verba sonis.

Ein Epigramm des Marcus Antonius Flaminius preist ihn so:

Quantum Virgilio debebit silva Maroni
Et pastor, donec Musa Maronis erit:
Tantum paene tibi debent piscator et acta,
Acti, divino proxime Virgilio.

Fontenelle verurteilt freilich solche Fischereklogen, indem er sagt: Sannazar n'a introduit que des pêcheurs dans ses églogues, et j'y sens toujours que l'idée de leur travail dur me blesse. Je ne sais quelle finesse il a entendue à mettre des pêcheurs au lieu des bergers qui étaient en possession de l'églogue: mais si les pêcheurs eussent été en la même possession, il eût fallu mettre les bergers en leur place. Le chant ne convient qu'à eux, et sur tout l'oisiveté. Et puis, il est plus agreable d'envoyer à sa maîtresse des fleurs ou des fruits, que des huîtres à l'écaille, comme fait le Lycon de Sannazar à la sienne.

Dieser Lycon sagt nämlich in der zweiten Ekloge Vers 30f. zu der spröden Galatea:

Ostrea Miseni pendentibus eruta saxis
Mille tibi misi . . .

Es verdient unsern Dank, daß Mustard diese Gedichte von neuem bekannt macht, denn sie verdienen es. Sannazaro besaß entschieden dichterische Begabung und seine Dichtungen zeigen Feinheit der Gedanken, sorgfältige Wahl des Ausdrucks und zuweilen einen poetischen Schwung. Freilich steht einer weiteren Verbreitung der Ausgabe bei uns im Wege, daß die Einleitung und die Anmerkungen in englischer Sprache geschrieben sind, wenn auch jeder, der nur etwas Englisch versteht, sich darin wird zurecht finden können.

Die Einleitung, die 44 Seiten umfaßt, berichtet kurz über das Fischeridyll, das Leben des Sannazaro, seinen Namen Actius Syncerus und eingehender über die Verbreitung, Anerkennung und Würdigung dieser

Eklogen sowie die Nachbildungen bei anderen Dichtern. Der Text nimmt 20 Seiten ein, die nachfolgenden Anmerkungen enthalten zunächst immer eine kurze Besprechung der einzelnen Gedichte, woran sich dann die Erläuterungen mit zahlreichen Parallelen anschließen. Den Schluß bildet ein Namen- und Wortregister. Das Büchlein empfiehlt sich auch durch das schöne Papier, den reinlichen Druck und den netten Einband. Vielleicht nimmt mancher daraus die Veranlassung, sich auch mit den anderen lateinischen Dichtungen Sannazaros etwas bekannt zu machen. Es sind dies außer den fünf Eklogen und den schon erwähnten Epigrammen (3 B.) und Elegien (3 B.) noch eine Lamentatio de morte Christi und drei Bücher De partu virginis.

2) Harry Bresslau, Die Werke Wipos. 3. Aufl. Hannover und Leipzig 1915. Hahnsche Buchh. LIX u. 126 S. 8. 3 ℳ.

Das Buch gehört in die Sammlung der Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis separatim editi. Sie sind, 53 an der Zahl, auf den letzten Seiten des Umschlags verzeichnet. Die in dieser Oktavserie veröffentlichten Ausgaben, die seit 1915 mit deutscher Einleitung und deutschen Anmerkungen und Registern ausgestattet werden, waren früher nur Abdrucke aus der Folioausgabe der Monumenta Germ. hist. In neuerer Zeit sind sie vollkommene Neubearbeitungen geworden, für die Handschriften und Literatur in weiterem Umfang herangezogen sind, als in der Folioausgabe möglich war.

Die Einleitung gibt Auskunft über das Leben Wipos, über das wir freilich nur das wissen, was aus seinen Schriften erschlossen werden kann. Dann bespricht sie seine Gedichte, von denen erhalten sind die schöne Ostersequenz (Sequentia paschalis), die noch heute während der Osterwoche in den Kirchen gesungen wird, die Proverbia, ein Spruchgedicht, der biblischen Spruchdichtung nahestehend, über dessen Versform und Anordnung man S. XIIf. vergleiche, sodann das tief empfundene Klagegedicht über den Tod Konrads II., später von ihm selbst an den Schluß der Gesta Chuonradi gestellt (über das noch eingehender gesprochen wird S. XXIXff.). Es folgt dann der Tetralogus, dem König Heinrich III. Weihnachten 1041 in Straßburg überreicht und so genannt als 'quatuor personarum sermo' (s. darüber S. XIVf.). In der Einleitung nicht besonders erwähnt sind die am Ende des Textes (S. 87) stehenden Versus Wiponis ad mensam regis in zehn elegischen Distichen. Eingehend bespricht Bresslau dann auf 24 Seiten das Hauptwerk Wipos, die in Prosa abgefaßten Gesta Chuonradi imperatoris, dem Wipo seine Stellung in der mittelalterlichen Literaturgeschichte vornehmlich verdankt. Danach werden die Handschriften und Ausgaben der Gedichte Wipos und endlich die Überlieferung und Ausgaben der Gesta behandelt und kurz die Überlieferung der im Anhang mitgeteilten Auszüge usw.

An diese Einleitung auf 59 Seiten schließt sich in 'chiastischer' Folge der Text 1. des Gesta, 2. der Gedichte. Der Anhang bringt noch Auszüge aus anderen Ableitungen der schwäbischen Weltchronik und endlich zwei Gedichte auf die Kaiserkrönung Konrads II. und die Königs-

krönung Heinrichs III., die, wenn nicht von Wipo selbst verfaßt, doch in seiner Zeit entstanden und in Form und Inhalt seiner Schreibweise nahe verwandt sind. Am Schluß folgt dann noch ein Namenregister sowie ein wertvolles Wort- und Sachregister.

Es ist eine bis ins einzelne sehr sorgfältige, kritische, alles prüfende und erwägende, belegende und erklärende Arbeit, die reichen und interessanten Stoff bietet zu wissenschaftlicher Weiterforschung und um sich in die Zeit und Werke Wipos zu versenken.

Die Einleitung schließt der Herausgeber mit den Worten: 'Die Ausgabe ist in einer großen, denkwürdigen Zeit entstanden, und es ist mir nicht immer leicht geworden, meine Gedanken von den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart, die auf lange Zeit über die Geschicke unseres Volkes entscheiden werden, mit der für solche Arbeit nötigen Sammlung in eine so ferne Zeit zurückzulenken. Aber gerade indem ich das tat, durfte ich der frohen Gewißheit sein, daß ein Volk, dem eine solche Vergangenheit beschert war und das in einer solchen Gegenwart lebt, um seine Zukunft nicht besorgt zu sein braucht.'

3) Joseph Becker, Die Werke Liudprands von Cremona. 3. Aufl. Hannover u. Leipzig 1915. Hahnsche Buchh. XL u. 246 S. 8. 4,50 *M*.

Anlage und Anordnung sind in diesem Buche genau die selben wie in dem oben besprochenen von Bresslau, dessen Rektoratsrede über Aufgaben mittelalterlicher Quellenforschung auch hier S. XVI angeführt ist und der den Herausgeber bei der Korrektur und durch manche wertvolle Bemerkung unterstützt hat. Zunächst werden wir in der Einleitung über das wechselvolle und inhaltreiche Leben des Cremonenser Bischofs in eingehender und anschaulicher Weise orientiert. Dann folgt eine Charakteristik seiner Persönlichkeit, und wir lernen ihn kennen als reich an Vorzügen und Schwächen, einen eigenartigen, vorwiegend weltlich gerichteten Mann, mit weitem Gesichtskreis und einer weitgehenden klassischen Bildung und Belesenheit, teils ein typisches Bild seiner Zeit, auf der anderen Seite eine ausgeprägte Persönlichkeit, temperamentvoll und leidenschaftlich im Hassen wie im Lieben. Dann bespricht Becker Liudprands Werke: 1. Die Antapodosis (nur teilweise ausgearbeitet), in der Hauptsache eine Vergeltungsschrift für alles Unrecht, das er von seinen Feinden, insbesondere von Berengar, erfahren, voll wertvoller Nachrichten und feiner Beobachtungen, andererseits hinsichtlich der historischen Wahrheit nicht ohne zahlreiche Mängel und Schwächen. 2. Die Historia Ottonis, die sich gegenüber der vorigen Schrift den Schein reiner Objektivität gibt, auf Grund eigener genauer Kenntnis der Vorgänge verfaßt und mit einer durchaus kaiserfreundlichen Tendenz. 3. Die Legatio über die 968 nach Konstantinopel unternommene Gesandtschaftsreise. Der Ingrimm über die dort erfahrene schlechte Behandlung hat ihn hingerissen, ein Gemälde zu entwerfen, das einer Karikatur ähnlich ist, doch auch treffliche und anschauliche Schilderungen enthält. Die beiden letztgenannten Schriften sind verstümmelt überliefert. Die noch folgenden Abschnitte behandeln in sorgfältiger und eingehender Weise die Handschriften, den Handschriftenstammbaum und die interessante

Textgeschichte, auch wird noch näher die neue Ausgabe besprochen, in der das gesamte Handschriftenmaterial herangezogen ist.

Auf diese Einleitung von 40 Seiten (mit einem Verzeichnis der widerholt und abgekürzt angeführten Werke) folgt dann auf 212 Seiten der Text der obengenannten drei Werke Liudprands, auch diese, wie die oben angezeigten Wipos, mit sorgfältigem kritischem Apparat und fortlaufenden eingehenden Erklärungen unter Anführung und kritischer Beleuchtung der in den einschlägigen Schriften und sonst enthaltenen Angaben. So gibt auch diese Arbeit uns Stoff zu weiterem wissenschaftlichem Forschen und vermag uns in die Zeit und die Schriften Liudprands in trefflicher Weise einzuführen.

Am Schluß haben wir auch hier noch ein eingehendes Namen- sowie Wort- und Sachregister. Papier und Druck beider Bände verdienen volle Anerkennung.

So mögen weiter solche treffliche Ausgaben und Neubearbeitungen aus den Scriptores rerum Germanicarum folgen.

4) Fr. Vollmer, Poetae latini minores, post Aemilium Baehrens iterum recensuit. Vol. V. Dracontii de laudibus dei, satisfactio, Romulea, Orestis tragoedia, fragmenta, incerti aegritudo Perdicae. Leipzig 1914, Teubner. Kl. 8. X u. 268 S. 3,60 ℳ.

Vollmer, der die Gedichte des Dracontius in einer größeren kritischen Ausgabe der Monumenta Germaniae historica, auctorum antiquissimorum tom. XIV (Berlin 1905) herausgegeben, gibt hier die selben zu allgemeinerem und bequemerem Gebrauch, zugleich aber auch mit kritischen Noten versehen, wobei er nochmals alle Dichtungen genau revidiert und die wichtigsten in der Einleitung aufgeführten Kodizes verglichen hat. Über das Leben des Dichters und seine Werke gibt er nähere Auskunft in der Einleitung der genannten größeren Ausgabe und im fünften Bande der Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa s. v. Dracontius. Auch finden wir das Wissenswerteste über ihn auf vier Seiten in der Neubearbeitung von Teuffels Geschichte der römischen Literatur (Teubner 1913) Band 3 S. 466ff. (von Kroll).

Es ist dankenswert, daß so die Dichtungen des Dracontius, des begabten und für seine Zeit nicht unbedeutenden christlichen Dichters aus dem Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., uns in einer so handlichen, korrekten und in Papier und Druck schön ausgestatteten Ausgabe dargeboten und so weiteren philologischen Kreisen zugänglich gemacht sind. Wohlbewandert in der römischen Literatur und der Bibel beutet Dracontius diese reichlich aus. Seine Verse, meist Hexameter, sind im allgemeinen korrekt und gewandt. Die drei Bücher *De laudibus dei,* wie das folgende Gedicht im Kerker geschrieben, behandeln die Gnade (pietas) Gottes und wie sich der Mensch ihrer würdig machen soll.

Qui cupit iratum placidumve scire tonantem,
hoc carmen, sed mente legat, dum voce recenset.

Die *Satisfactio,* in elegischen Distichen, ist, eine Art Palinodie, eine an den Vandalenkönig Guthamund gerichtete Bittschrift. Denn bei

diesem war er in Ungnade gefallen, und Guthamund hatte ihn deshalb einkerkern lassen.

Ad te nunc, princeps, mea vela retorqueo supplex,
pectore mente rogans, voce manuque petens:
da dextram misero, veniam concede precanti,
tempore tam longo non decet ira virum.

Die *Romulea* umfassen eine Anzahl kleinerer Gedichte, die antike Sagen in rhetorischer Form behandeln. Der Titel soll vielleicht den Gegensatz zum Christlichen bedeuten. *Orestis tragoedia* ist eine epische Erzählung in Hexametern, bei Agamemnons Widerkehr und seiner Ermordung beginnend und abschließend mit der Freisprechung des durch Molossus angeklagten Orestes in Athen, wohl Tragoedia genannt, weil der Stoff ein tragischer ist. *De mensibus* beschreibt in je zwei Hexametern das Wesen der einzelnen Monate, danach folgt in sieben elegischen Distichen die anmutige Erzählung *De origine rosarum.* Vielleicht gehört ihm auch das Gedicht *De aegritudine Perdicae,* das die Liebe des Perdicas zu seiner Mutter Castalia erzählt. Er hat der Venus nicht geopfert, und auf ihr Geheiß verwundet Cupido den Jüngling und quält ihn zu Tode. Er erhängt sich, und seine Grabschrift wird:

Hic Perdica iacet secumque Cupido peremptus.

Ein sorgfältiges Namenverzeichnis mit Angabe der Stellen schließt das Buch ab.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) La Révolution française. Vol. I. Morçeaux choisis et annotés en collaboration avec W. I. Leicht par Hardy. Leipzig-Berlin, Teubner, 1913. Texte: 80 𝔓𝔣, Notes: 60 𝔓𝔣.

Der Verfasser bzw. Herausgeber will ein 'Manuel d'histoire de la Révolution française' geben. Es ist aber kein Manuel, sondern ein buntes, zum Teil recht interessantes Quellenbuch zu den ersten beiden Perioden der großen Bewegung geworden, für die Zeit der Constituante und der Legislative. Es ist nicht zu leugnen, daß dem deutschen Lehrer manches Belehrende und sonst nur an entlegener Stelle Auffindbare übermittelt wird. Unter den dargebotenen Cahiers, Parlamentsprotokollen (Parlament im modernen Sinne verstanden), Gesetzesausschnitten, Zeitungsartikeln, Liedern und charakteristischen Stellen aus Flugschriften der Zeit sind für den Geschichtslehrer besonders wertvoll einige Procès verbaux von Sitzungen der Constituante. Hier meint man den Atem der Vergangenheit zu spüren. Aber wie soll, so fragt man sich, das Büchlein im Unterricht Verwendung finden? Solange der Grundsatz gilt, daß in der fremdsprachlichen Lektüre nur literarisch Wertvolles gelesen werden soll, wird eine solche Zusammenstellung, selbst wenn sie wirklich ein geschichtlicher Leitfaden wäre, wie der Verfasser meint, im regelmäßigen Schulbetriebe des Französischen keine Stätte finden. Aber der Schwierigkeiten sind noch mehr. Der Text wimmelt von Fachausdrücken, die der bürgerlichen und kirchlichen Verwaltung, der Rechtsprechung, dem Wirtschaftsleben des in der Umwandlung begriffenen Frankreich entstammen.

Wer nur einigermaßen den unbeschreiblichen Wirrwarr der Zustände Frankreichs um 1789 kennt, wird ohne weiteres einsehen, daß hier die Aufgabe des 'Annotateur' verzweifelt schwierig war. An dieser Klippe ist denn auch Herr Hardy gescheitert. Die im Hilfsheft vorausgeschickte geschichtliche Einleitung genügt in keiner Weise, und auch die Anmerkungen selbst lassen nur zu häufig im Stich. Die Menge der seltenen und unbekannten Worte muß den Schüler erdrücken, wogegen das überflüssigerweise angehängte Vocabulaire systématique nicht die geringste Hilfe bietet. Zudem finden sich Widerholungen, Ungenauigkeiten, die Erklärungen gehen mitunter nicht auf die Grundbedeutung zurück: es macht fast den Eindruck, als sei dem Herausgeber die Sache bei dem überaus verwickelten Stoff über den Kopf gewachsen.

Der deutsche Geschichtslehrer, der in der französischen Geschichte gut Bescheid weiß, aber auch nur der, wird eine Reihe von Stücken dieses Bändchens mit Nutzen und Interesse lesen und mit Vorsicht bei der Besprechung der Französischen Revolution in den obersten Klassen verwenden. Für die französische Schullektüre kommt dieser Band der Teubnerschen Sammlung, der bezeichnenderweise mit dem bekannten Abschnitt aus Goethes Kampagne in Frankreich in deutscher Sprache schließt, meines Erachtens nicht in Betracht.

2) Chateaubriand, Pages Choisies. Auteurs français. Herausgegeben von F. J. Wershofen. Trier, Lintz, 1913 (à 1,30 ℳ).

Der rührige und kundige Herausgeber will in dem vorliegenden Bändchen in sorgsam ausgewählten Abschnitten eine Übersicht über das Schaffen Chateaubriands geben, und man wird sagen müssen, daß ihm dies gelungen ist. Er bringt mit Recht ein Werk voll zum Abdruck: 'Les Aventures du dernier Abencérage', es folgen einige charakteristische Abschnitte aus 'Génie du Christianisme', ein Stück aus dem 'Itinéraire', die bekannte Schlachtschilderung aus dem sechsten Buch der 'Martyrs', und zuletzt steuern auch die 'Mémoires d'Outre-Tombe' ihr Scherflein bei. An der Spitze steht eine kurze, meisterhafte Skizze über Leben und Wirken Chateaubriands von Georges Pellissier. Die Deutsch geschriebenen Anmerkungen — Verfasser fällt, offenbar aus Versehen, einige Male ins Französische — sind knapp, aber zur Not ausreichend und durchweg sachkundig.

Es ist selbstverständlich, daß bei einer derartigen Auswahl nicht jedermanns Wünsche befriedigt werden können. Indessen möchte ich mir doch erlauben, dem Herrn Herausgeber folgende Bedenken zu unterbreiten. Es scheint mir, als ob wir die nur noch in Literaturgeschichten ein schattenhaftes Dasein führenden 'Martyrs' ruhig in ihrem papiernen Grabe ruhen lassen könnten. Die zweifellos vorhandenen Vorzüge, die auch Pellissier in der Einleitung rühmt: reiche Phantasie, Sinn für Größe, Rhythmus und Harmonie, finden wir gerade so gut in den anderen Werken unseres Dichters. Was aber als wesentliches Merkmal hinzukommt, ist minderwertig, und, was für Schüler besonders nach der negativen Seite entscheidend ins Gewicht fallen muß: das Buch und sicherlich der hier gegebene Abschnitt wimmelt geradezu von Anachronismen nach hinten

und nach vorn, so daß der Herausgeber, der das sicherlich sehr gut gewußt hat, nicht einmal den Versuch gemacht hat, sie in den Anmerkungen richtigzustellen. Bei einer zweiten Auflage möchte ich vorschlagen, lieber ein recht kennzeichnendes weltschmerzliches Stück aus 'René' zu bieten. Das wäre ein literaturgeschichtliches Dokument und führte an die Quelle der französischen Weltschmerzromantik. Wenn dann etwa noch ein besonders anmutiger Abschnitt — und es gibt deren viele — der Jugend des Dichters aus den 'Mémoires d'Outre-Tombe' eingeschoben würde, so wäre meines Erachtens ein wirklich lehrreicher Überblick über das Werk Chauteaubriands geschaffen, wie wir ihn bisher leider noch nicht hatten. Denn abgesehen von dem unbeschreiblichen Einfluß, den Chauteaubriand auf seine Zeit und die folgende Generation ausübte, das 'Feu sacré', das Napoleon bewundernd an ihm rühmt, übt noch heute auf den eindrucksfähigen Menschen, vor allem auf die Jugend, seine Wirkung, wovon ich mich im Unterricht immer wider überzeugen konnte.

3) En Bretagne, Description—Vie—Contes et Légendes, par Michelet, Souvestre, Flaubert, Coppée, Loti, France, Brizeux. ed. Wershoven. Trier, Lintz, 1913.

Es ist ein interessantes und reichhaltiges Bändchen, das uns vorliegt und von der geschickten, sicheren Hand des Herausgebers Zeugnis ablegt. Die Zusammenstellung beschränkt sich nämlich nicht auf die im Titel gegebenen Namen, auch Männer wie Renan, Jules Simon, Jean Aicard kommen zu Worte und von weniger bekannten Bretonen Le Goffic und Luzel; poetische, gut ausgewählte Beiträge liefern Le Braz, Victor Hugo, Hérédia und Theuriet. Dem Stoffe nach gehört das Bändchen etwa nach Sekunda. Für diese Klasse aber sind die Texte, glaube ich, reichlich schwer, und so habe ich nur das eine Bedenken, daß bei der Knappheit der Erklärungen der Lehrer sehr viel zu tun bekommt.

Auch möchte ich mir für eine Neuausgabe den Rat erlauben, doch bei jedem Stücke anzugeben, in welchem größeren Ganzen es sich findet. Das Französisch der Anmerkungen ist gut. Einmal oder zweimal ist der Herausgeber ins Deutsche geraten. An Einzelheiten erlaube ich mir anzumerken: S. 81, 14: précédé de statt par. — S. 82, 20: La Maine se jette, nicht tombe. — S. 12, 10: qui étaient assis, nicht s'asseyaient.

Berlin-Grunewald. P. Schlesinger.

---

1) Oskar Thiergen, Methodik des neuphilologischen Unterrichts. 3. Auflage. VIII und 170 S. 8. Teubner, Leipzig und Berlin, 1914. Geh. 3,40 ℳ, geb. 4 ℳ.

Das vorzügliche Werk, das jetzt in dritter Auflage erschienen ist, bedarf keiner weiteren Empfehlung mehr. Der Verfasser, der einen vermittelnden Standpunkt zwischen der alten grammatisierenden und der Reformmethode einnimmt, hat die Unterrichtsziele eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule im Auge. Für die Realschule, der die geistige Zucht der lateinischen Grammatik fehlt, hält er mit Recht eine mehr der alten Methode folgende Lehrweise für angemessen. Doch wird auch

der Neuphilologe am Gymnasium, der sich ja der neuen Methode nicht mehr verschließen darf, reiche praktische Belehrung aus dem Buche schöpfen.

Neu ist in dieser Auflage ein schönes Kapitel über den Idealismus im Unterricht (S. 158 ff.), ein guter Überblick über die Fachliteratur (S. 160—170) und eine Aufzählung der verschiedenen Unternehmungen von Sonderausgaben für die Lektüre (S. 106). Ferner, von geringerer Bedeutung, ein kurzer Abriß der germanischen Lautverschiebung (S. 90 ff.), einiges über die Gouinsche Methode (S. 26 f.) und wertlose Bemerkungen über die verschiedenen Arten von Lautzeichen in den hauptsächlichsten Wörterbüchern (S. 32). Das abgeänderte Kapitel über den Lehreraustausch (S. 2 ff.) ist durch den Krieg schon wider veraltet.

Es wäre zu wünschen, daß der leider auch sonst noch viel gebrauchte verkehrte Ausdruck *Teilungsartikel* — *verkürzter* und *unverkürzter* — (so S. 46) aus dem französischen Unterricht verschwände. Der Artikel drückt doch das Teilungsverhältnis nicht aus. Und in *de bon vin* ist der Artikel nicht verkürzt, nein, er ist überhaupt nicht da. Man spreche vielmehr etwa von 'partitivem *de* mit und ohne Artikel'.

2) Max Walter, Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht. Vortrag, gehalten auf dem XII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage zu München. 2. Auflage mit Ergänzungen und einem Anhang. 69 S. 8. Elwert, Marburg 1914. Geh. ca. 75 Pf.

3) Max Walter, Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Vortrag, gehalten auf dem XI. Dentschen Neuphilologentage zu Köln. 2. Auflage mit Ergänzungen und Anmerkungen. 43 S. 8. Elwert, Marburg 1914. Geh. 1 M.

Die Schriften zeigen die Anwendung der strengsten Reformmethode unter möglichst vollständigem Ausschluß des Gebrauchs der Muttersprache beim Unterricht. Die Beispiele sind fast nur dem Französischen entnommen. Das erste Buch, das das Vokabellernen im alten Sinne abschaffen will, enthält neu im Anhang vier Lehrproben von Wortschatzübungen und drei Beispiele für Bildung von Gouinschen Reihen.

Die in der zweiten Schrift geschilderte Methode ist nach des Verfassers Angabe nur anzuwenden auf Schüler, die sechs Jahre nach der Reformmethode unterrichtet worden sind. Doch kann auch der Anhänger einer maßvollen Reform manche methodischen Kunstgriffe daraus lernen.

4) Karl A. Krause, Über die Reformmethode in Amerika. Vier Vorträge während der Marburger Ferienkurse 1914. Mit einem Begleitwort von Max Walter. 67 S. Elwert, Marburg 1914. Geh. 1,50 M.

Der Verfasser ist Dozent an der Neuyorker Universität und Leiter des neusprachlichen Unterrichts an der Jamaica High School, Neuyork, City. Er steht auf dem Standpunkt der strengsten Reform. Max Walter nennt die Schrift im Vorwort 'einen wertvollen Beitrag zur Entwicklung der Methodik des neusprachlichen Unterrichts'.

Krause schildert die Anwendung der Reformmethode beim deutschen Unterricht an Neuyorker Schulen. Er gibt unter anderm eine ausführliche Darlegung des Lehrplanes und der Prüfungen der High Schools

der amerikanischen Hauptstadt und bespricht die in Amerika erschienenen Beiträge zur Reformmethode.

Nicht übergehen möchte ich die undeutsche Frage (S. 27): *Was tut es im Winter?* Worauf die Antwort erwartet wird: *Es ist kalt.*

5) Ew. Goerlich, Materialien für freie französische Arbeiten. Ein Hilfsbuch für den französischen Unterricht an sämtlichen höheren Lehranstalten. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. XII und 375 S. 8. Renger, Leipzig 1914. 5 ℳ.

Der Verfasser hat aus französischen Stilistiken, Aufsatzsammlungen und Geschichtswerken das für Schulzwecke Brauchbare ausgewählt und mit methodischen Winken für die Vorbereitung französischer Aufsätze zusammengestellt. Das Werk soll 'dem durch zahlreiche und zeitraubende Korrekturen und auch durch die infolge der neuen Anforderungen bedingte gründlichere und gewissenhaftere Vorbereitung schwer belasteten Lehrer des Französischen die Arbeit erleichtern und ihm Zeit und Mühe sparen'. Die neue Auflage ist von einem Nationalfranzosen auf stilistische Unebenheiten hin durchgesehen worden.

Die Benutzung des Buches wird für den Unterricht meiner Ansicht nach nur gelegentlich in Betracht kommen, da die Aufsätze doch in der Regel aus der Lektüre heraus erwachsen und ein solches Hilfsmittel in der Hand des Lehrers jedenfalls nur möglich ist, solange es den Schülern unbekannt bleibt.

Berlin-Friedenau. Erw. Wagner.

Rudolf Glaser, Fürst Alexander von Bulgarien. Eine historisch-politische Studie. Bensheim (Hessen), 1901. J. Ehrhard & Co. 55 S. 8. 1 ℳ.

Glasers Studie, vor vierzehn Jahren bereits erschienen, aber erst heute recht zeitgemäß geworden, gibt zunächst einen kurzen Überblick über die 'orientalische Frage', aus deren Gärungen das neue Fürstentum Bulgarien entstanden ist; einer kurzen Geschichte dieses Fürstentums folgt eine knappe Zeichnung des Vorlebens des auf den unsicheren Thron erwählten Hessenprinzen. Der Hauptteil ist der zeitlich kurzen, aber unendlich folgenschweren Regierung Alexanders selbst gewidmet: Wir sehen den jungen Fürsten unter erdrückenden Schwierigkeiten sich behaupten und zur Geltung bringen. 'Bulgarien für die Bulgaren', diese Losung der einheimischen Vaterlandsfreunde wird von ihm aufgenommen und gegen türkische Ansprüche und russische Willkür kühn und klug verfochten. Die Vereinigung von Nord- und Südbulgarien gelingt, aber dieser Staatsstreich führt zu inneren Wirren und äußeren Kämpfen, die eine große blutige Entscheidung fordern. Das kleine Serbien tritt als Hetzhund des großen russischen Bären in Tätigkeit; der Sieg ist auf seiten des in preußisch-deutscher Schule erwachsenen Führers der mit unwiderstehlicher Tapferkeit kämpfenden Bulgaren. Aber aufs neue setzt das Ränkespiel der Großmächte ein, und wider läßt Rußland seine Minen 'springen, seine Rubel rollen. Alexander muß der List und der Gewalt weichen, aber er hinterläßt seinem verratenen und verkauften Volk ein unverwüstliches

Erbe: die Erinnerung an eine mit Blut geweihte Heldenzeit, den Drang zur Selbständigkeit, die nimmer verlöschende Glut eines Nationalbewußtseins, das in dem herrlichen jungen Fürsten glänzend Gestalt geworden war. Die Idee bleibt lebendig, wenn auch ihr erster Vertreter gefallen ist; das Ideal, für das Alexander im Hinsinken noch einen Sieg erkämpft hat, drängt fort und fort zur Verwirklichung. Wenn heute die Bulgaren sich den Siegespreis erringen können, so danken sie es nicht am wenigsten dem Fürsten, der vor bald dreißig Jahren sich für ihre Unabhängigkeit geopfert hat. Die Geschichte hat dem Verfasser dieser Studie recht gegeben mit seinem seherischen Wort: Bulgarien 'ist für Rußland statt einer Schwelle zum Eintritt in die Balkanhalbinsel ein Damm geworden, an dem sich die Wogen des Panslawismus noch lange abmühen müssen, bis er durchbrochen ist'. Möge die treffliche Schrift nun bald eine neue Auflage erleben, aber dann, bitte, mit etwas weniger Fremdwörtern!

Darmstadt. Karl Berger.

Sieveking, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, zweite verbesserte Auflage 1915. = Meister, Grundriß der Geschichtswissenschaft, Reihe 2, Abteilung 2.

Das Erscheinen des Sievekingschen Buches in zweiter Auflage spricht dafür, daß es einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt. Wenn die neuere deutsche Wirtschaftsgeschichte, welche ohne starke Berücksichtigung der gesamteuropäischen Entwicklung nicht verständlich ist, hier doch vielleicht nicht in dem Maße zur Geltung kommt, wie man wohl erwartet, so erklärt es sich aus dem Programme des Grundrisses, welcher wissenschaftliche Belehrung mit knapper Darstellung und gedrängter Zusammenfassung vereinigen will.

Der umfangreiche Abschnitt I (Merkantilismus) umfaßt etwa das 17. und 18. Jahrhundert, noch eine Periode des Überganges von der gebundenen Verkehrswirtschaft des Mittelalters zur freien der späteren Zeit. Nach einem Hinweis auf Kapital und Unternehmung in den mittelalterlichen Städten und auf die Grundlagen der neuen Entwicklung (unter Hervorhebung der religiösen Bewegung in ihrer Bedeutung für den wirtschaftlichen Fortschritt) werden verschiedene europäische Staaten behandelt, um die Art zu untersuchen, wie in jedem von ihnen eine Förderung der Verkehrswirtschaft durch obrigkeitliche Regelung erstrebt wurde. Leitende Gedanken sind dabei etwa folgende: Im Vordergrunde des wirtschaftlichen Lebens stehen in dieser Periode nacheinander die beiden protestantischen Seemächte des Westens, in denen sich der Staat auf geldwirtschaftlich empfindende Klassen stützen konnte. Der Kern des Merkantilismus ist nicht ohne weiteres in dem System Colberts mit seinen die freien Regungen hemmenden Reglements und der einseitigen Begünstigung der Industrie in der Form des Großbetriebes sowie des Handels zu erblicken. Vielmehr ist zu beachten, daß in Holland und später unter der Parlamentsherrschaft in England eine den absolut regierten Staaten fremde Freiheit der Unternehmung sich ausbildete und zu großen kapitalistischen Organisationen in der Form von Aktien-

gesellschaften führte, die, wie in England die Bank von England, die neue Ostindische Kompanie und die Südseegesellschaft, eine hohe Bedeutung für das Wirtschaftsleben gewannen; daß in England auch die Landwirtschaft sich der staatlichen Förderung erfreute und die unter den Stuarts erteilten großen Industriemonopole zugunsten der kleinen Produzenten beseitigt wurden; und daß die englische Gesetzgebung in mancher Hinsicht einen freihändlerischen Charakter trug. Andrerseits fehlte es auch im parlamentarischen England zwar nicht an Merkmalen starker Gebundenheit, wie sie, unter dem Einfluß der Lehre von der Handelsbilanz und in der Navigationsakte zum Ausdruck gelangte (Beschränkung des auswärtigen Handels zugunsten des englischen Marktes und die Behandlung der Kolonien). Aber im Wettbewerb mit der englischen Wirtschaft erlag, wie S. 24—28 näher verfolgt wird, die französische. Für Deutschland, Preußen und den Osten wird S. 36 auf einige Momente hemmender Art hingedeutet, insofern eine die Reglements Colberts noch überbietende staatliche Bevormundung der Unternehmer stattfand, die Fürsten dem Adel in den östlicheren Gegenden weit entgegenkommen mußten und der Gegensatz zwischen Stadt und Land aufrecht erhalten blieb, während der westliche Merkantilismus bestrebt war, das ganze Land gewissermaßen zur Stadt zu machen gegenüber dem Ausland und den Kolonien. Im übrigen wird in bezug auf Deutschland (S. 28f.) ausgeführt, aus welchen Gründen dort im 17. und 18. Jahrhundert das Wirtschaftsleben daniederlag; wie bei der Unfähigkeit des Reiches die eigentliche Leitung der Wirtschaftspolitik den Territorien zufiel; wie die für die Gutsherrschaft des ostelbischen Deutschland charakteristische Eigenproduktion für den Export zu einer Notlage des Bauernstandes und zu der Bauernschutzpolitik der Fürsten führte; und wie durch die Gunst der Umstände auch manche Reichsstädte und kleineren Territorien zu einer gewissen Blüte gelangten. Eine besondere Berücksichtigung findet Preußen, indem die verschiedenen Maßregeln vorgeführt werden, durch welche Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große die Wirtschaft heben zu können meinten.

Für die nachmerkantilistische Zeit wird auch die Theorie wegen ihrer steigenden Bedeutung für das praktische Leben mitherangezogen. Abschnitt II (Die Grundlagen der freien Verkehrswirtschaft) beginnt mit den auf dem individualistischen Naturrecht aufgebauten und für Befreiung der wirtschaftenden Persönlichkeit von hemmenden Fesseln eintretenden Lehren der Physiokraten und des Adam Smith und betont unter anderm den Unterschied, daß jenen in erster Linie das Gedeihen des landwirtschaftlichen Unternehmers, diesem ein Nebeneinander selbständiger kleiner Eigentümer, Bauern und Handwerker als Ideal vorschwebte (wie in einer Schrift von 1793 auch Fichte). Weiter wird dargelegt, wie in dem Kampf zwischen England und Frankreich, mit welchem die Befreiung der nord- und südamerikanischen Kolonien in Zusammenhang stand, ein Zusammenbruch des Merkantilismus auf dem Gebiete des Handels erfolgte. Auf die Grundlagen der modernen agrarischen Entwicklung eingehend, behandelt der Verfasser zunächst den Gegensatz zwischen England, wo ein rationellerer Betrieb der Land-

wirtschaft den Sieg des kapitalistischen Großbetriebes unter Verdrängung der Bauern mit sich brachte, und Frankreich, wo entgegen dem Wunsche der Physiokraten durch die Revolution die Zahl der kleinen selbständigen Landwirte sich noch vermehrte; in bezug auf Deutschland wird dann festgestellt, daß die Agrarreform für den Südwesten nur eine Aufhebung der persönlichen und dinglichen Lasten ohne Veränderung der althergebrachten Bodenverteilung bedeutete, in Schleswig-Holstein und Österreich aber eine Rückbildung zu den Zuständen des Westens durch Parzellierung des Hoffeldes erstrebte, während in Mecklenburg im Sinne des englischen Musters verfahren wurde — ein Gesichtspunkt, welcher auch auf Preußen Einfluß ausübte, insofern hier den Hauptvorteil von der Reform die Gutswirtschaft hatte. Nachdem auch der Beseitigung der stadtwirtschaftlichen Beschränkungen des Gewerbes gedacht ist, wird die Aufhebung der Binnenzölle in deutschen Territorien, die Zolleinigung Deutschlands und die Bildung anderer größerer Wirtschaftsgebiete besprochen.

In III (Entfaltung des modernen Kapitalismus) spricht sich der Verfasser, von der Bank von England ausgehend, über die bei den großen zentralen Notenbanken befolgten Grundsätze aus und würdigt die Fortschritte der modernen Technik nach ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Sodann behandelt er den gewerblichen Großbetrieb, welchem infolge der modernen Kapitalorganisation und Technik in Widerspruch mit den Hoffnungen der Smithianer die Vorteile der neuen Freiheit zufielen, im Kampfe mit dem Handwerk; ferner die veränderte Lage der gleichfalls von den technischen Fortschritten erfaßten Landwirtschaft (Entvölkerung des platten Landes, die Deduktionen v. Thünens und die Konkurrenz entfernter Böden, Verschiebung des Schwerpunktes von der Landwirtschaft zur Industrie). Weiter wird die aus pessimistischer Beurteilung der Bevölkerungsvermehrung erwachsene Bevölkerungstheorie von Malthus und die darauf aufgebaute Lehre Ricardos vom Arbeitslohn besprochen und die verschiedene Stellungnahme beider zu den englischen Kornzöllen aus ihrer verschiedenen Auffassung der Grundrente erklärt. Die nächsten Kapitel bringen zur Darstellung die Durchführung des Freihandels in England und die Ausbreitung freihändlerischer Ideen auf dem Kontinent; die Beseitigung der Schranken des englischen Kolonialhandels sowie die Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika und der Leibeigenschaft in Rußland (Höhepunkt der von den Physiokraten und Smith erstrebten wirtschaftlichen Freiheit in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts); ferner die Opposition gegen den Freihandel, theoretisch begründet von Sismondi und von Liszt, dem glänzendsten Vertreter der historischen Schule, welcher für den Deutschen Zollverein einem erzieherischen Schutzzoll das Wort redete; endlich das nach der freihändlerischen Ära einsetzende Vordringen protektionistischer Ideen in den siebziger Jahren.

Abschnitt IV (Sozialismus und Kapitalismus) kennzeichnet nach einem kurzen Blick auf das Unzulängliche der Ansicht, daß nach Zerstörung der alten Organisationen und der staatlichen Regelung lediglich die Herstellung wirtschaftlicher Freiheit erstrebenswert sei, in Kapitel 1 der Saint-Simonismus, der ohne Feindschaft gegen das Kapital dies der Gesamtheit zugute kommen lassen wollte. Kapitel 2 befaßt sich mit

der gesellschaftlichen Organisation des Kapitals (in Aktienbanken), deren Bedeutung seit den fünfziger Jahren auch auf dem Kontinent diejenige der privaten Geldmacht (Haus Rothschild) zurückdrängte, insbesondere mit den Gründungen und großartigen Unternehmungen der Gebrüder Pereire und des Rheinländers Mevissen, welche von Saint-Simonistischen Ideen beeinflußt waren, während doch der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit sich noch verschärfte; auch der finanzielle Aufschwung nach dem Kriege 1870/71 wird berührt. Kapitel 3 behandelt die Anfänge des Anarchismus (Fourier), Owne und die englische Gewerkvereinsbewegung, den Gegensatz zwischen dem Anarchismus (Proudhon, Bakunin und Krapotkin) und dem in erster Linie auf Herstellung straffer Organisation gerichteten autoritativen Sozialismus (Louis Blanc, Marx), sowie die mancherlei Berührungspunkte beider mit der romantischen Richtung der Nationalökonomie (zu dieser vgl. S. 67/68). Kapitel 4 gibt das Wesentliche der Marxschen Theorien wider, welche in dem Sinne widerlegt werden, daß der Sozialismus nicht Beseitigung des Kapitals, sondern die möglichst beste Lage der Arbeitenden innerhalb des Kapitalismus erstreben sollte; im Anschluß daran wird auf Rodbertus, Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung kurz eingegangen. Kapitel 5 (Kapital uud Arbeit) handelt vom Vordringen des Staatsbetriebes und der Unternehmerverbände, auch von dem Streben nach fideikommissarischer Bindung des Grundbesitzes, mit Hinweis auf manche bedenklichen Seiten dieser ganzen Entwicklung, geht sodann zu den englischen Arbeiterorganisationen und deren Erfolgen über und kommt nach einem Vergleich zwischen der englischen und deutschen Sozialpolitik zu dem Ergebnis, daß, um soziale Forderungen im Rahmen des Kapitalismus durchzusetzen, eine Wirtschaftsverfassung wünschenswert sei, bei welcher dem kapitalistischen Unternehmer die Führung, den Lohnarbeitern nach Art der konstitutionellen Staatsverfassung gewisse Rechte einzuräumen seien. Ein Überblick über neuere Richtungen der Nationalökonomie in Kapitel 6 schließt das Buch.

Hervorhebung verdient noch das überall ersichtliche Bemühen des Verfassers, die wirtschaftliche Entwicklung in Zusammenhang mit der geistigen darzustellen und das Persönliche mit den Vorgängen und Zuständen in Wechselwirkung zu bringen. Umarbeitungen und Zusätze betreffen größtenteils den ersten Abschnitt; neu ist hier unter anderem die in Vergleich mit der ersten Auflage größere Ausführlichkeit in der vortrefflichen Darstellung der Finanzoperationen des Schotten Law.

An Meinungsverschiedenheiten gegenüber manchen Auffassungen, namentlich auch soweit es sich um Stellungnahme des Verfassers zu Problemen der Gegenwart handelt, wird es natürlich nicht fehlen; so dürften einige Ausführungen auf S. 102 und 103 manchem Widerspruch begegnen. Hier nur noch einige Worte über die Verwendbarkeit des Buches in der Hand von Studierenden und Lehrern der Geschichte. Anfänger werden zwar mit diesen Grundzügen nicht allzuviel anzufangen wissen, da sie ohne ein bescheidenes Maß volkswirtschaftlicher Vorkenntnisse nicht verständlich sind und überdies manche Tatsachen, deren nähere Beleuchtung für die Darstellung der großen Zusammenhänge entbehrlich erscheinen mag, für den Neuling aber ins Gewicht fällt, als bekannt

vorausgesetzt und nur kurz angedeutet, in einzelnen Fällen auch wohl übergangen werden. Etwas Fortgeschritteneren bieten sie aber eine Fülle von Belehrungen und sind geeignet, das Verständnis für wirtschaftsgeschichtliche Fragen zu vertiefen und zu weiteren Studien anzuregen, wobei die jedem Kapitel beigegebenen Quellen- und Literaturangaben erwünschte Hilfe leisten können. Auch Geschichtslehrern an höheren Schulen wird ein derartiges Buch zur eignen Weiterbildung gewiß willkommen sein. Auch die Frage, ob es in mehr direkter Weise für den Unterricht nutzbar gemacht werden könne, möchte ich nicht durchaus verneinen, obwohl es als Ganzes über die Aufgaben der Schule weit hinausgeht und andrerseits für manche Dinge, auf welche der Unterricht Wert zu legen pflegt, mehr oder weniger versagt (u. a. Assignatenwirtschaft, innere Kolonisation, Notlage der Fabrikarbeiter, deutsche Kolonialpolitik). Um beispielsweise von der preußischen Bauernregulierung (S. 54 f.), von dem Kampf zwischen Handwerk und Großindustrie (S. 67), den Fortschritten der Technik (S. 64), der englischen Freihandelsbewegung (S. 73—75) ein möglichst klares und eindrucksvolles Bild zu entwerfen, wird man gerne dieser oder jener Anregung Folge geben. Dazu kommen allerlei je nach Zeit oder Gelegenheit zur Mitteilung geeignete Einzelheiten (z. B. wirtschaftliche Bedeutung der englischen Subsidienzahlungen S. 32/33 und 64 und des französischen Ämterkaufes S. 22, die Rolle Polens in der Wirtschaftsgeschichte S. 35/36 und 59/60); auch manche Bemerkungen allgemeinerer Natur, so über Altertum und moderne Technik S. 61, Krieg und wirtschaftliche Verhältnisse S. 61/62; was Liszt in bezug auf England sagt (S. 79), wird gerade jetzt auch bei Schülern Interesse erregen. Meines Erachtens können die Grundzüge für Studium und Selbstunterricht und unter der durch den Zweck des Buches gebotenen starken Einschränkung auch als Hilfsmittel zur Vorbereitung auf den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten empfohlen werden.

Schwerin i. M. Rudloff.

---

1) Rudolf Schulze, Quellensammlung zur Staats- und Bürgerkunde. 1. Teil: Altertum und Mittelalter. 2. Teil: Die Neuzeit. Ferdinand Schöninghs Sammlung. 1/2. Bdch. Paderborn 1915. 76 u. 148 S. 75 ₰ und 1,20 ℳ.

Quellensammlungen sind nun einmal Mode! Und so gibt ein großer Verlag nach dem andern solche Sammlungen heraus. Ein angesehener Schulmann, womöglich ein Schulrat, wird gewonnen, und da jeder ordentliche Geschichtslehrer für sich eine Quellensammlung angelegt hat, so finden sich die Mitarbeiter ohne Schwierigkeit. Jede dieser Sammlungen hat dann auch ihre besondren Vorzüge. So will vorliegende Sammlung 'den Vortrag, den Bericht des Lehrers und die Verarbeitung des so gebotenen Stoffes in Frage und Antwort im Vordergrund stehen lassen. Nur ergänzend, unterstützend soll die Anschauung und Erfassung des Quellenmäßigen hinzutreten'. Auch das ist zu billigen, daß 'nicht in der Hand eines jeden Schülers neben dem eingeführten Lehrbuch auch die Quellenstoffe sich befinden sollen, sondern daß die Schule eine größere

Anzahl jedes einzelnen Bändchens einer abgeschlossenen Sammlung besitze, um sie der Schülerschaft überhaupt zugänglich zu machen und besonders auch diesen oder jenen strebsamen Schüler zu selbständigem Eindringen zu veranlassen'. Freilich liegt eine gewisse Gefahr darin, daß jede neue Sammlung, um nicht bloß nachzuahmen, zwar neue Stücke und oft recht hübsche Fündlein bringt, darüber dann aber das unbedingt Wichtige, nur weil es alt ist, wegläßt. Ferner bringt auch diese Sammlung die Quellen in Übersetzungen, was eigentlich von vornherein ein wirklich wissenschaftliches Eindringen in den Stoff ausschließt.

Was nun vorliegende beide Bändchen betrifft, so wollen sie die Staats- und Bürgerkunde als einheitlichen Entwicklungsgedanken durch die ganze Geschichte hindurch erläutern. Sehen wir zu, wie das geglückt ist. Den ersten Abschnitt bilden Quellen aus dem Altertum. Aber gleich das erste Stück, Auszüge aus Plutarchs Lykurgos über die Verfassung des Lykurg ist gar nicht 'Quelle', da der Wert des Berichts nur gering anzuschlagen ist und mehr einer Staatsutopie des dritten Jahrhunderts v. Chr. entspringt, als auf selbständiger Kenntnis beruht. Und auch der Quellenwert der Stücke aus der Gesetzgebung des Solon, die der Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener entnommen sind, ist gering. Ebensowenig ist der Bericht des Polybius über die römische Verfassung wirkliche Quelle. Die anderen Stücke aus Inschriften haben an sich Wert, vermitteln aber kaum eine Kenntnis der Entwicklung. Im zweiten Abschnitt wird zunächst das Verhältnis zwischen Staat und Kirche im Mittelalter behandelt. Hier verdient die Sammlung Kurzes bei Lambeck, soviel auch gegen sie einzuwenden ist, den Vorzug. Die hier gebotenen Stücke, an sich ganz interessant, wie der Abschnitt aus der Donatio Constantini, — übrigens wohl schon 752, nicht erst im neunten Jahrhundert entstanden, — und das Privileg Ottos I. vom 13. Februar 962 geben doch keine zusammenhängende Entwicklung. Der Bericht Nikolaus I. über die isidorischen Dekretalen vom Januar 865, allerdings auch bei Kurze fehlend, die Schreiben Gregors I., die Pippinische Schenkung, die Schreiben Gregors VII. an Heinrich IV. und dessen Brief, die Bannbulle Gregors, der Friede von Venedig, die Verfluchung Friedrichs II. 1245, durften nicht fehlen. Auch gehören die Stücke 25—28 in den Abschnitt I. Das Stück 25, die Anzeige der Königswahl Rudolfs von Habsburg, zeigt übrigens recht deutlich, wie nötig ein Zurückgehen auf den lateinischen Text ist. Die Kurfürsten bitten: *approbationis applausu dignemini ad diadema evocare,* was mit dem einfachen: 'bestätiget seine Wahl', doch nicht ganz getroffen ist, während das '*nominamus te regem Romanorum*' des Papstes mit 'ernennen' eher zutrifft. Die folgenden Stücke über Königtum und Kaisertum sind zweckmäßig ausgesucht, doch gehört das Kapitel aus Macchiavellis Principe nicht in diesen Zusammenhang. Was zu 'Lehnswesen, Gericht und Landfrieden', sowie zur Geschichte der Territorien beigebracht wird, ist gut; Beachtung verdient das Kaiserliche Privileg für Dortmund von 1332.

Der zweite Band bringt zunächst Urkunden zur Geschichte des Deutschen Reiches. Hier durfte aber das Wormser Edikt, die Beschlüsse der Speirer Reichstage von 1526 und 1529, die Protestation nicht fehlen.

Zweckmäßig ist die Zusammenstellung der Rheinbundsakte, der Grundgesetze des Deutschen Bundes, der Verfassung von 1849 und der von 1871. Auch die Auszüge aus dem Gerichtsverfassungsgesetz, der Versicherungsordnung, der Gewerbeordnung sind interessant, gehören aber mehr in einen selbständigen Abriß der Bürgerkunde, der in irgendeiner Form doch allen Schülern zum dauernden Besitz zu empfehlen ist. Was zur preußischen Geschichte beigebracht wird, ist auch gut ausgewählt, so die Akziseordnung von 1667. Dagegen sollte die Einsetzung des Geheimen Rats von 1604, nach Kosers letzten Ausführungen, nun allmählich doch nicht mehr als besonders wichtig angesehen werden. Nicht hierher gehört der Auszug aus dem Antimachiavell. Daß aus den Verfassungsurkunden der deutschen Staaten Auszüge gegeben werden, verdient Beifall, aber dann durfte die so charakteristische hessische Verfassung von 1831 nicht fehlen. Nicht recht einverstanden bin ich mit der Auswahl zur Geschichte der außerdeutschen Staaten. Das berühmte Kapitel XI 6 aus Montesquieu über die Verfassung Englands zeigt doch nur Montesquieus falsche Auffassung, und mußte durch Nebeneinanderstellung der betreffenden Abschnitte aus der Verfassung der Vereinigten Staaten von 1789 und der französischen von 1791 ergänzt werden, wie andrerseits der Auszug aus Sieyès Rousseaus Contrat social voraussetzt und durch die Menschenrechte und die Verfassung von 1793 illustriert wird. Für England ist die Auswahl doch sehr dürftig. Magna Charta geht noch, aber der Modus tenendi Parliamenti ist eine sehr anfechtbare Quelle. Und die Declaration of Rights 1689 setzt so manches andre voraus.

Auch bei dieser Quellensammlung komme ich zu dem Ergebnis, daß sie dem kritischen Lehrer manches Wertvolle bietet, dagegen kaum den Schüler zu 'selbständigem Eindringen' veranlassen kann.

2) Richard Herold, Bismarck. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1915. 32 S. 50 ₰.

Zur Hundertjahrfeier von Bismarcks Geburtstag hat Professor Herold, Oberlehrer an der Lateinischen Hauptschule in Halle, in recht ansprechender Weise den Schülern Bismarcks Leben vorgeführt, wie es wohl ähnlich, manchmal noch besser, oft vielleicht schlechter an allen preußischen höheren Schulen geschehen ist. Doch haben freilich nicht alle diese tausend Schulen gleich eine Verlagsbuchhandlung in so bequemer Nähe, die die Rede druckt. Und das ist auch ganz gut so! Man denke, tausend Bismarckreden!

3) Hans Mähl, Lesebuch zur Weltgeschichte. Stuttgart und Berlin 1915. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 185 S. 1 ℳ.

Die vorliegende Sammlung will zunächst aus Worten führender Männer geschichtliches Verständnis der Gegenwart vermitteln und bringt daher ein Stück aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen über die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses, die Reichskanzlerreden vom 6. Februar 1888 und vom 2. Dezember 1914, ferner Abschnitte aus der Bismarckbiographie von Marcks und Aufsätze von Hintze, Harms, Rohrbach, Jäckh, Sering und Meinecke. Also teils Quellen, teils geschichtliche und politische Betrachtungen! Die Auswahl ist nicht übel;

und doch habe ich auch ihr gegenüber die selben Bedenken wie bei der ganzen Quellenbewegung. Ich meine, jeder Lehrer macht die verwickelten Verhältnisse moderner Politik am besten auf seine Weise seinen Schülern klar, indem er je nach ihrem Standpunkt seine Worte wählt. Gelegentlich wird er auch einmal Charakteristisches oder gut Formuliertes vorlesen. Dazu bietet auch vorliegende Sammlung ihm ein bequemes, nur zu bequemes Hilfsmittel, aber eben dem Lehrer, während doch der Zweck dieser und aller ähnlichen Werkchen Massenabsatz an die Schüler ist. Und der läßt sich, trotzdem, wie es heißt, alle Welt, d. h. Verleger und Sammlungsherausgeber, sich über den ungemeinen Wert der Quellenlektüre im Unterricht einig sind, doch nicht erreichen! Man kann eben den Schülern oder ihren Vätern nicht zumuten, nur damit sie diesen oder jenen Abschnitt selbst lesen, alle die kleinen Quellensammlungen zur alten, mittleren, neueren, neuesten und jetzt allerneuesten Geschichte zu kaufen, auch wenn sie noch so billig sind.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

H. K. Steins Lehrbuch der Geschichte für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Neu bearbeitet von Hans Kolligs, Paderborn, Ferdinand Schöningh. Mittelstufe: I. Teil (Quarta) 9. Aufl. 1913 1,60 ℳ. II. Teil (Untertertia) 8. Aufl. 1914 1,40 ℳ. III. Teil (Obertertia) 6. Aufl. 1913 1,40 ℳ. IV. Teil (Untersekunda) 5. Aufl. 1913 1,60 ℳ. Oberstufe: I. Teil (Obersekunda) 15. Aufl. 1915 2,80 ℳ. II. Teil (Unterprima) 13. Aufl. 1914 2,80 ℳ. III. Teil (Oberprima) 13. Aufl. 1915 2,80 ℳ.

Dem in erster Linie wohl in überwiegend katholischen Schulen benutzten Lehrbuche darf bezeugt werden, daß es sich in konfessionellen Dingen großer Sachlichkeit befleißigt, ohne dadurch farblos zu werden.

Sowohl im gewaltigen Ringen des Mittelalters zwischen Kaisertum und Papsttum, als auch später in dem großen, in den Reformkonzilien gipfelnden Geisteskampfe innerhalb der Kirche wird Licht und Schatten gewissenhaft verteilt, und die Reformation erfährt eine, wenn auch Luthers Persönlichkeit und Bedeutung nicht ausschöpfende, so doch sachlich einwandfreie Beurteilung. Das Buch kann nach dieser Richtung hin unbedenklich auch in rein oder überwiegend protestantischen Anstalten ohne jedes Bedenken gebraucht werden, zumal da es dem Lehrer ja unbenommen bleibt, wo es ihm angebracht erscheint, Schatten zu vertiefen oder lichtere und wärmere Töne in die Darstellung zu bringen. — Wenn man von Fachgenossen, die nach dem Steinschen Buche unterrichtet haben, darüber klagen hört, daß darin das Gegenständliche zu sehr hinter einer allzu breiten Behandlung der politischen und Kriegsgeschichte zurückgetreten sei, so trifft dies Bedenken für die vorliegenden Auflagen nicht mehr zu. Durchaus mit Recht betont der jetzige Bearbeiter, daß er dem Kulturgeschichtlichen besondere Aufmerksamkeit zugewandt habe, und der Forderung nach Stoff für die staatsbürgerliche Belehrung ist, soweit das Lehrbuch ihn bieten kann, ausreichend und mit Geschick Genüge geleistet.

Dagegen darf gerade in dieser Zeitschrift nicht verschwiegen werden, daß den Bearbeitern die mittelalterliche und neuere Geschichte mehr gelegen zu haben scheint als die alte. Denn der für unsre Gymnasien so wichtige Obersekundateil erhebt sich auch in der eben (1915) heraus-

gekommenen 15. Auflage nicht über das Althergebrachte und läßt die Berücksichtigung der Ergebnisse unsrer Altertumswissenschaft gelegentlich doch recht sehr vermissen. So ist es, um nur weniges anzuführen, meines Erachtens nicht mehr angängig, die Urgeschichte mit 16 Zeilen ganz allgemein bekannten Inhalts abzutun. Denn wenn auch allein das Ringen zwischen den Richtungen Schuchhardt und Kossinna deutlich zeigt, daß auf diesem Gebiete noch große Probleme der Lösung harren, so kann doch kein Einsichtiger der vorgeschichtlichen Forschung den Rang einer Wissenschaft mehr bestreiten wollen. Und daß auch der Schulunterricht an ihr nicht vorübergehen darf, verlangen, abgesehen von der wissenschaftlichen Verpflichtung, schon unsre herrlichen Museen und Sammlungen, die ja gerade auf diesem Gebiete oft bis in kleine Provinzialstädte wertvolle Gegenstände und Anregungen bieten. Unzulänglich ist auch die Behandlung der mykenischen Kultur, der kaum eine Seite gewidmet ist und die in den großen Aegaeischen Kulturkreis einzureihen auch gar nicht versucht wird (Kreta fehlt!). Überhaupt kommt die bildende Kunst nicht zu ihrem Rechte; die wichtige Frage des griechischen Theaters wird übergangen; was über den Tempelbau und die Säulenordnungen gesagt wird (S. 85 u. 86), genügt nicht. Liebevoller und mit Geschick ist die Literatur behandelt, auch erfreulicherweise die Philosophie, wobei man allerdings Platon und Aristoteles (S. 123—125) zwar nicht mehr Raum, aber eine die Probleme tiefer fassende Darstellung gewünscht hätte, was doch schon für die Fassungskraft des Obersekundaners möglich ist. — Auch in der politischen Geschichte wird der mit dem heutigen Stande der Forschung vertraute Althistoriker nicht immer ganz zufrieden sein. So ist das Verhältnis Solons zu Drakon (S. 31 u. 32) nicht nach der *Ἀϑηναίων Πολιτεία* dargestellt; bei der Kleisthenischen Verfassung (S. 35—37) vermißt man eine Erklärung der ursprünglichen Bedeutung der 'Phyle' und die Andeutung, daß die Neueinteilung uns eigentlich recht unklar bleibt. In der römischen Geschichte fällt auf, daß die Licinisch-Sextische Gesetzgebung (S. 172) wie eine unbestrittene Tatsache behandelt wird, wobei Nieses berechtigte Bedenken gegen das Ackergesetz unberücksichtigt bleiben; daß Marius immer noch als der Sohn eines 'armen Tagelöhners' bezeichnet wird (S. 232), während wir doch jetzt wissen, daß er nicht *agresti,* sondern *equestri loco* stammt u. a. m. Der Kaisergeschichte im Unterprimateile ist ein so knapper Raum zugemessen worden, daß eine volle Würdigung ihrer Bedeutung von vornherein ausgeschlossen war, was bei der Darstellung der diokletianisch-konstantinischen Neuordnung besonders empfindlich zutage tritt.

Trotz dieser Einschränkungen glaube ich, daß auch der Obersekundateil in der Hand des Lehrers ein brauchbares Handwerkszeug zu sein vermag, wie es die beiden obersten Teile zweifellos sein werden. Und was von der Oberstufe Gutes gesagt worden ist, das gilt in gleichem Maße für die Mittelstufe, deren Text dem Klassenverständnis durchaus angepaßt ist; nur wird sich fragen lassen, ob wir auf dieser Stufe nicht noch viel mehr das Biographische und die Einzelbilder bevorzugen müßten.

Berlin-Schlachtensee. Julius Koch.

1) Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer im Maßstab 1:500000. Neu bearbeitet und erweitert unter Leitung von Prof. Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. 3. bis 7. Lieferung, jede Lieferung zu 2 Blättern 3 ℳ, einzelne Blätter 2 ℳ.

Die rühmlichst bekannte Vogelsche Karte erscheint hier erweitert durch Einbeziehung der österreichischen Alpenländer. Die erschienenen Lieferungen enthalten eine Reihe von Blättern, die während der Kriegszeit ganz besonderes Interesse besitzen, Straßburg i. E. (umfaßt u. a. das ganze Grenzgebiet von Longwy bis Saales), Posen (reicht ostwärts bis Lodz), Königsberg i. Pr. (südwärts bis Rastenburg). Vor allem aber umfassen die Blätter Mailand, Triest, Agram ganz den voraussichtlichen italienischen Kriegsschauplatz. Die klare Darstellung der Geländeform, der Waldflächen und Sumpfniederungen ist für das Studium der Ereignisse im Osten von besonderem Wert.

2) Johannes Walther, Der geologische Unterricht als Grundlage und Abschluß des erd- und naturkundlichen Unterrichts. 39 S. Leipzig, Teubner, 1915. Geb. 1,40 ℳ.

Johannes Walther hat das große Verdienst, zuerst mit Nachdruck betont zu haben, daß ein naturgemäßer Gang des Unterrichts nicht über die Mineralogie zur Geologie führt, daß für die Schule die Geologie überhaupt viel wichtiger ist als die Mineralogie. Gemäß dieser Anschauung weist er auch in dem vorliegenden Heftchen in beredten Worten auf den hohen Bildungswert der Geologie im Schulunterricht hin und gibt wertvolle Winke für die Gestaltung des Unterrichts, im besondern über Beobachtung im Freien, Herstellung von einfachen Karten und Profilen, über Übungen im Lesen der geologischen Karten, über Anfertigung von Modellen und Anlegung von Schulsammlungen.

3) Geographische Zeitschrift. Register zu den Jahrgängen 1905—1914. Bearbeitet von D. Häberle. 160 S. Leipzig, Teubner, 1915. Geh. 6,80 ℳ.

In sehr übersichtlicher Anordnung wird zuerst ein systematisches Verzeichnis gegeben, dann ein Verzeichnis der Abbildungen und Tafeln und endlich ein alphabetisches Verzeichnis, in dem die Aufsätze nach den Verfassern, Mitteilungen, Besprechungen u. dgl. nach dem Titel geordnet sind. Das Register wird jedem Benutzer der Zeitschrift hoch willkommen sein. Das systematische Verzeichnis ist übrigens an sich schon geeignet, ein Bild zu geben von der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der Erdkunde im letzten Jahrzehnt.

4) W. M. Davis u. G. Braun, Grundzüge der Physiogeographie. II. Morphologie zum Gebrauch beim Studium und auf Exkursionen. Zweite Auflage. 226 S. mit 94 Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner, 1915. 5 ℳ.

Von der Davis-Braunschen Physiogeographie erscheint hier der für sie eigentlich bezeichnende Teil in abgetrennter Ausgabe. An der Darstellung ist nur wenig geändert. Es bleibt der alte Vorzug, eine scharfe Verfolgung des Ablaufs der Erosionsvorgänge, unterstützt durch die anschaulichen Blockzeichnungen, es bleibt aber auch der alte Mangel, die

Einführung einer höchst sonderbaren Kunstsprache. Wir treffen widerum die insequenten, resequenten usw. Flüsse, wir treffen die Textur, worunter die Dichte des Talnetzes verstanden wird. Es wird in merkwürdiger Gegenüberstellung normale, marine und glaziale Erosion unterschieden. Auch wo die anglo-lateinischen Ausdrücke übertragen werden, geschieht dies oft durch deutsch aussehende Vokabeln, die in Wirklichkeit kein Deutsch sind. Die Art, wie die Ausdrücke 'alt' und 'jung' für Landschaftsformen gebraucht werden, ist mindestens sehr mißverständlich ('jugendlich' und 'gealtert' möchte angehn; nur wirken solche Vergleiche, wenn sie zu oft angewandt werden, langweilig). Eine 'reif zerschnittene Hochfläche' ist überhaupt nichts. 'Beschleunigte' und 'verzögerte' Flüsse kann ich nicht für eine Bereicherung der deutschen Sprache halten. Ob '*subdued mountains*' eine schöne Bezeichnung ist, mögen die Engländer entscheiden, aber ein 'unterjochtes Bergland' (für ein durch Abtragung stark erniedrigtes!) ist für mich eine gründliche Geschmacklosigkeit. Glücklicherweise ist wenigstens das irokesische Wort *monadnock* abgeschafft; auf Seite 11 wird sogar ziemlich lebhaft polemisiert gegen diese von Davis eingeführte und auch in der ersten Auflage des vorliegenden Buches empfohlene Bezeichnung.

Hoffentlich bleibt die deutsche Schule verschont vom Eindringen der Davisschen Nomenklatur.

Sachlich fällt sehr auf, daß das Buch von Flußterrassen nur solche kennt, die in die eigenen Aufschüttungen des Flusses eingeschnitten sind, wo doch fast jedes deutsche Flußtal Terrassen zeigt, die der Fluß aus dem anstehenden Gestein herausgearbeitet hat.

5) K. Rüsewald, Praktische Erdkunde. Breslau, Hirt, 1914. Geb. 3,50 ℳ.

Das Buch bietet eine sehr hübsche Anleitung zu einer großen Anzahl von Beobachtungen aus dem Gebiet der astronomischen Geographie, physischen Erdkunde, Geologie und Siedelungskunde, die hoffentlich recht viele Lehrer der Erdkunde dazu anregt, mit ihren Schülern solche Beobachtungen auszuführen.

Einzelne Ausstellungen seien gestattet: Auf S. 39 ist für den Erdradius 6370 km angegeben und daraus der Erdumfang zu 40000 km berechnet. Dies Verfahren stellt aber den Sachverhalt auf den Kopf. In Wirklichkeit ist die Größe des Erdumfangs durch die bekannte Bestimmung des Meters festgelegt und die Größe des Radius daraus durch Rechnung gefunden. Das Gnomon (S. 77) ist unrichtig; es heißt der Gnomon. Die Abbildung eines Standzylinders auf S. 109 verstößt stark gegen die Perspektive. Für die von dem Verfasser mit Recht sehr empfohlene trapezförmige Projektion ist es nicht nötig, dem Schüler die Größen der Gradbögen mitzuteilen; man kann ihm sehr leicht die Anleitung geben, sie durch Konstruktion selbst zu finden. Ist nämlich G der Abstand von zwei aufeinanderfolgenden Parallelkreisen, g der aufeinanderfolgender Meridiane auf dem Parallelkreis von der geographischen Breite φ, so ist $g = G \cos \varphi$, was leicht zu konstruieren ist. Ist z. B. in Figur 31 des vorliegenden Buchs $AO = G$, so ist $g = PQ$.

6) Verhandlungen des 19. Deutschen Geographentags zu Straßburg i. E., v. 2.—7. Juni 1914. Berlin, D. Reimer, 1915. Geh. 8 M.

Die Verhandlungen des 19. Deutschen Geographentags, der in der Pfingstwoche 1914 in Straßburg tagte, bieten eine Fülle interessanten Stoffes, aus dem folgendes hervorgehoben sein mag.

Geheimrat Dr. Hans Meyer (Leipzig) berichtet über Land und Leute von Urundi im äußersten Westen von Deutsch-Ostafrika. Urundi (ungefähr so groß wie Pommern) ist ein Hochland mit abgerundeten Geländeformen, größtenteils Grasland; die versumpften Täler sind von ungeheuren Papyrusdickichten erfüllt. Urundi bildet einen Lehnsstaat mit straffer Königsgewalt. Das Hirtenvolk der Batussi, hamitischer Abkunft und von riesenhaftem Wuchs, noch nicht 50000 Köpfe stark, herrscht als Kriegerstand über die $1\,^1/_2$ Millionen zählende Negerbevölkerung der ackerbauenden Bahuta. Die Batussi sind vor ungefähr 400 Jahren von Norden her eingewandert; durch ihre Wehrhaftigkeit haben sie das Land vor den Sklavenjagden der Araber geschützt. Die deutsche Regierung begnügt sich bis jetzt mit einer äußerlichen Anerkennung ihrer Oberhoheit.

Dr. Klute (Heidelberg) hat sechs Monate lang Beobachtungen im Kilimandscharogebiet angestellt. Das interessanteste Ergebnis dürfte sein, daß, wie die Verteilung der Gletscherspuren zeigt, die Passatzonen in der Eiszeit die gleiche Lage hatten wie jetzt. Daraus geht hervor, daß auch die Lage des Äquators damals keine andere war, also die Eiszeit nicht durch Polverschiebungen hervorgerufen sein kann.

Professor Thorbecke (Mannheim) schildert auf Grund einer Forschungsreise die Landschaften Wute und Tikar in Mittelkamerun.

Wute ist Ebene mit inselartigen Bergen, Tikar Hochland ebenfalls mit Inselgebirgen. Die Bodenformen sind bei beiden ähnlich; sie sind entstanden unter der Wechselwirkung einer dreimonatigen Trockenzeit mit gewaltigen Temperaturgegensätzen und einer neunmonatigen Regenzeit, die ungeheure Schichtfluten hervorruft. Die kriegerischen Bewohner von Wute sind von den Deutschen nach heftigem Widerstand zur Ruhe gebracht, die Leute von Tikar sind friedfertige und fleißige Ackerbauer. Wirtschaftlich vielversprechend ist es, daß sie überall Baumwolle ziehn. Der Nordosten des Gebiets steht unter der Herrschaft der Fulahfürsten von Tibati. Die Fulah sind in der beherrschten Negerbevölkerung schon beinahe aufgegangen. (Für die Besucher der Straßburger Tagung fand Professor Thorbeckes Vortrag eine besonders schöne Veranschaulichung durch die Ausstellung trefflicher Aquarelle von der Hand seiner Gattin, die ihn auf der Reise begleitet hat.)

Über Erfahrungen und Beobachtungen von der Kameruner Grenzexpedition 1912/13, der klimatische und gesundheitliche Umstände sowie Feindseligkeiten der Eingeborenen ungewöhnlich große Hemmnisse entgegensetzten, liegt ein Bericht von Dr. Hans Gehne vor (der Verfasser ist inzwischen in Frankreich gefallen).

Dem geographischen Unterricht gewidmet ist ein sehr ausführlicher Vortrag von Professor Felix Lampe über den von ihm vorgelegten Lehrplan für den erdkundlichen Unterricht an höheren Lehranstalten für die männliche Jugend (dem zur Verwirklichung fürs erste allerdings noch

die nötigen Unterrichtsstunden fehlen), sowie Vorträge von Lyzealdirektor Heinrich Fischer über die Erdkunde an den Lehranstalten für die weibliche Jugend und von Oberlehrer R. Bitterling über 'Schülerwanderungen und Erdkundeunterricht'.

Der Leiter der Straßburger Erdbebenwarte, Geheimrat Hecker, macht Mitteilung von der Bearbeitung der Beobachtungen über die mitteleuropäischen Erdbeben vom 16. November 1911 und vom 20. Juli 1913. Es waren keine Weltbeben; die entfernteste Station, an der sie sich bemerklich machten, war Baku. Der Herd lag bei beiden an der selben Stelle unweit Hechingen. Die Tiefe des Herdes zu bestimmen, war trotz des unvergleichlich reichlichen Beobachtungsmaterials nicht möglich. Früher versuchte Bestimmungen der Herdtiefe von Erdbeben können deshalb erst recht keine Zuverlässigkeit beanspruchen. Der Verbreitung der Erschütterung war sehr von örtlichen Umständen beeinflußt; dünne Oberflächenschichten lockeren Bodens bewirkten eine bedeutende Verstärkung, wie sie sich besonders in der starken Erschütterung der Stadt Konstanz zeigte, dicke Schottermassen dagegen wirkten dämpfend. Lichterscheinungen während des Erdbebens, von denen berichtet wurde, rührten wahrscheinlich von Störungen in den Leitungen der elektrischen Werke her.

Ein Vortrag von Geheimrat Professor Sigmund Günther (München) weist darauf hin, daß außer den Hauptformen der Erdbeben (Einsturzbeben, vulkanische Beben, tektonische Beben) auch noch Zwischenformen zwischen diesen anzunehmen seien.

Professor G. Braun (Basel) behandelt die Morphologie der südlichen Rheinebene. Da zum Verständnis seiner Ausführungen das beigegebene Veranschaulichungsmaterial unentbehrlich ist, kann hier nicht darauf eingegangen werden. Auch für den Vortrag von Professor R. Langenbeck (Straßburg) über 'Bau und Oberflächenformen der Vogesen', der durch die Zeitereignisse erhöhtes Interesse gewonnen hat, muß auf das Original verwiesen werden.

Nach Form und Inhalt wohl der genußreichste Vortrag der Tagung war der von Privatdozent Oberstabsarzt Dr. Ernst H. L. Krause (Straßburg) über Besonderheiten der elsaß-lothringischen Flora. Zu einer mageren Inhaltsangabe eignet er sich nicht; er sei zum Lesen angelegentlichst empfohlen. Besonders die Ausführungen über das botanische Erbe der Römerzeit wird viele Leser dieser Zeitschrift interessieren.

Außerordentlich interessant sind auch die Ausführungen von Geheimrat Professor Wolfram (Straßburg) über Siedelungsprobleme in Elsaß-Lothringen. Er zeigt, wie keltische, römische, alemannische und fränkische Siedelung nacheinander dem Lande ihren Stempel aufgedrückt haben, so daß ihre Spuren noch heute sichtbar sind. Die Sprachgrenze insbesondere hat seit der Völkerwanderungszeit nur ganz geringe Änderungen erlitten.

Den Schluß machen die Vorträge von Professor Weule (Leipzig) über Völkerwanderungen in Afrika, Hauptmann a. D. Dr. Friederici über malaio-polynesische Wanderungen und Dr. Fritz Krause über Wanderungen nordamerikanischer Indianer. Die große Mehrzahl der Leser wird mit

Staunen wahrnehmen, welche gewaltige Arbeit auf diesem Gebiet die völkerkundliche Forschung geleistet hat. Für das Verständnis der Völkerverschiebungen, von denen uns Europas Geschichte meldet und die Vorgeschichte Schlüsse ziehen läßt, ist der hier aufgehäufte Vergleichungsstoff von unschätzbarem Wert. Erinnert doch z. B. schon die oben angeführte Stellung der Batussi von Urundi lebhaft an die der germanischen Eroberer auf dem Boden des Weströmerreichs.

Eine wichtige Beigabe sind noch die Berichte über die wissenschaftlichen Ausflüge des Geographentags. Sie eignen sich dazu, wenn dereinst der Friede eingekehrt ist, als wissenschaftlicher Wegweiser für den zu dienen, der das Reichsland mit offenen Augen durchreisen will.

7) Gemäß dem Plan, den der im elften Heft des Jahrgangs 1914 erschienene Aufsatz des Herausgebers 'Unsere Aufgabe im Kriege' entwirft, läßt es sich A. Hettners Geographische Zeitschrift (B. G. Teubner, Leipzig) angelegen sein, aus berufener Feder Aufsätze zu bringen, die sich auf die Schauplätze des jetzigen Krieges beziehn. So enthält das vierte Heft des Jahrgangs 1915 Aufsätze von J. Partsch über den karpathischen Kriegsschauplatz, von Fr. Braun 'Zum Kampf um die Meerengen' und von K. Uhlig 'Der südafrikanische Bundesstaat und Deutsch-Südwestafrika'. Von Interesse ist auch die von W. Halbfaß nach der amtlichen Volkszählung von 1911 gegebene Tafel der Nationalitätsverhältnisse in Tirol südlich des Brenners. Diese verliert allerdings stark an Wert dadurch, daß, wie der Verfasser selbst hervorhebt, dabei die Ladiner ohne weiteres den Italienern zugezählt sind. Und doch wollen wenigstens die Grödener und Enneberger Ladiner von einer Gemeinschaft mit den Italienern gar nichts wissen.

Die schon im November in der 'Geographischen Zeitschrift' erschienene Abhandlung des Grazer Geographen Professor Sieger über 'die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik' ist jetzt auch als Sonderabdruck im Verlag von B. G. Teubner erschienen und dürfte vielen willkommen sein, die sich über die verwickelten Verhältnisse des verbündeten Staates zu unterrichten wünschen.

Schulpforte. L. Henkel.

---

1) Eugen Netto, Elementare Algebra. 2. Aufl. Mit 19 Figuren im Text. X u. 200 S. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin, 1913. Geb. 5 ℳ.

Das vorliegende Buch, das, wie im Titel und im Vorwort hervorgehoben wird, vorzugsweise für junge Semester bestimmt ist, bespricht in acht Kapiteln die Gleichungen ersten Grades, die reinen und die quadratischen Gleichungen zweiten Grades, Kombinatorik, den binomischen und den polynomischen Satz, die Determinanten, lineare Gleichungen mit mehreren Unbekannten, die reinen Gleichungen n^{2ten} Grades und endlich die Gleichungen dritten und vierten Grades.

Nicht die gewählten Themata — die man in allen Lehrbüchern widerfindet —, sondern die Art der Behandlung ist eigenartig und charakteristisch. Das Buch ist nämlich aus Vorlesungen entstanden und

als eine Reihe von Vorlesungen gedacht. 'Den Charakter von Vorlesungen', sagt Verfasser im Vorwort, 'erblicke ich aber darin, daß auf strenge Systematik verzichtet werden kann, daß es sich bei einer Reihe von Fragen mehr um Anregung als um völlige Erledigung handelt, daß das gleiche Thema bald abgebrochen, bald wider aufgenommen und weiter fortgeführt werden darf.'

In der glücklichen Durchführung dieser Gedanken ruht der Hauptwert des Buches. An fast jedes Problem werden verwandte, ähnliche Fragen angeschlossen und mehr oder weniger weitgehend behandelt, Fragen, die nicht willkürlich herbeigezogen werden, sondern sich zwanglos aus dem Zusammenhang ergeben. In dem Bestreben, ein vorgelegtes Problem von allen Seiten her zu beleuchten, begnügt sich Verfasser niemals damit, eine Lösungsformel od. dgl. einfach herzuleiten; er dringt vielmehr in den Kern des Problems ein, sucht die Fäden auf, die das eine Problem mit andern verbinden, und deckt Zusammenhänge auf, wo man zunächst geneigt sein könnte, an zufällige äußere Ähnlichkeit zu glauben. Antippend, anregend geschieht das alles; oft genügt eine einzige eigenartige Bemerkung, um blitzartig die schweren Fragen zu erhellen, die noch im Hintergrund ruhen, und die dem jungen Studenten sonst vielleicht gar nicht in voller Schwere zum Bewußtsein kommen.

Freilich, wenn Verfasser beispielsweise bei den linearen Gleichungen die Determinanten zweiten Grades, den Begriff des Ranges bei Determinanten und Matrizen, ferner Kettenbrüche und einfache diophantische Gleichungen behandelt, so muß er voraussetzen, daß der Leser mit den gröbsten Umrissen des Stoffes vertraut ist; um ein Schulbuch handelt es sich nicht. Wer aber diese ganz geringen Vorkenntnisse besitzt, für den ist das Buch eine Fundgrube köstlicher Anregungen. Und das gerade macht das Buch nicht nur für den jungen Studenten, sondern auch für den Lehrer der Mathematik wertvoll: er wird, wenn er zu sichten und zu wählen weiß, gar vieles darin finden, was er für seinen Unterricht verwerten kann, nicht so sehr Einzelheiten als allgemeine zusammenfassende Gedanken und Problemstellungen.

2) A. Witting u. M. Gebhardt, Beispiele zur Geschichte der Mathematik, II. Teil. Mathem. Bibliothek v. Lietzmann und Witting. VIII u. 61 S. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin, 1913. Kart. 80 𝒮.

Der vorliegende 15. Band der mathematischen Bibliothek von Lietzmann und Witting bietet hauptsächlich Auszüge aus den Arbeiten arabischer Mathematiker des 12. und deutscher und italienischer Mathematiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Sämtliche Arbeiten werden in guten deutschen Übersetzungen gegeben, die, soweit möglich, nach dem Original angefertigt worden sind.

Da es sich um einfache Probleme handelt, ist das Werkchen vor allem auch für die Schüler höherer Lehranstalten bestimmt. Für sie ist ein Quellenstudium auch im bescheidensten Umfang von großem Wert: sie erhalten dadurch einen Einblick in das Werden der mathematischen Wissenschaft; sie erkennen, daß die ihnen bekannten, im Lauf der Zeiten in so einfache und elegante Form gegossenen Sätze und Methoden (es

handelt sich hier u. a. um das Wurzelziehen, das Rechnen mit Brüchen und einfache Kreisaufgaben) keineswegs von Anfang an in ihrer jetzigen Gestalt vorgelegen haben; sie sehen, wie die alten Forscher, mit ihren im Vergleich zu den unsrigen oft recht schwerfälligen Methoden in die Materie eindringend, Schwierigkeiten zu überwinden hatten, die bei Benutzung der modernen Hilfsmittel gar nicht mehr als solche auftreten. Dabei stoßen die Leser denn auch gelegentlich auf erkenntnistheoretische Fragen, so z. B. bei den Bemerkungen Michael Stifels über den physischen und den mathematischen Kreis.

Das Eindringen in die uns oft fremde Ausdrucks- und Denkweise wird durch kurze Bemerkungen am Schluß der einzelnen Abhandlungen erleichtert.

Nebenbei bietet das Büchlein auch Stoff zu Aufgaben (etwa die Berechnung des Fehlers bei Näherungslösungen u. dgl.); doch kommt das erst in späterer Linie in Betracht. Die Hauptsache ist, daß der Schüler durch das Studium von Quellen in die Entwicklung der Wissenschaft eingeführt wird; deshalb ist dem Büchlein, das trotz des sehr billigen Preises auch äußerlich in schmuckem Gewande erscheint, und dem neue Bändchen der selben Art folgen sollen, recht weite Verbreitung zu wünschen.

3) A. Brill, Das Relativitätsprinzip. Eine Einführung in die Theorie. Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner. 2. Aufl. 1914. IV u. 34 S. Gr. 8 mit 6 Fig. 1,20 ℳ.

4) H. A. Lorentz, Das Relativitätsprinzip. Drei Vorlesungen, gehalten in Teylers Stiftung zu Haarlem. Bearbeitet von W. H. Keesom. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1914. II u. 52 S. Gr. 8 mit 3 Fig. 1,40 ℳ.

Wenn auch die Experimente noch nicht das letzte Wort über Wert oder Unwert der Relativitätstheorie gesprochen haben, so hat diese kühne Einsteinsche Hypothese in unsrer Auffassung der mechanischen Grundbegriffe, insbesondere auch von Raum und Zeit, doch so gewaltige Umwälzungen und Unruhen hervorgerufen, daß jeder Naturwissenschafter vom physikalischen und auch vom erkenntnistheoretischen Standpunkt sich mit ihr wird auseinandersetzen müssen. Wer nicht die Zeit oder nicht Gelegenheit hat, alle die verschiedenen Originalarbeiten oder das große Werk von Max von Laue durchzuarbeiten, — und das wird gerade beim Oberlehrer öfter der Fall sein —, wird zunächst eine kurze Einführung und dann eine Übersicht über die Folgerungen und Ergebnisse der Theorie verlangen.

Beide Forderungen erfüllen ihm die beiden obengenannten Arbeiten von Brill und von Lorentz, die, sehr verschieden in Anlage und Ziel, sich gegenseitig ergänzen. Das Relativitätsprinzip läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß nach ihm alle Naturerscheinungen sich für zwei verschiedene Beobachter, die in beliebiger konstanter Translation gegeneinander begriffen sind, nach genau den gleichen Gesetzen abspielen, daß also die Erscheinungen in einem System von Körpern nur von den Lagen und den Bewegungen jener Körper relativ zueinander abhängen. Das Brillsche Schriftchen geht, hieran anknüpfend, von der Forderung aus, daß eine an einer beliebigen Stelle des Raums entstehende elektro-

magnetische Störung sich für jeden Beobachter als Kugelwelle mit der Geschwindigkeit c fortpflanzt, gleichgültig, mit welcher (konstanten) Geschwindigkeit sich der Beobachter gegen das Erregungszentrum bewegt, oder anders ausgedrückt: Bei jeder linearen Transformation der Raum- und Zeitkoordinaten sollen Kugelwellen wider in Kugelwellen übergehen. Durch leichte Rechnungen gewinnt Verfasser so die Einsteinschen Transformationsformeln, auch in der allgemeineren Minkowskischen Form. Es werden sodann die Bewegungsgesetze für einen materiellen Punkt so ungeformt, daß sie dem Relativitätsprinzip genügen; die Folgerungen, die sich daraus insbesondere für den Begriff der Masse ziehen lassen, werden besprochen. Die in neuerer Zeit vorgenommenen Erweiterungen der Theorie (Berücksichtigung der Gravitation usw.) werden nur kurz gestreift. Alles in allem ist die Schrift eine gute Einführung in die Theorie.

Die Schrift von Lorentz enthält weit mehr als eine bloße Einführung. Ja, es ist für den Leser vielleicht vorteilhaft, wenn er schon einige Kenntnis der Grundgleichungen und ihrer Herleitung besitzt; denn das Mathematisch-Formale tritt hier gegenüber dem Gedanklichen stark zurück und findet nur in einem Anhang z. T. einen Platz. Das aber ist gerade ein Hauptvorzug des Buches. Denn es wird so das eine vermieden, was sonst gerade beim Anfänger leicht eintritt: daß er die Relativitätstheorie zwar für ein geistreiches mathematisches Kunststück hält, ihr aber doch nicht recht eine darüber hinausgehende Bedeutung zutraut; daß er zwar keinerlei direkte Angriffspunkte gegen die Theorie findet, im Innern aber doch nicht von ihrer Richtigkeif, nicht einmal immer von ihrer Zulässigkeit überzeugt ist. Die Schwierigkeiten sind in der Tat auch groß. Da hat man sich vor allem mit Fragen abzufinden wie diesen: Können Raum und Zeit scharf getrennt werden oder nicht? Kann man allgemein von der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse reden oder nicht? Gibt es einen Äther, oder was nimmt seine Stelle ein? Wie kann jeder von zwei bewegten Beobachtern den eignen Maßstab für länger ansehen als den des andern? Ist es vorstellbar, daß die Masse wirklich von der Energie abhängt? u. a. m. Solche Fragen werden hier, wenn auch nicht erschöpfend behandelt, so doch aufgerollt, und zwar von einem Mann, der, wie man deutlich merkt, sich selbst mit diesen Schwierigkeiten herumgeschlagen und sie innerlich überwunden hat.

Der Inhalt des Schriftchens ist sehr reichhaltig. Nach allgemeinen Bemerkungen über den Äther und den Ätherwind, über diesbezügliche Versuche und ihre Erklärung durch die Lorentzsche Kontraktionshypothese werden die Transformationsgleichungen des Einsteinschen Relativitätsprinzips hergeleitet und einfache Folgerungen daraus besprochen. Die zweite Vorlesung beschäftigt sich mit dem elektromagnetischen Feld für bewegte Körper; es wird die eigentümliche Verknüpfung der durch elektrische und der durch magnetische Feldgrößen hervorgerufenen mechanischen Kräfte durch die Relativitätstheorie betont und schließlich die Frage aufgeworfen, wie die Gleichungen der Mechanik und wie das Newtonsche Gesetz abgeändert werden müssen, damit das Relativitätsprinzip auch hier gültig bleibe. In der letzten Vorlesung endlich werden die Zusammenhänge zwischen Energie, Bewegungsgröße und Masse

behandelt, ferner die neueren Abänderungen der Relativitätstheorien für beschleunigte Systeme durch Einstein, seine sog. Äquivalenzhypothese und seine Gravitationstheorie, der Einfluß gravitierender Massen auf den Gang eines Lichtstrahls und die Fragen nach Trägheit und Gewicht der Energie. Literaturangaben sind zahlreich vorhanden.

Die große Reichhaltigkeit des Inhalts, die fesselnde Art des Vortrags und die Behandlung auch der mehr philosophischen Seite der Probleme machen das Buch nicht nur für jeden wichtig und wertvoll, der die Folgerungen und Fortschritte der Relativitätstheorie kennen lernen will; es ist vor allem auch jedem aufs wärmste zu empfehlen, der außerdem die Schwierigkeiten, die die Theorie der Anschauung uns auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie überhaupt bietet, kennen lernen und sich mit ihnen abfinden will.

Berlin. Ernst Lamla.

---

1) Ernst Rüst: Grundlehren der Chemie und Wege zur künstlichen Herstellung von Naturstoffen. Grundlehren der Naturwissenschaften I. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. 138 S. 1,60 *M*, geb. 2 *M*.

Das Buch ist eine populärwissenschaftliche Arbeit im guten Sinne des Wortes. Es bietet klare und übersichtliche Ausführungen über die Grundbegriffe der Chemie, sowohl der anorganischen wie der organischen, doch bilden den wesentlichsten Inhalt — was eigentlich aus dem Titel nicht ganz klar hervorgeht — die technischen Anwendungen, insbesondere die Gewinnung neuer Stoffe. Aus dem anorganischen Gebiet bringt es besonders die Herstellungsmethoden des Kalisalpeters, der Pottasche und Soda, des Ammoniaks, der künstlichen Edelsteine. Belebt wird die Darstellung dadurch, daß allenthalben auch auf das Historische gebührend Rücksicht genommen ist, ferner auch durch vielfach eingestreute statistische Angaben. Am ausführlichsten sind die Darlegungen aus der organischen Chemie. Hier erhält der Leser auf Grund von Ausführungen zur Strukturchemie, die sich durch Klarheit und Anschaulichkeit auszeichnen, einen guten Einblick in die Errungenschaften der organischen Synthese, z. B. in die künstliche Herstellung von Pflanzenfarbstoffen, wie des Indigos und Alizarins, von Arzneimitteln wie der Salizylsäure und des neuerdings als Ergänzung zum Kokain so wichtig gewordenen Adrenalins, von Riechstoffen, wie des Vanillins und von anderen Dingen. Auch verschiedene der neuesten Probleme und Ergebnisse, wie die der Eiweißforschung, finden eine kurze und wohlgelungene Darstellung. So gibt das Buch im ganzen ein treffliches Bild von den Leistungen der deutschen chemischen Technik, die, wie zumal der gegenwärtige Weltkrieg beweist, unbestritten an der Spitze marschiert. Die anschaulichen Schilderungen könnten allerdings noch sehr gewinnen, wenn, in einer zweiten Auflage, zu einigen technischen Gewinnungsmethoden auch figürliches Material, dessen das Buch ganz entbehrt, geboten würde. Das anregend geschriebene Buch kann auch denen, die der Chemie fernerstehen, aber doch einen Einblick in einige ihrer neueren Ergebnisse gewinnen möchten, angelegentlich empfohlen werden.

2) James Walker, Einführung in die physikalische Chemie. Zweite verm. Aufl. Übersetzt und herausgegeben von H. Steinwehr. Mit 62 Abb. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn, 1914. 503 S. 9 ℳ, geb. 10 ℳ.

Das ursprünglich für englische Studierende bestimmte Buch will keine systematische Übersicht der physikalischen Chemie, sondern nur deren Grundlagen geben. Da es erst 1899 zum erstenmal und jetzt bereits in siebenter Auflage erschienen ist, erfreut es sich jedenfalls in England einer gewissen Beliebtheit. Nach dieser siebenten Auflage des englischen Originals ist die vorliegende zweite deutsche Ausgabe bearbeitet. Gegenüber der ersten deutschen Ausgabe wurden verschiedene Kapitel, z. B. über Legierungen, Hydrate, Neutralität und Salzhydrolyse, kolloidale Lösungen und radioaktive Umwandlungen, sowie Erweiterungen zur Elektrochemie, hinzugefügt. Indem das Buch die Hauptlehren der physikalischen Chemie, die Atomistik, die Gasgesetze, die kinetische Theorie, Phasenregel, Thermochemie, die Lösungen und den osmotischen Druck, das chemische Gleichgewicht, die elektrolytische Dissoziation usw. klar und mit genügender Gründlichkeit behandelt, ist es in der Tat als Hilfsmittel zur Einführung auch für deutsche Studierende gut geeignet. Hierzu sind jedoch noch einige Wünsche auszusprechen. Das, was der deutsche Bearbeiter hinzugefügt oder abgeändert hat, um den deutschen Verhältnissen Rechnung zu tragen, z. B. die Umänderung der englischen (nachgerade wirklich veralteten) Maße in metrische, die Umänderung der Zahlenwerte elektrischer Kräfte gemäß der Zusammenstellung der Deutschen Bunsengesellschaft, die Benutzung des neueren Wertes für die Valenzladung eines Grammions, nämlich 96494 Coulomb (statt 96540), ist alles schon sehr zweckmäßig und dankenswert. Sachgemäße Zusätze zum englischen Text werden jedoch nur an zwei Stellen in kleinen Anmerkungen hinzugefügt. Hier könnte bei einer Neubearbeitung mehr geschehen. Bei der Besprechung des osmotischen Druckes und der isotonischen Lösungen (S. 225) ist z. B. mit einer gewissen Umständlichkeit auseinandergesetzt, daß das Protoplasma vegetabilischer Zellen 'eine Art Hülle' besitzt, die bis zu einem gewissen Grade als halbdurchlässige Membran dient; ebenso wird die Einwirkung einer nicht isotonischen Lösung hierauf beschrieben. Hier brauchte nur hinzugefügt zu werden, daß es sich um den Protoplasmaschlauch und den Vorgang der Plasmolyse handle, dann würde die Sache für den deutschen Studierenden sofort klar. So könnten sachliche Zusätze und Erläuterungen noch an verschiedenen Stellen zum Vorteil des Ganzen stattfinden. Eine schwache Seite des Buches bilden die Literaturnachweise; der englische Autor gibt in seinem Vorwort selbst zu, daß es 'von sehr großem Wert für den Anfänger in der physikalischen Chemie ist, schon von vornherein die Originalarbeiten kennen zu lernen', doch stehen hiermit die spärlichen Nachweise in einem gewissen Widerspruch; sie beziehen sich zudem fast nur auf Werke oder Zeitschriften, 'welche Englisch sprechenden Studierenden zugänglich sind'. Deutsche Studierende wollen aber in erster Linie unsere eigene, gerade auf dem Gebiete der physikalischen Chemie hochwertige Literatur benutzen. So wird z. B. am Schlusse des Kapitels über 'Osmotischen Druck' nur auf die Arbeiten von 'H. N. Morse und Mit-

arbeiter' im Amer. Chem. Journ. verwiesen, die in erster Linie nur den Forscher auf diesem Gebiet interessieren; hier wären, gerade auch zur Herstellung der halbdurchlässigen Membranen, Hinweise auf die deutschen Arbeiten von Traube, Pfeffer und besonders auch auf R. Lüpkes Kleine Elektrochemie, in der die Sache gerade für den Anfänger praktisch und anschaulich behandelt ist, erwünscht gewesen. Am Schlusse des neuen Kapitels 'Radioaktive Umwandlungen' wird nur auf die Übersetzung von Rutherfords Schrift (gleichen Titels) vom Jahre 1907 verwiesen. Am Schlusse etlicher der 35 Kapitel finden sich überhaupt keinerlei Nachweise. Innerhalb des laufenden Textes fehlen sie ganz; gewiß grundsätzlich, doch halten wir diesen Grundsatz für ganz unzweckmäßig, denn oft ist gerade beim einzelnen Thema, beim einzelnen Punkt der ganz speziell gehaltene Literaturnachweis erwünscht oder erforderlich, viel weniger am Schluß des ganzen Kapitels der Hinweis auf ein ganzes Werk oder eine umfangreiche Abhandlung, in der der besondere Punkt erst aufgesucht werden muß. Zwar hat sich der Bearbeiter mit Erfolg bemüht, helfend einzugreifen, und verschiedene deutsche Abhandlungen, besonders auch die entsprechenden Originalarbeiten in Ostwalds Klassikern, herangezogen; doch müßte hier schon seitens des englischen Autors mehr geschehen. Erfolgten aber solche Hinweise genauer, dann würde auch zweckmäßig ein 'Namenregister' hinzutreten, das wir auch jetzt schon vermissen, und das man in deutschen Büchern von solchem Umfange auch mit Recht gewöhnt ist.

Es sei noch eine allgemeinere Bemerkung hinzugefügt, deren Spitze sich aber nicht gegen das vorliegende Buch richtet. Wir werden nach diesem Kriege gut tun, unsere Stellung der ausländischen Literatur gegenüber, insonderheit der englischen und anglo-amerikanischen, einer gewissen Revision zu unterziehen. Wir werden Werke nicht gelten lassen, deren Inhalt nichts wesentlich Besseres bringt, als in unserer Literatur bereits vorhanden, oder bei deren Herausgabe in deutscher Sprache man von dem Gedanken ausging, dem Autor eine Art Gefallen oder Ehrung zu erweisen, um so die nationalen Beziehungen mitverbessern zu wollen, oder bei deren Erscheinen irgendwie buchhändlerische, auf unsere Ausländerei rechnende Gewinnabsichten beteiligt sind. Wir werden ja auch nach dem Kriege objektiv genug sein, die fremdländische Literatur nicht zu vernachlässigen, und werden das wirklich Gute nehmen, wo wir es finden; wir werden uns aber darauf besinnen müssen, daß das von uns Deutschen so besonders gern geübte Bestreben nach absoluter Objektivität dem Auslande gegenüber da anfängt in Unsinn auszuarten, wo es zur Ungerechtigkeit gegen uns selbst führt.

Das vorliegende Buch sei jedenfalls der Beachtung empfohlen. Daß man es mit einer Übersetzung zu tun hat, ist ihm nicht anzumerken.

3) Th. Bokorny, Chemisches Vademekum. Hilfsmittel zur Vorbereitung auf chemische Teilexamina (Absolutorien, Tentamen phys. usw.). Leipzig, Ed. Wartig (E. Hoppe). Ohne Jahreszahl. 46 S. 80 ₰.

Die Schrift ist eine ganz kurz gefaßte Zusammenstellung der wichtigsten Stoffe der anorganischen und organischen Chemie, durchgängig geordnet nach den tabellarisch gestellten Rubriken: Name und Formel

| Vorkommen | Darstellung | Eigenschaften | Anwendung. Für Repetitionszwecke kann eine solche Übersicht in der Tat gute Dienste leisten. Einige Versehen könnten beseitigt werden, z. B.: Ozon oder 'inaktiver' Sauerstoff (S. 3), 'Krotongruppe' (S. 33) statt Ketongruppe, S. 7 die böse Schreibweise 'Kalziumzyanamid'; doch ist sonst die Schreibweise im allgemeinen wissenschaftlich korrekt: Calcium, Acetylen, -carbid usw. Für eine zweite Auflage würden wir auch unbedingt eine etwas größere Petitschrift empfehlen, die jetzige ist den Augen zu abträglich. Das Büchlein sei den beteiligten Kreisen warm empfohlen.

4) L. Wunder, 1. Physikalische Plaudereien. Mit 15 Abb. 47 S. 1 *M*. 2. Chemische Plaudereien. Mit 5 Abb. 42 S. 1 *M*. Bastian Schmids Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek Nr. 19 bzw. 22. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1913. Für 10- bis 14jährige Schüler aller Schulgattungen.

Die Büchlein wollen nicht nur unterhaltend belehren, sondern auch die jugendlichen Schüler zu eigenen Versuchen anleiten. In dem physikalischen Bändchen hat es der Verfasser bei seinen Ausführungen über 'Hebelwirkungen, Gewicht der Stoffe, Trägheit und Festigkeit, Seltsame Eigenschaften der Flüssigkeiten, Dampf, Eis' verstanden, das Interesse gerade auch auf Erscheinungen zu lenken, die etwas Paradoxes enthalten, andrerseits auf solche, über die im Volke noch vielfach Irrtümer verbreitet sind. Die Behandlung solcher Dinge ist nicht immer leicht, doch hier zumeist gut gelungen. Ob freilich die ziemlich weitgehenden Betrachtungen über die Beschaffenheit des Erdinnern (S. 9--12) in diesen Zusammenhang gehören, darf bezweifelt werden. Auch die Angaben über Kältemischungen (S. 45) sind stellenweise etwas zu günstig ausgefallen; so dürfte es dem versuchenden Schüler weder 'leicht' werden, noch 'billig' vorkommen, aus einem 'Brei von Kalziumchloridkristallen und Wasser' sich im Hochsommer 'Fruchteis' aus Himbeersauce oder Zitronenlimonade herzustellen. Provinzialismen wie Wassertröpfchen, welche 'auf das Gefrieren vergessen haben', sollten vermieden werden, ebenso die Ausdrucksweise: Eisen ist 'siebenmal schwerer als' Wasser.

Auch das chemische Bändchen enthält anregend geschriebene leichtfaßliche Betrachtungen und manche recht passende einfache Versuche. Behandelt werden 'Die Flamme, Oxydation und Reduktion, Säuren, Laugen und Salze, die Luft, chemische Elemente und Verbindungen'. Mit dem Versuch der Herstellung von Seife aus Seifenstein und festem Fett wird dem Schüler dieser Stufe doch etwas zuviel zugemutet, auch mit dem Versuch über die umgekehrte Verbrennung, zumal hierbei unliebsame Zwischenfälle vorkommen können. Der Satz (S. 30) 'Geradeso wird das Blut warm, wenn es in der Lunge mit der Atemluft vermengt wird', führt irre, denn die eigentlichen, wärmeerzeugenden Oxydationen finden anderwärts im ganzen Körper statt. Auch der Anfangssatz der Schlußbetrachtung (S. 42) 'Die Welt ist aus chemischen Elementen und aus Wärme zusammengesetzt' bedarf einer Abänderung, doch das sind Dinge, die sich ebenso wie die im physikalischen Teile beanstandeten Punkte in einer weiteren Auflage abändern lassen.

Beide Büchlein werden dazu dienen, in der jungen Welt das Interesse für die physikalischen und chemischen Erscheinungen zu beleben

und so dem eigentlichen, strengen Unterricht gut vorarbeiten. Es seien daher auch die Leiter der Schülerbibliotheken darauf aufmerksam gemacht.

5) J. Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie. 20. u. 21. Aufl. Herausgeg. von Fr. Lehmann. Mit 153 Abb. u. einer Spektraltafel. Freiburg i. B., 1913. Herder. 336 S. 3,60 ℳ.

Obgleich der Herausgeber sich mit Erfolg bemüht hat, in der neuen Doppelauflage verschiedene Verbesserungen anzubringen, so zeigt das Buch immer noch nach zwei Richtungen hin eine Beschaffenheit, mit der sich Ref. nicht einverstanden erklären kann. Erstens zeigt es die mit rein systematischer Behandlung verknüpften Nachteile. Da diese indessen schon so oft dargelegt worden sind und immer noch von vielen gar nicht als solche empfunden werden, so wollen wir auch hier nicht näher darauf eingehen. Zweitens besitzt es immer noch die althergebrachte 'Einleitung', in der wichtige allgemeine Begriffe, wie die Konstanz der Materie, die Gewichtsgesetze, die Atomtheorie u. a., sowie schwer verständliche Versuche, wie die Elektrolyse verdünnter Lösungen, die Zersetzung des Wassers durch Kalium u. a., vorweggenommen sind, anstatt daß dies alles aus dem Lehrgang erst allmählich herauswächst. Bei den heutigen Fortschritten der chemischen Methodik ist eine solche 'Einleitung' auf keine Weise mehr gerechtfertigt. Bemerkenswert ist, daß die Atomgewichte alle auf den Wasserstoff als Einheit bezogen werden, so daß Sauerstoff das Atomgewicht 15,88 erhält. Zu loben ist, daß bei den etymologischen Erklärungen die aus dem Griechischen übernommenen Wörter auch mit griechischen Lettern gesetzt sind — man muß auch von einem Realgymnasial- und Oberrealschüler verlangen, daß er gelegentlich ein Griechisch geschriebenes Wort zu lesen versteht —; aber die Worterklärung zum Eudiometer 'εὔδιος, gut; μέτρον, Maß' ist weder glücklich noch ausreichend. Denn erstens heißt εὔδιος nicht 'gut', sondern 'klar, heiter' (vom Wetter), und zweitens war zu erläutern, daß man bei der Namengebung seinerzeit von der Voraussetzung ausging, daß das heitere Wetter bzw. die Klarheit und Reinheit der Luft draußen oder drinnen von ihrem Sauerstoffgehalt abhängig wäre, daß dieser z. B. abnähme in einem Zimmer, in dem viele Menschen atmen. Heute weiß man, daß geringerwertige Luft auf schädliche Beimengungen (Kohlendioxyd, gasförmige organische Verbindungen, vermehrte Keime usw.) zurückzuführen ist, und nicht auf einen herabgesetzten Sauerstoffgehalt, da dieser, entsprechend dem Partialdrucke des Sauerstoffs in der Atmosphäre, im großen und ganzen konstant bleibt. Will man dies alles nicht bringen — es wäre an der betreffenden Stelle tatsächlich noch nicht angebracht — so bleibt besser die ganze, in ihrer Kürze doch unverständliche Worterklärung weg.

6) K. Scheid, Chemisches Experimentierbuch, II. Teil. Prof. Dr. Bastian Schmids Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek Nr. 18. Für reifere Schüler. Mit 51 Abbild. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. 207 S. Geb. 3 ℳ.

Der vorliegende zweite Teil gibt in gleicher Weise wie der den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekanntgegebene erste Teil Anweisungen

für das häusliche Experimentieren der Schüler, und zwar derjenigen der oberen Klassen. An die zahlreichen, zweckmäßig ausgewählten Versuche der anorganischen Chemie schließen sich daher mit Recht auch noch einige Versuche aus der organischen Chemie. Den Hauptvorzug des Buches sehen wir darin, daß die Schüler angehalten werden, mit möglichst einfachen Mitteln zu arbeiten und sich die Apparate, soweit dies irgend möglich ist, selbst herzurichten, kurz, daß auch die Handfertigkeit gefördert wird. Der auf S. 42 angegebene Versuch des Referenten, den Sauerstoff aus der Luft durch brennendes Wasserstoffgas im abgeschlossenen Raume wegnehmen zu lassen, wird viel zweckmäßiger mit einer Flasche ohne Boden vorgenommen (statt mit einem Becherglase); der Nachweis des Stickstoffs — durch einfaches Herstellen von Niveaugleichheit — gestaltet sich dann viel instruktiver. Das Buch verdient in gleicher Weise wie das frühere beste Empfehlung.

Berlin. O. Ohmann.

---

1) Robert Lang, Experimentalphysik II. Wellenlehre und Akustik. Sammlung Göschen. Mit 69 Figuren im Text. Berlin und Leipzig 1913. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 94 S. 8. Geb. 90 ₰.

Dieses zweite Bändchen der Experimentalphysik enthält einen so reichen Inhalt, wie man ihn bei dem geringen Umfange des Buches nicht erwartet. Dabei ist die Darstellung anschaulich und korrekt, von schematischen Abbildungen begleitet und durch ein kurzes Sachregister bei der Behandlung spezieller Fragen leicht zugänglich. Allerdings ist oft an geeigneten Stellen auf die zugehörigen Kapitel des ersten Bandes Bezug genommen, ohne den in Frage stehenden Inhalt noch einmal auseinanderzusetzen. Dies ist durch den engen Rahmen bedingt, in welchem der überreiche Inhalt geboten wird. Aus dem selben Grunde sind selbst die wichtigsten Formeln ohne Ableitung angeführt und nur an Beispielen erläutert. An einzelnen Stellen ist auch eine kurze Andeutung ihres Beweises gegeben worden, sie hat aber in ihrer Dürftigkeit wenig Wert und hätte besser fortgelassen werden können. Unter den zahlreichen Versuchen, deren Beschreibung die Entwicklung der Gesetze unterstützen soll, sind einige dadurch bemerkenswert, daß sie weniger bekannt sind und durch ihre Wirksamkeit Interesse erregen dürften. Ein ausführlicheres Eingehen auf das Sprachorgan und das Ohr und die physikalischen Vorgänge in ihnen wäre manchem Leser gewiß willkommen gewesen.

Auch in diesem Buche finde ich bei der Besprechung der Quinckeschen Interferenzröhre die Bemerkung, daß, wenn der Wegunterschied eine halbe Wellenlänge des Grundtones der Stimmgabel ist, nichts zu hören ist. Das ist nicht der Fall, denn man hört deutlich die Oktave.

Im ganzen bietet dieses Buch eine inhaltreiche, zuverlässige Zusammenstellung der wichtigeren Tatsachen auf dem Gebiete der Wellenlehre und der Akustik.

2) B. Börner, Grundriß der Physik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit 280 in den Text gedruckten Abbildungen. 3. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913. XI u. 359 S. 8. Geb. 4,80 ℳ.

Von dem verdienstvollen Verfasser liegt jetzt eine für Gymnasien und Reformrealgymnasien bestimmte, verkürzte Bearbeitung seines größeren

Lehrbuches der Physik in dritter Auflage als Grundriß der Physik vor. Die Änderungen, welche der neuen Bearbeitung neue Vorzüge verleihen, werden allgemeine Anerkennung finden, denn sie entsprechen durchaus den Anforderungen des praktischen Unterrichts. In der Erkenntnis, daß den physikalischen Schülerübungen in Zukunft in steigendem Maße Raum gewährt werden muß, weil die Darbietung neuen Lehrstoffes an solchen in gleicher Front angestellten Übungen am wirkungsvollsten angeknüpft wird, sucht der Verfasser die Einführung des neuen Verfahrens dadurch zu fördern, daß der laufende Text des Grundrisses durch Hinweise auf die in den ausgezeichneten Werken von Hahn, Handbuch für physikalische Schülerübungen und Noack, Aufgaben für physikalische Schülerübungen vorgeschlagenen Versuche und Messungen an geeigneten Stellen unterbrechen wird. Dadurch wird dem Lehrer in dankenswerter Weise die Mühe erspart, das Geeignete auszuwählen, und die Gefahr eines planlosen Betriebes der Übungen beseitigt.

Die Behandlung der Optik stellt den Verfasser vor die Entscheidung, ob er die Lehre vom Lichte auf der Wellenlehre aufbauen will oder nicht. Um beiden Möglichkeiten gerecht zu werden, ist in den betreffenden Abschnitten eine doppelte Behandlung des Stoffes, eine induktive und eine deduktive unter Hinweis auf die Wellennatur des Lichtes, durchgeführt worden.

Die Stellungnahme des Verfassers zur Behandlung der Maßsysteme wird dem erfahrenen Lehrer durchaus zweckmäßig erscheinen. Um eine drohende Verwirrung in den Köpfen der Schüler zu vermeiden und immer mit klaren Begriffen zu arbeiten, ist die gleichzeitige Einführung beider Systeme vermieden worden, vielmehr wird zunächst das praktisch gebräuchliche technische Maßsystem allein benutzt, und erst am Schlusse dem absoluten System die Stellung zugewiesen, die ihm in der Wissenschaft zukommt. Daher ist auch von dem fortlaufenden Gebrauche der Dimensionen Abstand genommen.

In der neuen Gestalt wird der Grundriß die Anerkennung seiner Freunde tiefer befestigen und sich an solchen Anstalten, an denen die Vorschule oder der Leitfaden schon benutzt wird, neue Freunde erwerben.

Berlin-Wilmersdorf. R. Schiel.

A. Voigt, Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. Leipzig, 1913, Quelle und Meyer. 327 S. Geb. 3 *M*.

Ein Gutes hat die augenblickliche Kinopest immerhin: Neben vielen Abgeschmacktheiten werden doch auch manche recht belehrende Dinge einem Publikum vorgeführt, das diese ohne den Film nie zu sehen bekommen würde. So erfreuen sich denn auch Vorführungen aus der Natur, zumal dem Tierreich, zahlreichen Zuspruches; so arbeitet das Lichtbild auch im Interesse des Heimatschutzes im allgemeinen, des Vogelschutzes im besonderen eben dadurch, daß es Kenntnisse verbreitet. Freilich, das bloße Bild des Vogels, noch dazu flüchtig dargeboten, lernt diesen selbst noch nicht schon kennen, auch wenn beim Kino die belebende Bewegung hinzukommt. Es fehlt das biologisch unentbehrliche

Moment der Stimme. Ist nun der Wunsch schon von manchem geäußert, es möchten zur sicheren Unterscheidung der Vögel doch endlich mal auch deren einzelne Lautäußerungen auf der Schallplatte fixiert werden, so daß der einzelne beliebig jetzt die Stimme dieses, jetzt die eines andern Vogels hören und sich einprägen könnte, um dann im Freien den wirklichen Vogel sofort widerzuerkennen — so ist dieser Wunsch viel zu berechtigt, als daß er nicht auch in Erfüllung gehen sollte. Aber erstens fehlt es bislang noch an einer solchen grammophonischen Vogelstimmensammlung und zweitens würde es doch seine Schwierigkeit haben, sie gerade im Freien mit sich zu führen, um jederzeit vergleichen zu können. Da tritt in diese Lücke, sie ausfüllend, das Exkursionsbuch von Voigt. In seiner Art steht es einzig da. Aber wenn jetzt bereits die fünfte und sechste Auflage erschien, so liegt der hinreichende Grund nicht schon darin, daß wir kein zweites derartiges Buch besitzen, sondern in der außerordentlichen Brauchbarkeit des Werkes. Der Verfasser dürfte unter den deutschen Ornithologen, sofern sie vor allem Beobachtungsornithologen sind, unbestreitbar an erster Stelle stehen, und es möchte kaum eine der deutschen Fauna angehörige Art geben, die er nicht aus eigener Freibeobachtung kennt. Das will, wie der Kenner weiß, viel heißen! Zu dieser umfassenden, auf eignen, jahrzehntelangen Beobachtungen beruhenden Kenntnis deutscher Vögel tritt des Verfassers feines musikalisches Gehör als unerläßliche Vorbedingung für die Befähigung zur Abfassung eines solchen Exkursionsbuches — aber auch ein geniales Geschick, die Vogellaute, denen mit der Widergabe der üblichen Noten nicht beizukommen ist, soweit überhaupt möglich, durch eigens erfundene überaus einfache Zeichen zu kennzeichnen. Natürlich, wer selbst 'musikalisch' ist, dem wird das Voigtsche Buch ein noch bequemerer Führer sein, als einem ohne musikalisches Gehör — oder mit nur unvollkommenem. Aber selbst diesem vermag das Buch gute Dienste zu leisten. Ein durch mich eben für die Ornithologie gewonnener Lehrer mit freilich gutem Gehör hat sich in kurzer Zeit an der Hand des Voigtschen Werkchens rasch in die heimische Fauna eingearbeitet und manchen Vogel ohne farbige Abbildung nach den Notenzeichen und der sehr genauen allgemeinen Charakterisierung der Vogelstimme der betreffenden Art mit Sicherheit kennen lernen.

Der Einzeldarstellung der Vogelstimmen gehen einige kurze Abschnitte voraus, die allerlei dankenswerte Fingerzeige enthalten, so die 'Ratschläge für Anfänger', Bemerkungen allgemeiner Art über die 'Sangeszeit' (und zwar a) 'im Laufe des Jahres', b) 'im Laufe des Tages'), wie sie den wohlerfahrenen Praktiker verraten, sowie ein kleines Kapitel über 'schriftliche Darstellung von Vogelstimmen', wobei der Verfasser, um maßlosen Erwartungen von vornherein zu begegnen, hervorzuheben sich veranlaßt sieht: 'es bleibt unmöglich, alles zu beschreiben, was ein jeder Vogel hören läßt'.

Der 'Spezielle Teil', in dem 255 Arten behandelt werden (darunter 80 Arten völlig oder größtenteils neu gegenüber der vierten Auflage), beschränkt sich nicht etwa darauf: trocken mit einigen Notenzeichen und ein paar dürftigen Bemerkungen die verschiedenen Stimmen zu kenn-

zeichnen, vielmehr wird das oft sehr ausgiebig analysierte, durch Noten und Beschreibung veranschaulichte Lautmaterial einer Art ergänzt durch sonstige biologische Angaben, wie sie die Freibeobachtung erleichtern. Bisweilen flicht Voigt eine kurze Episode aus den eigenen Beobachtungen ein, was zur Erfassung der Eigenart von Liederstrophen der verschiedenen Vögel nicht wenig beiträgt. Gelegentlich, z. B. bei den Rohrsängern, findet der Leser auch einige Bemerkungen systematischer Art, ebenfalls nur in der Absicht gemacht, das Beobachten zu fördern. Die 'Übersicht der vier häufigeren Rohrsänger nach dem Gesang', nur wenige Zeilen umfassend, stellt sich so recht als ein Schulbeispiel des Geschickes dar, mit dem Voigt schwer auseinander zu haltende oder doch gegeneinander zu beschreibende Gesänge zu charakterisieren versteht (die eigentliche ausführliche 'Beschreibung' ist voraufgegangen). Wer etwas vom Schmerzenskinde der Zoologie, der Nomenklatur versteht, muß sich nur darüber freuen, daß Voigt den Leser mit Benennungskunststücken verschont. Immerhin fällt es auf, daß er bei einigen deutschen Namen die sonst üblichen nicht gewählt hat (so sagt er für 'Kleiber' — 'großer Baumläufer'; für 'Schilfrohrsänger' — 'Bruchweißkehlchen', jedoch so, daß er auch den üblichen Namen für sie anwendet).

Neu ist bei der fünften Auflage eine 'Tabelle zum Bestimmen der Vogelstimmen', in der die Stimme von 43 Singvögeln mit besonderer Auswahl gekennzeichnet sind. 'Die Tabelle kann', schreibt Voigt, 'dem nichts nützen, der noch gar nichts kennt.' Dafür leistet sie dem um so wertvollere Dienste, der sich schon mit den Stimmen unserer allergewöhnlichsten Vögel bekanntgemacht hat. Und dazu verhilft die Benutzung des Exkursionsbuches.

Kleinschmidt ('Unsere heimischen Singvögel') und Voigt ('Exkursionsbuch') — Bild und Ton in ihrer gegenseitigen Ergänzung; wer Lust hat, mit vollkommenen Hilfsmitteln, so daß es ein Genuß ist, Vogelkenner zu werden, greife vor allem nach dem Dioskurenpaar dieser Bücher.

Naumburg a. S. Lindner.

E. Istel, Die moderne Oper. B. G. Teubner, 1915. (Aus Natur und Geisteswelt. 495. Bändchen.)

Das Bändchen gibt eine summarische Übersicht der Opernkomposition seit Wagner und gipfelt in einer breiteren Analyse von Bizets Carmen und Verdis Spätwerken. Temperamentvoll geschrieben, kann es zur allgemeinen Orientierung dienen, doch ist die Kritik der historischen Tatsachen allzu subjektiv gefärbt, ohne daß der Versuch gemacht wäre, solche Zensuren näher zu begründen. Ein Fehler ist es vollends, das ganze Gewicht auf das Textbuch zu verlegen und das Musikalische nur obenhin zu erwähnen. Die ohnehin spärlichen ästhetischen Exkurse erscheinen in Anbetracht der mehr aufzählenden als ergründenden Darstellung entbehrlich. O. H.

---

95 Thesen eines alten Gymnasiallehrers

von

Ludwig Weniger.

1.

Das Gymnasium soll seine Eigenart als Gelehrtenschule nicht fahren lassen. Seine Aufgabe bleibt, wie bisher, die Vorbereitung für die Universität.

2.

Evangelium, Vaterland, Hellenentum sind die drei Kleinode des Gymnasiums. 'Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.'

3.

Das Gymnasium gleicht dem deutschen Volke: geschmäht, verachtet und gehaßt, dann wider beneidet und nachgeahmt, herrlich von Art und zu Hohem berufen, ob auch nicht ohne Fehler, wie jegliches Menschenwerk.

4.

Man umgürte sich mit Mut gegen die Widersacher und werde nicht müd ob der ewigen Angriffe, Einwände, Änderungsversuche. Für eine gute Sache geduldig leiden, ist das Zeichen der edlen Naturen.

5.

Nach dem Weltkriege wird eine Neuordnung vieler Lebensverhältnisse kommen. Auch das Gymnasium wird nicht unbeteiligt bleiben. Es tut not, daß die leitenden Männer die Zeichen der Zeit erkennen.

6.

Das Alte stirbt; ein Neues wird geboren. Man rette herüber, was Leben verdient; das andere mag ruhig in die Grube fahren.

7.

Aber man soll sich hüten, das Schulwesen unter dem Eindrucke des eben Erlebten übereilt umzugestalten und ihm Ziele zu setzen, die auf die Dauer nicht brauchbar sind, oder gar schädlich.

8.

Einheitsschule. Ein bestechender Gedanke, der ohne Überlegung von vielen freudig begrüßt wird. Und doch lehrt die Erfahrung, daß gerade durch Teilung des Stoffes das Höchste erreicht wird.

9.

Ein jegliches Gymnasium ist ein Einzelwesen für sich und steht auch vor ihm ein Bild des, das es werden soll.

10.

Man überschaue das Ganze des Schulgefüges von hoher Warte, einer Landschaft gleich, die zu Füßen sich ausbreitet, und beachte, was fehlt oder zuviel ist, was die Ordnung unterbricht und den Zusammenhang stört.

11.

Wer die beste Lösung der Aufgabe seines Gymnasiums erkennen will, der betrachte dessen Jahresarbeit im Längendurchschnitt und im Querdurchschnitte. — Was das heißen soll? — Denke darüber nach!

12.

Neue Methoden sind neue Moden. Kommen solche auf, gleich heißt die Welt sie willkommen. Aber die alten bleiben als Volkstracht noch lange bestehen. Das Leben lehrt: Schweres wird nur durch Müh und Arbeit bewältigt. Hexerei ist Aberglaube.

13.

Das deutsche Volk ist von Gott berufen, Mühsal zu tragen. Und es liegt ein Segen darin. Danach ist die Erziehung der Jugend einzurichten, sonderlich der Söhne. *Germani a parvulis labori ac duritiae student. Caes. B. G. 6, 21.*

14.

Vollkommene Lehrer gibt es nicht. Gute sind ebenso rar wie gute Menschen. Aber der Lehrer soll immer ein Werdender sein. Das kann jeder.

15.

Der Rektor soll für sein Gymnasium täglich die Hände zu Gott aufheben, wie Mose tat für Israel. Wohl der Schule, wenn die Lehrer ihn stützen, wie Mosen stützten Aaron und Hur. 2. Mos. 17, 10.

16.

Der Rektor hüte das Wohl seines Gymnasiums: 1. gegenüber der Welt, die unbedacht urteilt; 2. gegenüber den Eltern, die nur auf ihr Eigenes bedacht sind; 3. gegenüber den Schülern, die nicht wissen, auf was es ankommt; 4. gegenüber den Lehrern, deren immer etliche, sei aus Trägheit oder abweichender Ansicht, widerstreben; 5. gegenüber den Vorgesetzten, die das Allgemeine im Auge haben und durch Rücksichten gebunden sind, überdies wechseln.

17.

Welchem ein Lehramt beschieden ist, der liebe seinen Beruf; denn er ist es wert. Er liebe sein Gymnasium; denn es rechnet auf ihn. Er

liebe seinen Unterricht; denn er trägt Frucht. Er liebe seine Schüler; denn sie lohnen mit Gegenliebe. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, Rö. 13, 10. Aber ein feines Herz fragt nicht nach Gründen, sondern liebt von selber.

18.

Salbe dein Haupt mit Freudenöl, Ps. 45, 8. Ein freudiger Lehrer gewinnt die Herzen der Jugend, die nach Freude dürstet.

19.

Begeisterung für sein Fach, sei es Philologie, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaft oder ein anderes, macht den erfolgreichen Lehrer, der sich über den Durchschnitt erhebt.

20.

Feuer entzündet sich am schnellsten an Feuer verwandter Art. *Ὡς ἀεὶ τὸν ὁμοῖον ἄγει θεὸς ὡς τὸν ὁμοῖον.*

21.

Der Lehrer bedenke die Wirkung der Suggestion beim Unterricht und benutze sie klüglich. Begeisterung steckt an. Ein Automat erzielt keine Wirkung.

22.

Begeisterung und Nüchternheit vereint gehören zur Ausstattung eines guten Lehrers. Ein Becher Wein ist mehr wert als ein Krug Wasser. Ein Becher Wasser ist mehr wert als ein Krug Wein.

23.

Die Erkenntnis ihrer Berufung kommt bei feinen Seelen in der Stille. Vergiß der Stunde nie, da du unter dem Feigenbaume saßest.

24.

Ein jeglicher Lehrer soll den Aufbau des Lehrplanes im Geiste bewegen und immer von neuem bedenken. Nicht bloß seines Faches, sondern des Ganzen. Das weitet den Blick und schützt vor dem Einrosten.

25.

Man sorge dafür, daß der Horizont nicht enge bleibe. Unter der Lehrerschaft jedes Gymnasiums sei ein Stamm Einheimischer, der die Tradition erhalte. Aber immer auch ein gut Teil von auswärts Gekommener, die neue Gedanken einführen.

26.

Alle Gymnasiallehrer sollen bei der Staatsprüfung bekunden, daß sie über die Enzyklopädie der Wissenschaft Bescheid wissen. Die Hochschulen werden gut tun, dies Fach zu pflegen.

27.

Jeder junge Lehrer sollte eine Zeitlang auf Wanderschaft gehen, wie weiland der Handwerksbursch. *Mutatis mutandis.*

28.

Keinem Lehrer der alten Sprachen darf die hellenische Kunst fremd bleiben, auf daß ihm der Adel hellenischer Schönheit aufgehe und seinem Unterricht einen Hauch ihres Geistes einflöße.

29.

Der Lehrer muß aus einem tiefen Brunnen schöpfen, wenn er den dürstenden Schüler tränken soll mit lebendigem Wasser. Ein tüchtiger Lehrer weiß mehr, als er zu lehren hat.

30.

Es soll kein Lehrer eine Aufgabe stellen, deren gute Lösung er nicht selber sich zutraut.

31.

Von der Strenge zur Milde ist besser, denn von der Milde zur Strenge. In der Erziehung der Jugend wie in der Regierung der Völker.

32.

Auch in der Jugenderziehung ist Pathologie die Vorbedingung der Therapie.

33.

Der Schüler ist dem Lehrer ein Buch mit sieben Siegeln, das er nicht zu lesen versteht, wenn ihm die Lebensverhältnisse des Jungen fremd sind.

34.

Während er Kindern mit grindigen Köpfen das Abc lehrte, wünschte Winckelmann sehnlich zur Kenntnis des Schönen zu gelangen. Aus der grauen Ente ist ein Schwan geworden. Darum störe man nicht die Entwicklung erlesener Geister.

35.

Es gibt wenig Schüler ohne Begabung. Aber die Gaben sind verschieden.

36.

Unter allen Erdgeborenen sind nicht zwei einander gleich. Der Schöpfer hat mit einem jeglichen etwas Besonderes vor. Darum helfe der Lehrer das Gute, welches in einem Knaben steckt, herausarbeiten. Das ist echte Maieutik in Sokrates' Sinne.

37.

Es ist wohl gut, daß nicht alle Jungen auf dem Gymnasium fortkommen. Auch abgesehen von den geistig Armen. Es wäre schlimm,

wenn nicht manche ihre eigenen Wege gingen. Die gelehrte Schule ist ein künstliches Gefüge, dem nicht alle Menschen sich anbequemen.

38.

Der Krieg wirkt Wunder. Mancher bedenkliche Junge ist ein Held geworden, des die Geschichte in Ehren gedenket.

39.

Es gibt Spätlinge des Geistes. Der eine braucht zur Entwicklung mehr Zeit als der andere. Künftig holt er es nach. Darum sei man vorsichtig im Urteil und verzage nicht gleich, wenn einer zurückbleibt.

40.

Es gibt Zeiten des Stillstandes bei einem Schüler. Alsdann ist es weise, Geduld zu üben und abzuwarten. Aber man darf ihn nicht aus den Augen lassen.

41.

Die Muskeln erstarken durch Übung, desselbigengleichen das Gedächtnis. Darum muß es herangeholt werden von klein auf. Man sei nicht weichlich, sondern verlange, daß die Jungen ordentlich auswendig lernen. Aber mit Wahl und Maß.

42.

Das heißt sittliche Reife, wenn einer sich selber in Zucht hält. Wissenschaftliche, wenn er aus eigenem Triebe voranstrebt.

43.

Das Gymnasium soll Sorge tragen, daß seine Zöglinge sich mit deutschem Selbstgefühle durchdringen und fest werden. Daß nicht dereinst, wer eine Polin freit, ein Pollacke wird und, wer nach Amerika auswandert, ein Engländer. Sein Volk verleugnen ist eine große Schande.

44.

Früh muß gelernt werden Kritik üben: Kritik sowohl im Verkehre mit den Menschen, wie in Wissenschaft, Kunst, Staatsleben, Geschichte. Der Weltkrieg lehret, wie die Erdenvölker in Irrtum verstrickt sind. Davon sollen und wollen wir Deutschen uns frei halten.

45.

Man schärfe den reiferen Schülern ein, daß sie nicht Gedrucktes schlechthin für wahr halten, sondern nachdenkend urteilen. Gutes versprechende Jünglinge wurden durch üble Gesellschaft verdorben, und zu dieser gehören manche Zeitungen und viele Bücher.

46.

Dem Negativen der Kritik ist das Positive des Glaubens gegenüberzustellen, daß es den Jünglingen Anhalt biete und als Richtschnur

diene. Will sagen: Das ewig Gültige von Gesetz und Evangelium und das allzeit Dauernde des Guten, Wahren und Schönen, dem gegenüber die Laune wechselnder Moden nicht standhält.

47.

Es ist darauf hinzuwirken, daß sich die jungen Leute Grundsätze für ihre Lebensführung bilden. Darin besteht ein großes Stück dessen, was man 'Reife' nennt.

48.

Produzieren heißt zeugen. Ein Schüler kann und soll nicht produzieren.

49.

Unsere Söhne werden später reif als die von Romanen und Orientalen, Knaben später als Mädchen. Aber es ist Dauerobst.

50.

Eine Spaltung des Gymnasialunterrichts in den obersten Klassen zu freier Wahl des Schülers ist nicht gutzuheißen. Dem *μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω* stehet *μηδεὶς ἀφιλόλογος* zur Seite.

51.

Man soll bei der Einrichtung des Gymnasiums nicht die Bedingungen der Großstädte für das ganze Land Maß geben lassen.

52.

Sechs Unterrichtsstunden hintereinander, das heiß' ich groben Unfug.

53.

Sonntagsruhe ist das beste Mittel gegen Überbürdung.

54.

Man soll der Jugend nicht den Sonntag verlegen durch Kriegsübungen, Wanderungen u. dgl. m. Merke: Du sollst den Feiertag heiligen!

55.

Die zur Leitung berufenen Behörden sollen die Jugendbewegung nicht wild wachsen lassen.

56.

Ferienaufgaben sind kein nütze. Doch mag man helfen, daß die freien Tage nicht vergeudet werden. Hier kommt Werkunterricht mannigfacher Art zu seinem Rechte.

57.

Die neun Klassen des Gymnasiums gliedern sich in drei Gruppen, deren jede eine Stufe der Entwicklung bedeutet und eigene Behandlung verlangt. In die Mittelgruppe fallen die Flegeljahre.

58.

Man achte auf die zwölfjährigen Knaben; sie stehen in kritischem Alter. Als Jesus zwölf Jahre alt war, kam es bei ihm zum Durchbruche, daß er sein müsse in dem, das seines Vaters ist. Luk. 2, 49.

59.

Man soll die Schüler lehren, wie ein großer Stoff bewältigt wird durch wohlbedachte Teilung, daß sie rasch sich zurechte finden und danach eine Sache klar darstellen.

60.

Die Methode der philologischen Studien teilt bereits dem Gymnasiasten sich mit und bildet das Instrument für die spätere Arbeit auf allen Gebieten der Geisteswissenschaft. Insonderheit die Gesetze der Sprachkunst und des Schriftwesens gehen ihm auf je mehr und mehr.

61.

In der Grammatik, sonderlich der alten Sprachen, sind Elemente des philosophischen Denkens enthalten. Darin liegt ein gutes Stück ihrer bildenden Kraft.

62.

Einen Kanon der Gymnasialschriftsteller aufstellen und immer von neuem erwägen, das ist des Schweißes der Edlen wert.

63.

Bei Lesung der Schriftsteller sei das Ziel ihr Verständnis. Was darüber ist, das ist vom Übel. Als Grammatik, Kunstlehre, Altertümer u. dgl.

64.

Die hellenische Schönheit geht erst reiferen Schülern auf, am ehesten aus der Verwandtschaft der Werke bildender Kunst mit klassischer Dichtung der besten Zeit: Phidias, Praxiteles — Homer, Sophokles.

65.

Der 'Silberblick' zeigt an, wenn das Metall zum Schmelzen kommt. So bricht das Verständnis der griechischen Edelart durch, wenn feine Lehrer nachhelfen.

66.

Kunstgeschichte gehört nicht in die Schule. Wichtiger ist Bildung des Geschmacks. Wie im sittlichen Leben Tugend schwerer wiegt als Sittenlehre.

67.

Wenn der Schüler Platon zu verstehen beginnt, so hat er den Höhepunkt der humanistischen Ausbildung erreicht, welche das Gymnasium zu geben vermag.

68.

Den Rückgrat des Gymnasiums bildet das Lateinische und muß es bleiben, als Hauptfach in allen Klassen von Sexta bis Prima. Auf ihm beruht die Kenntnis der fremden Kultursprachen und das Verständnis der heutigen Geistesbildung.

69.

Fleißiger Betrieb einer Sprache durch volle neun Jahre drängt von selber zum Sprechen und Schreiben. Man übe die Schüler in freier lateinischer Darstellung eines ihnen bekannten Stoffes gleich in der Klasse schriftlich und bei der Durchnahme mündlich.

70.

Von allen Unterrichtsfächern kommen gemeiniglich Deutsch und Religion am wenigsten zu ihrem Rechte.

71.

Das Gymnasium soll darauf hinwirken, daß seine Schüler ihr Vaterland kennen. — Kennt Ihr es, sehr verehrter Herr Kollege?

72.

Für den deutschen Unterricht auf dem Gymnasium die Stundenzahl wesentlich zu steigern, ist unnötig. Aller Unterricht soll deutsch sein.

73.

Das Deutsche kommt zu seinem Recht, auch wenn das Hellenische mit Ernst betrieben wird. Denn es entspricht in seinen klassischen Leistungen den besten Seiten der deutschen Art.

74.

Man sorge dafür, daß die Schüler ein Bild von der Geschichte ihrer Muttersprache bekommen. Insonderheit mache man ihnen die Entwicklung des Hochdeutschen durch Luthers Bibel klar und die Einführung der neuen Verskunst durch Martin Opitz.

75.

Gutes Deutsch: wer schreibt es? — Gutes Deutsch: wer spricht es? — Trachtet am ersten nach Wahrheit und Klarheit, so wird euch das Gute von selber zufallen.

76.

Auf den meisten Schulen können die Schüler auch der obersten Klassen noch nicht lesen. — Und die Lehrer?

77.

Der Singunterricht soll mit dem deutschen in wohlbedachter Fühlung stehen und das Verständnis der lyrischen Dichtung erschließen.

78.

Man lasse Knaben und Jünglinge unsere schönsten vaterländischen und Volkslieder ordentlich auswendig lernen und ganz, auf daß sie beim Singen nicht bloß den ersten Vers können, und dann bleiben sie stecken.

79.

Der Geschichtsunterricht soll die Treue als Gnadengabe der Deutschen zur Erkenntnis bringen, — welche sich offenbaret als Mannentreue und Herrentreue von Urzeiten her und gegebenes Wort hält.

80.

Der Geschichtsunterricht strebe danach, daß dem Schüler das Wesen fremder Völker aufgehe. Dann wird die törichte Überschätzung des Auslandes aufhören, aber auch der Gefahr gesteuert werden, daß einer die heimische Art als musterhaft ansehe.

81.

Es gibt Geisteskrankheiten der Massen, auch der Völker auf Erden, sittliche und politische. Beweis: der Weltkrieg unserer Tage. Der Geschichtslehrer kläre darüber auf.

82.

Der Geschichtsunterricht soll nicht bloß Staaten behandeln, sondern, mit Erdkunde vereint und durch Kartenbilder unterstützt, auch die Rassen und Stämme und deren Verbreitung in Verbindung mit Sprachen und Mundarten. Dann wird vieles in den Vorgängen des Zeitalters verständlich werden.

83.

Den Unterricht in der Geschichte des Altertums auf dem Gymnasium zu vermindern, ist sehr bedenklich. Geschieht es, so fällt Rahmen und Hintergrund für den Inhalt der antiken Schriftsteller weg, und man wird bald spüren, wie Verständnis und Liebe abnehmen.

84.

Man schaffe, daß die großen Lichter der Menschheit den Jünglingen aufgehen! Unter den Alten vor allem Sokrates, unter den Deutschen Luther, Goethe, Bismarck. Mit ihren Vorzügen, aber auch mit ihren Mängeln.

85.

Eigener Unterricht in dem, was sie 'Bürgerkunde' heißen, ist entbehrlich. Die Geschichte der alten Völker gewährt eine gute Vorbildung, und die Geschichte der Neuzeit verhilft zu hinreichendem Verständnisse.

86.

Man mache sich klar, daß das Gymnasium nicht berufen ist, einen Abschluß zu bringen, sondern für weitere Erkenntnis vorbereitet. Reif sein heißt Anfänger sein.

87.

Die Anforderungen in der Mathematik auf dem Gymnasium sind zu hoch. Was jetzt im ersten Jahre der Klasse Prima verlangt wird, genügt für den Abschluß. Und dann: ein treuer Lehrer nimmt sich auch der Nachzügler freundlich an.

88.

Auf der Universität soll man für Gymnasiasten, die es brauchen, Fortbildungskurse in Mathematik einrichten, in ähnlicher Weise, wie es für die Realisten geschieht in den alten Sprachen. Was den einen recht ist, das ist den andern billig.

89.

Auch über Bau und Einrichtung des menschlichen Körpers soll der Gymnasialunterricht handeln. Das muß sein. Sonderlich der Sinneswerkzeuge, mit Benutzung guter Hilfsmittel, wie der Bock'schen Modelle.

90.

Unterweisung über das Geschlechtsleben gehört nicht auf die Schule. Seelsorgerisch läßt sich im Religionsunterrichte wirken.

91.

Auch der gestirnte Himmel darf nicht unbeachtet bleiben. Die Unterweisung verlangt nicht viel Zeit, muß aber auch abends geschehen, im Freien. Sie gehört in den Lehrplan der Mittelklassen und ist später nochmals in der obersten zu widerholen und zu vertiefen.

92.

Wie der Hirsch nach frischem Wasser, also schreiet die Jünglingsseele nach dem Evangelium. Helfet ihr durch die Nöte des Zweifels und teilet euer Bestes mit als Haushalter über die Geheimnisse Gottes!

93.

Die Behandlung des Zweifels erfordert reine Weisheit und geduldige Liebe. Möchte das Gymnasium seiner Verantwortung eingedenk sein! Manche Herzeloide sieht auch in unseren Tagen voll Kümmernis ihren Sohn aus dem Elternhause scheiden.

94.

Crede ut intelligas. Von der Pistis zur Gnosis; will sagen: vom Glauben zur Erkenntnis. Das gilt von aller Geistesbildung, nicht bloß von der Religion.

95.

Die Lehre wechselt, und die Erkenntnis wechselt. Aber einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der da gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Euripides Herakliden und Sophokles Ödipus auf Kolonos

von

Konrad Vielhauer

Für den Leser der 'Herakliden' und des 'Ödipus auf Kolonos' sind gewisse Ähnlichkeiten zwischen den beiden Dramen von vornherein ersichtlich: In beiden erscheinen Heimatflüchtige nach langem Umherirren an geheiligter Stätte auf attischem Boden, ein Ziel ihrer unsteten Wanderung suchend, Iolaos mit den Herakliden und Ödipus mit Antigone. Beider Aufenthalt wird bedroht durch Abgesandte, die die Flüchtlinge nach der Heimat zurückbringen sollen und selbst, den religiösen Anschauungen zum Hohn, Gewalt anwenden, Kopreus und Kreon. Ihr Beginnen wird vereitelt durch das Erscheinen des Landeskönigs, der sich der Schutzflehenden annimmt und selbst vor drohender Waffengewalt nicht zurückschrickt, des Demophon und Theseus. Schon diese allgemeinen Feststellungen reizen zu einer genaueren Untersuchung der Frage, ob sich nicht eine gewisse Abhängigkeit des einen Dramas von dem andern erweisen läßt.

Kopreus geht von vornherein gewalttätig vor: er fordert Iolaos kurz und bündig zum Verlassen des Heiligtums auf und wird, als seine Forderung erfolglos ist, handgreiflich. Bei Sophokles ist die entsprechende Szene mit viel größerer psychologischer Feinheit behandelt. Kreon ist zwar letzten Endes sicherlich auch zur Gewalt entschlossen, das beweist sein bewaffnetes Gefolge, aber er geht weit behutsamer zu Werke; er wird nicht sofort gewalttätig, sondern sucht mit erheuchelt warmherzigen, mitleidsvollen Worten gütlich sein Ziel zu erreichen (735—760), auch als er sich durchschaut sieht (783ff.), gibt er diese Methode nicht auf; er spielt die Rolle des scheinbar gleichgültig gewordenen, verkannten Wohlwollenden (800ff.). Die andauernde Hartnäckigkeit des Ödipus entlockt ihm zwar schließlich in momentaner Aufwallung eine leise Andeutung seiner Absicht (. . . ἤν σ' ἕλω ποτέ 814), die Ödipus sofort versteht (τίς ἄν με τῶνδε συμμάχων ἕλοι βίᾳ), aber auch jetzt noch schreitet er nicht zu offenbarer Gewalt gegen Ödipus; er entreißt ihm erst seine letzte Stütze, Antigone, und markiert immer noch den verkannten Ehrenmann, der, vom Volke beauftragt, das Beste seines Widerparts will (849ff.); ja er stellt sich sogar, als ob er ohne Ödipus nach Theben zurückkehren will. Erst als der Chor ihn daran hindert, legt er Hand an Ödipus, nunmehr nicht einmal mehr durch dessen Fluch (865ff.) zurückgeschreckt: οὔτοι καθέξω θυμόν, ἀλλ' ἄξω βίᾳ (874). Also eine wesentlich verschiedene Behandlung in den beiden Dramen, aber ein näherer Vergleich liefert, meine ich, ein überraschendes Resultat. Kopreus lädt nach Iolaos' Meinung ein doppeltes Vergehen auf sich: er verletzt erstens die Heiligkeit des Ortes, zweitens die Freiheit des Landes. Diesen Standpunkt machen sich nacheinander zu eigen der Chorführer:

1. εἰκὸς θεῶν ἱκτῆρας αἰδεῖσθαι ξένε
καὶ μὴ βιαίῳ χειρὶ δαιμόνων
ἀπολείπειν σ' ἕδη 101 ff., vgl. auch 107.

2. οὔκουν τυράννῳ τῆσδε γῆς φράσαντά σε
χρῆν ταῦτα τολμᾶν ἀλλὰ μὴ βίᾳ ξένους
θεῶν ἀφέλκειν γῆν σέβοντ' ἐλευθέραν, 111 ff.

und der König:

τρισσαί μ' ἀναγκάζουσι συμφορᾶς ὁδοί, . . .
1. τὸ μὲν μέγιστον Ζεύς, ἐφ' οὗ σὺ βώμιος
θακεῖς . . . 236 f.

2. τό τ' αἰσχρόν, οὗπερ δεῖ μάλιστα φροντίσαι·
εἰ γὰρ παρήσω τόνδε συλᾶσθαι βίᾳ
ξένον πρὸς ἀνδρὸς βωμόν, οὐκ ἐλευθέραν
οἰκεῖν δοκήσω γαῖαν . . . 242 ff., vgl. 286 f.

Endlich wird dieses Urteil noch einmal vom ganzen Chore zusammengefaßt in den allerdings von Wilamowitz seinerzeit (Hermes 17) in ihrer Echtheit leise angezweifelten Versen 360—368, in denen fast jedes Wort, wie sich herausstellen wird, für unsere Untersuchung von Bedeutung ist:

σὺ δ' ἄφρων . . .
ὃς πόλιν ἐλθὼν ἑτέραν
οὐδὲν ἐλάσσον' Ἄργους,
θεῶν ἱκτῆρας ἀλάτας
καὶ ἐμᾶς χθονὸς ἀντεχομένους
ξένος ὢν βιαίως
ἕλκεις, οὐ βασιλεῦσιν εἴξας
οὐκ ἄλλο δίκαιον εἰπών.

Bei Sophokles sucht Kreon gleich bei seinem Erscheinen die anwesenden Bürger von Kolonos zu beruhigen:

ἥκω γὰρ οὐχ ὡς δρᾶν τι βουληθείς, ἐπεὶ
γέρων μέν εἰμι, πρὸς πόλιν δ' ἐπίσταμαι
σθένουσαν ἥκων, εἴ τιν' Ἑλλάδος μέγα, 732 ff.

Die Worte zeigen nach Form und Inhalt eine große Ähnlichkeit mit den angeführten des Euripideischen Chores 362 ff.:

ὃς πόλιν ἐλθὼν ἑτέραν
οὐδὲν ἐλάσσον' Ἄργους
. . . βιαίως ἕλκεις . . .

Hat also der Chor bei Euripides dem Iolaos es als Unbesonnenheit ausgelegt (σὺ δ' ἄφρων 360), wenn er, in eine fremde Stadt gekommen, die so mächtig sei wie Argos, Schutzflehende mit Gewalt entführe, so kommt Kreon diesem Vorwurf gleichsam zuvor: er will keine Gewalttätigkeit verüben (ἥκω γὰρ οὐχ ὡς δρᾶν τι βουληθείς), er weiß, daß er in eine Stadt gekommen ist, die mächtig ist wie keine zweite in Hellas. So will er also den Ödipus überreden, gutwillig mit nach Theben zu gehen (735 f.), der βία setzt er nach dem Schema der Rhetorik die πειθώ entgegen; darum also sagt er 735 f.: ἀπεστάλην πείσων . . . und am Schluß des ersten Versuchs 756: πεισθεὶς ἐμοὶ κρύψον . . . und sagt Ödipus beim zweiten Versuche . . . εἰ σὺ μήτ' ἐμὲ πείθειν οἷός τ' εἶ . . . 802 f.

Die erste πειθώ, die also 735 beginnt, gibt sich inhaltlich ganz offenbar als der λόγος δίκαιος, den der Chor des Euripides bei Iolaos 368

vermißt (*οὐκ ἄλλο δίκαιον εἰπών*): *πᾶς σε Καδμείων λεὼς καλεῖ δικαίως* usw. steht gleich an der Spitze, und Ödipus selbst faßt Kreons ganze Rede in diesem Sinne auf, wenn er gleich im Beginn seiner Erwiderung sagt:

ὦ πάντα τολμῶν κἀπὸ παντὸς ἂν φέρων
λόγου δικαίου μηχάνημα ποικίλον 761 f.
'Der du aus allem das schillernde Gebilde
eines *λόγος δίκαιος* davontragen würdest'

(von Radermacher wohl mißverstanden). Macht also nicht der ganze Abschnitt den Eindruck, als ob Kreon vom Chore des Euripides gelernt hätte, wie er sich in einem mächtigen fremden Lande zu verhalten habe? Ich kann mich der Auffassung nicht verschließen, daß Sophokles in offensichtlicher Anlehnung an Euripides und in offenkundigem Gegensatze zu ihm seine Szene geschaffen hat, die wir in ihrer Art als psychologisches Meisterstück bewundern müssen.

Die schließlich unternommene Gewalttat des Kreon findet bei Chor und König eine ähnliche Beurteilung wie in den Herakliden:

τάνδ' ἄρ' οὐκέτι νεμῶ πόλιν

(vgl. Herakl. 113 u. a.) sagt der Chor 879, und Theseus' Auffassung erweist sich meines Erachtens großenteils geradezu als eine Paraphrase der oben angeführten Worte des Euripideischen Chores (360 ff.):

Soph. 913 ff.: *ὅστις δίκαι' ἀσκοῦσαν εἰσελθὼν πόλιν*
κἄνευ νόμου κραίνουσαν οὐδέν, εἶτ' ἀφεὶς
τὰ τῆσδε τῆς γῆς κύρι' ὧδ' ἐπεισπεσὼν
ἄγεις θ' ἃ χρῄζεις καὶ παρίστασαι βίᾳ
(also Gegensatz von *δίκη* und *βία*).

Eurip. 366: . . . *βιαίως ἕλκεις* . . . *οὐκ ἄλλο δίκαιον εἰπών.*

Soph. 921 ff.: *εἰ πυθοίατο*
συλῶντα τἀμὰ καὶ τὰ τῶν θεῶν βίᾳ
ἄγοντα φωτῶν ἀθλίων ἱκτήρια.

Eurip. 364 ff.: *θεῶν ἱκτῆρας ἀλάτας*
καὶ ἐμᾶς χθονὸς ἀντεχομένους
. . . *βιαίως ἕλκεις.*

Soph. 924 ff.: *οὐκ οὖν ἔγωγ' ἄν, σῆς ἐπεμβαίνων χθονός,*
ἄνευ γε τοῦ κραίνοντος, ὅστις ἦν, χθονός,
οὔθ' εἷλκον οὔτ' ἂν ἦγον

Eurip. 367: *ἕλκεις οὐ βασιλεῦσιν εἴξας.*

Selbst das *ἀλλ' ἠπιστάμην ξεῖνον κτέ* (Soph. 927) findet in dem *ξένος ὤν* des Euripides (366) seine Parallele. Kopreus wird mit Bezug auf seine Handlungsweise vom Chor (360) als *ἄφρων* bezeichnet. Auch aus Theseus' Worten (917 f.) folgert Kreon diesen selben Vorwurf für sich, wenn er 940 f. sagt:

οὔτ' ἄβουλον ὡς σὺ φῄς τοὔργον τόδ' ἐξέπραξα.

Die Ähnlichkeiten sind unleugbar, die Abweichungen im Aufbau des ganzen behandelten Teiles ergeben sich meines Erachtens als vollkommen beabsichtigte Umgestaltung bei Sophokles, vollzogen im Hinblick auf die entsprechende Partie bei Euripides.



Nach Demophons Erscheinen folgt in den Herakliden ein Wortgefecht zwischen Kopreus und Iolaos, wie es der zuschauende Athener täglich vor Gericht hören kann. Richter im Prozeß ist Demophon, von Kopreus auch von vornherein als solcher betrachtet:

> *πρὸς τοῦτον ἀγὼν ἆρα τοῦδε τοῦ λόγου*
> *μάλιστ᾽ ἂν εἴη* 117.

Kopreus und Iolaos sind die Hadernden, Auslieferung bzw. Aufnahme des Iolaos bilden Gegenstand der Verhandlung. Beider Reden sind geradezu Muster rhetorischer Technik. Kopreus spricht zuerst. Nach einer kurzen Prothesis (135) legt er knapp und einfach, wie es die rhetorische Theorie verlangt, sein ganzes Beginnen als gerecht dar (138—143), verdächtigt den Gegner (147—153), stellt die Auslieferung des Iolaos als nützlich, seine Aufnahme als schädlich für Athen und unheilvoll für Demophon hin (154ff.), schließt mit einer geläufigen Adhortatio (174ff.). Sein Standpunkt, mit großer Sicherheit und Energie unter Anwendung der geläufigen *τόποι* (*δίκαιον*, *διαβολή*, *ὠφέλιμον* usw.) vertreten, könnte einleuchten, aber im regelrechten Prozeßverfahren, das vorgeschrieben ist durch den Richtereid, hört man ja beide Gegner; darum die Worte des Chores 179f.:

> *τίς ἂν δίκην κρίνειεν ἢ γνοίη λόγον,*
> *πρὶν ἂν παρ᾽ ἀμφοῖν μῦθον ἐκμάθῃ σαφῶς;*

Es spricht also Iolaos, sich auf jenes Recht stützend (181—183). Er entkräftet ebenso knapp und klar jenes *δίκαιον* (184—190), legt seine Auslieferung als *αἰσχρὸν* für Athen (191—201), seine Aufnahme als *ἀναγκαῖον* (205—225) dar, schließt mit einem innigen Appell. Hier wie dort also die rhetorischen *τόποι*. Es folgt das Urteil.

Eine ganz ähnliche Szene schließt sich bei Sophokles an das Erscheinen des Herrschers: ein Rededuell zwischen Kreon und Ödipus. Kreon rechtfertigt sich ganz nach Art eines Gerichtsredners: Nicht Verachtung gegen Athen, auch nicht Unbesonnenheit erklären seine Handlungsweise, wie Theseus meine; sie war hervorgerufen durch die doppelte Überzeugung, daß man erstens seine Anverwandten nicht gegen seinen Willen in Athen zurückhalten (941—943), zweitens einen Vatermörder und Mutterschänder nicht in einer Stadt aufnehmen würde, von der der Areopag jeden religiösen Makel fernzuhalten suche (944—950), und war endlich nur eine Widervergeltung für den ausgesprochenen Fluch (951 bis 955). Epilog 956ff.

Ihm antwortet Ödipus. Beginnend mit einer der im Gerichtsverfahren üblichen Schmähreden (960), geht er auf Punkt zwei ein. Beide Vergehen: *φόνος* und *γάμος* hat er gegen seinen Willen auf sich geladen; denn die Götter wollten es (961ff.). Der *φόνος* war erstens *θεήλατος* (969—973), zweitens *ἄκων* (974—977), also nicht zu tadeln, der *γάμος* erfolgte ebenfalls gegen sein Wissen (982ff.), mit Wissen schmäht ihn Kreon (985ff.). Beide Vergehen also können ihn nicht zum schlechten Manne stempeln (988ff.), Kreon 'der Gerechte' würde in seiner Lage auch den Mord begangen haben (992—998), und der eigene ermordete Vater könnte seine Gründe nicht anfechten (998f.). Es folgen wider

Invektiven gegen den Gegner (1003—1009) und zum Schluß (1010ff.) ein Gebet. — Chor und König stehen auf Ödipus' Seite.

Man sieht, die äußere Technik im Fortgang des Aufzugs stimmt in beiden Dramen überein. Sollte es Zufall sein? Eine nähere Betrachtung wird uns Aufschluß geben. Der Redekampf zwischen Kopreus und Iolaos erfolgt, kann man sagen, mit innerer Notwendigkeit. Der Chor ist über den Zweck der Anwesenheit beider nur knapp, der König, der entscheiden soll, überhaupt noch nicht unterrichtet. Jeder der beiden muß also vor dem Richter erst seinen Standpunkt vertreten, um zu überzeugen. Bei Sophokles fällt an der entsprechenden Partie verschiedenes auf:

1. Theseus hat eigentlich schon durch die Aufnahme des Ödipus, sodann aber besonders in den oben behandelten Worten (904ff.) sozusagen das Urteil im voraus gesprochen, auf das Wortgefecht der beiden reagiert nur der Chor 1014f. in ganz entsprechender Weise wie der des Euripides 232ff., Theseus selbst ignoriert es vollkommen. Es ist also für ihn, den Richter, vollkommen überflüssig, ja es ist für den vorurteilslosen Zuhörer geradezu störend, denn über dem nutzlosen Gerede verrinnt die Zeit, und Kreons Begleiter enteilen inzwischen mit den geraubten Mädchen, wie Theseus auch selbst, sich seiner Aufgabe besinnend, 1016 bemerkt:

ἅλις λόγων· ὡς οἱ μὲν ἐξηρπασμένοι
σπεύδουσιν, ἡμεῖς δ' οἱ παθόντες ἕσταμεν.

2. Die Worte des Ödipus (960—1013) enthalten lauter Gedanken, die zwar noch nicht Kreon und Theseus, aber dem Zuhörer im Theaterraum längst mit Nachdruck vorgetragen worden sind. Daß nämlich Vatermord und Mutterehe ohne Wissen und Willen des Ödipus erfolgt sind, wie dieser (974—987) scheinbar gar nicht eindringlich genug darlegen kann (vgl. *τὸ γ' ἄκον πρᾶγμα* 977, *ἔτικτε . . . οὐκ εἰδότ' οὐκ εἰδυῖα* 983, *ἄκων ἔγημα* 987), ist von Ödipus schon vor dem Chore

266 *ἐπεὶ τά γ' ἔργα μου*
πεπονθότ' ἐστὶ μᾶλλον ἢ δεδρακότα

273 *νῦν δ' οὐδὲν εἰδὼς ἱκόμην ἵν' ἱκόμην*

und besonders ergreifend in dem herrlichen Wechselgesang (510ff.) betont worden, vgl.

521 *ἤνεγκον κακότητ' ὦ ξένοι, ἤνεγκον ἄκων μέν, θεὸς ἴστω·*
τούτων δ' αὐθαίρετον οὐδέν.

525 *κακᾷ μ' εὐνᾷ πόλις οὐδὲν ἴδριν*
γάμων ἐνέδησεν ἄτᾳ.

547 *καὶ γὰρ ἄνους ἐφόνευσα καὶ ὤλεσα·*
νόμῳ δὲ καθαρός, ἄιδρις ἐς τόδ' ἦλθον.

Daß ferner der Mord ein Akt der Notwehr war (992ff.), hat er ebenfalls früher rechtfertigend dargelegt:

271 *ὅστις παθὼν μὲν ἀντέδρων, ὥστ' εἰ φρονῶν*
ἔπρασσον, οὐδ' ἂν ὧδ' ἐγιγνόμην κακός.

Auch daß seine Tat nicht ein Ausfluß von Schlechtigkeit war (966f. *ἐπεὶ καθ᾽ αὐτόν γ᾽οὐκ ἂν ἐξεύροις ἐμοὶ ἁμαρτίας ὄνειδος οὐδὲν ἀνθ᾽ ὅτου τάδ᾽ . . . ἡμάρτανον*), hat er schon beteuert:

270 *καίτοι πῶς εἰγὼ κακὸς φύσιν;*

Also diese Partie bei Sophokles ist erstens in ihrer Gesamtheit störend, zweitens in vielen Einzelheiten eine Widerholung schon vorgebrachter Momente. Wir werden also wohl nicht fehlgehen mit dem Schlusse, daß diese Reden des Kreon und Ödipus veranlaßt worden sind durch die entsprechenden Reden in den Herakliden. Bei Euripides ergeben sie sich von selbst aus der Situation, bei Sophokles sind sie eine Nachbildung, berechnet für den Geschmack des Theaterpublikums, das ja für derartige rhetorische Gefechte eine ganz besondere Vorliebe hatte.

Es folgt, wie erwähnt, in den Herakliden das Urteil, das sich die Auffassung des Jolaos vollkommen zu eigen macht:

236 *τρισσαί μ᾽ ἀναγκάζουσι συμφορᾶς ὁδοί . . .*
τὸ μὲν μέγιστον Ζεύς, . . .
τὸ συγγενές τε . . .
τό τ᾽ αἰσχρόν . . .

Die entsprechende Aufnahme des Ödipus bei Sophokles ist schon früher erfolgt; die Begründung, mit der sie motiviert wird, klingt formell und teilweise auch inhaltlich ganz an die des Demophon an:

631 *τίς δῆτ᾽ ἂν ἀνδρὸς εὐμένειαν ἐκβάλοι*
τοιοῦδ; ὅτου πρῶτον μὲν . . .
ἔπειτα δ᾽ ἱκέτης δαιμόνων ἀφιγμένος . . .

Nach der Aufnahme lädt Demophon Iolaos mit den Herakliden als Gäste zu sich in seinen Palast:

340 *σὺ δ᾽ ἐς δόμους*
σὺν παισὶ χώρει Ζηνὸς ἐσχάραν λιπὼν κτέ.

Iolaos lehnt ab; er will hier an der geheiligten Stätte bleiben und für den Sieg des athenischen Heeres zu den Göttern beten 344ff.

Theseus überläßt seinem Schützling die Wahl:

638ff. *εἰ δ᾽ ἐνθάδ᾽ ἡδὺ τῷ ξένῳ μίμνειν, σέ νιν*
τάξω φυλάσσειν, εἴτ᾽ ἐμοῦ στείχειν μέτα.

Als Ödipus darauf nicht sofort eingeht, fragt er:

643 *τί δῆτα χρῄζεις; ἢ δόμους στείχειν ἐμούς;*

Das *ἐνθάδε μίμνειν* (638) kann doch wohl nur heißen: 'hier an der Stätte der Eumeniden'; das geht aus dem *σέ νιν τάξω φυλάσσειν* (vgl. damit die für die selbe Situation gemachte Zusicherung *ἀλλὰ τοῖσδ᾽ ἔσται μέλον* 653) hervor. Da Theseus nicht wissen kann, daß Ödipus den heiligen Boden nicht verlassen darf, sind die Worte *εἰ δ᾽ ἐνθάδ᾽ ἡδὺ τῷ ξένῳ μίμνειν* in seinem Munde unverständlich. Sie finden ihre Erklärung durch Annahme einer Nachahmung jener natürlichen Situation in den Herakliden: Demophon hat Iolaos in seinen Palast geladen, Iolaos will an der heiligen Stätte unter der angegebenen Begründung zurückbleiben. Theseus faßt also bei Sophokles auffallenderweise sofort beide Möglichkeiten ins Auge und läßt seinen Schützling wählen.

Kopreus verläßt schließlich die Bühne, indem er, gestützt auf die von Eurystheus bereits getroffenen Vorbereitungen, einen baldigen Rachekrieg von Argos in Aussicht stellt. Die Erfüllung der Drohung läßt denn auch nicht lange auf sich warten.

Auch Kreon tritt mit einer Drohung ab:

1037 οἴκοι δὲ χἠμεῖς εἰσόμεσθ' ἃ χρὴ ποιεῖν.

Sie ist in seinem Munde leer und nichtig, ein Ausdruck von Verlegenheit oder die Prahlerei eines Hohlkopfes, der mutig erscheinen will.

Noch auf einige Einzelheiten möchte ich hinweisen. Kopreus sagt 136 mit Stolz:

πέμπει Μυκηνῶν δεῦρό μ' Εὐρυσθεὺς ἄναξ.

Kreon betont 735ff.:

. . . ἀπεστάλην . . .
οὐκ ἐξ ἑνὸς στείλαντος, ἀλλ' ἀνδρῶν ὑπὸ
πάντων κελευσθείς . . . vgl. 849ff.

Diese Worte (737) muten uns an, als seien sie gesprochen in bewußtem Gegensatz zu jenen des Euripides, darauf berechnet, dem Demos im Zuschauerraum zu schmeicheln.

Als Kopreus seine Überredungskunst an Demophons Festigkeit scheitern sieht, will er nochmals, auch vor dem König, zur Gewalt schreiten:

267 ἄξω γε μέντοι τοὺς ἐμοὺς ἐγὼ λαβών.

Eine ganz ähnliche Begründung gibt Kreon für die gewaltsame Entführung der Antigone:

830 οὐχ ἅψομαι τοῦδ' ἀνδρός, ἀλλὰ τῆς ἐμῆς

und wörtlich mit Euripides 267 in Vers 832: τοὺς ἐμοὺς ἄγω. Bei Euripides droht daraufhin Demophon (270), bei Sophokles der Chor (835) handgreiflich zu werden. In den Herakliden sucht der Chor Gewalttätigkeiten zu hindern:

271 μὴ πρὸς θεῶν κήρυκα τολμήσῃς θενεῖν,

im Ödipus gebietet Kreon selbst Einhalt: εἴργου (836). Der Erfolg ist in beiden Fällen der selbe:

Herakl. 272: εἰ μή γ' ὁ κῆρυξ σωφρονεῖν μαθήσεται.
Ödip. Kol. 836: σοῦ μὲν οὔ, τάδε γε μωμένου,

im Ausdruck (Bedingung!) sogar bis auf das einschränkende γε übereinstimmend.

Sollten endlich vielleicht — mit Vorbehalt sei es am Schluß bemerkt — im Ödipus die Verse 66 und 68, die von den Erklärern bisher nicht recht in Einklang mit Vers 632f. gebracht werden konnten (vgl. Radermacher zu 632), etwa auch als etwas unüberlegte Nachahmung von Herakliden 114 zu deuten sein?

Die zahlreichen und auffälligen Übereinstimmungen in den beiden Dramen können unmöglich dem Zufall zugeschrieben werden. Ich glaube dargetan zu haben, daß dem Sophokles das Euripideische Drama vorgelegen hat[1]).

[1]) Es sei dabei bemerkt, daß auch für eine andere Partie des O. C. die Herakliden als 'Modell' vermutet worden sind (Radermacher in der Einleitung zum O. C. S. 9).

Eine Frage erhebt sich vielleicht noch: Warum hat Sophokles, wenn er die Komposition der Herakliden in diesem Aufzuge in so vielen Stücken nachbildete, nicht auch die Aufnahme des Ödipus durch Theseus an der Stelle erfolgen lassen, wo die des Iolaos bei Euripides stattfindet? Scheint doch, wenigstens für den ersten Blick, gerade infolge jener Abweichung eine gewisse Ungeschicklichkeit in das Drama hineinzukommen: Theseus muß, nachdem er V. 667 ohne Motivierung weggegangen ist, mit Opfern beschäftigt in der Nähe bleiben, bis man seiner wider bedarf. Eine kurze Betrachtung des Aufbaus der Dichtung wird uns, hoffe ich, Antwort darauf geben.

Ödipus hat von Apollo die bekannte Weissagung erhalten, er werde ein Ziel seines Lebens und seiner Mühen nach langer Wanderung da finden, wo er zuerst θεῶν σεμνῶν ἕδραν erreiche, ein Segen denen, die ihn aufnähmen, ein Fluch denen, die ihn vertrieben hätten; als Zeichen würden dann erscheinen ein Erdstoß oder ein Donner des Zeus oder ein Blitz (87 ff.). So irrt er, einzig begleitet von seiner Tochter, lange umher; sein Auge ist geblendet, sein Haar flattert wirr und ungekämmt im Winde (1260), sein Kleid strotzt von Schmutz (1259, 1597), er selbst ist nur ein Schatten des einstigen Ödipus (110). Aber die Verheißung des Gottes hält den innig Gläubigen aufrecht; und so kommt er nach Kolonos. Müde setzt er sich auf einen rauhen, zackigen Stein nieder (101), um etwas auszuruhen. Da hört er von einem des Weges daherkommenden Bürger von Kolonos: der Ort, auf dem er sitze, dürfe nicht betreten (37), nicht berührt, nicht bewohnt werden (39); er sei Eigentum der furchtbaren Gottheiten (39 f.), die die Eingeborenen τὰς πάνθ' ὁρώσας Εὐμενίδας nennten (42). Wie ein zuckender Blitzstrahl treffen Ödipus diese letzten Worte. Sein religiös frommes Gemüt sagt ihm sofort, daß er am ersehnten Ziele ist. Ein heißes Gebet an die Eumeniden (44), er wird den Ort nicht mehr verlassen (44/45), wo er die 'Losung seines Geschickes' (46) vernommen. Das Orakel hat sich also insoweit bewährt. Aber er soll ja auch ein Segen werden seinen Beherbergern (κέρδη μὲν οἰκήσαντα τοῖς δεδεγμένοις [92]). Darum schickt er nach Theseus, ὡς ἂν προσαρκῶν μικρὰ κερδάνῃ μέγα (72)· μικρά kann er hier noch sagen, denn noch versteht er die Worte ἄτην δὲ τοῖς πέμψασιν κτέ (93) nicht recht. V. 587 denkt er darüber bereits anders: ὅρα γε μήν, οὐ σμικρός, οὐχ ἁγὼν ὅδε. Die Erfüllung des Orakels hat also begonnen, aber auch nur begonnen; denn noch ist er nicht aufgenommen. Voll höchster Aufregung erscheinen, von ihrem Landsmann hergeschickt, die Bürger von Kolonos; sie suchen den unersättlichen Frevler (120), der es gewagt hat, der furchtbaren Göttinnen Boden zu betreten, an dem sie ἀδέρκτως ἀφώνως ἀλόγως (131) vorübergehen; sie nötigen ihn schließlich, die geheiligte Stätte zu verlassen, und wollen ihn, als sie in ihm auch einen Mordbefleckten erkennen, in einer wildbewegten Szene aus dem Lande weisen. Nur höchste dialektische Kunst, aus tief überzeugtem Herzen vorgetragen (258 ff.), beschwichtigen ihre Herzensangst; sie geben sich damit zufrieden, daß der Herrscher des Landes es erfahre. So hat er also, wenn nicht Aufnahme, so doch wenigstens vorläufige Duldung gefunden; eine Äußerung tiefsten

Vertrauens auf die Untrüglichkeit des Apollowortes schließt die wunderbare Szene:

308 ἀλλ' εὐτυχὴς ἵκοιτο τῇ θ' αὑτοῦ πόλει
ἐμοί τε· τίς γὰρ ἐσθλὸς οὐχ αὑτῷ φίλος;

Dieser feste Glaube erfährt bald eine Bestärkung, der Orakelspruch selbst seine völlige Aufklärung. Die ankommende Ismene erzählt, ein neuer Ausspruch des Phöbus habe den Thebanern gemeldet, Ödipus müsse von ihnen, solle es ihnen gut gehen, lebend oder tot heimgebracht werden (389f.), in ihm beruhe ihre Stärke (392), sein Grabmal, entehrt, sei für sie ein Unglück (402, 409). Mit einem Schlage haben nun die ihm bekannten Worte ἄτην δὲ τοῖς πέμψασι, οἵ μ' ἀπήλασαν (93) einen greifbaren Inhalt. Diese πέμψαντες (ἀπελάσαντες) sind seine Mitbürger (440), speziell aber, und dieser Gedanke läßt ihn fortan nicht mehr los, seine Söhne:

429 . . . ἀνάστατος
αὐτοῖν ἐπέμφθην κἀξεκηρύχθην φυγάς.

599 . . . γῆς ἐμῆς ἀπηλάθην
πρὸς τῶν ἐμαυτοῦ σπερμάτων . . .

in bezug auf Polyneikes:

1356 τὸν αὐτὸς αὑτοῦ πατέρα τόνδ' ἀπήλασας

1363 σύ μ' ἐξέωσας usw.

Sie speziell also wird die bezeichnete ἄτη treffen, unter der Voraussetzung allerdings, daß er in Athen aufgenommen wird: vgl. 457—460. Darum sein überzeugter Glaube 421ff., besonders

425 ὡς οὔτ' ἂν ὃς νῦν σκῆπτρα καὶ θρόνους ἔχει
μείνειεν, οὔτ' ἂν οὑξεληλυθὼς πάλιν
ἔλθοι ποτ' αὖθις.

451 οὔτε σφιν ἀρχῆς τῆσδε Καδμείας ποτὲ
ὄνησις ἥξει· τοῦτ' ἐγῷδα, τῆσδέ τε
μαντεῖ' ἀκούων συννοῶν τε τἀξ ἐμοῦ
παλαίφαθ', ἁμοὶ Φοῖβος ἤνυσέν ποτε.

Daher auch nach seiner Aufnahme seine Sicherheit, mit der er Kreon gegenübertritt:

787 . . . ἀλλά σοι τάδ' ἔστ' ἐκεῖ
χώρας ἀλάστωρ οὑμὸς ἐνναίων ἀεί·
ἔστιν δὲ παισὶ τοῖς ἐμοῖσι τῆς ἐμῆς
χθονὸς λαχεῖν τοσοῦτον, ἐνθανεῖν μόνον κτέ.

So folgt denn nun mit Notwendigkeit — wird doch das Folgende dadurch erst verständlich — die erste Theseusszene, von Ödipus nach kurzer Einleitung begonnen mit den auf das Orakel gestützten Worten:

576 δώσων ἱκάνω τοὐμὸν ἄθλιον δέμας
σοὶ δῶρον, οὐ σπουδαῖον εἰς ὄψιν· τὰ δὲ
κέρδη παρ' αὐτοῦ κρείσσον' ἢ μορφὴ καλή.

Sie bringt 631ff. endlich die ersehnte Aufnahme, wenngleich Ödipus noch voraussieht, daß sie unter großen Schwierigkeiten erst gesichert

werden muß (587ff.). Diese Entscheidung und damit den Höhepunkt des Dramas bringt der folgende Akt. Mit atemloser Spannung verfolgt der Leser und Zuschauer seine Handlung. Zwar daß Kreons List vergeblich sein wird, dafür bürgt die Festigkeit, mit der Ödipus sich von vornherein dafür gewappnet hat (vgl. z. B. 408, 455). Aber wird Kreon mit Gewalt seine Absicht erreichen und damit die geweissagte ἄτη von den Seinen fernhalten, oder wird Theseus sein Manneswort einlösen und damit den verheißenen Segen seinem Lande sichern? Ich möchte diesen Akt als das Herzstück der Dichtung bezeichnen. Theseus besteht die Probe, und nunmehr können die Folgen eintreten: κέρδος bzw. ἄτη. Daß ersteres noch zurückgestellt wird, ist in der Sache begründet (vgl. 580, 582 u. a.). So kann die ἄτη, also das Verderben der Söhne, den Weg nehmen; es folgt somit die Polyneikesszene. Ödipus' ältester Sohn hat das zweite Orakel des Phöbus im wesentlichen so verstanden wie der Vater (1331f.) und ist darum herbeigeeilt, um diesen für sich zu gewinnen. Ödipus' Prophezeiung (1372ff.) und gräßlicher Fluch (1383 bis 1396), jene nach griechischer Anschauung furchtbarste Waffe in eines Vaters Hand, gibt ihm (vgl. 1399ff.) die absolute Gewißheit, daß er samt seinem Bruder dem Verderben verfallen ist, überzeugt auch den Zuschauer, daß dieser Teil des Orakels sich bald erfüllen, daß also Ödipus tatsächlich von dieser geweihten Stätte aus seine Feinde besiegen wird, wie er verkündet hat:

643ff. ἀλλ' ὁ χῶρός ἐσθ' ὅδε,
ἐν ᾧ κρατήσω τῶν ἔμ' ἐκβεβληκότων.

Furchtbare Donnerschläge, im Orakel vorhergesagt, verkünden ihm nun sein nahendes Ende. So will er also noch das verheißene κέρδος spenden:

1489 ἀνθ' ὧν ἔπασχον εὖ, τελεσφόρον χάριν
δοῦναί σφιν, ἥνπερ τυγχάνων ὑπεσχόμην.

Es geschieht 1518ff., besonders 1522ff. Von seinem dann erfolgenden Ende erzählt uns der Botenbericht.

Der Orakelspruch also zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Gewebe der Dichtung, steht in jeder Szene im Mittelpunkte von Ödipus' Denken und Fühlen. Ihn im Herzen tragend, kommt er in Kolonos an, im Hinblick auf ihn kämpft er mit aller Kraft um Duldung seitens des Chores, erlangt er seine Aufnahme durch Theseus, behauptet er sich gegen Kreons List und Gewalt, verflucht er die Seinen, segnet er endlich das attische Land, das ihm seine Ruhe gegeben. Man sieht, der ganz wunderbare Kompositionsplan schloß es aus, die Aufnahme des Ödipus in Attika nach Euripideischem Muster erst nach der Kreonszene erfolgen zu lassen.

MITTEILUNGEN

Zwei Rektoratsreden[1]

Der Rektor der Technischen Hochschule unterscheidet 'technisches' und 'begriffliches' Denken, wobei das begriffliche Denken kaum anders gekennzeichnet wird als durch den Zusatz: 'wie wir es z. B. beim Juristen finden'; doch soll damit nicht gesagt sein, daß das vornehmlich beim Juristen anzutreffende, augenscheinlich von dem Redner nicht sonderlich hochgeschätzte, 'begriffliche' Denken auf diesen Stand beschränkt sei. Das technische Denken ist ihm zunächst ein anschauliches, dann ein gestaltendes Denken. 'Mit der Erkenntnis paart sich der schöpferische Wille', und zwar arbeitet die Technik zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit, weshalb sie, in Anlehnung an die Sombartische Antithese 'Händler und Helden', aus heldischem Geiste geboren erscheint. Mit dem vom Techniker besonders hochgehaltenen Prinzip des 'geringsten Kraftaufwandes' nähert jener sich dem Künstler.

Den Allgemeinwert dieses technischen Denkens illustriert der Redner dann aus der Tätigkeit der Frauen im Haushalt: 'es wäre zu wünschen, daß unsre deutschen Frauen diese unzweifelhaft vorhandene Begabung mehr pflegen und ausbilden würden (!)'; — ferner am Heerwesen, endlich an der Staatskunst, wobei dann mit ziemlichem Kraftaufwand die alldeutsche und völkische Werbetrommel gerührt wird.

Von der Friedensarbeit der Universität, nicht ohne einen kräftigen Seitenhieb auf die 'pazifistischen Hämmlinge', redet der philologische, nach der Einteilung des ersten Redners doch wohl vornehmlich dem begrifflichen, nicht dem anschaulichen und aus heldischem Geiste gestaltenden Denken zugewandte Rektor der Universität, der indessen, duldsamer als der Techniker, in der andern Denkrichtung nicht Umschwung, sondern Fortschritt anerkennt, Ergänzung, nicht Gegensatz. Kräftig betont er, daß alle die zahllosen Zweige der Technik ihre Erfolge eben dadurch erringen, daß sie auf dem allgemeinen Boden der strengen Wissenschaft stehen. 'Nicht nur neidlos, nicht nur mit dankbarer Bewunderung sehen wir, wie Gewaltiges jetzt die Technik für das Vaterland leistet: ein Gefühl der Beschämung beschleicht uns andere, daß wir unser Bestes, unsre Wissenschaft, nicht unmittelbar für den Krieg einsetzen können.'

---

[1] M. Kloß, Der Allgemeinwert technischen Denkens. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats an der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, Juli 1916. Deutscher Schriftenverlag Berlin SW 11. 15 S. 8.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Von der Universität, Erreichtes und Erhofftes. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. in der Aula am 3. August 1916. Berlin 1916, Norddeutsche Buchdruckerei SW. 24 S. 4.

Der Allgemeinwert des technischen Denkens zeigt sich dem Universitätsrektor auf einem von dem technischem Redner seltsamerweise übersehenen Gebiet, der Medizin, die innerhalb des Rahmens der Universität in erster Linie das praktische Ziel verfolgt, Krankheiten zu heilen oder zu verhüten.

Von Politik spricht auch der Philologe, doch nur, weil sich dort die Macht einer undeutschen, uns durch die romanische 'Zivilisation' überkommenen Rhetorik am grellsten zeigt, von der uns zu befreien am kräftigsten das echte Hellenentum geholfen habe. 'Wenn die Romanen auf ihren Genius pochen, so geschieht das in Wahrheit aus dem Gefühl ihrer Rückständigkeit. Wir werden nicht so undeutsch sein, ihnen den bornierten Nationalismus nachzuäffen, werden das Gute und Wahre anerkennen, woher es auch komme, und kein Unkraut gelten lassen, weil es auf unserm Acker wächst.'

Noch ein Satz der gedankenreichen und warmherzigen Rede sei angeführt, wo es im Hinblick auf die neueste Erwerbung unsres alten Museums heißt: 'Mitten im Kriege ist das Bild einer Göttin unter uns erschienen, die zwar den Frieden nicht im Namen getragen hat; wir kennen ihren Namen überhaupt nicht; aber ihr Anblick offenbart dem Beschauer ebenso wie einst, da ihr die Gemeinde einer italischen Griechenstadt andächtig nahte, daß sie die Gute, Holde ist, Geberin von Frieden und Eintracht, von Gedeihen in Haus und Hof und Herde, Schirmerin der Feldfrucht und des Kindersegens. Sei uns die Himmlische willkommen, die alle Werke des Friedens segnet!'

Wenn es sich darum handelt, Gedanken aus heldischem Geiste zu gestalten, scheint nach diesen Proben zu urteilen, das begriffliche Denken doch unverächtliche Dienste zu leisten. O. S.

---

1) Ad. Trendelenburg, Kaiser Augustus und Kaiser Wilhelm II. Eine Denkmalbetrachtung. Nach einem Vortrage im Wissenschaftlichen Zentralverein. Berlin, Weidmann, 1916. 30 S. Kl.-Okt.

Ein populärer Vortrag, der seinen Hörern die gewünschte Anregung gegeben haben mag. Von geschichtlichen Parallelen verlangt wohl niemand, daß sie sich 'restlos decken'. Aber wenn nun die eine Seite gar noch nicht zur Geschichte gehört? und wenn man mit der 'Kongruenz' so genügsam ist, in dem 'gütlichen Ausgleich mit Amerika' (beim Tauchbootkrieg) eine Parallele zu sehen zu der Rückgewinnung der bei Carrhae verlorenen Feldzeichen? Eher ließe sich mit dem Forum Augusti die Berliner Siegesallee vergleichen. Aber wer wird von Siegesdenkmälern reden wollen, ehe noch der Sieg erfochten ist? Für alles Panegyrische ist die Zeit doch zu ernst und der deutsche Geschmack zu wenig romanisch.

2) Versteckte Wilamowitziana.

Das Buch 'Deutsche Weihnacht' (Liebesgabe deutscher Hochschüler, Unsern Brüdern im Felde, Kassel 1914, Furche-Verlag) enthält auch einen Beitrag von Wilamowitz, mit Übersetzungen aus Tyrtaios (fr. 3, Versmaß nach 'Wohlauf, Kameraden', doch ohne Reim), Aischylos Agamemnon (den Botenbericht 652—82, in Trimetern mit einigen Verbesserungen der früheren Fassung), Euripides (Erechtheus fr. 369 N[2]), endlich Horaz (*Phoebus volentem* c. IV 15).
S.

ANZEIGEN

1) Fritz Burger, Handbuch der Kunstwissenschaft, Fortsetzung der Besprechung aus dem III. (LXIX.) Band dieser Zeitschrift.

2) Fr. Burger, Die deutsche Malerei.

Lieferung 20, welche — natürlich ungewollt — von recht aktuellem Wert dadurch wird, daß sich die besprochenen Kunstgebiete teilweise in der Kriegszone befinden, läßt die Tiroler Malerei aus Brixen und Botzen und aus dem Trientiner Adlerturm an unserm Auge vorüberziehen. Der Verfasser führt den Nachweis, widerum recht gut illustriert an vergleichenden Bildern aus andern künstlerischen Einflußsphären, daß die Tiroler Wandmalerei des 14. und 15. Jahrhunderts, welche vor der im übrigen Deutschland überhandgenommenen Tafelmalerei bevorzugt wurde, wenig oberitalienischen Einfluß aufweist, sondern stark durchsetzt ist von französisch-oberrheinischer Malweise; daneben bewahren die Bilder einen absolut deutschen Geist. Das gilt sowohl von den Brixener und Botzener Fresken legendarischer Schilderung als auch von der von der minnenden lyrischen Hofkunst inspirierten Wandmalerei zu Trient. — Auch an diesen Ausführungen Burgers sind die Bildbesprechungen entschieden wider das Beste.

3) Oskar Wulff, Die altchristliche und byzantinische Kunst, Lieferung 15, 19, 23 u. 24.

In einem neuen Kapitel wendet sich der Verfasser der altchristlichen Baukunst zu und weist die Zusammenhänge besonders mit den syrischen Kunstdenkmälern auf. Selbstverständlich spricht hier mehr der Archäologe und Kunsthistoriker als der Ästhetiker. Handelt es sich doch um eine gute und übersichtliche Zusammenstellung des immerhin noch spärlichen Materials, welches bisher den Forschungsresultaten vorliegt. In diesem Zusammenhange erscheinen auch die nordafrikanischen Baudenkmäler. Nachdem der Verfasser deren Abhängigkeit von der syrischen Baukunst dargetan hat, verfolgen wir mit ihm die Entwicklung der Basilika in Byzanz, Kleinasien, Griechenland, Rom. Begegnet uns in diesen letzten Abschnitten auch manches Bekannte, so erfreut doch die Schlagkraft des Nachweises einer Übereinstimmung und fast lückenlosen Fortsetzung vorhandener Kunstanschauungen sowie die klare Darstellung des Verfassers. Der Kürze halber seien von den folgenden Kapiteln nur die Titel gegeben: Der altchristliche und spätantike Profanbau, die Bauornamentik und Zierglieder der altchristlichen Architektur. Dieses letzte Kapitel ist besonders lesenswert und wegen seiner Beispiele

recht überzeugend. Ein neues Kapitel beginnt der Verfasser mit der Überschrift: Die altchristliche Malerei seit Konstantin dem Großen. Zunächst geht er auf die Miniaturmalerei ein und läßt den Leser überrascht werden durch die Reichhaltigkeit der Beziehungen, in denen die Buchillustrationen der verschiedensten Landesteile untereinander stehen. Dann folgt in der Darstellung die Tafelmalerei und Ikonen, die Monumentalmalerei und das Mosaik. Alle diese Kapitel sind durch reiches und treffendes Bildermaterial erläutert und für den, der sich näher orientieren will, mit einem Verzeichnis der hauptsächlichen Literatur versehen.

4) Wilhelm Pinder, Die deutsche Plastik.

Der Verfasser versichert uns in einem Vorwort der Schwierigkeiten, auf die eine Darstellung der deutschen Plastik seit dem Mittelalter überall stößt. Diese Schwierigkeiten sind zunächst technischer Art, weil man, um zu einem Urteil zu kommen, unbedingt des ganzen Materials in photographischer Widergabe bedarf. Dann aber muß man auch umlernen und sich von manchen Vorurteilen frei machen können, welche die Betrachtung dieser Plastik zu begleiten pflegten. Erst eine tiefe Versenkung in diese unendlich reichen Denkmäler wird ein Verständnis dieser selbständigen und großen Kunst möglich machen. In einem ersten Kapitel verbreitet sich der Verfasser über die 'Hütte' und 'Zunft' und zeigt deren Schaffen und Einwirkung auf die Kunst an prägnanten Beispielen.

5) Graf Vitztum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters.

Wie schon der Titel sagt, geht der Verfasser weiter zurück in der Zeit. Er kommt damit naturgemäß in eine Kunstperiode, welche der Darstellung deshalb viele Schwierigkeiten bereitet, weil sie voller Lücken ist und deshalb der historischen Erklärung und ästhetischen Betrachtung nur schwer zugänglich erscheint. Doch straft der Verfasser seine Bedenken selbst Lügen durch seine lichtvollen Erörterungen über Stilgattungen sowie durch die feine Einfühlung in die Kunstobjekte. Es kann leider hier nicht der Zweck sein, die sachlichen Darlegungen über die mittelalterliche Malerei und Plastik, den Anteil der Germanen, Italiens Schaffen in dieser Zeit aufzuzählen und in den feinsinnigen historischen und ästhetischen Urteilen nachzugehen. Das alles ist nur zum Lesen bestimmt und würde in einem Referat unter den Händen zerfließen. Wenn man über die beiden ersten Lieferungen sich ein Urteil bilden und auf das Folgende schließen darf, so mag dieser Band des Handbuches nur empfohlen werden.

6) Hans Willich, Die Baukunst der Renaissance in Italien bis zum Tode Michelangelos.

Leider liegt erst eine Lieferung vor. Das Handbuch erfüllt eine sehr dankenswerte Pflicht, indem es gerade diesen Teil der großen Kunstzeit herausgreift und für sich behandelt. Dieser Band ist so angelegt, daß er die einzelnen Baukünstler, von Brunellesco angefangen,

in ihren Werken vorführt. So kann der Leser sich selbst ein Bild der künstlerischen Entwicklung machen.

7) Ludwig Curtius, Die antike Kunst (Lieferung 13 u. 22).

Wenn auch erst zwei Lieferungen erschienen sind, so ist das Entzücken doch sehr groß. Dem Verfasser ist es vor allem um das künstlerische Nacherleben zu tun, weswegen er es von neuem unternimmt, uns in die Antike einzuführen. In seinen trefflichen und geradezu überraschenden Beispielen weiß er uns die Unterschiede zwischen antikem und modernem Erleben und künstlerischem Schaffen zu veranschaulichen. Dabei ist schwer zu entscheiden, was in der Darstellung größer ist, die nach eingehender Betrachtung typischer Beispiele gewonnene geistreiche und gedankenvolle Erfassung des Wesentlichen vergangener Kunstformen oder die feine Einfühlung und das überzeugende Nahebringen von Erlebnissen, die der Verfasser selbst im Anschaun der Kunstwerke hat. Nachdem er in einer Einleitung die Definitionen, soweit man davon im Künstlerischen reden darf, von alter und neuer Kunst gewonnen hat, wendet er sich im ersten Kapitel der ägyptischen Baukunst und dem Skulpturwerk zu. Überall sind die Darstellungen klar und geradezu spannend, so daß man sie nur ungern aus der Hand legt.

8) Anton Baumstark, Die Modestianischen und die Konstantinischen Bauten am Heiligen Grabe zu Jerusalem, erschien im 7. Band der Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, Heft 3/4, Paderborn 1915.

Das dickleibige Buch ist eine Nachprüfung der Forschungsergebnisse von A. Heisenberg: 'Grabeskirche und Apostelkirche' und in seiner Behandlung so speziell, daß es nur Interesse haben kann für Kenner dieser Zeit.

Bonn. Wirtz.

Paul Cauer, Aus Beruf und Leben. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 352 S. 8 ℳ.

In seinem Buch 'Aus Beruf und Leben' gibt Paul Cauer nach einer dreißigjährigen und, wie wir dankbar hinzufügen dürfen, äußerst fruchtbaren und erfolgreichen Tätigkeit im höhern Schuldienst rückblickend von der Auffassung des Berufes Rechenschaft, die ihn bei seiner Ausübung geleitet hat. Eine Anzahl von Abhandlungen, öffentlichen Vorträgen und amtlichen Gelegenheitsreden, die teils in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt sind, teils in diesem Buche zum ersten Male erscheinen, sind hier, soweit sie 'den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Unterrichtspraxis, zwischen Schule und Leben pflegen', zusammengestellt und auf diese Weise einem weiteren Leserkreise bequem zugänglich gemacht. Wir dürfen dem Verfasser für dies inhaltsreiche und gedankentiefe Werk dankbar sein. Denn wie in allem, was Cauer schreibt, so zeigt sich auch hier wider seine ruhig abwägende Art, sein klarer und offener Blick für alle Verhältnisse des Lebens, seine unglaubliche Belesenheit und Vielseitigkeit des Interesses, die kraftvolle und pointierte, fein abgewogene Ausdrucksform.

Der Aufforderung, das inhaltsreiche und gedankentiefe Buch in dieser Zeitschrift zu besprechen, bin ich um so lieber nachgekommen, als ich dadurch gezwungen wurde, mich eingehend mit den Gedanken meines verehrten und langjährigen Lehrers in Schule und Universität zu beschäftigen; ich bedaure nur, daß die Kürze des mir zur Verfügung stehenden Raumes mir außerordentliche Beschränkungen auferlegt.

In fünf Abschnitten 'Denkart', 'Dichtkunst', 'Männer', 'Erziehung', 'Lebensfragen' werden die wichtigsten Probleme des Lebens, des Berufes, der Kunst und der Erziehung behandelt, jedoch nicht in der Weise, daß die Abschnitte zusammenhangslos und isoliert daständen, sondern so, daß sie fast alle im Grunde auf die Behandlung pädagogischer und schulpolitischer Fragen hinauslaufen; das ist der rote Faden, der sich durch das ganze Buch zieht, das Band, das viele Einzelabhandlungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließt.

I. 'Denkart'. In der kurzen Abhandlung über 'die Methode des Zirkelschlusses' bespricht Cauer das Verhältnis der Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften und verficht ihre Gleichwertigkeit bei ihrer Verschiedenartigkeit.

In ähnlicher Weise wird der Wert des Geistigen gegen den modernen Utilitarismus, der handgreifliche Früchte sehen will, hervorgehoben in der Rede 'Über die philologische Weltanschauung'. Eine Ergänzung der bisher entwickelten Gedankengänge bietet die nächste Abhandlung 'Die Unfreiheit des einzelnen innerhalb der modernen Kultur'; in einer an die Düsseldorfer Abiturienten gerichteten Abschiedsrede 'Die Kunst, zu fragen' warnt Cauer vor der Überschätzung der scheinbar sicheren Resultate und dem öden Nützlichkeitssinn.

II. 'Dichtkunst'. Auch dieser, eigentlich ästhetischen Fragen gewidmete Abschnitt ('Physiologie und Ethik im Streit um die Tragödie', 'Die Hauptperson im Drama') leitet äußerst geschickt zur Besprechung allgemein menschlicher Fragen über ('Torquato Tasso', ein Selbstbekenntnis Goethes, 'Hamlet', ein Beispiel dafür, daß umsichtiges Erwägen und kraftvolles Tun sich schwer vereinigen läßt, 'Don Quixote' als Vertreter des tätigen Idealismus, dessen Tatendrang aber nicht gemäßigt und in die rechte Bahn gelenkt wird durch die denkende Vernunft) und bekämpft im letzten Grunde falsche Auffassungen auf pädagogischem oder schulpolitischem Gebiet (besonders in dem nach Gottfr. Kellers gleichnamigem Gedicht benannten Vortrag 'Landwein').

III. Die 'Männer' überschriebene Reihe von Vorträgen beschäftigt sich mit hervorragenden Persönlichkeiten ('Goethe', 'Schiller', 'Perikles', 'Bismarck'), deren Charakter fein analysiert und deren Bedeutung für uns ins rechte Licht gestellt wird. Doch auch hier erkennen wir wider deutlich Cauers aufs Praktische abzielende Tendenz: aus jeder Betrachtung ergibt sich eine Nutzanwendung für unsere pädagogische (besonders 'Wilhelm v. Humboldt') oder politische Erkenntnis ('Paul de Lagarde und seine deutschen Schriften'), überall tritt er polemisch gegen eine ihm nicht zusagende Zeitströmung auf.

IV. Im folgenden Abschnitt 'Erziehung' kommen wir auf Cauers eigentliches Gebiet; hier werden schulpolitische Fragen unter verschiedenen

Gesichtspunkten behandelt, hier wird die Lebensarbeit vielleicht des bedeutendsten Vertreters und Vorkämpfers für das humanistische Gymnasium uns in gesammelten Aufsätzen und Reden vorgeführt, hier setzt er sich mit seinen verschiedenen Gegnern zum Teil in scharfer Polemik auseinander.

In dem Aufsatz 'Rembrandt als Erzieher' bespricht Cauer begeistert und im wesentlichen zustimmend die seinerzeit großes Aufsehen erregende bekannte Schrift Langbehns. — Unter dem Eindruck der Schulkonferenz von 1890 warnt Cauer in einem kurzen Artikel der Nationalzeitung 'Schule und Politik' vor dem Gedanken, 'es sei Pflicht der höheren Schule, zu nationaler Gesinnung zu erziehen und die Sozialdemokratie zu bekämpfen'. — Während der Vortrag 'Vom Kulturwert der deutschen Schule' gegen Artur Bonus polemisiert, ist die Schrift 'Neues von deutschen Erziehern' gegen Ludwig Gurlitt und den Allgemeinen Deutschen Erziehungstag in Weimar gerichtet. — Die kleine Kampfschrift 'Thyrsosträger und Bakchen' setzt sich mit Geheimem Oberregierungsrat Adolf Matthias' Angriff gegen das humanistische Gymnasium auseinander.

Außerordentlich wohltuend und erfrischend ist die Lektüre der 'Viermal zehn Gebote für Schüler, Lehrer, Direktoren, Oberschulbehörden'. In prägnanter Kürze stellt er seine 'Gebote' auf, denen er knappe Erläuterungen hinzufügt.

Die Düsseldorfer Abiturientenentlassungsrede 'Die Schule und die Ausstellung' will den Gedanken herausstellen, daß das Beste, was die Schule mitgibt, sich nicht abfragen läßt.

Der auf dem zweiten deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde zu München gehaltene Vortrag über 'Bildungsbegriff und Lehrplan' beschäftigt sich, im wesentlichen polemisch, mit dem auf der selben Versammlung von dem Oberstudienrat Kerschensteiner vertretenen Gedanken der nationalen Einheitsschule.

V. Der letzte Abschnitt behandelt 'Lebensfragen'. Die in Kiel gehaltene Kaisersgeburtstagsrede 'Was ist Patriotismus?' wird gerade in unserer Zeit zu eingehendem Nachdenken anregen.

In den 'Schulandachten' begibt sich Cauer auf ein neues, von ihm erst spät betretenes Gebiet. Wenn ihm auch das *χάρισμα* hinreißender, erwecklicher religiöser Ansprache nicht gegeben ist, und seine Stärke mehr in logischen Deduktionen liegt, so lassen sie doch ein starkes Interesse für religiöse, theologische und kirchliche Fragen erkennen, und noch mehr zeigt der nächste Abschnitt 'Gedanken über den Religionsunterricht', wie tief Verfasser in die Probleme eingedrungen ist.

Von 'Glauben und Zweifeln' handelt die erste Betrachtung. Hier spricht Verfasser beherzigenswerte Worte über die Bedeutung der Religion, die er nicht als ein Stück der allgemeinen Bildung, sondern als das zentrale Problem angesehen wissen will, und betont mit Recht, daß es im Religionsunterricht ziemlich gleichgültig sei, welcher theologischen Richtung der Lehrer angehöre, daß vielmehr auf seine Persönlichkeit alles ankäme.



Das Verhältnis von 'Religion und Sittlichkeit' bestimmt Cauer mit Recht so, daß er die Religion 'die Grundlage und die Krone zugleich' nennt (vgl. Paulus: ἐκ πίστεως εἰς πίστιν). — Den 'Katechismus' nennt Cauer 'das bedeutendste Hilfsbuch für den elementaren Religionsunterricht' und gibt hübsche Anregungen für eine freiere, die geschichtliche Entwicklung würdigende Behandlung. Von 'Autorität und Freiheit' spricht die letzte dieser Betrachtungen.

Die beiden folgenden Reden, die Cauer bei seiner Einführung als Direktor in Flensburg und Düsseldorf gehalten hat, über 'Charakter und Bildung' und 'Über Wissen und Können', gehören eng zusammen; sie wollen meiner Ansicht nach beide dem eine Zeitlang zu einseitig bewerteten Intellektualismus und seiner Überschätzung entgegenwirken.

Auch die beiden letzten Reden gehören inhaltlich und formell zusammen ('Haben und Sein', 'Werde, der du bist'). Die erste Rede, die in dem 'Sein den eigentlichen Kern des Menschen sieht', schließt mit den Worten 'Sein ist edler als Haben, Werden lebendiger als Sein'. Daran knüpft der letzte Aufsatz an. Er behandelt den Wert und die Grenze der erzieherischen Tätigkeit; jeder wird nur das, was er im Grunde schon ist, und was im Menschen nicht ist, das kommt auch nicht aus ihm heraus. 'So kann die Erziehung nur die guten Triebe schützen, daß sie nicht von den schlimmen überwuchert werden.' So mahnt ein erfahrener und bedeutender Pädagoge bei seinem Austritt aus dem eigentlichen Amt des Erziehers seine Amtsgenossen zur Bescheidenheit und warnt sie davor, ihre Tätigkeit und ihre Kunst zu überschätzen.

Die einzelnen Schriften, die aus verschiedenen Zeiten stammen, aus verschiedenen Stimmungen heraus und mit verschiedenem Temperament geschrieben sind, zeigen unverkennbar, wie der Verfasser trotz des sich gleichbleibenden Grundurteils über die wichtigsten Lebens- und Berufsfragen doch eine gewisse Wandlung durchgemacht hat. Cauer ist eine kampfesfrohe Natur, die sich temperamentvoll einsetzt für das, was sie als gut erkannt hat und ohne Scheu ihrer abweichenden Meinung auch den Behörden gegenüber Ausdruck verleiht, aber der Ton wird immer ruhiger, maßvoller, abgeklärter. Sachlich scheint mir Cauer je länger je mehr das Ethische und Religiöse in den Vordergrund gestellt zu haben, so sehr, daß er zu einem Bekämpfer des einseitigen Intellektualismus geworden ist, in dessen zu starker Betonung er eine schwere Gefahr für unsere Zeit erkennt; ebenso macht er entschieden Front gegen den erschlaffenden, verweichlichenden, femininen Ästhetizismus. Der Wille wird mehr als der Hauptfaktor des menschlichen Geistes, als wichtigste Triebkraft wahren Fortschritts in den Vordergrund gestellt, natürlich ein Wille, der durch die ratio in die rechte Bahn gewiesen wird. Auch das Gefühl kommt zu seinem Recht. In erfreulicher und wohltuender Weise geht Cauer gegen das an, was bisher den Zeitgeist ausmachte, der aber wenigstens vorläufig, hoffentlich jedoch für immer, durch die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart überwunden ist, gegen den Utilitarismus auf der einen, und einen die Massen verhimmelnden, von ihrem Urteil die weitere Entwicklung abhängig machenden Doktrinarismus auf der andern Seite. Mit treffendem Spott geißelt er die Ur-

teilslosigkeit der Massenversammlungen (auch der sogenannten Gebildeten), mit Paul de Lagarde bekämpft er die Meinung, als ob bei der Majorität die Wahrheit zu finden wäre und tritt für das Recht der Minorität ein. Demokratisierenden Tendenzen tritt er entschieden entgegen und weist widerholt auf die Gefahr hin, die das Nachgeben gegen die Demokratie im Staatsleben zur Folge haben muß; so tritt er in politischer Beziehung für einen 'konservativen Fortschritt' ein. Auch sein Bildungsideal ist aristokratisch, insofern er keine Allerweltsbildung wünscht und immer wider betont, daß das Höchste nur wenigen zugänglich sei, insofern er eine Verallgemeinerung der höheren Bildung für unmöglich und das Streben danach für verderblich hält.

Damit ist schon sein Widerspruch gegen das Phantom der Einheitsschule gegeben; wie er die allgemeine Bildung für 'einen Traum hält, und nicht einmal für einen sehr schönen', so ist für ihn die alles nivellierende, alle Unterschiede aufhebende Einheitsschule theoretisch verwerflich und praktisch undurchführbar. Eine einheitliche Bildung, die allen zugänglich gemacht werden könnte, gibt es nach Cauer nicht; auch sind die Unterschiede des Standes, Vermögens usw. in der Natur des menschlichen Daseins zu fest begründet, als daß sie einfach ignoriert werden könnten; endlich sind die Bildungsbedürfnisse nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Um so mehr, als seiner Ansicht nach mit der Erziehung zu selbständigem Denken früh begonnen werden muß, tritt er mit Nachdruck für die Differenzierung des Bildungswesens ein, und will von höheren Schulen im wesentlichen zwei Arten unterschieden wissen, das Gymnasium und die Oberrealschule, denen die äußere Gleichberechtigung zuerkannt werden soll. Auf verschiedenen Wegen sollen sie versuchen, das selbe hohe Ziel zu erreichen. Dieser Gedanke, für den Cauer jahrelang gekämpft hat, ist im wesentlichen durch die Schulreform von 1901 verwirklicht worden. Beide Anstalten sollen in ihrer Eigenart aufrecht erhalten werden und auf ihrem Gebiete mit ihren Mitteln die geistige Durchbildung der Zöglinge gewährleisten; für beide soll freie Bahn geschaffen werden und 'an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen'. Seinem widerholt betonten Grundsatz entsprechend 'non multa, sed multum' fordert Cauer, daß das Gymnasium nicht gezwungen werden soll, alles mögliche in seinen Lehrplan aufzunehmen. Die alten Sprachen müssen die Hauptfächer bleiben; an ihnen und dem geistigen Stoff, den sie bieten, hat die Schulung der Geisteskraft zu erfolgen, sind die geistigen Gesetze zu gewinnen, ist das, was zur Erkenntnis der Geschichte und zur Erarbeitung einer entwicklungsgeschichtlichen Denkweise nötig ist, klarzumachen. Wie das geschehen kann, hat Cauer in trefflicher Weise in verschiedenen seiner Schriften gezeigt, vor allen Dingen in der 'Palaestra vitae'. Damit tritt er zugleich dem Vorwurf der Weltfremdheit des humanistischen Gymnasiums am erfolgreichsten entgegen. Der zweite Vorwurf, den oberflächliche Menschen dem Gymnasium so oft machen, es erziehe Griechen und Römer, nicht Deutsche, ist durch die Gegenwart und das vaterlandsbegeisterte, opferfrohe Verhalten gerade unserer Gymnasiasten glänzend widerlegt. Also fällt die Forderung der Gegner des Gymnasiums hin, man müsse durch

Verstärkung des deutschen Unterrichts den vaterländischen Sinn der Gymnasiasten beleben; auch hebt Cauer hervor, daß der Patriotismus nicht durch Deutsch oder Geschichte gezüchtet würde, sowenig wie Religion durch die Vielheit der Religionsstunden. Ferner sieht Cauer mit Recht eine Gefahr darin, daß man an der Muttersprache das Verhältnis von Denken und Sprache untersucht. Indem man diese Operation an fremden Sprache vornimmt, bewahrt man das Deutsche vor pietätloser Zergliederung. Der deutsche Unterricht soll eine Feierstunde sein (so haben wir es seinerzeit in der Prima auch bei ihm empfunden), und wir können uns freuen, daß die alten Sprachen ihm die gröbsten Arbeiten abnehmen. Den positiven Wert der alten Sprachen formuliert Cauer treffend S. 221: 'Worte und Gedanken einer andern Sprache in dem Sinne zu verstehen, in dem sie ausgesprochen wurden, Ereignisse und Erscheinungen aus ihren geschichtlichen Verbindungen zu begreifen: das ist der Inhalt alles philologischen Unterrichts.' Wenn ein solches Verständnis des altsprachlichen Unterrichts immer mehr Gemeingut aller Gebildeten wird und aller derer, die den Erziehungsfragen nicht als Dilettanten und mit vorgefaßter Meinung gegenüberstehen, sollte dann nicht schließlich Cauer doch recht haben, wenn er zu erkennen glaubt, 'wie sich im Grunde für die Antike eine neue Zeit höchster Schätzung und lebendigster Wirkung vorbereitet'? Sollten nicht gerade die Erlebnisse, unter deren nachhaltigem Eindruck wir alle stehen, die schon so manche Werte umgewertet haben, wider den Sinn dafür wecken, daß es noch einen höhern Standpunkt gibt als den der bloßen Nützlichkeit, daß auch die Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten ihre Bedeutung haben, die man nicht ohne weiteres praktisch anwenden kann? — Freilich ist dann auch eine so tiefe und innerliche Auffassung von der Erziehung und ihren Zielen nötig, wie Cauer sie vertritt. Geistige Vertiefung, Bildung des Verstandes, Klärung des Urteils, sittliche Festigung, das ist das, was Cauer als Frucht des Schulunterrichts fordert; dabei will er aber seinen Zöglingen keine fertigen Resultate übermitteln, sondern sie anregen zu intensiver Beschäftigung mit den Problemen. — Und seine Methode? Rem tene; verba sequentur. pectus fecit magistrum. Der Lehrer macht's, seine Eigenart und die Sache, die er vertritt, sofern er sie völlig beherrscht. In den Cauerschen Büchern wird man deshalb auch wenig von methodischen Regeln finden: die von ihrem hohen Beruf erfüllte, zu klarem Denken erzogene Persönlichkeit des Lehrers, sie ist es, die den Schüler mit sich fortreißt und in den Bannkreis ihrer Gedanken zwingt. So tritt Cauer folgerichtig für die Freiheit des Lehrers ein, d. h. für die wohlverstandene Freiheit, daß er im Rahmen der durch die Sache gebotenen Schranken unter völliger Selbstverantwortlichkeit sich in seiner Eigenart geben kann.

Wir Lehrer, aber auch die Schüler dürfen ihm dankbar sein für sein mannhaftes und entschlossenes, zielbewußtes Eintreten für die wahren Interessen der Schule. Über ein Menschenalter steht er im Kampfe für hohe Ideale; vieles von seinen Ideen ist verwirklicht, aber auch manche Enttäuschungen hat er erleben müssen. Wird die Zukunft ein Fortschreiten in seinem Sinne bringen? Wir können es nicht wissen,

aber so viel wissen wir, daß der Geist, den er vertritt, sich nicht erdrücken läßt, daß er lebendig bleiben muß in allen Zeiten, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß unsere Zeit dafür aufnahmefähiger sein wird als die Vergangenheit.

Allen aber, die sich mit den Fragen der Erziehung in höheren Schulen und der Schulpolitik beschäftigen, wird diese Sammlung Cauerscher Schriften die fruchtbarsten Anregungen bieten. Als Freunde oder Gegner werden sie mit Interesse den klugen und geistreichen Ausführungen folgen; für die Amtsgenossen wird das Werk eine Quelle der Erfrischung sein, ein Born, aus dem sie immer wider klares, lebendiges Wasser schöpfen können; für seine vielen einstmaligen Schüler wird es eine Freude sein, den Gedanken des verehrten Lehrers und Meisters zustimmend oder auch kritisch, so wie er sie es lehrte, nachzugehen. Möge das Buch eine weitgehende Verbreitung finden und ein rechtes Verständnis erwecken für die wahre Eigenart des so viel geschmähten Gymnasiums zum Segen unseres höheren Bildungswesens, zum Segen unseres Vaterlandes!

Plön. H. Rieper.

---

1) Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte von Friedrich Rückert, herausgegeben und erläutert von Oskar Schwarz, Königl. Gymnasiallehrer am Luitpoldgymnasium in München, Verlag von Hugendubel, München 1915.

Das Heldengedicht 'Rostem und Suhrab' hat Fr. Rückert Goethe gewidmet, dem zu gefallen sein einziger Dichterehrgeiz war.

Dies ist das erste Lied, das mir so weit gelungen,
Daß ich es hätte dir vielleicht zu Dank gesungen.

Nun, wenn nicht dir zu Dank, zum Danke sing' ich's dir;
Ein Zeugnis des, was ich durch dich ward, bring' ich's dir.

Geworden wärst du uns Homer in bessern Zeiten;
O lebte mein Suhrab an deines Hermann Seiten.

(Ges. Ged. III, 507.)

Ja, Suhrab lebt nicht nur an Hermanns Seite, er steht uns höher. So urteilt C. Beyer, der Herausgeber Rückerts, und erklärt ebenso wie der Herausgeber des zu besprechenden Buches, Schwarz, die mangelhafte Kenntnis und Verbreitung dieser Dichtung im deutschen Volke aus der irrigen Meinung, daß man es bei Rückerts Rostem und Suhrab mit fernliegenden Stoffen und fremdländischem Wesen und mit einer gelehrten Übersetzung zu tun habe. Auch hat nach des Herausgebers Meinung der Mangel einer kommentierten Ausgabe des Epos, in dem manche Stellen ohne Erläuterung dem Laien zunächst befremdlich oder unverständlich erscheinen, bisher seiner Ausbreitung im Wege gestanden. Dem zu Unrecht verkannten Epos eine Ehrenschuld abzutragen, ist der Zweck dieser Ausgabe. Ob dieses Epos aber so hoch, wie oben erwähnt, zu werten ist, soll hier nicht entschieden werden. Sicher ist es das bedeutendste unter den Epen Rückerts und zeigt seine Kunst auf ihrer Höhe. Es dürfte auch heute noch auf die Teilnahme der Leser rechnen schon wegen der Ähnlichkeit des Themas mit dem unseres

Hildebrandsliedes, wenn auch vielleicht der stark in Superlativen, in sagenhaften orientalischen Übertreibungen sich bewegende Ton manchem nicht immer gefallen wird. Es hat zweifelsohne eine glückliche Mischung von naiv Lieblichem und von staunenerregendem Heroischen trotz manchen rohen Fleckes.

Der Einzelausgabe dieses Epos geht eine knappe Übersicht über den einfachen Lebensgang des Dichters voraus, in dem hervorgehoben wird, wie bei Rückert der Sinn für die morgenländische Dichtung geweckt wird. Wichtiger sind die Abschnitte, die sich mit dem Epos selbst beschäftigen. Es ist nur eine Episode aus dem gewaltigen iranischen Sagenkreise, dem das künstlerische Kleid gewoben hat der persische Dichter Firdusi (der Paradiesische), geboren um 920 n. Chr., in dem in 35 jähriger Arbeit verfaßten Schâhnâme-Königsbuch. Durch dieses Riesenwerk, aus dem ein Hauch jugendfrischer Volkspoesie weht, ist der Dichter der persische Homer geworden.

Ein zweiter Abschnitt macht uns mit der Verarbeitung der oben erwähnten Vorlage durch Rückert bekannt. Als dieser an der prosaischen Ausgabe des Schâhnâmebuches, die der Deutsche Mohl in französischer Sprache geliefert hatte, Kritik übte, ließ er die Hälfte des Königsbuches in dichterischer Neugestaltung erstehen. Als eine der schönsten Episoden ließ er 1838 Rostem und Suhrab erscheinen. Die Veränderungen, die Rückert mit dem Original vornahm, betreffen die Einteilung (er löste die größeren Abschnitte des Originals in 118 in sich geschlossene Bilder auf und faßte diese in 12 Bücher zusammen) und auch besonders den Inhalt. Namentlich Einleitung und Schluß sind gekürzt, Personen zwecks strafferer Spannung der Handlung ausgelassen. Aber auch sonst spürt man die ändernde Hand Rückerts, der durch neue Bilder und Vergleiche und durch das Streben nach psychologischer Vertiefung vor allem in den wichtigen Abschnitten gegen Ende des Epos trotz mancher Auslassungen ausführlicher und umfangreicher als die Vorlage ist. Obwohl Schwarz die Abweichungen Rückerts von der Quelle aufführt, wird dem mit dieser nicht vertrauten Leser das Verhältnis zu ihr und die Art, wie Rückert sie benutzt hat, wohl nicht ganz klar werden. Durch Gegenüberstellung geeigneter Stellen aus dem Heldenbuche des Firdusi in der Übersetzung von Schack und der entsprechenden Darstellung Rückerts in seinem Epos hätte der Leser einen Anhalt dafür gefunden, in welcher Weise denn der neuere Dichter seine Quelle nachgebildet hat und inwiefern wir es mit einer Art Neuschöpfung zu tun haben. Vielleicht hätte auch ein öfterer Hinweis auf die Abweichungen von der Quelle in den Anmerkungen dies Verhältnis näher beleuchten können.

Auf eine kurze Übersicht über den Gang der Handlung folgt eine Betrachtung über den künstlerischen Wert des Epos. Die leitende Idee des Ganzen ist die natürliche Sehnsucht eines Heldenjünglings nach seinem ungekannten Vater, 'deren Erfüllung durch Schicksalsfügung und eigene Schuld zum Untergang des einen Teils führt'. Unerschöpflicher Wechsel der Sprache und Reichtum an Bildern und Gleichnissen zeichnen die Dichtung aus. Das, was Schwarz über die dramatische Steigerung und tragische Verwicklung und über die verwandten Motive in der

Ödipusdichtung und der Hildebrandssage andeutet, hätte wohl noch eine weitere Ausführung verdient. Man konnte an der Hand der Dichtung vielleicht in den Anmerkungen zeigen, wie die Kunst des Dichters uns hoffen und bangen läßt und wie das Rückertsche Epos sich zu der Ödipus- und Hildebrandssage verhält.

Nach einigen Bemerkungen über das Versmaß und die Aufnahme und die Ausgabe des Werkes wird der Text selbst ohne Fußnoten gegeben, um den reinen Genuß nicht zu trüben; er ist passend mit Zeilenzählung versehen. Die Anmerkungen selbst sind meist sprachlicher und sachlicher Art. Die sprachlichen Bemerkungen sind gut, doch hätten manche, weil unnötig und selbstverständlich, fortfallen können, z. B. 3147 kriegen = Krieg führen, 3247 Hauch = Lebenshauch, 3251 genüber = gegenüber, 3286 umfahn = umfangen. Die sachlichen Erklärungen sind besonders dankenswert, da ja die persischen Namen und Verhältnisse den meisten ganz fern zu liegen pflegen. 2729 bedürfte vielleicht Ahrimansaufstand, 3354 Melme einer Erklärung. Die Anklänge an Homer hätten noch mehr berücksichtigt werden können; ans Nibelungenlied ist nicht erinnert (z. B. 1840 Botenbrot). Bemerkungen wären am Platze gewesen zu den Versen, die den Charakter der Hauptpersonen hervortreten lassen oder den stets deutlicher hervortretenden Hinweis auf die Zukunft enthalten, z. B. zu 1446, 1535, 2215, 2859 usw. Wie schon erwähnt, ist der Vergleich mit der Quelle besonders lehrreich, z. B. 2755 die Erfindung Rückerts, daß auch in den Tieren zum Kampfe kommt ein Vater und ein Sohn, 3324ff. der meisterhafte Zug, daß sich Suhrab von dem am Boden liegenden, ihm unbekannten Vater Rostem zurückhalten läßt, diesen zu töten durch dessen Erzählung, Rostem habe die Sitte aufgebracht, den Gegner zu schonen, solange man ihn nicht das zweitemal zu Fall gebracht habe. Wäre in den Anmerkungen auf die Abweichungen von der Quelle und auf die poetischen Schönheiten hingewiesen, würde der Leser besser imstande gewesen sein, der nachschaffenden Kunst des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Doch dürfte dieses Buch als erster Versuch einer kommentierten Ausgabe manchem gute Dienste leisten.

2) Heroldsrufe. Zeitgedichte von Emanuel Geibel, eingeleitet und erläutert von Friedrich W. Fuchs, Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa 1915.

3) Grüß dich Gott, mein deutsches Land! Vaterländische Gedichte von Emanuel Geibel, ausgewählt und eingeleitet von Friedrich W. Fuchs, Leipzig, Verlag von Friedr. Jansa 1915.

Diese beiden Büchlein verfolgen die dankenswerte Aufgabe, weite Volkskreise mit einem Dichter bekanntzumachen, der uns in dieser unvergleichlich gewaltigen Zeit, wo das deutsche Volk die Errungenschaften von 1870/71 gegen eine Welt von Feinden behaupten muß, Trost und Stärkung bringen kann; denn sie zeigen uns einen kerndeutschen Mann, der nicht bloß ein Sänger deutschen Wesens, ein Herold deutscher Taten, sondern auch ein Prophet der Zukunft war. Vor allem aber sehen wir, wie auch der Aufstieg des deutschen Volkes und die Entstehung des Reiches nur unter schweren inneren und äußeren

Kämpfen erfolgte. Das erste Bändchen bringt die Heroldsrufe in der Reihenfolge, wie sie der Dichter in seiner Sammlung 1871 hat erscheinen lassen, versehen mit einer Einleitung, die das Wichtigste aus Geibels Leben und über die Heroldsrufe bringt, und mit Anmerkungen, die namentlich die Zeitlage kurz erläutern, aus der heraus ein Gedicht entstanden ist. Statt der Darstellung von Geibels Leben wäre eine kurze zusammenfassende Übersicht über dessen vaterländische und politische Anschauung wünschenswerter und wichtiger gewesen. Die knappen Anmerkungen geben bald den Inhalt, bald die Zeitereignisse an, die in dem betreffenden Gedichte berührt werden. Bei dem Gedicht 'Böse Träume' (S. 10) ist der Inhalt unvollständig angegeben; denn es handelt sich in ihm um drei Träume. Bei dem Gedichte 'Am Jahresschlusse' (S. 28) hätte in der Anmerkung die Begründung stehen müssen, warum die Deutschen allen Hader vergessen müssen.

Das zweite Bändchen 'Grüß dich Gott, mein deutsches Land!' ist als Ergänzung der Heroldsrufe gedacht und soll in dichterischer Form Deutschlands Werdegang darstellen von den Zeiten des Tiberius an bis zu den Tagen, die das neue Kaiserreich heraufführten. Es berührt sich in dem Stoff mit den Heroldsrufen, mit denen es unter dem Titel 'Vaterländische Gedichte' hätte vereinigt werden können. Denn 'Die Zeitstimmen', 'Die deutschen Klagen', 'Die schleswig-holsteinschen Sonette' und das Gedicht 'Septembernacht' weisen ebenso wie die Heroldsrufe auf Deutschlands Zukunft hin. Die Anordnung hätte chronologisch sein müssen. So steht z. B. das romantische Jugendgedicht 'Kaiser Rotbart' statt an der Spitze hinter Gedichten wie 'Gesicht im Walde', 'Das Lied des Alten im Barte'. Wäre chronologisch verfahren, hätte man den Fortschritt in den Geibelschen Anschauungen beobachten können, wie die Sehnsucht nach einem Kaiser zuerst unklar, später immer bestimmter sich ausdrückt. Herausgeber hat das Lied 'Auf dem Rhein' (S. 46) offenbar an diese Stelle gesetzt, weil er in ihm ein Loblied auf den Rhein sieht. Es ist aber durchaus ein Zeitgedicht. Statt dieses Gedichtes hätte das wunderbare Preislied des Rheins aus dem Julian entnommen werden sollen. Erläuternde Anmerkungen wie im ersten Bändchen fehlen. Dafür sind die zum Verständnis der schleswig-holsteinschen Sonette wissenswerten historischen Begebnisse in der Einleitung kurz berührt. Aber auch andere Gedichte, wie z. B. 'Die deutschen Klagen' bedürfen einer geschichtlichen Erläuterung. Das im Lenauschen Stil gehaltene Jugendgedicht 'Der Husar' schließt wenig wirkungsvoll das Ganze ab. Immerhin werden die beiden Bändchen infolge ihrer Billigkeit und Handlichkeit imstande sein, das Interesse für einen Dichter zu wecken, der mehr als andere infolge seiner vaterländischen Gesinnung es verdient, in die weitesten Kreise zu dringen.

4) Geibel und die Antike. Ein Beitrag zur Geschichte des Klassizismus von Dr. Robert Thomas, Königl. Gymnasialprofessor. Programm zum Jahresbericht des Königlichen Alten Gymnasiums zu Regensburg im Studienjahre 1913/14.

Dem Liebhaber der Gedichte E. Geibels, der 1915 seinen hundertsten Geburtstag hatte, dürfte es wohl an manchen Stoffen, Ge-

danken und Wendungen in seinen Werken klar werden, daß dieser Dichter ein Freund des Altertums ist. Doch dürfte er sich wohl kaum bewußt werden, daß die Einwirkung des Altertums auf ihn so groß ist, wie die eingehende Untersuchung von Thomas uns zeigt. Das Schriftchen geht in dem Leben des Dichters den Spuren der Einwirkung der Antike nach und führt in durchaus grundlegender Weise aus, wie Mythus, Sage und Geschichte, sowie Anschauungen vom Leben und der Kunst des Altertums in den Werken Geibels tiefgreifende Spuren zurückgelassen haben.

Die Schule seiner Vaterstadt, das Katharineum, an der namentlich zwei hervorragende Schulmänner Fr. Jacob und Joh. Classen, der Herausgeber des Thukydides, wirkten, gewann den werdenden Dichter für das Altertum. Auch auf der Universität, wo es ihn vom Studium der Theologie bald zum Studium des Altertums zog, blieb die selbständige Durcharbeitung der poetischen Literatur der Griechen für sein Leben der beste Gewinn aus seiner Studienzeit. Ein glückliches Geschick führte ihn für zwei Jahre in seinem aufnahmefähigsten Alter nach Griechenland. Im Süden ging ihm die Schönheit der strengen Form, des Maßes auf, mit einem Worte das Klassische, das dort auch in der Landschaft mit ihren einfach großen, plastisch durchgebildeten Formen waltet. Hier konnte er von sich sagen:

Jetzt erst erkenn' ich euren Wert, ihr Alten,
Seit ich auf eurem heil'gen Boden schreite — (I, 95).

Als Ergebnis dieses Aufenthaltes erschienen die Klassischen Studien 1840, Nachbildungen antiker Dichter in deutscher Sprache, die er in Gemeinschaft mit E. Curtius herausgab; sie sind ein Vorläufer des Klassischen Liederbuches. Der Zug zum Klassischen blieb ihm seit jener Zeit fürs Leben auch nach seiner Rückkehr nach Deutschland, wenn er auch später dem Romantischen und namentlich den Ereignissen der Gegenwart seinen Tribut entrichtete. In seinem Alter kehrte er wieder mehr zur Beschäftigung mit dem Altertum zurück, wovon sein Klassisches Liederbuch 1875 das beste Zeugnis ablegte. Infolge der Einwirkung der Antike blieb er als Dichter gefeit gegen alles Gehaltlose, Verschwimmende und Willkürliche, so hebt Thomas treffend hervor. Man könnte auch sagen: er wurde ein Künstler, der sich seiner Kunst voll bewußt ist. Man könnte auch hinzufügen, daß der Einfluß des Altertums im Leben des Dichters noch darin zu spüren ist, daß er in allen seinen Anschauungen, religiösen wie politischen, und in seinen Handlungen das Maß bewahrt hat. Dies führt auf seine Auffassung von der Antike.

Für Geibel ist die Antike das Griechentum, und zwar in der Zeit vor Chäronea. Nur die Römer kommen für ihn in Betracht, soweit sie griechisch denken und fühlen gelernt haben. Schönheit ist die beherrschende Macht im Leben der Griechen; unter ihrem Zepter gedeihen Maß und Freude. Hiermit offenbart er sich als Anhänger des Klassizismus und der idealen Auffassung der Antike, wie sie Schiller und Hölderlin vertreten. Die mehr reale historische Auffassung eines Boeckh, Droysen oder gar Wilamowitz ist ihm fremd.

Hierauf geht Thomas den Spuren nach, die Mythus, Sage und Geschichte der Alten in den Dichtungen Geibels zurückgelassen haben. Mythologische Vorstellungen sucht er öfter deutlich noch auf Naturvorgänge zurückzuführen. Griechische Mythen werden ihm manchmal durch persönliche Nachempfindung lebendig. Doch er tut auch öfter, wie z. B. bei dem Gedicht 'Herakles auf dem Öta' (III, 75), etwas aus seiner eigensten christlichen Empfindung hinzu. Ihm wie Schiller, an dessen Schlußstrophe in 'Ideal und Leben' Thomas hätte erinnern können, ist Herakles zum Vorbild des Duldens und Kämpfens geworden. Daß dem Dichter für seine Gedanken Bilder und Vergleiche aus der Mythologie leicht und reichlich zuströmen, ist bei dem Freunde des Altertums begreiflich. Mit besonders liebevollem Verständnis bespricht Thomas eine Anzahl wertvoller Gedichte, die antike Sagen- und Geschichtsstoffe enthalten, z. B. 'Nausikaa', 'Tod des Tiberius' u. a. Diese Besprechungen werden dem künftigen Geibelerklärer sehr wertvoll sein; denn Thomas zeigt nicht bloß eine große Kenntnis des Altertums, sondern auch der deutschen Literatur. Auch sind ihm die späteren Behandlungen antiker Stoffe nach Geibel bekannt.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner der Nachweis, wieviel Geibel in seinen Dramen dem griechischen Drama verdankt. Dieser steht in der Auffassung von der Tragödie und namentlich der Form den Griechen am nächsten. Selbst in seiner ersten Tragödie 'Roderich' verwendet er Eigentümlichkeiten des griechischen Dramas. Am auffälligsten ist die Einwirkung der griechischen Tragödie in dem Drama 'Brunhild', dessen Stoff der germanischen Sagenwelt entnommen ist. Die urwüchsigen germanischen Charaktere sind zum allgemein Menschlichen erhoben. In echt griechischer Weise tritt Strafe für die ὕβρις ein. Ja, sogar die Vorstellungen von den Göttern sind mehr griechisch als germanisch. Auch in Gedanken, Sprache, gelegentlich sogar im Versmaß folgt Geibel griechischen Vorbildern. Die Bemerkungen über die Beziehungen der antiken Leidenschaftstragödie 'Sophonisbe' zum Altertum zeigen, welch sicheres Urteil Thomas leitet.

Ein letzter Abschnitt legt die Einflüsse bestimmter Schriftsteller des Altertums dar. Von den Griechen stand Geibel am höchsten Homer, der ihm von Jugend an ein treuer Begleiter war. In der homerischen Frage, mit der er sich als Professor in München beschäftigte, machte er sich Grotes Auffassung zu eigen. Wenn er auch homerische Vorstellungen, Redewendungen und namentlich Beiwörter verwendet, so ist doch eine tiefgreifende Einwirkung dieses Epikers bei dem Lyriker nicht zu erwarten. Dagegen ist er mehr von Pindar und den Tragikern beeinflußt worden. Anklänge an Pindar, ja Gedankengänge Pindars sind nicht selten, liebt er doch wie dieser die feierlich gehobene Darstellung. Platons Ideenlehre und Empedokleische Vorstellungen haben bei ihm Spuren zurückgelassen. Bei der Stelle: 'Vergiß, o Menschenseele, nicht, daß du Flügel hast!' (II, 58) braucht man nicht gleich mit Thomas (S. 62) an Platon zu denken. Ein solches Bild liegt eben nahe. Unter den römischen Dichtern ist ihm Horaz der liebste. Mit Recht bemerkt Thomas, daß Geibel an Horaz die bewußte Kunst, das Streben nach formvollendeter

Ausprägung des Gedankeninhalts anzog. Beide sprechen mehr über ihr Gefühl, als daß sie ihr Gefühl sprechen lassen (S. 63 und 64). Vielleicht aber liegt bei Geibel mehr unbewußte als bewußte Nachwirkung vor. Er wird selbst da, wo er nachahmt, seiner eigenen Art nicht untreu. Er hat eben nur das aufgenommen und verarbeitet, was seiner Art gemäß war. Wie richtig ist des Dichters Entwicklung von Thomas gesehen! (vgl. S. 70). Dieser kennt nicht bloß die gesamte einschlägige Literatur über Geibel, sondern er ist auch mit der antiken und der neueren Literatur gleich vertraut. So hat er denn die Erkenntnis Geibelschen Schaffens ein gutes Stück gefördert. Jeder, der sich künftig eingehend mit Geibel beschäftigen will, wird an dieser gründlichen Darstellung nicht vorbeigehen können.

Dortmund. A. Hildebrand.

---

1) Werner Wilhelm Jaeger, Nemesios von Emesa. Quellenforschungen zum Neuplatonismus und seinen Anfängen bei Poseidonios. Berlin, Weidmann, 1914. XI, 148 S. 5 ℳ.

Den Stoiker Posidonius (um 100 v. Chr.) nach jahrhundertelanger Vergessenheit in seiner ungeheuren Bedeutung erkannt zu haben, obgleich keins seiner zahlreichen Werke uns erhalten ist, das bleibt eine Glanzleistung der Philologie. Was Zeller nur erst auf Grund seines Materials ahnen konnte, ist jetzt z. T. schon in helles Licht gerückt: Posidonius steht da als der Fortsetzer der Naturwissenschaft des Aristoteles und der Geisteswissenschaft Platons, der große Vermittler vor- und nachchristlicher Philosophie, der eigentliche Vater des Neuplatonismus.

An die Wurzel all dieser Probleme rührt Jaegers Buch, dessen Titel nicht verrät, welche Fülle weittragender Erkenntnisse hier vermittelt wird. Es handelt sich zunächst um eine Untersuchung einiger Kapitel aus dem Buch des Bischofs Nemesios von Emesa *περὶ φύσεως ἀνθρώπου*, für die er neben anderen Posidonius, besonders seinen Timäuskommentar, als Quelle annimmt, vielleicht durch mehrere Mittelquellen hindurch. (Über Einzelheiten vgl. Gronaus fruchtbare Besprechung, Berl. Philol. Wochenschrift 1915, Nr. 5.) Nötigt uns schon die Bezwingung der Schwierigkeiten, die in einer solchen meist noch zu rekonstruierenden Überlieferung liegen, hohe Bewunderung ab, so bekommt das Buch seine volle Bedeutung doch erst durch die Universalität der Betrachtungsweise des Verfassers; Jaeger verknüpft dank einer glänzenden Beherrschung des ganzen Gebiets mit einer das Kleinste und Abgelegenste berücksichtigenden Genauigkeit eine künstlerische Gestaltungskraft. Es steckt etwas von Wilamowitz' Geist in dem Buch. In der Durchverfolgung von Begriffen und Ausdrücken (*δεσμός, χρεία, μεθόριος, μικροκόσμος*: 2. Teil des Buches) umspannt er das weite Gebiet von der Vorsokratik bis zum Mittelalter, Hellas und Rom, Platon und Goethe, fein in der Methode, fruchtbar an Ergebnissen. Dringend wäre zu wünschen, daß das Titelblatt, das einen den meisten unbekannten Philosophen nennt, keinen von der Lektüre abschreckt, der sich auf diesem spätantiken Gebiet der Philosophie tiefer orientieren will.

2) Peter Petersen, Goethe und Aristoteles. Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1914. Geh. 1,25 ℳ.

Der Verfasser stellt zunächst die Aussprüche Goethes über Aristoteles, den 'baumeisterlichen' Mann zusammen (darunter auch des Dichters unhaltbare Deutung der aristotelischen κάϑαρσις) und behandelt dann Goethes naturwissenschaftliche Methode, die Begriffe Idee und Urphänomen, die Entelechienlehre[1]), die Lehre vom Mißgestalteten und das Verhältnis dieser Punkte zu dem Stagiriten. Sein Ergebnis lautet: 'Goethe und Aristoteles sind beide ausgeprägte Vertreter des Realidealismus. Goethe gestaltet das Ideale im Realen, Aristoteles beweist das Ideale als Grund des Realen. Beide gehen dabei vom Sein zum Denken ... Goethe ist ein Stück seines Weges mit Aristoteles, dem "großen Meister" gegangen.' Wir dürfen hinzufügen: Goethe bedeutet die künstlerische Ausgestaltung einzelner aristotelischer Ansichten.

Petersen, dessen schönes Buch über Trendelenburg mit dem vorliegenden in einem leicht erkennbaren inneren Zusammenhang steht, gib uns hier eine Ergänzung zur Goetheliteratur, die wir als gesunde Reaktion betrachten möchten: einmal gegen die einseitige Betrachtung vieler Goetheforscher, die den Dichter nur an Platon orientieren, sodann gegen die jüngst versuchte neukantianische Auslegung von Goethes Urphänomen durch Elisabeth Rotten (vgl. Misch, Goethe—Platon—Kant, Logos Bd. V, 276ff.). Erfreulich ist nun, daß der Verfasser nicht versucht, den Großen auf die Formel 'Goethe, ein Aristoteliker' zu bringen, wie man es im andern Lager fälschlich unter dem Leitwort 'Goethe—Plato' getan hat; wie Simmel, auch Chamberlain, hervorhebt, ist der Dichter dazu viel zu reich: Auf eine Formel gebracht, wird stets eine falsche Formel herauskommen, einmal wegen der Polarität, die Goethe wie wenigen eigen war, sodann auch wegen der Entwicklung, der gerade sein Leben und Schaffen unterlag.

Hildburghausen i. Th. O. Metzger gen. Hoesch.

---

1) Rudolf von Scala, Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung ('Aus Natur und Geisteswelt' 471). 105 S., 46 Abb. im Text. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner 1915. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Das Bändchen kann allen denen angelegentlichst empfohlen werden, die von griechischer Geschichte schon etwas gehört haben, so auch Gymnasiasten der Oberklassen; weniger geeignet zur Einführung möchte ich es für solche halten, die dem Stoffe bisher ganz fern standen, da es für breite Schichten doch wohl nicht populär genug gehalten ist. Der Verfasser stand, wie alle Herausgeber derartiger Bändchen, vor der Wahl, entweder nur einen recht dünnen und damit allen Lesern klaren Extrakt zu geben oder doch auf den wenigen Seiten möglichst viel Wissenswertes zusammenzudrängen, und hat sich dabei für das Letztere

[1]) Referent verweist auf Hirzel 'οὐσία' Philol. 72, 1 S. 43 A. 5: ἐντελέχεια von ἐνδελέχεια, Fortdauer!

entschieden. Er gibt keine griechische Geschichte, aber auch keine Kulturgeschichte im landläufigen Sinne des Wortes, sondern, wie der sehr treffend gewählte Titel besagt, eben eine Geschichte des Griechentums in allen seinen Lebensäußerungen. Dabei verzichtet er auf die öde Anführung von Schlachten mit Angabe des Siegers, des Besiegten und der Jahreszahl, und wer selbst im Unterrichte diese äußerliche Art, Geschichte zu lehren, als Last empfindet, wird die Ausführungen des Verfassers mit um so größerem Vergnügen lesen. Für solche jedoch, die dem Stoff zum ersten Male nahetreten, geht es, fürchte ich, ohne ein Gerippe rein äußerlicher Data doch nicht ab, und diesen Mangel ersetzt auch die S. 97ff. angefügte Zeittafel nicht recht. So wird S. 85 von der Entscheidung durch die Schlacht bei Sellasia gesprochen; das ist für nur allgemein gebildete Leser zu kurz. Gewiß richtig, aber in einem Buche mit populären Zielen unangebracht ist der Satz des Vorworts, das Griechentum müsse jetzt in der Vergangenheit leben. Für einen breiteren Leserkreis muß man gerade die gegenteilige und ebenso richtige Wahrheit betonen, daß das Griechentum des Altertums nicht vergangen, nicht tot ist, daß es in unserer materiellen und geistigen Kultur vielmehr ein sehr wichtiges Leben führt. Gerade weil diese Wahrheit zum Schaden unseres Bildungswesens so vielen nicht einleuchten will, kann sie nicht oft und eindringlich genug widerholt werden. Wenn auf unseren Universitäten Wissenschaft getrieben wird, wem anders verdankt man das als den Griechen? Wer schuf die Fähigkeit zu wissenschaftlichem Denken? Und wenn man in der Oberrealschule, aus der man das Griechische glücklich verjagt zu haben meint, Mathematik lehrt, was lernt der Schüler anderes als griechisches Geistesgut? Das muß gleich zu Beginn aller solcher für die Allgemeinheit bestimmter Werkchen klar und deutlich gesagt sein.

In vieler anderer Hinsicht aber verdient der Verfasser Lob. Er setzt S. 40 dem Leser die Bedeutung der Perserkriege knapp, aber sehr bezeichnend auseinander. Er versteht es, antike Verhältnisse wie den Unterschied Aitoliens und des perikleischen Athens (S. 43) mit einer Parallele aus der Gegenwart anschaulich zu machen — nach Ansicht des Referenten gibt es kein besseres Hilfsmittel als dies zur lebendigen Erläuterung des Altertums, und man möchte solche Vergleiche in dem Bändchen wo irgend möglich lesen. Für die fesselnde Darstellung genüge hier ein Beispiel:

'Wie fieberte ganz Athen' — heißt es S. 93 vom athenischen Leben der Kaiserzeit —, 'wenn mehrere Bewerber um eine Professur vor dem Rate und dem römischen Prokonsul, dem Kurator der Universität, ihre Probevorträge hielten! Bis tief in die arbeitenden Schichten, bis in die Matrosenkneipen des Peiraieus hinein geht die Anteilnahme an diesen Angelegenheiten der Hochschule.'

Falls wir nach dem Kriege über den Ansturm der Gymnasialgegner obsiegen und für die Geschichte der 'alten' Griechen, also für eine der wichtigsten Perioden der Menschheitsentwicklung, wenigstens im Gymnasium etwas mehr als ein halbes Jahr minus Pfingst- und

Sommerferien übrig behalten und einen auch nur einigermaßen vertieften, des Gegenstands würdigen Unterricht geben können, so möchte man wohl einen Geschichtsunterricht in dem Sinne von Scalas wünschen. Nach Ansicht des Referenten hat dieser ganz recht, wenn er in der griechischen Geschichte, wie sie jetzt getrieben wird, eine überkommene, sich vererbende Masse sieht, in der vielfach Einzelheiten mitgeschleppt würden, die uns minder wichtig geworden sind. Aber durch Beseitigung dieses Ballastes gewinnen wir nicht etwa Zeit für irgendein beliebiges anderes Fach, sondern es muß — nicht ‘kann’, wenn anders wir unser Volk nicht schwer schädigen wollen — die Kenntnis kulturhistorischer Fakta, wie das eben angezogene eines ist, in die Lücke treten. Denn diese bei den Athenern der Kaiserzeit, einem Völkchen, das man als ganz heruntergekommen darzustellen liebt, wirklich als Herzenssache betriebene Pflege der geistigen Interessen zeigt jedem, was dieses Volk uns wert machte und noch wert machen muß, sie zeigt — man darf das freilich jetzt nur ganz leise sagen —, daß wir uns vielleicht noch heute bei den Alten ein klein wenig recht Nützliches als Vorbild und zur Nacheiferung holen können. — S. 80 f. setzt von Scala den Einfluß des griechischen Altertums auf Äthiopien, Turkestan, China fesselnd auseinander. Soweit es der Raum gestattet, sollte stets gezeigt werden, inwiefern das Griechentum auch unser deutsches Leben beeinflußt hat und beeinflußt. Solche Beweise sind leicht anzubringen und würden den Wert den Buches beträchtlich erhöhen.

Die Abbildungen sind von Professor Delbrück geschickt gewählt und besser, als man sie sonst in solchen populären Büchern oft findet. Manche geben entlegenes aber darum nicht unwichtiges Gut und sind dadurch besonders willkommen, so die Abbildungen 39, 40. Nur sehr wenige von ihnen entsprechen auch ihrerseits nicht der Aufgabe, einem breiten Leserkreis zu dienen. Ob statt des Planes von Gurnia nicht die frappante Abbildung einer Straße des Städtchens nach Boyd Hawes dienlicher wäre, kann noch zweifelhaft sein; denn auch der Stadtplan ist sehr dankenswert und wird manchem nachdenklichen Leser die Höhe dieser Zeit sehr nahe bringen. Aber bei Abbildung 30 muß die obere rechte Ecke des Klischees ausgeschnitten und dort die Legende angebracht werden; so wie er dasteht, zeigt der Plan dem Leser die Größe Pergamons gar nicht. Es fehlt die Abbildung eines schönen attischen Vasenbildes; ich würde dafür Abbildung 20 tilgen. Denn der Laie sieht in archaischen Vasen doch nur das Ungeschick der Zeichnung und wundert sich, daß man ihm solche Werke anpreist. Daß die sandalenlösende Nike nicht fehlt, ist schön; hier genügt aber zur Erklärung des Bildes der knappe Satz nicht, den von Scala offenbar nur deswegen einschob, weil Delbrück diese Abbildung empfohlen hatte. Auf Seite 63 ist zu Abbildung 25 eine Erklärung für ein Münzbild stehengeblieben, das man dann offenbar während des Drucks auf Seite 64 mit einem anderen vertauscht hat. Dem Korrektor werden Baedecker und, gleich zweimal, Perrot Chiping verdankt. Solche Fehler werden bei einer zweiten Auflage, die wir dem Werkchen wünschen, von selbst verschwinden.

2) Engelbert Drerup, Homer. Die Anfänge der hellenischen Kultur. Mit 105 Abbildungen. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Gr. 8. 184 Seiten. ('Weltgeschichte in Charakterbildern', herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn.) Mainz, Kirchheim & Co. 1915. Geb. 5 ℳ.

Drerup hat mit seinem Homer verdienten Erfolg gehabt; das Buch liegt jetzt in der zweiten Auflage vor und ist in erweiterter Fassung, mit 223 Abbildungen, 2 Tafeln, 292 Seiten, auch in einer italienischen Ausgabe erschienen (Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche. 10 Lire). Da wir unten an der Neuauflage Ausstellungen zu machen haben, so wollen wir zuerst, um nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich hervorheben, daß wir dem Verfasser den Erfolg von Herzen gönnen. Drerup hat ein doppeltes Verdienst: er führte mit seinem Buche, lange vor dem Erscheinen von Finslers Homer, ein größeres Publikum in durchaus verständlicher Sprache in die Probleme ein, die Homer, zugleich der leichteste und der schwerste aller Dichter, der Wissenschaft stellt und deren Kenntnis dem wissenschaftlich interessierten Laien um so wichtiger sein mußte, als er bei der Beschäftigung mit dem Dichter die Existenz so verwickelter Fragen zunächst gar nicht ahnte. Zweitens machte das Buch in seiner ersten Auflage (1903) einen größeren Kreis gebildeter Deutscher mit der kretisch-mykenischen Kultur vertraut, was um so nötiger war, als Schliemanns erste Entdeckerfreude ja die Fragen etwas in Mißkredit gebracht hatte und seine dickleibigen Werke auch einem weiteren Publikum nicht zugänglich waren; Schuchhardts 'Schliemanns Ausgrabungen' leisteten einen ähnlichen Dienst, konnten aber auf Kreta nicht so ausführlich eingehen. Ein besonderer Wert des Drerupschen Buches lag 1903 in den Abbildungen, deren einige, wie Abbildung 85, Spielbrett aus Knosos, damals für jeden Nichtfachgenossen ein höchst interessantes Novum darstellten. Auch für die Schule war das Buch sehr gut brauchbar; ich habe Kandidaten des pädagogischen Seminars und ältere Schüler gern darauf hingewiesen.

Dies wohlverdiente Lob also muß ausdrücklich ausgesprochen werden. Daneben aber können wir nicht verschweigen, daß das Buch doch einen Grundfehler hat, die unglückliche Verbindung zweier im Grunde verschiedener Dinge, einer Behandlung der kretisch-mykenischen Kultur und der homerischen Frage. Der Vorwurf trifft wohl nicht den gelehrten Verfasser, sondern die Herausgeber der 'Weltgeschichte in Charakterbildern', die mit der ganzen Anlage der Sammlung eine solche Verquickung hervorriefen; sie wünschen zusammen mit der Behandlung einer bestimmten Persönlichkeit zugleich die der Kultur der in Betracht kommenden Periode. In einem anderen Bande der Sammlung, in Lindls Cyrus, ist unter diesem Gesamttitel die 'Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt' geschildert, und diese Vereinigung läßt man sich schließlich gefallen; aber in dem Homerbande liegt die Sache doch anders. Nach dem Auftauchen der mykenischen Kultur sind die Gelehrten selbst in den Irrtum verfallen, als ob die homerische Kultur aus der mykenischen heraus erklärt werden könnte (Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, [1]1884, [2]1887). Gerade weil auch

die Wissenschaft diesen Irrtum vertrat, hat er lange nachgewirkt und spukt jetzt noch in manchen Gymnasien unheimlich; die Verbindung beider Themen in Drerups Buch war aber nicht geeignet, ihm entgegenzutreten, und der Satz Furtwänglers: 'Wir haben, wie die Tatsachen liegen, nicht nur gar kein Recht, homerische und mykenische Kultur zusammenzuwerfen, sondern sogar die Pflicht, sie sorgfältigst zu scheiden' kommt bei Drerup Seite 119 nach dem Vorausgehenden dem Leser etwas unerwartet. Es ist kein Wort darüber nötig, daß ein Gelehrter wie Drerup weiß, daß er disparate Dinge zusammengeschweißt hat; er weist in dem Buche selbst darauf hin und beklagt sich im Nachworte der zweiten Auflage darüber, daß man die Verbindung zum Teil mißverstanden habe. Ich halte sie nach wie vor nicht für glücklich. Man mag im Homerunterrichte die kretisch-mykenischen Funde zur Belebung sehr ausgiebig heranziehen, muß aber doch immer ausdrücklich darauf hinweisen, daß die Dichter des Epos die kretisch-mykenische Kultur nicht mehr kennen. Bei einem größeren Publikum wird die Verquickung doch leicht irreführen, noch viel mehr aber der Untertitel des Buches 'Die Anfänge der hellenischen Kultur'. Denn was dem Leser des Sokrates nicht gesagt zu werden braucht, wird doch nicht jedem Käufer des Drerupschen Buches klar sein, daß nämlich wohl die Behandlung des Epos, nicht aber die der kretischen Kultur unter diesen Untertitel fällt.

Die Forschung auf den beiden von Drerup behandelten Gebieten ist seit 1903, dem Erscheinungsjahr der ersten Auflage, ungemein rührig gewesen. Da war es nun ein höchst unglücklicher Gedanke des Verlags, dem Autor die Fesseln eines stereotypierten Buches aufzuerlegen. Wer konnte überhaupt bei einem Werke, das zum Teil so wenig feststehende Fragen eines jungen Forschungsgebiets behandelt, auf den Plan einer Stereotypausgabe kommen! Aber wenn der Plan früher leider gefaßt und ausgeführt war, so mußte man ihn eben jetzt fallen lassen. Statt dessen sah sich Drerup gezwungen, alles neue Material in die Anmerkungen zu packen. Diese sind also von 8 auf 45 Seiten kleinen Drucks angewachsen und legen ein rühmliches Zeugnis davon ab, wie der Verfasser bemüht gewesen ist, sein Werk auf der Höhe zu halten und es auch für den Fachgenossen zu einem brauchbaren Hilfsmittel zu gestalten. In gewissem Sinne kann man ja die Scheidung zwischen Text und Anmerkungen sogar begrüßen. Der gebildete Laie kommt in diesem ebenso auf seine Rechnung wie der Fachmann in jenem, und ich möchte den Amtsgenossen, die die erste Auflage schon kannten, von der zweiten Auflage eigentlich nur die Anmerkungen, diese aber nachdrücklich empfehlen. Selbstverständlich hat Drerup auch den Text selbst, soweit ihm das möglich war, gebessert. Aber ob nicht doch eine wirkliche Durcharbeitung zweckmäßiger gewesen wäre? Was in der zweiten Auflage Seite 10 über Abbé d'Aubignac und Friedrich August Wolfs Prolegomena zu lesen steht, ist ja schließlich noch richtig, und durch Anmerkung 17b ist Finslers sehr wichtiger Aufsatz über d'Aubignac auch berücksichtigt. Wenn jedoch Wolf d'Aubignac kannte, aber absichtlich als unbequemen Vorgänger von sich abschüttelte (Finsler spricht das Ilbergs Jahrb. 1905, 509 als Verdacht aus, Drerup stellt es

als Tatsache hin)[1]. Und wenn wirklich d'Aubignacs Schrift 'am Anfang der Homerkritik steht', so hätte doch der Text auf Seite 10 etwas geändert werden sollen, und Drerup hätte das vielleicht getan, wenn ihn nicht die stereotypierte Platte gehindert hätte. Daß erst Wolfs Prolegomena den tatsächlichen Umschwung brachten, ist richtig; aber d'Aubignac ist doch eben nicht bloß der Vorläufer Wolfs, wie es nach Seite 10 bei Drerup[2] noch scheinen könnte, sondern mit Vico der wichtige Begründer der Eposforschung, und Friedrich August Wolf sollte nicht mehr diesen Ruhm, sondern nur den des Mannes genießen, der die Behandlung der Frage wirklich in Fluß gebracht hat; aus Finslers Aufsatz gewinnt man den Eindruck, daß er wegen seines Verhaltens gegen d'Aubignac auch gar nichts Besseres verdient.

Am meisten ist die Stereotypierung der Platten wegen des Abbildungsbestands zu beklagen, und der Verlag wird sich, fürchte ich, durch seine Sparsamkeit selbst am meisten schaden. Wie gesagt, war die erste Auflage auch wegen des Bildermaterials willkommen; man hatte in Drerups Homer manches bequem zur Hand, was damals sonst wenig bekannt war. Diese Abbildungen sind nun aber unterdessen in die Handbücher übergegangen; in Springer-Wolters Kunstgeschichte ist der Abschnitt über die kretisch-mykenische Kultur sehr bereichert worden, in der Seemannschen Kunstgeschichte in Bildern I 3, kretisch-mykenische Kunst, liegt das in Betracht kommende Material zu billigem Preise vor. Die neue Auflage von Drerups Homer aber bietet mit zwei Ausnahmen den alten Abbildungsstock, und Stillstand bedeutet hier Rückschritt. Das Ethnikon Musion in Athen und das Kritikon Musion in Iraklion auf Kreta bergen so viele Dinge, die man gern abgebildet sehen möchte und für die die Publikationserlaubnis auch unschwer zu erhalten gewesen wäre. Und wenn es über den Rahmen der Drerupschen Arbeit hinausging, wirklich neues Material zu bieten, so lag doch solches in den seither erschienenen Publikationen genug vor. Es fehlen Bilder aus Boyd Hawes' Gurnia, aus Seagers Mochlos, es fehlt der große Steatittrichter und der Soldatenbecher; die neuen Tirynther Malereien berücksichtigt schon Springer-Wolters mit einer Farbtafel, in einem relativ breiteren Werke wie dem Drerupschen hätte wesentlich mehr aus dem Tirynswerke des Athener Instituts geboten werden müssen.

Wir erkennen also den Fleiß und die Sachkunde, mit der Drerup sein Buch im Text und noch viel mehr in den Anmerkungen auf der Höhe hielt, gern an, und wenn die zweite Auflage nicht so befriedigt, wie zu erwarten war, so schieben wir nicht ihm die Schuld zu, sondern dem Verlag. Dieser muß, wenn das Werk nicht veralten oder doch, durch die Trennung von Text und Anmerkungen, unpraktisch werden soll, dem Verfasser in der dritten Auflage eine Neubearbeitung von Grund aus gestatten.

Leipzig. Hans Lamer.

---

[1] [Wilamowitz in seinem eben erschienenen Buche Die Ilias und Homer S. 15 spricht das harte Wort aus, das ich hier absichtlich vermied, obwohl Finslers Arbeit es freilich nahe legt: '... den Ruhm, um den ihn (d'Aubignac) F. A. Wolf betrogen hatte.' H. L.]



1) Racine, Athalie. Publiée par Joseph Joly. Wien-Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag, 1913. 143 S. Geb. 1,30 *M*.

Das Bändchen der bekannten Sammlung französischer und englischer Schulschriftsteller bringt zunächst eine Einleitung, sodann die Préface de Racine mit Fußnoten, dahinter den Text nach der 'Édition des grands Écrivains de la France' und schließlich 'Annotations', alles in französischer Sprache, so daß wir es hier mit einer Reformausgabe zu tun haben. Nun mag man über Anmerkungen in französischer Sprache denken wie man will, so viel steht fest, daß grammatische Erläuterungen in der fremden Sprache auf das allerknappste Maß zu beschränken sind. Herr Joly tut das nicht nur sehr reichlich, sondern er gibt uns ganze grammatische Abhandlungen mit eigens dazu gebildeten Beispielen, alles französisch. Man lese folgendes: 530. *En deviendrait plus doux. En à cause de ses présents. Cet adverbe s'emploie comme pronom personnel adverbial, le plus souvent pour rappeler un nom de chose, quelquefois aussi un nom de personne, avec la valeur de: de lui, d'elle, d'eux, d'elles. Il peut être: 1⁰ complément de nom, voir 586 etc., 2⁰ complément partitif, voir 630 et 683, 3⁰ complément d'adjectif, Ex.: c'est un bon fils, son père en est fier, 4⁰ objet indirect, voir 70, 5⁰ complément circonstanciel, pour: 'de cela', — 'sur cela' — 'à cela' — 'pour cela' voir outre ce vers 530, les vers 949 et 1289. — Enfin il peut rappeler comme pronom neutre toute une proposition, voir les vers 709 etc.* Das ist schreiender Mißbrauch. Demgegenüber muß es bei dem Grundsatz bleiben, daß fremdsprachliche Anmerkungen in der Hauptsache Sacherklärungen und Umschreibungen oder Erläuterungen schwieriger oder veralteter Worte und Wendungen zu bringen haben. Hier aber schwelgt der Annotateur geradezu in — meist ganz überflüssigen — grammatischen Hinweisen.

Wir kommen zur Einleitung. Sie zerfällt in drei Teile: 1. Biographie de Racine. 2. Le Système dramatique de Racine. 3. Notice sur Athalie, insgesamt 30 Druckseiten.

Um es kurz zu sagen: es ist sehr unerfreulich, sich durch diese 30 Seiten hindurchzuwinden. Über den Mangel an Disposition und häufig hervortretende Unklarheit im Denken kann man hinwegsehen. Aber ich bewundere den Mut des Verfassers, Schülern, für die gerade das Beste gut genug ist, ein so unmögliches Französisch vorzusetzen. Man hat den Eindruck, als habe der Verfasser Satz für Satz mühselig aus dem Deutschen hinüber gesetzt, oft wörtlich unter ganz schülerhafter, mechanischer Benutzung des Wörterbuchs. Das Ganze strotzt von Germanismen schlimmster Art, und man faßt sich an den Kopf und fragt sich, wie es möglich war, daß ein solches Buch aus dieser Sammlung an die Öffentlichkeit treten konnte. Ich greife in den Wirrwarr hinein und finde folgendes: '*L'action a empêché Athalie de voir en elle*' (soll heißen: die Handlung hat A. verhindert, in sich hineinzusehen). Ferner: '*Mathan s'efforce de vaincre ses dernières fluctuations*' (ihre letzten Schwankungen, Bedenken). Athalie hat den Thron usurpiert '*par le meurtre de sa progéniture de lignée providentielle*'. Die selbe Königin ärgert sich über ihre Gewissensbisse '*ainsi que d'une faiblesse*' (soll

heißen: wie über eine Schwäche). *Mathan attise sa haine amortie par l'usure.* Ich gestehe, daß ich nicht hinter den Sinn von *'usure'* gekommen bin. Die Tempelschätze, auf die Mathan die Gier der Königin lenkt, werden *'inépuisables pour son faste insatiable'* genannt. Eine einzige Seite (26) bietet diese Blütenlese. Von Wortstellung hat Herr Joly auch nicht die elementarste Vorstellung. Es wimmelt von seltenen, veralteten, gesuchten und familiären Worten und Wendungen. Ich nenne: *accointances, désopilant, foncer rudement sur, ingérence, englober, sonorité spécieuse, expérience livresque, bulles vives (?), piêtre* u. a.

Sapienti sat! Vor dieser Athalieausgabe kann nicht dringend genug gewarnt werden.

2) Alexander Dumas, La Tulipe Noire. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Helene Kränzlin. Wien-Leipzig, Tempsky-Freytag, 1913. 113 S. Geb. 1,20 ℳ.

Eine ganz flott geschriebene kurze Einleitung gibt uns das Wichtigste aus Dumas' Leben und Schaffen und geht mit ihm streng, aber gerecht ins Gericht. Neben einigen wenigen Vorzügen wird ihm 'mangelnde Sachkenntnis, vernachlässigter, oft platter Stil (in seinen Dramen), Flüchtigkeit und Gedankenleere, Gaskonnaden und Effekthascherei (in seinen Romanen) vorgeworfen. Sonach erschiene es uns als das Natürlichste, einen so charakterisierten Schriftsteller nach Möglichkeit unserer Jugend fernzuhalten; es müßte denn sein, daß die vorliegende Erzählung eine leuchtende Ausnahme im Schaffen Dumas' bildete. Nun sagt die Herausgeberin am Schlusse der Einleitung, daß 'Dumas sich im vorliegenden Büchlein als Meister in der packenden Darstellung wichtiger historischer Momente zeige, die er geschickt mit einem spannenden kleinen Romane durchwebe'. Beides ist ohne weiteres zuzugeben. Indessen rufen diese historischen Momentbilder so falsche geschichtliche Vorstellungen hervor, daß unsere Jugend um so mehr vor ihnen bewahrt werden muß, je packender sie dargestellt sind. Und der spannende kleine Roman ist nun eben auch weiter nichts als spannend, und ich kann nicht finden, daß wir gut daran tun, unserer Jugend Lektüre à la Marlitt vorzusetzen. Auch die in den Anmerkungen geübte Praxis erscheint recht anfechtbar. Es wird viel zuviel übersetzt und zu wenig erklärt; eine ganze Reihe von Irrtümern habe ich zudem feststellen müssen. Das Bändchen ist daher für die Schule nicht zu empfehlen.

3) Sous les Drapeaux de Napoléon I. Morceaux choisis à l'usage des classes, recueillis et annotés par Rudolph Neumeister. Wien-Leipzig, Tempsky-Freytag 1913. 96 S. Geb. 1 ℳ.

Folgende vier Stücke sind in diesem Bändchen vereinigt: 1. La bataille d'Austerlitz aus den 'Mémoires d'un aide de camp par le comte de Ségur'. 2. Les batailles d'Iéna et d'Auerstädt, aus den 'Mémoires du général Marbot'. 3. Dans les neiges de la Russie, aus den 'Memoires du sergent Bourgogne'. 4. Les batailles de Ligny et de Waterloo, aus den 'Cahiers du Capitaine Coignet'. Gemeinsam ist allen die schrankenlose Bewunderung Napoleons; in interessantem, vom Herausgeber im Vorwort betonten Gegensatz zueinander stehen Stellung, Bildung, Ge-

sichtswinkel der Verfasser. Um so wichtiger war die Aufgabe des 'Annotateur'. Er ist ihr nur zum Teil gerecht geworden, vor allem, weil er die Geschichte der Zeit nicht genügend beherrscht. Vor einer ganzen Reihe seiner historischen Erläuterungen ist dringend zu warnen. Der Friede zu Amiens ist nicht von England infolge der Erregung über das Glück und Gedeihen (prospérité) Frankreichs gebrochen worden, die Krönung Napoleons fand am 2. Dezember 1804, nicht am 25. Mai statt. Der Eintritt des Grafen Ségur in den Dienst der französischen Republik vollzog sich in ganz anderer Weise, als es hier erzählt wird (Anm. S. 60). Der Herausgeber hätte nur im ersten Kapitel des Buches nachzulesen brauchen, aus dem er uns den interessanten Abschnitt über die Schlacht bei Austerlitz gibt. Erzherzog Ferdinand wird zum Bruder der Kaiser Leopold II. und Franz II. (!) gemacht und soll von 1781—1850 gelebt haben. Erzherzog Karl wird einer der furchtbarsten Gegner Napoleons genannt, der seine Siege bei Eckmühl, Eßling (!) und Wagram über den Erzherzog sehr teuer habe erkaufen müssen. Die Notizen über den 'prince de Brunswick', der übrigens regierender Herzog war, über Moellendorff und Kalckreuth sind zwar im einzelnen richtig, aber zum Teil irreführend. So wird von ersterem gesagt, er sei bei Valmy besiegt und zum Rückzug gezwungen worden; von 1793 findet sich nichts. Von Moellendorff heißt es, er habe unter Friedrich dem Großen ein Armeekorps kommandiert; das ist alles aus der friderizianischen Zeit. Über Kalckreuth aber erfahren wir, er stamme aus der Schule Friedrichs des Großen und habe sich in der 'Campagne de France' ausgezeichnet. In der Anmerkung über Blücher finden sich eine ganze Reihe von Fehlern. Die stolze Antwort Cambronnes lautete, wie jetzt auch die meisten Franzosen zugeben, in Wirklichkeit ganz anders.

Auch hier liegt eine Reformausgabe vor. Das Französisch der Vorrede und der kurzen Einleitungen ist gut, auch die Worterklärungen in den Anmerkungen sind meist zweckentsprechend. Nur scheint mir gar zu wenig bei den Schülern vorausgesetzt. Worte wie *surlendemain, découvrir, mouvement de flanc, redouter, inutilement, reconnaissance, émotion, vivement, succomber* und viele, viele andere, bedürfen sie wirklich erklärender Anmerkungen? und liegt hier nicht der alte, immer wider geübte Mißbrauch der Vermischung von Wörterbuch und Noten vor? Ganz unleidlich aber scheinen mir die unzähligen deutschen Übersetzungen. Sehr oft folgt hinter der ausführlichen französischen Erklärung die einfache deutsche Widergabe des mühselig umschriebenen Wortes. Ein Beispiel unter vielen: *marche forcée, f., marche très longue ou d'un pas très rapide* (Gewaltmarsch, Eilmarsch). Grammatischer Hinweise hat sich der Herausgeber im allgemeinen mit Recht enthalten. Eine böse Erklärung findet sich allerdings. *'C'était un triste spectacle que de voir . . .'* Daß es sich hier um eine Hervorhebung des Prädikativums durch *c'était-que* handelt und daß in diesem Falle hinter *que* das eigentliche Satzzeitwort *être* ausfällt, ist dem Herausgeber völlig unbekannt.

Die hier vereinigten Stücke müssen recht verschieden gewertet werden. Nr. 1 und 3 würde ich für sehr geeignet für Sekundaner halten. Ségur beherrscht seinen Stoff meisterhaft, charakterisiert scharf

und erzählt gewandt. In für den Schüler lehrreichem Gegensatz dazu steht die schlichte ergreifende Weise des einfachen Sergeanten Bourgogne, der uns miterleben läßt, was er Entsetzliches auf dem Rückzuge aus Rußland durchlitten hat. Die Schilderung der Schlacht von Jena durch Marbot bietet nichts Besonderes, kann aber, durch einen geschichtskundigen Lehrer belebt, Interesse erwecken. Dagegen ist der Wert dessen, was uns aus den Cahiers des Capitaine Coignet geboten wird, höchst fragwürdig. Der Verfasser hat keine Spur von Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten, Wichtiges und Nebensächliches geht wild durcheinander, wobei das Unwichtige durchaus die Hauptrolle spielt. Der Stil ist abgehackt, die Sätze marschieren oft hintereinander ohne Zusammenhang auf. Das Ganze ist anekdotische Erzählung im schlechten Sinne. Das Ergebnis: Das Bändchen bedarf einer gründlichen Durcharbeitung, um brauchbar zu sein.

Berlin-Grunewald. P. Schlesinger.

Voelker u. Strack, Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen. Neu bearbeitet auf Grund der vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß genehmigten neuen Bibeltextes von D. Dr. Hermann L. Strack unter Mitwirkung von Hermann Petri-Bielefeld und Otto Eberhard-Greiz. 16. Aufl. Ausgabe D. Mit 8 Karten u. 23 Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. XIII u. 430 S. u. 296 S. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Die Ausgabe D ist notwendig geworden, da nach einer Anordnung des preußischen Unterrichtsministeriums in den Schulen seines Amtsbereichs nur solche biblische Lesebücher gebraucht werden dürfen, die in Übereinstimmung stehen mit dem vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß genehmigten neuen Bibeltext. Der Verfasser hat sich mit zwei auf dem Gebiete des Religionsunterrichts erfahrenen Lehrern in Verbindung gesetzt und eine Überarbeitung des Bibeltextes nach wissenschaftlichen und pädagogischen Gesichtspunkten vorgenommen, die den Wünschen der meisten Religionslehrer — denn allen zu gefallen, ist schwer — entsprechen dürfte. Ich habe die Ausgabe D mit C sorgfältig verglichen und kann die Abweichungen nur billigen. Viele Abschnitte sind neu aufgenommen, einige weggelassen. Zusätze sind zu dem bisherigen Lesestoff gemacht in fast allen Büchern des Alten Testaments. Die Überschriften, Inhaltsangaben der einzelnen Abschnitte, sind vermehrt, die poetischen Lesestücke durch den Druck kenntlich gemacht. Die dieser Ausgabe beigegebenen Abbildungen sind geeignet, das Verständnis der Erzählungen zu vertiefen.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Dr. Adolf Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Zehnte, vermehrte Auflage. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1916. Oskar Beck. XVI, 310 S. Geb. 4 ℳ.

Über das, was in der neuen Auflage hinzugekommen ist, spricht sich der Verfasser selber im Vorwort aus.

'Das Kapitel: Was soll Benjamin lesen? hat eine starke Bereicherung erfahren, die besonders auf die Geschichte, Erdkunde und Naturkunde sich erstreckt . . . Aber auch das Gebiet schöngeistiger Bücher ist reichlicher bedacht, soweit es uns stark macht an hochgestimmter und großdenkender Lebens- und Geisteskraft, deren wir allezeit bedürfen. — Ein ganz neues Kapitel über Benjamins Vaterlandsliebe ist hinzugekommen. Die Zeit, in der er heranwächst, und die Zukunft, in der er seine ernsten Pflichten zu widmen hat, sagen uns, daß kein Mann gedacht werden kann ohne Vaterlandsliebe und daß nach Bismarcks Wort das Wohl des Vaterlandes oberstes Gesetz und höchste Richtschnur für uns alle sein muß.'



Ein Buch, das so bekannt und weitverbreitet ist wie das vorliegende, bedarf ja keiner eigentlichen Besprechung mehr, es geht seinen Weg und trägt seine Früchte ohne fremdes Zutun. Das Geheimnis seines Erfolges liegt wohl in erster Linie darin, daß es 'menschlich' ist, nicht nur mit Prinzipien und Theorien arbeitet. Und da kann es auch heute noch gutes wirken.

Da die neue Auflage, dem Zuge der Zeit folgend, das Vaterländische besonders stark betont, nimmt es Wunder, daß sie so wenig berührt erscheint von der sog. Jugendbewegung, d. h. von den Versuchen, das, was früher, namentlich in der Provinz, von selber gedieh, in Wandern und allerlei Sport, jetzt allgemein zu organisieren. Die wissenschaftliche Ausbildung des künftigen Akademikers brauchte darunter ja nicht zu leiden; sie könnte dabei sogar gewinnen, die nötige wissenschaftliche Haltung und dauernde Wachsamkeit und Schwungkraft des Lehrers und Erziehers vorausgesetzt: das geistige Leben der Nation fördert der stumpfsinnige Bücherwurm ja ebensowenig als der Sportidiot. γϱ.

Der Bamberger Dom

Das 25. Heft der Monographien des Verlages für Christliche Kunst (München, Karlstr. 33) behandelt auf Grund von 69 vortrefflichen Abbildungen den Bamberger Dom. Ohne wissenschaftliche Ansprüche zu erheben, hält sich die Darstellung fast durchweg auf einer ansprechenden Höhe der Gründlichkeit und des Geschmacks. Bei der Vorzüglichkeit der Ausstattung in Druck und Papier und namentlich in den Bildern ist der Preis (80 ₰ für das 40 S. starke Heft in Lexikonformat) unerhört billig, zweifellos in Hoffnung auf einen Massenabsatz, den man dem Heft auch von Herzen wünschen kann. Zu dem Bamberger Dom gehört sein jüngerer Bruder, der auf S. 40 auch nicht vergessene Naumburger mit seinen unvergleichlichen Stifterstatuen. S.

Ernst Bergmann, Studien zu Schillers Wallenstein I. Die Bedeutung des Gesprächs zwischen Wallenstein und Max, Wallensteins Tod II, 2. Programm des Herzoglichen Gymnasiums zu Blankenburg a. H. Ostern 1915. 19 S. Pr. Nr. 1005.

Die Abhandlung knüpft an die bekannten und bedeutenden Arbeiten von Fielitz, Bellermann, Bolthaupt, Walzel, Kühnemann u. a. an und beweist mit guten Gründen, daß das Wesen des bezeichneten Gesprächs von der Mehrzahl der genannten Forscher, namentlich auch von Fielitz, dessen Leistungen für Schiller sonst recht beachtenswert sind, nicht genügend erkannt ist. Verfasser kommt vielmehr mit Kühnemann, dessen Auffassungen er nur in einigen Punkten ergänzt, zu dem Ergebnis, daß zunächst das Gespräch keineswegs ein letztes Schwanken des Fürsten vorbereiten oder hervorbringen, sondern 'das ganz gemeine moralische Urteil über das Wallensteinsche Verbrechen', wie sich Schiller in seinem Briefe an Goethe vom 27. Februar 1798 selbst ausdrückt, aussprechen soll (S. 8).

Aber auch noch in zwei andern wichtigen Punkten liegt nach des Verfassers beifallswerten Ausführungen die Bedeutung des Auftritts. Da sich der eben erwähnte Brief nun auf das Gespräch wirklich bezieht, wie Bergmann durch seine Ergänzungen zu Bellermann und Kühnemann sehr wahrscheinlich gemacht hat, so ergibt sich daraus sofort, daß es zu einer Beurteilung des Wallensteinschen Verbrechens bestimmt war. S. 13—18 führt Bergmann, immer anknüpfend an Bellermann und besonders Kühnemann, daher weiter aus, daß Schiller in dem Gespräche auch den Gegensatz zwischen den Beweggründen der Realisten, als deren Hauptrepräsentant hier Wallenstein hingestellt wird, und der durch Max vertretenen Idealisten, den der Dichter in der Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung' begrifflich entwickelt, hier gleicherweise zum Ausdruck bringen wollte. Die dritte Bedeutung des Gesprächs erblickt Verfasser mit Kühnemann S. 18—19 darin, daß Maxens Entschluß, sich von Wallenstein losreißen zu müssen, in ihm zur Gewißheit reift, so daß der Auftritt auch für die Entwicklung der dramatischen Handlung von großer Wichtigkeit ist.

Hettstedt. Karl Löschhorn.

Vorschläge zur Erweiterung der lateinischen Lektüre

von

Johannes Dräseke †.

Nur zwei nennenswerte Versuche, den Rahmen der Schullektüre zu erweitern, sind überhaupt bisher gemacht worden, durch U. von Wilamowitz-Möllendorff mit seinem bekannten 'Griechischen Lesebuch' und Opitz-Weinhold mit ihrer 'Chrestomathie aus Schriftstellern der sogenannten silbernen Latinität.' Beide Bücher haben in philologischen Kreisen weder den erhofften allgemeinen Anklang noch die nötige Verbreitung und infolgedessen auch nicht den Weg in die Hände der Schüler gefunden. Aus dieser Erwägung heraus scheint es mir nicht unzweckmäßig, im Gegensatz zu den im bisherigen Schulbetrieb viel zu lange und einseitig bevorzugten Klassikern zunächst einmal für die Auswahl der lateinischen Schriftsteller einige Vorschläge zu machen, die als eine der näheren Prüfung und Erwägung werte Erweiterung des engen Kanons der Lehrpläne angesehen werden möchten.

Für die Unterstufe glaube ich mich ganz kurz fassen zu können. Daß die beiden Jahre der Tertia ganz durch die Beschäftigung mit Cäsar ausgefüllt werden, ist durchaus in der Ordnung. Ich halte es jedoch für wenig ersprießlich, das Cäsarlesen und zwar das des bellum civile noch nach Untersekunda übergreifen zu lassen, weil damit der vom gallischen Krieg her gewonnene Vorstellungskreis kaum überschritten wird, die politischen Gesichtspunkte des römischen Parteitreibens im Bürgerkriege aber den Schülern doch noch recht fernliegen und die etwaige sprachliche, zumeist, wie es scheint, durch die schlechte Überlieferung verschuldete Verschiedenheit dieses Teiles der Denkwürdigkeiten Cäsars von jenem anderen nicht groß genug ist, um ein längeres Verweilen dem durch die zwei vorhergegangenen Jahre den Schülern vertraut gewordenen Schriftsteller zu rechtfertigen.

Für Untersekunda empfehlen die Lehrpläne Livius Buch I und II. Ob diese Weisung eine besonders glückliche ist, dürfte zu bezweifeln sein. Zunächst ist der Übergang von Cäsar zu Livius ein etwas rauher, weil er gänzlich unvermittelt ist. Er legt dem Schüler mancherlei mit der bisher von ihm erworbenen Fertigkeit im Übersetzen nicht zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg, zumal doch der Stil des Livius in den ersten Büchern

durchaus noch nicht zu jener Gleichförmigkeit und Übersichtlichkeit durchgebildet ist, die den in die dritte Dekade sich einlesenden Obersekundaner gar bald in den Stand setzt, mit ihm sich sachgemäß abzufinden. Sodann muß auch der Inhalt als nicht besonders geeignet bezeichnet werden. Wozu die Herzen und Gedanken der jungen Sekundaner mit der Schilderung von Vorgängen, Personen und Ereignissen einer noch in den trüben Nebeln einer fernen Vergangenheit ruhenden Zeit zu erfüllen, von denen sie später sicher erfahren müssen, daß alles das, was sie da gelesen, sagenhaft ist, daß jene wenn auch vielfach so anziehend geschilderten Verhältnisse nichts weiter als den Versuch darstellen, wie der Geist eines vaterlandsliebenden Römers die Urgeschichte seines Volkes Gestalt und Leben gewinnen ließ? Also nicht Livius den Untersekundanern! Unter allen für diese Stufe überhaupt in Frage kommenden römischen Geschichtsschreibern gebührt allein Q. Curtius Rufus der erste Platz. Sein 'Hinaufzug Alexanders' bildet zu Xenophons 'Hinaufzug des Cyrus,' einer Odyssee in Prosa, wie ein neuerer Curtiuserklärer zutreffend den Rückzug der Zehntausend nennt, die dazu gehörige Ilias.

Wir Älteren erinnern uns noch lebhaft des geschäftigen Wettbewerbes, der nach Veröffentlichung der neuen Lehrpläne die im Verkehr mit den Gymnasien stehenden Buchhandlungen ergriff. Wieviel neue Ausgaben von Schulschriftstellern wurden da auf den Markt geworfen! Curtius blieb davon zunächst auffallenderweise fast völlig ausgeschlossen, obwohl schon 1891 Dr. J. K. Fleischmann im Jahresbericht des neuen Gymnasiums zu Bamberg 'Curtius als Schullektüre' in sehr anregender und überzeugender Weise empfohlen hatte. Was war der Grund? Hatte man es ganz vergessen, daß schon in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in angesehenen Berliner Gymnasien, wie im 'Joachimsthal', Curtius eifrig und mit Erfolg gelesen wurde, und daß damals die kleine Mützellsche Ausgabe (1843) und die von Zumpt (1849) in den Händen der Schüler waren? Noch heute liegt meine Zumptsche Curtiusausgabe vor mir, in der ich 1859 auf der genannten Anstalt über die Hälfte des Schriftstellers gelesen habe. Daher stammt meine Vorliebe für ihn, die ich, mit Zustimmung der vorgesetzten Behörde, als Lehrer, anfangs in der Obertertia, später in der Untersekunda, in der Auslegung des Schriftstellers viele Jahre hindurch betätigt habe, immer mit der gleichen lebendigen Teilnahme und Begeisterung für den großen, von Curtius in so fesselnder Darstellung behandelten Gegenstand von seiten der Schüler. Trotzdem schaltete man später den Schriftsteller zugunsten des Livius (I/II) ziemlich allgemein wider aus. Der nächste Anlaß für diese Maßnahme scheint mir auf eine durchaus nicht zureichende Kenntnis des Curtius zurückgeführt werden zu müssen, der früher auf preußischen Universitäten niemals in den Gesichtskreis der Philologie Studierenden trat, seit einiger

Zeit aber, wie es den Anschein hat, auf bayrischen Universitäten anfängt behandelt zu werden.

Das, was ich früher in bezug auf Sprache und Darstellung des Curtius und die durch ihn unseren Schülern zu vermittelnde Einsicht in die Kulturbedeutung des Zuges Alexanders in den Osten[1]) in Verteidigung meiner Überzeugung oft Gelegenheit hatte Amtsgenossen, die von Curtius nichts wußten, vorzutragen, das sehe ich zu meiner Freude jetzt in neueren Schulausgaben ausgeführt.

Zunächst die sprachliche Seite. Schon der alte Zumpt wies seinerzeit darauf hin, wie die der klassischen Zeit vollkommen würdige Sprache des Curtius in den als Abweichung von jener empfundenen Erscheinungen sich auf die teils lobenswerten, teils nur für eingefleischten Ciceronianer einer Entschuldigung bedürfenden Eigentümlichkeiten des Übergangs von der natürlichen Beredsamkeit zur dichterisch gefärbten Rhetorik der Schriftsprache zurückführen läßt. Das sogenannte silberne Zeitalter — das vergessen die Gegner des Curtius nur, denn sie müßten ja folgerichtig dann auch Tacitus ablehnen, der die Eigenschaften der silbernen Latinität mit Kühnheit noch erheblich steigert und durch ihre Schwierigkeiten den Schüler oft an der Möglichkeit des Verständnisses und einer zutreffenden Übersetzung verzweifeln läßt — bereichert doch die lateinische Sprache noch um einige geschickte syntaktische Formen, wie z. B. im Gebrauch des Partic. fut. act., in der Anwendung des absoluten Abl. part. perf. pass., während die Feinheit im Gebrauche des Konjunktivs noch unverändert besteht. Die scharfe und richtige Bedeutung der Wörter muß, wie Zumpt (a. a. O. S VI) mit Recht hervorhebt, bei Curtius unumwunden anerkannt werden, und der dichterische Ton in Wörtern, wie aevum, iuventa, senecta, linquere, saevus und ingens, wodurch die feine Grenzlinie zwischen dem älteren prosaischen und dem dichterischen Ausdruck überschritten wird, ist noch durchaus frei von aufdringlicher Gesuchtheit, und, was mir das Wichtigste scheint, der Satz und der Satzbau bewahrt noch jene rythmische Geschlossenheit und Abrundung, die das schönste Ergebnis der rednerischen, in Ciceros Zeit der lateinischen Sprache zuteil gewordenen Ausbildung ist. Einfachheit kennzeichnet den Stil des Curtius, mag er erzählend berichten oder anschaulich schildern, mag er den ihm überkommenen und von ihm gewissenhaft gesichteten geschichtlichen Stoff bloß schlicht überliefern, oder als Schüler der besten Rhetoren seiner Zeit — wir denken an Livius —, auf die künstlerische Ausschmückung der von ihm berichteten Ereignisse bedacht sein. Einfachheit ist auch ein Kennzeichen seiner Rythmen. Die üppige Mannigfaltigkeit

[1]) Sind doch auf dessen Spuren sogar noch heutige Reisende, wie Sven Hedin und Frauz von Schwarz (Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan. München 1893) in jenen weltentrückten Gegenden gestoßen, wobei gerade Curtius' Nachrichten z. T. glänzende Bestätigung gefunden haben.

Demosthenischer oder Ciceronianischer Rythmen, die in abwechselungsreicher Pracht auf- und niederwogen und die Rede in der Hörer Ohren wie rauschende Musik erklingen lassen, ist ihm freilich unbekannt; gleichwohl empfindet auch beim Lesen des Curtius derjenige, der darauf zu achten gelernt hat, das melodische Tönen der Rede, das im Vergleich mit dem hohen Schwunge jener Meister der Redekunst wie die Weise eines schlichten Volksliedes anmutet gegenüber den vollen Klängen fernhin schallender Akkorde[1]).

Und nun die Vorzüge der Darstellung, die von den Gegnern des Curtius als Hauptschriftstellers für die Untersekunda noch niemals gebührend gewürdigt sind. 'Vor allem bringt Curtius für seinen an sich schon packenden Stoff das Erzählertalent eines echten Zöglings der augusteischen Rhetorenschule und nachmals selbständigen Lehrers der Beredsamkeit mit. Sicheren Griffes wählt er nicht gerade immer die innerlich bedeutsamsten, wohl aber die zur Entfaltung seiner Fähigkeiten als Erzähler und Schilderer geeignetsten Abschnitte aus dem Leben seines Helden. Bei persönlichen Erlebnissen Alexanders, namentlich bei der widerholten Bedrohung seines Lebens, sei es durch das Schicksal oder durch die Tücke von Freunden oder durch die eigene Tollkühnheit, verweilt er mit Vorliebe; anschaulich beschreibt er den Charakter der Skythen, die gesellschaftlichen Einrichtungen der Inder, Werke menschlicher Kunstfertigkeit wie die Bauten von Babylon, einen Seesturm und sonstige bemerkenswertere Naturerscheinungen, weite Märsche der Sieger durch Wüsten oder Urwälder und hinwiderum ihre Gastereien und Zechgelage. Andererseits hütet sich Curtius, den Leser durch fachmännische Schilderung von Schlachten, durch eingehende Darlegung der staatlichen Ordnung und des Kriegswesens, durch Erörterung streitiger Ort- und Zeitangaben zu ermüden. Den eigenen Bericht unterbricht er durch Reden und Briefe, die in ihrer Mehrzahl nicht etwa griechischen Vorlagen entnommen, sondern frei erfunden sind. Wie diese Einlagen, so gehen auch die allgemeinen Sentenzen und philosophischen Betrachtungen auf die in der Rhetorenschule empfangenen Anregungen zurück[2]).' 'Wollen wir zum Schlusse dem Curtius in jeder Hinsicht gerecht werden und seine Eigenart unserem Verständnis näher bringen, so können wir ihn mit einem neueren Geschichtschreiber vergleichen, der uns vertrauter ist und in vielen Stücken auffallende Ähnlichkeit mit dem

[1]) Ich verweise mit Bezug auf das hier eben Hervorgehobene des weiteren auf G. Dostlers 'Das Klauselgesetz bei Curtius' in allen seinen Wandelungen und Erscheinungen auch in seiner textkritischen Verwendung gründlich erörternde Abhandlung im Jahresber. des Kgl. humanist. Gymn. zu Kempten 1907. In ihrem Gefolge mögen hier dann auch die philologisch wertvollen 'Quaestiones Curtianae criticae et grammaticae' von Dr. Otto Büttner (München 1903, Beil. z. Jahresb. des Kgl. Luitp.-Gymn.) genannt sein.

[2]) Th. Stangl in seiner Schulausgabe (Leipzig, Freytag, 1902) S. VIII, deren Text vielleicht der kritisch beste ist, den wir z. Z. besitzen.

römischen Historiker aufweist: es ist Schiller als Verfasser der 'Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung' und der 'Geschichte des dreißigjährigen Krieges'. Beide hegen für die Geschichte nur psychologisches und moralisches Interesse und wollen nicht als Geschichtsforscher im strengen Sinne dieses Wortes betrachtet sein; beide verraten eine starke Neigung zum Rhetorischen und Pathetischen; beide haben eine Vorliebe für Reflexionen und Sentenzen und lieben es, uns in das innere Leben ihrer Helden einzuführen, uns nicht bloß ihre Handlungen, sondern auch ihre Gefühle und Gesinnungen bloßzulegen; bei beiden liegt das Hauptverdienst in der Kunst der Darstellung. Nach dieser Seite wird Schillers Meisterschaft selbst von strengen Beurteilern seiner geschichtlichen Arbeiten ohne Widerrede anerkannt . . . Die gleichen Vorzüge werden . . von Gegnern und Verehrern an dem Verfasser der Alexandergeschichte gerühmt. Beide haben eine besondere Begabung für das Dramatische und erreichen auf diesem Wege tiefe, erschütternde Wirkungen. Es bedarf keines Beweises mehr daß Schiller auch als Geschichtschreiber die Jugend begeistert und erhebt. So wird sich die deutsche studierende Jugend auch durch den römischen Autor, den warmherzigen und idealgesinnten Curtius, erwärmen und erheben lassen[1].'

'Vorschläge zu einer Auswahl aus Curtius,' wie sie Dr. C. Sparig in den 'Lehrproben,' Heft 35, Seite 49ff. gemacht, mögen beachtet werden. Ich bin aber grundsätzlich gegen eine Verstümmelung des Geschichtschreibers in der Weise der übelbeleumdeten, seinerzeit in usum Delphini hergestellten Klassikerausgaben, wie sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts M. Schmidt zu Stande brachte und im Freytagschen Verlage wirklich vorlegte. Man gebe den Schülern getrost den unverkürzten Text (von Vogel oder Hedicke oder anderen Herausgebern) in die Hand. Jeder verständige Lehrer wird das etwa Ungeeignete selbst zu erkennen und und zu übergehen wissen.

Aber wo bleibt bei so eingehender Beschäftigung mit Curtius der seit Menschengedenken fest im Sattel sitzende Cicero? Ich würde ihn nur in der Rede de imperio Cn. Pompeii oder in der I. und III. Catilinarischen Rede, deren künstlerische und staatspolitische Bedeutung zu erörtern überflüssig ist, zu Worte kommen lassen.

Daß als dichterischer Lesestoff nur Ovid, und zwar in der Weise, wie die Lehrpläne es empfehlen, das Recht hat in der Obertertia und zumeist auch in Untersekunda heimisch zu sein, darüber dürfte wohl allgemeine Übereinstimmung herrschen; daß aber in der Untersekunda, etwa im letzten Vierteljahr oder auch schon früher, Teile gerade des ersten Buchs von Vergils Äneïs gelesen

---

[1]) H. W. Reich in der Einleitung zu seiner Curtiusausgabe (Leipzig, Freytag, 1901) S. XIV, XV.



werden sollen, will mir wenig zweckmäßig scheinen. Man achte doch nur auf das Verhalten der Schüler bei diesem Wechsel. Hatten sie bisher an dem unvergleichlich gewandten, in den persönlichste Empfindungen und Erfahrungen behandelnden Stücken aus den Tristien und den Büchern ex Ponto sich zu wahrer dichterischer Größe erhebenden Ovid ihre Freude gehabt und mit Leichtigkeit und Lust die sich einschmeichelnden, flüssigen Verse auswendig gelernt, so stockt angesichts des neuen Schriftstellers zunächst all ihr Können. Da ist alles neu, ungelenk, schwerfällig, dunkel, die Verse mit ihren zahlreichen, oft unglaublichen Elisionen für das Lesen voller Fußangeln. Auch der Inhalt vermag sie zunächst wenig zu fesseln. Der vielgepriesene Sturm im I. Buche, der im Tyrrhenermeere Äneas' Flotte überfällt, wird ihnen kaum noch einen besonderen Eindruck machen, wenn sie Ovids prächtige Schilderung des Sturms, mit dem er das traurige Geschick von nur zwei durch innige Gattenliebe verbundenen Menschen, Ceyx und Alcyone, so eng zu verknüpfen weiß, Metam XI, 474—572 gelesen haben. Doch ich will den Vergleich nicht weiter verfolgen. Will man schon in der ersten Hälfte des Schuljahres Ovid zum Abschluß bringen, so lese man statt des ersten Buchs der Äneis das zweite, immerhin viel ansprechendere.

In der Obersekunda stehe Livius unbestritten und möglichst wenig von dem immer entbehrlicher werdenden Cicero eingeengt, nur dann und wann von Sallusts Bellum Iugurthinum abgelöst, das ganze Jahr im Vordergrunde. Bietet doch die von den Lehrplänen mit Recht empfohlene dritte Dekade für die Förderung der geistigen Einsicht der Schüler in die große, in jenen Büchern zur Darstellung kommende weltgeschichtliche Entwicklung ganz unvergleichliche Vorzüge. Beschäftigten sich die Schüler als Tertianer mit den Denkwürdigkeiten des größten Staatsmannes und Feldherrn der Römer, des Cäsar, und seiner für die ganze Folgezeit — das Mittelalter hindurch bis unmittelbar in unsere Zeit hineinreichend — bedeutungsvollsten Tat, der Eroberung Galliens; weilten sie als Untersekundaner bei der Heldengestalt Alexanders und seiner im Vergleich zu Cäsars Tat noch weit höher zu bewertenden Hellenisierung des Ostens bis weit in Asien hinein: so schauen sie als Obersekundaner zu Karthagos großem Feldherrn Hannibal auf und gewinnen ein Verständnis für die kulturgeschichtliche Bedeutung seiner Kämpfe mit den Römern, in denen es sich darum handelte, ob die abendländische Welt dem Semitentum verfallen oder den Ariern erhalten bleiben sollte.

Aber nun der Dichter! Ausgeschieden von der Wahl möchte ich von vornherein Catull wissen, dem manche Philologen immer noch das Wort reden. Er gehört nicht in die Schule. Man soll nicht mit dem Feuer spielen und nicht so viele auf engem Raume zusammengedrängte schlüpfrige und zweideutige Dichtungen Schülern in die Hand geben, die noch nicht ausgereift und sittlich gefestigt genug sind. Die Erfahrung lehrt, daß

die Schüler sich für das kleine Büchlein sofort eine Übersetzung verschaffen, um alledem in Muße nachzuforschen, woran die Schule vorsichtig vorbeizugehen suchte, ohne es verhindern zu können, daß der Schüler mit seiner Übersetzung sich nun gerade auf dasjenige wirft, was dicht neben dem eben Gelesenen steht. Schon Augustin klagte in schmerzlicher, noch nach mehr als einem Jahrzehnt (de civit. dei II, 7) nicht verlöschter, Erinnerung betreffs jener anstößigen Dinge, wie sie Catull ganz offen behandelt, über das, was seine Lehrer in der Jugend ihm zumuteten, wenn er, im Anschluß an eine in der Schule behandelte schlüpfrige Stelle im Terenz, der Eun. 3, 5 einen auf schiefer Ebene dahingleitenden Jüngling (proponentem sibi Iovem ad exemplum stupri) einführt, in seinen Conf. I, 16 sagt: 'Durch diese Schändlichkeit lernte man keineswegs die Worte leichter (d. h. ihre Bedeutung und Verwendbarkeit im mündlichen Gebrauch der Sprache), sondern durch diese Worte wurden wir mit jener Schändlichkeit nur inniger vertraut'. Um des Gewissens willen halte man darum solche Gefahren unreifen Jünglingen lieber ganz fern.

Ob Vergilius, der im bisherigen Unterrichtsbetrieb ebenso festgewurzelt dasteht wie Cicero, auf diese Stellung das volle Anrecht besitzt, darüber läßt sich, selbst nach den ausgezeichneten Arbeiten von Rich. Heinze und Ed. Norden vielleicht noch streiten. Aber wir wollen das gar nicht tun; wir wollen nur den Blick einmal auf einen andern Dichter lenken.

Schon vor hundert Jahren sprach der große Philologe Friedr. Aug. Wolf in irgendeinem Zusammenhange die Mahnung aus, man solle doch endlich einmal sich von Vergil abwenden, und die Jugend, die bisher sich mit ihm beschäftigt habe, mit einem Dichter bekannt machen, der in formvollendeten Werken das Lob und den Ruhm eines wirklichen Helden gesungen, Claudius Claudianus.

Da haben wir den Helden, wie ihn die Jugend braucht, und zwar einen aus germanischem Stamme hervorgegangenen Helden, den großen Stilicho, der in den schwersten, entscheidungsvollsten Tagen, die das Imperium Romanum je gesehen, mit unvergleichlicher Kraft und überlegener Feldherrnkunst die das Reich von allen Seiten hart bedrängenden Scharen der auf der Wanderung begriffenen germanischen Stämme in gewaltigen Schlachten niederzwang und zerstreute und zum letzten Male durch seine weise Staatskunst den Besitzstand des durch Theodosius unter seine beiden Söhne Ariadius und Honorius geteilten Reiches zusammenzuhalten und zu sichern verstand. Ihm ward das himmlische Geschenk, welches Achill erhielt und Alexander ihm neidete, das eines Dichters, würdig Taten der Helden zu preisen, in der Person es Claudian in einem weit höheren und vollkommeneren Grade zuteil, als man es von dem beklagenswerten Zustande des

sinkenden Reiches erwarten sollte[1]). Gibbon, ein grimmiger Hasser jeder in prosaischer oder poetischer Berichterstattung sich kundgebenden Überschwenglichkeit, der im 29. und 30. Kapitel seiner 'Geschichte des Untergangs des römischen Weltreichs' (Deutsch von J. Sporschil, Band 6, Seite 1—75) Claudian fast auf jeder Seite rühmend erwähnt, fällt das bemerkenswerte Urteil (a. a. O. S. 12): 'Wenn Stilicho nicht die äußerlichen Vorzüge der Körperkraft und des Wuchses besessen hätte, würde auch der schmeichlerischeste Barde Anstand genommen haben, in Anwesenheit so vieler tausend Zeugen (denn seine großen, auf geschichtlichem Hintergrunde ruhenden Dichtungen trug Claudian einst, in Gegenwart der höchsten Reichsbeamten, wie es scheint, stets im Tempel des Apollo auf dem Palatinus [25, 1—6] der Öffentlichkeit vor) zu versichern, daß er das Maß der Halbgötter des Altertums übertraf, und daß, so oft er sich mit stolzen Schritten durch die Straßen der Hauptstadt bewegte, die erstaunte Menge Platz dem Fremdlinge machte, der im Privatstande die ehrfurchtgebietende Majestät eines Helden anfaltete'[2]).

Dem Dichter gereicht es ebenso wie den von ihm gefeierten Männern zur Ehre, daß seine von erhabenem Schwunge getragenen und von wohltuender Wärme durchwehten Schilderungen grundsätzliche Wertschätzung von Tugend und Recht voraussetzen und seine edle Absicht verraten, den jungen Herrscher Honorius, den Schützling des Stilicho, mild zu belehren und in der Richtung auf das Gute zu bestärken. Ebenso verleiht er bei Rückblicken auf die große Vergangenheit Roms seiner Verehrung der Freiheits- und Vaterlandsliebe der Alten und seiner Trauer über den sittlichen Verfall, der die Republik unmöglich machte, so warmen, tiefempfundenen Ausdruck, wie man von einem dem kaiserlichen Hofe und den höchsten Männern des Reiches so nahestehenden Dichter kaum erwarten sollte. Claudian verfügt über eine musterhafte Sprache, kräftigen Versbau und eine bedeutende, Geschichts-, Philosophie- und Naturkenntnisse umfassende Gelehrsamkeit[3]).

---

[1]) Auch in Th. Birts weiter unten zu nennender Schrift ist der Unterschied beider Dichter, Vergils und Claudians, zu treffendem Ausdruck gelangt, wenn er ihn so faßt (S. XXIII): (Claudianus) '*Vergili felicissimus aemulus atque in eo felicior, quod heroem non pium magis cecinit quam fortem et magni consilii neque virum temporis acti, sed suae aetatis cuiusque intimum animum et viscera quasi conspexerat, ita ut pro fictis fabulis vera tandem carmina haeo publica Musa funderet*'.

[2]) Gibbons Worte sind nur ein Nachklang der Stelle Claudians (X, 318f., Koch, S. 102): '*Stes licet in populo, clamet quicunque videbit: Hic est, hic Stilicho! Sic se testatur et offert Celsa potestatis species, non voce feroci, Non alto simulata gradu, non improba gestu. Adfectant alii quidquid fingique laborant, Hoc donat natura tibi. Pudor emicat una Formosusque rigor vultusque auctura verendos Canities festina venit*'.

[3]) Von der ersteren gibt uns die unter der fördernden Anregung Theodor Birts in Marburg — der, soweit ich darüber zu urteilen vermag, besonders wohl in den Jahren, als er mit seiner großen Claudianausgabe beschäftigt war, die 1892 in den Monum. Germ. (Bd. X) erschien, in hervorragender Weise

Er hat sich die Ergebnisse der griechischen und römischen Wissenschaft mit einem Verständnis angeeignet, wie selten ein Dichter irgendeiner Zeit oder irgendeines Volkes. Wenn Gibbon, dessen ich eben erwähnte, so überaus häufig auf Claudian Bezug nimmt, so tut er das, weit entfernt davon, in seinen Versen ohne weiteres Zeitgeschichte zu sehen, in der begründeten Überzeugung, bei ihm, infolge seiner hohen Bildung und engen Verbindung mit den einflußreichsten Kreisen, ein sachkundiges Urteil und die genaueste Einsicht in die damaligen, vielfach so verworrenen Verhältnisse zu finden. Welcher Wertschätzung Claudiom sich bei seinen Zeitgenossen zu erfreuen hatte, das beweist am besten die zu Ende des 15. Jahrhunderts wider aufgefundene Marmortafel mit der auf ihr befindlichen, den Dichter auf das höchste ehrenden Inschrift (bei Teuffel, Geschichte der Röm. Literatur[3] § 433, 1 Seite 1000).

Meine bisherigen Bemerkungen zu Claudian haben, wie ich denke, schon erkennen lassen, daß ich nur einen Teil seiner Dichtungen für die Obersekunda in Anspruch nehme. Es sind jene die Ereignisse der Jahre 400—404 behandelnden Dichtungen, welche in den Ausgaben unter den Nummern 21—28 verzeichnet sind — zusammen 2605 Verse, die für das Jahr der Obersekunda vollkommen ausreichen —:

(21.) De consulatu Stilichonis liber I (S. 140—150 der Ausgabe Kochs),
(22.) De consulatu Stilichonis liber II (S. 151—164 K.),
(24.) De consulatu Stilichonis liber III mit Praefatio (23) — (S. 164—175 K.),
(26.) De bello Gothico mit (25.) Praefatio (S. 196—214 K.),
(28.) Panegyricus de VI. consulatu Honorii Augusti mit (27.) Praefatio (S. 176—195 K.).

Ich gebe hier nur einen kurzen Überblick über den Inhalt dieser Dichtungen.

In den vier ersten (21.—24.) näher zusammengehörigen Gedichten feiert Claudian die Verdienste Stilichos, der im Jahre 400, den Bitten von Kaiser, Senat und Volk nachgebend, endlich die Konsulwürde annahm. Im ersten werden vorzüglich seine Jugend (V. 35ff.), seine Gesandtschaftsreise nach Persien (V. 50ff.) seine Vermählung mit Serena, der Nichte und Adoptivtochter des Kaisers Theodosius, dann seine Kriegstaten in Thracien und an der unteren Donau unter Kaiser Theodosius (V. 94ff.), sein Feldzug gegen die Gothen in Griechenland (V. 172ff.), seine Reise durch Gallien zur Beruhigung der deutschen Grenzvölker (V. 188ff.) und der Krieg mit Gildo (V. 264ff.) hervorgehoben. Der folgende (22.)

seine Schüler in die Dichtungen Claudians einzuführen und zu Arbeiten über sie anzuleiten pflegte — entstandene, sehr gründliche und umfangreiche (97 S.) Dissertation Ernst Stöckers vom Jahre 1889: '*De Claudiani poetae veterum rerum Romanarum scientia quae sit et unde fluxerit*' eine lehrreiche Anschauung.

Gesang ist der Schilderung seiner Verdienste im Frieden, besonders um die Erziehung und Beratung des jungen Kaisers Honorius und dem Lobe seiner rein menschlichen Tugenden gewidmet. Im 23. Gesang gedenkt Claudian der Liebe Stilichos für die Dichtkunst; im 24. werden sein Einzug in Rom und die Vorbereitungen zu den Konsularspielen geschildert. — In den beiden folgenden (25. und 26.) Gedichten verherrlicht der Dichter Stilichos Sieg über die Gothen bei Pollentia im Frühjahr 402. Die ganze Vorgeschichte dieses wichtigen Ereignisses wird von Claudian hier berührt, so des Kaisers Valens Tod, Stilichos siegreicher, aber durch Rufinus zweideutiges Eingreifen in seinem Erfolge behinderter Kampf gegen die Gothen in Thessalien, seine ferneren, gegen die in Griechenland verwüstend eingebrochenen Gothen gerichteten, gewaltigen Unternehmungen, die zur Umzingelung und Niederlage der Gothen im Peloponnes führen (26, 513). Der Dichter schildert sodann die nach unerwartet günstigem Friedensschluß von Alarich erwirkte Übertragung des Oberbefehls von Illyricum und seine Machtmittel zu einem — nur im Einverständnis mit den leitenden Männern im Byzanz erklärbaren — Angriff auf Italien (26, 535), wohl im Spätherbst des Jahres 401. Bei diesem Angriff belagerte Alarich, wie Claudian (26, 561) andeutet, den Kaiser Honorius in einer Festung (vielleicht Asta, jetzt Asti am Tanaro, dem Nebenfluß des Po), wurde aber im Frühjahr 402 von Stilicho bei Pollentia, südlich von Asta geschlagen und zum Rückzug gezwungen (26, 579ff.). Aus der von Claudian (26, 90ff.) ausdrücklich hervorgehobenen und vorsichtig gerechtfertigten Schonung Alarichs durch Stilicho, sowie aus anderen Andeutungen kann geschlossen werden, daß, trotz der Abberufungen der Grenzbesatzungen aus Rhätien, Gallien und Britannien (25, 414ff.), welche diese Gebiete den Einfällen und Aufständen der außer- und innerhalb des Reiches wohnenden Barbaren überliefern mußte, Alarichs Niederlage keine entscheidende war. — Im 27. und 28. Gedicht besingt Claudian das sechste Konsulat des Kaisers Honorius im Jahre 404, dessen Wert dem römischen Volke, dem Dichter zufolge, in dem Umstande beruhte, daß er nach glücklicher Beendigung des Gothenkrieges die Übernahme dieser Würde in Rom selbst feierte, das er nur einmal vorher als Thronfolger im Jahre 388, in welchem Kaiser Theodosius Konsul war (28, 74), besucht hatte.

Für die Aufgabe, die zwecks Erreichung des von mir gewiesenen Zieles nun zunächst zu lösen wäre, stehen zwei vortreffliche, leicht zugängliche Ausgaben des Claudian zur Verfügung, es sind — von der großen Birtschen, die ich zuvor genannt, sehe ich hier ab — die beiden im Teubnerschen Verlage erschienenen, die größere, kritische von L. Jenz in zwei Bänden (1872) und die kleinere, der Bibliothek Teubner angehörige von J. Koch (1903). Im Hinblick auf den Zweck dieser Zeilen halte ich mich aber nicht für verpflichtet, alle bisherigen, auch nur die jüngsten,

Leistungen für Claudian aufzuzählen. Mögen strebsame Philologen sich auf die Erklärung und Auslegung der genannten Dichtungen legen[1]), die Jugend unsrer Gymnasien, der es bestimmt ist, diese schönen Werke einmal vorgelegt zu erhalten, wird für solche Sonderausgaben ihnen danken. Ein fein ausgeführtes interpretationis specimen, 'quod, quid valeret poeta ad tempora sua cognoscenda, exemplis novis fortasse aut pasum cognitis ostendere idoneum esset', hat Th. Birt in einer inhaltlich ungemein reichhaltigen, in vorzüglichem Latein abgefaßten Abhandlung vorgelegt, die den Titel trägt: 'De fide Christiana quantum Stilichonis aetate in aula imperatoria occidentali valuerit' (Marburg 1885, 23 S. gr. 4).

Wer meinen Ausführungen bis hierher mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird den Eindruck gewonnen haben, daß mir in erster Linie daran gelegen war, für Curtius und Claudianus eine Lanze zu brechen. Bei dem, was ich über die Auswahl des lateinischen Lesestoffs für Prima noch hinzufügen möchte, glaube ich mich auf einige allgemeinere Bemerkungen beschränken zu können, wenngleich auch hier meine Vorschläge Neues, ja, wie es manchem scheinen wird, Unerhörtes enthalten, das auszusprechen vielleicht niemand bisher gewagt hat.

Von Horatius kann ich schweigen, er verdient es, in geeigneter Auswahl eifrig gelesen und gelernt zu werden. Was die Lehrpläne betreffs der Schriften der Tacitus anführen, findet meinen vollen Beifall. Springt doch da wider — was ich zuvor als so wichtig, weil lebenerweckend und -fördernd bezeichnete — eine Heldengestalt, die des Arminius, des Befreiers Germaniens vom Römerjoch, hervor, an der, ebenso wie in weiterer Folge an des Geschichtschreibers Germania sich zu begeistern Primanern so wohl ansteht. — Insbesondere möchte ich auf Tacitus' Dialogus de oratoribus empfehlend hinweisen, jene feine, gedankenreiche Schrift, deren Wert und Bedeutung nicht leicht zu hoch angeschlagen werden kann. Denn obgleich zwar die meisten der dort behandelten Redner, Cicero und Cäsar natürlich ausgenommen uns nur dem Namen nach bekannt, ihre Werke dagegen gänzlich unbekannt sind, infolge wovon — was ja bei Ciceros Brutus und seinen Büchern De oratore noch viel mehr der Fall ist, die darum nach meiner Meinung auf der Schule gänzlich unberücksichtigt bleiben sollten — dem Schüler jede eigene Anschauung, jedes Urteil abgeht, und der ganze Ertrag, von dem Genuß der glänzenden Form der Darstellung abgesehen, nur in dem Nachsprechen fertiger Urteile bestehen kann: so zeichnet des Tacitus Dialogus doch gerade der Umstand aus, daß er uns

[1]) Welche anderen Gedichte Claudians, in denen Stilicho, der Held, gleichfalls mehr oder weniger im Vordergrunde steht, dann etwa noch für die Schule zu gewinnen sein möchten, darüber ließe sich später reden. Zunächst gelte des Dichters Weisheit und seine Mahnung (Horat. Epist. I, 2, 40): '*Dimidium facti, qui coepit, habet: sapere aude; Incipe!*'



den durch seine reingeschichtlichen Werke hindurchklingenden Grundgedanken, seine Ansicht über die inneren Zustände Roms und, auf das engste damit verknüpft, zugleich dessen äußeren Stand, bereits bewußt gestaltet erkennen läßt. Die sittlichen Übelstände, die Sallust und Livius vor ihm als die eigentlichen Quellen der Verderbnis des Staates und des öffentlichen Lebens bezeichneten, hat Tacitus noch weit tiefer erkannt und im Dialogus (c. 28ff.) seinen verderbten Zeitgenossen mit tiefem Schmerze vorgehalten, während die Schilderungen des deutschen Wesens in seiner Germania deutlich erkennen lassen, wie sehr ihm in jeder Hinsicht der traurige, durchaus entgegengesetzte innere Zustand seines Vaterlandes dabei vor Augen schwebte.

Einen Fortschritt im Sinne der jetzt allgemeiner vorauszusetzenden Überzeugung von dem Wert eines frühzeitig durch die Wahl der Schriftsteller anzubahnenden Verständnisses für den unsere Zeit beherrschenden Entwicklungsgedanken, auch in den Geschicken der beiden alten Völker und in der von ihnen erreichten Bildung und Gesittung, kann ich darin sehen, daß in den letzten Jahrzehnten auch die Briefe des jüngeren Plinius (Auswahl von Kukula) Eingang in die Unterprima gefunden haben. Der Gewinn besteht darin, daß nunmehr den Schülern ein Einblick in die Verwaltung und die Zustände des Kaiserreichs und in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens vermittelt ist; die äußere Lage Italiens erfährt durch die berühmte Schilderung des Ausbruchs des Vesuvs, der die blühenden Städte Herculanum und Pompeji verschüttete, eine grelle Beleuchtung, und in dem Briefwechsel Kaiser Trajans mit seinem Statthalter Plinius in Bithynien tritt zum ersten Male das Christentum in seiner Berührung mit dem römischen Staatswesen in die Erscheinung.

Gerade mit Bezug auf letzteren Umstand dürfte es sich für Oberprima empfehlen, im Wechsel mit Tacitus Dialogus einmal des M. Minucius Felix 'Octavius' zu lesen, der nach Form und Inhalt den Vergleich mit jenem in keiner Weise zu scheuen braucht (Ausg. von H. Bönig, Bibl. Teubner). Ein Vorzug dieses kunstvoll gestalteten Gesprächs zwischen den drei Freunden Octavius, Januarius, Cäcilius Natalis und M. Minucius Felix liegt offenbar in dem Umstande, daß der Verfasser, ein feingebildeter Rechtsgelehrter, ohne bei seinen Lesern etwas andres als Vernunft, Wahrheitsliebe und Kenntnis des römischen Schrifttums vorauszusetzen, vor allem nur die drei Dinge sicherzustellen sich bemüht: Das Dasein Eines Gottes, die Regierung der Welt durch dessen allwaltende Fürsorge und die sittliche Reinheit der christlichen Glaubensgenossenschaft. Fast völlig unberührt bleiben in dem Gespräch die Lehren von der Person Jesu Christi, obwohl Minucins vielfach Bezug auf Celsus' 'Wahres Wort' nimmt und dessen gegen das Christentum erhobene Vorwürfe dem Heiden Cäcilius in den Mund legt, um sie durch den Christen Octavius widerlegen zu lassen. Jener Sachverhalt scheint es verschuldet

zu haben, daß die kleine, anziehende, äußerst lesenswerte Schrift, infolge des später immer mehr in den Vordergrund tretenden Streits um Glaubenssätze und um eine feste kirchliche Gestaltung des Christentums, allmählich in Vergessenheit geriet, bis sie im 16. Jahrhundert wider in den Gesichtskreis der Gelehrten, besonders der Philologen trat.

Über die Verwertung der philosophischen Schriften Ciceros in der Prima ließe sich auch manches sagen. Aber herausheben möchte ich doch die seinerzeit schon von Friedrich dem Großen in der Lehrordnung für die Ritterakademie vom Jahre 1765 als Lesestoff empfohlenen drei Bücher de natura deorum, deren äußere Anlage, wie ich dem Vorhergehenden ergänzend hinzufüge, für Minucius in seinem 'Octavius' bestimmend gewesen ist. Denn dies Werk vom Wesen der Götter ist nicht nur das zugänglichste, sondern auch das vollständigste der auf uns gekommenen Denkmale der griechischen Religionsphilosophie, indem es uns teils die Ansichten der älteren Denker auf diesem Gebiete in kurzen Zügen wenigstens andeutet, teils die Lehren der philosophischen Schulen, zu denen in späterer Zeit die große Mehrzahl der wissenschaftlich Gebildeten sich bekannte, in vollständigerer Auseinandersetzung darlegt[1].

Ciceros Eigentum in seinen philosophischen Schriften ist bekanntlich gering. Wenn nun die Primaner durch Einführung in die Schriften Platos angeleitet werden, die eigenen Gedanken eines wirklichen Philosophen nachzudenken und an ihnen Wert und Bedeutung philosophischer Betrachtungsweise überhaupt kennen und schätzen zu lernen, so soltte man doch wohl darauf Bedacht nehmen, auch einmal einen lateinisch, und zwar in klassischem Latein redenden wirklichen Philosophen dann und wann an Ciceros Stelle treten zu lassen. Und das ist Aurelius Augustinus.

Ich sehe im Geiste die Leser bei diesem meinem Vorschlag ungläubig den Kopf schütteln und höre sie murmeln: Zukunftsmusik! Gut; auch Richard Wagners Musik hat sich viele Jahre diesen Namen gefallen lassen müssen, und doch wird sie längst nun überall mit dem größten Beifall gespielt und gehört. Seitdem ich, eben vom Joachimsthal gekommen (1865), als junger Student in der verstaubten Kirchenbibliothek meiner Vaterstadt Havelberg Augustinus in den stattlichen zehn Foliobänden des Erasmus entdeckte und dessen erste philosophische Schrift, die drei Bücher Contra Academicos voller Begeisterung gelesen, und von den anderen, sich anschließenden, de beata vita, de ordine (lib. II), soliloquia, de immortalitate animae, dieses und jenes Stück, seitdem bedauerte ich es, als Primaner, statt mit Ciceros Büchern von den Pflichten oder den tusculanischen

[1]) Ich verweise hier auf die verständigen, sehr beachtenswerten 'Bemerkungen zu Ciceros Schrift de Natura Deorum als Schullektüre' von G. Lüttgert im Jahresber. des Kgl. Gymn. zu Lingen 1885 (Progr. Nr. 286).



Disputationen, nicht lieber mit diesen vorzüglich geschriebenen, tiefgründigen, von neuplatonischen Gedanken durchklungenen Schriften bekannt geworden zu sein. Jede von ihnen würde die Teilnahme jedes strebsamen Schülers der Prima nachhaltig fesseln und sein Denken dauernd in Anspruch nehmen. Soviel auch schon über Augustinus und die Zeit seines Aufenthalts in Cassiciacum, der jene Schriften angehören, geschrieben und geforscht worden ist: wir haben dennoch erst durch Wilhelm Thimmes grundlegendes, aber nicht leicht zu lesendes Buch "Augustins geistige Entwicklung in den ersten Jahren nach seiner 'Bekehrung', 386—391" (Berlin 1908) einen klaren Einblick in den Zusammenhang und volles Verständnis für die Bedeutung jener Schriften gewonnen. "Nicht nur in 'Contra Academicos' und vereinzelten Partien der folgenden Schriften kämpft Augustin gegen den Skeptizismus, sondern in der gesamten ersten Periode seines Denkens bemüht er sich um die Lösung der einen großen Aufgabe, der Überwindung des theoretischen Zweifels durch Grundlegung einer rational-idealistischen Weltanschauung. Erst unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnen jene Schriften volles, zum Teil dramatisches Leben und scharfe Pointen. Sehen wir aber die Erstlingsprodukte Augustins in dieser Beleuchtung, so geht uns eine weitere Erkenntnis von großer Tragweite auf. Wir lesen nun in ihnen die Geschichte einer geistigen Entwicklung, die sich in großen Zügen sicher nachzeichnen läßt.... Es wird sich zeigen lassen, daß die Aufeinanderfolge von Lösungsversuchen philosophischer Grundfragen, welche uns die ersten Schriften Augustins vor Augen führen, keineswegs zufällig oder willkürlich ist, so daß Augustin bereits früher gefundene Gedanken nach eigener Laune oder nach. dem vorausgesetzten Bedürfnis seiner Schüler und Freunde reproduziert hätte, sondern daß wir hineinversetzt werden in stets neuproduktives Denken, in ein Ringen und Werden von intensivem Entwicklungsdrang"[1]). Wer diese Schriften des Augustinus, oder auch nur eine oder die andre der genannten, gründlich durchdacht hat, der wird damit die Vorbedingungen der philophischen Entwicklung des Mittelalters in dem unendlich reichen, stets frisch sprudelnden Geiste des Augustinus erkennen, der alle Denker jenes langen Zeitraums von Anselm und Scotus Erigena bis auf Cartesius, Leibniz, Spinoza, ja bis auf Kant, Schelling und Hegel nachhaltig befruchtet hat.

Daß die philosophischen Schriften des großen Afrikaners, des größten Schriftstellers, den das römische Volk hervorgebracht, im Wiener Corpus der lateinischen Kirchenväter zurzeit noch nicht erschienen sind, dürfte das nähere Eingehen auf meinen Vorschlag, jene Schriften, in erster Linie die Contra Academicos für die Schule zu erobern, nur hinausschieben und verzögern, aber nicht aufheben.

[1]) W. Thimme, Augustins geistige Entwicklung usw. S. 2/3.

England im Lichte Goethes

von

Richard Groeper.

Wenn wir in den jetzigen Kriegsstürmen aus voller Kehle und aus noch vollerem Herzen 'Deutschland, Deutschland über alles' singen, so legen wir in die Verse unser Siegergefühl und unsern Zukunftsglauben. Je selbstverständlicher das für uns ist, um so verbohrter legen die Feinde unsere Sangeslust als eitle Überhebung oder auch als angenommene Maske für die Verzweiflung über den entfesselten Weltbrand aus. Tatsachen rechtfertigen diese Auffassung unserer Feinde jedenfalls nicht, höchstens eigenes Mißgeschick und Schuldbewußtsein. Deutschland ist einmütig entschlossen, nicht mehr länger die Rolle des Aschenbrödels in Europa zu spielen, sondern sein Gewicht jederzeit, ohne daß die Nachbarn sich bei einem deutschen Machtanspruch wie gierige Raben heiser schreien, in die Wagschale werfen zu können. Wir wissen jetzt, daß nur Taten und zielbewußtes Beharren unsere Gegner kleinmütig machen können. Gerade die furchtbare Dauer des mörderischen Ringens hat uns über die Augenblickswallungen vernichtenden Hasses hinweggetragen, hat uns aber auch von Anwandlungen allzu gewissenhafter Humanität gründlich geheilt, so daß wir die richtige Mitte innehaltend, wir selbst unser erstes Gesetz, Europa zunächst am deutschen Wesen genesen lassen wollen. Mit der ganzen Welt wollen wir in der Beziehung ja vorsichtig sein. Wir müssen der Sauerteig des Festlands werden, wir müssen die Nichtdeutschen mit unserer Kultur durchsetzen, die andern zu uns hinaufziehen, da sie von selbst nicht auf diese Höhe kommen. Wir verstehen zu siegen, selbst der Feind bekennt es, auch wohl zu befehlen, aber noch nicht ganz zu herrschen. Das liegt hauptsächlich daran, daß wir in unsere schwächeren Gegner immer unsere eigene Stärke hineinlegen, daß wir den Feind nur als ein uns gleichgeartetes Wesen ansehen, daß wir uns andere Menschen, als wir sind, so furchtbar schwer denken können. Hart im Raume stoßen sich die Sachen, noch härter die Menschen, am härtesten die Völker, besonders in einem Zeitalter, das nationale Leidenschaften und selbst Rasseninstinkte so sehr kultiviert hat. Herrschen heißt nicht biegen oder brechen, sondern ausgleichen, die Teile des Ganzen lebens- und anpassungsfähig

machen. Der Herrscher ist von nichts so abhängig als von dem Grad der Einsicht in den Beherrschten. Wollen wir nun unser Szepter weiter tragen, so müssen wir unsern Gegnern ins Auge schauen, so klar und kühl wie möglich, und dem gefährlichsten am meisten. Gewiß muß der Blick dabei vor allem auf die gegenwärtigen Ereignisse eingestellt sein, aber bei einer rückhaltlos die Wahrheit suchenden Kulturnation muß man auch mit dem Auge in frühere Jahrhunderte schweifen können, wo andere Werte und Taten die heutigen abgelöst hatten. Wie von selbst steigt da vor jedem forschenden Blick Goethe als Wegführer auf, dieser tiefe Menschenkenner und Wesendeuter, vielleicht der tiefste. Wo man ihn fragt, gibt er Antwort. Gerade über der Engländer Art und Sitte hat er so manches kluge Wort gesprochen. Es wäre poetische Bigotterie, seine Bekenntnisse in Vers und Prosa einfach in Bausch und Bogen zu übernehmen, da doch die Weltgeschichte seitdem schon wider hundert Jahre gespielt hat. Die Summe seiner Urteile kann nicht einfach unumstößliche Wahrheit für unsere Zeit sein. Wie wir in der Klassik die abschließende Höhe einer längeren Literaturepoche sehen, nicht aber die bleibende Vollendung der dichterischen Kunst überhaupt, so muß man auch in der Historie Goethes Stellung zu England nur als etwas geschichtlich Bedingtes ansehen, das für kommende Geschlechter nicht absolut bindende Kraft zu haben braucht. Goethe soll nicht Haß und nicht Liebe sanktionieren, sondern als Befreier sehend machen. Dazu muß man zunächst über sein Verhältnis zu geschichtlichen Problemen Klarheit haben, dann über seine Anschauungen vom Nationalwesen Englands, von der Wissenschaft und Kunst dieses Volks und von seiner Geschichte im engeren Sinne, stets mit Gegenspiegelung der abweichenden Ansichten der auf Goethe folgenden Generationen.

Goethe ist kein Kind des historisch denkenden neunzehnten Jahrhunderts, zwei Drittel seines Lebens, Werdegang und maßgebende Schaffenszeit, gehören dem voraufgehenden an. Er schüttelt zwar die Kinderschuhe aufklärerischer Denkweise und überkommener Kunstnormen schnell ab und wird nach krampfhaften Versuchen der Stürmer und Dränger der sicher gestaltende Schöpfer der Persönlichkeitskunst, die dem einzelnen zur Individualität, dem Volke zum Nationalbewußtsein verhilft, aber darum sieht er noch nicht so scharf wie wir die Gesetze geschichtlicher Entwicklung. Stets mißt er Teil und Ganzes am Eigenwert. Wo sich wirksame Kraft regt, da sieht er sein Ideal von Menschenwürde verkörpert und glaubt nur an Steigerung, anstatt neben dem Individuellen das Allgemeine richtig einzuschätzen, den Blick an den Notwendigkeiten der Vergangenheit wie den Möglichkeiten der Zukunft zu schärfen und vor allem den Zusammenhang der verschiedenen Lebenszweige untereinander gebührend zu berücksichtigen. Rein geschichtlichen Sinn zeigt Goethe nur in der Naturforschung, reichlich vorhanden ist er bei ihm auch gegenüber

Kunst und Wissenschaft — Industrie und Technik fallen für Kulturentwicklung aus seinem Gesichtskreis — gänzlich fehlt aber der Sinn für Geschichte als Politik. Sie ist ihm nur ein Aggregat von Willkür und Zufall; künstlerisch-wissenschaftliches und politisches Tun haben nach ihm keine innere Gemeinschaft, beide können sich höchstens mechanisch fördern und hemmen, gibt es doch langdauernde Dynastien ohne geistige Regungen, überdauern anderseits große Kulturen ganze Rassen und Zivilisationen, staatliche und soziale Verbände. Geändert wird an diesen Anschauungen dadurch nichts, daß man sie auf den sichtbaren Einfluß Voltaires als ihren Ursprung zurückführen kann. Goethe hat sie sich zu eigen gemacht und sie nicht weiten können. Die Geringschätzung der politischen Geschichte hat er nie im Leben aufgegeben, und mit der Hinwegsetzung über politische Ereignisse ist dauernd eine Verkennung ihrer Führer und Träger notwendig verbunden gewesen. Selbst die gewaltige Staatsumwälzung Frankreichs, die Goethe miterlebt, kann ihn nicht schwankend machen. Nur Verachtung und Überlegenheit hat er für dieses wüste Stimmengewirr und Blutvergießen jenseits des Rheins übrig. In den drei Dramen, die sich auf dem Untergrunde der Revolutionsstürme erheben, im 'Großkophta', im 'Bürgergeneral' und in den 'Aufgeregten' sieht Goethe keinen tragischen Wurf. In durchaus leichtem Genre läßt er die Vorgänge sich abspielen, Gaukler, Abenteurer und Betrüger sind die Helden, zügellose Wildheit und genußsüchtige Begehrlichkeit das Milieu. Der Verfasser bleibt in kühler Reserve. Im ersten Stück lehnt er die Geschichte mit gefälligem Witz ab, im zweiten umgibt er sich mit beißendem Spott, im dritten endlich weist er die Umstürzler energisch von sich, jedoch in einer Form, daß sie immer noch mehr verlacht als gerichtet scheinen. Nicht viel anders steht der Dichter in der 'Natürlichen Tochter'. Da verschwindet fast der weltgeschichtliche Rahmen aufrührerischer Volksgewalten, und der eigentliche Kern des Ganzen ist ein wirklich künstlerisches Bild sozialer Tragik. Wenn das ganze Werk auf den Ton würdigen Ernstes gestimmt ist, so bedeutet das etwa kein Entgegenkommen an die Vollzieher der gewaltsamen Empörung in Paris, sondern es ist der selbstverständliche Ausdruck des leidenschaftlichen Widerstreits zwischen Verlangen und Entsagen in Eugeniens Brust. Goethes Interesse an den Folgen der Revolution kommt allein dem Menschen zugute, der Humanität. Wie wenig bedeutet ihm im Verhältnis dazu irgendeine Staatsform! Diese Fahrlässigkeit in gewichtigen Fragen der Staatskunst ist schließlich der entscheidende Grund für sein Weltbürgertum, mit dem man zum Überfluß geradezu hausieren geht, als sei der große Deutsche einer politischen Glückseligkeitslehre internationalen Gepräges nachgejagt, weil er an sein Volk, namentlich im Kampf mit Napoleon, nicht geglaubt habe. So parteipolitisch ist Goethe nicht einzuzwängen. Niemand etwa soll wagen, ihn einen vaterlandslosen Gesellen zu nennen. Begeisterter

Patriot ist der Vierundsechzigjährige in der vaterländischen Not der Freiheitskriege nicht gewesen, aber was er für die nationale Größe Deutschlands, d. h. für die fortwirkenden Kulturkräfte unseres Volkes, geschaffen hat, das bezeugt das 19. Jahrhundert, und das werden kommende Jahrhunderte immer wider von neuem bezeugen. Alles Politische und Völkische prallte eben, als Napoleon sich zum Herrn der Welt machen wollte, an Goethes grundlegenden allgemein menschlichen Interessen ab. Ihm stand immer nur das einzigartige Kolossalgenie vor der Seele, das sich zum zweitenmal damals in allen Erdteilen nicht finden ließ. Die politische Seite, ob welsch, ob deutsch, spielte für ihn keine Rolle, er sah den Kampf durchaus unter dem Gesichtswinkel der Ersprießlichkeit für die Kultur, und die zehrende Sorge, ob Frankreich mit dem Genie oder Europa ohne ein solches Genie auf der gegnerischen Seite den Sieg davontragen werde, das hat den Alten mit seiner Liebe zum starken Individuum fast bis zur Verblendung gefangen genommen. Anders konnte ein Mann solchen Schlages auch nicht sein, und von anderer Warte konnte er auch sein helles Auge nicht nach England hinübergleiten lassen.

Was ihm dabei ins Auge stach, mußte bei seiner Natur über den Staatsaktionen stehen, die ja zu seiner Zeit Deutschland als Binnenmacht gar nichts angingen. Was von England her auf dem Festlande nachhaltigsten Widerhall gefunden hatte, war englische Literatur, Philosophie und Wissenschaft. Goethe nahm diese Anregungen so selbstverständlich auf wie jeder Gebildete. Dadurch unterschied er sich nicht von andern Dichtern und Denkern. Die englische Literatur im besondern war schon vor ihm übernommen, übertragen und schließlich überwunden worden, auch war der englische Moralroman oder seine Schwester von der Bühne, die Rührtragödie, wirklich nicht dazu angetan, einer so vielseitigen Persönlichkeit immer neue Nahrung zu geben. Diesem modernen Lebensfürsten tat es letztlich doch nur das Leben an. Des Engländers Selbsterhaltungstrieb, sein Tatendrang, seine Schaffensfreude, die waren für Goethe der eigentlich fesselnde Reiz. In dem Inselvolke fand er mehr Persönlichkeiten als anderwärts. Unaufhörlich bestätigte das seine Erfahrung. Diesen einheitlichen aktiven Zug des Volkes verehrte er vielleicht mehr als dessen einzelne Vertreter, von literarischen Genies natürlich abgesehen. Der Engländer war ihm mehr wert als ein Engländer.

'Die Engländer sind vor vielen Nationen geeignet, auswärtigen zu imponieren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Tätigkeit, Eigensinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichtes Musterbild von dem, was alle Menschen sich wünschen.' 'Der geistreiche Brite sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt. Er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden.' Diese beiden ohne Frage ruhmredigen Zeugnisse seien vorangestellt, um noch einmal zu erhärten,

daß Goethe nicht von politischen Erwägungen, sondern von persönlichen Eindrücken aus England nahegetreten ist. Eine 'englische Frage' oder ein 'englisches Problem' existiert einfach nicht für ihn. Er überschaut das Inselvolk mit dem Blick des betrachtenden Künstlers und kommt so zur Bestimmung des Nationalcharakters. In erster Linie hält er die Ausbildung so vieler tüchtigen Individualitäten für bedeutend und schätzenswert, in der jede Anlage nach ihrer Art beobachtet und gepflegt werde, ohne das öffentliche und allgemeine Leben zum Gradmesser zu nehmen. In dieser so ermöglichten individuellen Empfindung, in der Eigenart persönlicher Vorstellung, in der Wirksamkeit, die auf alle diese eigenen Empfindungen reagiert, sieht Goethe das Charakteristikum lebendigen Wesens. Die Engländer haben eben 'die Courage, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern, wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht. Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen'. Für ihn ist die 'operose, unablässig auf irdisches Tun und Treiben gerichtete Beschäftigung' des Engländers so sehr die Grundlage von dessen Wesen, daß er daraus die Notwendigkeit der strengen Heilighaltung des englischen Sonntags ableitet. Weiter entwickelt die große Lebensfülle in dem Insulaner den sicheren Instinkt, alles Gute zu schätzen, zu heben und 'auf eine grandiose Art zu verbreiten'. Einseitigem Lob will Goethe aber bei seiner Anerkennung des kernigen englischen Typus nicht verfallen. Gelegentlich einer Besprechung über die 'Charakteristik der europäischen Nationen', die von englischer Seite herrührt, erhebt er Einspruch, daß der eigene Landsmann den Engländer stets gegen den Franzosen verteidige, diesen als tändelnden Leichtfuß, jenen aber als starken Helden und den Deutschen gar als kompletten Säufer zeichne. Nicht bloß der Engländer verfügt also nach Goethe auf der Welt über Vorzüge.

Wer will sich indessen vor seinen Kehrseiten verschließen! Im 'Wilhelm Meister' wird einmal ausgeführt, wie im Horizont der Söhne Albions immer große Schiffe, wogende Meere, weite Seereisen und ferne Küsten auftauchen, so daß Abwechslung, Zerstreuung, Aufregung und schließlich Verwirrung zur Gewohnheit dieser sonderlichen Menschen gehöre. Das macht auch in Goethes Augen ihre unausrottbare Reiselust und die Massenbefriedigung ihrer unbegrenzten Neugier verständlich, rühmt sich doch in dem

eben genannten Roman bei einer Abendgesellschaft ein junger Engländer, er habe am heutigen Tage 'sechs Kirchen und zwei Galerien beiseite gebracht'. Und wie wird ihnen im Faust vor die Nase gehalten, daß sie so gern und so viel 'mit einem würdigen Ziel' reisen:

'Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, klassisch dumpfen Stellen.'

Goethe kann nicht leugnen, daß sich die Neugierde manchmal zur Wißbegierde steigert. Eine unverfälschte Neigung steckt in dem Inselvolk, seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen kennen zu lernen, die trennenden Wasser der Erde zu überbrücken, um exotische Länder mit dem eigenen Fuß zu betreten und Nachrichten über ferne Völker selbst in Erfahrung zu bringen. Natürlich opfert dabei der Engländer Bequemlichkeit und Liebhaberei nicht gern. Ihn verläßt auf seinen Reisen in allen Weltteilen der Teekessel nicht. Überall wird er mitgeschleppt, selbst auf dem Ätna ist er unentbehrlich.

In so welterfahrenen Herrschaften — das entgeht Goethe natürlich nicht — prägt sich instinktiv anmaßendes Selbstbewußtsein sehr schnell aus. Daher übernimmt er in seinem Aufsatz 'Mythologie, Hexerei, Feerei' ohne Zögern das Urteil eines geistreichen Franzosen: 'Es gibt Engländer, die nur aufs feste Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie sie'. Dabei schrecken sie nicht davor zurück, ihre Ware stets an den Mann zu bringen. Ihre Gewinnsucht ist von ihnen nicht zu trennen. Aus allem ziehen sie Vorteil und Nutzen, sie lassen die Welt um sich drehen. Bei Eckermann heißt es: 'Es ist ein eigenes Ding — liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug! die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrlich keineswegs die besten; aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen'. Diese praktische Großzügigkeit sichert ihnen mehr als andern Nationen den Erfolg. Nur von ihnen haben die Patente ihren Ursprung nehmen können, wodurch für eine gewisse Zeit die Nachbildung einer Erfindung verboten und unmöglich gemacht wird. Während früher glückliche Gedanken durch Worträtsel ins Publikum gedrungen und wichtige Entdeckungen bei Akademien niedergelegt sind, um der Ehre eines geistigen Besitzes gewiß zu sein, erhebt der Engländer in seiner meisterhaften Geschicklichkeit, 'das Entdeckte zu nutzen', alles

zur Realität und überhebt sich durch das Patent alles 'verdrießlichen Ehrenstreites', bis er wider zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt. Nicht genug kann sich Goethe fragen, warum die Engländer den andern so voraus sind. Ihren geschäftlichen Sinn zeigen sie in typischer Weise auch beim Kampf gegen die Pocken. Die deutschen Ärzte zaudern mit der Operation, um der Natur nicht vorzugreifen, die Engländer dagegen kommen aufs feste Land und impfen gegen ein ansehnliches Honorar — auch ohne Goethes ausdrückliche Bestätigung würden wir das glauben — die Kinder solcher Personen, die sehr wohlhabend und frei vom Vorurteil sind. Das erfolgreiche Experiment von der Wissenschaft auf die Kunst zu übertragen ist dann nur ein kleiner Schritt. Die Engländer tragen mit ihrer 'modern-antiken Topf- und Pastenware, mit ihrer schwarz-, rot- und bunten Kunst ein ungeheures Geld aus allen Ländern (zusammen), und wenn man es recht genau besiehet, hat man meist nicht mehr Befriedigung davon als von einem andern unschuldigen Porzellangefäße, einer artigen Papiertapete oder ein paar besonderen Schnallen'. Auch erniedrigen die Engländer Kunst zum Handwerk, indem sie jedes Gemälde durch mechanische Operationen — gemeint ist der sog. Ölfarbendruck — geschwind und wohlfeil vervielfältigen, womit sie die Augen der Menge täuschen und ihren Beutel gehörig vollstopfen können. Auf diese Weise füllen die angelsächsischen Kaufleute der Kunst, die im gewöhnlichen Leben als Farbe das blasse, stroherne Ledergelb lieben, mit ihrer Erziehung des Volkes zur Kunst ein eigenartiges Kapitel aus.

Bei allem ehrlichen Lob kann Goethe mit empfindlichen Einschränkungen nicht zurückhalten. Wenn er auch niemals ein zusammenhängendes und umfassendes Bild von unseren Vettern gibt, so mutzt er ihnen doch zur Genüge unsympathische Züge auf. Ihren Starrkopf und Eigensinn stellt er an dem bischöflichen Lord Bristol bloß, in ihrer Unartigkeit vergleicht er sie mit Pfaffenphilistern und Neidern, in der Widmung von 1831 an die fünfzehn britischen Freunde mahnt er zur Beschränkung: 'Tätigen Sinn, das Tun gezügelt, stetig Streben ohne Hast', und Newtons Verstocktheit hält er dem Volk als seine allgemeine Schwäche vor. Die Sentimentalität der Engländer wird als 'humoristisch und zart' ziemlich hoch eingestellt, weit unter der 'populären und weinerlichen' der Franzosen, aber nicht an die 'naive und realistische' der Deutschen heranreichend. Der konventionellen Sittlichkeit, mit allen Mitteln von der anglikanischen Kirche gestützt, reißt er die Maske zwar nicht herunter, aber er entblödet sich nicht, zu verraten, daß 'Geistliche sich in England sehr in acht nehmen müssen' und daß 'der freie Engländer in sittlichen Schriften sehr eingeschränkt einhergehen' muß.

So bunt diese Zusammenstellung der Goethischen Zeugnisse über Englands Nationalcharakter ist, soviel geht mit Evidenz daraus hervor, daß er Albion nach den Anlagen seiner Söhne ohne

Schwanken den ersten Platz in Europa und damit der ganzen Welt einräumt. Wir müssen heute freilich über einzelne Züge anders denken. Auch von uns wird der Persönlichkeitsreichtum des Engländers, seine sportgeübte körperliche Festigkeit, seine angespannte Arbeitskraft, sein zäher Wille und sein einzigartiges Selbstbewußtsein als Vorbedingung eines Herrentums anerkannt, das den buntfarbigsten Völkern der Erde Achtung und Unterwerfung abzwingt. Goethe sieht als Triebkraft aller tüchtigen Leistungen die Produktivität des einzelnen an, die Gesamthaltung des Volkes erschließt sich ihm weit weniger, der brutale Land- und Machthunger der kecken und verwegenen Inselbrut kommt ihm noch nicht zum Bewußtsein, weil des Künstlers Herz von den Künsten skrupelloser Weltpolitik nichts weiß, wohl auch nichts wissen will, und weil Deutschland beim Übergang des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert überhaupt durch die Aufteilung der Erde sich nicht in seinen Lebensnerv getroffen wähnt. Goethe lebt durchaus in dem Glauben, daß der Brite die fernsten Zonen aufsucht, um sich auszuleben, der Welt ein großes Beispiel zu geben und die Schwarzen zu beglücken, ja, daß er seine Reichtümer dazu benutzt, so freigebig und anständig zu bezahlen wie keine andere Nation. Das alles mutet wie Rousseauscher Naturzustand an, natürlich auf ein Handelsvolk angewandt. Ohne Frage hat hier die Stimme des Genfer Naturpredigers noch nachgewirkt, auch die Robinsonaden des achtzehnten Jahrhunderts sind mit in Anschlag zu bringen. Auch heute setzen wir ja naive Durchschnittsengländer, wobei die Bildung nach unsern Begriffen allerdings unter dem Durchschnitt anzusetzen ist, die englische Flagge dem Füllhorn der Glücksgöttin gleich, das England so gut sei über die ganze Erde auszuschütten. Aber was bei Goethe freiheitliche Unbefangenheit ist, ist heute beim Engländer beschränkter Dünkel einer Rasse, die in Eigenlob erstarrt und sich den Luxus der sinnlosen Entwertung aller außerenglischen Kultur und Politik allzu lange ungestraft hat leisten können. Unter allen Lichtblicken, die Goethe bei der Betrachtung unserer germanischen Schwesternation beschieden gewesen sind, ist ihm — und das mit Recht — als der hellste Punkt das individuelle Gepräge des ganzen Volks wie seiner Vertreter erschienen. Erst die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts hat enthüllt, wie die zuerst so gerade ansteigende Linie nationaler Lebenskraft schnellen Laufes umgebogen ist. Der frische Handelsgeist ist in den Dämon des Wuchers ausgeartet, an die Stelle der Einheit zwischen geistigem und wirtschaftlichem Leben, der den lebendigsten Reichtum des Volkes vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts darstellte, ist der klaffende Gegensatz von Moral und Praxis getreten, Freiheit ist in Willkür umgeschlagen, Klugheit in Heuchelei, Gewinnsucht in Plünderungssucht, erfrischende Selbständigkeit ist einem ermüdenden Typus gewichen, Sentimentalität ist zur Familiensimpelei,

Humor zur Witzelei zusammengeschrumpft. Die Bequemlichkeit, die schon Goethe ironisch belächelt hat, hat der Engländer nicht aufgegeben. Nur nimmt er jetzt statt des bescheidenen Teekessels auch noch Klubsessel und Kakes mit, die Freigebigkeit allerdings läßt er heutzutage hübsch in der Heimat, und wie neugierig unsere Vettern sind, kann jeder erzählen, der einmal mit den bebrillten hageren Erscheinungen im Weimarer Goethehause zusammengetroffen ist.

Anders, als Goethes unvoreingenommenes und optimistisches Denken es erwartet hat, hat Englands Nationalcharakter seinen Lauf vollendet. Das Volk ist an innerem Wert weniger geworden. So fühlbar macht sich der Verlust auf rein kulturellem Gebiet gegenüber Goethes Urteil nicht bemerkbar. Hier hat seine Stimme auch nicht nur höchstes Gewicht, hier hat er selbst eingegriffen und durch die Verknüpfung der beiden Schwesterliteraturen Deutschland wie England einen unsterblichen Dienst erwiesen. Schon die Sprache ist ihm von Anfang an vertraut. In Dichtung und Wahrheit erzählt er anmutig von seinem Lehrmeister und dem Plan eines Romans zur Verwertung seiner Sprachkenntnisse, in dem sechs bis sieben Geschwister aus den verschiedensten Teilen der Erde einander Nachricht geben. Noch in Rom reizt es den Dichter, eine junge Mailänderin, der aus Furcht vor zu frühen Liebesbriefen von den Eltern der Schreibunterricht vorenthalten ist, in die Elemente des Englischen einzuführen. Die sonst nirgends aufzufindenden Ausdrucksmittel dieser Sprache für komische Wirkungen studiert er an den Humoristen mit wachsendem Gewinn, und in der Geschichte der Farbenlehre muß er oft rühmen, wie der ruhige und klare Sprachgeist der Engländer auf dem Gebiete der Philosophie und Naturwissenschaft den Werken große Gegenständlichkeit verleihe.

Das schließt schon in sich, daß Goethe die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Volkes genau kennt. Die Geschichte der Londoner Sozietät der Wissenschaften übersieht er von ihren rivalisierenden Anfängen, die gegen Frankreich gerichtet sind, in ihrer wachsenden Ausdehnung mit souveränem Blick. Für fast alle Vertreter hat er ehrende Worte. In Baco achtet er den einsichtsvollen historischen Kritiker, den 'trefflichen Redner und Überreder' mit seiner gesamten weltmännischen Denkweise. Eindringlich und scharf führt er den Deutschen des Philosophen Radikalkur zur Erneuerung des Lebens zu Gemüte: Aufbau aller Erkenntnis auf Erfahrung und Naturphilosophie. Auch Shaftesbury wird — für die richtige Bewertung des Mannes ist Goethe durch Wieland geschult, — wegen seines Frohsinns und seiner Heiterkeit gerühmt, durch die er stets das Gleichgewicht seiner Seele hergestellt und durch die er 'allen Verständigen und Wohldenkenden' des damaligen England in schwer bewegter Zeit eine umspannende harmonisch-ästhetische Weltauffassung aus der Tiefe seines Gemüts hervorgezaubert habe. Newton erhält trotz Goethes

persönlicher Gegnerschaft in der Farbenlehre den höchsten Kranz. Werden schon die anderen englischen Geister in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung erfaßt, so betritt der Dichter den Weg noch weit lieber, um sich dem epochemachenden Naturforscher zu nahen. Er vertieft sich ganz in dessen schwere inneren Kämpfe. Trotz aller lockenden Anerbietungen, die den fähigen Kopf umschwirren, Newton solle seine Kräfte in der Zeit der Konflikte zwischen Regierung und Volk in einem öffentlichen ehrenvollen Amte verwerten, folgt der viel umworbene Mann der Stimme in seiner Brust und macht die stille Gelehrtenstube zu seiner Welt. Durch strenge Selbstzucht entäußert er sich aller Leidenschaften und Begierden. Als unantastbarer Charakter lebt er nur seiner Forschung, überwindet fremde und eigene Irrtümer und entschleiert in rastloser Arbeit das Naturgeheimnis.

Bei so tiefgehenden wissenschaftlichen Leistungen schärft sich auch Goethes Auge für die künstlerischen Bestrebungen des englischen Volkes. Er bewundert den weit ausschauenden Sammlersinn des englischen Hofes in der großen alles offenbarenden Zeit der Elisabeth, die Fortsetzung unter Jacob I. und Karl I., der zugleich die geschicktesten Künstler aller Nationen als Lehrmeister zu sich zieht und seine Aufwendungen keineswegs bloß auf die lebenden Maler beschränkt. Goethe freut sich, wie das alles, sich selbst gegen Bildersturm und Raub in der Revolution behauptend, im großen und ganzen erhalten geblieben ist und namentlich in der Kupferstichkunst des Inselreichs fortgewirkt hat. So schwer es dem Lobredner fällt, er kann aber für seine Zeit nicht den Rückschritt verhehlen, wenn er in Italien die Beobachtung macht, wie die englischen Maler nachahmend plump fälschen, um durch einen anerkannten Stil von berühmtem Namen für sich Reklame zu machen.

Solche Enttäuschung bereitet ihm die englische Literatur allerdings nicht. Von der Wiege bis zum Grabe fühlt er sich von ihr abhängig oder angeregt. Wie hat Byron noch die Seele des Greises in Schwingungen versetzt! Der gelehrige Deutsche, der auch im höchsten Alter aufnahmefähig ist, geht von der Überzeugung aus, daß sich zuletzt 'jede Literatur in sich selbst ennuyiert, wenn sie nicht durch fremde Teilnahme wider aufgefrischt wird'. Er vergleicht die Tatsache mit der Freude des Naturforschers über die Wunderdinge der Spiegelung. Daß der Dichter selbst dabei alle platten Widerholungskünste in einer andern Sprache weit hinter sich läßt, bedarf keines weiteren Wortes. Wie er aber im Kunstwerk seines Lebens vom dichterischen Versuch zur dichterischen Tat fortschreitet, beweist die Entwicklung vom 'Werther' zum 'Wilhelm Meister'. Längst vor Goethes Zeit ist ja die Lebensgeschichte eines Helden im Rahmen verschiedener Gesellschaftskreise zum Zweck eines zeitgenössischen Sittenbilds in die deutsche Literatur eingeführt. Da kommt der vollendete Dichter mit seiner Seelenanalyse und sozialen Einsicht. Er ver-

schmäht 'die bequemen Kunstgriffe, mit denen der realistische Roman seiner Zeit im Anschluß an die großen englischen Vorbilder zu operieren pflegt'. Goethe kommt durch das englische poetische Leben immer in Bewegung, wie das Meer unaufhörlich an die Küste des Landes schlägt. Aus englischen Zeitschriften kann er nicht genug lernen. 'Die englischen Kritiker,' sagt er, 'sind aller Achtung wert; höchst erfreulich ist ihre Kenntnis auch fremder Literaturen; Ernst und Ausführlichkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sei. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publikum respektieren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt sein mag'. Mit aufrichtiger Freude begrüßt Goethe in den englischen Literaturorganen das geeignete Mittel, eine große allgemeine Weltliteratur erstehen zu lassen. Die Poesie der Engländer scheint ihm nach dieser Seite vorgebaut zu haben. Denn ihre Vorzüge begleitet wie bei keiner andern Nation ein ernster trüber Sinn, der sich jedem mitteilt. Diese Kraft der Entsagung spricht die Deutschen so an. Viele englische Dichter, anfänglich durch ein loses und rauschendes Leben verwöhnt, klagen mit zunehmender Reife die irdischen Dinge der Eitelkeit an. Nicht wenige von ihnen sind nach anfänglichen glänzenden Stellen bei Hofe, an der Regierung oder im Parlament aus ihrem Vaterlande verbannt, ihrer Güter beraubt worden oder gar elend im Gefängnis gestorben und haben so den Leidenskelch bis zum letzten Tropfen gekostet!

Die Stellung Goethes zu den größeren Persönlichkeiten der englischen Literatur zu entwickeln, verbietet sich an dieser Stelle. Nur die lebendigsten können einen kleinen Raum beanspruchen. Shakespeare war dem jüngeren germanischen Genius der Gipfel dramatischer Kunst. Im Aufsatz zum Shakespearestag heißt es: 'Natur, Natur! Nichts so Natur als Shakespeares Menschen! ... Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie herkennen, die wir von Jugend an alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen'. Ein andermal schreibt Goethe: 'Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen. Aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der Tat zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimnis zu verschwätzen und uns vor oder doch gewiß in der Tat zu Vertrauten zu machen.... Alle tragen ihr Herz in der Hand. ... Das Geheimnis muß heraus, und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu, ... die Elemente, Himmel-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz, wilde Tiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichnis, aber ein wie das anderemal mithandelnd.... Auch die zivilisierte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe, alles reicht seine Gaben

dar. Shakespeares Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmarkt, und diesen Reichtum hat er seinem Vaterlande zu danken'. Durch ihn läßt Goethe 'die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallen'. Weit höher anzuschlagen als alle Theorie ist aber der lebensprühende Funke, der von dem englischen Dramatiker zu dem jungen Straßburger und Frankfurter Dichter hinüberzündet, als dessen Seele nach der Dramatisierung der Lebensgeschichte eines Edelsten der Deutschen, nämlich des Götz von Berlichingen, verlangt. Hier setzt sich die Bewunderung in beflügelnde Phantasie um. Die Handlung, die wie ein Sturzbach dahinrollt, die Fülle der Motive, die ganze Redeweise, selbst der Bilderreichtum sind Ausflüsse des Erlebnisses, das den großen Namen Shakespeare trägt.

Über ähnlichen Reichtum verfügt natürlich kein Dichter. Aber was Fieldings 'Tom Jones' für den 'Wilhelm Meister' bedeutet, sagt jedes Buch des Romans. Zu den aufmerksamen Lesern Scotts gehört Goethe während seines ganzen Lebens, besonders den 'Kenilworth' nimmt er viel zur Hand. In der 'Geschichte Napoleons' ist ihm Scott mit seinem Haß gegen den Corsen und die Franzosen der wahre Dolmetscher und Repräsentant der englischen Volkmeinung und des Nationalgefühls. Er beurteilt das Werk keineswegs als ein Dokument für die Geschichte Frankreichs, sondern als ein Dokument für die Geschichte Englands. 'Auf jeden Fall ist es eine Stimme, die bei diesem wichtigen historischen Prozeß nicht fehlen darf.' Eine weit überlegenere und umfassendere Persönlichkeit und für Goethe der eigentliche Ausdruck modernen Lebens ist Byron. Ganz abgesehen davon, daß der Deutsche für den englischen Lord die kunstvolle Leier stimmt, um den fremden Klang dem deutschen Ohr vernehmbar zu machen, dieser heldische, begeisterungstrunkene Dichtermensch ist für den alternden Meister der glänzendste Lebensstern. Beide erfüllt gegenseitige ehrfürchtige Bewunderung. Freilich die Absicht des jungen Lords, dem König der Dichter nach der Rückkehr aus Griechenland als 'Vasall' zu huldigen, geht durch den raschen Tod nicht in Erfüllung, aber nun spricht der Alte von dem Jungen 'mit vieler Liebe, fast wie ein Vater von seinem Sohne'. So wird im 'Faust' der stürmische Poet und kühne Philhellene das Urbild für Euphorions leidenschaftlich-genialen Jugenddrang, für den heilige Poesie und freiheitlicher Krieg die Parole ist. Wie sich Goethe durch Byron geehrt fühlt, so rechnet er England den Besitz dieses individuellen Dichters hoch an. Uns erhebt 'die Überzeugung, daß seine Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individiums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunungswürdige

Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort zu ehren hat'.

In noch nähere Beziehungen tritt Goethe zu dem Prosadichter Carlyle, dem Schotten, besonders als von ihm das 'Leben Schillers' an die Öffentlichkeit kommt. Freudig erwähnt Schillers Freund, wie sich Carlyle an ihn angeschlossen, ihn durch 'mitschreitende Teilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert' und 'durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wider verjüngt' habe. Goethe erhofft von dem 'Gefühl nachbarlicher Verhältnisse' zwischen England und Deutschland viel. Die sämtlichen Nationen, die durch fürchterlichste Kriege durcheinander geschüttelt sind, werden bisher unbekannte geistige Bedürfnisse empfinden und das Verlangen haben, in einen mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr zu treten.

Seitdem Goethe hart am Rande des Grabes so geschrieben hat, sind reichlich zwei Generationen dahingegangen. Die Anerkennung der wissenschaftlichen und künstlerischen Großtaten Englands bis 1830 durch unsern ersten Dichter ist von der Nachwelt bestätigt worden. Über Goethe sind wir darin keineswegs hinaus. Die Hoffnungen freilich, die er für das kulturelle Wachstum des Landes und die darauf sich aufbauenden Beziehungen zu Europa damit verbunden hat, sind von der Geschichte als trügerisch erwiesen worden. Die Bedeutung der englischen Kunst- und Gelehrtensprache hat Goethe voll erkannt. Da er ihr unzweifelhaft den Rang einer Weltsprache, kulturell betrachtet, zuspricht, so hätte er ihr auch, wenn er wirtschaftspolitisch so interessiert und erfahren gewesen wäre wie wir, heute den Rang einer kommerziellen Weltsprache zugesprochen. Das ist sie im neunzehnten Jahrhundert geworden und hat dabei alle möglichen Rivalen aus dem Felde geschlagen. Gut, daß Goethe nach dieser Seite nicht prophezeit hat, denn sonst würde er jetzt ein mißbrauchtes Aushängeschild für Kulturverdienste Englands sein. Sicherlich hat die Sprache in den letzten hundert Jahren auf allen Meeren geherrscht und damit einen nie dagewesenen Inhalt und Umfang erfahren, aber was der erste Sprachmeister Deutschlands an ihr rühmte, hat mit der Entwicklung nicht Schritt halten können und ist sogar verkümmert. Durch Verschmelzung des ursprünglich angelsächsischen Sprachelements mit dem späteren normannisch-fränkischen, wie H. St. Chamberlain feinsinnig hervorgehoben hat, ist die Sprache Shakespeares und nachhinkend unter den gleichen Bedingungen die Formulierung der philosophischen und naturwissenschaftlichen Begriffe möglich gewesen. Auch die Humoristen haben noch künstlerische Wirkungen erzielen können. Als dann die Sprachzipfel der ganzen Welt von den Insulanern zusammengeflickt worden sind, haben sich Kunst und Wissenschaft abseits

gestellt und haben mit den stagnierenden lateinisch-französischen Bildungen weiter ihr Dasein gefristet, ohne mit der Volkssprache in lebendige Wechselbeziehung zu treten. Das allgemein verbreitete Englisch ist kraß, roh, rücksichtslos, exzentrisch und gehört ins Parlament, auf den Sportplatz, ins Kaufhaus und aufs Schiff. Das alte Englisch, das Goethe kennt, fristet höchstens noch in Kirche, Schule, Universität und auf der Bühne sein Dasein. Anders als in Frankreich kann man im englischen Theater sprachlich noch gut mitkommen, in den Häusern der Volksvertretung aber muß man glauben, andere Zungen zu vernehmen. Die Einheit ist dahin. Wer webt die Teile zusammen? Auch in der Sprache gibt es, wie überall in England, Herren und Hörige, aber keine geschlossene Nation.

Das ist auch der Grund, warum die Dichtung in England Feiertagsbeschäftigung ist, ähnlich wie etwa bei uns die Politik. Schwere Arbeit der Unteren, luxuriöser Genuß der Oberen sind ein zu gefährlicher Feind innerer ausgleichender Durchbildung. Etwa seit dem Tode Friedrichs des Großen läßt sich bei dem Inselvolke, durch seine Lage und seinen zunehmenden Reichtum von persönlicher Verantwortlichkeit sich immer mehr entbindend, eine „moralische Arterienverkalkung“ — Roethe hat diesen Ausdruck geprägt — feststellen, welche wissenschaftliche Selbständigkeit und uneigennützige idealistische Hingabe immer drohender untergraben. Die befreiende Forschung und der sittliche Mut englischen Geist- und Kunstlebens, wodurch Goethe in seinen jungen Tagen französische Kultur gering schätzen lernt und zum Gefühl der Selbständigkeit vordringt, ist in den Phasen allmählichen Schwindens dieser Züge dem Ausgereiften und Abschließenden nicht mehr so klar bewußt geworden. Er sieht die Engländer als Bahnbrecher und Fortschrittler. Dessen kann er sich nicht entschlagen. Freilich erlebt er noch das Wirken Carlyles, der als Schotte so viel mehr Humor besitzt als der Vollengländer und es wagt, für deutsches Heldentum in England Anerkennung wachzurufen und die Sklavenwirtschaft Englands und Amerikas immer schonungsloser zu kritisieren. Er erlebt aber nicht mehr Ruskin, wenn er sich zur Rettung der englischen Kultur als Präraffaelit gegen die abgebrauchten Renaissanceideale auflehnt und sich auch gegen die erstarrten, entleerten Moralbegriffe aufbäumt. Der Moderne muß an den religiösen und nationalen Sinn appellieren, um sein Volk wider zur Kunst und Schönheit zu führen, er weiß auch, daß Fabrik und Maschine die Würgeengel des modernen Menschen sind und daß Kunst wie Wissenschaft als tiefnationale Sache nur bei geordneten sozialen Verhältnissen gepflegt werden kann. Die aber stehen zum wachsenden Reichtum Englands im umgekehrten Verhältnis. So sieht in der ganzen Reihe von Shaftesbury bis Ruskin und Pater jeder mit größerer Aufmerksamkeit die schwärende Wunde des Volkslebens, die Geldgier. Die letzten Mahner zu sittlicher Erneuerung erliegen dem furchtbaren

Druck der Gesamthaltung und der Regierung des Volks. Reine Geisteswissenschaft vegetiert jenseits des Kanals gerade noch so hin. Ein paar Gelehrte stehen noch auf ihrem Posten, doch ohne im weiten Volke das Echo zu finden. Man soll das verzweifelte Siechtum des englischen Intellektualismus nicht in zu grauen Farben schildern. Gerade unsere Universitätsgelehrten legen seit dem Kriege fast täglich ihren Finger auf die wunde Stelle unseres Gegners. Vorher hörte sich die Tonart in den internationalen Kongressen anders an. Wir wollen hoffen, daß das einstige Lob so zu deuten gewesen ist, als wolle der Arzt den Schwindsüchtigen mit dem Hinweis auf die frische Farbe der hektischen Röte trösten. Zu ändern ist einstweilen jedenfalls am Niedergang des englischen Innenlebens nichts. Nicht erst Carlyle und Ruskin haben darüber zu klagen gehabt, daß die Wahrheit für England verlorenes Gut sei.

Die faszinierende Größe englischer Wissenschaft und Ethik hat also nach Goethes Tode Einbuße erlitten. Natürlich ist die Kunst dabei nicht im geringsten besser gefahren. Auch sie ist seitdem den Weg alles Fleisches gegangen, richtiger alles Geldes, d. h. der Vernichtung. Ein Gang in eine Galerie, einen Konzertsaal oder ein Theater stimmt uns nachdenklich, ein Gespräch mit einem Künstler Englands in seiner Äußerlichkeit und Verständnislosigkeit für alles Nichtenglische macht uns einfach wütend. Am höchsten steht noch immer die Portraitkunst — wir brauchen uns da nicht in irgendeiner Verkleinerung zu gefallen —, am tiefsten steht die Musik, sowohl die Produktion wie die Reproduktion. Haus- und Kammermusik üben nur wenige aus. Virtuosenfabriken und Künstleragenturen, kurz alles, was Amerika in erhöhter Potenz aufzuweisen hat, können auch in London auf Teilnahme rechnen. Von der armseligen, schematischen Baukunst unseres niederträchtigsten Feindes braucht man nicht zu reden. In einem Atemzuge mit ihr kann man die englische Dichtung zwar nicht nennen, aber wenn man sich die vielen Bände der Tauchnitz-Edition glücklich zugemutet hat, glaubt man sich in die Einförmigkeit der englischen Häuser versetzt. Der neuere Roman ist die papierene Verlängerung alten gerechtfertigten Ruhms. Das Bühnendrama zehrt in England vom Schaustück. Shaw und Wilde haben ihre anerkannte Bedeutung dem deutschen Theater zu danken. Je mehr wir uns mühen, den Werken in Deutschland gerecht zu werden, um so weniger kümmert sich die Heimat um solche Männer. Das Ausland kann ja bezahlen! Man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn Rußland, so gut auch das Petersburger Theater und überhaupt der Slawe als Bühnendarsteller ist, sich der tantiemebeschnittenen englischen Schriftsteller auf Allerhöchsten Befehl des Bundesgenossen annehmen muß. Shaw ist jüngst, weil die Einnahmen aus den Taschen der deutschen Theaterbesucher gar zu lange ausbleiben, in seinem Deutschenhaß gemäßigter geworden. In der Pose des Nationalhelden

kommt er sich originell vor, aber man vergesse doch nicht, daß er schon anläßlich des Serbisch-bulgarischen Krieges 1885 in seinem Lustspiel 'Arms and the Man' Antimilitarist war und daß er zurzeit das gegen Deutschland hervorkehrt, was er seinem Vaterlande gegenüber zurücksteckt. Das ist das echt englische Gesicht. In Shaw jedenfalls erweist sich die englische nachgoethische Dramatik als nichts weiter denn als Gelegenheitsdialektik und Ibsenabhängigkeit. Nein, wir haben keinen Grund, Goethes Lob der englischen Literatur auch für unsere Tage aus einer Art Götzenverehrung erkünstelt weiterbestehen zu lassen.

Es handelt sich für uns um Wahrheit, so wie es sich für Goethe darum gehandelt hat. Er ordnet auf den Grundlagen seiner Persönlichkeit England nach Vollbrachtem und Erstrebtem in sein Weltbild ein und muß es hauptsächlich als Kulturfaktor fassen, denn auf kulturelle Einigung scheint ihm das Weltgeschehen trotz der französischen Revolution immer mehr hinauszulaufen. Die einzelnen Fakta haben für ihn keine höhere Bedeutung als zerbrechliche Schale zu sein, damit die innere Entwicklung freien Lauf nehme. Goethes Werke enthalten daher wenig geschichtliche Angaben. Für Persönlichkeiten hat er eher ein Augenmerk, aber er bringt sie in seinem Typus des großen Engländers unter.. 'Der Poet soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dieses nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen. Die englische Geschichte ist vortrefflich zu poetischer Darstellung geeignet, weil sie etwas Tüchtiges, Gesundes und daher Allgemeines ist, das sich widerholt.' Unter solchem Gesichtspunkt erwähnt er gelegentlich die Königin Elisabeth, Maria die Blutige, Maria Stuart, Karl I. und andere mehr. Die meisten geschichtlichen Auslassungen, abgesehen von regierenden Königen, finden sich in der 'Geschichte der Farbenlehre.' Da erwähnt er die untergegangene Römerkultur Britanniens, den 'Zudrang wilder Inselnachbarn und seeräuberischer Scharen, die christliche Kultur der irischen Mönche, die Einrichtung der Schulen und Klöster. 'Jede Art besserer Bildung schien sich in diese abgesonderten Länder zu flüchten, sich daselbst zu bewahren und zu steigern.' Goethe wird seine kulturteleologische Betrachtung Englands nicht los. So ist für ihn die Magna Charta (1215) 'der große Freiheitsbrief, der durch die Zusätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer englischer Nationalfreiheit geworden.' Goethe findet die Anglomanie ganz verständlich. Wenn zu seiner Zeit die Vorliebe der Franzosen für die Engländer auf das egoistische Motiv der Selbsterhaltung zurückgeführt wird, erklärt Goethe diesen Zusammenhang kulturgeschichtlich für natürlich, weil der Kleinere dem Größeren nachstreben müsse. 'Die Klage über Anglomanie kommt von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vor. Dieser Enthusiasmus der französichen Nation für die englische soll sich besonders gleich nach einem geschlossenen Frieden am lebhaftesten äußern; welches wohl daher kommen

mag, weil alsdann, nach widerhergestellter Kommunikation beider Nationen, der Reichtum und die Komforts der Engländer dem wenigstens in früherer Zeit geldarmen und genügsamen Frankreich gar wünschenswert in die Augen leuchten müssen. Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es bei . . . Voltairen finden, der die Newtonische Lehre zum regnum coelorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht getan, wenn das Vorurteil in seiner Nation nicht schon gang und gäbe gewesen wäre. Wider kommt Goethe hier zu dem alten Schluß, daß England der Mutterboden für Geschichte und Kultur ist. Von ihm empfangen die andern Nationen, geben ihm auch wider etwas zurück, damit das frische Blut die Lebenserhaltung sichert. Auch der deutschen weist Goethe dabei eine wichtige Mission zu. 'Wenn uns die Hoffnung schmeichelt, eine Übereinstimmung der Nationen, ein allgemeines Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntnis der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen, so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher sich in einem besonderen Falle höchst wirksam erweisen möchte. Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch untereinander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.'

Gerade im jetzigen Augenblick tut uns dies Bekenntnis Goethes wohl. Er hat sich kurz vor seinem Ende nicht im deutschen Volke getäuscht, auch nicht in den Germanen, sondern nur in ihrem englischen Teil. Es ist eine ungangbare Methode, ein Volk mit wirtschaftlicher Expansionspolitik nur im Spiegel kultureller Verdienste zu sehen. Die Wirkung des Griechentums kann man, da seine Träger der realen Geschichtssphäre längst entrückt sind, von dieser Höhenperspektive aus überschauen, einen noch aktiv politisierenden Staat aber nicht. Wir müssen heute nach dem neunzehnten Jahrhundert, über den Historiker Goethe hinausgehend, sagen: Englands Weltmacht gründet sich nicht auf kulturelle Siege, eher schon auf zivilisatorische Durchdringung der Erde und Vergrößerung des gesamten europäischen Horizonts, letzten Endes aber auf wucherische Brutalität eines rücksichtslos hochgeschraubten Herrengefühls, dessen Unwahrhaftigkeit die Geschichte längst gebrandmarkt hat. Der englische Nationalcharakter beruht, was Goethe nicht im entferntesten durchdrungen hat, auf der Mischung angelsächsischen und normannischen

Bluts. Die Grundeigentümlichkeit dieser Rassen ist einerseits beharrliche Zähigkeit und trotziger Eigennutz, anderseits kühner Wagemut und keltische Beweglichkeit. Da die Angelsachsen überwiegen, ist die Entwicklung vom sechzehnten Jahrhundert ab, wo die Thronkämpfe blutigster Art einen gewissen Abschluß finden und die nationale Überseepolitik einsetzt, klar vorgezeichnet: Eigenstolz und Abneigung gegen Fremde, daneben treibender Unternehmungsgeist. Das alles haben auch andere kolonisatorische Völker besessen, die Phönizier, die Perser, die Türken, die Spanier. Sie sind schnell von stärkeren Machthabern abgelöst worden, weil sie nicht wie die Engländer durch die günstige Parteikonstellation der agrar-konservativen Tories und der industriell-liberalen Whigs vor einseitiger Interessenpolitik bewahrt worden sind und weil das kolonisatarische Genie der Engländer das glückliche Produkt verschiedener religiöser und geistiger Faktoren ist. Einmal hat die fast durchgängige Befreiung von den Banden der mittelalterlichen Kirche die Selbsthilfe mächtig angeregt; dann hat aber Benthams Lehre vom kapitalistischem Materialismus, die den Eigennutz aktiven Handelns predigte, verbunden mit John Stuart Mills allgemeinem Utilitarismus, der die große Masse berücksichtigte, den wirtschaftlichen Aufschwung der Nation in einzigartiger Weise gefördert. Selbstverständlich ist, daß die naturwissenschaftlichen Entdeckungen der Aufklärung und der jüngsten Zeit der materialistischen Prägung englischen Geistes weiteren Vorschub geleistet haben. Nicht verarbeitet hat England den Individualismus, wie er sich von Rousseau ausgehend und von Goethe fest gegründet im Laufe des vergangenen Jahrhunderts der ganzen Welt mitgeteilt hat. In dem großen Handelsvolke hat das hochgetriebene Streben nach Persönlichkeit nur den krassesten Geldhunger erzeugt, den einzelnen emporgeschnellt und das Volk unmündig gemacht. Die Gefahren dieser Steigerung des furchtbarsten Egoismus hat der Krieg der ganzen Welt geoffenbart. Indivialität soll ein Mittel sein, kein Zweck. Das hat England von Goethe nicht lernen können, das hat es nicht verstanden.

Der Dichter hat es dem Volke, bauend auf dessen Vergangenheit, zugetraut. Er hat sich darin geirrt. Aber es ist möglich, daß der Irrtum von dem Volke noch einmal gut gemacht wird. Ob der Krieg für England das Grab wird, wissen wir alle nicht. Wenn es aber noch nicht zu Tode geht, dann ist das deutsche Volk — darin hat Goethe als Seher weitab vom Weltkriege recht gehabt — Albions Retter. Ohne Züchtigung gibt es keine Besserung. Sind wir zu dem Amt durch unsere Kraft und den Willen der Vorsehung bestimmt, dann wollen wir uns von Mattherzigkeit und fabelhaften Rachegelüsten gleichmäßig fernhalten und nicht vergessen, daß wir im neunzehnten Jahrhundert England gegenüber nicht die Sieger waren, daß wir ihm gegenüber aber im zwanzigsten Jahrhundert und wenn die Erde weiter um die Sonne kreist, auch im einundzwanzigsten Jahrhundert Sieger sein können.

Der Weltkrieg und der Geschichtsunterricht

von

Willy Marcus.

Eine gewaltige Bewegung durchzieht seit Ausbruch des Krieges unser gesamtes öffentliches und privates Leben. Die unerhörten Begebenheiten im Felde haben — wie man wohl gesagt hat[1]) — eine 'nationale Renaissance' gezeitigt, die von dem übermächtigen Ringen mit dem Feinde eine Widergeburt auf volkswirtschaftlichem, gesellschaftlichem und manchem anderen Gebiete erziehen will, und der Deutsche würde einen guten Teil seines ureigenen Wesens ablegen müssen, wenn er hierbei nicht auch die Schule in den Kreis seiner Betrachtungen zöge. Die Redensart von dem Schulmeister, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat, kennzeichnet in ihrer richtigen wie in ihrer mißverständlichen Auffassung die Berechtigung des eben ausgesprochenen Urteils: die Neigung auch weiterer Kreise, für die Richtigkeit der alten Wahrheit einzutreten: *vitae, non scholae discimus.*

Erwägt man nun die unermeßlichen Anstrengungen unseres gesamten Volkes seit nunmehr fast zwei Jahren[2]), so muß man sagen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden hat, und auch die deutsche Schule hat die Probe in jeder Weise glänzend bestanden: weder haben die Schüler der humanistischen Gymnasien jene Weltfremdheit gezeigt, die nach zahlreichen Weissagungen die unausbleibliche Folge jahrelanger Beschäftigung mit versunkenen Zeiten und Völkern sein mußte, noch hat die nach neueren Zielleistungen gebildete Jugend jenen Idealismus für die edelsten Güter der Menschheit vermissen lassen, den — nach allzu einseitiger Beurteilung — nur die enge Vertrautheit mit dem klassischen Altertum erzeugen sollte.

So schien die Zeit gekommen, oder mindestens nahe, den so viel erörterten Burgfrieden aus dem Gebiete der Politik auch auf das Gebiet der Schule zu übertragen.

Überblickt man aber die zahlreichen, Schulfragen behandelnden Veröffentlichungen[3]), so spürt man dieses Geistes häufig keinen Hauch. Es ist, als ob das Leitmotiv: 'so kann es nicht weiter gehen!' zwar nicht mit dürren Worten, aber dem Sinne nach sie durchzöge, doch es hat auch nicht an gegenteiligen Stimmen gefehlt, die dem übereifrigen Drang, unser Schulwesen

[1]) Rothe, Die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums — eine Kulturfrage (Sokrates, 1./2. Heft, Berlin 1916, 31).

[2]) Geschrieben Juni 1916.

[3]) Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens, gesammelt von J. Norrenberg, Leipzig 1916.

als von Grund aus verbesserungsbedürftig hinzustellen, kühler gegenüberstanden [1]).

Auch die bisherige Behandlung der Geschichte ist — wie natürlich — Gegenstand der Beurteilung geworden, und es wäre schon jetzt Gegenstand einer besonderen — hier nicht unternommenen — Arbeit, die in zwei Jahren gemachten Vorschläge zu sichten und kritisch zu ordnen. Doch auch ohne eine solche ins einzelne gehende kritische Prüfung läßt sich der Grundgedanke der weitaus meisten Vorschläge angeben — weitestgehende Betonung der neuen und neuesten Zeit. Nun soll aber der gesamte Geschichtslehrplan nur eine Vermehrung um eine Stunde — in der Quinta — erfahren: 'es bleibt daher nichts anderes übrig, als den Stoff aus dem Altertum, dem Mittelalter und der Neuzeit bis zu Friedrich dem Großen noch mehr zu kürzen, als es jetzt bereits geschieht' [2]). Gegenüber diesen beiden Grundsätzen steht die Meinung, daß man 'den wirklichen geistigen Ertrag' des Weltkrieges 'erst in sehr geraumer Zeit' für den Unterricht werde nutzbringend verwerten können [3]), so vereinzelt da, daß sie gerade wegen ihrer Vereinzelung, wie gar oft im Leben, vielleicht besondere Beachtung verdient.

Doch von den vorzunehmenden Kürzungen und Streichungen soll hier nicht die Rede sein; sie sind ausreichend behandelt worden — so ausreichend, daß darüber eine andere Frage zu kurz gekommen zu sein scheint: die Frage, inwiefern die Vorgänge der Gegenwart eine ausführliche Behandlung früherer, sonst nur beiläufig erwähnter geschichtlicher Begebenheiten erfordern!

Wohl zu keiner Zeit hat es an Stimmen gefehlt, die der Geschichte den Wert einer Wissenschaft bestritten haben. Es mag das daran liegen, daß die mehr oder weniger gewaltsamen religiösen Geschichtskonstruktionen von Augustin an dem prüfenden Menschenverstande gar zu wenig Stand zu halten vermochten und daß auch Hegels tiefer greifendes Bemühen, das 'Ziel' der Weltgeschichte zu finden [4]), den Forderungen wahrhafter geschichtlicher Einsicht nicht entsprach. Kein Geringerer als Ranke hat mit einer bei ihm sonst ungewohnten Schärfe Hegels Meinungen zurückgewiesen [5]), und auch das Bestreben, in die Fülle der

[1]) Sokrates, 1./2. Heft, Berlin 1916, 45f. — Pädagogischer Zentral-Anzeiger, 1916, Nr. 13. Ferner: P. Cauer, Zukunftsaufgaben im höh. Schulwesen. Neue Jahrbücher 1916. Zweite Abteilung VII, 291 ff. 297: 'Die Notwendigkeit einer grundlegenden Umgestaltung hat der Krieg jedenfalls nicht erwiesen.'

[2]) Aus der Verfügung des preußischen Unterrichtsministers über den Geschichtsunterricht vom 2. September 1915.

[3]) F. Friedrich, Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts in höheren Schulen. Leipzig 1915. Vorwort, IV.

[4]) Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von Gans. Berlin 1837. 107: 'Die Freiheit hat die Handhabe gefunden, ihren Begriff wie ihre Wahrheit zu realisieren. Dieses ist das Ziel der Weltgeschichte'.

[5]) Weltgeschichte. IX. Zweite Abteilung. Leipzig 1888. 5: 'Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst'.

geschichtlichen Daten mit Hilfe der 'Generationenlehre', wie sie Lorenz [1]), oder der mehr mechanischen 'Drittelung' der Jahrhunderte, wie sie Harnack [2]) vorschlug, eine größere Übersicht zu bringen, hat keinen rechten Anklang gefunden, ja gerade in letzter Zeit zu einem lebhaften Angriffe des bekannten Italieners Benedetto Croce [3]) geführt.

Überwiegen wird wohl noch lange — und vorläufig je länger je mehr — der Eindruck, dem in wissenschaftlicher Form Schopenhauer [4]) und mehr scherzhaft Oskar Jäger [5]) Ausdruck verlieh, daß die Geschichte als ein zu Lehrendes und zu Lernendes wegen des Mangels an Abgeschlossenheit und Begrenztheit der Schule immer ernstere Schwierigkeiten zu machen beginne.

Aber weil die Abgeschlossenheit einer strengen Wissenschaft vermißt wird, erscheint andererseits auch die Abhilfe leicht. Denn wenn auch an einer anderen Stelle der Verfügung von den Schülern verlangt wird, daß 'sie sich mit der vergleichenden Geschichtsbetrachtung vertraut gemacht haben', so ist doch im allgemeinen der Geist des Erlasses gekennzeichnet durch die im sechsten Absatze empfohlenen 'stärkeren Kürzungen und Zusammenfassungen'.

Es soll nun hier von vornherein zugegeben werden, daß solche Kürzungen nicht nur leicht vorzunehmen, sondern auch notwendig sind; nur die Frage soll aufgeworfen werden, ob die eingehendere Behandlung eines bestimmten geschichtlichen Gebietes, in unserem Falle der Gegenwart, nicht ganz von selber ein näheres Eingehen auf andere, bis jetzt vielleicht knapper behandelte Tatsachen erforderlich macht.

Schopenhauer, gewiß kein Freund geschichtlicher Studien, gesteht dennoch in dem oben erwähnten Aufsatze: 'Was die Vernunft dem Individuo, das ist die Geschichte dem menschlichen Geschlechte' [6]), und vergleicht weiterhin jede Lücke in der Geschichte mit einer Lücke im erinnernden Selbstbewustsein eines Menschen [7]), und wer Wolfs 'Angewandte Geschichte' [8]) liest, wird finden, daß das Ergebnis großer und allgemeiner Zusammen-

---

[1]) Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Zweiter Teil. Leopold v. Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891.

[2]) Geschichte und Religion. Aus dem Sammelbande: Universität und Schule. Vorträge. Leipzig 1907. 36.

[3]) Zur Theorie und Geschichte der Historiographie. Aus dem Italienischen übersetzt von Enrico Pizzo. Tübingen 1915. 103.

[4]) Über Geschichte. (Die Welt als Wille und Vorstellung II. § 38. Reclam S. 515 ff.)

[5]) Lehrkunst und Lehrhandwerk. Wiesbaden 1901. 218: 'Es geschieht immer mehr Geschichte'.

[6]) Reclam a. a. O. 522.

[7]) a. a. O. 523.

[8]) Unter dem Begriff 'Angewandte Geschichte' (Leipzig 1910) versteht der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, die allseitigen Beziehungen geschichtlicher Begebenheiten der Gegenwart zur Vergangenheit.

fassungen auch in diesem vortrefflichen Werke eine ziemlich eingehende Kenntnis der Einzelheiten zur Voraussetzung hat. Anders ist es nun einmal nicht: auch die Lektüre von Leopold Rankes und Dietrich Schäfers Weltgeschichten bietet keinen leicht abzuschöpfenden Genuß. Die andeutungsreiche Schreibart dieser Werke sagt nur dem etwas, der mit einem festen Gerüst von Einzelkenntnissen ausgestattet an sie herantritt, um an der Hand der Meister den letzten Schritt zur Erkenntnis zu tun. Wo aber Ranke wirklich über Einzelheiten belehren will, da arbeitet auch er nicht mit Zusammenfassungen, sondern fügt eine Menge scheinbar nebensächlicher Dinge zu einem farbenprächtigen, belehrenden Gesamtbilde zusammen. Ranke selbst hat diese Art der Darstellung verteidigt[1]), Bernheim sie vom Standpunkte der Methodik aus besprochen[2]).

Kann somit die Geschichte als Wissenschaft der darstellenden Kleinmalerei nicht entraten, so kann es auch ihr schulmäßiger Betrieb nicht, auch in den oberen Klassen nicht, denn der immer wider erhobene Einwand, daß dort fast alles schon einmal 'dagewesen' sei, ist doch in seinen Folgen nur für die wenigen wirklich guten Schüler von Belang. Der Tertianer mag ja mit wirklicher Wißbegierde erwarten, wie es Heinrich IV. in Kanossa ergehen werde, während der Primaner das schon weiß[3]), aber wie wenig, wie jeder Geschichtslehrer der oberen Klassen zugeben wird, bringen im Durchschnitt die Schüler aus den unteren und mittleren Klassen an Kenntnissen mit! Demnach wird es wohl dabei bleiben, daß Überblicke und Zusammenfassungen in erster Linie den Oberklassen zugehören, daß aber die zunächst den Unter- und Mittelklassen eignende Form der Erzählung und epischen Ausmalung späterhin nicht in dem Maße zurücktreten kann, wie man das heute vielfach empfohlen findet.

Geschieht es dennoch, so nimmt man der Geschichte das beste, was sie nach einem bekannten Ausspruche Goethes bieten kann, die begeisternde Wirkung. Der Schreiber dieser Zeilen wird sich aus seiner Studienzeit stets mit Freuden der farbensatten, glänzenden Schilderungen aus der Renaissance erinnern, die Professor Jacob Caro in seinen Vorlesungen zu geben pflegte und was für die Universität Geltung hat, gilt in diesem Falle für die Schule erst recht.

---

[1]) In der 'Erwiderung auf Heinrich Leos Angriff' heißt es, er habe sich bemüht, 'das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darzustellen' ... 'Ich habe mich hier ... der Erscheinung selbst anzunähern gesucht ... In und mit dem Ereignis habe ich den Gang und Geist desselben darzustellen gesucht und jenem seine bezeichnenden Züge abzugewinnen mich angestrengt' (Zur eigenen Lebensgeschichte. Leipzig 1890. 664f.).

[2]) Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig 1903. 732.

[3]) Dieses Beispiel bringt Friedrich, S. 39, in seinem oben angeführten Werke. Leider betont das sonst vortreffliche Buch zu sehr den bloß widerholenden Charakter des Geschichtsunterrichts in den oberen Klassen.

Hierzu kommt ein Zweites. Das mit vollstem Rechte von der preußischen Unterrichtsverwaltung gestellte Verlangen einer eingehenden Behandlung der neuesten Zeit führt mit Notwendigkeit zu genauerer Besprechung mancher bisher kurz erledigter Dinge aus früheren Zeiten. Denn wenn wir die Geschichte auch keineswegs als ein so planvolles Ganze auffassen, wie sie Augustins frommem Gemüte oder Hegels theoretischem Geiste erschien, so ist sie doch auch uns eine Reihe ursächlich verknüpfter Tatsachen, deren beliebige Ausschaltung jene oben erwähnten, von Schopenhauer so treffend gekennzeichneten 'Lücken' hinterlassen könnte. Wer also als Geschichtslehrer genötigt ist, Kürzungen im Stoffe vorzunehmen, — und wer wäre es bei der Überfülle im Zeitalter der Kurzstunde nicht? — der hüte sich, Dinge zu verwerfen, die unter dem Eindrucke des gewaltigsten aller Kriege plötzlich in ein überraschendes, neues Licht gerückt sind.

Gleich die ersten gewaltigen Erfolge bei Tannenberg und Angerburg führen bei ihrer Besprechung auf ein scheinbar fernliegendes, aber schlechterdings nicht zu umgehendes Gebiet. Der herkömmliche Vergleich dieser Schlachten[1]), mit denen von Cannae und von Leuthen macht eine Besprechung dieser Kämpfe von nun an fast unvermeidlich, soll die Redensart von dem Cannae und dem Leuthen der Gegenwart für die Schüler kein leerer, unverstandener Schall bleiben. Auch wer, wie die Lehrer des Schreibers dieser Seiten, nicht die geringste kriegsgeschichtliche Einzelheit einer Schlacht den Schülern — wohl aus Grundsatz — je zu bieten pflegte, wird wenigstens in Grundzügen die Maßnahmen der Sieger anzudeuten nicht umhin können — ein freilich bei Cannae wegen der Schwierigkeiten der Örtlichkeit eigentlich nur theoretisch durchführbares Unternehmen[2]).

Führt dann die weitere Erörterung auf Nowo-Georgiewsk, so rückt Napoleons I. Aufenthalt in dieser Gegend im Winter 1806/07 und seine Begründung des Brückenkopfes Modlin, des späteren Nowo-Georgiewsk, fortan ganz anders als bisher in den Kreis unserer Teilnahme[3]). Der im Gegensatz zu den Kämpfen von Jena und Auerstädt von den meisten Geschichtslehrern wohl kurz erledigte Feldzug von 1807 ist nun geeignet, in lehrreicher Weise ein Gegenstück zu den Kämpfen der Gegenwart zu bilden.

Wenn die weitere Behandlung der gegenwärtigen Kämpfe zu dem Ergebnis führt, daß den Russen in der Weiträumigkeit

[1]) Niemann, Hindenburgs Siege bei Tannenberg und Angerburg. Das Cannae und Leuthen der Gegenwart. Berlin 1915. — Strecker, Von Hannibal zu Hindenburg. Berlin 1915.

[2]) Auch Kromeyer, Antike Schlachtfelder III. Erste Abteilung. Berlin 1912. S. 278—388 kommt doch bezüglich der Örtlichkeit zu keinem bestimmten Ergebnis. — Viedebannt verlegt neuerdings wider den Kampf auf das rechte Ufer des Anfidus (Neue Jahrbücher. 1916. 5. Heft. S. 321 ff.: Hannibal und die römische Heeresleitung bei Cannae).

[3]) Das beste hierüber, beleuchtet von geographischer Einsicht, bietet vorläufig Partsch, Der östliche Kriegsschauplatz. Leipzig 1916. S. 56f.

ihres Landes eine Hilfe erwachsen ist, die auch die Verkehrsmittel der Gegenwart auf unserer Seite nicht ganz wett zu machen vermocht haben, so wird der Lehrer vielleicht einige Betrachtungen daran knüpfen, die geeignet sind, verschiedene Geschichtsperioden gegenseitig zu erhellen. Bekanntlich hat kein Geringerer als Hindenburg die in deutschen Kreisen etwa gehegte Hoffnung auf eine russische Revolution mit der Begründung zurückgewiesen, man wisse in Rußland infolge der Größe des Landes zu wenig voneinander, als daß die einzelnen, wenn auch noch so unzufriedenen Landesteile zu einem wirksamen Widerstande gegen die Regierung sich zu vereinigen vermöchten. Der Verlauf der Dinge hat ihm bisher Recht gegeben, und der Geschichtslehrer hat nun Gelegenheit, einer über zweihundert Jahre zurückliegenden, den deutschen Schüler bisher überwiegend fremd anmutenden Begebenheit eine wünschenswerte Gegenständlichkeit zu verleihen: Als Karl XII. im Jahre 1709 nach Moskau vorrückte, veranlaßte ihn die Kunde von dem angeblich aufständischen Südrußland zu jenem mit Paltawa endenden Zuge dorthin.

Auch die übrigen Kämpfe der Gegenwart werden eine teilweise ausführlichere Besprechung früher kürzer behandelter Dinge zur Folge haben. Was bedeutet für viele Tausende von Familien seit diesem Jahre Verdun! Diese Festung und Longwy, für jeden deutschen Schüler mit dem Namen des deutschen Kronprinzen unlösbar verknüpft, werden nun auch bei Durchnahme des Feldzuges von 1792 mehr als beiläufig erwähnt werden müssen, und die furchtbaren, von Goethe in der 'Campagne in Frankreich' so klassisch dargestellten Wirkungen des lehmigen Bodens gewinnen durch die Schilderungen unserer Tapferen eine ungeahnte gegenständliche Bedeutung.

Es liegt ferner in der Natur der Sache, daß die Beziehungen unserer Bundesgenossen zu den Gegnern und die unserer Gegner untereinander eine Erweiterung der in der Schule zu behandelnden 'außerdeutschen Verhältnisse von weltgeschichtlicher Bedeutung'[1]) mit sich bringen. Die Sehnsucht der Italiener nach Österreichs Mittelmeerküste, ein für den Kaiserstaat völlig unannehmbares Verlangen, gewinnt doch wenigstens die Spur eines geschichtlichen Hintergrundes unter Berücksichtigung der von jeher verwickelten Grenz- und völkischen Verhältnisse, von denen alte und neue Geographen und Historiker zu berichten wissen[2]). Sie den Schülern nicht vorenthalten heißt das Verständnis für den unseligen Zwist ebenso vertiefen, wie die Erwähnung der schon Philipp von Mazedonien für die Sicherheit seines Landes zugute

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen. Halle 1901. 47 S.

[2]) Nissen, Italische Landeskunde I. Berlin 1883. S. 77. II. 1902. S. 226 mit der dort angeführten Literatur. — Mommsen, Römische Geschichte V. Berlin 1904. S. 8 f. — Partsch, Mitteleuropa. Gotha 1904. 287 S.



gekommenen Nordwinde [1]) die eigentümlichen Schwierigkeiten klar macht, mit denen die Flotte der Entente bei ihrem Angriffe auf Gallipoli auch im Zeitalter des Dampfes noch zu kämpfen hatte. Die Stellung der beiden Westmächte hierbei wird es kaum noch angängig erscheinen lassen, die beiden sogenannten hundertjährigen Kriege zwischen Engländern und Franzosen im Unterrichte zu übergehen, zumal da auch in diesem Kriege Calais eine so kennzeichnende Rolle spielt. Die Gelegenheit, 'den inneren Zusammenhang größerer Zeitabschnitte zu erkennen' [2]), ist hier besonders günstig: England, bis zum Untergange der großen Armada von Spaniens Seemacht bedroht, bedurfte bis zur zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts des Stützpunktes Calais ebenso wie heute, wo Deutschland ebenbürtig neben die einstige Alleinherrscherin zur See getreten ist. Zur weiteren Kennzeichnung dieser Schwierigkeiten mag die kurze Behandlung des englischen Kolonialreiches dienen [3]), wobei man nach deutscher Art die hervorragende Befähigung der Engländer für Kolonisation vor den Schülern hervorzuheben nicht verfehlen wird.

Aber nicht nur Einzelheiten aus den Begebenheiten früherer Zeiträume werden in ihrer Erörterung teilweise eine größere Ausführlichkeit heischen: auch gewisse Hilfsbegriffe wie Neutralität, Vertragstreue und Völkerrecht werden wohl mehr in den Gesichtskreis der Schule rücken. Ist es doch schon heute kaum zweifelhaft, daß die fragwürdigen Vorgänge dieses Krieges eine lebhafte und eingehende theoretische Untersuchung dieser Begriffe zur Folge haben werden. Die prächtige Anekdote von den heuchlerischen Klagen der Engländer über die preußische Beschießung Sonderburgs im Jahre 1864 und dem von Bismarck in den Berliner Zeitungen als Antwort sofort veröffentlichten Verzeichnisse der von England im Krimkriege beschossenen offenen russischen Küstenstädte und -dörfer [4]) sollte von nun zum eisernen Bestande der Schule gehören. Die bewaffnete Neutralität Rußlands im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege, die England gegenüber neutralen Staaten Rücksichten auferlegte, wird, zur Beleuchtung der rechtlichen Verhältnisse des Weltkrieges, kaum länger mit Stillschweigen in den Lehrbüchern übergangen werden dürfen [5]): der damalige Zusammenschluß Rußlands mit Schweden und Dänemark und die Besprechungen zu Malmö und Christiania in der Gegenwart wurzeln in den gleichen rechtlichen Anschauungen.

---

[1]) Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland. Breslau 1885. S. 104. — Cauer, Palaestra vitae. Berlin 1907. S. 39 f.: Das zur Verlebendigung des Altertums wohl beste Buch.

[2]) Aus dem Erlaß vom 2. September 1915.

[3]) Von Froboese (Aus einer Geschichtsstunde in Prima. Lehrproben Heft 95 S. 57 ff.) schon 1908 gefordert. Doch geht er in eingehender Behandlung des Stoffes wohl etwas zu weit.

[4]) Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches. III. München und Leipzig 1890. S. 283 f.

[5]) Ebenfalls von Froboese schon 1908 (a. a. O.) gefordert.

Viel schwieriger — aber mit pädagogischem Takte wohl zu leisten — ist die Behandlung der Vertragstreue in dem Leben der Völker. Ob Friedrich der Schöne, heutigen Tages aus der Gefangenschaft entlassen, auch wider, wie im vierzehnten Jahrhundert, dorthin zurückkehren würde, ist eine in der Schule wohl aufzuwerfende, aber besser wohl unentschieden gelassene Frage, wobei man immerhin durchblicken lassen mag, daß die sittlichen Anschauungen keineswegs mit den äußeren Fortschritten der Technik und Kultur gleichen Schritt zu halten brauchen. Es führt diese Erörterung dann weiter zur Besprechung der sittlichen Anschauungen im Verkehr der Völker überhaupt, und es hieße ein wenig würdiges Versteckspiel mit der Wahrheit treiben, wollte man den Schülern die Tatsache verschweigen, daß in der Politik letzten Endes Macht vor Recht geht, zumal, da die größten Deutschen, wie Bismarck[1]) und auf wissenschaftlichem Gebiete Ranke[2]) sich offen zu diesen Ansichten bekannt haben. Der Lehrer wird nur dafür Sorge zu tragen haben, daß wirklicher Verrat als solcher gebührend gekennzeichnet werde und Italiens Handlungsweise nicht etwa als durch die Erörterung gerechtfertigt erscheine.

Sind es so in erster Linie die wirklich geschichtlichen Begebenheiten früherer Zeiten, die durch den gewaltigen Eindruck der Gegenwart teilweise in eine neue Beleuchtung rücken, so geht auch mit den vereinzelten Auffassungen mehr persönlicher Art eine beachtenswerte Umwertung vor sich. So war es unserer Zeit vorbehalten, die Niedrigkeit der Gesinnung und die furchtbare Gefahr zu ermessen, die die Aushungerung eines Landes in sich schließt. Nicht nur der fromme Zwingli hielt in dem mit der Schlacht bei Kappel endenden Bürgerkriege die Aushungerung für das angemessene, nicht einmal äußerste Mittel[3]): auch 1870 galt sie bei der Belagerung von Paris einer starken und angesehenen Partei für die mildere Form[4]).

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen. II. Stuttgart 1898. S. 258: Die clausala rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. — Bismarck im Reichstage, 6. Februar 1888: 'Keine Großmacht kann auf die Dauer in Widerspruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgendeines Vertrages kleben, sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr'.

[2]) Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte. II. Leipzig 1878. S. 353: Wie bei persönlichen Freundschaften, so gibt es auch bei den großen politischen Verbindungen unausgesprochene Tendenzen, die doch eben die wirksamsten sind . . . Die Allianzen bestehen in voller Stärke solange, als die selben Tendenzen, aus denen sie entsprungen sind, vorwalten und ausführbar erscheinen; sowie das nicht mehr möglich ist, treten sie in ein neues Stadium ein.

[3]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. III. Berlin 1852. S. 289.

[4]) Hierüber besonders lehrreich: Fred Graf Frankenberg. Kriegstagebücher. Stuttgart und Leipzig 1897. S. 203, 214. — Die Bemerkung, daß eine Beschießung unter Umständen 'viel barmherziger' als eine Aushungerung

Gegenüber diesen Bestrebungen Englands in der Gegenwart konnte es nicht ausbleiben, daß in der Beurteilung der Gegner Englands aus früherer Zeit ein bemerkenswerter Wandel sich vollzieht. Schon fehlt es nicht an Stimmen der Presse, die im Übereifer Napoleon I. als den Hauptgegner Englands den Befreier Europas nennen, und ein pädagogischer Beurteiler neuester Zeit sieht nicht mehr, wie z. B. Mommsen tat[1]), in den Carthagern die Engländer des Altertums, sondern in den jede andere Macht umstrickenden Römern[2]).

Niebuhr hat einmal gesagt: 'Ich bin Historiker, denn ich kann aus dem einzeln Erhaltenen ein vollständiges Gemälde bilden und weiß, wo Gruppen fehlen, wie sie zu ergänzen sind'[3]). Ein rückwärts gewandter Seher, hat er mit Betätigung dieser Gaben die wissenschaftliche Geschichtsschreibung begründet, aber auch dem schulmäßigen Betriebe Weisungen gegeben, die jetzt vielleicht wichtiger sind als ehedem. Auch die Schule hat, wenn auch nicht im wörtlichen Sinne des großen Geschichtsschreibers, die durch Streichungen in den Lehraufgaben entstandenen Lücken so zu ergänzen, daß dem heranwachsenden Geschlechte 'ein vollständiges Gemälde' vor der Seele stehe. Bei den zur Beurteilung geschichtlicher Begebenheiten jetzt mehr denn je wechselnden Maßstäben[4]) ist das, wie die hier getroffene Auswahl gezeigt haben wird, gewiß keine kleine Aufgabe. Aber sie muß unternommen werden: zum Segen der der geschichtlichen Belehrung so dringend bedürftigen deutschen Jugend und somit zum Segen unseres deutschen Vaterlandes.

---

sei, hat vor dem jetzigen Kriege von neueren Geschichtsschreibern nur Regensberg meines Wissens gemacht: 1870/71. Der deutsch-französische Krieg. III. Stuttgart (ohne Jahreszahl). S. 269f.

[1]) Römische Geschichte. I. Berlin 1907. S. 501.

[2]) Friedrich Cauer. Neue Ziele und Wege des Geschichtsunterrichts. (Neue Jahrbücher. Herausgegeb. v. Ilberg u. Cauer. 19. Jahrgang. 3. Heft. Leipzig-Berlin 1916. S. 129.)

[3]) Angeführt bei Wegele. Geschichte der deutschen Historiographie. München und Leipzig 1885. S. 1005, und teilweise bei Bernheim. a. a. O. S. 577. Beide Forscher geben den Fundort nicht an. Auch mir ist es nicht gelungen, ihn zu finden.

[4]) Troeltsch, Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge (Sybels historische Zeitschrift. Band 116. München und Berlin 1916.).

MITTEILUNGEN

Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft[1])

'Weiterentwicklung des höheren Schulwesens' stand auf dem Titelblatt des Norrenbergischen Sammelwerks vom Anfang dieses Jahres, und 'Weiterentwicklung des Unterrichtswesens' erstreben die von dem Lübischen Schulrat Wychgram berufenen, nicht weniger als dreiundachtzig großen und kleinen Propheten. Das einen Fragebogen darstellende Vorwort des Herausgebers ist ein Muster praesidialer Umsicht und Unparteilichkeit. Auch die Auswahl der Mitarbeiter verrät Urteil und Sinn für Gerechtigkeit. Mag man sie gruppieren, wie man wolle, nach der Anzahl der darin vorhandenen Mitglieder der Schulaufsichtsbehörden, der Töchterschule, der Elementarschule, des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, der Universität, immer bewegen sich die Zahlen um 12 herum. Auch die Zahl der weiblichen Federn beträgt 12. Und das Bild eines fast märchenhaften Burgfriedens bietet sich dar in dem Nebeneinander des Sozialdemokraten und des ungekrönten Königs von Klein-Tschunkawe.

Über die Ansichten der Dreiundachtzig auch nur einen kurzen Überblick zu geben ist unmöglich, obgleich nicht wenige früher von ihnen Gesagtes nur widerholen, und die Beiträge anderer eigentlich einer Absage gleichkommen.

Nach dem — wie es scheint ohne eigentliche Sachkenntnis, oder überaus flüchtig, gearbeiteten — Sachregister hat, außer der Dienstpflicht der Frauen und dem ganz allgemein verworfenen Einjährigenrecht der höheren Schulen, kein Gegenstand die Geister so lebhaft in Bewegung gesetzt, als der Gedanke, der von der Volksschule zur Universität gradlinig hinaufführenden Einheitschule.

Auch ein Schützengrabenaufsatz ist dabei, aber diesmal kein herostratischer, aus der Feder des bisherigen Direktors des Frankfurter Goethe-Gymnasiums. Es ist das Programm eben einer Einheitschule, zu unterst Volksschule, dann Mittelschule, daneben um einen Jahrgang verkürzt Realschule, dann mit Untersekunda Gymnasium und Realgymnasium, mit Unterprima weitre Differenzierung: das Gymnasium griechisch, das Realgymnasium englisch, die Oberrealschule mathematisch-physikalisch orientiert, Religion, Deutsch, Geschichte, Turnen allen gemeinsam. Für

---

[1]) Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft, Beiträge zur Weiterentwicklung des Unterrichtswesens, gesammelt und herausgegeben von Jakob Wychgram. Leipzig, Otto Nemnich, 1916. 467 S. 8. 7 ℳ.

eine Einheit höherer Ordnnng, Reichsschulamt, Reichsschulgesetz, tritt ebenso weitschauend als zurückhaltend der Frankfurter Stadtschulrat ein.

Sehr wichtig, wichtiger als alles, was der Germanistenverband bisher vorgebracht hat, ist, nach dem Vorgange von Helmholtz in der Dezemberkonferenz 1890, die Feststellung des Greifswalder Historikers Bernheim über einen beschämenden Mangel an Denk- und Ausdrucksfähigkeit bei den Studenten; auch die Schöngeister des Erlebnisaufsatzes werden gut tun, hier nachzulesen, woran es am meisten fehlt.

Zum Schluß ein Kuriosum: ein Asket eigner Art, Vorsitzender vielleicht eines 'Vereins abstinenter Philologen', faßt seine Gedanken zusammen in den Spruch, 'Wer die Jugend liebt, der haßt den Alkohol'.

Der Aufstieg der Begabten[1])

Ein ungemein frischer Wind weht in der vom Deutschen Ausschuß für Erziehung und Unterricht herausgegeben Sammelschrift über den Aufstieg der Begabten. Alle die Ladenhüter des Schulstreites lassen die hier das Wort nehmenden, den verschiedensten Berufsklassen angehörenden Männer weit hinter sich. Auch die politische, in ihrem Ursprung derb demokratische Seite des Themas tritt nirgend in die Erscheinung. Hier gibt es kein Parteiprogramm und kein Dogma. Vorfragen sind es, die in einer Breite und Tiefe erörtert werden, wie in keiner der vielen Reformschriften, die uns das große Erlebnis des europäischen Krieges beschert hat. Der, nicht bloß dem Umfang nach, bedeutendste Teil der Ausführungen beschäftigt sich mit dem Wesen, der Diagnose, der Pflege und den bisherigen Ausbildungsmöglichkeiten der Begabung. In all diesen Aufsätzen findet sich kaum eine Niete. Durch alle Ausführungen zieht sich als Grundton: höhere Bewertung der Einzelbegabung! und Selbsttätigkeit des Schülers! Einigermaßen aus der Reihe heraus fällt ein eigens dem Berechtigungswesen gewidmeter Aufsatz, der zu dem Resultat kommt, im ganzen seien die Vorteile der Berechtigungen größer als die Nachteile.

In dem Beitrage über 'Wege zur Nationalschule' sind besonders lehrreich die Berichte über die Münchener Versuchsschule und über den Aufbau des Gesamtschulwesens der Stadt Mannheim.

Kein Zweifel: man will das Volk in seiner Gesamtheit umsichtiger und werktätiger werden lassen, ohne deshalb den Wert eines wirklich höheren geistigen Lebens im geringsten zu unterschätzen. *Suum cuique* heißt jetzt nicht nur jedem Schulsystem, sondern jedem Landstrich, und womöglich jedem Schüler das Seine! Ein hohes Ziel, zu dessen Erreichung es freilich noch mancher Vorfrage und dann auch manches Versuchs bedarf.

Herausgeber ist Dr. Peter Petersen vom Johanneum, ein Schlußwort fügt hinzu der schon bei Perthes (Sokr. 1915, 452) und bei Nemnich (s. o.) vorteilhaft hervorgetretene Dr. Karl Umlauf vom Lehrerinnenseminar in Hamburg.

---

[1]) Der Aufstieg der Begabten, Vorfragen. Im Auftrage herausg. und eingel. von Peter Petersen. Leipzig, Teubner, 1916. 208 S. 8. 2,70 ℳ.



Deutsche Abende

Einen hübschen Gedanken hat das junge Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht im verflossenen Winter zur Tat gemacht durch Einrichtung von acht 'Deutschen Abenden' mit einstündigen Vorträgen[1]) auswärtiger Universitäts- und Gymnasiallehrer über die Art, wie sie sich die von uns allen gewünschte liebevollere Pflege des Deutschen auf den höheren Schulen denken.

Den ersten Vortrag hielt Ludw. Sütterlin über die neue Sprachwissenschaft und den deutschen Unterricht, klar und ausspruchslos, aber für die meisten Hörer, oder vielmehr Hörerinnen, wohl nicht recht zum Warmwerden: wie reizvoll und wenig 'trocken' wissenschaftliche Sprachbetrachtung ist, wird der Hörerschaft, wie sie nun einmal war, kaum aufgegangen sein. Verständlich ist bei dem sachkundigen Freunde des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins der Schmerz (S. 26) über das Treiben der großen Zahl von 'weniger einsichtigen Anhängern'.

Das Verhältnis von Bildkunst und Wortkunst behandeln Wilhelm Waetzold und Oskar Walzel, beide nicht ohne Geist; doch unvergleichlich tiefer schürft diesmal der Kunsthistoriker als der Philologe. Es gibt zu denken, daß in der Kunst der literarischen Analyse die Philologie der neueren Sprachen bei uns noch immer nicht die Führung hat, die ihr doch, nach Lage der Dinge, von rechtswegen zustände.

Der unzweifelhaft gehaltvollste Vortrag ist der von Konrad Burdach über sein Lieblingsthema, die Renaissance, mit einer neuaufgesetzten Spitze, Deutsche Renaissance, besonders zeitgemäß darin die Kritik der Streitschrift von Rich. Benz mit dem aufreizenden Titel 'Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur'.

Von deutscher Volkskunde im deutschen Unterricht redet ebenso ansprechend als unpraktisch Friedr. v. d. Leyen: mit einer so massenhaften Nahrungszufuhr wird der deutsche Unterricht auch nicht gesund.

Gern folgt man den überaus klaren und schlichten Ausführungen Ed. Sprangers über das humanistische und politische Bildungsideal im heutigen Deutschland, obgleich das Ganze etwas gedankenblaß, und der Schluß, mit den beiden Hegelschen Sprüchlein, eher lähmend als anfeuernd wirkt.

Wenn man erfahren will, wie die wahrhaft deutsche Kultur in dem 'völkischen Blickwinkel' aussieht, so lese man Johann Georg Sprengel über 'die deutsche Kultureinheit im Unterricht': um eine Auseinandersetzung zu lohnen, herrscht hier, gelinde gesagt, noch zuviel Unausgegorenes. Bei Liliencron sollen wir uns an der 'suchenden Sehnsucht', der 'unverwüstlichen Gewißheit einer höheren Welt' erbauen, während die Griechen 'vor dem Bild des Olympischen Zeus nur sinnendurstige Schönheitslust erfüllte'. Soll man das ernst nehmen? Wem das Beste, was das Griechentum unserm Geistesleben geben konnte, die großen Romantiker der Antike bereits ausgeschöpft haben, dem muß die Altertums-

---

[1]) Sämtlich gedruckt Berlin 1916 und durch Siegfried Mittler & Sohn einzeln zu beziehen. Preis 50 ₰ bis 1,50 ℳ.



wissenschaft des letzten Menschenalters mit ihrer ganz neuen Andacht vor der Großheit und Tiefe jener alten Kultur fremd geblieben sein.

Sehr passender Weise machte der Basler Philologe Karl Joël, über 'die Bedeutung unsres klassischen Zeitalters für die Gegenwart', den Schluß der Mahlzeit: lauter Konfekt, genug um zehn Prunkmahle damit zu würzen, eine Überfülle der tiefsinnigsten Zitate, die ganze Weisheit des klassischen Zeitalters in Form von Rosenöl, ein literarisches Virtuosenstück, didaktisch mit Vorsicht zu verwenden. S.

Deutschtum und Dichtung[1])

Ein wundervolles Thema mit umfassender Sachkenntnis und sympathischer Schlichtheit behandelt; aber namentlich, wo es sich um unser Verhältnis zur Antike handelt, von seltsamer Unausgeglichenheit. Goethe soll nach den vielversprechenden Anläufen im 'Götz' und im 'Egmont', fast ausschließlich den tiefen Bildungsfragen des einzelnen, des eignen tiefbohrenden Ichs zugekehrt gewesen, dadurch von der Erschließung deutscher Art abgelenkt worden sein. Dann aber heißt es, der 'Gewinn, den er bei den Griechen erzielte, war unermeßlich groß und durch Goethe nahmen weite Kreise unsres Volkes daran teil; in der Schule der Alten sind uns die besten Kräfte gereift' usf. Dann widerum werden die neun Musen der Griechen 'uns höchst gleichgültig' gefunden, was sich hoffentlich nur auf die Namen, nicht auf den Geist bezieht; denn gleich darauf heißt es, 'griechische Denkweise drang in die innersten Tiefen von Goethes Seele ein, sie hoben ihn und steigerten seine Kräfte . . . Er erreicht auf diesem Wege ein Maß der inneren Freiheit, wie es selbst dem deutschen Geiste zuvor noch nicht beschieden gewesen war'; und das sollte zur Erschließung deutschen Wesens nicht beigetragen haben? Die Äußerungen des sich nimmer genugtuenden Meisters über die deutsche Sprache, in den venezianischen Epigrammen, wirkt auf Redner 'wahrhaft erschreckend'. Auch diese Kundgebung eines Führers der Germanistenbewegung kann nur zur Vorsicht mahnen.

Das geschichtliche Wesen und Recht der deutschen nationalen Idee[2])

Diese Schrift des Würzburgers Historikers, Niederschlag einer umfassenden Universitätsvorlesung, stellt in ihrem Kern eine ungemein schlichte und ernste Jahrhundertfeier dar, vorangeht ein Blick auf die russischen Träume eines Universalreiches, es folgen Betrachtungen über den französischen Positivismus und den individualistischen Utilitarismus Englands. Von Deutschland heißt es, wie ihm eine bevormundende Rolle fremd sei, so gedenke es sich auch selber nicht bevormunden zu lassen. 'In Treue zu sich selbst darf das deutsche Volk den großen Aufgaben seiner Zukunft entgegengehn. Die Form, in der Fichte die Idee der ewigen Fortdauer seiner Nation aussprach, mag vergänglich sein. Der zugrunde liegende Gedanke ist unvergänglich. Wir leben in tiefster Seele von der Ewigkeit der Werte, die das persönliche Leben des einzelnen wie das nationale Leben als Ganzes in der besonderen Prägung eigenen Wesens zu verwirklichen haben.'

Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium[3])

Rehms Vortrag, gehalten in der Münchener Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums gehört zu den erfreulichsten Kundgebungen

---

[1]) Ernst Elster, Deutschtum und Dichtung, Rektoratsrede. Marburg a. L., Elwert, 1915. 8. 60 ℛ𝓅.

[2]) Jul. Kaerst, Das geschichtliche Wesen und Recht der deutschen nationalen Idee. München, Beck, 1916. 61 S. 1,50 ℳ.

[3]) Alb. Rehm, Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium, Ein Wort zur Abwehr und Verständigung. München, Beck, 1916. 41 S. 8. 1 ℳ.

im Schulstreit. Nach einer in vollendeter Anmut erfolgten 'Abwehr' weniger ernst zu nehmender Kritiker des Gymnasiums, folgt eine die 'Verständigung' jedenfalls nicht erschwerende Auseinandersetzung mit den Deutsch-Humanisten. Seine eigene Forderung lautet: 'Wir brauchen 1. soviel Unterricht in den beiden alten Sprachen, daß ein solides sprachliches Können erzielt wird, das dem ordentlichen Durchschnitt der Schüler auf der Oberstufe eine flotte und doch gründliche Lektüre der Autorentexte ermöglicht, und 2. soviel, daß wir auf der Oberstufe unsere Schüler in der Welt der Antike heimisch machen können; die Lektüre darf nicht durch Zeitnot verkümmert werden und es muß Gelegenheit sein, ein Gesamtbild der alten Welt und ihrer Bedeutung für die Gegenwart erstehen zu lassen, wir brauchen 3. einen Gesamtlehrplan, der dem Schüler auch zu freier häuslicher Arbeit Zeit läßt.' Wer seit 25 Jahren genau die selben Forderungen erhebt, lange Zeit ein Prediger in der Wüste, hat wohl ein Recht, solche Kundgebung erfreulich zu nennen.

Krieg und Seelenleben[1])

Die aus einer Rektoratsrede entstandene Schrift des Vertreters der Psychiatrie an der Gießener Universität macht mit ihren 20 Kapiteln, von der 'Gruppierung der psychologischen Gebiete' bis zu der 'Psychopathalogie des Krieges', eher den Eindruck eines ziemlich schematischen Auszuges aus einem großen Kollegheft. Ausführlicher sind die Abschnitte über Völkerpsychologie (Franzosen, Russen, Engländer, Italiener, Deutsche), ein gefährliches Gebiet, auf dem es schwer ist, nicht trivial zu werden. Daß Sommer dieser Schwierigkeiten überall Herr geworden wäre, wird man nicht sagen dürfen. Auffallend unergiebig sind die im 12. Kapitel mitgeteilten Feldzugsbriefe.

Der von dem Verfasser einmal genannte Name Heinrichs von Stein wird bei manchem Leser unendliche Sehnsucht erwecken. Eben läßt der Inselverlag in drei schmucken Bänden Steins gesammelte Dichtungen neu erscheinen. Beim Durchblättern malt man sich unwillkürlich aus, was wohl der 1886 dreißigjährig Gestorbene über 'Krieg und Seelenleben' zu sagen gehabt hätte. Man möchte sich die Entwicklung des durchaus pazifisch und dabei doch heldenhaft gesonnenen Denkers etwa in der Richtung denken, die der vorm Feinde gefallene Emil Hammacher genommen hat (Sokr. 1916, 356; Internat. Monatsschrift 1916, 1413). S.

Geistige Veranlagung und Vererbung[2])

Dies kleine Werk stellt die wichtigsten Gesichtspunkte und Tatsachen aus der Lehre von der geistigen Veranlagung und Vererbung richtig zusammen und kann daher zur ersten Einführung in das Gebiet empfohlen werden. Als besonders verdienstlich — weil selten — sei die Berücksichtigung der Avenariusschen Reihenlehre hervorgehoben. Einzelne Irrtümer müßten bei einer neuen Auflage berichtigt werden, so vor allem die unrichtige Darstellung der Kleinhirnfunktionen (S. 34). Auch möchte ich raten, nicht zu bestimmt alle Bewußtseinsfunktionen in der ganzen Wirbeltierreihe ausschließlich dem Großhirn zuzuweisen (vgl. z. B. S. 33). Wie ich an andrer Stelle erörtert habe, läßt sich für diese ausschließliche Zuweisung nicht einmal bei dem Menschen ein sicherer Nachweis erbringen. — Die Darstellung ist durchweg klar und gemeinverständlich.

Wiesbaden. Th. Ziehen.

---

[1]) Rob. Sommer, Krieg und Seelenleben. Leipzig, Nemnich, 1916. 96 S. 1 ℳ.
[2]) Georg Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung (Aus Natur und Geisteswelt, 512. Bändchen). Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 118 S. 1 ℳ.

ANZEIGEN

1) Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, herausgegeben vom Vereinsvorstande, redigiert von S. Frankfurter. Heft 15. Wien und Leipzig 1915. Karl Fromme. 113 S. 8. 1 Kr. 20 H.

Das 15. Heft, verspätet erschienen durch den Ausbruch des Krieges und durch die großen Zeitereignisse beeinflußt, ist hinausgegangen im Waffenlärm, der die Welt umtost, in der Hoffnung und im Glauben, daß 'dem Humanismus auch fernerhin seine Aufgabe im Kulturleben der Menschheit und seinem Träger, dem humanistischen Gymnasium, im Bildungswesen der Jugend gewahrt bleiben wird'. Interessante Mitteilungen enthält der Tätigkeitsbericht des Vereinsvorstandes, in dem besonders warme Worte des Dankes und der Anerkennung dem am 14. Juni 1914 dahingeschiedenen Vorsitzenden des Deutschen Gymnasialvereins Gustav Uhlig gewidmet werden, der noch kurz zuvor inmitten des Wiener Vereins erschienen war, um seinen Gedanken über die Gründung eines Organs aller humanistischen Vereine und einer internationalen humanistischen Korrespondenz zu vertreten. Seiner wird noch mehrfach in dem Hefte ehrend gedacht. Die Berichte über die Vereinsversammlungen (20. Dezember 1913 und 11. Mai 1914) bringen schöne und wertvolle Beiträge zunächst von H. v. Wittek 'Humanismus und Verwaltung', der nachweist, wie die Kenntnis der politischen und sozialwirtschaftlichen Einrichtungen und Organisationsformen der antiken Kulturstaaten von großer Bedeutung ist für das Verständnis der modernen Verwaltung. Wird der klassische Sprachunterricht in den Gymnasien in der von ihm ausführlich dargelegten Weise aufgefaßt und ausgestaltet, so bietet er den künftigen Juristen und Verwaltungsbeamten eine verstärkte Grundlage ihrer Universitätsstudien und ihrer Berufsbildung. Sodann wird aber auch die Verwaltung erfüllt mit dem Geiste jener edlen universellen Humanität, für die uns die antike Kulturwelt jene idealen Vorbilder aufstellt. Dann enthält das Heft einen Vortrag des Austauschprofessors an der Berliner Universität Paul Shorey aus Chikago über 'Nationale Kultur und klassische Bildung', worin er ein Bild vom amerikanischen Bildungswesen und wissenschaftlichen Leben und große Zukunftspläne entwirft. 'Die Einheit der höheren europäischen Kultur ist nur durch beständiges Zurückgehen auf ihre gemeinsame erquickende Quelle zu erhalten.' 'Allgemeine Bildung, liberal education, the education of a gentleman, muß humanistische Bildung sein.' Es wird berichtet über den in Budapest gegründeten Verein für das humanistische Gymnasium und ein Auszug gegeben

aus einer dabei gehaltenen trefflichen Rede des früheren Unterrichtsministers Grafen Apponyi über die Bedeutung der klassischen Bildung, worin dieser betont, daß trotz aller Reformbestrebungen die humanistischen Studien das Rückgrat des gesamten Mittelschulunterrichts bleiben werden. 'Arbeit und Begeisterung sind keine einander widersprechenden Begriffe; wirklich arbeiten, arbeiten im altruistischen Sinne, arbeiten für seine Nation kann nur derjenige, der sich auch zu begeistern versteht.' Auch über die 'Berliner humanistische Vereinigung' werden wertvolle Mitteilungen gemacht. Gar schöne Beiträge enthält der Teil 'Aus unserer Zeitungsausschnittsammlung', aus dem ich besonders den über 'Die humanistische Bildung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft' (aus der Deutschen Revue) heraushebe und darin den Abschnitt über Cäsar S. 100f. Unter den Miszellen mache ich noch aufmerksam auf 'Hindenburg als Erzieher' (der auf ein Huldigungsschreiben einer Gymnasialklasse antwortete: 'Denkt Ihr jetzt lieber gar nicht an mich, sondern an nichts als an Eure Aufgaben; packt Ihr Eure Vokabeln an, ich will die Russen packen') und 'Ein Kuckucksei' (der Beitrag von Paul Förster: 'Schulstreit oder Schulfriede?' in dem Jahrbuch der Königlich Preußischen Auskunftsstelle für Schulwesen).

Gar manchen schönen Gedanken und manches goldene Wort zugunsten des humanistischen Gymnasiums und des Griechentums könnte ich noch herausheben, doch will ich nicht *μακρηγορεῖν ἐν εἰδόσι.*

Wann wird nun nach dem Sturm und den Schrecken des Weltkrieges in friedlichem Verkehr der Nationen Uhligs oben erwähnter Plan zur Ausführung kommen, wann der Plan des Vorsitzenden des Frankfurter Bundes Ankel verwirklicht werden können, der für das Frühjahr 1915 eine gemeinsame Hellasfahrt aller humanistischen Vereine vorgeschlagen hatte (S. 37f.)? Gott gebe uns bald einen vollen Sieg und einen ehrenhaften, dauernden Frieden!

2) Dittrich, Paul, Plautus und Terenz in Pädagogik und Schulwesen der deutschen Humanisten. Inauguraldissertation. Leipzig 1915. Druck von Böhme u. Lehmann. VII u. 90 S. 8.

Im Mai des Jahres 1866 wurde mir für die damals in Kurhessen bestehende praktische Prüfung für Kandidaten des höheren Lehramts zu schriftlicher Behandlung die Aufgabe gestellt: 'Ist die Lektüre des Terenz, welche seit einiger Zeit von den meisten Gymnasien entfernt worden ist, wider zurückzuführen oder nicht? Die Gründe dafür und dawider sind auszuführen usw.' Mit einigen Worten hatte ich da auch die Bedeutung des Terenz für die Schule und seine Lektüre seit der Reformationszeit besprochen. Nun nach fünfzig Jahren tritt mir dieses Thema in der vorliegenden Schrift wider nahe. Mit lebhaftem Interesse habe ich die alten Erinnerungen wider aufgenommen, 'Bilder, die lang ich vergessen geglaubt'. Klingt es nicht wie das Thema meiner Arbeit, wenn Joh. Murmellius (S. 36) sagt: 'Ob Terenz den Knaben vorzulegen sei oder nicht, das wollen wir, wenn Gott uns am Leben läßt, in einem eigens hierfür bestimmten Schriftchen nach beiden Seiten hin eingehend erörtern.' Die Ausführung hat sein frühzeitiger Tod vereitelt. Die fleißige

Dissertation, die unter dem Beirat von Professor Spranger abgefaßt ist und in der Übersicht der am meisten berücksichtigten Literatur zweiunddreißig Schriften aufführt, bringt nach einer kurzen Einleitung eine Vorgeschichte (Plautus und Terenz in ihrer Zeit; die Schicksale der lateinischen Bühnendichtung bis zum Ausgang des Mittelalters; die Renaissance in Italien und in den Niederlanden) und dann auf siebzig Seiten 'Die römischen Dramatiker im 16. Jahrhundert in Deutschland im Dienste des humanistisch-reformatorischen Bildungsideals'. Ich hebe daraus besonders hervor den längeren Abschnitt über den Humanismus an den Schulen. Nach einem kurzen Abschluß und Ausblick kommt dann noch ein Anhang über die Jesuitenkomödie. Die Ziele der Aufführung lateinischer Dramen werden aus der ganzen Tendenz und Organisation des Unterrichtswesens jener Periode erklärt, wie es Fr. Albert Lange zuerst versucht hat. So wird die Arbeit zugleich ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Schulwesens im 16. Jahrhundert.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Jakob Hoffmann, Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren. 8. (XVI und 280 Seiten.) Freiburg 1913. Herdersche Verlagshandlung. 2,80 ℳ; geb. in Leinwand 3,50 ℳ.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß immer noch wenige Eltern und Lehrer für die Entwicklungsjahre der Knaben und Mädchen, dieser schwersten und wichtigsten Zeit der Erziehung, das richtige Verständnis haben. Dadurch wird viel Unheil gestiftet; denn die meisten Zerwürfnisse in den Familien und ein großer Teil des Hasses gegen die Schule beruht auf verkehrter Behandlung der schäumenden und brausenden Jugendkraft. Die höheren Schulen haben es in der Hauptsache fast nur mit solchen Schülern zu tun. Der zunehmenden Reife immer die ihr gebührende zunehmende Selbständigkeit zu geben, das ist der Kernpunkt einer richtigen Erziehung. Aber das ist sehr schwer, und darum ist es mit Dank zu begrüßen, daß ein Mann wie der Verfasser, der 22 Jahre katholischer Religionslehrer eines großen Gymnasiums gewesen ist, auf Grund der alten und neuesten Forschung und einer großen persönlichen Erfahrung gediegene und vielseitige Anweisungen gibt. Er behandelt das leibliche und rationale Leben, die sittliche Erziehung und die Willens- und Gemütsbildung, das religiöse Leben und die Pubertätskrankheiten. Auf die Bildung des Willens legt er mit Recht das Hauptgewicht und betont den Wert des strengen logischen Denkens und geeigneter körperlicher Betätigung. Eine besondere Stellung räumt er der Religion ein. Wer in diesen Jahren nicht zur Religion hingeführt werde, der komme in der Regel überhaupt nicht dazu. 'Gewöhnung an religiöses Handeln, auch wenn Bequemlichkeit und Abneigung widerstreben, muß an erster Stelle stehen.' Die Ausführung über den Religionsunterricht und das sexuelle Leben sind besonders lesenswert. — Den Willen der Jungen zu binden, ihr Ehrgefühl dabei zu schonen, Treue und Gewissenhaftigkeit an geschickt gegebenen Aufgaben zu bilden und schon vom Anfange der Pubertätszeit an, die zum Selbstschaffen drängt, die eigene freiwillige Arbeit anzuregen, die Klasse beim Unterricht in jedem Augenblicke fest

in der Hand zu haben und jede Ablenkung der Gedanken zu verhüten, dazu gehört viel Geschick, Geduld und Tatkraft, aber das muß ein Lehrer der mittleren Klassen leisten, wenn er bei der Erziehung und im Unterricht Erfolge haben will. Nicht die intellektuelle Begabung als solche, auch nicht die Summe der Kenntnisse sichert für das spätere Leben den brauchbaren Menschen, sondern der Wille, etwas zu erreichen, macht des einzelnen Schicksal. Bei einem nur mit Druck, Tadel und Strafe arbeitenden Lehrer verkümmert Interesse, Arbeitsfreudigkeit und Ehrgeiz, der eigene Wille wird erstickt. Gleichmäßige Strenge, hinter der man die Liebe fühlt, ohne Härte und Kleinlichkeit ist angebracht.

Daß der Verfasser am Schlusse auch die psychopathischen Erscheinungen bespricht, ist sehr wichtig. Vielleicht hätte hier noch die Rede des bekannten Psychiaters O. Binswanger herangezogen werden können, die er zur Feier der akademischen Preisverteilung am 17. Juni 1911 in Jena gehalten hat. Er betont, daß unsrer Jugend Abhärtung not tut und zwar sei viel wichtiger als die körperliche die seelische Abhärtung. Sie werde oft grob vernachlässigt, besonders von den Eltern. Die Jugend muß lernen, Leid zu ertragen und zu vergessen und erlaubte Freuden in Ehren zu genießen. 'Sei streng und hart gegen dich und mild gegen andere,' das soll nach Binswanger der Leitspruch der Erziehung sein. Er unterstützt auch des Verfassers Ansicht über den segensreichen Einfluß der Religion, denn er sagt: 'Der Psychiater wird nur zu oft bei der Verfolgung der Lebenswege seiner Patienten zu dem Schlusse gedrängt, daß mit dem Wegfall der religiösen Vorstellungskreise jede Hemmung gegen den Ansturm krankhafter Stimmung geschwunden war.'

Hoffmanns Buch, das die Erziehung der Jugend, auch der weiblichen, in den Entwicklungsjahren mit großer Liebe und beachtenswertem Verständnis nach allen Seiten hin behandelt, kann in den Händen der Lehrer und Eltern viel Segen stiften.

2) Dr. Kurt Zimmermann, Die Wertung der Selbstentfaltung des Zöglings in der Pädagogik Jean Pauls und Hegels. 8. 73 S. Freiburg, Fr. Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1913. 1,50 ℳ.

Der Dichterpädagog Jean Paul will die Selbstentfaltung des Individuums zum Menschen, Hegel durch eine von außen herbeitragende Methode die Erziehung zum Staatsbürger, zur Verwirklichung der sittlichen Idee. Das Individuum muß sich dem Staate fügen, es muß der sozialen Gemeinschaft dienen. Das Kind muß deshalb einem vernünftigen Willen gehorchen lernen und zur Pflichterfüllung erzogen werden. Bei den verschiedenen Zielen stellen beide doch viele gemeinsame Forderungen, die darum um so höher zu bewerten und von jedem Pädagogen in dieser kurzen Schrift klar und übersichtlich nachzulesen sind.

3) Der Kampf um die Jugend von Alfred Arens, Rektor in Genthin. 8. 34 S. Dresden-Blasewitz, Bleyl & Kämmerer, Inh. O. Schambach, 1913. (Zur Pädagogik der Gegenwart, Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen Heft XXXVII.) 60 ₰.

Das Heft gibt nach einer kurzen Übersicht über die Jugendpflege der übrigen Kulturstaaten einen Einblick in die Ergebnisse und Erforder-

nisse der Jugendpflege im Deutschen Reiche, und zwar in allen Volksschichten und allen bestehenden Jugendvereinen. Der Verfasser tritt warm für die Fortbildungsschulen und Jugendheime ein. Hier wird auch nach dem Kriege bei einer Neugestaltung der Jugendfürsorge angesetzt werden müssen. Hoffentlich schafft der Krieg eine gesunde Grundlage durch den Ausgleich der Stände und setzt sich der Schützengrabengeist auch im Frieden fort. Am besten wäre es für unsere Jugend, wenn durch den Krieg das alte gute Familienleben widerkäme; denn 'zerfressene Familien sind der Untergang des Volkes'.

4) Deutsche Nationalerziehung in der Volksschule. Zeitgemäße Betrachtung von W. Pätzold, Schuldirektor in Dresden. 8. 55 S. 1913. Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig-Berlin. Geh. 1 ℳ.

Der Inhalt des Heftes ist jetzt durch den Krieg erst recht zeitgemäß geworden, denn der Verfasser will mit seinen Darlegungen nichts anderes erzielen als in der Volksschule Stärkung des nationalen Wollens. Was in acht Abschnitten über weltbürgerliche Gesinnung, die Weltstellung Deutschlands und seine daraus erwachsenden Pflichten, über den Geschichtsunterricht, die Erdkunde, die Naturgeschichte, vor allem aber über das Lesebuch und die Schulfeiern gesagt ist, das birgt so viel Gesundes und Richtiges und beleuchtet eine Reihe neuzeitlicher Verstiegenheiten so scharf, daß es für jeden Lehrer lesenswert ist. Ja, unsre Volksschule muß jetzt mehr denn je Arbeit und treue Pflichterfüllung zur Grundlage des nationalen Denkens machen, denn wir brauchen kernfeste und kerndeutsche Jungen und Mädchen.

5) Kaiser Wilhelms II. Religiosität und Pflichtbewußtsein, dargestellt nach seinen Reden, Briefen und Erlassen von Prof. Dr. theol. A. Baldus, Königl. Oberlehrer. 59 S. Köln, Verlag von J. V. Bachem, 1913. Brosch. 60 ₰.

Die Schrift ist aus einer Kaisers-Geburtstagsrede entstanden. Es ist erhebend, gerade jetzt, wo unser Kaiser von den Feinden so verunglimpft wird, aus den geschickt zusammengestellten Aussprüchen zu ersehen, wie ernst der Kaiser sein schweres Amt nimmt. Vieles, was er vorsorgend und vorahnend ausspricht, hat sich jetzt erfüllt. Fast alle Worte erhalten durch den jetzigen Krieg erhöhten Wert. Möge das Büchlein unter der Jugend recht verbreitet werden! Ich kann mir nicht versagen, die prophetischen Schlußworte anzuführen:

'Ernst nennt man unsre Zeit! Vielleicht ist's richtig. Möge sie nie so ernst für uns werden wie für unsere Altvorderen vor hundert Jahren! Sollte es aber doch so kommen, dann werden wir uns daran erinnern, daß die Kraft, die wir der Jugend wünschen, in uns seit Jahren, seit Jahrzehnten wirksam ist.

Fest stehen wir im Glauben zu Gott, fest im Vertrauen zu unsrem erhabenen Führer aus dem angestammten Herrscherhaus. Von seinem Banner leuchten uns die begeisternden Worte entgegen: "Mein Leben und meine Kraft meinem Volke!" Wir folgen ihm mit dem Rufe: "Gut und Blut für Kaiser und Vaterland!"'

Altenburg (S.-A.). Konrad Burger.

1) Ph. Witkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 230 S. 3,60 ℳ.

Das Buch gibt nicht allein eine Zusammenstellung all der Dichter, deren Leben irgendwie äußerlich mit Heidelberg verknüpft ist. Maßgebend für seine Entstehung war nicht die zufällige Tatsache, daß fast alle bedeutenden deutschen Dichter einmal dort geweilt haben. Gewiß hätte sich schon unter diesem Gesichtspunkte ein hübscher Durchblick durch die deutsche Literaturgeschichte geben lassen: Heidelberg ist die Geburtsstätte der humanistischen lateinischen Dichtung in Deutschland — der Humanist Celtis hat in einer Ode Heidelbergs Landschaftsbild als erster gestaltet — und zugleich die Stadt ihrer Überwindung. Opitz hat hier seine 'Teutschen Poemata' geschrieben, die sein Freund Zincgref dann mit der ebenfalls in Heidelberg geschriebenen 'Vorrede an den Leser' herausgab. In der Sturm- und Drangzeit weckt in Maler Müller das Heidelberger Schloß eine ähnliche vaterländische Begeisterung, wie das Straßburger Münster in Goethe; Schubart und Heinse fühlen ähnlich. Auch Matthisson hat die Schloßruine zu einer Elegie begeistert[1]). Erst recht sind Goethes Westöstlicher Diwan und Arnim und Brentanos Wunderhorn, die Brüder Boisserée untrennbar mit Heidelberg verknüpft. Hölderlin hat der Stadt eine seiner schönsten Oden gewidmet; Görres, Eichendorff und Lenau, G. Keller und Hebbel haben hier geweilt und schließlich hat Scheffel in seinem Gaudeamus den Genius loci gefeiert. Aber Witkop gibt weit mehr. Sein Buch ist nicht eine äußere Verknüpfung von Zufälligkeiten, sondern ist organisch erwachsen aus dem Gedanken 'der Wechselwirkung großer atmosphärischer Lebensgewalten und der Dichtung', aus dem Erlebnis 'wie Heidelbergs Seele in unzerstörbarer Jugend immer wider die Einzelseele aufnimmt und geweiht in Geist und Dichtung dem zweckbestimmten Tage zurückgibt'. In diesem Sinne liegt der Schwerpunkt des Werks in der Romantik, wobei des Verfassers Vorliebe besonders zu Achim von Arnim hingeht; musterhaft sind dargestellt die Beziehungen Goethes zur Romantik, die einerseits auf dem Gebiete der altdeutschen Malerei, andererseits in der orientalischen Dichtung liegen, und sodann die doppelte Überwindung der Romantik bei Hebbel, der hier sein lebendiges Verhältnis zur Natur gewinnt, vom Standpunkt des Tragikers aus, bei Keller, dessen innere Entwicklung durch die Bekanntschaft mit Feuerbachs Philosophie und die unglückliche Liebe zu Johanna Kapp zur Objektivität geführt wird, vom Standpunkt des Epikers aus. Die am Schluß den einzelnen Kapiteln angefügten Gedichte, Briefe, Tagebuchblätter sind zwar zum Teil (die Goetheschen z. B.) nicht absolut notwendig — andere wider würde man ungern vermissen — tragen aber jedenfalls, wie auch die hübschen Bilderbeigaben, zur Belebung des ganzen nicht unwesentlich bei.

2) H. Wöhlert, Das Weltbild in Klopstocks Messias (Bausteine zur Geschichte der neuen deutschen Literatur), herausgeg. von Fr. Saran. Band XIV. Halle a. S., Verlag Max Niemeyer, 1914. 41 S. 1,20 ℳ.

Der Verfasser gibt auf Grund einer fleißigen Zusammenstellung eine Anschauung von Klopstocks Weltbild und kommt zu dem Urteil,

[1]) Die Eingangsstrophe zeigt übrigens in einzelnen Ausdrücken eine auffallende Ähnlichkeit mit den drei ersten Strophen von Greys Elegy in a country church yard.

'daß Klopstock von der überirdischen Welt eine ziemlich klare Vorstellung hat'. Gegenüber dem absprechenden Urteil E. Schmidts hält er es mit dem Klopstockenthusiasten Cramer, der bei Klopstock überall 'astronomische Möglichkeit' findet. Wichtig ist ferner die Hervorhebung der Tatsache, daß Klopstock sich auf den Boden des kopernikanischen Weltsystems stellt, aber in seinem Weltbild doch ein Kompromiß, eine Vermischung von mittelalterlichen und modernen Bestandteilen gibt. Schließlich nimmt Wöhlert den Dichter in Schutz gegen den Vorwurf mangelnder Anschaulichkeit: da es ihm auf Erweckung des Gefühls ankam, ließ er das Anschauliche absichtlich zurücktreten. Das ist gewiß richtig, entkräftet aber den alten Vorwurf nicht, daß Klopstocks Werk eben dadurch kein Epos geworden ist, und so werden wir es trotzdem mehr mit Erich Schmidt halten als mit Cramer und Wöhlert.

3) E. Weber, Der Kunstschatz des Lesebuchs. Die epische Dichtung. 2. Auflage. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 300 S. 3,80 *M*.

Pädagogische Selbstbefreiung, das ist das Ziel das E. Weber, der Herausgeber des 'Deutschen Spielmanns', sich in dem nunmehr in zweiter Auflage vorliegenden Buche gesetzt hat. Nachdem er in einem einleitenden Abschnitt 'Dichtung und Pädagoge' sowohl die alte logisch zergliedernde Erläuterungsart, wie die durch die Kunsterziehungsfrage üblich gewordene ästhetische Behandlung nach einem bestimmten Stufengang verworfen und dafür eine ganz freie, rein persönliche Art der Behandlung vorgeschlagen hat (es kommt ihm nur darauf an, beim Leser eine künstlerische Stellungnahme der Dichtung gegenüber zu erzeugen, verbunden mit dem lebhaften Drange, den erfaßten und empfundenen Gehalt pädagogisch vermitteln zu wollen), behandelt er nacheinander in feinsinniger Darlegung 'die Welt der Stoffe, der Dichter, der epischen Formen', 'die Technik des Dichtens und das künstlerische Erfassen der epischen Dichtung' und schließt diese mehr theoretischen Darlegungen mit einem Abschnitt über 'epische Dichtercharaktere'. Bemerkenswert ist besonders, was er über Goethe und Schiller sowie Spitteler sagt; hübsch charakterisiert er Claudius und Kopisch, treffend durch Landschaftsbilder Hebbel, die Droste und G. Keller. Sodann folgt im neunten Abschnitt eine Reihe von Beispielen, wie er 'das epische Gedicht in der Klasse' behandelt. Zum Schluß gibt er noch einen Abschnitt 'Über den Vortrag der epischen Dichtung'. Sieht man von einigen Kleinigkeiten ab, wie den unschönen Ausdrücken 'schulisch' und 'außerschulisch', dem mißglückten Bild 'Entmündigung (statt Befreiung) von überkommenen Schablonen', so liest man die warmherzigen Darlegungen des Verfassers mit hohem Genuß. Natürlich kann man über Einzelheiten in der Darbietung der Gedichte anderer Meinung sein: so insbesondere in bezug auf die reichlich umständliche Einleitung zu Uhlands 'Rache' (S. 253—256). Auch über die Auswahl der Gedichte läßt sich streiten: 'Der goldene Tod' von Avenarius und Spittelers 'Tote Erde' sind doch wohl trotz Webers gegenteiliger Versicherung (S. 157, 176) nicht recht verwendbar. Aber da Weber immer wider betont, daß er nur seine persönliche Anschauung

geben will, weil 'in pädagogischen Dingen sich nichts befehlen, nicht einmal anraten, nur vorleben' läßt, so wäre es verkehrt, mit ihm über diese Dinge zu rechten. Auch wer ihm nicht in allen Punkten zustimmt, wird ihm für die ungemein reiche Anregung dankbar sein; er versteht die Hauptsache, denn er weiß für seine Dichter zu erwärmen. Ein ganz besonders feines Ohr hat er für den Rhythmus; was er über Rhythmus und Natur, Melodik und Lautmalerei (S. 78ff.) zu sagen weiß, ist ganz vortrefflich. Mit Recht weist er widerholt darauf hin, wie ungenügend die Darstellung des Rhythmus durch die bekannten Striche und Bogen ist, überhaupt das alte Schema, das nur Jamben, Trochäen usw. kennt. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß Weber die Begriffsbestimmung des Epos, wie sie Schiller, Goethe und Schlegel gegeben haben, ablehnt und auch für das Epos leidenschaftliche Bewegung in Anspruch nimmt. Weber weist auf die klassischen Balladen und Romanzen hin, hätte aber besser auf das Hildebrandslied und die Nibelungen — mindestens in ihren Schlußpartien, hinweisen können.

Bremerhaven. W. Ganzenmüller.

---

1) Georg Holz, Der Sagenkreis der Nibelungen. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 142 S. Geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ. (Wissenschaft und Bildung 6.)

2) Friedrich Lienhard, Das klassische Weimar. 2. Aufl. Ebd. 1914. 156 S. Geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ. (Wissenschaft und Bildung 35.)

3) Adolf Frey, Schweizer Dichter. Ebd. 1914. 168 S. Geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ. (Wissenschaft und Bildung 126.)

4) Franz Schnaß, Der Dramatiker Schiller. Aufzeigung seines Werdens und Wesens durch einheitlich-vergleichende Betrachtung und ästhetische Erklärung seiner Dramen. Mit 24 Bildbeigaben und zwei Handschriftproben. Leipzig, Wunderlich, 1914. XX u. 779 S. Geh. 8 ℳ, geb. 9 ℳ.

5) Otto F. Jahn, Schuldramen in analytischer Übersicht. Bd. 1: Von Sophokles bis Schiller. Leipzig, Freytag, 1914. 327 S. Geb. 2,80 ℳ.

Gedenke ich der eigenen Schulzeit, so fühle ich etwas wie Neid auf das heranwachsende Geschlecht. Wie mühselig war der Weg zur älteren, d. h. vorgothischen Literatur, wie seltsam die Berater, die man mehr oder weniger zufällig fand. Wem es noch einmal beschieden wäre anzufangen; wer noch einmal mit all der Aufnahmefreudigkeit, all der Unersättlichkeit der Jugendtage der deutschen Literaturgeschichte zum erstenmal nahen dürfte! Nun, wenn des Krieges Stürme schweigen, wenn der deutsche Unterricht seinen Zielen nicht nur mit der selben Freudigkeit, sondern auch mit in der einen oder anderen Art gesteigerter Wirksamkeit zustreben kann, wollen wir nicht vergessen, unsern Schülern auch über den Kreis der Schulliteratur hinaus die Wege zu unsern Dichtern und Denkern zu weisen: Hilfsmittel genug sind da für Schüler wie Lehrer, mögen sie benutzt werden!

Vor allem sollten wir, besonders diejenigen, denen das Schicksal nicht gerade die Söhne der gebildeten Kreise zu Schülern beschert hat, nicht müde werden, auf die Vorzüge jener Sammlungen allgemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens hinzuweisen, von denen wir ja mehrere besitzen, sollten sie auch in reicher Auswahl

in die Schülerbibliothek stellen. Die drei hier zu besprechenden Bändchen der Sammlung 'Wissenschaft und Bildung' gehören z. B. sämtlich hinein.

Erfreulicherweise liegen zwei von ihnen in neuer Auflage vor; 'schon' kann man allerdings kaum sagen, denn Georg Holz' 'Sagenkreis der Nibelungen' erschien zum erstenmal 1907, Lienhards 'Das klassische Weimar' 1908. In beiden Fällen sind die Neuauflagen im wesentlichen unverändert: Holz hat in der einen und andern Anmerkung (S. 101, 106) einen Nachtrag gegeben oder Stellung zu Einwänden gegen seine Darstellung genommen, Lienhard hat sich damit begnügt, die Druckfehler der ersten Auflage zu verbessern — für spätere sei ihm noch die Schreibung Goedeke für den Namen des Altmeisters deutscher Literaturgeschichte (S. 13, 1 v. u. und S. 71, 18 v. u., dazu auch Personenregister) empfohlen, ferner die Verbesserung der falschen Angabe über das Erscheinungsjahr von Gobineaus 'Plejaden' (S. 8).

Sind beide Bücher auch keine Neuerscheinungen, so wird es doch nicht schaden, noch einmal nachdrücklich auf ihre Vorzüge hinzuweisen. Holz führt geradezu vorzüglich in die Nibelungenfrage ein: es ist eine wahre Freude, an der Hand solch kundigen Führers die verschlungenen Pfade der nordischen und deutschen Sagen zu wandeln, ihn aus den verworrenen Überlieferungen die Urform herausschälen zu sehen, mit ihm die geschichtlichen Grundlagen (die mythische Deutung lehnt er im wesentlichen ab) in den Kämpfen der Völkerwanderung zu finden. Soll ein Wunsch gestattet sein, so ginge er dahin, die dichterische Würdigung der einzelnen Teile unseres Nibelungenliedes dadurch zu ergänzen, daß auch das Gesamtwerk noch einmal zusammenfassend auf Wert und Wirkung betrachtet würde; es scheint mir, als ob die Mängel und Sprünge im einzelnen den Laien in seinem Urteil über den Wert eines unserer teuersten Nationalschätze zu stark bestimmen könnten. Den Nibelungendichtungen Wagners, Hebbels und Jordans, die in Kapitel IX als wichtigste neuere Bearbeitungen der Sage zusammengestellt werden, wäre vielleicht auch etwas mehr Raum zu gönnen.

Holzens Buch stammt aus der Werkstatt des Gelehrten; bei Lienhard spricht der Dichter: den Geist einer großen Lebens- und Kunstepoche, der er selbst sein bestes dankt, will er für die Gegenwart fruchtbar machen. Als er seine 'Wege nach Weimar' ging, war freilich eine andere Zeit, er sah ein neues Deutschland werden, und nicht immer mochte er billigen, was seine Landsleute erstrebten; der große Krieg, in dem das neue Deutschland um sein Dasein ficht, bringt nun sicher nicht die geeignete Stunde, um deutsches Wesen in den Blütetagen des Neuhumanismus und in der nachbismarckischen Zeit wertend zu vergleichen Doch eins ist sicher: haben die Waffen uns den Frieden widergegeben, dann wird es eine der edelsten Aufgaben jedes Erziehers sein, im neuen Deutschland den Geist des alten wachzuhalten, für die hohen Ideale von Weimar Verständnis und Liebe zu erwecken. In der Hand künftiger Primaner würde ich gern Lienhards Buch sehen: es ist geeignet, den Blick, der sonst vielleicht an Einzelwerken haften bleibt, hinwegzulenken auf das Ganze der Zeit; es macht jene goldenen Tage lebendig in den Persönlichkeiten derer, die sie schufen, und so, nicht als Literatur, son-

dern als Leben, können und sollen sie Wirkung gewinnen auf neues Streben und Werden.

Neu erschienen ist Freys Charakteristik der Schweizer Dichter von Ekkehard bis Widmann und Ott — Lebende sind 'beschwiegen'. Ein trefflicher Gedanke, dieser Gang durch die deutsch-schweizerische Literatur, bei dem es sich im wesentlichen darum handelt, ihre bedeutenden Erscheinungen, diejenigen, die unter den Gebildeten noch leben oder ihnen inhaltlich irgendwie nahegebracht werden können, darzustellen. Die Schweiz ist uns politisch fremd — ihr Geistesleben ist untrennbar mit dem unsern verknüpft und soll's bleiben. Diese Gemeinsamkeit weitesten Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, möge eine der besten Wirkungen des Buches sein; dazu mag man sich in der Schweiz noch der Fülle kräftiger Persönlichkeiten freuen, die auf und von der heimatlichen Scholle als deutsche Dichter gewirkt haben. Frey teilt vom Biographischen das Wichtigste mit, den Hauptwert legt er auf die Werke, die einzeln charakterisiert werden. Man könnte sich auch ein anderes Verfahren denken, das den Hauptwert auf eine Gesamtcharakteristik der dichterischen Persönlichkeit unter bestimmten Gesichtspunkten legte — nun, wenn ich mir als Leser Primaner oder jüngere Studenten denke, so ist Freys Verfahren wohl vorzuziehen. Jüngere Leser wollen das einzelne Werk, das sie kennen, behandelt sehen, wollen sich vom kundigen Führer zu andern, die sie noch nicht kennen, hinleiten lassen, sie verlangen auch geradezu nach einem Werturteil im einzelnen. All das gibt Frey in feinsinniger Weise, in fesselnder Sprache — daß ich persönlich die erste Hälfte seines Buches eben deshalb vorziehe, weil die Dichter vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert mit ihrem geringeren literarischen Gepäck mir am meisten lebendig zu werden scheinen, kann dabei wohl auch gesagt werden.

So freudig gerade vom Standpunkt des Deutschlehrers diese Bücher begrüßt werden konnten, die nicht unmittelbar mit dem Unterricht zu tun haben, so bedenklich stimmen die andern, die der Schule nach Absicht der Verfasser zur Hand gehen wollen. Besonders ist es nicht leicht, den Standpunkt zu finden, von dem aus man dem umfänglichen Werke von Schnaß gerecht wird. Es steckt eine unverdrossene, liebevolle Arbeit in ihm, der Verfasser hat sich schier leidenschaftlich in seinen Schiller vertieft und sich auch sonst ganz ansehnliche Literaturkenntnisse verschafft. Seine Ziele sind allen Lobes wert, und er marschiert drauf los, daß es manchmal eine Freude ist. Manchmal! Und ob es immer die richtigen Wege sind?

Zunächst: was will Schnaß? 'Dies Buch möchte dem, der diese Kunstwerke (Schillers Dramen) lesen oder von der Bühne auf sich wirken lassen will, die rechte Einfühlung und Einstellung erleichtern, indem es ihn ausführlich über die jeweils verschiedenen Absichten ihres Schöpfers aufklärt.' Danach also würde der Verfasser auf Leser in kunstfreudigen, bildungsuchenden Kreisen rechnen, und dafür sprechen auch die Bildbeigaben, die eingehende Art, wie Entstehung und Wirkung der einzelnen Dramen, gelegentlich auch Biographisches, ja Episodisches dargestellt

wird. Nun, dies Ziel erreicht Schnaß sicher nicht — er kann es nicht erreichen, weil sein Buch in keiner Weise für solche Kreise lesbar ist. Abgesehen von Äußerlichkeiten (Schnaß schwelgt in Fett- und Sperrdruck, in Aufzählungen mit erstens, zweitens usw.), er kann sich nicht beschränken. In falsch verstandener Gründlichkeit läßt er sich allzuoft in pädagogische und methodische Ausführungen ein, verliert sich in langwierige Betrachtungen (so etwa über das psychologische Wechselverhältnis von Bühne und Publikum, S. 95 f., über 'Kriterien und Besonderheiten der Kunst des Dichters, vornehmlich des Dramatikers', S. 136 ff.), ohne zu bedenken, daß er den schlichteren Leser dadurch nur ermüdet. Und wenn seine Ausdrucksweise noch auf ein derartiges Publikum Rücksicht nähme! Aber er liebt philosophische Fachausdrücke, Fremdwörter. Nur einen Beleg unter schier zahllosen. Seite 61 wird die 'evolutionistische Methode' so erklärt: 'man betrachtet die gegebenen Dinge unter dem Gesichtspunkte kontinuierlichen Werdens, organischen Wachsens, eine Methode, die sich ausnimmt wie eine empirische Korrektur der spekulativen, logisch-dialektischen Art der Hegelschen Schule, die gewagte Konstruktionen auf dem Gewissen hat.'

Schnaß ist ein Schulmann; in seiner eigenen Schul- und Seminarzeit hat er anscheinend (S. VI) gerade keinen sehr erfreulichen deutschen Unterricht gehabt, nun will er das seine tun, damit es anders und besser wird, und damit ergibt sich als ein zweites Ziel seines Buches der Wunsch, 'Erziehern und Volksfreunden gangbare Wege zu weisen, um nicht nur die Jugend, sondern auch weite Volkskreise zu Schillers Dramen hinzuführen.'

In dieser Hinsicht wird er auch zweifellos Nutzen stiften können. Freilich: seine praktischen Vorschläge setzen sich gar zu sehr über die Verhältnisse hinweg. 'Statt die fünf Meisterdramen über vier Schuljahre zu verteilen, dürfte es ersprießlicher sein, in einem halben Jahr die gesamte Produktion Schillers, aus seiner Philosophie heraus, unter reichlicherer Hinzuziehung seiner Briefe, Gedichte und Essays zu interpretieren' (VIII). Gewiß, wenn wir in der besten aller pädagogischen Welten lebten! Aber die Schüler, die mit dem Einjährigen, dem Primanerzeugnis abgehen? Daß man allzugründlich sein kann, daß man die Spreu den Winden lassen soll, unterschreibe ich durchaus, aber die Forderung, 'man lehre durch wirkliche, präzise Analyse den Kern bloßlegen', ist leichter gestellt als erfüllt, und denke ich an die drei Wochenstunden, die das Deutsche in O II und I hat, blicke dann auf das recht dickleibige Werk von Schnaß, so frage ich doch bedenklich, wer es unternehmen soll, in einem Schulhalbjahr mit Schülern, wie sie nun einmal im Durchschnitt sind, einer solchen Aufgabe gerecht zu werden.

Das hindert nun natürlich nicht, daß man im einzelnen von Schnaß lernen kann. Er zergliedert nicht nach irgendeinem sich stets widerholenden Schema jedes einzelne Drama, sondern sucht es in seiner eigentümlichen Wesensart zu erfassen, die künstlerischen Absichten des Dichters herauszustellen. Das gelingt ihm manchmal trefflich, ist immer anregend, wenn auch nicht stets überzeugend. Ob wir z. B. mit ihm das Antike

der 'Braut von Messina' vor allem darin erkennen sollen, daß sie in 'antik-tragischem Geist' das Große und Schöne in der Wirklichkeit zugrunde gehen läßt, ist doch sehr zweifelhaft; dazu gehörte mindestens der Nachweis, daß die Auffassung der antiken Tragödie, wie sie von Schnaß S. 585 ff. vorgetragen wird, wirklich von Schiller 'intuitiv' vorausgenommen sei, und diesen Nachweis erbringt Schnaß nicht; es dürfte ihm auch schwer fallen, ihn zu erbringen gegenüber der einfachen Tatsache, an der man nicht vorbeikommt, daß dem Dichter der 'König Ödipus' als nächstes Vorbild vorschwebte. Eben darum scheint mir auch die Schicksalsfrage nicht ganz so bestimmt abgetan werden zu können, wie es Seite 619 ff. geschieht. Gewiß, Schiller hat keine Schicksalstragödie in Müllners oder Houwalds Sinne geschrieben, aber Schnaß hätte doch nicht an den Träumen Isabellas und ihres Gemahls so eilig vorbeigehen sollen (S. 620: 'da die Geschwister von den Träumen und ihrer Deutung nichts wissen, sind sie einer autosuggestiven Determination nicht ausgesetzt'), und einem verhängnisvollen Zufall sieht Isabellas Antwort auf Don Manuels sehr sachgemäße Frage (Vers 1638) immerhin recht ähnlich.

Ich fasse zusammen: ein fleißiges, in vieler Beziehung tüchtiges Buch, aber Schnaß hätte zwei daraus machen sollen — eins für den weiteren Leserkreis, den er erhofft, ein zweites für die Hand des Lehrers; beide hätten für sich bedeutend schmächtiger als die Hälfte des Vorhandenen sein dürfen, beiden wäre eine schlichtere Ausdrucksweise sehr zu statten gekommen.

Trotz aller Mängel ist Schnaßens Buch aber gar erquickend gegenüber Jahns 'Schuldramen in analytischer Übersicht'. Der vom Verlage beigegebene Umschlag bezeichnet das Werk als 'Maturarepetitorium mit Quelle, Vorgeschichte, szenenweisem Gedankengang, Ziel der Handlung sowie Motiven der 36 wichtigsten Dramen von Sophokles, Euripides, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller', der zweite Band stellt 47 Dramen von Kleist, Grillparzer, Ludwig, Hebbel, Wagner, Ibsen, Anzengruber und verschiedenen anderen in Aussicht. Damit ist eigentlich schon alles gesagt — persönlich kann ich mir allerdings keinen triftigeren Einwand gegen eine mündliche Reifeprüfung im Deutschen denken als dieses Buch. Ein schauerlicher Gedanke, daß ein armer Jüngling in Prüfungsnöten sich bemüht, auf diese Weise sich die Kenntnis von 83 Kunstwerken anzueignen! Zwar sagt der Verfasser im Vorwort, es sei nichts irriger als zu denken, sein Büchlein könne die Lektüre der Werke selbst ersparen (wirklich nicht?), im Gegenteil solle sein flüchtiger Hinweis auf die Beziehungen und Schönheiten der Dichtungen erst zu ihrem eifrigen Studium anspornen: nun, der Zweck, den der Verlag im Auge hat, scheint mir mit so löblichen Zielen nicht ganz im Einklang zu stehen, und außerdem kann ich mirs nicht denken, daß jemand, der Hamlet oder Iphigenie lesen will, erst eine trockene Inhaltsangabe durchstudiert. Abgesehen von diesen grundsätzlichen Bedenken ist die Arbeit des Verfassers sorgfältig — eines gewissen Unbehagens kann ich mich freilich nicht erwehren, wenn er wissenschaftliche oder künstlerische Fragen unter dem Schema 'Quelle' oder 'Ziele der Handlung' oder was es sonst sein mag, mundgerecht macht.

6) Paul Cauer, Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. VIII u. 178 S. 4 ℳ.

7) Albert Zimmermann, Hero und Leander, ein Epos des Grammatikers Musaios und zwei Briefe aus Ovids 'Heroiden'. Deutsch mit textkritischen Bemerkungen zu Musaios. Paderborn, Schöningh, 1914. 39 S. 1 ℳ.

Cauers Buch braucht nicht mehr gerühmt zu werden — für den Unterricht in den alten Sprachen gehört es zu den grundlegenden Werken, seinen wohltätigen Einfluß spürt jeder, der die heutige Schulwidergabe klassischer Texte mit eigenen Leistungen in der Schülerzeit vergleicht und sich dabei mit lächelnder Wehmut der 'Gelegenheit des Ortes', der 'bereiteten Nachstellungen' und ähnlicher schöner Dinge erinnert. Cauers Buch braucht auch nicht mehr charakterisiert zu werden; jeder Fachgenosse weiß, daß mit der Kunst des Übersetzens der mündlichen Schulübertragung Wege und Ziele gewiesen werden sollen: nicht um das glatteste, lesbarste Deutsch handelt es sich, sondern um das verständnisvollste, wobei das Verständnis aber nicht einseitig der Ur- oder der Muttersprache, sondern beiden zu gelten hat. Wie fein und vorsichtig es hierbei zu verfahren gilt in Wortwahl und Satzbau, in der Anwendung von Tempus und Modus, in Weglassen und Zusetzen, wie die Treue gegen den Autor bald darin bestehen kann, daß man sorgsam ihm auch in den Einzelheiten der Wortwahl und Wortstellung folgt, bald freier mit den Mitteln der modernen Sprache seiner Absicht gerecht wird, wie das Verständnis für die fremde, die Herrschaft über die eigene Sprache durch getreuliche Arbeit gefördert wird, das liest man mit immer erneutem Genusse, daran stärkt sich das Gefühl des Wertes unserer Arbeit für unser Volk.

Die fünfte Auflage hat eine Reihe von Beispielen, die in der vierten weggefallen waren, widerhergestellt; neuen Stoff hat des Verfassers schulamtliche und akademische Tätigkeit geboten: so ist der Gesamtumfang etwas gewachsen, das Buch als solches ist das alte geblieben, weil es das alte bleiben durfte und mußte. Was Einzelheiten anbetrifft, so darf vielleicht zu Seite 11 an Goethes Verse: 'Allein, o Jüngling, danke du den Göttern, daß sie so früh durch dich so viel getan' (Iphig. II 1) erinnert werden als Beispiel dafür, wie in gehobener Rede die wörtliche Übertragung des Vokativs wirksam sein kann. Die Stellung zur Fremdwörterfrage (S. 15 f.) ist wohlüberlegt; immerhin dürften die einzelnen Beispiele ruhig noch einmal durchgemustert werden. Kommen wir wirklich für *publicare* nicht ohne 'konfiszieren', für *salus* nicht ohne 'Existenz', für *temptare* nicht ohne 'sondieren' aus? Und 'Städte, die für die Feinde und gegen ihn die meisten Chancen boten' — muß das wirklich sein? Überhaupt bin ich sehr im Zweifel, ob die Notwendigkeit einiger Fremdwörter uns die 'erwünschte Gelegenheit' bieten soll, 'der puristischen Modekrankheit mit einer kräftigen Warnung entgegenzuwirken.' Wer vor dem Kriege durch die Straßen Berlins ging oder die Berichte unserer Zeitungen über Sport und Mode, manchmal auch über die bildende Kunst las, der hat wohl von einer solchen Modekrankheit nichts gespürt, eher von der entgegengesetzten. Diejenigen unserer Schüler, die etwa später

für die Öffentlichkeit schreiben, werden auch, ohne von uns vor dem 'Purismus' gewarnt zu sein, den Weg zum Fremdwort finden; wenn aber die Herren Amtsrichter, Ärzte und Verwaltungsbeamten künftig nicht jeden fremden Fachausdruck ohne weiteres als unentbehrlich ansehen, so kann ich darin nur einen Gewinn erblicken.

Kann die 'Kunst des Übersetzens' auch im neusprachlichen Unterricht geübt werden? Cauer ist dieser Meinung — ich weiß es nicht, wie es damit steht, obwohl ich selbst Französisch und Englisch unterrichte, obwohl Cauer die Tyrannei der Einzelwörterbücher nicht schärfer verdammen kann, als ich es tue. Es ist nicht der Ort, näher auf die Frage einzugehen; nur eins sei gesagt: die Kunst des Übersetzens kann im Lateinischen und Griechischen getrieben werden, weil diese Fächer zwar nicht unbeschränkte, aber immerhin auskömmliche Zeit bei begrenztem Lehrstoff und Lehrziel haben; die neueren Sprachen haben einen schier unbegrenzten Lehrstoff, eine Fülle von recht verschiedenartigen Zielen und die allerknappste Stundenzahl. Wer grundsätzlich — und nur dann hat die Sache natürlich Zweck — französische und englische Schriftsteller so lesen wollte wie Livius oder Thukydides, der müßte das zum einzigen Ziel seines Unterrichts machen, und auch dann wäre die Gefahr vorhanden, die viele von uns aus Jugenderinnerungen kennen dürften, daß nur ein manchmal lächerlich kleiner Teil des Lesestoffs innerhalb eines Halbjahrs erledigt würde. Ob der neusprachliche Unterricht trotz solcher Bedenken grundsätzlich in diese Bahn einlenken soll, davon wird zu reden sein, wenn wider einmal Frieden im Lande ist; die klassischen Philologen aber mögen sich dessen freuen, daß ihrer Arbeitsmethode durch Cauer ein für allemal die Wege gewiesen sind.

Das Büchlein Zimmermanns, die Frucht der Mußestunden des Hildesheimer Gymnasialdirektors, mag zeigen, wie die Übersetzungsarbeit in der Schule die Lust und Fähigkeit zu künstlerischer Übertragung weckt und steigert. Der Versuch ist wohlgelungen; gern begrüßt man den anmutigen Spätling griechischer Dichtung im deutschen Gewande, vergleicht Ovids elegante Manier mit der ruhig geglätteten epischen Dichtung und erinnert sich dabei der deutschen Herodichtungen Schillers und Grillparzers. Eine Lücke ist ansprechend getilgt; vorangeschickte textkritische Bemerkungen scheinen mir treffend Unebenheiten zu beseitigen, dunkle Stellen zu erklären.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

---

1) H. Heinze u. W. Schröder, Aufgaben aus Heyses 'Kolberg' und Freytags 'Fabiern'. Aufgaben aus dem 'Gudrunliede'. Zusammengestellt von Heinze. Leipzig, Verlag von Ed. Wartig (E. Hoppe), 1914.
2) Th. Valentiner, Vierhundert Überschriften für Aufgaben in Sexta. Sechshundert Überschriften für Aufsätze in Quinta. Tausend Überschriften für Aufsätze in Sexta und Quinta. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. Kart. 30 ₰, 50 ₰ und 1 ℳ.
3) A. Schmieder, Der Schulaufsatz. Tatsachen und Möglichkeiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geb. 2,50 ℳ.

Auch wer nicht zu denen gehört, die im Sinne einer der vielen Übertreibungen der letzten Jahre gegen jedes literarische Aufsatzthema

geradezu fanatisch eiferten, muß feststellen, daß die angeführte Aufgabensammlung von Heinze und Schröder in der Verwertung unsrer Dichtungen zu Aufsatzübungen entschieden des Guten zuviel tut. Erfreulich ist, daß die neuen Bändchen aus verschiedenen Gründen dem Umfange nach hinter manchem voraufgegangenen zurückbleiben. Unter den ausgeführten Aufgaben treten die Inhaltsangaben zurück, und so kommt es nicht allzu häufig zur Auflösung schöner dichterischer Gebilde in mangelhafte Aufsätze. Ein großer Teil der Aufgaben sind Charakteristiken, Darstellungen der Grundgedanken der behandelten Dichtungen und Vergleiche. Der Wert solcher Übungen soll nicht ganz geleugnet werden. Da Menschendarstellung die Hauptabsicht der Dichtkunst ist, ist die sorgfältige Erfassung der dargestellten Gestalten gewiß notwendig. Sie mag auch ab und zu mit Hilfe der Aufsatzübungen zu erreichen gesucht werden. Aber da es dabei gewöhnlich zur Auseinanderlegung der Charaktere in einzelne Eigenschaften kommt, so wird für den Gesamteindruck der behandelten Personen in zahlreichen Fällen nicht viel gewonnen. Jedes Ganze, das auseinandergenommen wird, verliert. Die Wirkung der Gestalten, vor allem der vorbildlichen, soll man aber nicht verringern, und damit ist gesagt, daß zu den zweckmäßigsten Aufsätzen die Charakteristiken nicht gehören. Auch die Aufgaben, die zu Vergleichen zwischen verschiedenen Dichtungen anregen sollen, sind geeignet, Bedenken zu erregen. Das Thema: 'Warum muß uns das Gudrunlied mehr ansprechen als das Nibelungenlied?' weist der Jugend eine Aufgabe zu, zu deren Lösung sie weder befähigt, noch berufen ist. Zunächst fehlen ihr dazu alle die wichtigen Maßstäbe, die der Mensch durch die Erfahrung gewinnt. Die Schüler haben in der Hauptsache nur solche, womit sie nur recht äußerliche Dinge messen können. Wenn sie sie anwenden, werden sie nicht selten auch recht schiefe Werturteile über ihnen noch gar nicht zugängliche Dinge der Dichtungen fällen. Dazu kommt, daß einer Dichtung von einer andern her leicht unrecht getan wird. Jede hat ihr eigenes Leben und kann von einer andern aus selten richtig erschlossen und beurteilt werden. Wir müssen jede Dichtung für sich nehmen und ihr eigenes Leben zu erfassen versuchen. Für eine der Jugend ganz unangemessene Aufgabe halte ich die: 'Wie würde ein dramatischer Dichter den Stoff des Gudrunliedes gestalten?' Diese Aufgabe setzt Kenntnisse über das innerste Wesen von Epos und Drama voraus, die man nicht von Menschen verlangen kann, die noch auf der Schulbank sitzen. Im ganzen muß gesagt werden, daß unsre herrlichsten Dichtungen wirklich nicht dazu da sind, im Aufsatzunterrichte ausgeschlachtet zu werden. Sie sollen nicht in erster Linie zu Objekten des Wissens und der Übung gemacht, sondern ihnen muß vorzugsweise die Aufgabe zugewiesen werden, die Herzen der Jugend zu ergreifen und den jugendlichen Willen zu trefflichem Tun anzutreiben. Wer die Dichtungen in Aufsätzen lediglich zerpflücken läßt, nimmt ihnen aber ihre Kraft.

Th. Valentiner schreibt in der Einleitung zu seinen 'Tausend Überschriften für Aufsätze in Sexta und Quinta' über die Stellung der Niederschriften auf der Unterstufe zum eigentlichen Schulaufsatz: 'Sie wollen in sprachlich formaler Beziehung eine vorbereitende Arbeit leisten, die dem

Quartaneraufsatz zugute kommt. Sie wollen aber ferner eine Vorstufe sein für denjenigen Aufsatz, der nicht bloß ein Dokument der durch den Unterricht gewonnenen sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist, sondern vor allem auch die innere Reife und Kultur spiegelt, die der Schüler in und außerhalb der Schule erlangt hat.' Er fordert mit Recht, daß sich die ersten Aufsatzübungen nicht mit Stoffen beschäftigen, 'die wir erst in das Kind hineintreiben und hineinfüllen, um sie wenig verändert wider hervorzuziehen,' sondern mit Dingen, 'die in der jugendlichen Seele ganz oder in Bruchstücken bereitliegen, die früher irgendeinmal hineingekommen sind, sich tief festgesetzt haben und nur auf einen leisen Anruf harren, um wider ins Bewußtsein zu schnellen.' Die kleinen Kerle müssen zunächst einmal dazu gebracht werden, aus sich herauszugehen, und es muß zuerst versucht werden, an bereits in dem jugendlichen Geiste vorhandenen Stoffen ihre sprachliche Ausdrucksfähigkeit zu steigern. Die Forderungen, die Valentiner zu diesem Zwecke aufstellt, sind sehr beachtlich. Er hat sich's nicht leicht gemacht, sie zu gewinnen. Er hat viele Tausende kindliche Niederschriften sieben- bis achtjähriger Kinder gesammelt und nach psychologischen und pädagogischen Grundsätzen untersucht und dabei immer Wert auf die Feststellung gelegt, unter welchen Bedingungen die Jugend im schriftlichen Gedankenausdruck Gutes leistet, und auf welche Art dieser gefördert werden könne. Er verlangt, daß der Lehrer, der die Schätze des kindlichen Geistes durch solche Niederschriften ans Licht fördern will, vor allem berücksichtige, daß die Kinder ein besonders inniges Verhältnis zur Tierwelt haben, gern spielen und sich auf allerlei Art beschäftigen und sich mit Vorliebe in Werkstätten herumtreiben, daß sie von Festen und merkwürdigen Begebenheiten ganz anders als Erwachsene erregt werden, und daß sie ihrer Einbildungskraft gern freies Spiel lassen. Da es nach seiner Ansicht zuviel vom Kinde verlangt ist, wenn man von ihm erwarte, daß es sich das Thema selber stelle, rät er, jedem ein Buch mit Themen, das aus den von ihm zur Berücksichtigung empfohlenen Gebieten schöpft, in die Hand zu geben, damit es sich für jede Aufsatzübung eine Überschrift selber auswähle. Solche Themenbücher sind die Hefte, die mir vorliegen. Sie bieten im großen und ganzen eine recht gute Auswahl von wohlangemessenen Überschriften und können vielleicht eine der mit der Forderung freier Schulaufsätze verbundenen Schwierigkeiten mit Erfolg überwinden helfen. Valentiner verhehlt sich nicht, daß die Verschiedenheit der Niederschriften der Schüler einer Klasse die Erfüllung der Forderung erschwert, 'daß bei all der Freiheit, die wir dem Schüler einräumen, und der Hilfe, die wir gewähren, ein deutlicher und stetiger Fortschritt erzielt werden muß.' Um das zu erreichen, fordert er das Vorlesen guter Aufsätze, deren Besprechung besonders nach Inhalt, Aufbau und Ausdruck und dabei scharfe Auseinanderhaltung der verschiedenen Arbeitsvorgänge und die Reinschrift erst nach sorgfältiger Austilgung der Fehler. Seine Ausführungen seien darum der Beachtung empfohlen, weil die in vieler Beziehung wohlberechtigte Forderung freier Aufsätze vielfach mißverstanden worden ist und Verwirrung angerichtet hat. Sie sind geeignet, zur Klärung beizutragen, die Forderung auf das rechte Maß zurückführen zu helfen.

Schmieders Buch bietet 'eine didaktische und psychologische Untersuchung auf Grund von über 5000 Aufsätzen aus allen Klassen und Arten der Leipziger Volks- und höheren Schulen' über die Feier des 18. Oktobers 1913 in Leipzig. Die Feststellungen, die Schmieder macht, sind gewiß zum guten Teile richtig. Auch die für viele auffällige Erscheinungen in den Aufsätzen gegebenen Erklärungen treffen gewiß zu. Es stimmt im ganzen wohl auch, wenn er schreibt: 'Das Kind, das den freien Aufsatz schreibt, versetzt sich im Augenblick des Schreibens wider in sein Erlebtes hinein. Während es wider darin lebt, formt sich seine Ausdrucksweise wie von selbst. Orthographie und Interpunktion sind nicht so aufdringliche Gesellen, daß sie hemmend eingreifen könnten. Das Kind, das den unfreien Aufsatz schreibt, lebt nicht während des Schreibens im Erlebten. Es lebt im Ringen nach dem sprachlichen Ausdruck. Das Formen richtiger Sätze, die Rechtschreibung der Worte und die Zeichensetzung sind die Zuchtmeister bei seiner Arbeit.' Auch den Hauptforderungen, die er aus seinen Beobachtungen ableitet, kann man ihre Berechtigung nicht versagen. Für wichtige Arten der Aufsätze, für die von Schmieder mit besonderer Vorliebe und etwas zu einseitig gepflegte Erzählung und Schilderung, ist durchaus zu wünschen, daß sie vom Erlebnis herkommen. Es muß vom Lehrer verlangt werden, daß er in der Hauptsache bereits Erlebtes oder vom Lehrer in der Schule zum Erlebnis Gemachtes erzählen oder schildern lasse. Wenn Schmieder zu dem Zwecke fordert, daß der Lehrer dafür sorge, daß das Kind mit allen seinen Sinnen trinke und nicht nur mit dem Auge aufnehme, so zeigt er gewiß auch den richtigen Weg. So sorgfältig wie für die allseitige Erfassung des Stoffes muß aber in der Schule auch für die geschickte sprachliche Darstellung gesorgt werden. Es ist gewiß das Herz, das beredt macht, aber die sprachliche Widergabe ist doch eine so schwere Sache, daß man sich nicht darauf verlassen kann, es werde das, was erlebt worden sei, ganz von selbst in die richtige sprachliche Form eingehen. Daß sich zuweilen sprachliche Abrichtung als eine Hemmung bei einer Niederschrift erweist, beweist nur, daß die sprachliche Fertigkeit infolge ungenügender Übung noch nicht weit genug ausgebildet ist. Beides mit dem gewünschten Erfolge zu betreiben, ist aber zurzeit für den Deutschlehrer eine fast zu schwere Aufgabe. Sie wird erst dann richtig gelöst werden können, wenn die Schule aufhört, einen Schub von Wissensstoff nach dem andern in die Lehrpläne hineinzuschieben, wenn sie anfängt, alle Wissenszweige, soweit sie für die Schule in Betracht kommen, ganz gründlich zu beschneiden und so größeren Spielraum, als bisher zur Verfügung gestanden hat, für die Durchbildung der Schüler im Gebrauche der Muttersprache zu schaffen. Dann erst werden wir die Erfahrungen unsrer großen Dichter, deren herrliche Schöpfungen die Richtigkeit des von ihnen eingeschlagenen Weges bezeugen, zur Geltung kommen lassen können. Dann werden wir unsre Jugend auch bei den Aufsatzübungen im kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln lassen können, und dann erst werden wir, damit nicht die kleinen Geister in ihrer Ungebundenheit vergebens um den Preis ringen, die Jugend mit Geist und Fleiß auch an die Kunst sprachlicher Darstellung binden

können, um danach die Natur, das Erlebnis wider glühen und schaffen zu lassen. Das sei zur Ergänzung der Ausführungen Schmieders gesagt, die in ihrer Art vortrefflich sind.

Dresden. Otto Oertel.

---

1) O. Lyons Handbuch der deutschen Sprache. Kleine Ausgabe von W. Scheel. Teubner, 1916. Geb. 1,20 ℳ.
2) Joh. Cerny, Die deutsche Dichtung. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte für höhere Schulen. Ausgabe für Gymnasien und Realschulen. Wien, Tempsky, 1915. Geb. 3,80 Kr.
3) Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest. Schulausgabe von Heinrich Brinker. Berlin, Grote, 1915. Geb. 1,40 ℳ.
4) Th. Matthias, Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm. In Grimms eigenen Worten dargestellt. Leipzig, Voigtländer, 1915. Geh. 2 ℳ.

Scheel erklärt in der Vorrede zu seiner kleinen Neuausgabe von Lyons Handbuch, daß das Buch auf keinen Fall der Behandlung der Muttersprache als Fremdsprache Vorschub leisten will, sondern daß der ganze grammatische Unterricht vom Beispiel des Lesestücks oder des Lehrers ausgehen muß, daß der Unterricht unabhängig vom Buche zu geschehen hat, und daß das kleine Handbuch für die Schüler 'die Gedächtnisstütze und den Hintergrund für die häusliche Widerholung bietet.' Ich möchte hinzufügen, daß das Buch auch dem Lehrer mannigfache Anregung gewähren wird, mag er seinen Unterricht gestalten wie er will, da es, wie der Verfasser mit Recht hervorheben darf, ein vollständiges Bild der Schulgrammatik bietet und zwar in einer überaus glücklich gedrängten Form. Daß dabei von einer Einteilung des Stoffes nach Klassen ganz abgesehen worden ist, wird für die Selbständigkeit des Lehrers und des Unterrichts nur angenehm empfunden werden. Dabei ist auch die Hauptschwierigkeit überwunden, daß das Buch für alle Klassen gleich brauchbar ist — selbstverständlich nur bei der nötigen Zubereitung und Durcharbeitung des Stoffes durch den Lehrer je nach dem Stande der Schüler. Es ist für den Sextaner in seinem Abschnitt im allgemeinen verständlich und für den Primaner trotzdem belehrend und nicht zu platt. Das Inhaltsverzeichnis zeigt uns den sehr umfangreichen Inhalt des kleinen preiswerten Büchleins: außer der Satzlehre und der Formenlehre enthält es einige Hauptkapitel aus der Wortbildungslehre und historischen Lautlehre (in knapper Fassung) und überhaupt die Grundzüge des für die Schule in Frage kommenden sprachgeschichtlichen Wissens.

Beginnen wir mit der Satzlehre, so fällt als Hauptvorzug gleich ins Auge, daß der Verfasser überall von Beispielen ausgeht, an deren Hand der Schüler von selbst die Regel gewinnen kann; außerdem ist im ganzen die Druckanordnung übersichtlich gehalten und der Lernstoff auch äußerlich klar gegliedert und deutlich hervorgehoben, auch ist Beschränkung auf das Nötigste besonders anzuerkennen. Einzelne Unklarheiten und Widersprüche in den Bestimmungen über einfachen und nackten Satz müßten aber beseitigt werden.

Äußerst praktisch ist, daß die Zeichenlehre gleich organisch mit jedem Abschnitt der Satzlehre verbunden ist, was besonders für die Unterstufe sehr nötig ist. Daß über Tempus- und Moduslehre nur das Allernötigste

gesagt wird, ist ebenfalls ein Vorzug; viel wichtiger als alle Regeln ist hier bei der Muttersprache die Erweckung des natürlichen Sprachgefühls für die Benutzung der richtigen Tempora und Modi. Praktisch scheinen mir die gegebenen eindeutigen Regeln zu sein über den Gebrauch der umschreibenden Form des Konditionalis. Dagegen glaube ich, daß die in § 43, 3 gegebenen Regeln über die formale consecutio temporum sogar zu streng sind und nicht dem Sprachgebrauch entsprechen. Ich glaube, alle Grammatikregeln helfen nicht über die Tatsache hinweg, daß in der lebendigen, guten Umgangssprache nur ein Konjunktiv in der abhängigen Rede besteht: Und zwar in Norddeutschland der des Präsens, in Süddeutschland der des Präteritums; in Norddeutschland ist unbedingt richtig: 'Ich fragte ihn, wie er hieße, was er wollte' und die süddeutsche Form 'Wie er heiße, was er wolle' usw. würde gezwungen und tot klingen. Deshalb könnte die letzte Regel über den Gebrauch des Konjunktivs als rein theoretisch besser wegfallen. Überhaupt sollte sich die deutsche Grammatik von der fremdsprachlichen dadurch unterscheiden, daß der ganz selbstverständliche Sprachgebrauch nicht durch Regeln festgelegt wird, wie z. B. in der Formenlehre (§ 70): 'Den Dativ regieren: angenehm, furchtbar, hold, schmeichelhaft' usw. Die Verwechslung von Dativ und Akkusativ, die häufig vorkommt, wird durch das Lernen dieser Worte keineswegs behoben, sondern nur durch Erwecken und Schärfen des Sprachgefühls. Dabei möchte ich überhaupt aus einer modernen Grammatik verbannt wissen die Fassung: Das Wort 'regiert den Kasus', was als eine besondere Merkwürdigkeit gelernt wird, während das Wort doch nach seinem natürlichen Wortinhalt und seiner Bedeutung nur diesen Kasus 'erfordern' kann; das gilt nebenbei bemerkt auch von einem großen Teil der fremdsprachlichen Kasusregeln. Sonst ist die Formenlehre grundsätzlich so gehalten, daß Lehrer und Schüler sie mit dem größten Nutzen wegen ihrer knappen Fassung und ihres reichlichen Inhalts gebrauchen können. Nur liegt infolge der Knappheit die Gefahr nahe, daß ein Lehrer, der sich auf der Unterstufe zu sehr an das Buch hält, zu mechanischem Auswendigpauken verleitet wird (z. B. die zehn Wörterklassen in Sexta). In der Flexionslehre hätte ich eine Erklärung des Ausdrucks 'stark und schwach' gewünscht, wobei für kleine Schüler ein Hinweis nützlich wäre auf die Verben, die 'stark genug' sind, aus ihrem Stamm heraus ohne Hinzunahme einer Hilfssilbe ihre Tempora zu bilden.

Obwohl der Flexionslehre in den Anmerkungen unter 'Einzelheiten' allerhand angebrachte und willkommene historische Lichter aufgesetzt sind, so möchte ich gerade in der Flexion für die obere Stufe die historische Betrachtung noch mehr ausgedehnt wissen, sei es nur in kurzen, zusammenfassenden Anmerkungen; hier wäre eine vergleichende Betrachtungsweise, die Lateinisch und Griechisch mit heranzieht, sehr am Platze: z. B. eine Übersicht nach historischen Deklinationsklassen, wobei die sogenannte 'schwache' Deklination den reiferen Schülern klar gemacht wird als die indogermanische, ihm im Griechischen und Lateinischen bekannte n-Deklination; ebenfalls liegt es nahe, dabei auf die andern Deklinationen einzugehen an Hand der alten Sprachen, z. B. bei Erklärung des neutralen Plurals auf -er und

seine analoge Ausbreitung; ein Hinweis auf eine alte u- und i-Deklination erklärt den Umlaut und solche Unterschiede wie: ‘vorhanden — zu Händen.’ Ich möchte diese Forderung deshalb aufstellen, weil § 96 in der Wortbildungslehre sogar eine ausführliche Darlegung des -a-Umlautes enthält, der für die Schule vielleicht doch etwas verzwickt ist, so daß ich mich auf den -i-Umlaut beschränken möchte. Gegenüber dem Umlaut ist die historische Behandlung des Ablautes (§ 78 und 105) entschieden zu kurz gekommen, wenigstens nach der Seite der historischen Einteilung und der Erklärung, obwohl Beispiele besonders bei den starken Verben zahlreich beigebracht sind. Der Ablaut ist das Kapitel, das in den oberen Klassen eine der besten Grundlagen für historisch-vergleichende Betrachtung der Sprache bietet, und ich glaube, daß hier einmal ein Kapitel historischer Grammatik auch im deutschen Unterricht systematisch behandelt werden kann mit Beispielen aus allen drei Sprachen; hier kann man dem Schüler die Regelmäßigkeit eines Sprachgesetzes besonders anschaulich vorführen.

Mit Erwähnung des Ablauts und Umlauts habe ich bereits eins der verdienstvollsten Kapitel des Buches über Wortbildungslehre und Lautwandel einschließlich der Grundbetonungsgesetze berührt, das für den Unterricht in jeder Form eine Fülle von Anregungen und Ausgangspunkten zur Beleuchtung der Muttersprache nach allen Seiten hin bietet. Daran schließt sich ein dem Stande der neuesten Wissenschaft gerecht werdender sprachgeschichtlicher Abschnitt, der in anschaulicher ganz knapper Fassung das Nötigste mit Weglassung aller Einzelheiten enthält, sowohl in die Dialekt- und Stammeskunde wie in die Wort- und Namenskunde einführt, die Fremd- und Lehnworte nach ihren Hauptklassen ordnet und schließlich unseren Blick auf die Studenten-, Soldaten-, Seemannssprache und das Rotwelsch als Sprachquellen hinlenkt. Hauptmerkmal dieser Abteilung ist, Klarheit, Einfachheit und Übersichtlichkeit. Im einzelnen könnte man natürlich auch hier viel Bemerkungen machen: So sagt Scheel in § 100, daß die Tenues gewöhnlich mit starkem Ansatz gesprochen werden; da er sofort darauf von Aspiratae spricht, so hätte er gleich sagen können, daß unsere norddeutschen Tenues eigentlich Aspiratae-Tenues sind, während z. B. in Oberdeutschland diese Laute als reine Tenues gesprochen werden. (Dabei ist ein Druckfehler unterlaufen hk für kh.) Bei der Lautverschiebung ist sehr anzuerkennen, daß das Vernersche Gesetz nur ganz kurz berührt wird; die Klugische Gleichung turba—dorp ist wohl stark anfechtbar; die Hauptergebnisse der Lautverschiebungen sind übersichtlich zusammengefaßt (§ 102), wobei nur eine kleine Ungenauigkeit der Fassung zu bemängeln ist: ‘Folgende Veränderungen sind vor sich gegangen: 1. im Anlaut: k, b und g sind unverändert geblieben.’ Etwas breiter wird die Aussprache von s und st vorgenommen. Dabei muß ich zum Verfasser und vielleicht auch zu vielen andern in Gegensatz treten: Er verwirft die Aussprache s+t und sagt: ‚Die reine dialektfreie Aussprache ist das aber nicht.’ Dazu möchte ich bemerken, daß selbstverständlich die niederdeutsche Aussprache ganz dialektisch ist, aber trotzdem in der Schule nicht bekämpft werden darf. Vielmehr wollen wir nur ehrlich

bekennen, daß wir nirgends im Vaterlande außer auf der Bühne eine 'dialektfreie' Aussprache haben, und wollen eine gewisse dialektische Färbung bei unsern Schülern ruhig zulassen, da wir unsere lebende Muttersprache, nicht aber eine tote Sprache und auch nicht eine Bühnensprache lehren wollen; freilich sind damit keine ganz grobe Dialektizismen befürwortet.

Bei dem besonders ausführlichen und mit Beispielen belegten Kapitel über Wortbildung durch Ableitungssilben wäre vielleicht geboten gewesen, über ein lebendiges Sprachprinzip zu sprechen, das in dem Buche zu kurz kommt, die Analogie, die gerade in der Verwendung von Ableitungssilben zu neuen Wortbildungen sehr wirksam ist, und die uns einen Einblick tun läßt in das Leben des Organismus der Sprachen. Man würde dann nicht so streng wie Scheel auf den 'Sinn' einer Ableitungssilbe halten, sondern erkennen, daß unter Umständen eine Ableitungssilbe rein analogisch ohne Rücksicht auf den Sinn verwendet wird, wie von Jahn '-tum' in 'Volks-tum'. So werden auch vielleicht vielfach in der lebendigen Sprache Silben als Ableitungssilben verwendet, die eigentlich noch einen Teil irgendeines Stammes mit einbegreifen: so nach Kanzler: 'Rotekreuzler, Generalstäbler' oder nach 'heidn-isch' 'pol-nisch'; in einer deutschen Kolonie in Wolhynien am Styr sprachen die Bewohner stets von dem Unterschied zwischen Zivilbevölkerung und Militär als von 'Militärsleut' und 'Ziwilnische Leut'. So ist die Analogie als sprachbildende und neuschaffende Kraft besonders leicht anschaulich zu machen.

Der Abschnitt über die Geschichte und Entwicklung der deutschen Sprache ist in seiner Genauigkeit und Kürze vorbildlich, besonders die Ausführungen über die Entwicklung der neuen hochdeutschen Schriftsprache. Nur zu der Gliederung der Mundarten noch ein paar Worte: Die Einteilung der oberdeutschen Mundarten nach 1. alemannisch, 2. schwäbisch und 3. bayrisch-östreichisch dürfte wohl nicht genau sein, vielmehr sind zwei Gruppen vorhanden: 1. das Alemannische im weiteren Sinne, das aber in alemannisch und schwäbisch zerfällt, 2. das Bayrische. Hauptsache ist, daß die Schüler wissen, in welchen Gegenden ein Dialekt gesprochen wird, wie das Scheel auch angibt. Eine Ungenauigkeit ist beim 'Niederfränkisch' festzustellen; das ist nicht nur die Sprache der Holländer und der 'belgischen Vlämen', sondern umfaßt auch das ganze niederrheinische Platt, das mit diesen Dialekten auf einer Stufe steht. Der Einteilung des Niederdeutschen in abgegrenzte Dialekteinheiten stehen solche Schwierigkeiten entgegen, daß man auf der Schule davon absehen sollte; die Ausdrücke engrisch, ostfälisch usw. gehören der Theorie an. Die Zusammenfassung der völlig verschiedenen Dialekte von Hannover, Göttingen und Oberweser zu einer engrischen Gruppe wird in ihrer Berechtigung von Bremer bezweifelt und zwar mit vollem Recht[1]). Vollends groß ist der Dialektunterschied fast in jedem Orte innerhalb der nord-niedersächsischen Gruppe, wie uns ein Vergleich zwischen Groth, Reuter und Brinckmann lehrt, und wir wollen froh sein,

[1]) Paul, Grundriß: III D. S. 871.

wenn unsere niederdeutschen Schüler das Platt ihrer Heimat einigermaßen verstehen können.

Ich will jetzt keine weiteren Einzelheiten mehr heranziehen, sondern mein Schlußurteil dahin abgeben, daß ich überzeugt bin, das Buch wird sich durch seine Brauchbarkeit selbst empfehlen und mühelos einen hervorragenden Platz in der Konkurrenz behaupten zum Nutzen des deutschen Unterrichts, weil es mit der Zeit fortgeschritten ist.

Dieses Fortschrittsbestreben zeigt unverkennbar auch die Literaturkunde des Wieners Cerny. Das Buch gliedert sich so, daß die Zeit bis 1725 auf ungefähr 70 Seiten behandelt wird, dann auf 165 Seiten die Zeit bis zu Goethes Tode; der neueren Zeit sind 110 Seiten gewidmet; zum Schluß folgt knapp: 'Poetik und Metrik', während in einer Einleitung die Hauptgrundlagen der nötigen sprachwissenschaftlichen Kenntnisse geboten werden. Diese sprachwissenschaftliche Einleitung steht aber an Klarheit und Übersichtlichkeit dem gleichen besprochenen Abschnitte bei Scheel nach, vielleicht, weil zuviel auf engen Raum zusammengedrängt ist. Mit der Lautverschiebung werden grammatischer Wechsel und sogar das Vernersche Gesetz behandelt, was auf der Schule wohl erhebliche Schwierigkeiten haben dürfte, zumal eine Sprache, in der das alte indogermanische Akzentgesetz noch gilt, wie das Indische, den Schülern nicht bekannt ist. Ganz kurz lassen sich diese schwierigen Sprachgesetze nicht behandeln, daher läßt man sie lieber auf der Schule fallen. Das germanische Akzentgesetz und auch die Auslautsgesetze ließen sich ja anführen, aber die von Cerny gegebene Begründung dieses Akzentgesetzes scheint mir zu vollem Verständnis unzureichend. Irreführend ist auch der Ausdruck 'arisch' gebraucht, der heute nur für 'indo-iranisch', nicht aber für indogermanisch verwendbar ist; auch wird man vielleicht besser von einer baltisch-slawischen Spracheinheit absehen. Daß 'das Oberdeutsche im wissenschaftlichen Gebrauch Hochdeutsch heißt', kann ich nicht zugeben, sondern die Grimmsche Zweiteilung in Hochdeutsch (das ich auch nicht aus 'Hofdeutsch' erklären möchte) und Niederdeutsch hat sich nicht durchzusetzen vermocht; unter Teilung in Mitteldeutsch und Oberdeutsch muß man wohl diese beiden Gruppen zusammen dem Niederdeutschen als 'Hochdeutsch' gegenüberstellen. Bei der Einteilung der Mundarten nimmt der Verfasser das ost- und südrheinfränkische zum Oberdeutschen, was ja berechtigt ist; daß der bayrisch-östreichische Dialekt besonders eingehend behandelt wird, liegt wohl in der Berechnung auf österreichische Schulen.

Eine Einteilung, wie sie der Verfasser seiner Literaturgeschichte vorausschickt, kann sehr verschiedene Form haben; aber die Bezeichnung der Zeit von 1830—1885 als 'silbernes Zeitalter' erscheint doch etwas aushilfsmäßig. Der Verfasser teilt die Zeit bis 1050 ein in Urzeit bis 750 und in die althochdeutsche Zeit ,1. der Karolinger, 2. der Kaiser von 911—1050. Daran schließt er die mittelhochdeutsche Zeit mit einer Vorbereitungszeit, Blütezeit und Zeit der bürgerlich-volkstümlichen Dichtung. An Hand dieser unbedingt anzuerkennenden Einteilung bringt er im allgemeinen nur die Hauptdichtungen, die Bedeutung haben, was als ein großer Vorzug anzusehen ist. Beim Alterum möchte ich sogar

den Wunsch äußern, daß auf 'Muspilli' und 'Ludwigslied' mit Proben etwas ausführlicher eingegangen wäre. Was das Altertum (die Zeit bis 1050) betrifft, so würde es sich der Einfachheit halber empfehlen, die wenigen in Frage kommenden Reste dieser Literatur ohne Periodeneinteilung vorzuführen, da von einer eigentlichen Entwicklung in dieser Literatur keine Rede ist. Uhland hat darauf hingewiesen, daß erst im höfischen Epos die Dichter sich aufeinander berufen, und erst so eine literarische Entwicklung sich anbahnt. Dann gäbe es für das Altertum zwei Gruppen: 1. der Heliand und die Reste der Stabreimdichtung, 2. Othried und die Reimdichtung. Die kirchliche Übersetzungsliteratur kann für unsere Zwecke fortfallen; vielleicht könnte man noch einige Beispiele hübscher Stücke aus 'Physiologus' oder 'Merigarto' als Probe der 'wissenschaftlichen' Prosa der Zeit anführen. Im Anschluß an die einzelnen erhaltenen Denkmäler ließe sich das Nötigste über Helden- und Göttersagen erledigen, wobei wir nicht verschweigen wollen, daß der Untergang unserer nationalen Heldendichtung der Bigotterie Ludwigs des Frommen zuzuschreiben ist. Ein tieferes Eingehen auf die Heldensage ließe sich bis zur Behandlung des Nibelungenliedes verschieben, ebenfalls die Ecbasis captivi im Zusammenhang mit der späteren Tiersage behandeln. Dies sind alles Vorschläge, die nicht hindern, anzuerkennen, daß Cerny das deutsche Altertum sinngemäß und seinen Werten nach behandelt und würdigt; die Übersetzung *'dat sih urhêttun aenon m(u)otîn'* mit 'das sich erhoben (??) zu einem Kampfe' dürfte wohl allgemein verdrängt sein durch: 'daß sich als Herausforderer, alleine gegenübergetreten seien'[1]). Cernys Auslegung der Merseburger Zaubersprüche als altheidnisch dürfte der neueren christlichen Deutung, die jetzt weite Kreise zieht[2]), vorzuziehen sein, dagegen ist die angelsächsische Genesis ziemlich sicher nicht von dem Verfasser des Heliand.

Um aber auf die Einleitung zurückzukommen, so würde nach einer anderen Einteilung, die ich neben die des Verfassers stellen möchte, auf das Altertum das Mittelalter folgen: und zwar nur die Blütezeit mit einer kurzen Einleitung über die 'Vorbereitungszeit' (Cerny) und einen kurzen Ausblick als Schluß: Die Epigonenzeit (bis ca. 1520). Damit wäre aber gesagt, was ja auch den neueren preußischen Lehrplänen entspricht: Verbannung jeder systematischen Literaturgeschichte aus der Schule. Die Literaturgeschichte beschränkt sich auf Abschnitte, die besonders nach ihrer biographischen Seite möglichst anziehend auszugestalten sind; diese literaturgeschichtlichen Vorträge und Belehrungen schließen sich an die jeweilige Lektüre der Hauptdichter oder Dichtwerke an; dabei ist es ganz gleichgültig, ob ein ununterbrochener literaturgeschichtlicher Zusammenhang hergestellt wird oder nicht: Die Zeit eines oder mehrerer Dichter und ihre Hauptwerke sollen im Ganzen gewürdigt werden und daraus der Schüler ein allgemeines Bild der

---

1) Saran: Das Hildebrandslied. Halle 1915. S. 160.

2) So sieht Saran im Hildebrandsliede das Problem einer christlichen Theodicee angeschnitten von einem durch Hiob angeregten Verfasser. S. 172, 192.

Zeit gewinnen; es hat keinen Zweck, dabei alle möglichen Leute aufzuführen, von denen wir nichts Erhebliches wissen oder dem Schüler nichts zu lesen geben können. Nur solche Dichter oder Dichtwerke sollte er auch ohne Probe angeführt bekommen, die eine allgemeine geschichtliche Bedeutung haben, wenn sie auch dem Schüler vielleicht nicht näher bekannt gemacht werden können, dazu sind — wir sprechen nur vom Schulbetrieb — nicht einmal Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems zu rechnen, auch nicht Konrad Fleck und 'Titurel', während Eilhart, Türheim, die beiden von dem Türlin, Heinrich von Freiberg, Ulrich von Eschenbach und der 'jüngere Titurel' bei bloßer Erwähnung Schall und Rauch bleiben, zu einer Behandlung aber sich nicht eignen, also verschwinden können. Ulrich von Lichtenstein hat seine Berechtigung wegen seiner tiefempfundenen Lyrik und weil er bei aller Verrücktheit Stoff zu einer hübschen Biographie bietet; demnach würde sich für das Mittelalter der deutsche Unterricht so gestalten können: Lektüre von Teilen des Nibelungenliedes, Teilen der Gudrun, Proben aus dem armen Heinrich und 'Wernher dem gartenaere', Laurin, Parzifal, die Minnesangslyrik und Walther als Höhepunkt. Daran läßt sich die ganze Literaturgeschichte der Zeit, mit Ausblicken und Übergreifen nach rückwärts und vorwärts anknüpfen, ohne daß es einer systematischen, chronologischen Darstellung bedarf. Geradezu vorzügliche Dienste scheint mir hierfür das Lesebuch von Scheel für Obersekunda zu leisten, an Hand von dessen Textproben mit literarischen und sprachwissenschaftlichen Einleitungen man sehr gut das ganze deutsche Altertum und Mittelalter erledigen kann, ohne systematische Literaturgeschichte und ohne systematische Grammatik für sich zu betreiben. Es wäre natürlich unrecht, das Buch von Cerny, das nach anderem Maßstabe gearbeitet ist, so zu beurteilen. Vielmehr ist sehr anzuerkennen, daß die Hauptdichter und Dichtwerke möglichst plastisch herausgearbeitet und anschaulich gemacht werden; besonders anziehend ist die gerechte und nachempfindende Würdigung Walthers als Dichter und als Mensch.

Entsprechend würde auch für die Neuzeit keine systematische Literaturgeschichte zu pflegen sein. Eine eigentliche umfangreichere biographische Literaturgeschichte tritt erst wider bei der Lektüre Lessings in Wirksamkeit. Lessing ist eine Persönlichkeit, die wir gar nicht genug in den Vordergrund schieben können, selbst wenn wir uns bei seinem Laokoon und seiner Dramaturgie nur auf einen kleinen Teil beschränken und diese stark mit berichtigenden Zusätzen und Anwendungen auf die neuere Zeit versehen müssen. Bei Lessing ist Gelegenheit geboten, einen Überblick zu geben über die ganze Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts, soweit sie in Frage kommt und unsern Schülern an Proben verständlich gemacht werden kann. Dann fehlte ein wichtiger Abschnitt: Humanismus, Renaissance und Reformation mit Vorläufern und Ausläufern. Von der Literatur dieser Periode eignet sich zur Lektüre in der Schule und zur rein literaturgeschichtlichen Behandlung wenig; es empfiehlt sich, die ganze Zeit als geistige Einheit, sowohl im Geschichtsunterricht wie im Religionsunterricht, gehörig durchzunehmen auch nach der literarischen Seite, da das untrennbar zusammenhängt. Denn hier

ist es gar nicht möglich, ganz vorurteilsfrei einen konfessionell nicht beeinflußten Standpunkt einzunehmen. Freilich brauchte eine Literaturgeschichte, die sonst objektiv wie die von Cerny sein will, nicht einen so einseitig ablehnenden Standpunkt gegenüber der Bedeutung der Reformation einzunehmen wie Cerny es tut (S. 73), wenn er sagt 'die Reformation zerstörte die Einheit der christlichen Kirche und hemmte zugleich die kulturelle Entwicklung Deutschlands, daß es hinter andern Ländern weit zurückblieb'. Um meinerseits nun nicht einseitig zu werden, will ich nicht weiter feststellen, wie sehr Luther zu kurz kommt, wie auch Hans Sachs mit größerer Liebe hätte behandelt werden müssen und wie die Folgen des unseligen Gegenreformationskrieges doch allzu harmlos aufgefaßt werden.

Ähnlich wie zur Behandlung der mittelalterlichen Literatur stehe ich zu der der neuzeitlichen Literatur, aus der ich die einzelnen Abschnitte an die Lektüre neuerer Dichtwerke angeschlossen wissen möchte; dabei läßt sich mit historischen Längsschnitten gelegentlich eine Übersicht über eine ganze Dichtgattung und ihre Entwicklung, über eine Dichterschule oder über gleichartige Dichter geben, wie es Cerny in einem Anhange nur etwas reichlich kompendienhaft versucht; da wird, um irgendetwas herauszugreifen, auf einer halben Seite die Entwicklung des Lustspiels mit den Hauptnamen und -daten gegeben und von Aristophanes ausgehend über alle Nationen verfolgt. Selbstverständlich kann dabei nicht auf die inneren Fäden des Zusammenhangs — soweit er vorhanden ist — eingegangen werden, was doch wünschenswert wäre; vielleicht wäre auch zu bemerken, daß Aristophanes ein völliges Unikum geblieben ist, der weder im Altertum noch in der Neuzeit einen Nachfolger gehabt hat. Ebenso gibt Cerny einen guten Überblick über die Geschichte des Dramas; hier hätte vielleicht auf einen inneren Zusammenhang zwischen Altertum und Neuzeit hingewiesen werden können, in der Person des Euripides. Ebenso wird ein Überblick über alle anderen Dichtungsarten geboten: die Ausgangspunkte für eine solche Übersicht in der Schule sollten immer wider Lessing, Schiller, Goethe und neuere Dichter bieten; ein ganz besonders reiches Feld für 'praktische Literaturgeschichte' ist Lessings Dramaturgie, die man schon deshalb nicht verbannen darf.

Doch nehmen wir die Literaturgeschichte von Cerny, wie sie ist, und indem wir uns ohne Kritik auf ihren Boden stellen: das Buch ist zu umfangreich, als daß es auch nur einigermaßen systematisch besprochen werden könnte. Was besonders auffällt, möge noch erwähnt werden: S. 95 heißt es von Zachariae, er habe Fabeln im Ton des alten Burkhard Waldis gedichtet, und in einer Fußnote werden Lichtwer und Pfeffel erwähnt; der Dichter Pfeffel verdiente einen besseren Platz, ganz besonders eignet sich der blinde 'Belisar' mit seinen von Fr. Lienhard hübsch beschriebenen Dichterkränzchen zum Mittelpunkte einer anziehenden Biographie. Was nun den erwähnten Burkhard Waldis betrifft, so finden wir, wenn wir nach ihm suchen, auch nur einen fettgedruckten Namen und den Hinweis auf seinen 'Esopus'. Dieser Mann sollte nun wirklich einmal unserer Jugend etwas näher gebracht werden, ebenso wie sein Zeitgenosse Alberus. Die Fabeln und Geschichten des Waldis eignen

sich für den Unterricht durch ihre schlichte Anmut zehnmal besser als die kalten Fabeln Lessings, während Gellert ja auch sehr anmutig sein kann. Dazu kommt das hochinteressante Leben dieses schlichten hessischen Dichters, das ein kulturgeschichtlich und menschlich gleich bedeutsames Lebensbild aus der Reformationszeit gibt. Vielleicht haben wir nach dem Kriege wider Zeit, auch etwas an Waldis zu denken. Klopstock wird sehr ausführlich gewürdigt, in mancher Weise mehr als nötig wäre, denn Klopstock gehört mit den Messias und mit einem Teil seiner Oden durchaus nur der Geschichte an; wir brauchen uns mit seiner Lektüre nicht mehr allzulange aufzuhalten. Aber gerade seine Hauptbedeutung, die am weitesten und kräftigsten nachgewirkt hat, hebt Cerny nicht genügend hervor: das ist die Schöpfung der freien Rhythmen, durch die er die deutsche Dichtung auf ihre natürlichste, ursprünglichste Bahn zurückleitet; selbst in der angehängten Metrik, in der Klopstock vor allen als Neuschöpfer der antiken Strophen auftritt, die mit sapphischer, alkäischer und asklepiadeischer Strophe, Pherekrateus und Glykoneus aufgeführt werden, tritt diese viel größere Bedeutung Klopstocks für die deutsche Dichtung nicht genügend hervor; sind doch sogar seine späteren Hexameter nichts als freie Rhythmen. Das sind die Vorlagen für Arndts urdeutsche Prosarhythmen, die so erschütternd und großartig im 'Geist der Zeit' wirken. Auch dieser ganz große Aufrüttler des nationalen Gewissens, ebenso wie Fichte und Schenkendorf, kommt mir für ein deutsches Literarturbuch aus dem Jahre 1915 viel zu kurz! Wie großartig wirken ein paar Sätze von Arndt mit seinem heldenhaften, erschütternden Pathos unter all dem Wust sogenannter Kriegsliteratur von heute, in dem einige Perlen versteckt sind. Als Mitkämpfer dieses großen Krieges muß ich gestehen: es gibt nichts, was die nationale Begeisterung und Opferwilligkeit so zu entflammen wußte wie Arndts 'Geist der Zeit', wie Schillers Tell, wie einige Dichtungen von Kleist und einige Reden von Fichte. Und was bieten dagegen die größten unter den Großen der Gegenwart, die Cerny im besten Teil seines Buches mit umfassender Belesenheit, liebevoller Versenkung und gerechtem Urteil uns in wirklich guten Biographien vor Augen zu führen sucht: so ist das Urteil Cernys über Sudermann zu unterschreiben, das er tiefer als 'im hohen Lied' kaum sinken kann, und daß es seiner ganzen Zeitauffassung entspricht jetzt in Berlin mit Tragikomödien aufzuwarten, in dieser Zeit des Blutes und Eisens. Dankbar folgen wir dem Verfasser bei der sorgfältigen Analyse der Dichternatur und der Werke und des Werdegangs Gerhard Hauptmanns. Aber was soll uns der Mann jetzt, den wir als den größten verehrten! Seine Söhne hat er dem Vaterland gegeben, aber seine Dichtung ist der Größe der Zeit nicht mehr gewachsen; ein Mann, der durch sein Festspiel 1913 bewiesen hat, daß ihm der historische Sinn und das richtige Verständnis für nationale Größe fehlt, der kann uns auch durch einen gut stilisierten Brief an Rolland oder durch ein gutes Kriegsgedicht nicht über den Mangel an hohen vaterländischen Idealen hinwegtäuschen, die uns jetzt bei Löns, Dehmel, Schaukal, Lersch erfrischen und erfreuen, die R. Alex. Schröder über Hoffmannsthal und Rilke und vollends weit über den jetzt weibisch

wirkenden George erheben. Wenn wir uns auch sonst dem Urteil Cernys über Bartsch anschließen, daß er sich ausschreibt und auf absteigender Linie bewegt, so wollen wir diesem doch anrechnen, daß er im 'Deutschen Leid' und im 'Letzten Studenten' wider warm nationale Klänge angeschlagen hat, deren wir bedürfen. Nach dem Kriege brauchen wir das vor allem, eine warmblütige, nationale Dichtung, wie sie im 19. Jahrhundert die große Volkserhebung so recht vorbereitet und belebt hat. Deshalb muß ich Cerny, da es sich um eine deutsche Schulliteraturgeschichte handelt, zum Vorwurfe machen, daß er auf einen Schänder des deutschen Namens wie 'Monsieur Spittelère' über eine Seite verschwendet. Wir müssen diese durch Avenarius eingeschmuggelte Liebe mit Gewalt aus unserm Herzen reißen und sie nicht auf unsere junge Generation forterben. Ich glaube, es wird mit mir jedem Kriegsteilnehmer, der für den deutschen Gedanken in der Welt gekämpft hat, unmöglich sein, diesen Mann als 'deutschen' Dichter anzuerkennen und der Jugend vorzuführen.

Bei einzelnen Abweichungen in den Ansichten wird man zugeben müssen, daß dieser Teil, der über die neuere Literatur handelt, sehr gut durchdacht und ausgearbeitet ist, und somit doch aus der Reihe der üblichen Literaturgeschichten für Schulen vorteilhaft sich abhebt. Daß die Rücksicht auf Österreich manchen österreichischen Dichter ausführlich vorführt, die uns kaum dem Namen nach bekannt sind, ist kein Schade, weil dadurch mancher tüchtiger Dichter auch bei uns zu Ehren kommen kann, vor allem aber weil dadurch eine sehr innige und eingehende Würdigung Grillparzers und seiner Werke verursacht wird. An der Staatsangehörigkeit des Verfassers liegt es vielleicht daher auch, wenn er bei Norddeutschen wie Sohnrey sich mit einer Erwähnung begnügt, wenn er bei Frenssen auch für die gute Seite kein Verständnis hat und wenn er einen so bedeutenden Schriftsteller, Nationaldichter und tapferen Streiter wie Rudolf Herzog, der in einer nationalen Literaturgeschichte einen größeren Raum einnehmen dürfte, überhaupt nicht erwähnt. Da möchten wir schon lieber trotz aller 'Harmonie' den ungesunden, unkräftigen Keyserling mit seiner nervösen Kunst gestrichen sehen und den gewonnenen Platz auf einen kräftigen deutschen Mann wie Lienhard verwendet wissen. Auch von den Dichterinnen möchten wir gerade den Werken von Klara Viebig, denen Cerny ein kurzes Leben prophezeit, wegen der Kernhaftigkeit ihres Wesens eine größere Bedeutung zuerkennen. Cerny schließt — um hiermit auf alle weitere Stichproben zu verzichten — seine eigentliche Literaturgeschichte mit Lissauer und seinem 'Haßgesang', sehr zeitgemäß, wenn auch nicht auf die Dauer erträglich!

Auf den widerholt angeführten Anhang über Poetik und Metrik, der teilweise sehr gute Übersichten und Zusammenstellungen bietet, teilweise zu rein schematisch und kompendienhaft abgefaßt ist, will ich nicht im einzelnen zurückkommen, da die Verfasser (hier tritt Findeis neben Cerny) als Literatur neben Volkelts 'Ästhetik des Tragischen' die beiden tiefsten und besten Bücher auf diesem Gebiete angeben: Dilthey, 'Das Erlebnis und die Dichtung', und Bücher, 'Arbeit und Rhythmus', so ist da-

mit der Abschnitt 'vom Werden und Wesen der Kunst' bei aller Kürze empfohlen. Auch die Metrik ist viel besser, als die meisten Schulmetriken; eigentlich sollte man eine besondere Metrik in der Schule nicht treiben; aber wie es hier vorgeführt wird, ist es wirklich sehr nachahmenswert, soweit der Lehrer dazu veranlagt ist; die Gliederung der Metrik ist die folgende: a) Entstehung der gebundenen Rede, b) natürliche Betonung, c) natürliche Silbendauer, d) Versrhythmus, e) der Vers selbst mit sehr weiser Beschränkung auf das Allernötigste, zusammengefaßt auf vier Seiten, f) der Reim; dann folgen ausführlicher ein Abschnitt über die Strophe (g) und über 'das Gedicht als Ganzes' (h), die wir in der Schule völlig entbehren können.

So will ich zusammenfassen: Wenn ich auch den Literaturunterricht auf der Schule anders gestalten möchte, so ist doch, wenn man auf einen besonderen Standpunkt verzichtet, Cernys Buch sehr brauchbar und führt in das Verständnis der Literatur zum Teil recht gut ein, vor allem, wenn man die Ansicht des Verfassers über die Schriftsteller teilt; am besten ist das Buch für die neuere Zeit, aber auch die klassische Zeit ist sehr gründlich und umfassend behandelt; nur Lessing kommt zu kurz, besonders als Religionsphilosoph und Weltanschauungskämpfer. Es ist wohl nur als ein Vorzug aufzufassen, wenn sich das Buch mehr als ein Einführungswerk und Nachschlagebuch für Privatstudium und für angehende Philologen eignet als für den eigentlichen Schulbetrieb.

Gerade in der neueren Literaturgeschichte kommt, sowohl bei der Besprechung wie bei der Auswahl der Dichtwerke, außerordentlich viel auf Neigung und Ansicht des einzelnen Lehrers an. Das zeigt uns eine Schulausgabe von Frenssens: 'Peter Moors Fahrt', die der Berliner Schuldirektor Brinker veranstaltet und mit Einleitung und Anmerkungen, Wörterverzeichnis und Bildern versehen hat. Diese Ausgabe entspricht seiner Überzeugung, 'daß Frenssen zu den Auserwählten gehört, die den Weg zu unserm innersten Herzen gefunden haben'.

Andre werden anders urteilen, besonders seit dem unter aller Kritik stehenden Epos 'Bismarck'. Auf jeden Fall ist es wünschenswert, in amtlich eingeführten Schul- und Lehrbüchern zu einseitig und diktatorisch ausgesprochene Werturteile zu vermeiden, weil sonst die geistige Tätigkeit und Selbständigkeit von Schülern und Lehrern leicht ausgeschaltet wird.

Zweifellos ist 'Peter Moor' ein wahres Jugend- und Volksbuch, mit dem sich Frenssen ein großes nationales Verdienst erworben hat; von diesem Gesichtspunkte aus könnte kaum ein modernes Literaturwerk gerade in dieser Zeit sich mehr zur Herausgabe für die Jugend eignen. Mit Recht gibt Brinker nur eine kurze Entstehungsgeschichte des Werkes, wobei der Dichter aber selbst zu Worte kommt, und enthält sich jeden eingehenden Urteils, um der Lektüre nicht vorzugreifen; selbstverständlich ist auch der kurze Überblick über die Geschichte des Hereroaufstandes willkommen, desgleichen beleben die vielen guten Bilder die Anschaulichkeit und das allgemeine Verständnis, dem der Dichter noch mit reichlichen Anmerkungen geographisch-historischen Charakters und einem Wörterverzeichnis von mehr sprachgeschichtlicher Natur zur Hilfe kommt. Die

Anmerkungen ergänzen vielfach den Dichter durch Bezugnahme auf das Generalstabswerk und werden deshalb einem historisch-interessierten Leser angenehm sein. So hat Brinker sich ein großes Verdienst erworben, von diesem national wertvollen Buch eine billige, dabei hübsch ausgestaltete Schulausgabe geschaffen zu haben.

Völlig über jede Kritik erhaben wäre das Buch, wenn wir es unter Streichung des Wörterverzeichnisses und mit Beschränkung der Anmerkungen als eine billige Volksausgabe auffassen dürften. Denn für 'Schulausgaben' liegt, abgesehen von dem Bedürfnis der Billigkeit, nur dann ein Bedürfnis vor, wenn es sich um Werke handelt, die nur abschnittsweise gelesen werden können, während andere Abschnitte durch Inhaltsangaben ersetzt werden, wie Homer, Lessings Schriften, Wahrheit und Dichtung. Im übrigen würde ich in allen Fällen die Originalausgabe, möglichst in einer billigen Form, vorziehen.

Den Beschluß bilde die warme Empfehlung des Buches von Theodor Matthias: 'Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm'. Das gehaltvolle Buch, mit dem der Vater seinem Heldensohne ein überaus würdiges Denkmal gesetzt hat, ist zwar nicht besonders für die Schule geschrieben, sondern für alle Deutschen, die sich erbauen an großen deutschen Vorbildern und echten deutschen Persönlichkeiten, zu denen Grimm so gut gehört wie Ernst Moritz Arndt. Es ist außerordentlich verdienstvoll, die Persönlichkeit dieses edlen, aufrechten Lehrers des deutschen Volkes weiten Kreisen näherzubringen und seine Ideen und Lehren, Urteile und Lebenserfahrungen mit seinen eigenen Worten zu uns sprechen zu lassen. Wie Arndt so ist auch J. Grimm ein ganz einzigartiger, großer Mensch, und doch, so heißt es im Vorworte: 'sind für die gebildeten Deutschen samt den Deutschlehrern unter ihnen die meisten dieser Lebenswerte des Menschen Grimm noch ein ungehobener Schatz. Wenn je eine Zeit, drängt die unsrige, das gewaltige Ringen des deutschen Volkes um seine Daseinsberechtigung und ungehemmte Bewegungsfreiheit, diese Werte in Umlauf zu bringen und für den nach dem großen Weltkriege unerläßlichen deutscheren Ausbau unseres Tuns und Denkens zurechtzustellen. Nicht einer Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen des Begründers der Deutschwissenschaft also gelten die folgenden Blätter; sie liegt in mancherlei Schriften über den großen Mann vor und wird dauernd in der Festhaltung der von ihm geschaffenen Grundlagen dieser Wissenschaft betätigt. Vielmehr ist es auf eine Rüstkammer abgesehen, aus der Alter wie Jugend, Gelehrte und Ungelehrte, überhaupt alle, die denkend an der Vertiefung deutschen Wesens mitarbeiten wollen, die wissenschaftlich begründete Gewähr für die Richtigkeit ihres Fühlens und Wollens entnehmen können'. Das Buch gibt keinen großen Anlaß zu weiterer Besprechung, nur zu wärmster Empfehlung, möge der Inhalt auch für den deutschen Unterricht recht nutzbar gemacht werden. Jakob Grimm ist eine Persönlichkeit, deren Biographie auf allen Stufen unendlich reizvoll gestaltet werden kann, ein Mann, der als Vorbild und Verfechter des echtesten Deutschtums leuchtend vor unserer Jugend steht, der man die 'Selbstbiographie' und 'Über meine Entlassung' nicht vorenthalten sollte (Matthias I 1, 2). Einige Blicke in das Buch zeigen,

wieviel Zeitgemäßes für den Unterricht Jakob Grimm uns bietet. Schon das schlichte Nibelungenzitat, das er über seine Entlassungsgeschichte setzt: *war sint die eide komen?* könnte man über unseren Weltkrieg setzen. Gibt es eine edlere Auffassung für unsere Zeit als: 'Die Vaterlandsliebe ist ein so göttliches und jeder menschlichen Brust so tief eingeprägtes Gefühl, daß sie durch Leiden und Unglücksfälle, die uns im Geburtslande treffen, nicht geschwächt, sondern eher noch gesteigert wird'. Wie paßt es auf die Gegenwart, wenn er sagt: 'Jeder Deutsche, der in diesem Kriege gestorben ist, sollte eine viel teurere Rücksicht sein als alle Auftritte und Unterhandlungen mit den Franzosen'. Wollen wir ihn auch noch mit Nutzanwendung für die besprochene Gestaltung des deutschen Unterrichts mit sprachwissenschaftlichem Einschlag hören? 'Vor hundert oder anderthalbhundert Jahren in seinem Schulstaub hätte kein klassischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von Goethe und Schiller bereitet ward, nur für möglich gehalten: heute in volles Recht eingesetzt, strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechischen Altertums zurück'.

Möchte, so schließe ich mit dem letzten Satze der Vorrede von Matthias 'möchte das kommende größere Deutschland die Welt solchen Geistes einen immer stärkeren Hauch verspüren lassen, dann wird das größere auch ein schöneres Deutschland sein'.

Hannover. Gebert.

Herman Grimm, Aufsätze zur Kunst. Herausgegeben von Reinhold Steig. Gütersloh, Bertelsmann, 1915. 354 S. 5 M.

Die sechzehn hier in einem Neudruck vereinigten Aufsätze Herman Grimms entstammen einem Zeitraum von über vierzig Jahren (der früheste von 1859, der letzte von 1900) und geben daher den Verehrern des Autors Gelegenheit, aus den verschiedensten Jahrzehnten sein Wort wider zu vernehmen. Die Publikation wendet sich wohl in erster Linie an die Personalgemeinde Herman Grimms, der ja das Aufblühen der Berliner Kultur unter drei Herrschern miterlebt und mitgetragen hat, an seine alten Schüler und den weiteren Kreis der Gebildeten, die sich einst von ihm über Michelangelo die erste Deutung haben sagen lassen und in ihm den auch durch Abstammung und Tradition berufensten Goetheinterpreten sahen. Dem heutigen Leser will Manches nur auf dem Umwege der Pietät genießbar scheinen. Vor allem sind die Aufsätze über die italienischen Renaissance (Raffael und Michelangelo, die Camera della Segnatura, Lionardos Abendmahl, Tizians Himmelfahrt Marias, Tizians himmlische und irdische Liebe, Sodomas Alexander und Roxane) heute weder richtig noch interessant; auch das Kapitel über Albrecht Dürer und vor allem das über Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst sagen uns zu wenig. Anders da, wo Grimm auf die Berliner Künstler seiner Zeit oder der jüngsten Vergangenheit kommt, auf Cornelius, Schinkel, Carstens. Wir wollen es Grimm danken, daß er Cornelius' Cartons gerettet und ihre Würdigung angebahnt hat, noch ehe sie in den besonders dafür erbauten großen Sälen der Nationalgalerie der öffentlichen Schau dargeboten wurden. Cornelius hat tapfer länger als zwanzig Jahre

an diesen Cartons in Berlin und Rom gezeichnet, auch als ihm längst klar geworden war, daß der Camposanto, dessen Wände sie schmücken sollten, nie erbaut werden würde. Wir besitzen — darin stimme ich mit Grimm durchaus überein — in diesen Cartons nicht nur Entwürfe, sondern Formungen eines großen, durchaus nicht leeren Stils, für den die Gegenwart wider mehr Sinn gewonnen hat, als unsere Vergangenheit und Grimms Gegenwart. Neben seinen Iliasfresken in München bleiben diese Cartons das monumentalste Werk einer neu erblühenden deutschen Kunst, der Schinkel und Klenze die Tempel bauten; wir haben hier in Berlin eine Ergänzung zu den Cartons in den Fresken der Casa Bartholdi, deren ursprüngliche Anordnung die Nationalgalerie jetzt wider hergestellt hat. — Auch die auf Fernows Buch beruhende Lebensskizze von Jacob Asmus Carstens ist in einem Neudruck willkommen. Denn die Größe auch dieses Künstlers ist bis heute erst dem engsten Kreise gewiß und Berlin hat bekanntlich eine besondere Pflicht, das an ihm begangene Unrecht wider gut zu machen. — Der Aufsatz über die beiden Denkmäler von A. und W. von Humboldt (Begas und Otto) enthält mehr Biographisches und Persönliches als ein künstlerisches Urteil. Für Grimm hat die bildende Kunst vor allem die Pflicht der Illustration; sie soll unsere Geisteswelt schaubar machen. Ein absolutes Formgefühl fehlte ihm, wie seine Dürerskizze beweist. Aber das Buch will ja auch nicht in die Zukunft weisen, sondern eine liebgewordene Vergangenheit beschwören, deren Patina auch minder Wertvolles schimmern läßt.

Berlin-Schöneberg. Paul Schubring.

Herman Grimm, Aufsätze zur Literatur, herausgegeben von Reinhold Steig. Gütersloh, Bertelsmann, 1915. 273 S. 8. 5 ℳ.

Herman Grimms dauerndes Verdienst — auch wer von dem Forscher wie von dem Schriftsteller Herman Grimm je länger je weniger erbaut war, wird ihm dies nicht abstreiten wollen — ist die Begründung einer Andacht zu Goethe. Die hier neu gedruckten vier Goetheaufsätze reichen an die großen Goethevorlesungen nicht heran. Eher dürften die Skizzen über Uhland, Rückert, Ernst Curtius, Ernst v. Wildenbruch, Conrad Ferdinand Meyer, Bismarck dankbare Leser finden. Am meisten einschlagen mag heute der Aufsatz, den kein anderer schreiben konnte, der über die Brüder Grimm und ihre Kinder- und Hausmärchen. O. S.

---

1) F. Bleckmann, Griechische Inschriften zur griechischen Staatenkunde (H. Lietzmanns Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. H. 115). Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag, 1913. 2 ℳ.

Der Gedanke, eine Auswahl der für die Kenntnis der griechischen Staatseinrichtungen wichtigsten Inschriften zu veröffentlichen, war entschieden sehr glücklich und man muß zugestehen, daß der Herausgeber dieser Aufgabe viel Sorgfalt zugewandt und in ihrer Durchführung im allgemeinen das Richtige getroffen hat. Doch möchte ich auf einige Punkte hinweisen, die eine Verbesserung zulassen, in der begründeten Hoffnung, daß dieses Heft, da es einem dringenden Bedürfnis entspricht,

in Zukunft noch mehrere Auflagen erleben und es dann möglich sein wird, die hier geäußerten Wünsche zu berücksichtigen.

Nicht zu billigen ist, wenn Urkunden nicht dem ganzen Umfang nach widergegeben werden, wie das ilische Gesetz gegen Tyrannis Nr. 8, die pergamenische Astynomeninschrift Nr. 18, das Gesetz von Teos über öffentlichen Unterricht Nr. 45 (dessen zweite Hälfte fehlt); unter Nr. 42 sollten der notwendigen Vollständigkeit wegen neben König Philipps Briefen auch die Beschlüsse der Larisäer nicht fehlen — allerdings hat Bleckmann in deren Auslassung Dittenberger (Syll.) zum Vorgänger. Es ist doch klar, daß weder für Zwecke der Information noch des Unterrichts, besonders für akademische Übungen, eine nur bruchstückweise abgedruckte Urkunde von Nutzen sein kann. Bleckmanns Sammlung bietet aber überhaupt zu wenig und bedürfte, um völlig zu befriedigen, einer starken Erweiterung. So findet sich keine einzige auf sakrale Dinge bezügliche Inschrift, was bei dem Umstand, daß diese im Altertum nicht von den profanen zu trennen sind und der Staat auch eine sakrale Anstalt war, nicht zu billigen ist; ein solches Vorgehen könnte nur dann entschuldigt werden, wenn — was ich nicht weiß, aber sehr zu empfehlen wäre — die Verlagshandlung vorhaben würde, ein eigenes Heft den griechischen Sakralinschriften zu widmen. Dann wäre es gut, wenn gewisse Seiten des Staatslebens durch mehr Inschriften erläutert würden, wie die so wichtige Sympolitie und Isopolitie neben Nr. 3—5 noch durch die Urkunde über Smyrna und Magnesia a. S. (Or. gr. 229), den Syoikismos von Teos und Lebedos (Michel Rec. 34) und eine von den ungemein lehrreichen Urkunden aus dem milesischen Delphinion (Milet III) Nr. 136. 137. 142 — wie überhaupt die große Bereicherung unserer Kenntnis, die wir Rehms Musterpublikation verdanken, auch sonst nutzbar gemacht werden sollte; so etwa durch den Abdruck des Beschlusses über die Schulstiftung des Eudemos (ebenda Nr. 145), des interessanten Beispiels einer Anleihe bei den eigenen Bürgern Nr. 147 und einiger Nummern für die bei Bleckmann gar nicht vertretene Form der abgekürzten Bürgerrechtsdiplome und Proeeniedekrete das. 40 ff. Auch die so wertvolle Labyadeninschrift und als umfangreichstes Beispiel für das Vorgehen gegen die Tyrannen die Psephismen von Eresos (Or. gr. 8) würden passend in der Neubearbeitung Platz finden.

Ein anderes Bedenken richtet sich dagegen, daß die Anmerkungen zu den Inschriften gar zu dürftig sind; der Verfasser selbst verweist S. 67 auf die Notwendigkeit, die großen Kommentare heranzuziehen. Daß es aber trotzdem möglich ist, in knappen und dabei doch wissenschaftlich selbständigen Anmerkungen vieles zu bieten, hat gerade E. Nachmanson in den beiden Heften 110 und 121 der selben Sammlung ('Historische attische Inschriften' und 'Historische griechische Inschriften bis auf Alexander d. Gr.') gezeigt. Wenigstens hätte, um auf einzelnes einzugehen, bei der Demotionideninschrift Nr. 9 nicht der wichtige Hinweis von Wilamowitz fehlen dürfen (Aristoteles und Athen II 263 ff.), daß durch den Antrag des Nikodemos Z. 68 ff. vieles, was in dem vorausgegangenen Beschlusse verordnet wurde, wider aufgehoben wird. Zu Nr. 48 ist zu bemerken, daß ein Unterschied zwischen *δίκαι ἀπὸ ξυμ-*

βολῶν und δίκαι ξυμβολαῖαι existierte, vgl. Ed. Meyer, GdA. III 500; Lipsius, Att. Recht III 966ff., 969ff. Die Erklärung von Nr. 50, Z. 9ff. rührt zwar von Blaß her, ist aber doch zweifelhaft. — Auch die von Bleckmann getroffene Anordnung scheint mir nicht ganz sachgemäß zu sein. Richtig ist, daß er die Grenzsteine und damit die Bestimmung des Territoriums an den Anfang rückt; daran würde sich passend anreihen, was über Bürgerrecht, Volksabteilungen und Bestandteile der Bevölkerung, damit auch über Ephebie, gebracht wird und erst dann sich die Behörden und Akte der Verwaltung (besonders Finanzen, Bauten) anschließen; die Urkunden über Handel und Verkehr und über die internationalen Verhältnisse kämen passend zum Schlusse zu stehen.

Der Index ist ungemein praktisch angelegt und zu rascher Einführung geeignet.

2) George Miller Calhoun, Athenian Clubs in Politics and Litigation (Bulletin of the University of Texas Nr. 262. Humanistic Series Nr. 14, Jannary 8, 1913). Austin, Texas. 8. 172 S.

Jedermann, der sich mit der inneren Geschichte Athens beschäftigt, weiß, welche Rolle die Klubs (Hetairien) in ihr gespielt haben. Die letzte Behandlung derselben durch Hüllmann fällt nun in das Jahr 1840, die wichtigste Arbeit war diejenige von Wilhelm Vischer, welche aus dem Jahre 1836 stammt. Welche Fortschritte hat seitdem unsere Kenntnis und Auffassung der griechischen Geschichte gemacht! Es war daher ein glücklicher Gedanke Calhouns, diese Vereinigungen einer neuen Untersuchung zu unterziehen; er hat dabei, was gewiß richtig ist, das Hauptgewicht auf deren Organisation und die Mittel gelegt, welcher sie sich zur Erreichung ihrer Ziele bedienten, denn gerade dieses sozusagen antiquarische Moment wurde bisher gegenüber dem Anteil der Klubs an der politischen Geschichte Athens ganz vernachlässigt. Calhouns Arbeit stützt sich auf gründliche Kenntnis der Quellen, besonders der Redner, und ist als durchaus gelungen zu bezeichnen; der Verfasser hat mit ihr eine Lücke in unserer Kenntnis des attischen Lebens gut ausgefüllt.

Nach einer kurzen Erörterung über die Terminologie wendet sich Calhoun dem Ursprung der Hetairien zu, wobei er mit Recht feststellt, daß sie von hohem Alter waren und bis in die Adelszeit hinaufreichten. Wichtig ist der Nachweis, daß es nicht bloß, wie man gewöhnlich meint, nur oligarchische, sondern auch demokratische Klubs gab und daß für die Teilnahme an ihnen gleiches Alter und gleiche gesellschaftliche Stellung in Betracht kamen. Auch was über Mitgliedschaft, Namen, Einführung in die Klubs und Wahrung des Geheimnisses gesagt wird, ist recht lehrreich. Ausführlich untersucht dann Calhoun im Kapitel 3 die verschiedenen Wege, welche den Klubs in Prozeßsachen zur Unterstützung ihrer Genossen zur Verfügung standen und im Kapitel 4 das Gleiche für ihre Betätigung auf politischem Gebiet; manches zur Erläuterung dieser Dinge konnte er aus der Analogie neuerer Erscheinungen in seiner amerikanischen Heimat beibringen. Nicht unwichtig ist der Hinweis auf S. 66ff., daß, entgegen Aristoteles Behauptung, schon vor

dem Fall des Anytos im fünften Jahrhundert Bestechungen der Geschworenengerichte vorkamen.

Einige Einzelheiten sind anfechtbar, so, wenn S. 81 von der Bestechung des Aeschines durch Philipp II. wie von einer ausgemachten Sache gesprochen wird. Zu S. 106, 2 ist zu bemerken, daß das Vorgehen gegen Strombichides und Genossen doch wahrscheinlicher in die Zeit nach der Kapitulation Athens gehört, vgl. Ed. Meyer, GdA. IV 663. V 19. 21; Busolt, Gr. Gesch. III 2, 1637, 1. Daß Calhoun Drerups wunderliche Ansicht über die Tendenz von Ps. Herodes' *περὶ πολιτείας* teilt (S. 115, 3), ist auffallend; dagegen Zeitschr. f. österr. Gymn. 1909, 741 und Eduard Meyer, Theopomps Hellenika 280, 1. Zu S. 118, 3 wäre es notwendig gewesen, die Abhandlung von Valeton im Hermes XLIII heranzuziehen. Daß zu Aristoteles' Zeit die Mitglieder des Rates aus Kandidaten gelost worden seien, welche die Demen vorwählten (S. 133, 1), ist ein merkwürdiges Versehen; es genügt dagegen auf Busolt, GG. II^2 430ff. III 1, 293ff. zu verweisen.

Prag. Heinrich Swoboda.

---

1) P. Ovidius Naso. Vol. II. Metamorphoses ex iterata R. Merkelii recognitione edidit Rudolfus Ehwald. Editio maior. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. VI und 533 S. 2,40 M.
2) Ebendasselbe. Editio minor. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 374 S. 1,25 M.
3) Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Erster Band. Buch I bis VII erklärt von Moriz Haupt. Nach den Bearbeitungen von O. Korn und H. J. Müller in neunter Auflage herausgegeben von R. Ehwald. Berlin, Weidmann, 1915. 384 S. 4 M.

Dem langgefühlten Bedürfnis nach einer kritischen Ausgabe der Metamorphosen des Ovid ist jetzt von zwei Seiten Genüge geschehen. 1914 ist die große, treffliche Edition von H. Magnus bei Weidmann erschienen; das folgende Jahr sieht die neue Bearbeitung in der bibliotheca Teubneriana von R. Ehwald. Zwei berufene und durch manche wissenschaftliche Publikation um Ovid wohlverdiente Kenner des Verwandlungsbuches haben den Text auf sichere Grundlage gestellt. In den Angaben des apparatus criticus unterscheiden sich, abgesehen von der größeren Reichhaltigkeit des früheren, die beiden Werke nicht so sehr: *Commentarius criticus ex Hugonis Magni apparatu maximam partem transumptus est,* sagt der Nachfolger selbst offen auf dem inneren Titelblatt. So ist seine Ausgabe hier, wie so vielfach die Teubnerianae, ein handlicher Auszug aus der etwas ungefügen Masse der dort zusammengehäuften Überlieferung. Einige Angaben sind neu, aber nicht gerade bedeutungsvoll: IV 66 *confinis*, XII 395 *aureaque* (? N^1). Ganz ohne Versehen ist die Übernahme nicht erfolgt; wenigstens scheint manche Abweichung dieser Ursache oder auch dem Druckfehlerteufel verdankt zu sein: II 701 steht *dabitur pariter* wohl nicht in *codd.*, III 482 finden sich zwei Lesarten von M, ebenso XI 48 von N^1; anscheinend falsch sind auch IV 671 *Andromeden* (wohl *-an*), VI 52 *nec iam* (für *tunc*), VI 164 der Haken über *scis* ist wohl kein *r*, sondern gibt die Bedeutung *sanctis*, VII 241 *haec ales*, 741 *Excamo*, XIII 200 *Parim* MP (für MN), 535 *inferius* (für *infelix*), 928 M^{1}N^1 (statt MN?), 937 *Me mutare*, XIV 32 *En* (statt

Eu), 44 *carmina* (statt *camina*), 252 *supra* o *m.2* u (für ū), 513 *Peucotiosque*. Es fehlt II 717 *circumdant* N, IV 644 *Tempus ait* N, XI 608 *stridorem* N, 631 *Vi* M, XIV 773 *Nexit* M. Auch IV 213, 458, 751, X 18, 363, 476, XI 56, XIV 639 usw. finden sich Unterschiede oder Auslassungen. Bei andern weiß ich nicht, ob es Versehen oder eine neuer Kollation verdankte Variante: VI 379 *Terga caput tangunt* M nach Magnus, *Turpe c. tendunt* M mit N nach Ehwald, IV 138 hier *Perculit* N (9 bei Magnus), XIII 620 *dimantide* (*-da*?) M, XIV 431 *extremum* N (fehlt bei Magnus). Irreführend ist II 93, wo F N doch *in pectore* haben, VII 464, weiter die Reihenfolge VII 466, XI 83, XIV 34 und die oftmalige Auslassung von *que* und *ve*, z. B. IV 186 *Immisit—Admisit* statt *Immisitque—Admisitque*, XI 180, 509, XIV 252.

Auch sonst habe ich gegen die neue Ausgabe ein paar Bedenken, die zwar nichts wesentliches betreffen, deren Beseitigung aber ihre Brauchbarkeit erhöhen würde. Daß für eine Reihe von Handschriften andere Bezeichnungen gewählt sind, ist störend für den, der beide Werke benutzt. Wenn Ehwald bei der an sich gerechtfertigten Wertschätzung von M N oft nur ihre Lesarten in den App. setzt, auch wenn er andere Zeugen bevorzugt, so läßt er den Benutzer im Zweifel, auf welcher handschriftlichen Grundlage nun der Text beruht. So hat dieser XIII 726 *expositum*, im Apparat ist nur verzeichnet *impositum* M N *oppositum* Vatic., und es ist doch ein Unterschied, ob hier die vielfach ausgezeichnete Handschrift F oder eine andere, etwa die zweifelhaften codices Heinsiani, jene erste Lesart stützen. So weiß man nicht, woher X 221 *abnuat* stammt noch XII 185 *domique*, 247 *Lampadibus*, XIII 95 *vera*, 156 *Phthiam* (besser *Pthiam*, s. F), 385 *Sustinuit*, 605 *calorem Atque animam*, 607 *uera*, 833 *demptusve*, 887 *mole*, XIV 324 *per annos*, 422 *Latios*, 504 *Rhexenore*, 646 *Desectum-versasse* usw., wo man immer bei Magnus Aufklärung suchen muß. Überhaupt ist F zu stiefmütterlich behandelt, dessen Lesarten noch manchmal Aufnahme in den Apparat, wenn nicht in den Text verdient hätten. Dafür konnte der erstere an vielen Stellen gekürzt werden. Die oft angeführte orthographische Variante *impectore* für *in p.*, ebenso Lesarten wie *haector, foenum, ballena* und *ballaena, quaerela, refferam, oportuna, relinquid, tyresias, convitia, herinis, valba, inprobisus* sind in dieser Auslese überflüssig; *obpugnare* steht XI 531 im Apparat als Lesart von M N, obwohl so auch im Text, ebenso XIII 940 *Obstipui*, XIV 370 (XI 596) *exalat*, 467 *Ilion* u. a. Auch die Zitate sind wenig übersichtlich im Apparat untergebracht. Ihre kritische Verwendung beeinträchtigt, ja führt auf falsche Bahn, daß fast bei keinem bemerkt ist, wo es beginnt und wie weit es sich erstreckt. Wenn zu XIII 32 Serv. in Aen. VI 529 notiert ist, kann niemand ohne Nachschlagen wissen, daß dort *sanguine cretus Sisyphio* (= Ov. XIII 31/2) angeführt ist. Daß Lactantius Placidus ad Stat. Theb. IV 704 (nicht 104) außer I 422 auch 423—428 hat, vermutet man nicht. Daß I 43f. und Teile von 57, 79 bei Lactanz sich finden, ist bei Magnus (zu I 21, 36) nur schwer, hier gar nicht zu erkennen; ebenso fehlt I 292 die Bestätigung des *erat* durch Seneca, zu I 521 Servius (bei Magnus falsch zu II 521), II 1f. Seneca, 153

Hygin, 264; 328 Seneca, VII 531 Prisc., VIII 630 schol. Luc., XV 320; 322 Vibius Sequester S. 153, 15; 152, 20 Riese usw. Die minderwertigen scholia in Juvenalem werden IV 58 nicht charakterisiert. Planudes' Übersetzung tritt kaum in die Erscheinung.

Ehwald sieht wie Magnus in M N die Hauptträger der Überlieferung. *Etiam in censura codicum ad Magni sententiam accedo* (S. IV). Das hat eine starke Übereinstimmung auch des Textes herbeigeführt, ohne daß aber die Selbständigkeit der Arbeit bei dem Nachfolger gelitten hätte. Denn da M und N, obwohl aus gleicher Quelle stammend, stark genug voneinander abweichen, ist je nach dem Anschluß an den einen oder andern, der aber bei dem Mangel unbedingten Vorranges bei jeder Stelle wechseln kann, noch genug Bewegungsfreiheit vorhanden. Ein paar Beispiele: I 70 schreibt Magnus mit M *pressa diu massa latuere sub illa,* Ehwald hauptsächlich mit N *pressa diu fuerant caligine caeca,* so VII 69 *vocas* N Magnus *putas* M Ehwald, VII 687 *quae petit, ille refert, sed enim narrare pudori* (M) Magnus *quae patitur pudor, ille refert et cetera narrat* N Ehwald; auch hält letzterer zum Teil noch fester an M N fest, so in der Reihenfolge VII 144 ff., XII 192, XIV 632; das Umgekehrte findet z. B. statt II 366 *spectanda* M N Magnus *gestanda* A Ehwald, XI 83 *longos quoque bracchia* M N Magnus *porrectaque br.* F Ehwald. Im ganzen werden die Ausgaben an mehr als hundert Stellen sich unterscheiden. Wer da Recht hat, wird oft schwer oder gar nicht zu entscheiden sein: *magno se iudice quisque tuetur,* nämlich meist durch Ovid selbst. Aber gerade dadurch ist das Urteil oft völlig ins Belieben gestellt. Auch sehr ähnliche Parallelstellen beweisen nicht immer, haben sogar oft genug gerade die Verwirrung in der Überlieferung angestiftet.

Konjekturen haben, wie auch bei Magnus, im Apparat reichlich, im Text selten Unterkunft gefunden; von neuen des Verfassers notiere ich VII 639 *Crescereque id subito et,* VIII 117 *explodimur orbae.* Die Interpunktion ist einigemal geändert; die Parenthesenliebe des Herausgebers ist nicht immer eine Erleichterung des Verständnisses. Die Orthographie ist etwas mehr dem Schulgebrauch angenähert; die Akkusativendungen auf *is,* die altertümlichen Formen *volnus, revolsus* sind strenger gemieden. Schreibweisen wie *Erichthonius, Erysichthon, Erechtheus* für das, wie besonders W. Schulze gezeigt hat, richtige und auch durchweg (s. zu II 553, VI 677, 701, VII 697, VIII 548, 738, 779, 840, IX 424) von der Überlieferung gewährleistete *Ericthonius, Erysicthon, Erecteus* sollten aber auch aus den Schultexten schwinden.

Der Druck ist sehr korrekt. Versehen ist wohl XIV 484 *et* für *at.* Im Apparat verbessere zu I 138 Lact. VII 3, 9 (noch besser zu streichen, da es kein Zeugnis ist); 144 Sen. ben. V 15, 3; 330 Prisc. VI 67 (besser würde der Grammatiker nach Seiten zitiert; bei Eutyches herrscht gar Willkür in der Zitierweise, s. I 304 und III 234); vor II 105 Seneca ist 107 einzuschieben; IV 634 *devexos,* VII 223 *electis* Korn, X 89 90 *om.*, XI 522 *lineolam,* 542 *fratresque,* 763 Heinsius kann schlecht *post Riesium* eine Konjektur gemacht haben, XIV 534 *lambebat (*vel *flammabat).* Im Index S. 525 ist *Poeantides* Philoctet, nicht Polymestor.

Die Ausgabe wird das Handexemplar der Philologen werden; macht sie auch die große Ausgabe nicht entbehrlich, so gibt sie doch einen guten, konservativ behandelten Text und eine für den ersten Gebrauch ausreichende handschriftliche Gewähr.

Die kleinere reine Textausgabe scheint ein genauer Abdruck; wenigstens finden wir auch hier im Index S. 349 den *Enaesinius*, 365 den *iuvenis Phobeius* und im Text III 102 das französisch anmutende *sübponere*.

Die Natur der modernen kritischen Ausgaben läßt im allgemeinen wenig Raum zur Begründung der Aufnahme einer Lesart. Einen Ersatz gibt wenigstens für die ersten sieben Bücher die fast gleichzeitig erschienene neue (neunte) Auflage der Hauptschen exegetischen Metamorphosenausgabe. Einmal in dem kritischen Anhang, hier meist nur durch Verweis auf die einschlägige Literatur, dann durch die Erklärungen des Kommentars wird an vielen Stellen die aufgenommene Lesart gerechtfertigt. Da Ehwald schon bei der letzten (seiner ersten) Ausgabe die vorläufigen Veröffentlichungen von Magnus aus den Handschriften benutzt hatte, ist der kritische Apparat nicht so stark geändert; im Text dagegen ist die Einwirkung der großen Ausgabe in nicht wenigen Versen zu verspüren. In Übereinstimmung mit der eigenen kritischen Ausgabe hält Ehwald jetzt die Lesart aller oder der besten Handschrift I 204 *tuorum est*, 258 *proles obsessa*, 313 mit Annahme eines geographischen Schnitzers *Actaeis*, II 144 *et fulget*, VI 538 *debita poena*, VII 162 *vota facit*, 213 *somno*, 274 *ora* (doch wird im Kommentar auch *ova* gestützt), 741 *male fictor*, 777 *exutae*, 839 *dicens* usw., bevorzugt jetzt aus M I 710 *conloquium*, VII 8 *visque datur*, 69 *coniugiumne putas*, 381 *delicuit*, mit $M^2 N^2$ V 390 *varios*, schließt sich an Haupt an mit VII 770 *effugit et celeri*, schreibt selbständig VII 639 *crescereque id subito et* usw. Die Ansicht von einer doppelten Rezension der Metamorphosen ist mehrfach einer Interpolationstheorie gewichen. An solchen Stellen folgt dem neuen Text auch die neue Erklärung. Sonst ist die Umgestaltung des Kommentars nicht so tiefgehend. In der Einleitung werden die Briefpaare unter den Heroiden nicht mehr Ovid abgesprochen, sondern der Verbannungszeit zugeschrieben, beim Ibis stellen als verwandte Erscheinungen sich die Fluch- und Verwünschungstafeln ein, unter den Vorgängern der Metamorphosendichtung erscheint Theodorus; ebenso hat das Nachleben des Dichters eine kleine Erweiterung erfahren. Die Anmerkungen sind bereichert durch einzelne Parallelen meist aus Ovid selbst oder aus andern Schriftstellern, Griechen und Römern, hier besonders viel aus der Ilias latina. Gleich zum berühmten *fert animus* des ersten Verses werden für den intransitiven Gebrauch von *ferre* zu dem früheren Lucanzitat noch Hor. ep. I 14,8 und zwei Stellen aus Tacitus beigefügt, ersteres nicht ganz glücklich, da dort zu *mens animusque fert* noch das *me* des Verses 6 gehören kann (vgl. Stat. s. IV 4, 49 Th. I 416); sicherer ist Ovid selbst ars III 467 her. XIII 85 Pers. IV 7, auch Sall. Iug. 54,4 Suet. Otho 6. Weitere Zusätze betreffen das Verhältnis zu den Quellen und Vorbildern und deren anderweitigen Benutzern, so zu Nicander I 162, V 664, Kallimachos II 590, III 131 (wo

dann zu schreiben ist: 'einem andern alexandrinischen Vorbild'), 144, 174, 316, Apoll. Rhod. III 419, 704, V 365, Nonnus III 253, 268, 507, zu Römern I 296, 639, III 511 usw. Das Eigene im Dichter wird betont, das rhetorische Element hervorgehoben; besonders hübsch ist VI 169 die Beziehung auf eine Deklamation des Porcius Latro.

Von Erklärungen, die, aus der früheren Ausgabe widerholt, keinen Anspruch auf Beifall haben, ist die auffallendste VII 788, wo der Speer des Cephalus als *hasta amentata* geschildert wird als eine mit dem Wurfriemen geschleuderte und an ihm zurückgezogene Lanze. Wie denkt sich der Herausgeber eine derartige Praxis im Gewühl einer Schlacht? Das *amentum* ist eine ganz kurze Schlinge zum Einstecken der Finger, deren Beschreibung und Verwendung unter Verwertung antiker Abbildungen Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums III S. 2053, 2077, 2088 gibt. Damit erledigen sich auch die Widersprüche, die Ehwald zu andern Stellen der Cephaluserzählung findet. Auch elf Verse vorher ist *contorto verbere* nicht der gedrehte Riemen, sondern die Drehung des Schwunges oder der Schwung des Schlages oder hier des Wurfes. So Luc. III 710 *excussae Balearis tortor habenae glande petens*, Sil. V 193 *torta Baliaris habena,* IX 233 *torto Baliaris plumbo*; ähnlich Verg. g. III 106 *verbere torto,* Aen. VII 378. Ebenso ist I 13 die Erklärung von Hor. ep. I 6, 51 *trans pondera* 'über das Gleichgewicht hinaus' sehr fraglich. I 179 Phidias, nicht erst die hellenistische Kunst hat den Zeus in Erinnerung an die berühmten Iliasverse I 528 gestaltet. II 424 *sunt iurgia tanti* hat schwerlich den Sinn: 'die Schimpfreden der Gattin Juno sind wert, ertragen zu werden'. Logisch wäre: 'das Erringen des Kallisto ist das Schimpfen der Juno wert', und aus diesem Gefühl heraus schrieb Bentley: *sunt gaudia tanti.* Einfacher ist die Erklärung, wenn man *tanti* (sachlich = *tantilli*) als ironisch mit entsprechender schnippischer Geste gesprochen denkt: 'ihr Schimpfen ist für mich so viel wert, bedeutet für mich so viel!' das heißt 'nichts!' I 104 muß es heißen entweder: 'der Erdbeerbaum, *arbutus*' oder 'die... *arbutus,* unser Erdbeerbaum'. Sophokles- und Euripidesfragmente sollten nach der zweiten Ausgabe von Nauck zitiert werden; die des Hesiod, jetzt gern ohne jede nähere Ortsangabe gegeben (so II 599, III 194), nach Rzach.

Ein paar sonstige Bemerkungen seien angereiht: I 111 *nectar* für Wein Verg. ecl. V 71, Theocr. VII 153 (nach Hom. Od. IX 359); 506 ähnlich ars I 117, II 363 (statt m. VI 327 lies VI 527); 720 das Wortspiel mit der verschiedenen Bedeutung von *lumen* findet sich auch Lucr. III 364; III 194 *vivaci cornua cervo* (VII 273) med. f. 59; 374 *vivo sulfure* rem. 260. V 330 die *nivea Saturnia vacca* erinnert weniger an die Isis als an die näher verwandte, auch zum Teil identifizierte Io, s. O. Gruppe, Griechische Mythologie S. 1127. 464 die Vertauschung von *Sicilia* und *Sicania* erfolgte aus metrischem Zwang, der bei den Römern nur bei *Sicelides* zur Prosodieverletzung in der ersten Silbe führte; gleicher Ursache wird die Form *Marsya* VI 400 verdankt wie bei Hor. s. I 6, 120, Luc. III 207, Sil. VIII 503, Mart. II 64,8, Iuv. IX 2 u. a.

An Druckfehlern verbessere im Text II 181 das merkwürdig lebens-

kräftige *orbortae* in *obortae;* in den Anmerkungen lies I 601 'vgl. 2, 178', II 527 *Tethys*, 865 *ποδοῖιν*, III 198 *formidine*, 342 *Eustath.* (das folgende Violarium der Eudocia sollte heute nicht mehr zitiert werden), 372 am Ende *propiore,* 477 *properas,* IV 675 *Andromeda,* V 88 'ex Pont. 4, 7, 47 *ense tuo*', VII 407 (S. 324) *ὑπομεῖναι*, 470 *Πεπάρηθος*, 522 a. E. *quota pars,* 751 'Die Beschämung', S. 371 zu V 461 Isid. etym. 12,4 (so), 38, dann mit Lindsay *corpore guttis,* S. 374 zu VI 548 'ihres Schwures'. Es fehlt S. 372 die Variante *gelidi-gelidos* zu VI 88, dagegen macht S. 61 der neue Zusatz am Schluss von I 639f. jetzt die Bemerkung zu 649 überflüssig, wie der zu V 533 im wesentlichen schon bei 509 steht; auch der Interpunktionsvermerk S. 377 zu VII 199 hat in dieser Ausgabe keine Daseinsberechtigung mehr.

Trotz dieser Ausstellungen, die nur Einzelheiten betreffen, ist die Ausgabe das, was die andere für die Kritik ist: das Handexemplar für den, der in Ovids größtem Werke Belehrung und Lösung von Zweifeln sucht; er kann eines klugen und kundigen Ratgebers sicher sein.

Würzburg. Carl Hosius.

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso, erster Band (Buch I—VII) erklärt von Moritz Haupt. Nach den Bearbeitungen von O. Korn und H. J. Müller in neunter Auflage herausgegeben von R. Ehwald. Berlin, Weidmann 1915. 8°. VI und 384 S. 4 *M*.

Den Kennern der früheren Auflagen dieser Ovidausgabe braucht man bei der Anzeige der neuen eigentlich nicht von ihren Vorzügen zu sprechen: so uneingeschränkte Anerkennung genießt das Werk seit Jahren in Philologenkreisen. Jedoch ein Vergleich der neuen Bearbeitung mit der vorhergehenden (vom Jahre 1903) zeigt fast auf jeder Seite, wie viel gutes Neue neben dem Altbewährten noch hat aufgenommen werden können. Nicht nur, daß die Einleitung um manchen Einzelzug bereichert ist, auch die Anmerkungen haben teils weitere Belege zu den bisherigen verzeichnet — so zum Beispiel I 1 für den intransitiven Gebrauch von ferre Horat. epist. I 14, 8 istuc mens animusque fert, Tacit. ab exc. d. Aug. II 23, dial. de orat. c. 10; zu I 3 nun auch Horat. epist. I 1, 15 quo rem deducam, wo gleichfalls die Kompositionssilbe de- das Gelangenlassen an das gewünschte Ziel ausdrückt; zu I 5ff. wird mit Vorbehalt Varro als Quelle genannt; zu I 23 Lucrez V 446—448 herangezogen und so weiter — teils sind ganz neue entstanden, wie zu I 74 der Hinweis auf Ars a. II 471ff. Der Textgestaltung ist offenbar Ehwalds zeitlich nebenhergehende Neubearbeitung der Merckelschen editio maior zugute gekommen; das beweist das zahlreiche Zurückgreifen auf die handschriftliche Überlieferung gegenüber späterer Änderung, zum Beispiel I 204 'tuorum est,' wo man seit M. Haupt ‚tuorum' allein las, I 580 Eridanus, welchen Namen man seit Jacobus a Cruce in Apidanus geändert hatte; das beweist aber bei geteilter handschriftlicher Überlieferung das vorsichtige Abwägen der einen Gruppe gegen die andere. Doch ich will dem Rezensenten der Ehwaldschen Textausgabe Ovids nicht vorgreifen. Erwähnt man noch, daß für den Satz der Anmerkungen etwas größere Typen gewählt sind als beim vorhergehenden Druck, so hat

man in wenigen Strichen ein Gesamtbild von den Leistungen des Herausgebers wie des Verlegers entworfen.

In Wirklichkeit ist damit diese Neuerscheinung nicht erledigt. Nur soll hier nun nicht ein Sündenregister folgen — es ließe sich ja zum Beispiel fragen, warum I 45 die merkwürdige Vorstellung, die Zonen liegen rechts nnd links vom Äquator (das trifft ja nur zu, wenn man den Dichter mit dem Gesicht nach Osten, wie beim Gebet, oder nach Westen stehen denkt) keines Wortes gewürdigt hat; ferner warum nicht I 441 bei der Erwähnung des jugendlichen *Πυϑοκτόνος* für oder wider dessen Parallelisierung mit dem *Σαυροκτόνος* Partei ergriffen ist; warum zum Beispiel in den Anmerkungen zur Lycaonsage bei der Schilderung des Götterrats oder in 'Philemon und Baucis' bei der Schilderung der biederen Alten das Satirische und Humoristische unerwähnt bleibt. — Es soll vielmehr zu Ehren des Buches zunächst daran erinnert sein, daß bereits die achte Auflage für Quellenuntersuchungen zu den Metamorphosen dank reichsten Einzelergebnissen den Ausgangspunkt gebildet hat; und gerade für die Frage, wieweit der Dichter mythographische Literatur benutzt habe, gab Ehwalds Kommentar viel aus. Ich glaube, daß er uns noch manchen Schritt weiterhelfen kann.

In zahlreichen Fällen zum Beispiel hat Ehwald Widersprüche und Disharmonien innerhalb derselben Sage angemerkt, zumeist auch für jeden Einzelzug Belege beizubringen vermocht. In vielen derartigen Fällen scheint die Untersuchung nicht abgeschlossen zu sein, insofern unerklärt bleibt, wie der Dichter zu der Verbindung der betreffenden Einzelheiten kam. Er fand sie in seiner mythographischen Literatur nebeneinander vermerkt. Wo man auch in der pseudoapollodorischen Bibliothek, in den Fragmenten des Lysimachus und anderen nachschlagen möge, überall wimmelt es von Varianten, die neben der Hauptversion vermerkt werden. So darf man wohl zum Beispiel zu den trefflichen Anmerkungen Ehwalds zu I 78 ff. hinzufügen, daß wir es hier mit zwei Varianten der Quellschrift über die Entstehung des Menschen zu tun haben; zu I 224 ff. (wo Ovid zwei Schandtaten des Lykaon erwähnt), daß es unwahrscheinlich sei, ein Gast, der sich soeben der Ermordung erwehrt habe, nehme in dem selben Hause eine Bewirtung an; die beiden Motive seien also zwei einander ausschließende Varianten der mythographischen Quelle. So ist es hier nicht immer das Ziel der Forschung, die früheste Quelle zu suchen, aus der irgendein Einzelzug stammt, sondern das letzte reichhaltige Sammelbecken, aus dem Ovid sie schöpfte.

Ein Zweites: Am Schluß des 4. Buches wird die Fabel vom Medusenhaupte erzählt. An ihr stört, daß Athene bereits als letzte und endgültige Besitzerin dieser Waffe genannt ist, während nachher Perseus selbst das Medusenhaupt noch mehrfach gebraucht. Ehwald merkt dazu an, jene Verse ständen nicht im Widerspruch mit dem folgenden; es sei das Bild des Schlangenhauptes gemeint, das Pallas seit seiner Verwandlung (auf der Ägis oder auf dem Schuppenpanzer der Brust) trägt. Und doch — scheut man sich nicht den Widerspruch zu glauben, so kommt man in der Erkenntnis der Quellschrift wohl noch einen Schritt weiter. In meiner Dissertation (Studia Ovidiana Greifswald 1904 Seite 8.)

hatte ich aus anderen Stellen der Metamorphosen geschlossen, der Dichter habe nicht ein Handbuch in fortlaufender Erzählung (wie Apollodors Bibliotkek), sondern eins mit lauter ganz kurzen Kapiteln (wie Hygin) zur Hand gehabt. Trifft das zu, so hat in Ovids Vorlage bei den Perseustaten ein kleines Kapitel die ganze Geschichte des Medusenhauptes enthalten, während Apollodor die Einzelheiten chronologisch richtig über mehrere Sagen verteilt. Der Dichter hat sich also zu eng an seine Vorlage angelehnt. Dieser Gesichtspunkt gibt wider für eine ganze Gruppe von Oberflächlichkeiten und Unebenheiten der Darstellung die Erklärung.

Ein Drittes: Nach vorhergehendem könnte es scheinen, als teile Ehwald die Anschauung, alle antike Mythographie ginge auf eine Urschrift, ein genealogisches Handbuch ganz in der Art der Apollodorischen Bibliothek, zurück; Seine Ovidausgabe beweist das Gegenteil. Hat man sich aber von jenem Banne freigemacht, so kann man Ovids Fabelordnung in vielen Fällen richtiger beurteilen. So hatte Kienzle in seiner bekannten Dissertation über Ovids mythographische Quelle (Basel 1903) alle Sagen des Dichters, die nicht der Reihenfolge bei Apollodor entsprechen, als eigene Zutaten des selben aus anderen Quellen hingestellt; ich hatte mit Hilfe Diodors und Hygins auch in solchen Fällen mehrfach engste Anlehnung an mythographische Literatur wahrscheinlich gemacht (namentlich für den attischen Sagenkreis). Ehwald hat gleichfalls recht viel Zusammengehörigkeit für Ovids Vorlage erschlossen, wo Apollodor abweicht, hat sich jedoch begnügt, immer nur für kleine Partien ein mythographisches Handbuch oder mythographische Handbücher vorauszusetzen, hat aber nicht in ihnen Teile eines großen Ganzen gesucht. Auch hier, glaube ich, kann man etwas weiter kommen. Nicht nur für die geschichtliche, das heißt nachtroische Zeit hält Ovid sich im Ganzen an die Zeitfolge, auch im ersten, dem sagengeschichtlichen Teil zeigt er viel Übereinstimmung mit den antiken Chronologien. Die Sagen der beiden ersten Bücher halte ich für 'fabulae' zu den nach Hesiods Theogonie geordneten 'genealogiae'; mit dem Schluß des zweiten Buches beginnt der *Θηβαικὸς κύκλος*, der wie bei Hygin von zahlreichen andern, namentlich argivischen Sagen unterbrochen, im ganzen sich bis an den *Τρωικός* (dieser beginnt XI 194 mit Hesione) verfolgen läßt. Die ausführliche Begründung soll, soviel an mir liegt, bald folgen.

Ein Viertes: Ehwald hat in dankerswerter Weise auch die antike Malerei und Plastik in seiner Ausgabe berücksichtigt. Er hat ja manche Vorarbeit benutzen können, manches scheint aber auch sein Eigentum zu sein, so der Vergleich der emportauchenden Tellus (II 278) mit Gaea im Pergamonfries oder der Vergleich des schildhaften Löwenfells bei Kadmus (III 81) mit dem des Giganten der Zeusgruppe gleichfalls auf dem pergamenischen Fries. Darüber hinaus könnte man, wie Winter die griechische Tragödie mit Giebelskulpturen verglichen hat, die Gesamtheit der Metamorphosen mit dem gesamten Pergamonfries entsprechend vergleichen.

Düsseldorf-Oberkassel. Arthur Laudien.



1) Otis Johnson Todd, Quo modo Aristophanes rem temporalem in fabulis suis tractaverit. (diss. Harvard-University) veröffentl. in Harvard Studies of classical philology, vol. XXVI., 1915. 71 S.

Die vorliegende Schrift befaßt sich mit der Frage der zeitlichen Einheit in den aristophanischen Komödien. Der Verfasser tritt der Auffassung entgegen, daß sich der Dichter souverän über alle Grenzen der Zeit hinwegsetze, sucht vielmehr zu zeigen, daß er oftmals die zeitliche Einheit wahrt oder sich wenigstens Mühe gibt, durch gewisse widerkehrende Hilfsmittel den Mangel der Einheit möglichst zu verdecken.

Auf den ersten 50 Seiten finden wir alles Material, das die Komödien für diesen Zweck enthalten, zusammengestellt und, wie mir scheint, durchweg richtig gedeutet. In den folgenden Kapiteln behandelt alsdann der Verfasser die Mittel, durch die Aristophanes mindestens eine scheinbare Einheit der Zeit herstellt. Er zeigt, daß er dabei teils dieselben verwendet, die noch in der *νέα* gebraucht werden, wie *πρόσωπα προτατικὰ*, Beginn allzu ausgedehnter Handlungen vor dem Anfang des Stücks, Verkürzung oder Verlängerung des Zeitraumes, der für eine Handlung nötig wäre, und schließlich Mitwirkung des Zufalls, daß er zudem die größten Zwischenräume fast ständig in die Pausen legt, in denen der Chor durch die Parabasis oder andere nicht zur Fabel gehörende Gesänge die Aufmerksamkeit der Zuschauer einen Augenblick ablenkt. Manche zeitlichen Unmöglichkeiten seien nur des Spaßes halber eingeführt, während die Zahl der unbeabsichtigten zeitlichen Widersprüche gering sei. Aus den Kapiteln V. und VI. ersehen wir schließlich, daß manchmal der Dichter in Kleinigkeiten auffallend genau ist.

Besondere Sorgfalt zeigt der Verfasser in den zahlreichen Anmerkungen. An Druckfehlern sind mir aufgefallen Seite 66 Zeile 5: exportandam statt exportandum und Seite 69 Zeile 19: plumas statt plumis und an Versehen abl. mare Seite 4 Anmerkung 4 und Infin. statt Finalsatz Seite 15 Mitte.

2) James Wilfred Cohoon, Rhetorical Studies in the Arbitration Scene of Menanders Epitrepontes. (diss. Princeton-University) Veröffentlicht in Transactions of the American Philological Association, vol. XIV., 1914, S. 141—230. Boston, Ginn & Co., 1915.

Der Verfasser dieser Dissertation untersucht die Schiedsgerichtsscene der Epitrepontes eingehend darauf, ob vom Dichter in den Reden der streitenden Sklaven die Vorschriften der griechischen Rhetorik beachtet sind, und kommt auf Grund seiner sorgfältigen Prüfung zu dem Ergebnis, daß dies überall da, wo nicht die besonderen Verhältnisse eine Abweichung rechtfertigen und verlangen, bis ins einzelne geschehen ist, so daß das begeisterte Lob Quintilians für die Reden Menanders (Buch X, 1, 69—71) hier seine Begründung findet.

Nachdem er in einem einleitenden Kapitel die Hauptbegriffe der Aristotelischen Rhetorik, deren Kenntnis er bei Menander voraussetzt, hervorgehoben hat, zeigt er, daß schon in der Einleitung der Szene die Art, wie der Schiedsrichter angerufen wird und wie er die Streitenden verpflichtet, sich seinem Spruche zu fügen, genau, selbst in einigen technischen Ausdrücken, mit dem athenischen Rechtsbrauch übereinstimmt.

Die Rede des Daos enthält von den Hauptbestandteilen einer kunstvollen Rede hauptsächlich die enarratio (v. 23—62) und die probatio (v. 63—75); das fehlende prooemium wird nach des Verfassers Ansicht durch die einleitenden Worte des Syriscus überflüssig gemacht, während der epilogus nur aus den Worten *εἴρηκα τόν γ' ἐμὸν λόγον* besteht, und die propositio in den vv. 58—62 der enarratio eingeflochten ist. Daos redet wie ein ungebildeter Mann; seine Stärke ist die Erzählung. Nicht durch Kunstmittel, sondern durch die ehrliche Entrüstung, die in seinen Worten hervortritt, erzielt er eine vorzügliche Wirkung auf den Richter.

Die Rede des Syriscus kann nach den Worten des Daos die enarratio entbehren. Der Verfasser zeigt nun, daß die vv. 75—90 ein allen Anforderungen der Rhetorik genügendes prooemium darstellen, an das sich vv. 90—96 die propositio, von da bis v. 134 die probatio anschließt. Der epilogus ist nur wenig länger als der des Daos, enthält aber doch den üblichen Appell an die Gerechtigkeit des Richters.

Syriscus wird im Gegensatz zu Daos charakterisiert als ein gebildeter Sklave, der alle Kunstmittel der Rede anzuwenden versteht, und auch den einzigen Mangel der Rede seines Gegners, das Hervortreten seines Egoismus, stark zu seinen Gunsten ausnutzt.

Dies sind die Hauptpunkte der Einteilung und Charakteristik der Reden, die der Verfasser gibt; seine Untersuchung umfaßt aber auch jeden einzelnen Gedanken und findet überall wohlerwogenes Anpassen des Ausdrucks an den rhetorischen Zweck, und ich glaube, daß er hierin nicht zu weit geht, da Menander gewiß in einer Szene, bei der sein Publikum so sachverständig war, seine ganze Kunst zu zeigen beabsichtigte. Diese neue Betrachtungsweise trägt viel bei zum vollen Verständnis der Szene.

An zwei Stellen gibt der Verfasser für die Textgestaltung Vermutungen, die ich aber nicht für richtig halte. Im v. 21 glaubt er, daß beide Sklaven gleichzeitig das Wort *πάντως* sprechen. Dem widerspricht aber stark das *εἰπέ μοι* in v. 20., und dann halte ich überhaupt ein solches gleichzeitiges Sprechen zweier Schauspieler für ausgeschlossen. Auch im v. 98 ziehe ich Leo's Emendation dem von Cohoon vorgeschlagenen *οὔπω παρ' ἐμοὶ ταῦτ' ἦν· ὑπὲρ τούτου λέγων κτλ.* vor.

Husum. Otto Schröder.

Cornelius Nepos erklärt von Karl Nipperdey. In elfter Auflage herausgegeben von K. Witte. Berlin 1913, Weidmann. IV und 300 S. 8. 3,40 ℳ. (Aus der Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, begründet von M. Haupt und H. Sauppe.)

Diese neue Bearbeitung des Nipperdeyschen Cornelius Nepos aus dem Jahre 1913 ist auch heute noch einer Anzeige wert, zumal da die Jahresberichte des Philologischen Vereins über Nepos, deren letzter 1899 erschien, nach Gustav Gemß' Tode (1903) ohne Fortsetzer geblieben sind. Das hängt freilich damit zusammen, daß die Neposliteratur seit den preußischen Lehrplänen von 1892, vielleicht mit unter Einwirkung der Bestimmung, daß in IV statt des Nepos auch ein geeignetes Lesebuch benutzt werden kann, stark zurückgegangen ist.

Während sich diese erklärende Ausgabe seit ihrem ersten Erscheinen (1851) auch auf dem Titel als 'Kleinere Ausgabe' bezeichnete, nach Nipperdeys Tode (1875) von der 7. (1878) bis zur 10. Auflage (1895) von einem Schulmanne (Bernhard Lupus) besorgt wurde und durchaus auf die Bedürfnisse des Quartaners eingestellt war, hat der neue Bearbeiter K(urt) Witte von der Universität in Münster (Westf.) die Rücksicht auf die Schule wohl absichtlich und mit Recht fallen lassen, obwohl er im Vorwort der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die Ausgabe von den Lehranstalten, an denen sie noch im Gebrauch ist, nicht verdrängt werden möge. Diese Abwendung von dem bisherigen Ziele hat eine Annäherung an die größere Ausgabe (1849; 2. Auflage besorgt von B. Lupus, 1879) zur Folge gehabt. Die Anmerkungen enthalten zahlreiche Zitate in griechischer Sprache und vielfache Verweisungen auf wissenschaftliche Werke. Die Einleitung, die früher im Unterschiede gegen die größere Ausgabe für den Schüler berechnet war und sich auf vier Seiten beschränkte, ist durch eine 29 Seiten umfassende Abhandlung mit eingehender wissenschaftlicher Begründung ersetzt worden, zu der u. a. Wissowas Enzyklopädieartikel, über das Leben des Schriftstellers, Leos Griechisch-römische Biographie, über Literaturgattung, Arbeitsweise, Quellen, und Nordens Antike Kunstprosa, über seinen Stil, verwertet werden konnte.

Eine Neuerung ist die Aufnahme der Fragmente aus dem Korneliabriefe und de laude Ciceronis. Die beiden Bruchstücke aus dem Briefe der Kornelia an ihren Sohn Gajus erfreuen sich in neuerer Zeit der besonderen Aufmerksamkeit der Forscher und sind fast gleichzeitig mit unserer Ausgabe sogar mehrmals übersetzt worden (vgl. Bardt, Römische Charakterköpfe in Briefen S. 9f.; Leo, Geschichte der röm. Lit. I S. 479). Wenn der Herausgeber mit Recht sagt, daß ihre Echtheit für alle, die Latein können, feststeht, so hätte er (S. 272) nicht verschweigen dürfen, daß auch E. Meyer seinen Widerspruch gegen die Echtheit neuerdings zurückgezogen hat.

Die im kritischen Anhang mitgeteilten Lesarten sind dem kritischen Apparat der Halmschen Ausgabe (1871) entnommen, der durch den Gemßschen Jahresbericht ergänzt ist.

Das Register zerfällt in ein Namenverzeichnis, wie es die kleinere Ausgabe früher schon hatte, aber ohne die jetzt hinzugefügten Stellen, und ein Sach- und Wortverzeichnis, das bisher nur die größere Ausgabe hatte.

Aus den 185 Seiten der 10. Auflage sind in der neuen Ausgabe 300 geworden.

In der Gestaltung des Textes weicht der Herausgeber vielfach von seinem Vorgänger ab, indem er oft zur ursprünglichen Lesart zurückkehrt. Besondere Berücksichtigung haben die Klauselgesetze gefunden.

Wie der Text und die Einleitung, so zeichnen sich auch die Anmerkungen durch sachkundige Verwertung der neuesten Forschungen aus. An einigen Stellen hätte in den Änderungen noch weiter gegangen werden können.

Wenn zu II 9, 3 von dem 'anderen' Dienste, den Themistokles dem Xerxes erwies, die Rede ist, so ist dagegen einzuwenden, daß die Botschaft von dem bevorstehenden Abzuge der Griechen bei Salamis kein Dienst war, da sie die Niederlage des Großkönigs verschuldet hat. Thukydides (I 137, 4) bemerkt zu dem Briefe des Themistokles, daß der Schreiber als Beweis für seine Schädigung des Königs (*κακὰ μὲν πλεῖστα εἴργασμαι τὸν ὑμέτερον οἶκον*) die Botschaft von dem Rückzuge der Griechen, als Beweis für seine dem Könige erwiesene Wohltat (*πολὺ δ' ἔτι πλείω ἀγαθά*) den Nichtabbruch der Hellespontbrücken angeführt habe. Daß die Thukydidesstelle so verstanden werden muß, hat Wilamowitz treffend nachgewiesen. Auch zu der Auffassung anderer Erklärer des Thukydides (Krüger, Boehme, Classen, Steup), die *προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως* nicht auf die Meldung von der beabsichtigten Flucht der Griechen, sondern auf den Rat von Xerxes zur schleunigen Rückkehr beziehen, paßt das Wort 'anderen' nicht.

Zu streichen wäre ferner — außer dem Worte 'anderen' an dieser Stelle — die zu II 10, 1 gegebene fragwürdige Etymologie des Substantivs venia ('freier Gang', von venire) und zu XX 2, 2 das Zitat Cic. Verr. III 60, 140. In das Zitat aus Caes. BG. I 31, 4 (zu XIV 8, 1) haben sich drei Versehen eingeschlichen.

In den Zusätzen des neuen Herausgebers begegnet der Ausdruck 'Festlandschaft' (zu XX 3, 3), bei dem man eher an eine Landschaft denkt, in der Feste gefeiert werden, als an das feste Land im Gegensatz zur Insel. 'Die im Zimmer sich befindlichen Freunde Dions' (zu X 9, 6) sind natürlich nur ein Druckfehler, ebenso 'wegen Unglück' (zu XV 7, 1) und Helle-sponto (S. 54 Z. 3).

Doch genug der Einzelheiten, die den Eindruck nicht beeinträchtigen sollen, daß Nipperdeys wertvolles Erbe würdigen Händen anvertraut worden ist, quibus Nepotis verba, mit Tacitus zu sprechen, inviolata ac digna rursus ad nepotes referentur.

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

---

1) Jos. Ponten, Griechische Landschaften, ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens. Farbenbilder, Zeichnungen, Lichtbilder (Photographien) von Julia Ponten von Broich. Textband 255 S., dazu ein Band mit 117 Bildern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1914. Lex.-Okt. Geb. 12 ℳ.

Ein feinsinniges Ehepaar legt die Ergebnisse einer griechischen Reise vor: er ein Dichter und Geologe, sie eine Malerin und meisterliche Photographin. Das Reisetagebuch des Geologen ist, wie Tagebücher meist, behaglich breit und liebevoll bei Zufälligkeiten verweilend; aber es ist eine ganz eigene Mischung von scharfer Beobachtung und künstlerischer Beseelung und darf sich ebenbürtig neben Goethe und Gerhard Hauptmann stellen.

Die Bilder sind nicht bloß technisch hervorragend: oft ist der Standpunkt, gewiß nach langem Suchen, so eigen und so glücklich gewählt, daß auch, wer die Gegenden gründlich kennt, mit freudigem Staunen sie hier von einer neuen Seite kennen lernt.

2) Poetae Lyrici Graeci, quartis curis rec. Theod. Bergk. P. II: Poetae elegiaci et iambographi. P. III: Poetae melici. Editionis A. MDCCCLXXXII exemplar iteratum indicibus ab Ioanne Rubenbauer confectis auctum. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri (MCMXIV) MCMXV. 537 u. 772 S. Gr.-Okt. 12 u. 16 ℳ.

Dieser Neudruck der seit dem Jahre 1842 unbedingt alleinherrschenden Lyrikerausgabe ehrt den seit 35 Jahren von der Erde abgeschiedenen Hersteller der Ausgabe mehr als uns Nachgeborenen, die in dieser ganzen Zeit eine auch vor Beginn der Papyrusgrabungen schon nötige Neubearbeitung nicht zustande gebracht haben. Da nun in der philologischen Literatur die Lyrikerfragmente immerfort nach Bergks längst im Buchhandel vergriffener vierter Ausgabe (von 1882!) zitiert wurden, so bedeutete das eine nicht geringe Erschwerung der Arbeit. Drum hat sich der Verleger entschlossen, nicht die Lyriker, sondern Bergk neu herauszugeben, was sich denn auch in den hinzugefügten, übrigens recht willkürlich angelegten Indices (Eigennamen, Sachen, Sprachliches, Metrisches) widerspiegelt.

Da durch Dr. Kehrhans Tod vorm Feinde die Herausgabe des Wilamowitzischen Corpus Lyricorum wider in Frage gestellt erscheint, so sieht es mit der Lyrikerforschung nach wie vor trübe aus.

O. S.

---

1) F. Sommer, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Lateins. 2. und 3. Auflage. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1914. XXVIII und 664 S. 8. Geh. 9 ℳ, in Lwd. geb. 10 ℳ.

2) F. Sommer, Kritische Erläuterungen zur lateinischen Laut- und Formenlehre. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1914. VIII und 202 S. 8. Geh. 4 ℳ, in Lwd. geb. 5 ℳ.

Von der Notwendigkeit, den fremdsprachlichen Grammatikunterricht der höheren Schule auf sprachwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, sei es um dem Schüler wohltuende Erleichterung in der Aufnahme des Stoffes zu bieten oder erfrischende Belebung und die den hohen Zielen der geistigen Erziehung entsprechende Vertiefung des Unterrichts zu erreichen, ist seit Brugmanns Aufruf und Niepmanns praktischem Vorgehen die Mehrzahl der Fachkollegen überzeugt. Zu begrüßen sind von diesem Standpunkte aus die Bestrebungen unter den Universitätslehrern, die darauf hinzielen, die Ergebnisse der Wissenschaft den Schulmännern oder denen, die es noch werden wollen, in zweckmäßiger Verarbeitung zugängig zu machen. Unter den Werken dieser Art nimmt das Sommersche Handbuch eine hervorragende Stelle ein, weil es, ohne auf streng wissenschaftlichen Charakter zu verzichten, infolge seiner praktischen Anlage den Bedürfnissen des Studierenden sowohl wie des Lehrers in weitgehendem Maße entgegen kommt. In der Formenlehre tritt dieser Vorzug schon rein äußerlich dadurch in Erscheinung, daß allen Ausführungen das herkömmliche Paradigma der Schulgrammatik vorangestellt wird. Der Anfänger wird sich auf solche Weise leichter zurechtfinden. Wertvoll erscheint mir unter diesem Gesichtspunkt unter andern auch die Übersicht über 'das Verhältnis der Laute des klassisihen Lateins zu denen der indogermanischen Ursprache'. — Über die in

demselben Verlage erschienenen und recht empfehlenswerten Werke von M. Niedermann (Historische Lautlehre des Lateinischen) und von Ernout-Meltzer (Historische Formenlehre des Lateinischen) geht das Sommersche Handbuch insofern hinaus, als es sich nicht wie diese auf rein lateinischem Boden bewegt, sondern sich auf der breiteren Grundlage der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft erhebt. Während demnach die erstgenannten Bücher den Zwecken des Unterrichts so ziemlich unmittelbar dienen, wird der Lehrer, der sich über den Lehrstoff der Schule höher erheben will, gern aus dem Sommerschen Werke tiefere Anregung und weitgehendere Belehrung schöpfen.

Die Neuauflage stellt eine völlige Umarbeitung des Buches dar. Keine Seite ist unverändert geblieben, die Paragraphen haben sich verschoben. An Seitenzahl erscheint das Werk zwar etwas gekürzt (664 Seiten gegen 693 der ersten Auflage), trotzdem ist es inhaltlich außerordentlich erweitert. Ermöglicht wurde dies durch weit häufigere Anwendung kleineren Drucks sowie durch eine gedrängtere und bestimmtere Textfassung. Unter dem, was neu hinzugekommen ist, fallen besonders die sowohl dem Ganzen als auch den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten Literaturangaben auf, denen meist ein kurzes und treffendes Urteil über ihren Wert und Unwert beigefügt ist. Schon diese Neuerung erhöht den Wert des Buches ungemein, ganz abgesehen von den überaus zahlreichen Verbesserungen und sonstigen Zusätzen unter denen ich solche etymologischer Art hervorheben möchte, wie *Trift* zu *ăgros, (das früher nur als *Flur* bezeichnet wurde, doch aber zu agere *treiben* gehört), sowie die hier und da eingestreuten phychologischen Erklärungsversuche für Sprachgeschichtliche Tatsachen, beispielsweise bei den Doppelformen -lexi und -legi, -emi und empsi in den Komposita zu legere und emore. — Zu dem, was der Verfasser gegenüber der ersten Auflage aufgegeben hat, gehören mancherlei Abschweifungen auf ferner liegendes idg. Sprachgebiet. So ist der § 10 'der Vokalbestand der Ursprache' ganz gefallen; der Kern der Sache erscheint als kurze Vorbemerkung zum folgenden Kapitel wider. So ist auch manches aus den Ausführungen über 'die Verschlußlaute' § 104 gestrichen worden. Während das Buch in seiner ersten Auflage vielfach zu einer indogermanischen Grammatik auszuarten drohte, bemüht sich der Verfasser in der neuen Auflage sichtlich, das vergleichende Element zugunsten des historischen zurückzudrängen.

Was ich in dem Sommerschen Handbuch vermisse, ist eine Übersicht über die Bildung des Adverbs. Freilich wird man in den übrigen Werken seiner Art gleichfalls vergeblich hiernach suchen, und es mag an umfangreicheren Vorarbeiten hierzu einstweilen noch fehlen. Versuche sind indessen schon gemacht worden, so von Wundt, Völkerpsychologie I, 2, Skutsch in der Einleitung zu Stowassers Wörterbuch § 77—79, Niepmann, Lateinische Sprachlehre I § 81, bei denen man die notwendigste Belehrung finden kann. — Auch was über das Genus des Substantivs gesagt wird, genügt einstweilen nicht den Anforderungen der Schule. Zu dem zwiefachen Geschlecht von dies möchte ich hier bemerken, daß bei dem männlichen Gebrauche des Wortes der Gott

der Helle, des Tageslichtes Diespiter entschieden nachwirkt. In der Bedeutung *Zeit, Frist, Termin* verblaßte die ursprüngliche Anschauung, und dies unterlag in dieser Bedeutungsfärbung der Analogie der übrigen Wörter der sogenannten fünften Deklination. Wenn trotz der Steigung des lateinischen Abstraktums zum weiblichen Geschlecht die Klasse derer auf -or (-ōs) [1]), -ōris männlich sind, so ist das auf Analogie der nomina agentia auf -tor zurückzuführen, in ähnlicher Weise wie limes, trames, palmes, termes usw. ihr männliches Geschlecht von comes, pedes, miles usw. herleiten, oder vertex, silex usw. von index, artifex usw. Die Wörter natürlichen Geschlechts geben ihr Genus an die Sachobjekte bezeichnende Substantive ab (vergl. im Deutschen *der Bohrer, der Schraubenzieher* und *der Tischler,* der *Kohlenzieher*). Warum von allen auf -ex gerade imbrex weiblich ist, warum ferner linter weiblich ist als einziges deren auf -er der dritten Deklination und anderes dergleichen, ist aus meinem Aufsatz 'Beiträge zu einer systematischen Darstellung und Begründung des Genus der lateinischen Deklinationen' (Jahresberichte des 'Sokrates' XXXXI) zu ersehen.

Wie jemand zu dem Urteil kommen konnte, das vorliegende Werk sei entbehrlich gewesen, ist mir unbegreiflich. Studierenden und Lehrern kann es nicht warm genug empfohlen werden. Beide werden so leicht keine wissenschaftliche lateinische Grammatik finden, die wie die Sommersche praktische Brauchbarkeit mit gründlicher wissenschaftlicher Belehrung vereinigt.

Die kritischen Erläuterungen, die einen besonderen Band bilden, sind für das erste Studium des Buches zu entbehren. Sie sind nach des Verfassers eigenen Worten ,in ihrer Fassung für Fachleute, nicht für Novizen zugeschnitten.'

Barmen. Oskar Vogt.

A. Tenne, Kriegsschiffe zu den Zeiten der alten Griechen und Römer. Oldenburg, Stalling. 76 S. 8 Taf. 3,50 ℳ.

Verfasser (Ingenieur, Geh. Gewerberat a. D.) ist kein Kompilator, er hat eigene Gedanken, und solches ist wünschenswert auf diesem Gebiete, wo noch manche Schwierigkeit ihrer Lösung harrt. Tenne faßt den Gegenstand als Techniker an, wobei der Philologe und Archäologe zu kurz kommen. Den Hauptinhalt bilden die mathematische Rudertheorie, die Anordnung der Ruder (Riemen) und Ruderer (Rojer) von der Triere bis zur Hexere, die Schiffsreliefs der Akropolis und von Präneste. Über die crux der höheren Vielreiher schlüpft Tenne in 10 Zeilen (75) allzuleicht hinweg mit der Begründung, daß die Überlieferungen für den Techniker nicht genügten, und daß solche Riesenschiffe 'niemals in der Mehrzahl genannt' seien. Letzteres ist unrichtig, bei Athenäus 5, 203d sind gleich 37 Hepteren, 30 Enneren, 14 Hendekeren, 4 Dreizehnreiher, 2 Dreißigreiher bezeugt. Dem Vorbilde des Admirals Serre

[1]) Wenn honōs sein s länger bewahrt hat als die übrigen Wörter dieser Klasse, so liegt es daran, daß es der Sakralsprache angehörte, die am Althergebrachten festhält. Dem Honos war in Rom bekanntlich ein Tempel geweiht.



folgend gibt Tenne keinem Vielreiher mehr als dreierlei Riemen und verabsäumt es, sich mit dem Widerspruch antiker Schriftstellen (sexdecim versus remorum Liv. 33,30; Lucan. 3, 531. 536) auseinanderzusetzen. Die wichtigen Zweireiher mit ihren Denkmälern werden völlig vernachlässigt. Den Unterschied des liburnischen Typus gegenüber dem 'trierischen' sucht Tenne in dem Fehlen des Thalamos mit den Thalamiten [69]. Tenne fordert für sämtliche Riemen das selbe Längenverhältnis zwischen Binnen- und Außenteil (12), wodurch zweifellos der Gleichschlag ungleich langer Riemen erleichtert wird. Mit Recht verwirft auch Tenne die 'Irrwege', von Breusing und Lotar Weber (6). Neu, aber nicht glaubhaft ist die Auslegung, daß die περίνεῳ-Riemen der Werfturkunden nach Seegefechten aus dem Wasser aufgefischte ('perineo umherschwimmen') fremde Riemen seien (46). Ebenso wunderlich und unannehmbar ist die Erklärung (37), der ὀφθαλμός komme nur im Singular vor (der Plural Inscr. Att. II 789, 24), sei ein Bohrloch im Rücken des 'Schnabels' für ein Tau, welches im Gefechte die benachbarten Schiffe miteinander verbinden sollte. Eine solche Selbstverhinderung der freiesten Beweglichkeit jedes Schiffs ist der phönizisch-griechisch-römischen Seetaktik völlig fremd. Die angeführte Stelle Polyb. 2, 10, 3 betrifft nur ein vereinzeltes Verfahren illyrischer lembi behufs Enterung griechischer Vielreiher. Die wichtigen Formen des Oberwasser- und Unterwassersporns werden gar nicht erwähnt. Ein Hauptstück des Buches betrifft die Rekonstruktion der attischen Triere an der Hand des Akropolisreliefs (Tf. 2. 3). Der Tiefgang von 1,5 m ist zu hoch gegriffen. Thraniten und Zygiten sitzen 0,3 m höher als ihre Dollen, können daher ihre Riemenblätter nicht aus dem Wasser, geschweige denn, wie nötig, über das Wasser erheben, auch wenn sie die Griffe auf ihre Schenkel drücken würden; das Rudern (Rojen) ist also unmöglich. Im Widerspruche zu den antiken Angaben gibt Tenne den Thraniten und Zygiten völlig gleiche Riemen (43. 45). Wie und wozu hätten dann die Werfturkunden Athens so genau bei der Buchung zwischen jenen unterschieden? 'Metallene Schutzstangen' für die Thalamitenriemen gegen schwimmende Gegenstände (52ff.) passen weder zur antiken Technik noch zu dem Bilde, würden, indem sie fremde Dinge auffingen und mitschleppten, geradezu schädlich wirken. Die Breite von 5,8 m erscheint unnötig groß und würde in den Schiffshäusern des Peiraieus keinen Durchgang zwischen, keine Arbeit an den Schiffen erlaubt haben. Die wohlbekannte biremis praenestina wird von Tenne (72ff., Tf. 7. 8) in eine Hexere mit drei Riemenreihen und zwei Mann an jedem Riemen (wofür kein Beweis erbracht) verzaubert, in das Admiralschiff des Antonius und der Cleopatra, ein ägyptisches Königschiff. Zum Admiralschiff paßte aber bei Actium nur eine Dekere (Dio C. 50, 23). Da nur zwei Riemenreihen sichtbar, entdeckt Tenne die Enden der dritten, ins Schiff eingezogenen in den Lorbeerblattverzierungen der Schiffsseite, zeichnet 41 Riemenenden statt der 23 Blätter des Reliefs und tadelt dann noch einen anderen (49) wegen unrichtiger Abzeichnung, obgleich er wissen mußte, daß jener nur die Abbildung von Piranesi entlehnte. Bei dem Entwurfe dieser Hexere zeigt Tenne als Techniker keine glückliche Hand. Sämtliche

Rojer können bei normalen Bewegungen ihre Riemenenden nicht über den Wasserspiegel erheben, das Riemenwerk ist also unbrauchbar. Die äußeren Rojer jeder Gruppe erzielen an ihren kurzen Griffen nur dürftige Wirkung. Zwei Drittel aller Rojer sitzen hoch auf einer fast um halbe Schiffsbreite über das Meer balkonartig ausspringenden 'Galerie,' dadurch wird die Stabilität des Schiffes geschädigt, die Gefahr des Kenterns bedenklich nahegelegt (vgl. Lucan 3, 647ff.); überdies bietet der übermäßige Ausbau dem Feinde eine gute Angriffsstelle. Hiermit sind die Bedenken keineswegs erschöpft. Das Buch von Tenne dürfte unsere Sachkentnis nicht fördern.

Berlin. Ernst Assmann.

---

1) W. Brunner, Dreht sich die Erde? (Mathematische Bibliothek XVII). Leipzig-Berlin, Teubner, 1915. 80 ℳ.

Das Buch behandelt die für die Drehung der Erde beweiskräftigen Beobachtungen und Versuche mit unverkennbarem Geschick in leicht verständlicher Weise. Zum vollen Verständnis werden allerdings die Kenntnisse eines Primaners erforderlich sein, diese aber auch genügen. Mit besonderer Liebe erläutert Verfasser die östliche Abweichung beim freien Fall, die Hagenschen Versuche an der Atwoodschen Fallmaschine und das Foucaultsche Pendel. Man findet hier manches in den üblichen elementaren Darstellungen nicht Enthaltene wie z. B. eine graphische Darstellung der Ergebnisse der Fallversuche, und eine sehr dankenswerte elementare Ableitung der Gauß-Laplaceschen Formel für die Größe der östlichen Abweichung; auch dürften die Hagenschen Versuche nicht allgemein bekannt sein. Kürzer, doch in den Grundzügen immer noch verständlich, sind dann das konische Pendel, der Kreisel und die Wind- und Wasserbewegung auf der Erdoberfläche behandelt.

Ob in einer derartigen Darstellung sich das Auffahren so schweren Geschützes wie des Relativitätsprinzips empfiehlt, erscheint dem Referenten um so zweifelhafter als hier ja doch alles erst noch im Werden begriffen ist (vgl. z. B. Einsteins' eigene Ausführungen in einer der letzten Sitzungen der Physikalischen Gesellschaft über die Unabhängigkeit der Naturgesetze auch von einer gleichmäßig beschleunigten Bewegung des Bezugssystems).

2) K. Giebel, Anfertigung mathematischer Modelle. (Mathematische Bibliothek XVI.) Leipzig-Berlin, Teubner, 1915. 80 ℳ.

Die Lehrmittelhandlungen bieten solche Modelle zwar reichlich an, aber die Preise sind meist so hoch, daß man sich lieber anders hilft. Referent ersetzt in der Planimetrie die fehlenden Modelle dadurch, daß er die Schüler den Stoff mehr zeichnend verarbeiten läßt, während er in der Körperlehre, wo Modelle allerdings an manchen Stellen geradezu unentbehrlich sind, solche von besonders interessierten und geschickten Schülern anfertigen läßt. Deren gibt es in jeder Klasse immer etliche.

Das vorliegende Heftchen will zum Bau solcher Apparate ermuntern und anleiten, indem es eine Beschreibung und Abbildung der vom Verfasser gebauten Apparate, sowie eine Belehrung über die Behandlung der zu verwendenden Rohstoffe gibt.

Leider beschränkt sich Verfasser, von einigen Kristallmodellen abgesehen, ganz auf die Planimetrie.

3) W. Ahrens, Mathematikeranekdoten. (Mathematische Bibliothek XVIII.) Leipzig-Berlin, Teubner, 1916. 56 S. 8. 80 ℳ.

Lose aneinandergereiht: Einige Anekdoten und Erinnerungen aus dem Leben berühmter oder bekannter Mathematiker, Rückblicke auf den mathematischen Unterricht früherer Zeit, scherzhafte Beispiele aus mathematischen Notizen unserer Tageszeitungen und zum Schluß eine Auseinandersetzung mit den vielen Unberufenen, die sich an die Behandlung des Fermatschen Satzes wagen, bei der dem Verfasser der ihm sonst eigene Humor etwas ausgegangen zu sein scheint. Vermutlich hat er sich berufsmäßig und gezwungenermaßen viel mit der Durchsicht solcher Versuche beschäftigen müssen.

Das kleine Buch ist recht unterhaltend geschrieben und wird jedem, der es durchliest, eine heitere Stunde verschaffen, auch dem Nichtmathematiker, wenn er sich für die Personen oder die Sache interessiert.

4) Monatshefte für den naturwissenschaftlichen Unterricht. — Natur und Schule. Neue Folge. — Herausgegeben von Bastian Schmid. VIII. Band 1.—4. Heft (Kriegshefte). Leipzig-Berlin, Teubner, 1915. Jährl. 12 Hefte. 14 ℳ.

Matthias sagt in 'Krieg und Schule': 'Wir wollen nicht zu selbstgefällig sein, um nicht zu erkennen, daß dieser Krieg die Frage in uns wachrufen mußte, ob überall die Schule das ihrige getan und ob sie nicht weit mehr tun kann, um unser waffengewaltiges Volk noch mehr innerlich zu kräftigen.' So sehen wir denn auch die Herausgeber und Mitarbeiter pädagogischer Zeitschriften im Wettstreit mit den Behörden an der Arbeit, die Frage der rechten Jugenderziehung in einem Sinne zu lösen, der den in diesen Kriegsjahren gemachten Erfahrungen entspricht; behördliche Erlasse haben ja auch schon zu einer Neuordnung des Unterrichts in Geschichte, Erdkunde, deutscher Litertaur und im Turnen geführt.

Die von Bastian Schmid herausgegebenen Monatshefte haben es ihrerseits unternommen, durch eine Reihe von berufenen Vertretern der Naturwissenschaften die Veränderungen und Erweiterungen darlegen zu lassen, die der naturwissenschaftliche Unterricht auf Grund unserer Kriegserfahrungen anstreben kann beziehungsweise muß. Vieles von dem was in diesen Kriegsaufsätzen steht — es finden in den von nahmhaften Gelehrten gelieferten Beiträgen alle Gebiete Berücksichtigung — ist natürlich nicht unmittelbar in den Unterricht zu übertragen, geht auch zum Teil über den Rahmen dessen, was man in der Schule lehren kann, hinaus, aber sie bieten dem Lehrer ein reichhaltiges Material zur Belebung und Vertiefung seines Unterrichts und wollen in diesem Sinne wohl auch verstanden sein. Allen Vertretern der Naturwissenschaften, auch den Geographen, sei das Studium dieser Hefte daher warm empfohlen.

Charlottenburg. K. Schwarz.



1) Otto Nothdurft, Physikalisches Experimentierbuch II. Versuche aus der Lehre vom Licht. Lehrmeister-Bibliothek Nr. 308, 309. Mit 58 Abbildungen. Leipzig, Hachmeister & Thal, 1913. 85 S. Geh. 40 ℛ𝒻.

Die zweckmäßig ausgewählten und klar beschriebenen Versuche sind großenteils den Freihandversuchen von Hahn entnommen, andere Werke wie die von Grimsehl, Rosenberg und Weinhold sind an geeigneten Stellen zu Rate gezogen worden. Der Inhalt bezieht sich auf die Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichts, behandelt aber auch wichtige Gesetze des Sehens und einige optische Täuschungen. Die Selbstanfertigung der nötigen Apparate kann nach den hier gebotenen genauen Angaben ausgeführt werden, sie verlangt jedoch einige Geschicklichkeit und Geduld, wie sie sich wohl nur bei besonders für solche Arbeiten begabten Knaben finden werden. Solchen wird das kleine Heft eine Fundgrube lehrreicher und befriedigender Versuche sein.

2) C. Th. Fries, Reibungselektrizität. Physikalisches Experimentierbuch IV. Lehrmeister-Bibliothek Nr. 235, 236. Mit 29 Abbildungen. Leipzig, Hachmeister & Thal, 1913. 56 S. Geh. 40 ℛ𝒻.

Das kleine Buch enthält eine Reihe von Angaben zur Herstellung gut und zuverlässig wirkender Geräte, mit deren Hilfe man die elektrischen Grundversuche ausführen kann. Man findet auch Ratschläge für den Bau von Elektroskopen, Elektrophoren, Kondensatoren und einer großen Zahl von Nebenapparaten. Sollen junge Schüler wirklich an der Hand dieses Büchleins zum Ziele gelangen, so müssen sie musterhaft in Sauberkeit, Geschicklichkeit und Ausdauer sein. Solchen Knaben dürfte man nicht allzuoft begegnen. Weniger erfahrene Lehrer können dagegen dieses kleine Heftchen, wie überhaupt die hergehörigen Bändchen der Lehrmeister-Bibliothek, mit Vorteil benutzen.

3) K. Schumacher, Einführung in die Wetterkunde und in das Verständnis der Wetterkarten. Mit 44 Figuren, 3 Tafeln im Text, 8 Wetterkarten, 1 Schulwetterkartenformular und 1 Wetterkartenformular für Schüler. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1914. 58 S. 8. Geh. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

Das Verständnis der Wetterkunde in weite Kreise des Volkes zu tragen, insbesondere das Lesen der Wetterkarten zu verbreiten hat sich das preußische Unterrichtsministerium in einigen Verfügungen angelegen sein lassen, aus denen hervorgeht, daß die physikalischen Vorkenntnisse, wie sie in den Volksschulen erworben werden, für ausreichend gehalten werden, um selbst jüngere Schüler auf diesem Gebiete zum Ziele zu führen. Allerdings fehlt der Hinweis, woher die Zeit und die Mittel für diese Zwecke genommen werden sollen.

Der Verfasser bietet im ersten Teile eine methodisch gut angeordnete, in drei Abschnitte gegliederte Zusammenstellung des Wissenswertesten aus der Physik, entsprechend den Messungen der Temperatur, des Druckes und der Feuchtigkeit der Luft, sowie ihren besonderen Anwendungen in der Meteorologie. Nicht überall ist die Darstellung einwandfrei, wofür mir einige Stichproben Belege geliefert haben, die ich anführen will. Schon auf der ersten Seite liest man, daß ein Thermometer luftleer sein muß, weil die Luft das Emporsteigen des Queck-

silbers nicht gestatten würde, ferner auf Seite 12, daß die Erwärmung der Luft in den untern Schichten durch Leitung geschieht, im Zahlenbeispiel Seite 26 ist der Tabelle 7,5 g statt 7 g zu entnehmen.

Der zweite Teil behandelt die Wetterkunde selbst. Es wird gezeigt, wie die Wetterkarte entsteht, und wie aus ihr die Wettervorhersage abgeleitet werden kann. Die Hilfsmittel, welche dem meteorologischen Unterrichte zugrunde gelegt werden sollen, bestehen zum Teil in sehr teuern Apparaten, für deren Beschaffung hauptsächlich die Firma Lambrecht in Göttingen unter genauer Preisangabe für die einzelnen Geräte empfohlen wird. Die Firma hat auch die Klischees ihrer zahlreichen wetterkundlichen Apparate dem Verfasser zur Verfügung gestellt. Außerdem werden acht Wetterkarten (20 × 22 cm), ein Wetterkartenformular von der selben Größe und ein großes Wetterkartenformular (82 × 90 cm) empfohlen, welches an der Schultafel befestigt und vom Lehrer im Unterrichte allmählich ausgefüllt wird, während die Schüler die gleichen Eintragungen in ihre kleinen Formulare vornehmen.

Es erscheint durchaus möglich, daß man auf dem hier gewiesenen Wege einige meteorologische Kenntnisse im Volke verbreiten könnte, falls für diese Zwecke hinreichende Zeit und Mittel zur Verfügung gestellt werden.

4) Fr. Bremer, Leitfaden der Physik auf Grundlage gemeinsamer Schülerübungen. I. Teil. Für die Mittelklassen höherer Lehranstalten. Mit 210 Figuren im Text und 1 Tafel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. 122 S. 8. Geb. 1,50 ℳ.

Nachdem im vorigen Jahre der zweite Teil dieses Leitfadens bereits in zweiter Auflage erschienen ist, folgt jetzt der für die Mittelklassen bestimmte Teil, dessen Benutzung der Selbsttätigkeit der Schüler den weitesten Spielraum gewährt. Wo es durchführbar ist, hat der Verfasser den Lehrstoff in einzelne Aufgaben für gemeinsame Schülerübungen zerlegt, die in der Regel in einer Kurzstunde erledigt werden können. Es entspricht dies einer Gestaltung des physikalischen Unterrichts, wie er in der O III und U II der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule betrieben wird. Von den (wöchentlich) zwei Physikstunden ist die eine Unterrichts-, die andere Übungsstunde. Für diese werden die Klassen geteilt, so daß gleichzeitig etwa sechs Gruppen zu zwei bis drei Schülern üben. In der andern Stunde sind alle Gruppen vereinigt, es wird Bericht erstattet, widerholt, auch werden neue Versuche gezeigt und vorbereitet. Die Auswahl der Versuche ist sehr zweckmäßig, ihre Ausführung deutlich beschrieben. Am Schlusse befindet sich ein Verzeichnis der benutzten Apparate und Utensilien mit Angabe der Bezugsquelle und der Preise.

So stellt dieser Leitfaden einen wertvollen Beitrag zur Literatur des physikalischen Unterrichts auf der Grundlage obligatorischer Schülerübungen dar.

5) K. Schreber, Hervorragende Leistungen der Technik. I. Teil. Für reife Schüler. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek Nr. 20. Mit 56 Abbildungen im Text. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1913. 216 S. 8. Geb 3 ℳ.

Für die Technik besonders interessierten Schülern ist dieses Buch eine geeignete und wertvolle Gabe. Von berufener Feder geschrieben,



führt es den Leser, der mit den Grundbegriffen der Physik vertraut ist, in die Werkstätte großer Forscher und Erfinder ein. Der ganze Stoff ist auf zwei Bände verteilt, deren erster einige mit der Mechanik und der Wärmelehre verwandte Abschnitte der Ingenieurwissenschaft behandelt, während der zweite den Anwendungen der Optik und der Elektrizitätslehre gewidmet sein soll. Der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes gliedert sich in die Kapitel vom Brückenbau, den Wind- und Wasserkräften, den Wärmekraftmaschinen und den Heizungsmethoden. Um des Verständnisses seiner Leser einigermaßen sicher zu sein, hat der Verfasser vor der Beschreibung der praktischen Anwendungen die physikalischen Begriffe und Gesetze, deren Kenntnis vorausgesetzt werden muß, zusammengestellt und nötigenfalls klar entwickelt. Besonders eingehend hat er die Kaiser-Wilhelm-Brücke, welche bei Remscheid über die Wupper führt, die Urftalsperre, die Vierzylinder-Heißdampf-Verbund-Schnellzugslokomotive, den Maibachmotor der Zeppelin-Luftschiffe, den Menschen als Kraftmaschine, endlich das Königliche Fernheizwerk in Dresden beschrieben und damit dem Leser einen Weg zu verständnisvoller Bewunderung hervorragender Leistungen menschlicher Erfindungsgabe und Energie eröffnet.

Das interessant geschriebene, dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft entsprechende Buch kann Primanern und Studierenden warm empfohlen werden.

6) Konrad Füß und Georg Hensold, Lehrbuch der Physik für den Schul- und Selbstunterricht. Mit zahlreichen Schülerübungen, vielen Rechenaufgaben und einer Spektraltafel in Farbendruck und 400 Textbildern. Elfte und zwölfte verbesserte Auflage. Gekürzte Ausgabe. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1913. XX und 450 S. 8. Geb. 5,70 ℳ.

Das namentlich in Süddeutschland verbreitete und geschätzte Unterrichtswerk erscheint in einer allgemeinen und einer gekürzten Ausgabe. Da diese für Anstalten bestimmt ist, die der Physik zwei Unterrichtsjahre mit je drei Wochenstunden oder drei Unterrichtsjahre mit je zwei Wochenstunden widmen, so läßt sich hiernach der Bereich ihrer Verwendbarkeit an preußischen Anstalten ermessen. In der neuen Auflage findet man 44 neue Figuren und mehrfache Verbesserungen an den bisherigen, so daß die Ausstattung in dieser Hinsicht weitgehenden Anforderungen genügt. Ferner ist die Besprechung der lenkbaren Luftschiffe, der Flugapparate, der elektrischen Strahlen neu hinzugekommen, auch ist von der graphischen Darstellung öfter in zweckmäßiger Weise Gebrauch gemacht.

Der Lehrstoff ist klar dargestellt und methodisch vortrefflich durchgearbeitet, so daß sich das Buch nicht nur als Grundlage für den Schulunterricht, sondern auch für das Selbststudium vorzüglich eignet. Der physikalische Unterricht lenkt voraussichtlich immer mehr in die Bahnen der Schülerübungen ein. In dieser Hinsicht kann man dem Lehrbuche besondere Verdienste nachrühmen. In einem einleitenden Abschnitte zeigen die Verfasser, wie die Übungen ohne große Kosten ausgeführt werden können, ein Gesichtspunkt, der an vielen Anstalten leider von

ausschlaggebender Bedeutung ist. Für den wünschenswerten Fall, daß diese Übungen in einem besonderen Arbeitsraum mit etwa 20 Praktikanten angestellt werden können, aber auch in dem leider häufigen Falle, daß im Lehrzimmer selbst gearbeitet werden muß, können die hier dargebotenen Vorschläge, die sich in praktischer Erfahrung bewährt haben, mit gutem Erfolge benutzt werden, vorausgesetzt, daß diese Übungen mit den Unterrichtsstunden abwechseln und mit ihnen organisch verbunden werden. So erscheint dieses Lehrbuch, das auch in der äußeren Ausstattung allen berechtigten Anforderungen genügt, als ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel, das der Aufmerksamkeit und dem Interesse der Physiklehrer hiermit empfohlen sei.

7) Walter Masche, Physikalische Übungen. Ein Leitfaden für die Hand des Schülers. Dritter Teil. Mit 24 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. 51 S. 8. Kartoniert 80 ℛ︀.

Dieses dritte Heft setzt eine Sammlung von Aufgaben für praktische Schülerübungen fort, wie sie am Kaiser-Wilhelms-Realgymnasium zu Berlin stattgefunden haben. Der Akustik sind zwei Aufgaben über die Schwingungszahl einer Stimmgabel und drei Aufgaben über die Geschwindigkeit des Schalles entnommen. Dem Gebiete der Optik gehören 14 Aufgaben an, die sich auf Rückstrahlung an ebenen und sphärischen Spiegeln, auf die Lichtbrechung an planparallelen Platten und an Prismen, auf die Brennweiten der Linsen und Linsenpaare, schließlich auf die verschiedene Brechbarkeit der farbigen Strahlen beziehen. Im Anhange ist als Ersatz für eine im zweiten Teile angegebene Methode zur Bestimmung des Ausdehnungskoeffizienten der verschiedenen Metalle eine neue Anordnung des Messungsversuches vorgeschlagen. Wie schon die beiden ersten Teile der 'Physikalischen Übungen' den vollen Beifall derjenigen Physiklehrer gefunden haben, die sie als ein wichtiges Hilfsmittel in der Hand der arbeitenden Schüler verwendeten, wird auch dieser dritte Teil allen denen von großem Nutzen sein, denen die zugrunde gelegten Apparate zur Verfügung stehen. Diese Apparate, Geräte und sonstige Hilfsmittel sind von der Firma Saeger & Co., Berlin, Alte Jakobstraße 64a zu beziehen. Die 'Praktischen Übungen' seien dem Interesse der Fachgenossen auch an Gymnasien warm empfohlen.

8) Max Voigt, Die Praxis der Naturkunde. Zweite, erweiterte Auflage der 'Praxis des naturkundlichen Unterrichts'. Ein Handbuch für Lehrer aller Schulgattungen, für Schülerübungen und Sammler. Bd. I. Mit 90 in den Text gedruckten Figuren. Bd. II. Mit 143 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1913. 201 und 261 S. 8. In Ganzleinen geb. je 2,80 ℳ.

Der neuzeitliche Unterricht in der Naturkunde hat ebenso wie der physikalische und chemische eine erfreuliche Entwicklung durchgemacht, auch er erhebt die immer mehr hervortretende und schon an einzelnen Anstalten erfüllte Forderung geordneter praktischer Betätigung der Schüler, um sie in unmittelbaren Zusammenhang mit den Gegenständen des Unterrichts zu bringen. Daß dieser Weg ganz besondere Ansprüche an die praktische Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Lehrer stellt, liegt

auf der Hand. Nicht nur muß er sich genau unterrichten, wo und wann das erforderliche Material für die Arbeiten beschafft werden kann, welche Ausrüstung und Anleitung für die Sammelgänge die Schüler nötig haben, sondern er muß auch imstande sein, Unterweisung in der Handhabung der verschiedensten Hilfsmittel und Einführung in die Untersuchungsmethoden auf den verschiedensten Gebieten der Naturkunde zu bieten. Er muß für eine angemessene Vermehrung der Anschauungsmittel, für die Verwaltung der naturkundlichen Sammlung, die große Sorgfalt erfordert, auch für die zweckmäßige Verwendung des Mikroskops, der photographischen Kamera und des Projektionsapparates Sorge tragen. Für diese und viele andere Fragen hat der Verfasser ein außerordentlich inhaltreiches Nachschlagewerk geschaffen, das zum größten Teile auf den Ergebnissen eigener Erfahrung beruht. Dieses Buch liegt nun in der zweiten, vermehrten Auflage vor. Die Vermehrung bezieht sich namentlich auf Anweisungen über Pflege und Zucht von Pflanzen und Tieren, über Beobachtungen am lebenden Organismus, insbesondere am eigenen Körper und über die Funktion seiner Organe. Gerade auf den Gebieten, die in diesem zweiten Bande bearbeitet worden sind, ist die Anwendung der optischen Instrumente von unschätzbarem Werte. Um einen allgemeinen Überblick über den reichen Inhalt des Buches zu geben, nenne ich die Überschriften der Hauptabschnitte im ersten Bande: Biologische — mineralogisch-geologische Untersuchungen; im zweiten Bande: das Mikroskop im Dienste des Unterrichts, die Projektion im Dienste der Schule, die Photographie im Dienste des naturkundlichen Unterrichts, die naturkundlichen Sammlungen, Exkursionen, endlich Chemikalien, Reagentien, Farbstoffe, Konservierungsmittel, Bezugsquellen, Literaturnachweis. Ein genaues Sachregister erleichtert den Gebrauch des Werkes im einzelnen Falle wesentlich. Dieses Nachschlagewerk ist für den Unterricht, für Schülerübungen und für Sammler hervorragend geeignet und auch durch die Schulbehörde als in hohem Grade zweckmäßig anerkannt.

Berlin-Wilmersdorf. R. Schiel.

---

1) Albert Othmer, Wandtafel und Kreide im Elementarunterricht. 25 farbige Tafeln mit 42 Seiten erläuterndem Text. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner, 1915. 6,50 ℳ.

2) P. Borchert, Buntpapierkunst im Arbeitsunterricht. 42 Seiten mit 22 Abbildungen im Text und 2 farbigen Tafeln. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1,20 ℳ.

3) S. Keller, Wie unsere Schulkinder die Außenwelt erfassen. Eine psychologische Studie. Heft 8 der Säemannschriften. 55 Seiten Text m. 24 Federzeichnungen v. S. J. Burger. Verlag von B. G Teubner, Leipzig und Berlin. 1,60 ℳ.

4) Rudolf Marquardt, Heimatkunde und Arbeitsschule. 246 Seiten Text mit 40 Abbildungen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 3 ℳ.

5) P. Riebesell, Photogrammetrie in der Schule. 22 Seiten mit 21 Abbildungen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 80 ₰.

6) O. Frey, Mein Handwerkszeug. Mit 12 Abbildungen im Text. Aus Prof. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftlicher Schülerbibliothek. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Kart. 1 ℳ.

7) L. Pallat, Aus der Praxis der Knaben- und Mädchenhandarbeit. Jahrgang 1913. 146 Seiten Text mit zahlreichen Abbildungen, 2 Muster-

beilagen, 4 farbigen und 40 schwarzweißen Tafeln. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 4 ℳ.

8) Ludwig Pallat, Der deutschen Jugend Handwerksbuch. 310 Seiten Text mit 196 Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Geb. 5,50 ℳ.

9) Ernst Weber, Lebendiges Papier. Erfindungen und Entdeckungen eines Knaben, der eigenen Jugenderinnerung nacherzählt. 26 Seiten Text und 24 Tafeln. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 2,50 ℳ.

Der Siegeszug des 'Arbeitsunterrichts'-Gedankens zeigt sich besonders an der Fülle von Veröffentlichungen, die er in den letzten Jahren gezeitigt hat. Besonders erfreulich ist es, daß auch der rühmlichst bekannte Teubner-Verlag sich seiner so hervorragend annimmt. Stammen doch nicht weniger als acht von den neun oben angeführten Schriften aus ihm.

Eine große Rolle im Werkunterricht spielt das Zeichnen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn manche Lehrer, die innerlich dem Gedanken vollständig zuneigen, nur schwer an die Ausführung gehen oder sich gar vollständig von ihr abhalten lassen, da sie bei sich einen völligen Mangel an zeichnerischer Fähigkeit fühlen. Und doch sollte das kein Grund zur Entsagung sein. Wenn auch nicht jeder die Fähigkeit zu schöpferischer Tätigkeit hat, so kann er sich doch ein solches Maß von Fertigkeit aneignen, wie es für das Zeichnen im Unterricht nötig ist.

Das Othmersche Werk kann ihm hier vorzügliche Dienste leisten. Aus jahrelanger Praxis bei der Leitung der Hamburger staatlichen Kurse für Wandtafelzeichnungen hervorgegangen, bietet es eine Fülle von Material aus allen Gebieten des Anschauungsunterrichts. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, welch prächtige Wirkungen mit so wenig Mitteln erreicht werden können. Wer sich der Führung des Verfassers anvertraut und tüchtig übt, wird bald gewahr werden, wie seine eigene Beobachtungs- und Auffassungsgabe täglich und stündlich geweckt und gestärkt wird, und das für den Unterricht nötige Zeichenmaterial beherrschen.

Eine andere Art der Darstellung, die der Herstellung von Bildern durch Ausschneiden und Aufkleben von Buntpapier, hat P. Borchert in seiner Schrift behandelt, die ebenfalls aus mehrjähriger Praxis hervorgegangen ist. Die 'Buntpapierkunst' dient zwar nicht in dem Maße wie das Zeichnen der genauen Widergabe von Einzelheiten, sie arbeitet mehr Stimmungsgehalte heraus, ist aber doch auch oft mit Vorteil im Unterricht zu verwenden. Sie macht in ihren Erzeugnissen den Kindern viel Freude und leitet sie zu sorgfältigen und sauberen Arbeiten an. Gerade diese mit wenig Mitteln auszuübende Kunst dürfte sich auch besonders für häusliche Beschäftigung eignen, das Büchelchen sei daher auch den Eltern warm empfohlen.

Nummer 3 und 4 beschäftigen sich mit der Heimatskunde im Sinne des Arbeitsunterrichts. Kellers Schrift stellt sich zwar in erster Linie die Aufgabe, zu untersuchen, wie die Kinder die Außenwelt beobachten, gibt aber dadurch, wie durch die protokollarische Darstellung seiner Versuche, eine gute Anleitung für einen auf wirklicher Beobachtung und freier Betätigung der Schüler beruhenden heimatkundlichen Unterricht.

Eine eingehende Darstellung des heimatkundlichen Unterrichts finden wir bei Marquardt. Es ist gewiß schwer für ein Gebiet, dem von vornherein die Eigenschaft des Örtlichen aufgeprägt ist, ein allgemein verwendbares Buch zu schreiben und doch ist dem Verfasser in den Grenzen des Möglichen gelungen. Stadt- und Landlehrer werden in gleicher Weise Nutzen aus ihm ziehen können. Es ist das dadurch möglich gewesen, daß der Stoff nach Natur- und Sachgruppen (Typen) gegliedert ist. Entgegen dem bisher überwiegenden Verfahren, die Heimatkunde rein geographisch zu behandeln, zieht er mit Recht auch die naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse in den Kreis seiner Betrachtungen. Voll berechtigt scheint mir daher auch sein Wunsch zu sein, im Sommer von zwei oder drei Schuljahren die für Erdkunde, Biologie, Geschichte und Zeichnen angesetzten Stunden sämtlich der Heimatkunde zugute kommen zu lassen, damit die nötige Zeit für Ausflüge und Unterricht im Freien gewonnen wird. Die Behandlung des Stoffes wird den Anforderungen des 'Werkunterrichts' durchaus gerecht. Gute Zeichnungen unterstützen den Text, in dem es besonders angenehm von vielen Lehrern empfunden werden wird, daß passende Gedichte nicht nur angedeutet, sondern vollständig gegeben werden. Eine scheinbare Kleinigkeit möchte ich erwähnen, auf Seite 29 steht: 'Wo die Sonne aufgeht, ist Morgen oder Osten'. In dieser Form kann der Satz viel Unheil anrichten, es müßte zum mindesten ein 'ungefähr' eingefügt werden. Besser heißt es: 'Osten ist etwa da, wo die Sonne morgens um 6 Uhr steht'. Entsprechend natürlich für Westen. Ich wünsche dem Buche viele Anhänger, aber nicht im Sinne von sklavischer buchstäblicher Nachbeterei' sondern in dem Sinne, aus dem heraus das Buch geschrieben ist, der selbständigen freien Weiterarbeit.

Die Schrift von Riebesell erweitert das Gebiet des Werkunterrichts auf den höheren Lehranstalten. Es zeigt uns, wie die Photogrammetrie es möglich macht, auf Grund der praktischen Selbstbetätigung verschiedene Gebiete der Mathematik und die Optik miteinander in Beziehung zu setzen und den Unterricht zu beleben. Wesen und Technik der Photogrammetrie werden geschildert, ihre Anwendung im Unterricht erläutert. Auch diese Versuche seien zur Nachahmung empfohlen.

Die folgenden Bücher führen uns in das Gebiet der Handfertigkeit selbst ein, und da ist es eine Freude zu sehen, wie in ihnen allen die Handfertigkeit nicht als eine rein technische Geschicklichkeitsfrage aufgefaßt wird, wie vielmehr überall die hohe Bedeutung der Pflege der Hand- (und Sinnes-) betätigung für die gesamte geistige Entwicklung hervorleuchtet.

Wie trocken klingt z. B. der Titel 'Mein Handwerkszeug'. Man denkt unwillkürlich an eine langweilige Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Werkzeuge. Und wie angenehm ist man enttäuscht, wenn man statt dessen, ich möchte sagen, eine Physiologie der Werkzeuge findet, eine Darstellung der Beziehungen zwischen Zweck, Material des zu bearbeitenden Stoffes und dem Werkzeug, seiner Form, seiner Anwendungsmöglichkeit usw. Man ist überrascht von der Fülle von geistigem Bildungswert, der sich bei einer derartigen Behandlung des Stoffes er-

gibt. Möchte diese Art der Behandlungsweise in alle Werkstätten eindringen.

Ludwig Pallat, der unermüdliche Förderer aller Bestrebungen, die die Pflege von Auge und Hand betreffen, beschenkt uns in Verbindung mit hervorragenden Fachleuten mit zwei prächtigen Büchern. Das erste 'Aus der Praxis der Handarbeit' wendet sich mehr an die Lehrenden, das zweite 'Der deutschen Jugend Handwerksbuch' direkt an die Jugend.

Mit Recht weist Pallat in der 'Praxis' darauf hin, daß wir bisher zu schematisch Knaben- und Mädchenhandarbeit voneinander getrennt haben, daß es sicher nicht schaden kann, wenn auch der Knabe lernt, mit der Nadel umzugehen und das Mädchen mit Hammer und Zange. Deshalb sind auch in der 'Praxis' beide Zweige gemeinsam behandelt. Der erste Abschnitt 'Grundlagen der Handfertigkeit' von E. Carp enthält wichtige Winke für den vorbereitenden Unterricht und betont besonders, daß die Schüler über die mechanischen Arbeiten hinaus zum Verständnis des Materials und der Handgriffe geführt werden müssen, wenn sie vollen Erfolg vom Unterricht haben sollen. Im zweiten Abschnitt behandeln Jessie Davis und A. Pallat-Hartleben das Flechten und Weben, im dritten A. Jolles das Gefäßmodellieren, im vierten Margarete Erler das altbodenständige Muster- und Spitzenstricken, das leider in Gefahr war, in Vergessenheit zu geraten. Es wird besonders auch auf die hohe soziale Bedeutung dieser Technik für Jugendheime, Kinderasyle, Krüppel- und Krankenanstalten hingewiesen. Ch. F. Morawe unterrichtet uns dann in frischem, fesselnden Tone über die schöne Kunst der Ausschneideübungen und der Klebebilder. Weiterhin zeigt uns E. Brenske die Wege für die Herstellung gesckmackvoller und praktischer Kinderkleider, H. Stock endlich führt uns in den Lehrplan für Holzarbeiten an der Königlichen Kunstakademie zu Königsberg ein und gibt eine vortreffliche Anleitung für das so wichtige Schleifen und Schärfen. In den 'Mitteilungen' am Schluß macht M. Grupe uns mit dem Handfertigkeitsseminar für Frauen im Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin-Schöneberg bekannt und Eugen Katz gibt uns einen interessanten Überblick über den Handarbeitsunterricht an den Pariser Volksschulen. Es dürfte das ein Gebiet sein, wo wir von unserem westlichen Feinde lernen können. Die Ausstattung des Jahrbuches ist mustergültig. Die Tafeln und Abbildungen sind von hervorragender Klarheit und Schönheit. Papier, Raumeinteilung und Druck (kräftige Antiqua) lassen jede Seite als ein kleines Kunstwerk erscheinen.

Nun das Handwerksbuch. Von diesem kann man wirklich und mit vollem Recht sagen, daß es eine Lücke ausfüllt. Auch die für ihre Zeit besten Bücher dieser Art konnten den Fortschritten auf dem Gebiete der Knabenhandfertigkeit nicht mehr genügen; neuere Werke gab es wohl für einzelne Zweige, aber eine brauchbare, den Interessen und Bedürfnissen der heutigen Knabenwelt entsprechende Zusammenfassung gab es nicht. So war es eine erlösende Tat, für die die Jugend ihm sicher danken wird, daß Pallat es unterahm, umgeben von einem Stabe von Fachleuten, an die Bearbeitung dieses schönen, zweckentsprechenden Buches zu gehen. Die verschiedensten Gebiete sind in ihm berücksichtigt.

Über 'Bastelarbeit' schreibt E. Morawe-Rust, über 'Allerhand amüsante und lehrreiche Arbeiten aus Papier und Pappe' belehren uns H. Pralle und Ch. F. Morawe, über das 'Drucken mit Linoleum und Papier' und über das 'Anfertigen von Schmuckpapieren' unterrichtet uns C. Kick, über 'Spielgerät und Spielzeug' C. Köhler. Die verschiedenen 'Holzarbeiten für den eigenen Bedarf' zeigen uns R. Frenkel, K. Storch und O. Brandt. Endlich führt uns W. Buning durch Anleitung zur Herstellung von elektrischen Apparaten auf praktischem Wege in die Geheimnisse der Elektrizitätslehre ein. Der klare und oft fesselnde Text wird durch gute Abbildungen unterstützt. 'Die einzelnen Aufgaben sind nicht dem Gesichtskreise des Handwerkers entnommen, sondern dem des Knaben, der sich für den eigenen Bedarf brauchbare Gegenstände schaffen möchte. Das Handwerkliche wird nur als Mittel zum Zweck behandelt, aber stets so, daß der Knabe gute Arbeit und schöne Formen schätzen und selbst ausführen lernt[1]) heißt es in der Vorrede. Was hier versprochen wird, hält das Buch. Möchte es auf dem Weihnachts- oder Geburtstagstische recht vieler Knaben erscheinen!

Und nun als letztes Ernst Webers 'Lebendiges Papier'. Ein schnurriger Titel und doch wie wahr! Was läßt sich nicht alles aus einem Stück Papier mit Hilfe der Scheere machen! Soldaten, Häuser, Tiere, Wagen, Schlitten, Waffen, Theater, Turniere, kurz alles, was ein Kind zum Spielen braucht. Und wie schön ist es, wenn man all dieses Spielzeug selbst machen kann, ohne befürchten zu müssen, gescholten zu werden, weil etwas zerbrochen wird! Ich selbst habe es in Krankheitstagen meiner Kindheit erfahren und später wider bei der Erziehung meines Sohnes, was für glückliche Stunden Papier und Schere für Kinder bedeuten. Auch bei Weber sind es Kindheitserinnerungen, die ihm die Feder in die Hand gedrückt haben. Man lese nur das Vorwort und die Abschnitte 'Wie ich Ausschneidekunst erlernt habe' und 'Was der Knabe an Entdeckungen machte', die gewissermaßen die Einleitung zum praktischen Teil bilden, in ihre herzerquickenden Sprache und man wird erkennen müssen, daß der Verfasser mit seinem Herzblut bei der Sache gewesen ist. Sie zeugen von den sonnigen Stunden schönen Kindheitsglücks, aber auch von den mannigfachen geistigen Anregungen, die von einem solchen selbstschöpferischen Spiele ausgehen. Auch das Schlußkapitel an die Eltern und Erzieher sei diesen allen dringend empfohlen. Am liebsten möchte ich alle diese Abschnitte hier abdrucken, aber das geht nicht. Einige Zeilen aber möchte ich doch widergeben, besonders im Hinblick auf solche, die sich immer noch fürchten, einem Kinde eine Schere in die Hand zu geben.

'Meine Mutter hatte anfangs ein wenig Bedenken, mir die Schere anzuvertrauen; denn ein altes Sprichwort (Messer, Gabel, Schere usw.) warnte sie davor: Aber die Erfahrung strafte das Sprichwort Lügen. Wenigstens was die Schere betrifft. Ich habe mich sicher hundertmal mit dem Messer geschnitten. Vielleicht drei- oder viermal mit der Gabel gestochen, auch oft am Licht und am Ofen verbrannt. Aber mit der Schere habe ich mich nicht ein einziges Mal geschnitten, obgleich ich mich mit keinem anderen Instrument soviel abgab, als gerade mit ihr.

[1]) Von mir hervorgehoben (D. Ref.).

Mit der Schere habe ich mir fortab mein liebstes Spielzeug selbst gemacht. Alles selbstfabrizierte Spielzeug ist das beste der Welt, es mag ausfallen wie es will. . . . Und die Mutter schalt bisweilen einmal, wenn gar zu viel Abfälle am Boden lagen. Aber innerlich freute sie sich; denn sie konnte bemerken, wie mir selbst ein sonniges Jugendglück mit dieser Beschäftigung geschenkt wurde. Die schönsten und reichsten Stunden innerlichen Erlebens in den Kinderjahren danke ich diesen Spielen mit selbstgemachten Papierfiguren.'

Wieviel weniger Klagen über 'unartige Kinder' würde es geben, wenn sie gelernt hätten, sich durch Beschäftigungen wie die hier gegebenen über Stunden der Langenweile hinwegzuhelfen! Beschäftigte Kinder sind nie unartig!

10) Karl Schulz, Oberlehrer, Einführung in die Kristallographie für die Oberstufe der Realanstalten. 40 S. Mit 73 Abbildungen. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1914. 80 ₰.

Während bisher die Kristallographie an den höheren Lehranstalten ziemlich allgemein im Anschluß an C. F. Naumann betrieben wird, will Verfasser nach Th. Liebisch von den Begriffen 'Symmetrie nach Ebenen', 'achsiale' und 'zentrische Symmetrie' der Kristalle und Kristallflächen ausgehen. Die Arbeit zerfällt in einen ausführlicheren allgemeinen und einen kürzer gefaßten speziellen Teil. Es ist wohl zuzugeben, daß diese Behandlungsweise wissenschaftlicher ist und das praktische Arbeiten später erleichtert, trotzdem möchte ich glauben, daß für den ersten Unterricht das Naumannsche System faßlicher ist, so weit es sich auf die einfachsten Formen beschränkt, daß bei weiterem Eindringen aber sich der hier vorgeschlagene Weg mehr empfiehlt. Die Entscheidung wird jedenfalls nur durch praktische Versuche getroffen werden können. Zu diesen dürfte die Schrift eine gute Unterlage bilden.

Berlin. W. Wetekamp.

---

1) Kassel (Dr. med.) u. Dudenhausen (Dr. phil.), Menschenkunde für höhere Lehranstalten und Lehrerbildungsanstalten. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1914. 128 S. 1,80 ℳ.

Dies Buch unterscheidet sich von vielen andern populären Anatomien dadurch, daß es nicht trocken, sondern frisch ist, daß es nicht nur eine Aufzählung anatomischer Tatsachen gibt, sondern stets physiologische, ja sogar hygienische Belehrungen, Nutzanwendungen hinzufügt. Also kein wissenschaftliches Buch im Sinne der Systematik, dabei doch wissenschaftlich, insofern es allen neuen Ergebnissen der medizinischen Wissenschaft Rechnung trägt; — ein sehr brauchbarer Leitfaden für den Unterricht in der menschlichen Biologie. Zahlreiche klare Abbildungen erleichtern das Verständnis.

2) Arzt und Schule. Herausgegeben von der Schulkommission des Ärztlichen Vereins München. Verlag J. J. Lehmann. 1914. 96 S. 2 ℳ.

Eine Reihe von Aufsätzen aus verschiedenen Federn. Crämer gibt eine Übersicht über die Entwicklung und die Arbeiten der Kommission 1904—1914. — Graßmann berichtet von einer Umfrage über persönliche Hygiene der Mittelschüler. Vgl. den ausführlichen Bericht von

H. Königsbeck in dieser Zeitschrift 63, 1909, 463—69. — Bergert und Rommel sprechen über Mittelschulreformen. Man wird den Verfassern — und nicht mit Unrecht — entgegenhalten, daß sie nicht als Ärzte, sondern als Schulkritiker überhaupt das Wort nehmen. Solchen wird der einsichtige Schulmann gewiß gern Gehör schenken; immerhin hat in einem ärztlichen Kommissionsbericht dieser Aufsatz nicht das Gewicht des Sachverständigenurteils. Ja, die Verfasser werden sogar bei der Mehrzahl ihrer Fachgenossen auf Widerspruch stoßen, wenn sie für ihre Sonderwünsche eine 'geringe Vermehrung der gesamten Stundenzahl' zugestehen wollen. — Der wichtigste Aufsatz der Reihe beschäftigt sich mit den Schulärzten an höheren Lehranstalten. Dörnberger berichtet über die Bemühungen der Kommission, Schulärzte in Bayern für Gymnasien usw. bei der Regierung durchzusetzen. Die Notwendigkeit ergebe sich aus der Zahl der Brillenträger (16 Proz., in Prima sogar 65 Proz.!), aus der Häufigkeit der Rückgrat- und Brustkorbverbiegungen, der Tuberkulose, der Bleichsucht an höheren Mädchenschulen, besonders aus der überwiegenden Untauglichkeit der von höheren Lehranstalten kommenden Rekruten (60—70 Proz. [?? d. Red.]). Die Nützlichkeit erhellt aus der wirksameren Seuchenbekämpfung, aus der Möglichkeit ärztlicher Beratung bei der Berufswahl und, vor allem, bei der individuellen Hygiene. Die Kommission wurde in ihrem Bestreben von der bayrischen Gymnasiallehrer-Vereinigung unterstützt und hatte die Genugtuung, daß in drei größeren Städten (Nürnberg, Ludwigshafen, Kempten) Schulärzte eingeführt wurden (damit ist Bayern dem Vorgang Sachsen-Meiningens und des Königreichs Sachsen gefolgt). Die Einzelheiten über schulärztliche Aufgaben und Leistungen müssen im Original nachgelesen werden. In unsern Tagen wirft der Krieg auf alle Fragen sein Schlaglicht. Und da ist nicht zu verkennen, daß wir nach so großem Verlust besten Blutes, nach dem Ausscheiden so vieler tüchtigster Erzeuger doppelt bemüht sein müssen, unsern Nachwuchs auf die Höhe körperlicher Ausbildung und gesundheitlicher Tüchtigkeit zu führen — eine Aufgabe, bei der ein wachsames ärztliches Auge kaum zu entbehren sein wird. — Weiter spricht dann Nassauer kurz über Schülerverbindungen: Die Unterscheidung zweier verschiedener Arten erscheint freilich wenig scharf. Im ganzen dürfte die Bedeutung der 'Verbindungen' alten Stils, dank Wandervogel und Pfadfindern, gegen früher wohl abgenommen haben, — ein Grund mehr, die neuen Vereine zu fördern. — Über die Wohn- und Schlafräume der Mittelschüler (Pensionäre!), in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung, hat die Kommission dem Ministerium eine Eingabe gemacht, — mit welchem Erfolg, wird nicht gesagt. Die Forderungen gehen zum Teil ziemlich weit (z. B. Vermeidung von Parterrezimmern in belebten Straßen, Vermeidung direkt nach Norden gerichteter Lage). Man sollte bedenken, daß jede gar zu strenge Forderung gerade solchen Kreisen, die vorzugsweise Pensionäre aufnehmen, diese oft mit Ernst erfüllte Aufgabe unerfüllbar machen könnte. — Lißmann gibt eine Übersicht über die Arbeiten der Kommission betreffend 'Sexualität und Schule'. Leider fehlt bei den erwähnten Vorträgen die Angabe, wo sie zu finden sind. 'Als Resümee ergab sich, daß nicht so sehr die sexuelle Aufklärung, wie

vor allem die sexuelle Erziehung anzustreben sei.' Die Anschauungen der Kommission sind dann in 17 Leitsätzen der obersten Schulbehörde übermittelt worden. — Endlich spricht Uhl über Leibesübungen und Schule. 'Alles was bis jetzt geschehen ist, um Schulschäden zu beseitigen, um die körperliche Entwicklung unserer Jugend zu fördern, ist eigentlich nutzlos gewesen (?) oder wenigstens ungenügend.' Er stellt sehr große Forderungen. Den 7 Leitsätzen, die Dörnberger und Neustätter 1904 aufgestellt haben, setzt er nicht weniger als 21 eigene entgegen. Der wesentlichste daraus lautet: 'Die sportlichen Leibesübungen sind halb obligatorisch, insofern als nur die Schüler davon wegbleiben können, die von ihren Eltern ausdrücklich reklamiert werden, und auch dann müssen sie den Nachweis führen, daß sie an den freien Nachmittagen irgendeinen Sport treiben in der Dauer von mindestens einer Stunde. Gärtnerische Betätigung und ähnliche einfache Arbeiten im Freien gelten nicht.' — Also Sport, Wettkämpfe! Dem dürften selbst unter Ärzten viele widersprechen. Nur nicht noch mehr Beschneidung der Freizeit und Freiheit! Nicht eine Stunde mehr! Wenn Uhl sechs Stunden wöchentlich für Sport, Spiel und Turnen fordert, so ist das keine Entlastung, sondern schließlich doch nur eine Mehrbelastung der Wage, wenn auch auf der andern Wagschale. Und über den Wert der sportlichen Wettkämpfe für alle (im bewußten Gegensatz zu Spiel und Turnen) sind auch die Meinungen der Ärzte sehr geteilt. Vor allem werden (hoffentlich) die Eltern dieser erstrebten Einspannung sich entgegenstemmen, denn Familienleben und Selbstbestimmung sind doch auch wertvolle Güter — sozusagen.

3) Hans Würtz, 'Der Wille siegt.' Ein pädagogisch-kultureller Beitrag zur Kriegskrüppelfürsorge. Berlin, Reichsverlag, 1916. 136 S. 2 *M*.

Ein frisch aus dem Leben geschöpftes Buch ohne literarische Ambitionen (trotz dem etwas pompösen Untertitel). Der Verfasser ist Lehrer an einer großen Anstalt für gebrechliche Kinder und besitzt daher reiche eigene Erfahrung in der Beratung von Krüppeln jeder Art. Im ersten Teil seines Büchleins schildern solche Leute selbst ihre Erlebnisse, wie sie sich hinweggeholfen haben über die anfängliche Not und Niedergeschlagenheit ihres Kriegsschadens; zahlreiche Abbildungen bestätigen eindrucksvoll die Berichte. Weiterhin spricht der Verfasser über die Mitarbeit der Frau an dieser mühsamen Selbsterziehung, über die Fürsorge der Bundesstaaten, über die Arbeitsvermittlung und Berufsberatung, über die Leitsätze der Arbeitgeber, über Siedelungsvorschläge usw.

Der Mitarbeit des deutschen Lehrers ist ein besonderer Abschnitt gewidmet; — mit Recht, denn ein wesentlicher Teil dieser heute bedeutungsvollen sozialen Hilfe ist zu erfüllen, wenn die Kranken aus den Händen der Ärzte entlassen sind; und da liegt es nahe, daß sie sich an die Berater ihrer Jugend wenden. — Daß diese dann nicht versagen, sondern die Hilfesuchenden mit sachkundigem Rat versorgen, dazu kann dies allgemeinverständliche Büchlein viel beitragen.

Naumburg a. S. R. Jebens.



Bratuspantium-Brabant gehört zu den gallischen Namen bei Caesar, die noch heute fortleben; auch *Bratuspantium*, der feste Platz an der Nordgrenze der Bellovaci? Nach Holders altkeltischem Sprachschatz kehrt der Name sowohl im Kanton Breteuil als auch im Kanton Sains (arrond. Amiens) als *Grat(t)epanche* wider. Und nach Napoleon sollen in der Nähe von Breteuil die Ruinen einer alten Stadt liegen, die nach der Angabe eines dortigen Geistlichen von 1570 damals noch *Bransuspans* geheißen hätten. Desjardins dagegen sagt Geographie de la Gaule Romaine II 1878 S. 451: *On discutera longtemps encore sur l'identification de Bratuspantium avec Gratepanche, Breteuil et Blauvais; mais quant à la synonymie du nom ancien avec ces trois noms modernes, elle n'a pas plus de fondement que le prétendu manuscrit du moyen âge, d'après lequel la vallée de Breteuil se serait appelée Bratuspante . . .*

Die lange Erörterung, die Desjardins mit diesen Worten über die Lage der Bellovakenstadt voraussagte, dürfte durch folgende Erwägung abgekürzt werden. Bei Graesse-Benedict, Orbis latinus (Berlin 1909) finden wir als ältere Namensformen für Brabant u. a. aufgeführt: *Bragobantus, Brachbatensis, Bracbantum, Bratucpantus.* Die Grafen von Löwen aber führten (ums Jahr 1000) den Titel *comes Bratuspantium* und *bracbantensis patriae comes et advocatus* (a 1086; Pirenne I S. 137: Gesch. Belgiens). Daraus ergibt sich ein Zusammenhang zwischen dem Namen der Bellovakenstadt und dem des lothringischen Herzogtums. Der Name Brabant muß sich früher viel weiter erstreckt haben als heute; auch heute noch heißt ein Flüßchen im Gebiete von Mons und Charleroi Brabant. Und ebenso gibt es an der Maas eine Ortschaft Brabant, die ja noch neuerdings aus den Berichten des Großen Hauptquartiers neben Haumont und Samogneux u. a. bekannt geworden ist. Auch das antike *Bratuspantium* war ein *Bratucpant-Brachbant.*

Königsberg i. Pr. A. Döhring.

Eingegangene Bücher

Sammlung Göschen. Kl.-Okt. 90 ₰.

Lfrg. 79. Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. 126 S.
„ 737. Findeis, Geschichte der deutschen Lyrik. I. Teil. 151 S.
„ 738. Findeis, Geschichte der deutschen Lyrik. II. Teil. 120 S.
„ 734. Naumann, Althochdeutsches Lesebuch. 148 S.
„ 735. Ekwall, Historische neuenglische Laut- und Formenlehre. 150 S.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig, B. G. Teubner. Kl.-Okt. Geh. 1 ℳ. geb. 1,25 ℳ.

Lfrg. 123. Weber, Von Luther zu Bismarck. I. Bd. 2. Aufl. 140 S.
„ 124. Weber, Von Luther zu Bismarck. II. Bd. 2. Aufl. 128 S.
„ 129. Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. 3. Aufl. 121 S.
„ 246. Bitterauf, Friedrich der Große. 95 S.
„ 251. Schumburg, Die Geschlechtskrankheiten. 3. Aufl. 104 S.
„ 486. Bruinier, Die Germanische Heldensage. 139 S.
„ 491. Verwehen, Naturphilosophie. 112 S.
„ 504. Crantz, Analytische Geometrie der Ebene zum Selbstunterricht. 93 S.
„ 513. Kleinberg, Franz Grillparzer, der Mann und das Werk. 124 S.
„ 542. Tornius, Die Baltischen Provinzen. 104 S.

Freytags Sammlungen ausgewählter Dichtungen. Kl.-Okt.
Klopstock, Oden. Erkl. v. Windel. 163 S. 80 ₰.
Das Nibelungenlied. Hrsg. v. Henke-Koppitz. 156 S. 1 ℳ.

Ludwig, Der Erbförster. Hrsg. v. Lohan. 123 S. 75 ℛ𝒫.
Schiller, Die Braut von Messina. Hrsg. v. Tumlirz. 122 S. 70 ℛ𝒫.
Voß, Homers Ilias. Hsg. v. Stehle. 272 S. 1,20 ℳ.

Meisterwerke der Literatur. Leipzig, J. Klinkhardt. Kl.-Okt.
Lfrg. 18. Das Nibelungenlied und das Gudrunlied. 96 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Kl.-Okt.
Sheridan, The School for Scandal. Hrsg. v. Herlet. 37 S. 1,30 ℳ.
English Fairy Tales. Hrsg. v. Kellner. 86 S. 1 ℳ.
Wörterbuch zu 'English Fairy Tales'. Bearb. v. Müller. 43 S. 30 ℛ𝒫.
Stories from English History. Hrsg. v. Bube. 137 S. 1,50 ℳ.

Französische und Englische Schulbibliothek. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. Kl.-Okt.
Turner, Thc Romance of British History. Hrsg. v. Perschmann.
Reed, Boys of English History. Erkl. v. Stutzer. 70 S.
Le siècle de Louis XIV. v. Lavisse und Rambaud. Hrsg. v. Huth. 150 S.
Taine, Les Origines de la France contemporaine. Hrsg. v. Hoffmann. 150 S.

Neusprachliche Klassiker. Bamberg, Buchners Verlag. Kl.-Okt.
Lamartine, Graziella. Hrsg. v. Leykauf. 104 S. 1,30 ℳ.
Sandeau, Mlle. de la Seiglière. Hrsg. v. Ankenbrand. 112 S. 1,40 ℳ.
Dumas, Les Demoiselles de Saint-Cyr. Hrsg. v. Bodart. 117 S. 1,20 ℳ.
Contes et Récits de l'Epoque romantique. Hrsg. v. Zinke. 84 S. 1,20 ℳ.
Molière, Le bourgeois gentilhomme. Hrsg. v. Meyer. 102 S. 1,20 ℳ.
Mémoires militaires de l'époque napoleonienne. Hrsg. v. Kuhn. 103 S. 1,40 ℳ.
Kingsley, The water-babies. Hrsg. v. Jakob. 85 S. 1 ℳ.

Dyks neusprachliche Schul-Ausgaben. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. Kl.-Okt.
A concise account of the Waterloo campaign. Hrsg. v. Kreuser. 95 S.

Neusprachliche Reformbibliothek. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. Kl.-Okt.
A concise account of the Waterloo campaign. Hrsg. v. Kreuser. 95 S.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben. Frankfurt a. M. Kl.-Okt.
Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Hrsg. v. Habemann. 119 S. 1,50 ℳ.
Hill, Round the British empire. Hrsg. v. Mellin. 139 S. 2 ℳ.
Wörterbuch zu Hill 'Round the British' empire. 75 S. 65 ℛ𝒫.

Verlag Moritz Diesterweg. Frankfurt a. M. Kl.-Okt.
Level-Dumas, Contes de l'heure présente. Annotes par Dumas. 45 S. 1,10 ℳ.
Maupassant, Récits et paysage. Annotés par Dumas. 52 S. 1,40 ℳ.
Kipling, Four Stories. Hrsg. v. Lincke. 100 S. 1,50 ℳ.
Hamilton, Canada. 160 S. 1,60 ℳ.

Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Kl.-Okt.
Carlyle, Cromwell Text. 85 S. 60 ℛ𝒫.
Carlyle, Cromwell Notes. 67 S. 80 ℛ𝒫.
Ruskin, Unto this last. 174 S. 90 ℛ𝒫.

Verlag Jakob Lintz, Trier. Kl.-Okt.
Sandeau, Jean de Thommeray. Hrsg. v. Wershoven. 70 S.
Wörterbuch zu Sandeau, Jean de Thommeray. 42 S. 30 ℛ𝒫.

Verlag N. G. Elwert, Marburg. Kl.-Okt.
Marseille-Schmidt, Englisches Elementarbuch. 138 S. 2 ℳ.

Verlag O. Schulze, Cöthen. Kl.-Okt.

Wagner d'Estienne, Der Wortschatz der unregelmäßigen Verben im Französischen. 167 S. 1,40 ℳ.

Verlag A. Unger, Berlin. Kl.-Okt.

Ramm, A simplified text-book of the Enlish language. 264 S. 5 ℳ.

Verlag G. Freytag, Leipzig. Okt.

Peters, Handbuch der evangelischen Religionslehre. 183 S. 2,20 ℳ.

Herz, Elemente der Chemie und Kristallographie. 96 S. 1,20 ℳ.

Pokornys Naturgeschichte des Mineralreiches. Hrsg. v. Schoenichen. 172 S. 2,80 ℳ.

Bolling-Erzgraeber, Elementarbuch für Lyzeen und höhere Mädchenschulen. II. Teil. 104 S. 1,30 ℳ.

Krüger, Schlüssel zum Deutsch-englischen Übungsbuch. 2. Aufl. 138 S. 2,50 ℳ.

Verlag F. Tempsky, Wien. Okt.

Woynar, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe. II. Band. 279 S. 3 Kr. 50 h.

Woynar, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe. III. Band. 203 S. 3 Kr. 50 h.

Mager-Gratarap, Lehrbuch der französischen Sprache. Oberstufe. 149 S. 2 Kr. 20 h.

Ellinger-Butler, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausg. A. I. Teil. 162 S. 2 Kr. 40 h.

Ellinger-Butler, Englisches Unterrichtswerk. I. Teil. Für die III. Klasse. 162 S. 2 Kr. 40 h.

Luksch, Lehrbuch der anorganischen Chemie. 126 S. 2 Kr.

Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien. Okt.

Rusch, Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungs-Anstalten. II. Teil. 168 S. 2 Kr. 50 h.

Rusch, Lehrbuch der Erdkunde für österreichische Mädchenlyzeen. II. Teil. 138 S. 2 Kr. 80 h.

Verlag von Johs. Graffmann, Duisburg-Meiderich. Kl.-Okt.

Wippermann, Englisch und Plattdeutsch. 38 S. 50 ₰.

Verlag von Abel & Müller, Leipzig. Kl.-Okt.

Ohorn, Deutsche Treue. Eine Geschichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges. 233 S. 3 ℳ.

Bachmann, Aus der Schule in die Schlacht. 347 S. 3 ℳ.

Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig. Kl.-Okt.

Reukauf und Heyn, Evang. Religionsunterricht. 4. Band. Urgeschichten, Mose-, Josua- und Richtergeschichten. Bearb. v. Bauer. 7. Aufl. 299 S. 3,80 ℳ.

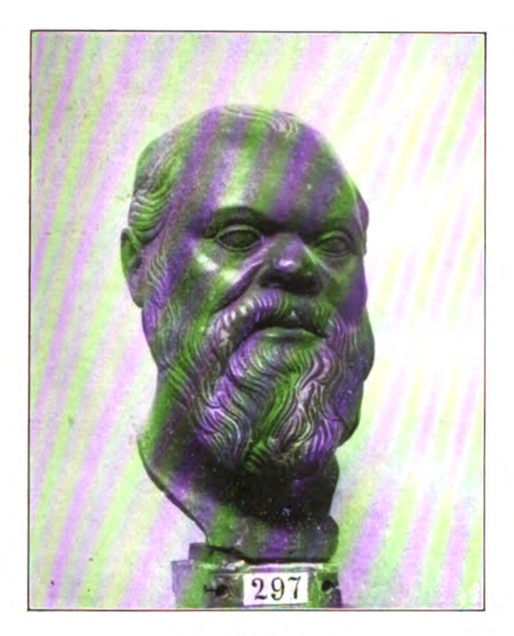
Reukauf und Heyn, Evang. Religionsunterricht. 2. Ergänzungsheft. Evang. Jugendlehre. 2. Teil. 177 S. Br. 1,60 ℳ., geb. 2,20 ℳ.

Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig. Lehrmeister-Bibliothek. Kl.-Okt.

Seidel, Logisches Denken. 88 S. 40 ₰.

Verlag Wilhelm Rößler & Co., Berlin. Kl.-Okt.

Kresse, Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter. Deutsche Vornamen und ihre Bedeutung. 128 S.



Münchner Kopf

Diotima-Relief in Neapel

Beilage zu Sokrates 1916 Heft 12 S. 593.

Das Bildnis des Sokrates

nach

Georg Loeschke.

Als Milchhöfer auf der Bremer Philologenversammlung 1899, anknüpfend an das Kieler Sokratesköpfchen, sämtliche Bildnisse des Sokrates für Phantasieporträts erklärte, erhob sogleich Loeschke Widerspruch. Inzwischen hat Kekule in einer Abhandlung der Berliner Akademie (1908) den Milchhöferschen Gedanken weiter verfolgt, während Heinrich Bulle in den Münchner Neusten Nachrichten (1908, Beilage zu Nr. 29) neben zwei Neapler Köpfen (bei Kekule Abb. 13 und 16) den Münchner Bronzekopf (448 bei Furtwängler, Abb. 38 bei Kekule, s. beiliegende Tafel) für das lebenstreuste Sokratesbildnis erklärte.

Am Winckelmannstage 1914 hat nun unser unvergeßlicher Georg Loeschke sich der Sache mit dem ihm eignen Feuer noch einmal angenommen und sie, nach dem Eindruck wohl aller Anwesenden, zum Siege geführt; ein kurzer Bericht steht im Archäologischen Anzeiger (1914, 515). Loeschke versprach, als 'ganz selbstverständlich', seinen Vortrag für unsern 'Sokrates' auszuarbeiten; er hat sein Versprechen zweimal auf das feierlichste widerholt: nun ist er, wie über so vielem, was er an Entwürfen und Gedankenentwicklungen noch in sich trug, auch darüber hinweggestorben.

Da der Bullische Aufsatz heute schwer zugänglich ist, unsre Leser aber, die auf jedem Hefte den bereits stilisierten Pariser Kopf vor Augen haben, gewiß zu erfahren wünschen, wie der bezaubernd häßliche Mann in Wirklichkeit aussah, so seien hier Bulles und Loeschkes Gründe in wenig Strichen skizziert.

Während die späteren Künstler, so der Schöpfer des Pariser Kopfes (Lysippos?) sich an den Vergleich mit dem Silenen Marsyas gehalten haben (Plat. Symp. 215 a), scheint ein älterer Typus vortrefflich zu dem aus Platons Menon benannten Vergleich mit dem Zitterrochen zu stimmen, *τό τε εἶδος καὶ τἆλλα ταύτῃ τῇ πλατείᾳ νάρκῃ* (= *torpedo ocellata*) *ὁμοιότατος* (Menon 80a), deren flaches Gesicht zwei winzige Augen hat, dicht darunter zwei ungefähr ebenso große nasenlochartige Oeffnungen. Dazu stimmen auch durchaus die in Xenophons Gastmahl (V 5) geschilderten an der Oberfläche liegenden Augen des Sokrates, die bei der

Flachheit des Nasenrückens bequem auch seitwärts blicken können, *ἐκ τοῦ πλαγίου διὰ τὸ ἐπιπόλαιον εἶναι*, dazu vortrefflich auch, in Aristophans Wolken (362), das *παραβάλλειν τὠφθαλμώ*. Entscheidend aber ist für die Münchner Bronze die Art der Ausführung, die in der technischen Behandlung von Augen und Haar dem als authentisch anerkannten Vatikanischen Platon nahesteht (s. diese Zeitschrift I 1913, 568) und auch im Ausdruck ebenso schlicht natürlich, ebenso persönlich gehalten ist. Kein Zweifel, der Münchner Sokrates ist ein Bild nach dem Leben! 'Kein Künstler hätte das Bild erfinden können', urteilt Loeschke.

'Es ist der Geist, der sich den Körper baut' — wie reimt sich das mit diesem breiten Philistergesicht des leidenschaftlichen Denkers? vollends mit der zur Ergänzung höchst geeignet erscheinenden Gnomenfigur aus dem bronzenen Diotimarelief (bei Kekule Abb. 24, den meisten wohl aus Otto Jahns Symposionausgabe bekannt)? Nun, wie es wohlgeformte Nasen und Schädel gibt ohne Geist, und gar manche 'nur schöne Frau', so kündet Geist und reines Leben vor allem sich in den beweglichen Teilen des Gesichts, am sprechendsten natürlich in der Bewegung selber. Drum: kennen lernt man ein bedeutendes Gesicht nur im lebhaften Verkehr. Sind dann die verehrten Züge den Augen der Welt für immer entrückt, so ist man einem Künstler dankbar, wenn er das wirkliche, im Leben immerfort wechselnde Bild in einheitlicher Durcharbeitung zu einem monumentalen, d. h. innerlich wahren Bild umgestaltet. Deshalb haben wir mit Bedacht für das Titelblatt unsres 'Sokrates' den Pariser Kopf gewählt.

Buttler und Wallenstein

von

E. Schwartze.

Der Streich, den Wallenstein Buttler spielt, gilt meist als schlecht motiviert. Bellermann und Minor (in der Säkularausgabe) machen den Versuch, ihn aus Wallensteins Charakter heraus verständlich zu machen. Wallenstein habe sich vor sich selbst damit entschuldigen können, daß er, wenn er nur erst König von Böhmen geworden sei, Buttler aus eigener Machtvollkommenheit mit allen Würden und Ehren bekleiden könnte. Mir scheint die Entlastung Wallensteins damit so weit getrieben, daß die Rache Buttlers an Wallenstein dramatisch unmöglich wird. Wenn nicht das innere Getriebe des Dramas verletzt werden soll, dann muß der Rachegeist Buttlers doch die Witterung von etwas Richtigem haben. Die ὕβρις Wallensteins muß sich — so wäre es dramatisch konsequent — Buttler gegenüber gewissermaßen spezialisieren. Es hilft dem Drama nichts, wenn man Wallenstein vor sich selbst rechtfertigt: er habe ja nur das Gute mit Buttler im Sinne gehabt. So wie Buttler in seinem Verhältnis zu Wallenstein angelegt ist, muß Wallenstein in einem Sinne an Buttler schuldig werden, in dem sich die ὕβρις seines Handelns mit der Nemesis, wie sie in Buttlers Gestalt erscheint, begegnen kann.

Picc. IV 4 verwahrt sich Buttler dagegen, daß etwa die Hoffnung auf Wallensteins Belohnung ihn vom alten Ehrenpfade und vierzigjähriger Treu abgezogen; nur ein Gedanke beherrscht ihn bei seinem Verrat am Kaiser, der: sich volle Rache zu erkaufen. Dazu ganz in Übereinstimmung die Worte Oktavios (Wallensteins Tod II 6):

'Von eurer Rache hofft er zu erlangen
Was eure wohlbewährte Treu ihn nimmer
Erwarten ließ bei ruhiger Besinnung'.

Nimmt man bei Wallenstein eine Schuld an im Sinne Buttlers und Oktavios, so entstehen Schwierigkeiten, die allerdings die Einheitlichkeit von Wallensteins Charakter bedrohen und den Vorwurf der schlechten Motivierung herausfordern. Wie soll man dann erklären, daß Wallenstein Buttler gegenüber so gar kein Schuldbewußtsein hat, daß er 'ihn herzlich umfaßt' (Wallensteins Tod III 10), als seine instinktive Abneigung durch Buttlers vorgetäuschten Übertritt Lügen gestraft scheint; daß er in ihm den alten Kriegsgefährten anspricht und ihm die Treulosigkeit des Oktavio klagt — wie ist das möglich, wenn er seinerseits eben die gleiche Treulosigkeit an dem Kriegsgefährten Buttler begangen hat! Es ist wahr, durch alle nur möglichen Mittel sucht Wallenstein seine Offiziere zu gewinnen. Isolani durch Geld, Götz durch Übertragung von Lieferungen (Picc. IV 7); er bevorzugt ausländische Offiziere, die zum Kaiser kein Pietätsverhältnis haben; jeden behandelt er auf besondere Weise. Buttler

gewährt er eine besondere Auszeichnung, indem er ihm das Regiment überträgt, in dem er als Gemeiner gedient hat. Die Absicht, die Offiziere für sich zu gewinnen, wird so auf alle Weise verfolgt. Das Buttler gegenüber angewandte Verfahren wäre jedoch, wenn Oktavios Vorwurf zutrifft, von solcher Hinterhältigkeit und Treulosigkeit, daß es unter Wallensteins Handlungen ohne Beispiel bliebe. Steht nicht Wallenstein sonst über den bloßen Intrigen, sowohl Max gegenüber, als in der Sache des Reverses. Zwischen Wallenstein und Illo oder Terzky fällt über Buttler kein Wort. — Da der Verrat an Buttler vor nicht einem halben Jahre geschehen sein müßte, so ist es endlich auch sehr auffallend, daß der Hof sich durch Wallenstein zu einer Unvorsichtigkeit gegen Buttler in dieser Form hätte sollen verleiten lassen.

Daß Wallenstein nicht Buttler gegenüber in diesem klaren Sinne der Schuldige, Buttler nicht der durchaus einseitig Berechtigte sein kann, mögen weitere Überlegungen verdeutlichen. Oktavios Darstellung der Sache ist ja ohnehin verdächtig, wenn man sich natürlich auch hüten muß, ihn ohne weiteres für einen Fälscher zu erklären. Oktavio benutzt gegen Wallensein einen sich freilich aufdrängenden Indizienbeweis; in seiner Lage wird man es ihm nicht vorwerfen, daß er zu den Indizien den Beweis hinzutut. Es gilt ihm, Buttler für den Kaiser zurückzugewinnen und Buttlers Rache auf Wallenstein zu lenken. Eine feine dramatische Ironisierung Buttlers, daß Oktavios Menschenkenntnis auf den ausgeprägten Zug in Buttlers Wesen spekuliert, auf den Wallenstein seine Intrige angelegt haben soll. Ist Oktavios Deutung des Sachverhaltes in diesem Sinne zu bewerten, so bleibt anderseits Buttlers Zeugnis bestehen, daß er nur, um Rache am Kaiser zu nehmen, auf Wallensteins Seite tritt. Ist aber dies *Cui bono* ein bündiger Beweis, daß Wallenstein in dieser bestimmten Absicht gegen Buttler intrigiert hat? Zu Beginn der Piccolomini tritt Buttler als warmer Verteidiger Wallensteins auf, in Worten, die kaum allein der Haß auf den Kaiser gemünzt hat. (So freilich stellt es Oktavio dem Questenberg hin, weil er das Mittel nicht genauer erklären will, durch das er Buttler zur kaiserlichen Sache herüberziehen wird.) Man muß wenigstens in Betracht gezogen haben, daß Buttler zu jener Erklärung — aus Rache zu handeln — durch Terzkys Anspielung gereizt ist, die 'Kärglichkeit' des Kaisers hätte ihm etwa zum freigebigen Friedland getrieben. Die Leidenschaftlichkeit geht ja bei ihm über alles Maß, wenn er seine Ehre im Spiele glaubt. Darum darf man auf den Inhalt jenes von Oktavio ausgelieferten Briefes nicht aus der Wirkung schließen, die er auf Buttler hat. Schiller führt aus dem Briefe nur das Wort 'Dünkel' an, und dies ist dann wohl als die schärfste Äußerung gegen Buttler zu betrachten, die er mit Mordgedanken erwidert. Wie verletzend war ihm die Form der abschlägigen Antwort erschienen, die er vom Hof auf seine Eingabe erhalten hatte; wie maßt er sich das Recht der vollen Rache an

das Recht des Verrats, an dem ein Wallenstein trotz aller Tiefe der Beweggründe fast vergeht! Sollte es Schiller also darauf angekommen sein, Buttler eine persönliche Berechtigung für seinen Abfall von Wallenstein zuzuerkennen, da die Belastung durch seinen früheren Verrat am Kaiser den Charakter doch wider niederhielt in der Sphäre des engsten Ehrgeizes. Liegt nicht — auf Wallenstein gesehen — die tragische Lehre darin, daß er in seinem Spiel die Menschen einsetzte als von sich aus errechnete Größen, während Buttler die ὕβρις dieses Unterfangens mit den Worten trifft:

'Ein jeder gibt den Wert sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.'

Zu höchsten, freilich durch persönlichen Ehrgeiz getrübten Zwecken hat Wallenstein die Menschen 'gleich des Brettspiels Steinen' in seinem großen Spiel von Feld zu Feld geschoben; da muß er es denn erleben, daß ein listiger Gegner ihn auf diesem Brett des 'ganz Gemeinen, ewig Gestrigen' mit seiner Rechnung, die kleine Blößen klug erspäht, aus dem Spiel schlägt. Buttler aber ist nur eine Figur, wie sie von den Spielern geschoben oder geopfert wird, ohne Dank zu verdienen — und Oktavio ist an ihm ein viel herzloserer Spieler als Wallenstein.

Buttlers Erklärung an Terzky, nur aus Rache am Verrat gegen den Kaiser teilzunehmen, bleibt im Verlauf des Dramas auf der Seite des Spielers (Wallenstein) ganz wirkungslos; weder Wallenstein noch Illo oder Terzky kommen darauf zu sprechen. Eine darauf bezugnehmende Äußerung Wallensteins (im Manuskript auf Vers 878 folgend) aus der Szene II 6 ist von Schiller gestrichen worden:

'Er ist der unsere, und ich weiß warum.'

Die dramatische Motivierung zielt allein darauf, Buttlers Rache ins Spiel zu setzen; mehr verlangen, heißt über den Bau des Dramas in Unkenntnis sein.

Die bisherige Untersuchung dürfte ergeben haben, daß wir nicht Schillers Meinung und Absicht ermitteln, wenn wir Wallensteins Verhalten in dieser Frage mit Oktavios und Buttlers Augen betrachten. Buttler ist konzipiert als Vollstrecker des Mordes; das Vorwiegende seines Charakters ist auf das jeweilige Ziel gerichtete Energie, die aus der Quelle persönlich-engen Ehrgeizes gespeist wird. 'Ein niederträchtiger Bube, . . . ein Höfling, der Junker irgendeines alten Hauses' hat ihn beim Kaiser verleumdet (Wallensteins Tod II 6) und eine Kränkung seiner Ehre ihm eingetragen; genug für Buttler, daß er sich das Recht zuspricht, zur Befriedigung seiner Rache ein Parteigänger des Hochverräters Wallenstein zu werden. Auf diese persönliche Enge hat Schiller Buttlers Charakter angelegt und auf Buttler das eigentlich Illo gehörige Intrigenmotiv übertragen. Der geschichtlichen Ueber-

lieferung folgend, erzählt ja Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges den Streich, der hier jedoch Illo gespielt wird und zu keinen für Wallenstein verhängnisvollen Folgen führt. Die Uebertragung auf Buttler geschah im Drama, um für diesen ein Motiv zu gewinnen. Es sollte nicht an Wallenstein (gemäß der Bemerkung in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges) gezeigt werden, daß er auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht; es galt allein zu veranschaulichen den in seiner dumpfen Enge dämonisch-unheimlichen Ehrgeiz Buttlers, die (hier bis zur naiven Grausamkeit gesteigerte) Selbstsucht, die den Menschen vor allem rückwärts bindet an das ewig Gestrige und ganz Gemeine.

Zur Beurteilung Wallensteins ist das Motiv also nicht heranzuziehen; Wallenstein ist gar nicht der Täter dieser Tat, so wie sie Buttler sieht und Oktavio gesehen wissen möchte. Als Illo meldet, daß sich Buttler für Wallenstein erklärt hat, da bekennt dieser, es gerade von Buttler nicht zuerst erwartet zu haben; so kann er sich doch nicht bewußt sein, Buttler in eine Intrige eingesponnen zu haben. Nach den wenigen andeutenden Worten denken wir uns das Verhältnis Wallensteins zu Buttler in der Vorgeschichte etwa so. Wallenstein hat in Buttler den fähigen, im Dienste gewissenhaften Offizier erkannt und ihn als solchen befördert. An der Verschlossenheit und Unzugänglichkeit des Mannes aber scheitern alle Versuche Wallensteins, mit ihm in ein persönliches Verhältnis zu kommen und außer dem Offizier auch die Person zu gewinnen. Seine Person aber behält gerade Buttler für sich, so ist er aufgestiegen und emporgekommen. Drum ist es beinahe Furcht, was Wallenstein in seiner Nähe empfindet; sein Herrscherwille ist ja der schöpferische, dem jeder Angriff zur Steigerung des eigenen Mutes und der eigenen Kraft wird, der nichts fürchtet als den in sich verschlossenen Feind. Durch die Kontrastierung zu Buttler wird Wallenstein dramatisch so gehoben, daß der Gedanke an das Nibelungenschicksal Siegfrieds sich aufdrängt. — Als Buttler die Erhebung in den Grafenstand wünscht, muß Wallenstein seine Befürwortung in Aussicht stellen; in seinem Bericht nach Wien muß er die Verdienste des Offiziers Buttler anerkennen, dessen Person ihm allerdings nicht frei von 'Dünkel' schiene. Die Verleihung einer solchen Auszeichnung sei daher doch wohl zu bedenken, 'weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten und auf gleiche Belohnung Anspruch machten'. So berichtet der Wallenstein des Historikers Schiller; der Dichter wird sich in diesem Punkte seinen Wallenstein nicht viel anders gedacht haben. Indem Wallenstein, ohne die Absicht einer besonderen Intrige, das Instinktive ausspricht und von sich gibt, liefert er der Nemesis die Indizien, führt er in dem besonderen Verhältnis sein Schicksal herbei, dessen tragische Allgemeinheit ihm in seinem Monolog zum Bewußtsein kommt.

Einige Mitteilungen über den tatsächlichen Umfang der altsprachlichen Schullektüre

von

W. Vollbrecht.

In seiner Abhandlung über 'Die Entlastung des Geschichtsunterrichts in den Oberklassen' (oben in der Märznummer dieser Zeitschrift S. 113 ff.) hat A. Busse u. a. ausgeführt, daß 'der richtig betriebene griechische und lateinische Unterricht dem Geschichtslehrer die Arbeit wesentlich erleichtern' kann. Dieser Gedanke ist ja nicht erst durch die Neuordnung des Geschichtsunterrichts hervorgerufen, er ist vielmehr auch früher oft [von O. Jäger und anderen] ausgesprochen und längst befolgt; jedenfalls wird ein großer Teil der altsprachlichen Schullektüre von den meisten, wenn nicht von allen Lehrern unter dem Gesichtspunkte der Entlastung, oder doch Ergänzung, und damit also Erleichterung des Geschichtsunterrichts ausgewählt und betrieben. Und solche Ergänzung und Erleichterung wäre gewiß noch erfolgreicher und vollständiger, wenn der Unterricht in der alten Geschichte in Obersekunda von dem selben Lehrer erteilt würde, der auch den altsprachlichen Unterricht, wenigstens in einer der beiden Sprachen, in dieser Klasse hat: das ist aber nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen immer weniger und seltener der Fall; immer mehr wird nur der Historiker für fähig oder geeignet gehalten, auch diesen Unterricht zu geben, auch wenn er für Latein und Griechisch für die Oberstufe die volle Lehrbefähigung nicht erworben hat.

Doch diesen Gedanken möchte ich hier nicht weiter verfolgen; vielmehr wollte ich aussprechen, daß ich, so sehr ich auch wünsche, daß die altsprachliche Lektüre den Geschichtsunterricht ergänze und entlaste, doch erstaunt und höchst verwundert bin über das, was alles A. Busse in einem 'kurzen Überblick' (S. 117) als Inhalt und Umfang der altsprachlichen Lektüre in den Oberklassen des humanistischen Gymnasiums aufzählt. Ist es wirklich möglich oder denkbar, dies alles mit den Schülern zu lesen und so weit zu behandeln, daß es für den Geschichtsunterricht nützlich ist? Diese Frage theoretisch zu erörtern, erscheint indes ganz zwecklos; es kommt ja so gut wie nichts dabei heraus, wenn man darlegt, was alles gelesen werden müßte und sollte und, wie Busse sagt (S. 116), 'welche Ausbeute der lateinische, griechische ... Unterricht für die Erweiterung und Vertiefung der Geschichtskenntnisse in den Oberklassen bieten könnte'. Wertvolle Aufklärung kann meines Erachtens allein dadurch gegeben werden, daß aus der Erfahrung heraus mitgeteilt wird, was tatsächlich gelesen und behandelt worden ist. Dazu möchte ich mir gestatten, hier die Anregung zu geben und den Anfang zu machen, indem ich einiges von den Lektüreabschnitten mitteile, die ich tatsächlich durchgenommen habe.

Ich darf vorausschicken, daß ich seit 1878 den lateinischen Unterricht in Obersekunda, seit 1888 auch den griechischen Unterricht in der

selben Klasse erteile und daß ich lange Jahre auch Latein oder Griechisch in Prima unterrichtet habe, so daß es mir an Erfahrung gewiß nicht fehlt. Die Lektüre des Livius und des Sallust habe ich ebenso wie die des Tacitus, die Herodots und Xenophons ebenso wie die des Thucydides — um hier nur die wirklichen Historiker zu nennen — stets unter dem Gesichtspunkte betrieben, daß ich möglichst solche Abschnitte auswählte, deren Lektüre für den Geschichtsunterricht 'Ausbeute' liefern konnte, und habe stets versucht, dabei den geschichtlichen Zusammenhang zu erörtern, die geschichtliche Bedeutung hervortreten zu lassen usw. Es ist stets mein Bestreben gewesen, vorwärts zu kommen, so viel wie möglich zu behandeln und zu schaffen. Aber dabei habe ich doch nie außer Acht lassen können und wollen, daß es lateinische und griechische Lektüre ist, die ich treibe, daß daher auch die fremde Sprache zu ihrem Rechte kommen muß. Wenn ich also auch grundsätzlich niemals die Lektüre zur Unterstützung der Grammatik betrieben habe, so habe ich doch andrerseits nicht immer nur lesen und den Inhalt berücksichtigen können, sondern auch mancherlei Sprachliches, wenn auch noch so kurz, behandeln müssen, nicht nur beim Herodot, dessen dialektische Besonderheiten doch zum Verständnis zu bringen, mit dem bisher allein getriebenen Attischen zu vergleichen sind, sondern auch bei den anderen Schriftstellern. Besonders schwierige Stellen erfordern grammatische Erklärungen, andere Erläuterungen der verschiedensten Art werden durch die Fehler, die die Schüler beim ersten Übersetzen machen, als notwendig gezeigt usw. Die 'Lektüre' erfordert sodann Lesen des fremdsprachlichen Textes, wobei zu erstreben ist, daß nicht nur die Interpunktion beachtet, sondern auch möglichst sinngemäß gelesen wird (deshalb gehöre ich zu denen, die in der Regel erst beim sog. Nachübersetzen den Text durch Schüler vorlesen lassen), und dann Übersetzen ins Deutsche. Und wenn ich auch meine Anforderungen an dieses nie sehr hoch gestellt, sondern mich immer nach dem Grundsatz gerichtet habe, 'so wörtlich wie möglich, nur so frei wie nötig', so erfordert es doch manche Arbeit und Zeit, eine auch nur nach diesem Grundsatz genügende Übersetzung zu erreichen. Will man sie schon von der häuslichen Vorbereitung der Schüler verlangen, so treibt man diese entweder zur Benutzung gedruckter Übersetzungen und anderer schädlicher Hilfsmittel, deren Anwendung ihnen jede Arbeit und jedes Nachdenken erspart und unmöglich macht, oder man müßte schon eine der leider jetzt aufgekommenen Schülerausgaben ihnen in die Hand geben, die doch nicht viel besser sind, weil sie die Übersetzung meist ohne Erklärung gleich fertig darbieten. Will man aber, was ich für allein richtig halte, die Hauptarbeit in die Schule, in die einzelne Stunde verlegen, dann kann die Lektüre, besonders im Beginn jedes neuen Schuljahrs und bei jedem neuen Schriftsteller — z. B. auch in Prima beim Tacitus! — nicht sehr rasch vorschreiten, sondern muß langsam anfangen und kann erst allmählich etwas schneller und damit umfangreicher werden; und man kann sich nicht mit einmaligem Übersetzen begnügen, sondern kann auf 'Nachübersetzen' in der folgenden Stunde meistens nicht verzichten. — Dazu kommen durchaus notwendige größere Widerholungen, nachdem einzelne umfangreichere Abschnitte be-

endet sind, und nicht nur der Inhalt, das Sachliche ist dann zu widerholen und eingehend zu besprechen, gerade nun auch mit besonderer Betonung des historisch Wertvollen, sondern von manchen Stücken, den schwierigeren Perioden, den Reden usw., muß auch die Übersetzung noch einmal durch einzelne Schüler gegeben werden.

Das ist ja alles 'nichts Neues', es muß aber hier nochmals betont werden, damit man sieht und sich stets klar wird, wie viel — oder wie wenig — Zeit wir in Wirklichkeit für regelmäßiges Vorwärtskommen in der Lektüre haben. Nun ist uns diese Zeit ja seit einigen Jahren — leider! — durch die 45 Minutenstunde noch erheblich vermindert, bei fünf lateinischen und griechischen Lektürestunden in den oberen Klassen um 45—50 Minuten: da sind wir also jetzt noch mehr gehindert, viel zu lesen, als wir es schon vorher waren!

Man sagt nun wohl, das Halbjahr habe 20 Wochen, also haben wir in I und II jedesmal 100 Stunden für griechische und lateinische Lektüre. Aber diese Rechnung ist doch ganz falsch, zumal ein Sommerhalbjahr hat kaum ja mehr als 18 Wochen; und wie viele Stunden fallen in jedem Halbjahr aus allen möglichen Gründen aus! Winterhalbjahre können ja zuweilen einmal 20 oder 21 Wochen lang sein, aber das ist ein so seltener Fall, daß man ihn nicht verallgemeinern kann beim Ansetzen des Umfanges der Lektüre. Diese teilt sich sodann in Prosa und Poesie. In Obersekunda wird die Lektüre Vergils wohl hinter der des lateinischen Prosaikers erheblich zurückstehen müssen, aber mehr als ein Viertel der zur Verfügung stehenden Zeit muß ihm meines Erachtens gewidmet werden, wenn die Schüler sich auch nur ein wenig in ihn hineinlesen und von seiner eigenartigen Schönheit und Bedeutung etwas mehr als eine Ahnung bekommen sollen. Die Lektüre der Odyssee aber in Obersekunda darf mindestens zwei von den fünf Stunden beanspruchen, wenn sie an Umfang und Ergebnis genügen soll. Auch Horaz in Prima sollte meines Erachtens in nicht weniger Stunden betrieben werden, damit die Schüler die interessanten Gedichte aus allen seinen Werken wirklich kennen lernen und in sich aufnehmen können. Vollends die Ilias, die griechischen Lyriker (die leider noch hier und da gar nicht behandelt werden) und Sophokles zusammen müssen mindestens die Hälfte aller Lektürestunden bekommen, nur die Hälfte also bleibt für die Prosalektüre. — Eine Anzahl Stunden gehen endlich ja auch noch durch die in der Klasse zu arbeitenden schriftlichen Übersetzungen und ihre nachfolgende Durchnahme der regelmäßig fortschreitenden Lektüre verloren, im Griechischen mindestens doppelt so viel als im Lateinischen.

Nach alle diesem möchte ich nun einige Angaben machen über den Umfang altsprachlicher Lektüre, den ich in einzelnen Schuljahren durchgenommen und erledigt habe: Livius habe ich in jedem Sommerhalbjahr in der Obersekunda gelesen. Im Sommer 1902 konnte ich — außer den Stunden für die Widerholungen — 60 Stunden dafür verwenden vom 9. April bis zum 30. September, sonst habe ich diese Zahl nie erreicht. Behandelt habe ich vielfach die Bücher XXI und XXII, weil in Untersekunda hier bisher Abschnitte aus I und II gelesen sind, die ja auch ihren Wert für die Schüler haben. Seit langen Jahren lese ich aus

der dritten Dekade des Livius in der von mir vor Jahren herausgegebenen Auswahl (4. Aufl. 1911, Leipzig), und habe von dieser Ausgabe jährlich ungefähr 50—60 Seiten durchgenommen, so daß aus XXI nach den einleitenden Kapiteln über Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal die Belagerung und Eroberung von Sagunt, der Beginn des zweiten punischen Krieges (c. 18—32), Hannibals Alpenübergang und das Gefecht am Ticinus, und aus XXII die Diktatur des Q. Fabius oder die Schlacht bei Cannä gelesen wurde; nur selten ist noch die Schlacht an dem Trebia oder die am trasumenischen See hinzugekommen. In anderen Schuljahren, wenn ich mit Rücksicht auf zweijährige, übersitzende Schüler, mit dem Stoff der Prosalektüre wechseln mußte, las ich etwa aus XXII Q. Fabius und die Schlacht bei Cannä, aus XXIII die Kämpfe bei Nola, aus XXVI Scipios Sendung nach Spanien und Scipios Taten in Spanien, aus XXVII Spanien bis zum Abzuge des Hasdrubal und Hasdrubals Vernichtung; in einem anderen Sommer aus XXIV die Ereignisse in Syrakus nach Hieros Tode (4—7; 21—28), und die Belagerung von Syrakus (33—35), aus XXV die Eroberung von Syrakus (23—31) und den Untergang der Scipionen in Spanien (32—39), aus XXVI die Sendung des jungen Scipio nach Spanien (18—20) und seine Taten in Spanien (41 bis 51); in einem anderen Sommer aus XXIII Capuas Abfall zu Hannibal (1—10) und die Kämpfe bei Nola (16; 41—46), aus XXV den Untergang der Scipionen in Spanien (32—39), aus XXVI die Eroberung Capuas durch die Römer (1—16) und dann die beiden oben schon genannten Abschnitte über Scipio (18—20 und 41—51). Wenn also Busse S. 117 sagt, daß die Schüler in U. II 'die Darstellung des zweiten punischen Krieges bis Cannä' lesen, wozu in O. II 'die Geschichte des Krieges von 215—201 und der zweite und dritte mazedonische Krieg' hinzukomme, so bleibt meines Erachtens die Wirklichkeit dahinter weit zurück; denn in I kann doch nicht mehr viel aus Livius gelesen werden?

Von Sallust sagt Busse, seine 'beiden Schriften liefern Bilder von der Entartung des römischen Adels und bieten in Verbindung mit Ciceros katilinarischen Reden Anlaß' usw. Nach meinen Erfahrungen wird kaum je ein Schüler beide Schriften Sallusts und sämtliche vier Reden Ciceros, oder auch nur das meiste aus ihnen kennen lernen. Ich habe das bellum Catilinae in jedem zweiten Winter gelesen, abwechselnd mit Ciceros Cato maior; somit lernt etwa nur die Hälfte der Schüler je eins dieser beiden Werke, nur die Übersitzenden beide kennen; wollte ich aber beide Schriften Sallusts in O. II behandeln, so müßte ich auf Cato maior ganz verzichten; und ich möchte diese Schrift doch wenigstens mit manchen Schülern behandeln. Im Anschluß an Sallust widerhole ich dann Cic. in Catil. I und den Anfang von II, nachdem dieses in U. II gelesen ist, was auch nur ein Jahr um das andere geschieht; dazu lese ich noch einen Teil von III. Zu mehr reicht die Zeit nicht aus, da ich doch gern noch eine andere der kürzeren Reden Ciceros lese, z. B. pro Archia p. Also auch da entspricht die Wirklichkeit nicht jener Aufstellung.

Aus Tacitus führt Busse außer der Germania an: 'aus Ann. I und II das Ende des Augustus, die Rachezüge des Germanikus, Marbod und Armin, das Schlachtfeld und damit die Schlacht im Teutoburger Walde'.

Ich habe in O. I häufig behandelt Ann. I 1—71, II 5—26, 41—46, 53—63, 69—84 oder auch davon I 16—48 überschlagen und dafür III 1—19, 25—30, 52—57, 64—69 gelesen, im ganzen 50—60 Seiten Teubnerschen Textes; zuweilen auch habe ich der Abwechslung halber mit II 53 angefangen und außer den genannten Abschnitten dieses Buches aus III 1—19, 25—30, 52—57, 64—69 und aus IV 1—13, 17—20, 32—42, 52—60, 67—71 durchgenommen. Da nun die Germania hier in U. I behandelt wird, so stimmt das von mir in O. I Gelesene an Umfang mit der Aufstellung von Busse wohl ziemlich überein.

Wenn aber Busse sagt, aus Herodot werde 'die Geschichte der Entscheidungskämpfe in den Perserkriegen' gelesen, so habe ich dieses im ganzen nur mit den Schülern erreicht, die ich zwei Jahre lang in O. II hatte, also mit den Übersitzenden. Wenn ich in einem Jahre mit dem ionischen Aufstande, also etwa V 23 begann und dann 30—38, 50/51, 97—107 (mit Auslassungen) gelesen hatte, konnte ich aus VI den ersten Zug des Mardonios (43—45) und den Zug des Datis und A. (94—117 mit Auslassungen) behandeln und dann aus VII nur noch sehr wenig. In einem zweiten Jahre folgte dann der Zug des Xerxes, also aus VII Thermopylä und aus VIII Artemision und Salamis; an Abschnitte aus IX, also an Platää, bin ich kaum je herangekommen.

Und wenn Thukydides, um endlich noch diesen Schriftsteller zu besprechen, nach Busse 'Anlaß gibt, die Pentekontaetie und den peloponnesischen Krieg bis 411' zu betrachten, so habe ich wohl fast das ganze erste Buch in einem Semester (52 Stunden!) lesen können, in einem anderen (also mit anderen Schülern) das zweite, in einem anderen Abschnitte aus VI und VII, aber zu mehr hat die Zeit nie ausgereicht, also das, was Busse sagt, habe ich mit den Schülern nie 'betrachten' können.

Diese Mitteilungen mögen genügen; sie zeigen wohl hinreichend, wie weit die Wirklichkeit hinter dem zurückbleibt, was Busse als möglich hinstellt. Vielleicht aber sind andere Kollegen in der Lage, wesentlich andere Mitteilungen zu machen, von bedeutend umfangreicherer Lektüre zu berichten: wenn diese meine Zeilen dazu Anlaß geben sollten, so würde ich mich darüber sehr freuen. Ich möchte dann aber für nötig, oder doch sehr wünschenswert halten, daß die, welche bedeutend mehr mit ihren Schülern behandelt haben, auch mitteilen, wie sie das in der beschränkten Zeit angefangen und gemacht haben, daß sie also auch die Frage beantworten, die im Lutherschen Katechismus so gefaßt ist: 'Wie geschieht das'? — Wenn ich denn auch in meinem Alter nicht mehr umlernen und mich ändern kann — trotzdem auch ich von mir sage: *γηράσκω πολλὰ διδασκόμενος* — so dürften doch wohl manche der jüngeren Fachgenossen aus solchen Zusammenstellungen und den etwa sich daran schließenden Erörterungen und dadurch hervorgerufenen Erwägungen etwas lernen und Nutzen ziehen können.

In dem von mir mitgeteilten Umfange ist die altsprachliche Schullektüre gewiß nicht imstande, den Unterricht in der alten Geschichte wesentlich zu entlasten; sie kann mehr nur dazu dienen, ihn zu erläutern und hier und da zu ergänzen und dadurch etwas zu erleichtern. Ohne

Frage wäre es sehr wünschenswert, wenn der Umfang dieser Lektüre erheblich erweitert und wenn vieles von dem, was A. Busse aufgeführt hat, wirklich gelesen und durchgenommen werden könnte, aber gewiß nur unter der Voraussetzung, daß die Gründlichkeit, soweit sie überhaupt erzielt werden kann, nicht darunter leidet. Also glaube ich, mit dem bekannten Worte schließen zu sollen:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum!

Mehr Erdkunde — eine kleine Reform

von

Kurt Swet.

Die Forderungen der Fachleute[1]), die sich in den letzten Jahren zu der Frage der Hinaufführung des geographischen Unterrichts auf die Oberstufe geäußert haben, stimmen ziemlich darin überein, daß außer der allgemein physischen Erdkunde auf der Oberstufe die Grundzüge der Völkerkunde und der deutschen Volkskunde, der Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie gelehrt werden sollen. Für diese Stoffe aber ist ein reiferes Alter Voraussetzung. So fordert Hermann Haak[2]): 'Stärkere Berücksichtigung der Wirtschaftsgeographie in allen unseren Schulen, und zwar in einem Alter, in dem die Schüler imstande sind, die wirtschaftlichen Zusammenhänge in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen und bald die Möglichkeit haben, sich im Leben danach zu betätigen, also in den oberen Klassen aller unserer Schulanstalten'. Der geographische Unterricht auf der Oberstufe darf sich nicht etwa darauf beschränken, in der Hauptsache die länderkundlichen Stoffe der Mittelschule zu widerholen. Die gegenwärtig geltenden Lehrpläne von 1901 machen darin, wie mir scheint, und worauf auch Paul Cauer in seinem Aufsatz über die Geographie auf den Oberklassen der Oberrealschule hinweist, einen Fehler, indem sie 'zusammenfassende Widerholungen' an erster Stelle für den Erdkundeunterricht auf der Oberstufe fordern. Wird diese Forderung ausgeführt, so müssen natürgemäß gerade die erdkundlichen Stoffe zu kurz kommen, die eigentlich das Hauptpensum eines guten erdkundlichen Unterrichts auf der Oberstufe bilden müßten. Cauer hat ganz recht, wenn er sagt: 'Damit werden doch diejenigen Gebiete aufs peinlichste zusammengedrängt und von der reifsten Stufe überhaupt ausgeschlossen, die am meisten geeignet sind, die Grundgedanken der geographischen

---

[1]) So namentlich: Paul Cauer, Zeitschr. f. Lateinl. höh. Sch. 1914, 20ff.; Rich. Neuse, Ber. ebenda 1913, 201; Herm. Haak, Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft 1916, 129; R. Block, Schulfragen der Gegenwart S. 41; Felix Lampe, Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg 1916, 159; Fritz Braun, Blätter für höheres Schulwesen 1915 H. 48 u. 49.

[2]) 'Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft'. Leipzig 1916. S. 128.

Forschung in erwachsenen jungen Menschen wirksam zu machen und so zu einer eigenartigen wissenschaftlichen Weltbetrachtung anzuleiten'. Ähnlich wie Cauer urteilt auch Fritz Braun. Nach ihm lassen sich Dinge der Volkskunde, der Kolonialpolitik und Wirtschaftsgeographie 'nur mit reiferen Jünglingen ersprießlich behandeln'. Felix Lampe sagt ebenfalls: 'Die schönsten Ergebnisse für die Einsicht ins Wesen der Zustände, wie sie in den verschiedenen Ländern der Erde herrschen, vermag der geographische Unterricht erst auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten höchstens in den obersten Klassen der Mittelstufe zu zeitigen'. Auch Robert Fox bricht in seiner Arbeit 'Lehrplan für den Erdkundeunterricht[1])' eine Lanze für die Hinaufführung des Erdkundeunterrichts auf die Oberstufe. Er beklagt, daß der Erdkundeunterricht schon auf der Mittelstufe verkümmere, und fährt dann fort: 'Wie traurig ist's mit ihm in der Oberstufe bestellt, wo er doch eine so schöne Krone voll der besten Früchte entfalten könnte, wenn ihm der nötige Lebensraum gegönnt würde'. Sehr energisch tritt R. Lehmann in seinem Buch 'Der erdkundliche Unterricht an höheren Lehranstalten[2])' für einen Hinaufführung des erdkundlichen Unterrichts auf die Oberstufe ein. Er schreibt: 'Weitaus am meisten, am tiefsten anregend und am reichsten fruchtbringend aber kann sich das alles — immer tüchtige Fachlehrer und den nötigen Bewegungsraum vorausgesetzt — in den obersten Klassen entfalten, wo nun auch eine Menge von Kenntnissen und Einsichten, die inzwischen einerseits in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, andererseits im Geschichtsunterricht gewonnen sind, in lehrreichster Weise für den erdkundlichen Unterricht mit nutzbar gemacht und für die Schaffung erdkundlicher Einsichten verwertet werden können. Es muß das hier mit besonderem Nachdruck betont werden, denn es ergibt sich auch daraus, wie unrichtig es ist, wenn man dem erdkundlichen Unterricht den Spielraum schon in den mittleren Klassen der höheren Schulen nach oben zu mehr und mehr beschneidet, um ihn schließlich in den obersten Klassen ganz oder fast ganz versiegen zu lassen'. Der deutsche Geographentag hat namentlich auf seiner 17. Tagung in Lübeck, nachdem er die wesentlichen Aufgaben eines guten erdkundlichen Unterrichts in sechs Punkten zusammengestellt hatte, der Überzeugung Ausdruck geliehen, daß der erdkundliche Unterricht in seiner gegenwärtigen Verfassung nicht in der Lage sei, diese Aufgaben zu bewältigen. Er erneuert daher auf das dringendste seine frühere Forderung einer streng sachlichen Vorbildung der Geographielehrer und nach Fortführung des Geographieunterrichts durch sämtliche Klassen aller höheren Schulgattungen mit je zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden. Der verhältnismäßig noch junge Verband Deutscher Schulgeographen hat in seinem Aufruf vom Jahre 1912 auf diese Forderung zurückgegriffen und noch erklärt, daß die Stellung, welche die deutsche Schule der Gegenwart dem erdkundlichen Unterricht gewähre, geradezu unwürdig sei. Auf der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner,

---

1) Beilage zum Jahresbericht der Herderschule, Charlottenburg, Ostern 1913
2) Bd. II, Halle a. S., 1913.



die vom 29. September bis 4. Oktober 1913 in Marburg stattfand, wurde nach zwei Vorträgen von Heinrich Fischer und Felix Lampe über 'Erdkunde und deutsche Schule' folgende Entschließung gefaßt: 'Die geographische Abteilung der historisch-geographischen Sektion der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erhebt im Anschluß an die Vorträge von Fischer und Lampe die Forderung, daß, der politischen und weltwirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands entsprechend, an allen deutschen höheren Lehranstalten der geographische Unterricht ausschließlich von Fachlehrern erteilt und mit zwei Lehrstunden bis zum Abschluß durchgeführt werden muß' [1]).

Man sieht, an energischen Forderungen berufener Stellen nach einer stärkeren Betonung des erdkundlichen Unterrichts hat es nicht gefehlt. Es ist bedauerlich, daß unsere Unterrichtsverwaltung sich diesen Stimmen gegenüber bisher so spröde verhalten hat. Der Erdkundeunterricht, der in hohem Maße geeignet ist, nicht nur formal bildend zu wirken, sondern den Schülern auch wirtschaftliches Verständnis und staatsbürgerliche Einsichten zu vermitteln, ist auch in nationaler Hinsicht ein wichtiges Unterrichtsfach. Wenn ich den Erdkundeunterricht als ein in nationaler Hinsicht wichtiges Unterrichtsfach bezeichne, so möchte ich meinen, daß in diesem Falle die Bezeichnung 'national' voll angebracht ist. In welch hohem Maße der Erdkundeunterricht im wahrsten Sinne des Wortes national erziehend wirken kann, haben Emil Schott in dem Aufsatz 'Nationale Erdkunde als Wissensfach und Gesinnungsunterricht' und E. Hauptmann in dem Buch 'Nationale Erdkunde' [2]) gezeigt. In unserer Zeit, da man so viel nach stärkerer Betonung der nationalen Eigenart im Unterricht unserer höheren Schulen ruft, da man von der Notwendigkeit der Schärfung des nationalen Pflichtbewußtseins mehr als früher spricht, und da es sicher ist, daß wir nach Beendigung des gegenwärtigen großen Krieges stärker auf uns selbst und unsere nationalen Kräfte gestellt sein werden, als dies bisher der Fall war, sollte die Unterrichtsverwaltung nicht länger zaudern, an eine Reform des Erdkundeunterrichts heranzugehen.

Als Voraussetzung einer solchen Reform betrachte ich eine Erhöhung der für Erdkunde angesetzten Stundenzahlen. Auf der Mittelstufe muß der erdkundliche Unterricht auf allen drei Arten der höheren Knabenschulen mit zwei Stunden betrieben werden. Im Lehrplane der Realgymnasien und Oberrealschulen ist er in Unter- und Obertertia bereits mit zwei Stunden vorhanden. Das Realgymnasium könnte in Untersekunda vielleicht den mathematischen Unterricht und die Oberrealschule den Unterricht im Französischen um je eine Stunde kürzen, um Zeit für eine zweite Erdkundestunde zu gewinnen. Das Gymnasium gibt heute in den Klassen Untertertia bis Untersekunda nur eine Stunde Erdkundeunterricht. Auf welche Weise die zweite Stunde für den Erdkundeunterricht gewonnen werden soll, dies zu erörtern, wird in erster Linie Aufgabe der Vertreter des Gymnasiums sein.

[1]) Pädagogisches Archiv, Jahrgang 1913, S. 716.
[2]) Straßburg, 2. Aufl., 1911.

Ferner muß der Erdkundeunterricht auf sämtlichen drei Arten der höheren Knabenschulen bis zur Oberprima hinaufgeführt werden. Zunächst wird dies wohl nur mit einer Stunde geschehen können, wie es bereits an der Oberrealschule der Fall ist. Haben Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule auf der Unter-, Mittel- und Oberstufe die gleiche Stundenzahl erdkundlichen Unterricht, so würden wir damit, was sicher mit Freude zu begrüßen wäre, einen Schritt weiter der Verwirklichung der Forderung kommen, daß alle drei Arten höherer Knabenschulen eine gemeinsame Unterrichtsdreiheit in Deutsch, Geschichte und Erdkunde haben sollen. Man kann einer Verstärkung des erdkundlichen (wie auch des deutschen und geschichtlichen) Unterrichts das Wort reden und doch, wie ich es tue, der Meinung sein, daß jede Art der höheren Knabenschulen ihre Eigenart nach Möglichkeit gründlich zu pflegen hat, das Gymnasium die altsprachliche, das Realgymnasium die neusprachliche, die Oberrealschule die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite. Deshalb möchte ich auch nicht auf der Oberstufe des Gymnasiums die beiden alten Sprachen, und auf der Mittelstufe keinesfalls das Griechische zugunsten des erdkundlichen Unterrichts gekürzt sehen. Aber wie gesagt, hierüber mag sich das Gymnasium selber äußern.

Ebenso mögen die Vertreter des Realgymnasiums erörtern, welches Fach am zweckmäßigsten um je eine Stunde gekürzt wird, und die Unterrichtsverwaltung mag danach ihre Entscheidung treffen.

Was ich hier vorschlage, ist nur eine kleine Reform und nach meiner besten Überzeugung eine Reform, die sowohl in formal bildender, als auch in praktischer, endlich auch in nationaler Hinsicht durchaus berechtigt ist. Wäre ich nicht davon überzeugt, daß meine Vorschläge einen Fortschritt und eine Verbesserung der gegenwärtig geltenden Lehrpläne bedeuteten, und wüßte ich nicht, daß eine ganze Anzahl namhafter Schulmänner meine Ansicht teilen, so würde ich nicht in dieser Weise für sie eintreten. Norrenberg hat sicher recht, wenn er im Vorwort zu seinem Werk 'Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg' sagt, daß größere Reformen nicht immer mit wirklichen Verbesserungen im Gleichschritt gehen. Daß unsere Unterrichtsverwaltung bei der Hochflut von Reformvorschlägen kühlen Kopf bewahren und in der Befolgung dieser verschiedenartigen, sich oft widersprechenden Vorschläge große Vorsicht üben muß, bedarf keines Hinweises. Was ich hinsichtlich der Erdkunde fordere, ist aber zu offensichtlich berechtigt, als daß es nicht verwirklicht werden sollte, ist außerdem nicht viel und soll nichts mit utopischen Reformplänen zu tun haben. Bei einigem guten Willen kann es meines Erachtens leicht in die Praxis des Schullebens umgesetzt werden.

Sollten Vorschriften über eine stärkere Betonung des erdkundlichen Unterrichts in nicht zu ferner Zeit erscheinen, so wird es allerdings notwendig sein, daß man bei der Fülle des teilweise sehr verschiedenartigen Lehrstoffes, den die Erdkunde bietet, in zweckmäßiger Weise sichtet und den für die höheren Schulen durchzunehmenden Lehrstoff genauer umschreibt, auch wohl den verschiedenen Schularten einige Freiheit läßt. Zu fordern ist freilich, daß der Unterricht nur von fachwissenschaftlich

vorgebildeten Lehrern erteilt werde. Unter diesen Voraussetzungen kann eine stärkere Betonung des erdkundlichen Unterrichts im Rahmen der Lehrpläne unserer höheren Schulen nur ihr Teil mit dazu beitragen, daß in unsere Schüler Liebe zum heimatlichen Boden und zum deutschen Volkstum, Verständnis für die wirtschaftlichen Aufgaben unseres Vaterlandes und für die Stellung der großen Berufszweige Landwirtschaft und Industrie zueinander und überhaupt alle jene Keime gelegt werden, die es den Abiturienten unserer höheren Schulen ermöglichen, später zu 'innerlich festen deutschen Männern mit starker Staatsgesinnung' heranzureifen. Deshalb gebe ich zum Schlusse nochmals der Hoffnung Ausdruck: Möge eine Reform des erdkundlichen Unterrichts, die uns eine stärkere Betonung dieses Unterrichtszweiges und seine Hinaufführung in die Oberstufe sämtlicher höheren Knabenschulen bringt, nicht mehr lange auf sich warten lassen!

ΔΙΟΣΚΟΡΙΔΟΥ

(Antholog. Graec. epigr. V 137)

Εἰς Ἀθήνιον, κόρην τραγῳδόν.

Ἵππον Ἀθήνιον ᾖσεν ἐμοὶ κακόν· ἐν πυρὶ πᾶσα
Ἴλιος ἦν, κἀγὼ κείνῃ ἅμ' ἐφλεγόμαν
οὐ δείσας Δαναῶν δεκέτη πόνον· ἐν δ' ἑνὶ φέγγει
τῷ τότε καὶ Τρῶες κἀγὼ ἀπωλόμεθα.

Daß das überlieferte *οὐ δείσας* usw. nicht verständlich ist, hat Fr. Jacobs dargetan. Stadtmüller führt dafür zwei Verbesserungsvorschläge an (*οὐδὲ ἴσας* Meineke, *οὐ πλήσας* Mähly) und fügt zwei eigne hinzu (fort. *οὐδ' εἰσδὺς* s. *οὐ μείνας*). Vielleicht haben andre noch andres versucht. Jacobs selber ging in der Redigierung des Textes weiter: 'Fortasse legendum', schreibt er '*αἴδεισθ'*, *ὦ Δαναοί, δεκέτη πόνον· εἰν ἑνὶ φέγγει | τῷ τότε καὶ Τρῶες κἀγὼ ἀπωλόμεθα*: Pudeat vos, o Danai, belli per decem annos peracti! Uno enim die illo, quo Athenium Ilii excidium cecinit, et Troja et ego periimus.' und man wird zugeben müssen, daß damit der Vers einen tadellosen Sinn, das ganze Epigramm eine elegante Wendung und eine ansprechende Pointe erhält. Indessen ist wohl eine so durchgreifende Umgestaltung der Überlieferung nicht nötig; schreibt man statt *οὐ δείσας* mit Änderung eines Buchstabens *ἐφλεγόμαν | οὐ τείσας Δαναῶν δεκέτη πόνον*, so sagt der Dichter: 'Ich stand zugleich mit der brennenden Ilios in Flammen, obwohl ich keine zehnjährige Mühsal der Danaer büßte', d. h. 'obwohl ich nicht, wie Ilios, die zehnjährige Mühsal der Danaer zu büßen, obwohl ich sie nicht wie Ilios verschuldet hatte', also 'ich brannte wie jene Stadt, aber im Unterschied zu ihr unschuldig'. So steht *τεῖσαι* in dem selben Buche 297, 5: *τείσειαν πολιαὶ τάδε δάκρυα·* und das Partizipium (abgesehen von der Negation) an der nämlichen Stelle, am Anfang des Verses, in einem Epigramm des Antonius Argivus (IX 102) auf das verfallene Argos: *αἰπολίοισιν ἔναυλον ἐρημαίοισιν ἄνειμαι | τείσασα Πριάμου δαίμοσιν ὀψὲ δίκας*. Vgl. auch Ilias *Δ* 42. *Φ* 134. Der Zorn der Griechen über 'die zehnjährige Mühsal' erscheint als verstärkendes Motiv zu der Zerstörung Ilions auch bei Petronius in der Troiae halosis (cap. 89): *huc* (in das hölzerne Roß) *decenni proelio | irata virtus abditur, stipant graves | Danai recessus.* | Vgl. auch Seneca, Troad. 22 sqq.

Karl Schliack.

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1916

Das dritte Jahr des Europäischen Krieges hat uns eine Hochflut von 'Kriegspädagogik' gebracht, und immer ist die Flut noch im Steigen. Doch wird es erlaubt sein, gewisse, schon jetzt erkennbare Hauptrichtungen der Strömung festzustellen.

'Mehr Wollen als Denken! Mehr Selbsttätigkeit als überliefertes Wissen! Mehr Lust und Liebe und weniger Zwang! Mehr von deutscher Gegenwart als aus der Fremde und gar aus dem grauen Altertum!' und endlich unter Hinwegräumung von Schranken aller Art: 'Freie Bahn dem Tüchtigen'!

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, und mehr als das, in jeder einzelnen dieser Forderungen ist des Gesunden, des Erfrischenden, ja des Begeistrungweckenden genug. Und doch: *dolus est in generalibus!* Wenn es dann zur Ausführung kommt, so schwindet mancher Zauber, und schließlich hat man vielleicht gewisse Fehler vermieden, aber auch alte Vorzüge preisgegeben: man hat das Denken nicht geübt und den Willen nicht gestählt, großgezogen aber Willkür und Selbstbespiegelung, Überhastung und Überhebung. Machen sich doch die Wortführer im Schulstreit ihre Sache fast durchweg zu leicht. Angreifer und Verteidiger des Gymnasiums arbeiten meist mit einem ziemlich überwundnen Typus dieser zwar alten, aber in der Vereinigung von Gründlichkeit und Schwung noch von keiner ihrer jüngeren Schwestern übertroffnen Gelehrtenschule, die, nach den mit der Zivilisation unsrer westlichen Nachbarn gemachten Erfahrungen, ihre Mittagshöhe vielleicht eben jetzt grade vor sich hat. Die wird sie freilich nicht dadurch erreichen, daß sie bewußt und planmäßig in möglichst enge Fühlung mit den Tagesereignissen tritt. Damit steuert man gradewegs los auf eine erschrecklich unhumanistische und undeutsche Art von Politisierung der Jugend.

Gegenwartsmensch soll der Lehrer sein mit Zukunftsidealen in der



Brust mehr als auf den Lippen, aber nicht steuerlos mit dem Strome schwimmen, noch weniger freilich jede Tagesströmung bekritteln. Als Gegenwartsmenschen, mit dem Recht persönlicher Stellungnahme, sollen unsre Schüler in Prima auch dem deutschen Mittelalter und nicht minder der griechisch-römischen Kulturwelt gegenübertreten lernen. Ein besondrer Dank gebührt indes nach der einmütigen Überzeugung aller heute lebenden wirklichen Humanisten den Griechen. Hellas hat uns von der romanischen Rhetorik befreit, nun scheint es berufen, uns vor einer phantastisch verschwommenen Romantik retten zu sollen, damit nicht eines Tages neben dem italienischen Gabriel uns ein deutscher Michael d'Annunzio erblühe. Ist es nicht oberflächlich, an einen schlechthin unwandelbaren germanischen Volksgeist zu glauben, wo doch dem schärferen Blick die Wandlung immerfort entgegentritt? Diese unsre Wandelbarkeit hat ja ihre Gefahren, aber sie verbürgt uns, scheint es, eine länger dauernde Jugendkraft.

Im einzelnen hat die Bewegung doch schon manches Erfreuliche gezeitigt: 'Handfertigkeit von den unteren Stufen herauf', dann 'Zeichnen durch alle Klassen' (Ausnahmen nur gegen ausdrücklichen Dispens), ebenso 'Wehrturnen' (von Offizieren geleitet), dann möglichst früh 'physikalische Handversuche'. Ferner Einigkeit in der 'Ablehnung des Einjährigenrechts' und damit 'Sicherung des alten vierjährigen Oberkursus'; ferner zunehmende Einsicht, daß 'Primaner keine Tertianer' sind, daß jede ein gewisses Maß überschreitende Bevormundung demoralisiert, daß, um Qualitätsarbeiter zu erzielen, mit dem Anreiz zur Arbeit zugleich auch die Anforderungen auf dieser Stufe einer Steigerung bedürfen, daß Examensangst, Examensdrill und Examensschwindel noch weiter zurückzudrängen sind.

Dem scheint nun freilich entgegen zu wirken die eben verfügte Erleichterung des Übertritts aus der Volksschule in die Sexta, durch Verminderung des grammatischen Pensums. Die Wirkung müssen wir abwarten; aber soviel läßt sich schon jetzt sagen und war längst allen, die etwas von der Sache verstehn und sich ein wenig um den Betrieb gekümmert haben, klar: die Art von Grammatik in der Volksschule und vielleicht noch mehr in der Vorschule war in rein technischer Beziehung als Vorbereitung des Unterrichts in einer fremden Sprache wohl eine Erleichterung, für die Köpfe und Seelen der Kleinen war es, wenn nicht ein besonders geschickter und herzhafter Lehrer durch Temperament und Humor der Sache die Spitze abzubrechen wußte, oft nur eine entnervende Walkmühle und für die Ausbildung in der Muttersprache gradezu ein Hemmnis. Und nun kommen die Überdeutschen und verlangen,

daß ein intensiver Grammatikunterricht in der Muttersprache dem in den fremden Sprachen überall vorangehn solle! Nein, die Aufgabe, eine Sprache grammatisch analysieren zu lehren, erfüllt keine Sprache einfacher und gründlicher und unschädlicher als das Lateinische. Darnach steht zu hoffen, daß dem Latein in Sexta wider ein größerer Raum bewilligt werde — warum sollen wir nicht auch einmal Mehrforderungen erheben, wo jetzt außer Germanisten, Geographen und Historikern auch die Mathematiker Annexionsgelüste zeigen? —. Lateinunterricht, als Propaedeutik für Französisch und Englisch, erfreut sich, wie es scheint, zunehmender Anerkennung, dann aber löst sich die Schwierigkeit der Abwanderung ungeeigneter Elemente von der Gelehrtenschule auf die weiter auszubauende Mittelschule, das Korrelat des 'Aufstiegs', in erwünschtester Weise. Im zweiten, dritten Jahr des Lateinunterrichts kommt meist unzweideutig zutage, ob bei einem Schüler Fähigkeit zu begrifflichem Denken und Sinn für die Humaniora vorhanden ist oder nicht; und wenn auch die Pubertät oft genug Enttäuschungen bringt in der Richtung, daß der Primus von Sexta Ultimus von Prima wird: das Umgekehrte ist doch seltener. Wenn also im Laufe des zweiten oder dritten Lateinjahres zweifellos für die Mittelschule praedestinierte Schüler rechtzeitig von Latein befreit werden, so läßt sich, mit einigen Nebenkursen in der einen ihm auf der Mittelschule noch bevorstehenden Fremdsprache der Übergang ohne Schwierigkeit herstellen.

Das selbe Latein begegnet nun aber in den obersten Klassen einer zunehmenden Abneigung bei Schülern und, was schlimmer ist, bei Lehrern. Wie kommt das? An der Furcht vor den Schwierigkeiten des lateinischen Scriptums kann es nicht liegen: die überwindet der wirkliche Philologe, zumal wenn er noch ein wenig Übersetzungskünstler ist, oft genug mit Virtuosität, und mit gewisserem Erfolge begegnen ihnen andere durch handfesten Drill. Im ganzen steht jedoch das Ergebnis in einem Mißverhältnis zu der neun lange Jahre hindurch fortgesetzten Übung. Vielleicht ist die Übung für ihre Länge im Lauf der Zeit etwas zu schmal geworden. Darnach empfiehlt sich ein einfaches Mittel, bei dessen bloßer Erwähnung freilich der gesamten Gymnasialorthodoxie sofort die Haare zu Berge steigen werden: man pflege diese lediglich artistischen, aber wenn kraftvoll und nicht allzu geistlos betrieben, auch dem Deutschen zugute kommenden Stilübungen eifrig bis zu einer diesen Teil der Reifeprüfung vorwegnehmenden Abschlußleistung bei der Versetzung nach Oberprima und dehne dann in der obersten Klasse die lateinische Lektüre weit aus über die Grenzen des klassischen Latein, bis zu Augustinus (nach Joh. Draesecke in unserm Oktober-Novemberheft) und bis zu den deutschen

Humanisten, wobei man sich dann abermals um den deutschen Unterricht verdient macht.

Ob das zum Überdruß widerholte Wort Geibels von der Weltmission des 'deutschen Wesens' in Erfüllung gehe oder nicht, soviel ist schon jetzt klar, Deutschland, das durch diesen unerhört blutigen Krieg in seinem kräftigsten Nachwuchs so arg gelichtete Deutschland, braucht in Regierung und in Selbstverwaltung, in Wissenschaft und Technik, und wo nicht?, fortan in erhöhtem Maße noch andre Kräfte als korrekte Mittelmäßigkeiten. Darf doch auch nach einem feinen Wort des scheidenden Rektors der Berliner Universität vom 3. August 1916 den heimkehrenden Kriegern 'der Vorzug, die Waffen für das Vaterland geführt zu haben, nicht dadurch verkümmert werden, daß er zum Ersatz für unzureichende Leistungen erniedrigt wird'. In Gefechtspausen und sonst hinter der Front werden unsere Feldgrauen oft genug sich eingestanden haben: erwachet sind nun wilde Triebe mit manchem ungestümen Tun. Sollte ihnen in nicht allzu langer Zeit glückliche Heimkehr beschieden sein, so dürfen wir annehmen, daß sie ihre friedliche Arbeit wider aufnehmen werden mit einem wahren Heißhunger nach geistigem Leben. Sorgen wir inzwischen, daß sie uns darin nicht beschämen!

Eins sei jedoch zum Schluß als unser vornehmstes Kriegsziel mit Ernst ins Auge gefaßt: nicht die Übertragung der Methoden des Europäischen Krieges auf das friedliche Gebiet von Erziehung und Unterricht! nicht zugunsten irgend eines durch hölzerne Bretter abgesonderten 'Fachs' ein Krieg aller gegen alle, sondern neben Selbstbehauptung auch ein wenig Selbstbescheidung, den Blick klar und rein auf das Ganze gerichtet, auf die zu kräftiger und einmütiger Mitarbeit an der deutschen Zukunft berufene gesamte deutsche Jugend.

Wider den altsprachlichen Schulunterricht

Gustav Wyneken, dem wir vor einigen Jahren (Sokr. II 1914, 593ff.) eine eingehende Betrachtung gewidmet haben, ist seitdem höchstens radikaler geworden. In seiner neuesten Flugschrift 'Wider den altsprachlichen Schulunterricht' (Jena, Diederichs, 1916. 30 S. 8. 50 ₰) widerholt er seine Angriffe gegen die Lehrer des Griechischen und Lateinischen, nur vergröbert — 'etwas in der Psyche der Schüler wird (durch Griechisch und Lateinisch!) künstlich vermittelalterlicht' — und unter Hinzufügung (23/24) einiger unangenehmer Wahrheiten auch über den Unterricht im Deutschen, lehrreich vielleicht für den Germanistenverband. Bemerkenswert ist ein immer stärkeres Abschwenken von allem sprachlich-historischen zum mathematisch-physikalischen Unterricht. Natürlich mündet das Ganze aus in eine Empfehlung des gymnisch-musischen

Gemeinschaftslebens in 'Wickersdorf'. Aber man lasse sich durch all das nicht abschrecken: Gustav Wyneken ist keine Null, und wir sind doch wohl immer noch 'mittelalterlich' genug, um mit Ovid zu sprechen, *fas est et ab hoste doceri.* — Aber freilich, Wyneken (S. 17) hat den traurigen Mut, sich auf eine Schrift von einem gewissen Hans Blüher zu berufen ('Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff und der deutsche Geist', Berlin-Tempelhof 1916), eine Schrift, die in ihrer Verachtung von Vernunft und Wissenschaft wohl auf dem ganzen Erdball ihresgleichen sucht, ganz zu geschweigen von dem dort verkündeten *typus inversus* der 'männlichen Gesellschaft'. Und das alles muß Deutschland sich bieten lassen im dritten Jahre des Weltkriegs!

Von Art und Arbeit des Gymnasiums[1])

Sechs junge Humanisten treten hier auf den Kampfplatz *pro gymnasio*. Der Herausgeber beschränkt sich auf ein ruhig geschriebnes Vorwort, das dem gewiß begründeten Gedanken Ausdruck leiht, man werde nach dem Kriege die Kraft des Gymnasiums in erhöhtem Maße nötig haben. Nebenher verdient wohl auch noch ein anderer Gedanke Hervorhebung: man spricht jetzt so gern von dem, was alle drei Arten höherer Schulen verbinden soll, wegen der Kluft, die angeblich jetzt in bedrohlicher Weise Humanisten und Realisten trenne; aber daran kann doch kein Zweifel sein, daß deutscher Unterricht z. B. auf dem Gymnasium ein andres Gepräge erhält als auf der Oberrealschule, und anders Horaz auf dem Realgymnasium zu behandeln ist, anders vor Schülern, die in Hellas nicht ganz fremd sind. Also gilt wohl auch hier: vereint schlagen, aber getrennt marschieren!

Über den deutschen Unterricht hatte ein Meister der Kunst Paul Goldscheider zu schreiben übernommen. Nach seinem inzwischen erfolgten Ableben ist Gustav Kuhlmann eingetreten, leider mit unzureichenden Kräften: es sind wüst durcheinandergewirbelte Gedankensplitter, unter denen wohl hier und da sich auch etwas Brauchbares findet, wie die gewiß nicht auf der Hand liegende, aber sehr triftige Bemerkung, daß die oberflächliche Erlernung der fremden Sprachen mit schuld sei an dem Rückgang der Fähigkeit deutsch zu schreiben.

Höher steht der, nur zuweilen enthusiastisch-verschwommene, Aufsatz von Leo Weber über Griechentum und Deutschtum. Ungemein ansprechend durch Klarheit und schlichte Wärme redet Kurt Hubert über die Bedeutung der alten Geschichte für die geschichtliche und staatsbürgerliche Erziehung.

Der Verteidigung des Übersetzens ins Lateinische von Georg Boesch wird man die Anerkennung nicht versagen, daß ein Verfahren, wie er es schildert, unbedingt auch dem deutschen Unterricht zugute

---

1) Fritz Boesch, Von Art und Arbeit des Gymnasiums. In Verbindung mit Georg Boesch, Franz Charitius, Kurt Hubert, Gustav Kuhlmann, Leo Weber. Berlin, Weidmann, 1916. XI u. 137 S. 8. 2 ℳ.



kommen wird: wenn es nur recht viele ebenso eifrige Latinisten gäbe, wie den Verfasser dieser noch etwas mühsamen Lehrprobe.

Eine ungemischte Freude bereiten die Ausführungen von Franz Charitius vom Werte des Sprachunterrichts: es sind Kerschensteinersche Töne ohne Kerschensteiners etwas hagebüchene Dialektik.

Ad. v. Harnack, An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs. Rede gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1916. 8. 20 S. 40 ₰.

Eine, wie immer bei Harnack, wohl disponierte und höchst verständige Laienpredigt über die Fragen: Worauf vertrauen wir? Welche Ziele stecken wir uns? Was verlangt die gegenwärtige Stunde?, aus der uns namentlich ein Gedanke ans Herz gelegt sei: 'Bei der Pflege der Wissenschaft ist nichts zu erleichtern, sonst gehen wir rückwärts!'

Otto Albert Eichhorn, Hundert lustige Rätsel für junge Lateiner. Frankfurt a. M., Lüstenöder (Baustr. 10), 1916. 8. 39 S. 90 ₰.

Die lustigen und nicht allzu schweren Rätsel spielen meist mit der Ähnlichkeit von Wörterpaaren verschiedenster Bedeutung, *ovis: avis, pax: fax, sus: mus,* oder mit andern kleinen Buchstaben- oder Silbenveränderungen und mögen dazu beitragen, jungen Lateinern die Freude an ihrem Vokabelschatze zu erhöhen.

Alfred Biese, Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung, als unbesiegbare Macht. Berlin, Weidmann, 1916. 8. 43 S. 80 ₰.

Alfred Biese ist ein Mann von Geschmack, — obwohl ich nicht sagen würde, daß in jedem Mörser und Flugzeug 'deutsche Seele' verkörpert sei, und auch ein Mann von Geist, obwohl der ihm zuweilen mit seinem kritischen Vermögen durchgeht und zu wirklich nur blendenden Antithesen führt: 'Schiller gelangt vom Freiheitsideal zur Wahrheit, Goethe vom Wahrheitsideal zur Freiheit', oder: 'der junge Goethe bekennt, Gefühl ist alles, der reife Goethe, Tat ist alles'! oder, wenn im 19. Jahrhundert die deutsche Seele ein Gemisch dargestellt haben soll von Traumverlorenheit und Tatsachenrausch. Und dennoch: die nicht bloß wohlmeinende, auch wohlklingende Laienpredigt liest sich gut, gerade in einer an Mißklängen so reichen Zeit, und der fröhliche Glaube an Deutschlands Zukunft hat in den Tagen, da ungeheure Entscheidungen sich vorbereiten, etwas ungemein wohltuendes.

Prinz Eugen, der edle Ritter. Sein Leben in Bildern erzählt von Hugo von Hofmannsthal. Mit 12 Originallithographien und Buchschmuck von Franz Wacik. Wien, Verlag von L. W. Seidel & Sohn. 5 ℳ.

Die Bilder, farbige Steinzeichnungen, halten, nicht besonders gelungen, das Kostüm des 17. Jahrhunderts fest. Die Farben sind durchaus unerfreulich. Desto ansprechender ist der offenbar auf jugendliche Leser berechnete Text, Prosaerzählung Hugos von Hofmannsthal, mit zahlreichen, durchweg taktvollen Anspielungen auf die Gegenwart und auf das deutsch-österreichische Bündnis, ein Bündnis 'von einer Helligkeit und Festigkeit, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen hat, weil die beiden großen Reiche wie zwei mächtige Bäume aus ein und dem selben Wurzelstock herausgewachsen sind'.

Rudolf Schäfer, Biblische Bilder. Leipzig, Teubner, o. J. Sechs leichtgetönte Blätter in Mappe 24 ℳ.

Das sind Blätter, die man mit reiner Freude betrachtet: Bethlehem, Kana, Die Kindlein, Samariter, Bergpredigt, Abendmahl; zeichnerisch und malerisch von einer heute seltenen Schlichtheit und Kraft. Eine Vereinigung möchte man sagen von Ludwig Richter und Gebhardt.

Ludwig Richter. Ein wirklich großes Verdienst erwirbt sich Georg Wiegand in Leipzig durch Neudrucke von Zeichnungen Ludwig Richters, Schwinds, Holbeins u. a. zu einem Preise, den anzunehmen man sich beinahe schämt (15 ₰ für das 1—2 Bogen füllende, sauber kartonierte Heft!). Uns liegen vor von Ludwig Richter: 'Vater Unser', 'Sommer', 'Unser täglich Brot', in wundervoller Widergabe; recht geeignet scheint es als Weihnachtsgabe für Lazarette und Schützengraben.

Rolf Winkler, Aus der Kriegszeit, Scherenschnitte. Leipzig, Teubner, o. J. Sechs Blätter in Mappe 4 ℳ.

1. 'Abschied des Landwehrmanns', 2. 'Auf der Wacht', 3. 'In Feuerstellung', 4. 'Ski-patrouille', 5. 'Treue Kameraden' (einen Verwundeten tragend), 6. 'Am Grabe des Kameraden', zeigen durchweg in männlich herber Zeichnung einen herzlich ansprechenden Sinn.

Classical Philology General Index by Authors and Subjects Volumes I—X (1906—1915) compiled by Frank Egleston Robbins. Chicago Ill. 1915, The University of Chicago Press. 8. 46 S. 3,75 ℳ.

Autoren-, Wörter- und Inhaltsverzeichnis, des ersten Jahrzehnts der jungen amerikanischen Zeitschrift für klassische Philologie, lassen erkennen, wie kräftig drüben grade die Wissenschaft gedeiht, die am wenigsten mit dem gemein hat, was man früher 'Amerikanismus' nannte. Und wer die Beiträge der letzten Jahrgänge durchmustert, der bemerkt mit Genugtuung, wie erfolgreich die amerikanischen Altertumsforscher die eine Zeitlang ihren Gang mehr hemmenden als sichernden statistischen Holzpantoffeln abzustreifen bemüht sind. — Der philologischen Wissenschaft kann es nur recht sein, wenn ihre leidenschaftlichste Pflege hinfort einem andern Volke zufallen sollte als bisher.

Rudolf Klußmann, Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, die in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmentausch teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind, nebst zwei Registern. 5. Bd. 1901. 1—10. Leipzig, Teubner, 1916. 14 (15, 18) ℳ.

Der soeben erschienene fünfte Band des Verzeichnisses der wissenschaftlichen Beilagen zu den Schulprogrammen umfaßt das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts. Ein rascher Überblick lehrt wider Erwarten, daß die Gymnasiallehrer noch nicht darauf verzichten wollen, an wissenschaftlicher Arbeit teilzunehmen, und zwar verdient Hervorhebung, was auch manchem ebenso erfreulich als unerwartet sein wird, daß, dem Umfange nach, alle Fakultäten ungefähr den gleichen Anteil haben. Eines lebhaften Aufschwungs scheint sich das Englische zu erfreuen. Die Arbeit des Herausgebers ist, nach Stichproben zu urteilen, widerum über alles Lob erhaben; ja Klußmann scheint sich diesmal selbst zu übertreffen, indem er auch von dem Inhalt der Abhandlungen und Bücher Kenntnis nimmt, so daß seine Bibliographie stellenweis zu einem Index wird.

Bibliotheca Philologica Classica 1916 Heft 1 (Leipzig, Reisland. 165 S. 1,75 ℳ) ist erschienen. Der treffliche Herausgeber, Dr. Rudolf Dietrich (Leipzig-Schleußig, Seumestr. 5a III), ist den Verfassern von Gelegenheitsschriften u. dgl. dankbar für Übersendung eines Sonderabdrucks.

Die 'Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte', die Herausgeberin der 'Monumenta Germaniae Paedagogica', der 'Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts' und des 'Historisch-pädagogischen Literaturberichts', hat jüngst in einer außerordentlichen Generalversammlung beschlossen, in eine enge Arbeitsgemeinschaft mit dem von der 'Jubiläumsstiftung für Erziehung und Unterricht' zu Berlin begründeten 'Zentralinstitut' zu treten. Auf Grund eines nunmehr mit der 'Jubiläumsstiftung' abgeschlossenen Vertrages wird die 'Gesellschaft' innerhalb der verschiedenartigen Einrichtungen des 'Zentralinstituts' die historisch-pädagogische Wissenschaft vertreten; sie hat ihre Arbeitsräume und ihre Geschäftsstelle in das dem 'Zentralinstitut' überwiesene Gebäude Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 6—7 verlegt und stellt sich dort mit allen ihren Einrichtungen und Sammlungen der Forschung auf dem Gebiete der Erziehungs- und Schulgeschichte zur Verfügung.

Bitte. Über Anderson als Dichter liegt hier ein Aufsatz vor ohne Verfassernamen. Der Verfasser wird gebeten, sich zu nennen.

Die Redaktion.

Berichtigung (zu Heft 7/8 S. 346). In der lateinischen Übersetzung von Goethes 'Euphrosyne' ist zu verbessern in V. 18 *tenerum* und in V. 33 *Te socium* (statt *sodalem*).

E. A.

Anfrage. Kann vielleicht einer der Leser des 'Sokrates' für das neulateinische Distichon den Urheber nennen?

'Laudat alauda deum, dum sese tollit in altum;
Dum cadit in terram, laudat alauda deum'

Aachen. Eduard Arens.

Wie uns Kommerzienrat Soennecken in Bonn mitteilt, wird nach der ihm vom Reichstagspräsidenten zugegangenen Nachricht die Inschrift am Reichstagsgebäude nicht, wie ursprünglich geplant war, in Fraktur, sondern endgültig in der älteren Unziale ausgeführt werden, also nicht 𝔇𝔈𝔐 𝔇𝔈𝔘𝔗𝔖ℭℌ𝔈𝔑 𝔙𝔒𝔏𝔎𝔈, sondern DEM DEUTSCHEN VOLKE.

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1916.

Die erste Sitzung des Jahres 1916 fand am 17. Januar statt. Der Vorsitzende gedachte eines verstorbenen Mitgliedes, des Provinzialschulrats a. D. Geh. Regierungsrats Dr. Genz (gest. 27. Dezember 1915), der nach seinem Übertritt in den Ruhestand ein eifriger Besucher der Sitzungen gewesen ist. Sodann sprach Herr Norden über das an Tacitus Germ. c. 2 anknüpfende Problem des Germanennamens und suchte ihm dadurch eine neue Seite abzugewinnen, daß er es in die griechisch-römische Ethnographie hineinbezog. An den Vortrag schloß sich eine ausgedehnte Diskussion.

In der zweiten Sitzung am 7. Februar hielt Herr Max Pieper einen Vortrag über Platon und Thukydides.

In der Einleitung wurde erörtert, ob persönliche Beziehungen zwischen Plato und Thukydides stattgefunden haben. Das ist nicht unmöglich, aber nicht gerade wahrscheinlich.

Daß Platon das Geschichtswerk des Thukydides kennt, ist an und für sich vorauszusetzen, und durch Pohlenz in seinem Buche 'Aus Platons Werdezeit' nachgewiesen. Die Leichenrede des Menexenos, der heute wider, mit Recht, als platonisch angesehen wird, enthält deutliche Anspielungen auf die Leichenrede des Perikles. Ebensolche finden sich im achten Buche der *Πολιτεία*, wo sich wörtliche Anklänge an Thukydides finden, so z. B. Thuk. II, *Χρώμεθα γὰρ πολιτείᾳ οὐ ζηλούσῃ τοὺς τῶν πέλας νόμους, παράδειγμα δὲ μᾶλλον ὄντες τισὶν ἢ μιμούμενοι ἑτέρους.* Plato, Res publ. VIII, *Τὸν δημοκρατικὸν πολλοὶ ἂν καὶ πολλαὶ ζηλώσειαν τοῦ βίου παραδείγματα πολιτειῶν τε καὶ τρόπων πλεῖστα ἐν αὐτῷ ἔχοντα.* Derartige Stellen lassen sich noch mehr beibringen.

Platon und Thukydides stehen sich in ihren politischen Anschauungen näher als es den Anschein hat. Was Platon offen ausspricht, daß die Leitung des Staates in die Hände der Besten und Verständigsten gelegt werden muß, zieht sich als Grundgedanke durch das thukydideische Werk.

Nur über den Zweck des Staates bestehen zwischen beiden Differenzen, hier stehen sich die Anschauungen allerdings schroff gegenüber. Für Plato ist der Zweck des Staates die Erkenntnis des Guten, für Thukydides ist der Staat Macht und Zweck des Staates Erweiterung der Macht.

Einig sind dagegen beide in der Forderung, daß der einzelne sich dem Staate unterzuordnen hat, das schrankenlose Recht des Individuums, eine Konsequenz der sophistischen Lehren, wird von beiden aufs entschiedenste bekämpft.

Auch in vielen anderen Punkten ist Thukydides ebenso wie Platon ein Gegner der Sophisten. Es ist nicht richtig, zu sagen, Thukydides sei bei der stilistischen Ausarbeitung seines Werkes die Wege des Gorgias und seiner Anhänger gewandelt. Nur den für unser wie für das antike Stilgefühl übertriebenen Gebrauch der Antithese kann man auf Gorgias zurückführen, wobei zu untersuchen bleibt, wieweit Gorgias selbst seinen Vorbildern gefolgt ist.

Für Thukydides wie für Platon gibt es eine Realität der Erkenntnis, für Thukydides eine Erkenntnis der historischen Vorgänge, für Plato eine Erkenntnis der Begriffe, über die es nach sophistischer Auffassung nur ein Meinen, kein Wissen gibt. Auch darum sind Thukydides und Platon in gleicher Weise Gegner der Sophisten.

Schließlich hat sich Platon, so auffällig das klingt, auch als Historiker versucht, nämlich wo es sich darum handelt, das Werden und Vergehen der Völker zu erfassen. Die Rekonstruktion des Werdens und Vergehens der Staaten im Anfang des dritten Buches der Gesetze ist in ihrer Art eine ebenso große Leistung wie die Archäologie des Thukydides.

So bestehen also zwischen den beiden Männern, die man meist als starke Gegensätze ansieht, doch gewisse Ähnlichkeiten.



In der dritten Sitzung am 6. März begründete Herr Hartmann seine Ansicht, daß für die Beurteilung der Frage, ob das Wort *Germanus* ein Name oder nur eine lateinische Bezeichnung eines Volksstamms im Gegensatze zu anderen Stämmen des selben Volkes sei, auch die Worte von Tacitus' Germania 4, 1 ins Gewicht fallen, in denen *propriam et sinceram et sui similem gentem* den römischen Sinn des Wortes *germanus* (Strabo *γνήσιος*) in voller Absichtlichkeit umschreiben. Im Anschluß an diese Ausführungen kam Herr Norden mit einigen Worten auf den Gegenstand seines Januarvortrags zurück, um zu erklären, daß er, angeregt durch einige in der Diskussion hervorgetretene Momente, inzwischen zu weiteren Ergebnissen gelangt sei, die er in einer eignen Schrift darzulegen gedenke.

Vorher wurde der Homervers Ilias M 248 von Herrn Heinrich Müller besprochen. Statt des überlieferten *εἰ δὲ σὺ δηιοτῆτος ἀφέξεαι, ἠέ τιν' ἄλλον* liest er: *ἤ τε σὺ δηιοτῆτος ἀφέξεαι· εἰ δέ τιν' ἄλλον.*

Zu Beginn der Sitzung ehrten die Anwesenden das Gedächtnis des verstorbenen Mitgliedes Oberlehrers Dr. Walter Bähr, der am 15. Februar d. J. in Demmin (Pommern) im Lazarett an den Folgen der Überanstrengung beim Frontdienst gestorben ist.

Die vierte Sitzung am 3. April wurde mit der betrübenden Kunde von dem Tode Bruno Keils (gest. 29. März 1916) eröffnet, der auch nach seinem Scheiden von Berlin dem Verein als auswärtiges Mitglied treu geblieben war. Den Vortrag hielt Herr Schroeder über Horazische und griechische Verskunst.

Die letzte Epistel an Maecen (I 19) bereitet der Interpretation mancherlei Schwierigkeiten. Soll dem Dichter die Galle übergelaufen sein lediglich über den Vorwurf, seine Lyrik sei bloße Nachahmung der aeolischen Liederdichtung (Ad. Kießling)? oder scheint er nicht vor allem sich grade über seine Nachahmer aufzuhalten (Gust. Kettner)? Vgl. 10. 17. 23. Die Vorwürfe kommen später (36. 41) und kehren wider in der langen Epistel an den Kaiser (II 1, 180ff.), wo er sich gegen das Ansinnen wendet, für das Publikum Roms Dramen zu schreiben.

Einen eignen Exkurs fordern die Verse über Horazens und der Lesbier Verhältnis zu Archilochos (21 ff.). Horaz hat, wie nie einer vor ihm, in Rom streng-archilochische Iamben erklingen lassen, 'in Versmaß und Stimmung sich anlehnend, im Gedankeninhalt und im Ausdruck selbständig'. Die metrische Abhängigkeit teilt er aber, wie er meint, mit Sappho und Alkaios: eine erstaunliche Behauptung, wenn die Lesbier doch keine Iambographen waren! In *Archilochi Musam pede* hat *Archilochi pede* zuerst Bentley richtig verbunden. Wenn er dabei geheimnisvoll sich auf eine *versus lex* und *collocationis norma* beruft, so wird er gemeint haben, daß die bukolische Diaerese uns zwinge, *pede* zum vorigen zu ziehen und die Wortstellung grade die beiden Gegensätze *Archilochi* und *Musam (Sapphonis)* machtvoll aufeinander stoßen lasse. Wichtig ist noch seine Deutung von *temperat*, nicht im Sinne von *mitigare*, sondern eher von *immiscere*, aber darnach gerät er doch, wie Welcker gesehen hat (Kl. Schr. II 115/16), in die Brüche. Wo wären denn die archilochischen Versglieder bei Sappho? Sie hat weder Trimeter (außer dem katalektischen, fr. 103) noch iambische Dimeter, weder das daktylische Penthemimeres noch den daktylischen Vierheber. Welcker tröstet sich damit, daß Horaz außer dem archilochischen andre eigne Maße bei den Lesbiern doch nicht ganz auszuschließen scheine. Besondre Schwierigkeiten machen dann die über Alkaios ausgesprochnen, aber natürlich auch für Sappho geltenden Worte, *sed rebus et ordine dispar:* also im Gedankeninhalt so selbständig und von Archilochos unabhängig als Horaz es eben (25) von sich sagen durfte. Aber *ordine*, doch wohl *membrorum*, etwas unerwartet eingeschoben zwischen die Bemerkungen über den Inhalt (*rebus* 29) und über den sprachlichen Ausdruck und die Tendenz *(versibus atris* 30, *famoso carmine* 31*)*, was kann damit gemeint sein? Bentley postuliert: alle lyrischen Strophen Horazens sind lesbisch, also auch die Strophe *Diffugere nives* mit dem Kurzvers *Arboribusque comae.* Nun hat Archilochos aber diesen Kurzvers (*ἀχνυμένη σκυτάλη*) nicht hinter einem sog. Hexameter angeordnet, wie

Horaz und dann (nach Bentley) Alkaios, sondern hinter einem iambischen Trimeter: daher *ordine dispar:* eine recht anfechtbare Argumentation und ein recht unbefriedigendes Ergebnis! Wo bleiben nun alle die wirklich lesbischen Strophen?

In dieser Not kommt nun wie gerufen Rettung aus den Lehren der Derivationsmetrik, die alle lesbischen Metra mit Hilfe der vier Zauberworte *adiectio, detractio, concinnatio, permutatio* aus dem sog. daktylischen Hexameter und dem iambischen Trimeter abzuleiten wußte. (Christ 1868, Kießling 1881, Leo 1886). Die den Römern durch Varro vermittelte Theorie scheint nach Hephaestion entstanden zu sein — Usener 1892 (Kl. Schr. II 263 ff.) denkt an Tyrannio, Leo an die Pergamenische Schule —; aber sie reicht in ihren Ursprüngen augenscheinlich viel höher hinauf: Usener weist auf die Peripatetiker hin, aber wir dürfen weiter zurückgehen bis zu den ersten Lehrern der attischen Kunstprosa, die mit ihren Begriffen κόμμα, κῶλον, περίοδος unmittelbar an die Theorie und Praxis der Verskunst anknüpften, also bis zu Thrasymachos. Ihre Wirkung verrät sich bei Horaz sogleich in seinem frühesten Gedicht (Epod XVI, *Altera iam teritur*), das den 'Hexameter' mit dem Trimeter wechseln läßt. Es ist nun recht unterhaltend zu sehen, wie diese Metrik *Archilochi pede Musam Lesbiorum* entstehen läßt, beginnend mit Glykoneion und Pherekrateion aus dem Hexameter κούρητές τ' ἐμάχοντο καὶ / Αἰτωλοὶ μενέχαρμοι, dann in der gar nicht so törichten Anlehnung des alkaischen Zehners an den daktylischen Vierheber, weiter in der Bezeichnung des Neuners als 'hyperkatalektischen' iambischen Dimeters (was ja noch heute von vielen geglaubt wird), weiter in der Zusammensetzung des alkaischen Elfers aus iambischem und daktylischem (daktylotrochaischem), des sapphischen Elfers aus trochaischem und iambischem Penthemimeres, wobei nur die Iamben auch zweikürzig anheben dürfen, in der noch lange nachwirkenden Art enoplischer Paroimiaka. Das Adoneion *(supplice vitta)* mußte natürlich, was es heute noch den meisten ist, eine daktylische Klausel sein, wie δῖος 'Οδυσσεύς. Höchste Bewundrung verdient Horazens Alcaica mit den klug vermiedenen Einschnitten im Neuner, wobei die Wirkung der echten alkaischen Strophe (⏓–́⏑–̀⏓–́⏑–́–̀) fast erreicht wird. Und nicht minder merkwürdig ist, daß Horaz in *Mercuri facunde nepos* (I 10) der echten Sapphica ziemlich nahe zu kommen scheint durch den regelmäßigen Einschnitt vor der Bakcheenklausel: ihm bedeutet dieser Einschnitt zweifellos Abtrennung des dreisilbigen Kommas *(Atlantis)*, also eine Diairesis. Die vorher neben der Penthemimeres auch die Trochaioscaesur zulassende Behandlung des ersten Teils sollte zweifellos diesen Teil an ein daktylisches Hephthemimeres anklingen lassen, wie ὣς ἔφατ', ἔδδεισεν δ' ὁ γέρων. Während die regelmäßige 'Penthemimeres' des selben Gliedes in I 8 das Kolon *hoc deos vere / Sybarin* erkennen läßt als zusammengesetzt aus einem Trochaikon und einem anapaestischen Komma, wie umgekehrt der Einschnitt in *Lydia / dic per omnes* diesen Vers aus daktylischem Komma und abermaligem Trochaikon. Der Gedanke, daß Horaz in *hoc deos vere* oder *inter aequales* bewußt und nun gar (nach Caesius Bassus) 'parum decenter' abgewichen sei von Sapphos δεῦτέ νυν ἄβραὶ Χάριτες κτλ — 'das einzige möglicherweise von Horaz erfundene Maß' (Kießling) —, ist wohl unhaltbar: Sappho sang kräftiger δεῦτε νῦν ἄβραὶ Χάριτες, καλλίκομοί τε Μοῖσαι, wie νῦν so oft mit besonderm Nachdruck bei Imperativen steht.

Recht weit hinter diesen Vorbildern mußte Horaz zurückbleiben in *Solvitur acris hiems*, wenn er, notgedrungen — mancher tut es heute freiwillig, wider alle Natur — das Ithyphallikon als trochaischen Dreiheber faßte; es scheint ihm aber auch ganz besonders gefallen zu haben, denn durch die im nachfolgenden Trimeter regelmäßig festgehaltne Caesura penthemimeres schließt er auch den zweiten Vers mit diesem in der Widerholung vollends stil- und trostlosen Lämmerschwanz. Vom Wesen der Katalexis wußte er ja auch nicht mehr, als die meisten heute, die selbst den Nibelungenvers *Uns ist in alten maeren* zu einem Dreiheber machen; nur die Kinder wissen es besser, in ihren Abzählversen. Die stets sauber abgetrennte erste Hälfte des kleinen Asklepiadeers geht bei Horaz ohne weitres auf in dem daktylischen Penthemimeres, τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν, während die zweite dem daktylo-trochaischen

Penthemimeres der zweiten Hälfte des alkaischen Elfers aufs Haar gleicht (*stet nive candidum: edite regibus*). Das sauber abgetrennte Mittelglied des großen Asklepiadeers (*carpe diem*) endlich konnte ihm nur ein daktylisches Komma sein, wie οὐλομένην. Von Choriamben weiß ja die Derivationsmetrik nichts, wenn auch Caesius Bassus mit seinem Halbwissen Mißbrauch treibt.

Das wesentliche Ergebnis dieser Untersuchung ist für unsre Praxis der Horazerklärung, daß es ein Unfug ist, an Horazens Glykoneern das Wesen der griechischen Glykoneer aufzeigen zu wollen. Die Karikatur dieses Versuches ist die Bezeichnung des kleinen Asklepiadeers als Verdoppelung eines katalektischen Pherekrateers.

Aber den Dichter ehrt die Einsicht, daß ohne freie Anlehnung an eine edle Tradition ein Fortschritt überall nicht möglich ist. Der 'Narr auf eigne Hand' und der Nachbeter sind einander würdig.

In der fünften Sitzung am 8. Mai machte Herr Busse zu einigen Stellen der Aristotelischen 'Politik' Verbesserungsvorschläge und behandelte dann ausführlicher im Anschluß an zwei Aristotelesstellen die Aufgabe und Stellung des antiken Paidotriben und insbesondere die geschichtliche Entwicklung seines Verhältnisses zum Gymnasten.

In der selben Sitzung sprach Herr Hoffmann über den Aristophanischen Sokrates.

In Platons Apologie gehört Aristophanes zu den Männern, die am Tode des Sokrates in hohem Maße mitschuldig sind. Im Gastmahl aber erscheint der Komiker als Freund des Meisters, ja seine Rede ist unter allen gehaltenen die einzige, die als vorbereitend für die Offenbarung des Sokrates gelten kann. Der Widerspruch erklärt sich durch die Annahme, daß Platon die frühere Beschuldigung zurücknehmen wollte, da er die Karikatur des Sokrates in den Wolken inzwischen zwar als Mißgriff, aber nicht als Schmähung anzusehen gelernt hatte. Es sollte in der Komödie die 'allerneuste' Wissenschaft und Rhetorik in erster Linie als Ausländerei getroffen werden, und da eignete sich der athenische Philosoph am besten dazu, die Gefahren eines Eindringens dieser Richtung zu illustrieren, gerade wegen des Kontrastes.

Die sechste Sitzung am 19. Juni eröffnete Herr Schroeder als Vorsitzender mit Worten ehrenden Gedenkens an den am 12. Juni verstorbenen Gymnasialdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Heinrich Meusel, eines der ältesten Mitglieder der Gesellschaft, in deren Schoße — wie man in Erinnerung an Hermann Müller, Rudolf Schneider u. a. kühnlich sagen darf — s. Z. der Caesartext zur Reife gekommen ist.

Darauf nahm er das Wort zu einem Vortrage über die beiden ersten Chorlieder der Antigone. In der Parodos, deren Gedankengang in den Hauptzügen klar ist, handelt es sich nur noch um Einzelheiten: ἐφάνθης ποτέ nicht als Frage zu fassen, κινήσασα (109) wie ein Reittier scharf herumreißend; der Adler (113) nicht Polyneikes, sondern der 'Mann von Argos' (= 107 und 117 ff.); ἐτάθη (124) bezeichnet nicht die Intensität: 'weit und breit erscholl hinter seinem Rücken usw.'; ταντα λωθείς (134) 'taumelnd', wie bei Anakreon (78) ταντα λίζει auf den Schwebetritt des Tänzers gehen mag.

Darnach stellte der Vortragende das vielbesprochene Lied πολλὰ τὰ δεινά von neuem zur Diskussion, anknüpfend an ein jüngst laut gewordenes besonders schroffes Urteil, wonach die Hörer 'über diesen zeitlosen Betrachtungen' nur 'sich und die Zeit vergessen' sollten (Sokr. II 1914 Jahresber. 58). Das Lied ist vor allem in seinem Zusammenhange rück- und vorwärts zu betrachten: vorher haben wir Kreon und den Boten, nachher Kreon und Antigone, vorher das nicht ganz wirkungslose Plaidoyer des Staatsmannes, nachher die ungleich wirksamere Selbstverteidigung der Antigone; dazwischen nun das weit ausholende Lied von der Herrschaft des Menschen über die Natur, — nur nicht immer über sich selbst. Hierin hat man zweifellos die Spitze des Gedankens zu suchen. Aber auf wen richtet sich die Spitze? Es war interessant zu sehen, wie in der überaus angeregten Debatte beide Antworten, 'auf Kreon'! — 'auf Antigone'! — lebhafte Verteidiger fanden. Vielleicht, dieser Eindruck überwog, war grade das die Absicht des Dichters, der, wie der Vortragende ausführte, Kreon bis dahin sichtlich geschont hat: weder der



völlig gewissenlose Tyrann (671) noch der Gotteslästerer (1039) ist bisher zu Worte gekommen. Die größere Sympathie für Antigone ist freilich vom ersten Verse des Dramas an zweifellos, wird dann noch durch ὅσια πανουργήσασα (74) und τοῖς φίλοις ὀρθῶς φίλη (99) u. dgl. dem Zuschauer besonders suggeriert. Zum Schluß rezitierte der Vortragende die Strophen der beiden Lieder nach seinem den Zuhörern in die Hand gegebenen Diagramm.

In der siebenten Sitzung am 28. August trug Herr Kranz Untersuchungen zu Parmenides vor; er versuchte den Aufbau der beiden Teile seines Gedichtes und ihr Verhältnis zueinander neu zu bestimmen. Die Arbeit wird demnächst im Druck erscheinen. Herr Hoffmann ist auf einem anderen Wege zu dem selben Ergebnis gekommen. Daß allein aus V. 60 u. 61 Absicht und Sinn des zweiten Teiles des parmenideischen Gedichtes zu erschließen ist, verdeutlichte er durch eine problemgeschichtliche Betrachtung. Nachdem die Korrelation zwischen Denken und Sein entdeckt ist, entsteht die Frage: Was wird aus der empirischen Welt, in der das Sein nicht heimisch ist? Daß sie nicht im strengen Sinne gedacht werden kann, erscheint zweifellos, denn das Denken ist an die Urteilsform gebunden, die in der Kopula das Sein setzen muß. Wir haben also ein Denken, das nicht auf die Welt anwendbar ist, und eine Welt, die in das Denken nicht eingeht. Die Aporie bietet zwei Lösungen; die Sophistik entscheidet: da wir die Welt des Werdens nicht zu einer solchen des Seins umgestalten können, so müssen wir das Denken umgestalten; wir müssen es dem Fließenden anpassen, der Relativität unterwerfen, auf das Urteil A ist B verzichten. Die andere Lösung gibt Parmenides: Wenn die empirische Welt das Sein ausschließt, so ist notwendig jedes Urteil über sie falsch. Nun ist die Wahrheit zwar eine, das Falsche aber unendlich zahlreich. Es gibt also unter den falschen Urteilen über die Welt solche, die mehr, solche, die minder falsch sind. Er macht es sich zur Aufgabe, im zweiten Teil die am wenigsten falsche Weltansicht darzustellen.

In der achten Sitzung am 25. September sprach Herr Schroeder über Pratinas von Phleius.

Lesungen: fr. 1, 9 κώμοις (Wilamowitz), 9 θέλοι (dgl.), παροίνων (Bergk), 11 φρυνέου (Crusius, Girard), 13 ὀλεσι⟨σι⟩αλοκάλαμον (Bergk), 14 ⟨θρασυπα⟩ραμελορυθμοβάταν, 15 θῆτα (Hartung).

Interpretation: 1 Worauf ὅδε und τάδε gehn und ob ἀν' ὄρεα σύμενον μετὰ ναϊάδων dramatisch mit Skene, Kostüm und Masken zu verstehen ist oder rein visionär, ist erst zu entscheiden, wenn man das Ganze überblickt. 5 ἄγειν μέλος geht auf die Gesamthaltung des Gesanges, ἀγωγή in erweitertem Sinne (es genügt auf Passow-Crönert Sp. 71 n. 8 Z. 18, Sp. 73 n. X Z. 49, Sp. 76 n. 1 Z. 9 zu verweisen). ποικιλόπτερον μέλος, wie ἔπεα πτερόεντα bei Homer, ὕμνον πτερόεντα bei Pindar. 7 χορεύειν, wie χορείαν am Schluß und die ἔνυδρος χορεία der aristophanischen Frösche, von jeder Mitwirkung beim Vortrage des Chorliedes. 9 der Optativ θέλοι ironisch höfliche Aufforderung, wie ἐθελήσαις bei Pindar Pyth. I 40 ehrlich bescheidenes Gebet. 10 στρατηλάτας in spöttischer Parallele mit βασίλειαν (6). 11 φρύνειον wohl sicher Neutrum, zu φρύνη, φρῦνος, wie ὄρνεον zu ὄρνις, ursprünglich adjektivisch; das φρυνέος des EM wird aus einem Casus obliquus, wie hier φρυνέου, falsch erschlossen sein. 14 λαλοβαρύοπα bestätigt die akustische Bedeutung von εὐρύοπα Ζεύς (Ϝεπ-, vox, *huofan*, Hiefhorn, Huppe), und ebenso die oft (z. B. von unserm alten Freunde Hinrichs (de hom. eloc. vestig. aeoll. 1875, 96), angezweifelte Bildung -οψ, die indes bereits vorliegt in κέλαδον εὐρύοπ' ἀκροσόφων κτλ fr. adesp. 93 (Bergk) und jüngst auch in χαλκ]έοπ' αὐλῶν ὀμφάν Pind. paean III 93 (Oxyrh. Bd. V). 14 den Froschgesang, wie die Flötenmusik, der ja die Doppelflöte die allerschnellste Tonfolge lieferte, nun gar die von dem Dichter und χοροδιδάσκαλος dieses Liedes geduldete Flötenbegleitung sich als schwerfällig und langsam vorzustellen (⟨βραδυπα⟩ραμελορ.) geht nicht an: vielmehr galt es die *procacitas* des sich leicht vordrängenden ὑπηρέτης zu geißeln. 15 Wenn Pratinas mit ὑπηρέτας und θής (nach Hartungs schöner Verbesserung) das Instrument in seine Schranken weist, so darf man daraus, mit Athenaios-Aristoxenos und Wilamowitz, wohl schließen, daß ihm daran

gelegen war, sich recht deutlich auch von den *αὐληταὶ καὶ χορευταὶ μισθοφόροι* abzusondern. 19 *Δώριον χορείαν* wohl weniger in bezug auf die dorische Tonart *(f es des c b as ges f)* etwa des Liedes, als auf die dorische Herkunft des Chorgesanges überhaupt.

Das Ganze heißt — doch wohl nach Aristoxenos *ἐν τῷ περὶ αὐλητῶν ἢ ἐν τοῖς περὶ αὐλῶν καὶ ὀργάνων* — ein *ὑπόρχημα*, was für uns soviel besagt, als: 'nicht aus einem Drama'. Und daß von Pratinas zu Aristoxenos Zeiten noch Lyrisches vorhanden war, folgt aus Ps.-Plut. de mus. § 317ff. W-R (von Blaß Fleckeis. Jb. 1888 gründlich mißverstanden). Aber wenn ein 'Tanzlied' auf Dionysos *διθύραμβος* heißen darf, so werden wir im Hinblick auf *Διονυσιάδα θυμέλαν* (2) und auf die Anrede *Θριαμβοδιθύραμβε* (18) und nicht zuletzt auf Sprache, Stil und Rhythmus des Liedes nicht anstehen, eben dies Lied als einen Dithyrambus zu bezeichnen, von dem uns dann freilich nur der Eingang erhalten ist. Mit *ἄκουε τὰν ἐμὰν κτλ.* (so, vielleicht ohne ein zwischen *ἄναξ* und *ἄκουε* leicht ergänztes *ἀλλ'*, akephales Dimetron, wie ∧ *ἐοικότα χρόνον* Pind. Ol. IV Ende, ∧ *ἐναργέα τελέων* Pind. fr. [dith.] 75, 13 u. ö.) kündigt dann der Dichter den Beginn des eigentlichen Liedes erst an.

Die Versmaße: Anapaesten (Prokeleusmatiker) mit einem Archilochischen Tetrameter als Klausel, dann allemal Kretiker in Trochaeen ausmündend, nur einmal (9) ein daktylithyphallischer Trimeter, mehrfach Lekythien und Ithyphalliker beigefügt, sind von den Herausgebern und Bearbeitern meist richtig erkannt worden, am wenigsten von den professionellen Metrikern Roßbach und Christ. An Daktylepitriten, enoplische oder 'ionische' (Wilamowitz, Sappho und Simonides 135) zu denken könnte wohl nur einem einfallen, der seine fünf Sinne nicht beisammen hätte. Der Periodenbau, eine mesodische Pentas, 14 14 [2] 12 12 Metra, gestattet ebenso, das Erhaltene als ein Ganzes zu nehmen, wie, es zu einer Heptas, Enneas usw. fortgeführt zu denken.

Die Diskussion drehte sich namentlich um die Deutung der deiktischen Pronomina *ὅδε* und *τάδε*. In einem Drama würden sie auf einen Gegenchor gehn, der dann nach der Absicht des Dichters den verhaßten Flötenüberschwang recht drastisch hätte ausprägen müssen. Bei abgesonderter Aufführung bleibt nur die Annahme eines Hinweises auf einen oder mehrere, eben oder kurz zuvor gehörte, dem Dichter und dem Publikum bekannte Konkurrenten. Daß nach den Perserkriegen bei den Athenern eine Art Flötenkultus einriß, ist bezeugt (Arist. Pol. VIII 1341 a 30), und Pindars, des Lobredners der boeotischen Flöte (Pyth. XII) berühmter Dithyrambus fällt sicher in eben diese Zeit. Das rein visionäre Schwärmen *ἀν' ὄρεα μετὰ ναϊάδων* ist dem Dithyrambus nur gemäß. In allem Wesentlichen ergab die Diskussion volle Übereinstimmung der Anwesenden (*θέλει* [9] fand einen Verteidiger im Sinne von 'pflegt'). Zum Vergleich rezitierte der Vortragende mit kurzen Erläuterungen den athenischen Dithyrambus Pindars *Δεῦτ', ἐν χορόν, 'Ολύμπιοι.*

Zum Beginn der neunten Sitzung am 16. Oktober kam Herr Siebourg auf das in der vorigen Sitzung behandelte Pratinasfragment zurück, um Z. 5 für *ἄγοντα* (*ποικιλόπτερον μέλος*), auf den Dichter, nicht auf den Schwan bezogen, *ἀφέντα* vorzuschlagen, da das Lied, wie häufig bei Pindar, so hier, wegen *ποικιλόπτερον*, als Pfeil aufgefaßt erscheine, und Z. 7 *ὕστερον* zeitlich zu erklären, im Folgenden dann *ὑπηρέτας κώμων* (wie überliefert) *μόνον* zu verbinden, endlich auch *θέλει* festzuhalten.

An zweiter Stelle sprach Herr Corßen über die chronologische Reihenfolge der Cyprianischen Schriften. Er wies nach, daß Pontius in der sog. Vita Cypriani (Cypriani opera ed. Hartel III p. XC ff.) sich mit der Entstehungszeit der Cyprianischen Schriften auf das genauste bekannt zeigt, indem er die Zeitumstände beleuchtete, unter denen die einzelnen Schriften verfaßt sind. Der Gegenstand wird in der Serie von Aufsätzen behandelt werden, die in Preuschen's Zeitschrift f. neutest. Theologie unter dem gemeinsamen Titel 'Das Martyrium des Bischofs Cyprian' erscheinen.

Zum Schluß der Sitzung legte Herr Schroeder aus der nachgelaßnen Schrift von Bruno Keil, *Εἰρήνη* (Abh. d. Sächs. Ges. d. W. 68, 1916, 47) einen Verbesserungsvorschlag vor zu Pindars Warnung vor einer Spaltung der thebischen Bürgerschaft in eine persische und eine griechische Partei (fr. 110):

στάσιν — πενίας δότειραν, ἐχθραν κουροφθόρον, für die von Keil für widersinnig erklärte Vulgate ἐχθρὰν κουροτρόφον. Der Vortragende verteidigte die Überlieferung ἐχθρὰν κουροτρόφον als eine echt Pindarische Umschreibung eben des Begriffs κουροφθόρον.

In der zehnten Sitzung am 20. November behandelte zunächst Herr Stengel eine heortologische Streitfrage. Er sprach über die εἰσαγωγή des Dionysos ἀπὸ τῆς ἐσχάρας durch die Epheben, auf die Kontroverse Frickenhaus-Robert und vorläufige Mitteilungen Nilssons eingehend.

Herr Morgenstern interpretierte den Brief des Themistokles an Artaxerxes (Thuk. I 137, 4), der zwar keine Urkunde, aber ebensowenig eine freie Fiktion sei. Die Abweichungen bei Nepos erklären sich aus Mißverständnissen des Originals.

Zum Schluß stellt Herr Schroeder fest, daß das in der Einleitung zu dem Iliasbuch von Wilamowitz stehende Distichon

ἐνθάδε τὴν ἱερὴν κεφαλὴν ἐρέβεσφιν ἀνίσχει
ἀνδρῶν ἡρώων κοσμήτωρ θεῖος Ὅμηρος

auf einem *lusus ingenii* beruht, in Anlehnung an das aus den Homerviten bekannte Grabepigramm

ἐνθάδε τὴν ἱερὴν κεφαλὴν κατὰ γαῖα καλύπτει,
ἀνδρῶν ἡρώων κοσμήτορα θεῖον Ὅμηρον,

das durchweg mit Homerischen Formeln arbeitet (κατὰ γαῖα καλύπτοι, — ἀνδρῶν ἡρώων, — θεῖος ἀοιδός) und abermals Grabinschriften nach sich gezogen hat mit spielerischer Umdeutung von ἀνδρῶν ἡρώων κοσμήτορα auf Feldobersten u. dgl. bezogen (661 Kaibel), in Anklang widerum an das Homerische

αὐτὰρ ἐπεὶ κόσμηθεν ἅμ' ἡγεμόνεσσιν ἕκαστοι.

Das neue Distichon stellt nun gradezu eine Parodie dar, sobald man bemerkt, daß κεφαλή nicht, wie in dem Homerepitaph, Apposition zu dem Namen der Person ist, nach Art der beliebten Anreden ἠθείη κεφαλή, φίλον κάρα, auch μιαρὰ κεφαλή, ebenso ὄμμα u. dgl., sondern daß hier aus Grabesdunkel der göttliche Homer selber das heilige Haupt erhebt, und daß auch ἔρεβος nicht die eigentliche Grabesnacht bezeichnet, sondern das Dunkel unsres Homerverständnisses, und endlich auch ἐνθάδε nicht auf das Grab deutet, wie in unserm 'Hier ruht', sondern auf den Punkt der wissenschaftlichen Untersuchung, wo sich so etwas wie die Physiognomie einer Dichterpersönlichkeit heraushebt. Also ein Spiel ist es wohl, aber wahrlich ein geistreiches.

Bei der 47. Stiftungsfeier am 16. Dezember hält Herr Norden den Festvortrag 'Aus Deutschlands Vorgeschichte'.

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

ANZEIGEN

Konrad Rethwisch, Jahresbericht über das höhere Schulwesen. 29. Jahrg. 1914. Berlin, Weidmann, 1915. 888 S. Geh. 24 *M*.

Statt der 716 Seiten des vorhergehenden Bandes ist dieser auf 888 Seiten gestiegen. Nur zwei Abschnitte fehlen diesmal: der Berichterstatter über Geschichte wurde zum Heeresdienst einberufen, und Naturwissenschaft III und IV konnte wegen erheblich erweiterter Amtspflichten des Referenten nicht fertiggestellt werden. Für Latein ist wenigstens als Ersatz durch Oberlehrer Lisco ein kommentiertes Schriftenverzeichnis geliefert. Für Zeichnen ist in Prof. Fritz Kuhlmann ein neuer Referent eingetreten.

'Mars regiert die Stunde', er führt jetzt das erste Wort, auch dieser Jahresbericht steht unter den Zeichen des Krieges, und es haben sich nicht bewahrheitet die Worte Senecas 'inter arma silent musae'. Der Lärm der Waffen des furchtbarsten Krieges hat die ruhige Sprache der deutschen Wissenschaft nicht verstummen gemacht, die Schrecken der Schlachten haben die Tätigkeit deutschen Geistes nicht gelähmt, selbst inmitten der schweren Kämpfe um Sein und Nichtsein ist in den deutschen Landen geistig regsam gearbeitet worden. Das wird für alle kommenden Zeiten ein ehrendes Kennzeichen deutschen Geisteslebens sein. Dazu ist der Krieg zum bewunderungswürdigen Erzieher mit seiner alle erfassenden Methode und Gewalt geworden. Unsere Jahresberichte sind dafür ein Beleg: es gibt kein Feld des Unterrichts, auf das der Krieg nicht auch hier schon teilweis eine Wirkung geäußert hätte.

Die um den Ausgang des ersten Kriegsjahres von dem Herausgeber geschriebene Einleitung schildert in trefflicher Weise kurz die Lage, die im Krieg bewährte Organisation unseres Staatswesens, unsere Wehrverfassung usw., den rühmlichen Anteil, den auch die Oberschule an den Verdiensten um unser Vaterland hat, dann aber die Notwendigkeit auch ihrer 'Neuorientierung' nach dem Frieden und den Einfluß der Zeit auf die einzelnen Unterrichtsfächer. Dem höheren deutschen Schulmannsstande fällt es jetzt zu, 'eine klare und einheitliche Überzeugung von dem herauszubilden, was unserer Oberschule nottut, um auf der festen Grundlage ihrer Überlieferung für das Neue Raum zu schaffen, dessen Verschmelzung mit dem Bestehenden die im Kriege gemachten Erfahrungen erheischen'.

Ziehen bespricht wider unter *Schulgeschichte* in der bekannten Weise zunächst die allgemeine Bildungs- und Erziehungsgeschichte und dann die Schulgeschichte in räumlicher Umgrenzung. In dem ersten Teil

wird unter einer Reihe trefflicher Schriften besonders Hadlichs Entwicklungsgeschichte des Bildungswesens rühmend hervorgehoben. Auch nennen wir die Lebensbilder von Rud. Menge, H. J. Müller und G. Uhlig S. 17 ff., woran sich noch ein Wort über die aus den Reihen unseres Standes im Jahre 1914 im Kriege Gefallenen anschließt. Aus dem zweiten Teil hebe ich heraus den Überblick über das höhere Unterrichtswesen und die staatliche Gesamtentwicklung Österreichs seit 1848 von C. Rethwisch und H. Begemanns Arbeit über die Lehrer der Lateinischen Schule zu Neuruppin (1477—1817). Als besondere Wünsche und Aufgaben nennt Ziehen zu zeigen, 'wie auf dem Gebiet der Pädagogik die Geschichte in sehr hohem Grade die Lehrmeisterin des Lebens sein kann', sodann die Forderung eines Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik, sowie den zweckmäßigen Wunsch, daß die Lehrerbildungsanstalten sich der Sammlung und unterrichtlichen Verwendung 'alten pädagogischen Materials aller Art' annehmen möchten. Das Schriftenverzeichnis weist, wie das auch bei den meisten der nachfolgenden Abteilungen der Fall ist, außer den besprochenen Büchern und Abhandlungen noch eine Anzahl anderer auf, deren Inhalt kurz angegeben und besprochen wird.

Viereck gibt unter *Schulverfassung* zuerst statistische Mitteilungen, dann den Inhalt der Denkschrift der Universität Göttingen zur Frage der Vorbildung für die Universität und den Inhalt der im ganzen sehr zu billigenden neuen bayerischen Lehrpläne. Dann folgt die Besprechung und Inhaltsangabe von Büchern und Abhandlungen über Schulreform, verschiedene Systeme und Ideen mit reichem und mannigfaltigem Inhalt Vieles ist nicht neu, manches Utopien, doch im einzelnen finden sich pädagogisch wertvolle und beherzigenswerte Gedanken. In den Auslandserfahrungen klagt ein Reichsdeutscher über die unzureichende Vertretung der deutschen Bestrebungen durch Berufskonsuln und die Zusammensetzung des Schulvorstandes. Eine verdienstvolle Arbeit ist das Buch von Moritz über das Schulwesen in Deutsch-Südwestafrika in übersichtlicher Darstellung neben interessanten Einzelheiten. Unter 'Erziehungskunst' ist der Bericht 'Student und Pädagogik' (Cauer gegen Wyneken und seine Zeitschrift 'Der Anfang'!) bemerkenswert, wertvoll die Schriften über pädagogische Psychologie, experimentelle Pädagogik usw. Reiche Anregung und Belehrung in all den im Vorhergehenden genannten Strömungen und Richtungen bieten die Beiträge 'Schule und Buchgewerbe' zu der Leipziger Ausstellung. Dann kommen Fragen der sozialen und nationalen Erziehung und die 'jetzt in besonderem Interesse stehende Jugendpflege und Jugendbewegung. Unter dem Lesestoff sei besonders auf Wirth 'Von deutscher Art und Sitte' sowie von Holsts Buch 'Glückliche Leute' hingewiesen. Von Schulfeiern sei die Feier bei Eröffnung der Oberrealschule II zu Kassel erwähnt, bei deren Neubau 'etwas Besonderes' geleistet ist (S. 44). Unter Schulverwaltung ist hervorzuheben die treffliche Schrift von Hauck über den staatlichen Charakter der höheren Schulen nach preußischem Recht, dann folgen noch viele Einzelheiten, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Unter Lehramt wird u. a. über den Aufsatz von Hofmann zur Frage der Weiterbildung und Berufsauffassung im höheren Lehrerstande berichtet.

Petris Bericht über den *evangelischen Religionsunterricht* umfaßt auf 47 Seiten die Literatur von zwei Jahren (1913/14) und steht auch unter dem Eindruck des Krieges. Die Fülle der Erscheinungen nötigte zu Kürze, doch ist Wichtigeres auch eingehender besprochen. Aus dem methodischen Teil hebe ich heraus das Büchlein von Lange 'Vom Religionsunterricht, der zu Herzen geht'. Sehr reichhaltig ist der zweite Hauptteil, über Lehrmittel, der dem Lehrer ein reiches und wertvolles Material bieten wird.

Die *katholische Religionslehre* von Brunner umfaßt auf 27 Seiten ebenfalls zwei Jahre. 'Auch der Krieg ist in der Hand des Allerhöchsten ein Mittel himmlischer Pädagogik. Er hat Religion geweckt und Religion gefördert, eine lebendige und eine literarische. Auch diese Blätter werden unter dem Zeichen des Krieges stehen. Er meldet sich auch in den Büchern und Zeitschriften, die dem Unterricht und der Erziehung dienen.' Krieg und Offenbarung von Junglas ist in nuce eine christliche Kriegsethik. Maurbach geht (wie oben Cauer) scharf ins Gericht mit dem radikalen Organ moderner Jugendbewegung 'Der Anfang'. Vieles gehört der sozialen Pädagogik im religiösen Interessenlicht, dem Fragen mehr individueller Art gegenüberstehen. Religionsgeschichte kommt prinzipiell, didaktisch und methodisch zu Worte. Interessant sind am Schluß noch die Worte über Reunionsversuche zwischen den Katholiken und Protestanten (s. Döllingers Urteil!).

Deutsch von Th. Matthias wird schön und eingehend auf 90 Seiten behandelt. Mit lebhaftem Interesse habe ich die ganze Abhandlung gelesen, kann aber hier nur Weniges herausheben. Zunächst über den Ferienkursus für Schriftstellererklärung, die Art und das Ergebnis der zehn Stunden, die vom 14. bis 18. April 1914 in Stuttgart auf das Deutsche entfielen (S. 24 f.). Kriegsliedersammlungen sind jetzt von besonderem Interesse, vor allem aus dem gegenwärtigen Krieg (ich füge noch hinzu die eben erschienene Auswahl 'Gloria Viktoria' von Goldscheider, München bei Beck). In theoretischen Betrachtungen über die richtige Schriftstellerauslegung fällt Goethe und besonders seinem Faust der Löwenanteil zu. Eine bedeutsame Bereicherung der Schillerliteratur ist Schnaß, Der Dramatiker Schiller, der die Bedeutung dieses national festgegründeten und doch weltweiten idealsten Erziehers der Nation und Menschheit für unsere Zeit würdigt. Mit Recht ist geurteilt worden, der große Krieg werde Deutschlands männlichsten Dichter wider zu erhöhter Anerkennung bringen (man vgl. das kürzlich erschienene Büchlein von Birt, Schiller als Politiker). Die grundsätzliche Erörterung über Wesen und Wege der Literaturgeschichte ist weitergegangen. Unter der Würdigung einzelner Dichter verdient Müsebeck, Ernst Moritz Arndt, besondere Aufmerksamkeit. Geibel ist wider erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt, und reich umworben ist Hebbels Geist. Das bedeutendste Werk zur Einführung in die Philosophie ist Windelbands Einleitung (S. 83).

Zu *Latein* gibt Lisco für 1912/14 in Vertretung von Kaiser auf 32 Seiten nur ein Verzeichnis der Buchliteratur mit kurzen, wertvollen Anmerkungen.

Liscos Bericht über das *Griechische* umfaßt 64 Seiten. Wir haben festzuhalten, was die Vergangenheit und Friedenszeit uns brachte (auch gegenüber dem Germanistenverband). Gerade das nationale Gymnasium wird des griechischen und römischen Altertums nicht entbehren können, will es diesen Ehrennamen verdienen. Wir hoffen, daß die Verbände der Germanisten und Gymnasialfreunde sich in der höheren Einheit recht verstandenen Deutschtums zusammenfinden werden. Extensiv wie intensiv gewachsen sind die Vereinigungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Wir erinnern an Bulles Mahnung an die jungen Künstler: 'Seht mit den Augen der Alten, aber schafft nur, was euer eigenes Empfinden euch eingibt!' an das alte Wort Fr. Ritschls, daß die möglichst strenge wissenschaftliche Durchbildung auch die besten Praktiker mache, und was Ponten Seite 15 dem dankbaren Leser darbietet: 'mit den Augen der Wissenschaft künstlerisch zu sehen'. Der Vorschlag Kerschensteiners, zur schnelleren Bewältigung eines Schriftstellers zeitweise die lateinischen Stunden zu den griechischen hinzuzuschlagen und umgekehrt, wird eingehend geprüft und zu Versuchen aufgefordert. Besondere Beachtung verdient Maiers Werk 'Sokrates, sein Werk und seine geschichtliche Stellung'. Er ist überzeugt, 'daß das sokratische Evangelium auch für die heutige Welt eine Quelle des Lebens, der sittlichen Kraft und Freiheit werden kann'. Gegen den Schluß hin wird der Wert von Kerns Inscriptiones Graecae und der drei Bändchen Archäologie von Koepp betont.

Hausknecht bringt einen Bericht über *Französisch* und *Englisch* für die beiden Jahre 1913/14. Auch er steht unter dem Zeichen des Krieges. Für die Neusprachler reißt er eine Kluft offen zwischen der Zeit vor dem Kriege und der nach dem Frieden leuchtenden Zukunft. Franzosen und Engländer, die wir freundlich empfingen, sind nun bittere Feinde, manche haben sich schroff oder mit gemeiner Niedertracht von uns gewandt. Vier Seiten sind dem gewidmet. Zeigen wir nach dem Kriege mehr Zurückhaltung und Würde; im übrigen werden wir fortfahren, das siegreiche Deutschland weiter zu fördern auf dem Wege echter Gesittung und wahrer Menschlichkeit. Vor- und Weiterbildung der Lehrer, Methodisches, Lehrbücher, Schriftstellerausgaben usw. werden gründlich besprochen. Am Ende werden noch kurz Schülerzeitschriften behandelt.

Über *Erdkunde* berichtet Lampe. Das Jahr 1914 hat das Vaterland durch jähen Kriegsausbruch schwer erschüttert, und der Kampf gewann eine unerhörte Raumweite. Die Erdkunde ist in die Bahn angewandter Belehrung breitester Kreise über staatliche Zustände gelenkt, und sie hat eine große Volkstümlichkeit erlangt. Besonders mußte der Schulunterricht zugreifen. Das Jahr 1914 wird in der Entwicklung der Erdkunde als Lehrfach und als Wissenschaft einen Markstein bezeichnen. 'Kriegsgeographie' ist jetzt die Losung. Was vor dem Juli 1914 liegt, hat jetzt fast nur noch geschichtliche Bedeutung. Pfingsten 1914 war der 19. Deutsche Geographentag, in Herzlichkeit und Gründlichkeit hervorragend, und es kam zu fast einstimmiger Annahme eines Lehrplanes für den erdkundlichen Unterricht an höheren Schulen für die männliche Jugend. Die Erörterungen darüber sind sehr lesenswert wie der ganze

Abschnitt über Methodik. Ich verweise hier schon auf die Zusammenkunft von Dozenten der Geographie an deutschen Hochschulen, die am 26. und 27. April 1916 in Heidelberg stattfand, und bei der einstimmig die Entschließung gefaßt wurde: 'Angesichts der während des Krieges gemachten Erfahrungen, die den Wert gründlicher geographischer Kenntnisse, insbesondere auch der Fähigkeit im Gebrauch der topographischen Karte, dartun, muß die Ausdehnung des Geographieunterrichts in der Schule bis in die oberste Klasse im Umfange von mindestens zwei Stunden wöchentlich und Erteilung des selben ausschließlich durch fachmännisch vorgebildete Lehrer gefordert werden'.

Der umfangreiche Bericht Weises über *Mathematik* behandelt, von einer eingehenden Kritik der Meraner Vorschläge durch Hahn ausgehend, zunächst die reine Mathematik, dann die darstellende Geometrie und das Linearzeichnen. Von dem selben ist auch wider der Bericht über *Physik*, während über *Chemie, Mineralogie* und *Geologie* für die beiden Jahre 1913/14 Doermer berichtet. Die Besprechung der *Biologie* und *Naturwissenschaft als Ganzes* von Matzdorf mußte diesmal ausfallen.

Recht instruktiv und erschöpfend ist der Abschnitt über *Zeichnen* von Kuhlmann, der statt der engen Bezeichnung 'Zeichnen' einen das Wesen des neuen Unterrichts besser bezeichnenden Namen wünscht. Er faßt den Zeichenunterricht auf als den berufenen Erreger und Entwickler des gesamten bildhaften Ausdrucks, als den wichtigsten Träger und Förderer der im Kinde ruhenden, zur Selbstgestaltung drängenden Kräfte.

Den Schluß bilden die Berichte über *Gesang* von Schreiner (für 1913/14) sowie *Turnen* und *Schulgesundheitspflege* von Küppers, in die natürlich die Kriegszeit auch schon hineinspielt.

So ist wider auf allen Wissens- und Unterrichtsgebieten ein überaus reicher Stoff bewältigt und in seinem Wert und seiner Bedeutung für die Schule erörtert, so daß man die reichste Anregung und Belehrung daraus schöpfen und sich auch leicht über Einzelfragen orientieren kann. Welche Anstalt sich die Ausgabe leisten kann, darf nicht verfehlen, den Band anzuschaffen.

Der Druck ist wie immer schön, reinlich und korrekt, doch ist mir unangenehm aufgefallen das verschiedenartige Papier, das verwendet worden ist.

Die Hoffnung des Herausgebers im Vorwort des vorigen Jahresberichts hat sich nicht erfüllt, und noch immer ist kein Friedensschluß in Sicht gerückt. Gott segne ferner unsere Waffen und gebe bald ein für uns siegreiches Ende. Inzwischen wollen wir unentwegt feststehen und weiter tapfer streiten sowohl Marte als auch arte mit dem Wahlspruch der Überschrift der Straßburger Universität Literis et patriae.

Kassel. Fr. Heußner.

Wilhelm Münch, Geist des Lehramts. 3. mit der 2. gleichlautende Auflage. Berlin, Georg Reimer, 1913. XX u. 435 S. Preis 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

W. Münchs tief- und feinsinniges Hauptwerk 'Geist des Lehramts', 'eine Einführung in die Berufsaufgabe der Lehrer an höheren Schulen',

das Buch, welches allein genügt hätte, seinem Verfasser einen Namen unter den deutschen Pädagogen zu machen, liegt seit 1913 in dritter Auflage vor. Ad. Matthias als Freund hat das Vorwort geschrieben, Eduard Spranger hat anschließend daran dem am 25. März 1912 verstorbenen Verfasser einen warmen Nachruf gewidmet, in dessen Verlauf er dem höheren Lehrerstande ans Herz legt, sich nicht länger von der Welt pädagogischer Probleme und Errungenschaften fernzuhalten, eine Lücke der Vorbildung, die sich später leicht durch geringe Freude der Beteiligten am Unterrichte räche.

Münch selbst sagt am Schluß seines Werks: 'Den rechten Geist des Lehramts kann man nicht aus irgendeiner zuverlässigen Quelle beziehen'. Sein Buch will auch kein Lexikon der Obliegenheiten, kein papierner Werber für irgendein pädagogisches System sein, weder in den sechs Abschnitten über den Unterricht noch in den sieben wohl noch vortrefflicheren über die Erziehung, auf die er den Hauptnachdruck legt. Als ob ihm, dem kundigen Menschenbeobachter, das Dogmatische zu ungraziös wäre, vertritt er, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, eine Art Pädagogik der Grazien, schon durch die nie versagende Anmut der geistreichen Darstellung. Spranger in seinem Nachruf sagt mit Recht: 'Münch sah zu deutlich immer das Recht der entgegengesetzten Seite' und spricht von einem leicht relativistischen Zug seines Wesens. Und in der Tat: Wider und wider begegnen wir einem halb wehmütigen, halb schalkhaften Hange zur Bedingtheit des Urteils. A. Biese drückt es so aus: Münch werde nicht müde, Antinomien und Aporien aufzudecken. Wo andere mit dem Brustton der Überzeugung den Gegner zu erledigen trachten, tastet Münch behutsam und mit höchster dialektischer Geschicklichkeit das Für und Wider der Dinge ab. Hat er eben ein treffendes Wort für eine These geprägt, so überrascht uns kurz darauf ein ebenso schlagendes für den Zweifel. Neben den Vorzügen einer Sache sieht er sofort die défauts de leurs qualités. Ganze Abschnitte sind eine Art unterhaltendes Spiel zwischen These und Antithese, oft so, daß man eine schließliche Synthese gar nicht einmal vermißt. Die Salze neutralisieren sich einander in seiner chemischen Retorte. Wäre Münch Parlamentarier gewesen, so würde er 'bei keiner Partei' sein, und solange noch Redner auf der Liste ständen, würde er immer ritterlich gegen den Schluß der Debatte stimmen. — Man höre: Nichts darf dem ernsten Lehrer ferner liegen, als seinen Unterricht pikant machen zu wollen: 'aber darum ist nicht jede Würze zu meiden'; oder: 'Das Urteil des Publikums über Täuschungsversuche in der Schülerwelt ist zwar von unerfreulicher Laxheit, aber es steckt dahinter doch das Verständnis für die natürliche Reaktion gegen die Fülle des empfundenen Drucks'; oder: 'Bei den Äußerungen des Mißtrauens, wie sie in den Familien gegenüber der Gerechtigkeit, der Humanität, der Weisheit der Schulvertreter sehr verbreitet sind, ist nicht wenig unverantwortliche Lässigkeit oder Dreistigkeit im Spiel; aber auch das Maß von Verständnis, welches innerhalb der Lehrerkreise dem Standpunkt der Eltern entgegengebracht wird, ist oft sehr unzulänglich'. — Auch wo er den Anlauf zu einer bestimmteren Urteilsform nimmt, setzt er doch gern einschränkende Bestimmungen hinzu: 'Welche Stätte Biologie in

unserm Schulunterricht finden kann, ist eine sehr aktuelle Frage, auf welche die Zukunft eine wesentlich ablehnende Antwort wohl nicht geben wird', oder: 'Wo die Nervenkraft der jungen Generation im allgemeinen so fühlbar abgenommen hat, macht sich . . .' Wollte sich jemand auf ein energisches Wort Münchs berufen, so könnte ihm sogleich mit einem anderen Worte des selben Münch aus dem selben Zusammenhang Widerpart geboten werden. Münch sucht zwar 'die wünschenswerte Vermittlung', verschmäht aber die wohlfeilen Kompromisse. Echt Münchisch sind solche Wendungen wie 'Freilich soll nicht verkannt werden', 'Immerhin aber muß', 'zwar . . ., aber doch . . .', 'wenn auch keineswegs in dem Maße', 'Was an offenen Fragen übrig bleibt, ist nicht wenig', oder 'Manches weiter damit Zusammenhängende unterliegt der Diskussion'. — 'Ob . . . oder ob . . .', 'Besser das alles ohne Zweifel, als wenn allgemeine Übereinstimmung und Zufriedenheit eine ebenso allgemeine Unterwerfung unter die Tradition befürchten ließe!'

Solche oftmals widerkehrenden pendelartigen Schwingungen mögen manchen Leser enttäuschen, aber solange es auch unter den Pädagogen Menschen gibt, die erst nach genauster Abhörung der beiderseitigen Zeugen ihr Urteil fällen oder — nicht fällen möchten, wird auch Münchs Mut zur Unentschlossenheit, die hier also nicht ohne weiteres Schwäche bedeutet, statt des bestechenden, aber oft so fragwürdigen Mutes zu absoluten Entscheidungen Sympathien finden, jedenfalls aber sehr anregend wirken. — Fehlen sonach Kapitel stark ablehnenden und stark fordernden Inhalts, so macht es besondere Freude und wirkt um so überzeugender, wenn Münch in seltenen Fällen entschieden auftritt. So wird man es gern unterschreiben, wenn er sagt: 'Der Rechte der Erziehung zu einem wesentlichen Teile durch die öffentlichen Veranstaltungen beraubt, hat die Familie sich ihrer Verantwortung in gewissem Sinne entwöhnt.'

Könnte nun eine gewisse unverkennbare Sittenstrenge der von Münch den werdenden Lehrern gegebenen Weisungen ebenso wie jener Relativismus Münchs die jüngeren Standesgenossen, an die sich dem Vorwort zufolge sein Buch zunächst wendet, die doch aber nach Positivem verlangen, leicht abstoßen, so gewinnt der Verfasser anderseits die vorwärts stürmende Jugend dadurch, daß er als ein recht moderner Mensch entschlossen die Möglichkeit neuer Bahmen einräumt. Spranger kann wohl sagen, Münch habe selbst für die revolutionären Forderungen der Neuen und Neusten ein duldsames Verständnis. Auch hatte er vor vielen Pädagogen einen Vorsprung durch seine Beziehungen zu England, Amerika und Frankreich, die ihn befähigten, deutsche und ausländische Erziehungsweise gegeneinander abzuwägen. Für die neueren Sprachen tritt er mit Wärme ein, wobei er oft durch Hinweise und Auszüge auf seine anderen Schriften zurückgreift. Gegenüber dem humanistischen Bildungsideal verhält sich Münch etwas kühl: 'Inwieweit das antike und humanistische Element noch immer unser bestes Geistesleben zu nähren vermöge, darüber gibt es viel heftigen Streit der Anschauungen, aber keine Instanz für maßgebende Entscheidung' (S. 46). Die Forderung des kulturhistorisch angelegten griechischen Lesebuchs macht sich auch Münch zu eigen.

Einen eigenen Reiz hat es jetzt im Weltkriege, die Abschnitte zu lesen, in denen Münch von der nationalen Seite der Erziehung handelt: 'Sind nicht auch gegenwärtig die Mächte um uns und in unserer Mitte mannigfaltig und stark genug, um einen zuverlässigen nationalen Geist stark zu gefährden? Hier muß doch wohl bewußte Arbeit einsetzen, und ein Bewußtsein davon darf vor allem den Erziehenden selbst nicht fehlen, damit es dann bei den Zöglingen ein Echo finde.' Schön! Aber gleichzeitig schließt sich doch Münch den Stimmen des Auslandes an, die finden, 'daß unser deutsches Erziehungswesen allzusehr national sei, d. h. denn ungefähr so viel wie militarisiert und uniformiert', denn er fährt fort: 'Auch bei uns in Deutschland fehlen diejenigen nicht mehr, die ähnlich empfinden und ähnliches wünschen und fordern'. Und anderswo bricht doch geradezu die alte philiströse Angst der voraugustischen Zeit vor dem 'Militarismus' hervor, wenn Münch es für nötig hält zu warnen: 'An Kaserne und Exerzierplatz sollte ... der Ton der Schulklasse nicht leicht erinnern'. Wirklich? — Und ob Münch, wenn er noch eine vierte Auflage erlebt hätte, die Worte stehen lassen würde: 'Absichtliche und künstliche Schärfung der abstoßenden Gefühle gegenüber dem als feindselig betrachteten (!) Ausland kann da zum Ziel genommen werden, Stimmungen und Urteile aus den Zeiten erbitterten Kampfes unnötig (!) immer wider aufgefrischt werden, um von erlogenen Geschichten (?) zur Kennzeichnung der fremdnationalen Bosheit und des inländischen Edelmuts zu schweigen (obwohl die wirklichen Schulbücher in einem gewissen Lande [!] davon lautes Zeugnis geben).' — Münchs Buch wird durch solche Humanität der Zukunft ein charakteristisches Zeichen dafür sein können, wie wenig nationalistisch oder gar chauvinistisch die besten Köpfe in Deutschland vor dem Kriege dachten.

Sehr verdienstlich ist der in die Fachliteratur einführende Anhang. Daß unsere dritte, wie es im Titel heißt, 'mit der zweiten (1905) gleichlautende' Auflage doch aber wenigstens im Anhang Nachträge enthält, beweisen Stellen wie S. 405, 418 u. ö., wo die Angaben bis 1911 führen, oder S. 391, wo sogar die Zahl 1913 erscheint. S. 414 ist als Gesamtzahl der Monumenta Germaniae Paedagogica 'bis jetzt 27 Bände' angegeben. Wir hatten deren aber i. J. 1913 schon 52 Bände. Solche Ungleichmäßigkeit wirkt irreführend. Auf S. 391 sollte wenigstens auch auf die preußische Dienstanweisung von 1911 hingewiesen sein.

Berlin. Hermann Gilow.

Günther Roeder, Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Jena Eugen Diederichs Verlag, 1915. LX u. 329 S. Preis brosch. 7,50 ℳ, geb. 9 ℳ.

Durch diese im Rahmen der von Walter Otto herausgegebenen 'Religiöse Stimmen der Völker' erschienenen Übersetzungen hat sich Roeder das große Verdienst erworben, als erster einem weiteren Kreise wissenschaftlich Gebildeter die religiösen Texte der Ägypter in reicher Auswahl zugängig zu machen. Eine Auswahl war bei der Fülle wichtigen Materials notwendig; von den zwei Möglichkeiten: 'aus vielem etwas' oder 'aus einigem vieles' hat sich Roeder mit vollem Recht für die letzte ent-

schieden. Es ist für den religionswissenschaftlich Interessierten vor allem wichtig, möglichst zusammenhängende Texte zur Verfügung zu haben; einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Sprüche ermöglichen ihm kein selbständiges Urteil. Natürlich ließ sich von den ganz großen Texten, wie von dem Totenbuch usw. nicht alles geben, doch sind auch hier die wichtigsten Kapitel in extenso übersetzt, von den anderen wenigstens die Überschriften und Ritualanweisungen. Von den Pyramidentexten hätte wohl mehr gegeben werden können, wenn auch bei den meisten dieser Texte zum Verständnis vorher noch eine gründliche analytische Bearbeitung notwendig ist. Doch steht ja Sethes vollständige Übersetzung der Pyramidentexte in Aussicht. Sehr anzuerkennen ist es dagegen, daß Roeder mehrere recht wichtige, außerhalb der Fachkreise aber so gut wie unbekannte Texte übersetzt hat, wie die sog. 'Sargtexte', die von den Pyramidentexten zum Totenbuch überleiten, ferner die 'Stundenwachen an der Leiche des Osiris', das 'Apophisbuch' und das 'Ritual der Einbalsamierung'; auch sind dem Glauben des Volkes und der Zauberei große Abschnitte gewidmet. — Jeder Textgruppe ist, soweit erforscht, ihre Text- und Entwicklungsgeschichte vorausgeschickt. Der ganzen Sammlung geht eine ausführliche Einleitung voraus, die vor allem als fortlaufender Kommentar zu den übersetzten Texten dient, daneben auch über Entstehung der Götter und des Kultes, über Totenglaube und -ritus usw. Aufklärungen gibt, und schließlich auf die Zusammenhänge mit der Gnostik hinweist und andere orientalische Religionen zum Vergleich heranzieht. Reiche, übersichtliche Indices vervollständigen die sonstigen Vorzüge des Buches. — Gewiß vermißt der Fachmann manchen Text, manches in Anordnung und Übersetzung ruft Widerspruch hervor, doch das muß zurücktreten vor dem großen Verdienst des Verfassers, zum ersten Male eine Reihe wichtiger religiöser Texte auch Nichtägyptologen in bequemer Form zugängig gemacht zu haben und dadurch wesentlich beizutragen, die ägyptische Religion von dem mysteriösen Dunkel zu befreien, das ihr seit den Zeiten Plutarchs anhaftet und ihr richtiges Verständnis erschwert.

Steglitz-Berlin. Adolf Rusch.

---

1) Sophokles, erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. 1. Bdch. Aias. 10. Aufl. Neue Bearbeitung von Ludwig Radermacher. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913. 196 S. 2,20 ℳ.

Mit der mir zur Besprechung vorliegenden Ausgabe des Aias und der 1914 erschienenen der Trachinierinnen hat die neue Bearbeitung der Schneidewin-Nauckschen Sophoklesausgabe ihren Abschluß gefunden. Das den Aias enthaltende Bändchen gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, daß es die von L. Radermacher durchaus neu verfaßte allgemeine Einleitung enthält. Indem dieser die zahlreichen, der Kritik nicht Stand haltenden Angaben der Späteren über Sophoklos Leben, die in den früheren Auflagen einen breiten Raum einnahmen, übergeht, stellt er das wenige, was sicher überliefert ist, zusammen, um dann auf Grund der neueren Untersuchungen, besonders von U. v. Wilamowitz und F. Leo (s. S. 5 Anm.) ausführlicher von seinen Dramen zu handeln. Radermacher weist auf die Entwicklung in Sophokles poetischem Schaffen

hin, 'die gewiß nicht so ausgesprochen war wie bei Euripides', weil 'Sophokles Dichtung in einer tiefgehenden, festbegründeten Überzeugung wurzelte', die wir aber doch übersehen können, weil sich die erhaltenen Dramen auf verschiedene Zeiten verteilen (s. die Verwendung der drei Schauspieler in der Antigone und im Aias einerseits und im Oidipus auf Kolonos anderseits). Die Sorgfalt in der Gesamtanlage der Stücke, neben der eine größere individuelle Freiheit als bei Euripides bemerkbar ist, und das Streben, jede einzelne Szene zu ihrer größten Wirkung kommen zu lassen, selbst wenn das zu Widersprüchen in der Gesamtanlage führen sollte, werden als bezeichnend hervorgehoben. Auf den rhetorischen Charakter der antiken Tragödien wird hingewiesen und der Gegensatz zu modernen dramatischen Kunstwerken betont, die Kunstmittel, besonders das des Kontrastes, werden aufgezeigt, dabei hervorgehoben, daß der Einfluß der rhetorischen Theorie bei Sophokles geringer war als bei Euripides. Radermacher berührt auch die Einfachheit der Charakterzeichnung des Sophokles gegenüber den komplizierten Charakteren des Euripides, bezeichnet aber die Nachricht, Sophokles habe geäußert, er schaffe Charaktere, wie sie sein müßten, Euripides, wie sie wirklich seien, als eine unzutreffende Erfindung. In der dann folgenden Erörterung über die Sprache des Sophokles wird bemerkt, daß wir gelernt haben, die sprachlichen Probleme der Tragödie unter dem Gesichtspunkt einer historischen Entwicklung anzusehen, woraus sich die Notwendigkeit ergebe, 'die Schätze an Sprachbeobachtung, die in den Kommentaren älterer Gelehrten von Valkmaer bis Lobeck und Nauck niedergelegt sind, nach historischen Gesichtspunkten zu revidieren'.

Den Abschnitt über die Überlieferung kann man in den Sätzen zusammenfassen (S. 28), daß gegen Ausgang des Altertums der Verfasser unserer Sammlung von sieben Sophoklesstücken zu sechs Tragödien, die ihm in achtungswerter Überlieferung vorlagen, ein weiteres Stück, die Trachinierinnen, gefügt hat, und (S. 31) daß das Stammexemplar, auf das der Laurentianus und die jüngeren Handschriften zurückgehen, jene gegen Ende der Antike gemachte Ausgabe von sieben Stücken, zwar reich an unerheblichen Varianten war, aber arm an solchen Lesungen die stark voneinander abweichen.

In der nun folgenden Einleitung zum Aias gibt Radermacher an stelle der ausführlichen Inhaltsangabe bei Nauck eine kurze Würdigung des Inhalts, der Charakterzeichnung, der Sprache und der Stellung des Stückes unter den erhaltenen Tragödien (mit der Antigone und den Ichneutai zeitlich zusammengehörig, aber wohl nach der Antigone) und druckt dann über den dramatischen Stoff und seine sonstigen Bearbeiter (S. 36—42) den betreffenden Abschnitt der früheren Auflagen mit einigen Kürzungen und Zusätzen ab.

Der Text zeigt, dem Grundsatze des Bearbeiters entsprechend, der handschriftlichen Überlieferung zu ihrem Rechte zu verhelfen, ein anderes Gesicht als der von Nauck. Zwar beanstandet auch Radermacher das von Nauck gar nicht in den Text gesetzte *ὑποδείσαντες* in Vers 109, erklärt 314 für entbehrlich, 571 mit Elmsley für unecht, ebenso den albernen Vers' 812, bezeichnet 842 wegen des Superlativs *φιλίστων*

als apokryph, hält 966—970 der Interpolation für verdächtig, ebenso 1105 und 1106 und 1111—1117, die er dem selben Interpolator zuschreiben möchte — ja er tilgt die von Nauck, wenigstens in der mir allein vorliegenden achten Auflage, behaltenen Verse 236 und 857 und den Schluß 1418—1420, während er 1417 als unverständlichen Rest des Schlußchors verteidigt; im übrigen aber sucht Radermacher an zahlreichen Stellen die Überlieferung durch sorgfältige Interpretation (z. B. 152. 510. 1013), feine sprachliche und ästhetische Bemerkungen (382. 1027ff.) und psychologischen Erwägungen (s. bes. 1396—1398) zu stützen. Die von Nauck als sinnlos entstellt bezeichneten Worte *φίλοι τοῖσδ᾽ ὁμοῦ πέλας* (406) sucht Radermacher durch *φιλαίτιοι δέ μου πέλας* zu heilen, wodurch wenigstens ein annehmbarer Sinn erzielt wird, 384 nimmt er mit Dindorf *μὴν* in den Text, 424 mit Recht Gleditschs *οὔτιν᾽ ἅ*, 563 *τροφῇ* für *τροφῆς*, was mir nicht notwendig erscheint, Vers 636 vermutungsweise *ἄρστος*, 1011 *ἥδιον* aus A gegen L, 1373 *χρῆς* mit Dindorf.

Der Kommentar enthält Inhaltsangaben der einzelnen Abschnitte, sowie über das von Nauck gebotene hinaus dramaturgische, ästhetische, sagengeschichtliche und sprachliche Bemerkungen, dazu Übersetzungen und Erklärungen schwierigerer Stellen, wobei gelegentlich auf nicht gelöste Schwierigkeiten hingewiesen wird.

Den metrischen Anhang hat Radermacher ausführlicher gestaltet, obgleich er bekennt, daß ihm der Entschluß dazu wegen der 'Unsicherheit unseres Wissens' nicht leicht gefallen ist. Er entspricht wie der lediglich eine kurze Aufklärung über die Grundlage des Textes bietende kritische Apparat am Schluß seinem Zwecke. Für eine Neuauflage wäre es erwünscht, wenn der Text der Strophen und Gegenstrophen wie in der unten besprochenen Antigone unter die Schemata gedruckt würde. Die Drucklegung ist vortrefflich.

Jeder, der an das Studium des Sophokles herangeht, kann nunmehr in der von Bruhn und Radermacher besorgten Neubearbeitung des Dichters die beste Führung und Belehrung finden.

2) Sophokles, erklärt von F.W. Schneidewin u. A. Nauck. 4. Bdch. Antigone, 11. Aufl., besorgt von Ewald Bruhn. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913. 221 S. 2,20 ℳ.

Gegenüber der 1904 erschienenen 10. Auflage hat sich dem Herausgeber eine weitgehende Umgestaltung nicht als notwendig gezeigt. Der erste Teil der Einleitung, 'die Sage', ist im Texte fast unverändert geblieben, in den Anmerkungen wird wie überall in der Ausgabe die neuere Literatur berücksichtigt, besonders die 'wertvollen Untersuchungen von Dopheide und Tycho v. Wilamowitz-Moellendorff'. In dem zweiten, von der Vorgeschichte handelnden Abschnitt schließt sich Bruhn an die Auffassung des letzteren von dem *ἄλογον* zwischen Vers 23 und 897ff. an, während er früher *ὡς λέγουσι* (V. 23) als interpoliert bezeichnete. 'Der Widerspruch ist nicht wegzuerklären, vielmehr anzuerkennen, daß Sophokles die Vorfabel jedesmal so gestaltet hat, wie er sie brauchte.' Auch den dritten Abschnitt 'von den Charakteren des Stückes' hat Bruhn beibehalten, rechtfertigt das gegen Tycho v. Wilamowitz, von dem er in

der Beurteilung der Arbeitsweise des Sophokles gelernt zu haben bekennt, mit folgender Bemerkung (S. 16 Anm.): 'Ich habe immer geglaubt, der große Dichter zeigt sich eben darin, daß seine Gestalten als leibhaftige Menschen vor seiner Seele ständen. Das kann ich nicht beweisen. Aber ich bin bei den Charakteristiken stets von der Interpretation der einzelnen Stelle ausgegangen, ohne in sie eine vorgefaßte Meinung hineinzutragen.' In dem Abschnitt über das Gefängnis der Antigone lehnt Bruhn mit Recht die Vermutung Tycho v. Wilamowitzens ab, der an eine natürliche Höhle bei Theben dachte, und tritt erneut dafür ein, daß ein sogenanntes Kuppelgrab der mykenischen Zeit gemeint sei, ohne sich P. Corßen anzuschließen, der da meinte, daß dies 'ein für derartige Hinrichtungen von vornherein bestimmter Bau gewesen sei'. Über das Enthymem in der Abschiedsrede der Antigone endlich bemerkt Bruhn, daß er unter Anerkennung der tief eindringenden Arbeit von J. Möller 'Ein Problem aus der Antigone' an der Abhängigkeit von Herodot festhalte und die Stelle dem Sophokles zuschreibe. 'Aber für Antigones Charakteristik läßt sie sich nicht verwerten, sie bleibt eine Interpolation, nur eine vom Dichter selbst begangene'. Mit dieser etwas künstlichen Lösung kann ich mich nicht befreunden. — Die Textgestaltung entspricht der in der vorigen Auflage. Neben der schon erwähnten Annahme einer Interpolation des ganzen Verses 24 ist mir nur aufgefallen, daß Bruhn n Vers 1289 nach der ansprechenden Vermutung von P. Menge ὦ πόποι an Stelle des Engerschen ὦ τίν' αὖ in den Text genommen hat. Der Kommentar zeigt überall die nachbessernde Hand und sorgfältige Berücksichtigung der seither erschienenen Literatur (z. B. 4. 111 117ff., 289, 423, 760ff.). In der Analyse der einzelnen Lieder ist in dankenswerter Weise wie in den neuen Ausgaben des König Oidipus und der Elektra der Text der Strophen und Gegenstrophen unter die Schemata gedruckt. Im kritischen Apparat hat Bruhn die Vermutungen über das Verhältnis des Laurentianus zu den jüngeren Handschriften gestrichen und auf einen für die Textgestaltung nicht in Betracht kommenden Papyrusfetzen aus Oxyrrhynchos hingewiesen.

3) Antigone, Eine Tragödie des Sophokles. In neuer Übersetzung von Jakob Herzer. Bamberg, C. C. Bucherers Verlag, 1913. Geh. 60 ℳ, geb. 80 ℳ.

Die in gefälliger Ausstattung erschienene Übertragung gehört zu einer Sammlung von Meisterwerken der Weltliteratur, die Oberstudienrat Vinzenz Lößl herausgibt, um dem Gebildeten Gelegenheit zu geben ihm im Originale nicht zugängliche Werke in Übersetzung zu genießen. Herzer schickt neben einer trefflichen Inhaltsangabe des Stücks eine Übersicht über die Entwicklung des Dramas und Theaters bei den Griechen voran, die zwar in einzelnen Abschnitten zu wenig der neueren Forschung Rechnung trägt, aber geeignet ist, die Teilnahme des Lesers für die großen griechischen Dichter von Aischylos bis Menander zu erwecken. Von diesem hätten doch die umfangreichen Reste auf ägyptischen Papyri erwähnt werden sollen. Die Übersetzung selbst schließt sich in Versmaß und Wortlaut eng an den griechischen Text an, was hier und da zu

Härten führt und ihr nicht die Lesbarkeit verleiht, wie sie die Übersetzungen von Bellermann und Amelung auszeichnet.

Naumburg a. S. K. Pilling.

M. Schuster, Zur Schullektüre der römischen Elegiker. I. Teil. Sonderabdruck aus d. Jb. des k. k. Staats-Ober-G. in Wr.-Neustadt 1915. 20 S.

Diese methodisch wertvolle Abhandlung, die auf jeder Seite Belehrung und Anregung bietet, beschäftigt sich ausschließlich mit Catull, dem 'Realisten' unter den römischen Dichtern. Schon deshalb darf die 'original-römische Lyrik seiner *nugae'*, für die auch Horazens Oden keinen Ersatz bieten, in der Schule nicht übergangen werden. Und ich kann aus meiner eigenen Praxis hinzufügen, meine Obersekundaner waren für diese Gedichtchen begeistert. Auch bieten Stil und Versmaß wenig Schwierigkeiten.

Die Auswahl, die Schuster vorschlägt, ist sehr reichhaltig: 1. Lesbialieder, 2. Freundeskreis, 3. Freude an der Natur, 4. Froher Lebensgenuß, 5. Satirische Poesie[1]). Besonders wertvoll sind Schusters Verweisungen auf deutsche Parallelen, angefangen von Walther von der Vogelweide bis Mörike, der unserm Dichter geistesverwandt ist.

Der Verfasser geht auch kurz auf die Versformen, die Sprache, Diktion, Charakteristik der Personen ein. Zum Schluß gibt er noch Anweisungen über Detailbehandlung (S. 12ff.), besonders zu c. 44 (S. 13—16), c. 84 (S. 17—19), c. 31 (S. 19—21). Den Abschluß bildet immer die Prosaübersetzung.

Die Gelegenheit sei benutzt, einige neuere Übertragungen[2]) zu empfehlen: neben Stowassers etwas lederner Römerlyrik kommen in Betracht: K. Belau, Römische Dichter in deutschem Gewande (Beilage z. Jb. d. Kgl. Rg. in Dirschau 1912) und die Nachdichtung in deutschen Reimen von K. Hendel, mitgeteilt von M. Pflüger, Catull als Schullektüre (Progr. Rg. Mannheim 1913)[3]), endlich das zierliche Büchlein von Walter Amelung (Jena 1911 bei Diederichs).

---

[1]) Ich selbst habe die Gedichte jeweils in folgenden drei Abteilungen behandelt: 1. Lesbialieder, 2. Bithynische Reise (das Gedicht Nr. 101 'Am Grabe des Bruders' reiht sich meines Erachtens besser dem Gedicht 46 an, dann 31 und 4), 3. Gedichte an Freund und Feind.

[2]) Für Horaz haben wir ein gutes Hilfsmittel an Menges prächtigem Buch, das nur den Nachteil hat, daß es zu teuer ist. Es wäre zu wünschen, daß der Verlag sich entschlösse, die modernen Übertragungen gesondert in billiger Ausgabe herauszugeben. Eine dankenswerte billige Auswahl gibt uns Seb. Roeckl, Oden des Horaz in modernem Gewande (Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1909).

[3]) Vgl. meine Besprechung dieser beiden Programme Sokr. IV, 1916, 247. 250.

Charlottenburg. A. Kurfeß.



Karl Ernst Georges, Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet. Achte, verbesserte und vermehrte Auflage von Heinrich Georges. Dritter Halbband: *I* bis *periculosus*. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1916. 1600 Sp. 8. 9 ℳ.

Nach der ursprünglichen Ankündigung hatte das ganze Werk schon 1915 abgeschlossen werden sollen; nun steht noch der letzte Halbband aus. Auch hier hat die Schwere der Zeit hemmend eingegriffen. Aber wir sind dem Bearbeiter und Herausgeber wie der Verlagshandlung dankbar, daß sie die Fortführung des Werkes, der man mit Spannung entgegensah, in die Wege geleitet haben. Wir haben die beiden ersten Halbbände des 'Großen Georges' in dieser Zeitschrift angezeigt 1912 S. 50—53 und 1913 S. 432—435; da der vorliegende dritte Halbband die selben Vorzüge zeigt wie die beiden ersten, da der Herr Bearbeiter die gleiche Gewissenhaftigkeit und Umsicht, den selben Scharfsinn und ins Kleinste gehenden Fleiß auch hier bewährt hat, Anlage und Durchführung die selben geblieben sind, so kann, um Widerholungen zu vermeiden, im allgemeinen auf das in jenen beiden Besprechungen niedergelegte Urteil verwiesen und dieser dritte Halbband mit der selben Empfehlung begleitet werden. Auch hier sind viele Artikel erweitert, ja ganz umgearbeitet (was hier auf 1600 Spalten steht, brachte die siebente Auflage auf 1423); berücksichtigt sind für die Beispiele die neuesten maßgebenden Ausgaben (z. B. Ausonius nach Schenkl, Fulgentius nach Helm); die Auswahl der Beispiele ist einer erneuten sorgfältigen Prüfung unterzogen, so daß durch neue Stellen hier und da neue Bedeutungen hinzugekommen sind (z. B. bei *ignoranter* durch eine Stelle aus Augustin); die Zitate, die wider sehr zahlreich sind (namentlich bei selteneren Wörtern) und von denen ich wider eine große Zahl verglichen habe, sind durchweg genau, oft werden gut beglaubigte Lesarten besonders vermerkt oder es wird auf kritische Besprechungen in Ausgaben, Zeitschriften u. dgl. verwiesen. Etymologien werden häufig mitgeteilt, sofern sie sicher sind, und dann wird gern das Verwandte zusammengestellt (vgl. z. B. unter *pāsco*). Daß *i* und *j* nicht mehr unterschieden wird (wie in der siebenten Auflage), daß Fremdwörter nach Möglichkeit ausgeschaltet sind, wie überhaupt auf Richtigkeit des deutschen Ausdruckes Gewicht gelegt wird, sei nur nebenbei bemerkt. Was die Realien betrifft, so sind auch diese, der Ankündigung auf dem Titelblatt entsprechend, eingehend berücksichtigt, sowohl was Mythologie und Geschichte wie eigentliche Altertümer angeht. Allerdings fehlen unwichtigere Persönlichkeiten der Literaturgeschichte (wie Lampridins, obgleich gelegentlich zitiert) oder geographische Namen, die nur aus der Stelle, wo sie vorkommen, bekannt sind, sowie solche der späteren Zeit (wie *Palaestina salutaris,* bei Corippus; auch Iuvavum fehlt). Doch sind im ganzen biographische und besonders das Staatsrecht betreffende Mitteilungen reichlich gegeben, wie denn überhaupt in bezug auf Antiquitäten den an ein Handwörterbuch zu stellenden Anforderungen Rechnung getragen ist.

Auch hier sei es mir gestattet, einige Einzelbemerkungen hinzuzufügen.

Sp. 3 Z. 5 v. u. steht *Cnaeus* (statt *Gnaeus*), Sp. 19 unter 1 *Icarus* muß es statt *die den . . . Trunkenen* heißen *die . . . Trunkenen.* — Sp. 26 für *idoneitas* wird eine Stelle aus Augustinus angeführt; es steht auch in den Cassianausgaben Coll. 3, 15, wo allerdings Petschenig nach seinen Handschriften *idonitas* setzt. — Sp. 31 *igitur* a. E.: Cic. Tusc. 1, 9 steht *igitur* nicht an erster Stelle; es soll wohl heißen 1, 4. Übrigens hat Cicero *ig.* an erster Stelle 30 mal, davon 4 mal in Reden (nach Kühner-Stegmann, Ausführl. Gramm.[2] § 174, 2); Caesar hat *ig.* überhaupt nur einmal. — Sp. 36 bei Adv. *ignominiose* steht: 'mit Komparativ und Superlativ', nicht beim Adjektiv; übrigens wird die Bemerkung öfters unterlassen, wenn die Beispiele den Komparativ und Superlativ bringen. — Sp. 36 bei *ignorabilis* hat Menge auch die Bedeutung *unerkennbar,* was der Wortbildung entspricht. — Sp. 172 ob das *ἅπ. εἰρ. increbro* Berechtigung hat, kann zweifelhaft erscheinen; Studemund schlug vor, Plaut. truc. 1, 50 statt *si increbravit* zu schreiben: *sin* crebra[s d]u[c]it. — Sp. 193 zu *indicere:* in einer von Mommsen Hermes 1881 S. 495 ff. mitgeteilten Inschrift (da das CIL. mir hier nicht zugänglich ist, kann ich sie leider nur so zitieren) steht *indeixsit* in der Bedeutung von *indicavit,* was der späteren Sprache nur noch in gewissen Formeln, namentlich in Verbindung mit den Versammlungen und den Festen, geläufig ist. — Sp. 287 fehlt *innumerositas* Cassian. inst. 1, 2, 4, contra Nestorium 7, 3. — Sp. 331 *instructus* = Hausrat Cassian. inst. 5, 37 in der Kapitelüberschrift. — Sp. 340 *intaminatus* 'unbesudelt, unbefleckt'; aber Corp. gloss. II p. 88, 44 steht *'intaminata μιανθέντα'.* — Sp. 433 *invite:* Cic. ad Att. 8, 3, 4 liest Baiter nach dem *M in te.* — Sp. 474 bei *itinerarium* konnte auf uns erhaltene Itinerarien aufmerksam gemacht werden. — Sp. 491 *Iulus* — Tac. ann. 1, 10 schreibt Andresen *Iullos.* — Sp. 493 unter *iungo* B 4 steht: *fundos iungere* 'zusammenkaufen'; es heißt aber auch 'Grundstücke zusammenlegen' zum Zwecke der Besteuerung, indem ein *fundus inutilis* mit einem *f. utilis* verbunden wird, um auch ersteren zur Grundsteuer heranzuziehen. — Sp. 503 unter *iustitia* war die Personifikation zu erwähnen (wie später unter *necessitas*). — Sp. 507 unter *iuvenis* konnte an die collegia iuvenum erinnert werden. — Sp. 511 *K* ist bei den Grammatikern auch Abkürzung für *caput* (siehe Schneider, lat. Gramm. 1, 291). — Sp. 538 unter *laena* mußte stehen, daß sie insbesondere vom amtierenden Flamen getragen wurde: Serv. zu Verg. Aen. 4, 262 toga duplex, in qua flamines sacrificabant infibulati; auch aus der von Georges angeführten Stelle aus Cic. Brut. geht es hervor. — Sp. 578 unter *Latinus* fehlt der Personenname, während nachher Lavinia als Tochter des L. bezeichnet wird. — Sp. 580 *latratus* Z. 19 ist an der Stelle Sid. ep. 1, 1, 4 zu lesen *lividorum latratuum* (statt *latratus*). — Sp. 596 wird unter der Schlußbemerkung zu *lavo* das Part. *loturus* nicht erwähnt, obwohl es bei Pers., Mart., Plin., Apul. vorkommt. — Sp. 600. Daß die *lectica* als Erfindung der Bithynier galt, war mit Bezugnahme auf Catull. 10, 14 (auch Cic. Verr. 5, 27) wohl zu erwähnen. — Sp. 660 *limo:* Phaedr. 3, 10, 49 liest Lucian Mueller *rimasset.* — Sp. 702 steht: *'loquella* siehe *loquela'*; hier liest man dann: 'in den besten Handschriften *loquella'.* Warum wird dies nicht als Stichwort gesetzt, wie

es Verfasser in seinem Kleinen Handwörterbuch getan hat und wie es in diesem Bande selbst mit *luella* geschieht? — Sp. 710 *Lucilius* — die Stelle steht Quint. 10, 1, 93 (nicht 92). — Sp. 731 *lustralis:* ein aedilis lustralis erscheint mehrfach in Inschriften als Gemeinde- oder Kultbeamter in Tusculum. — Sp. 764 *magistratus:* in der Schlußbemerkung ist die Dativform *magistratu,* die sich Caes. bell. Gall. 1, 16, 5 in einigen Handschriften findet, vielleicht mit Bedacht unberücksichtigt geblieben. — Sp. 790 die Schlußbemerkung unter *mancipium* gehört ans Ende des folgenden Wortes *mancipo,* worauf auch unter *mancipio* verwiesen wird. — Sp. 820 *marsuppium* ('Geldsäckchen, Geldbeutel') muß ein stattlicher Beutel gewesen sein; Plaut. Rud. 1313 faßt es 800 Goldstücke, in den Menaechmen läßt es der Herr von einem Diener tragen. — S. 836: wie Kaiser *Maxentius* angeführt wird, so hätte auch *Maximianus* gebucht werden sollen. — Sp. 865: unter *Memmius* war C. Memmius trib. pl. 111, der den Krieg mit Jugurtha bewirkte, namhaft zu machen. — Sp. 894 fehlt *meris* 'Parzelle', das inschriftlich mehrfach beglaubigt ist (vgl. A. Schulten, Hermes 1906 S. 5). — Sp. 921 *mille* als Substantiv (mit Genetiv) kommt gerade bei Livius nicht selten vor, weshalb dieser unter den Beispielen jedenfalls hätte genannt sein sollen; vgl. C. Wagener, N. Phil. Rdsch. 1888 S. 256, wo der selbe sogar einige Beispiele aus Livius für den Ablativ des substantivischen *mille* beibringt. — Sp. 975 *Moles Martis* (unter *moles* I a. E.) steht nicht bloß Gell. 13, 22, 2, sondern *Molibus Martis* auch in einer von Mommsen (Hermes 1882 S. 631 ff., bes. 637) behandelten Inschrift, wodurch zugleich die Lesart der besseren Handschriften der Gelliusstelle *Moles* (statt *Molas*) bestätigt wird. — Sp. 980 *molītor* II 'der Umgeher mit etwas' — besser: der mit etwas umgeht, es ins Werk setzen will. — S. 994 *monitor* I, B, d: ein *monitor sacrorum* kommt widerholt auf Inschriften vor als höherer Kultbeamter in Tusculum; einer von ihnen hat es sogar in Rom zum Prätor und Prokonsul gebracht. — Sp. 1137 unter *nemo* steht *nemo nostrûm, vestrûm;* das Dehnungszeichen ist überflüssig. — Sp. 1150 unter *neuroīdes* steht: 'sehenartig' (statt sehnenartig). — Sp. 1154 unter *Nicomedes* war wohl Nic. III. namhaft zu machen, der sein Land den Römern vermachte. — Sp. 1189 *Norbanus* wird nur als 'Einwohner von Norba' angeführt; es hätte als römischer Familienname angegeben werden müssen. — Sp. 1191 unter *nota* waren die notae Tironianae zu erwähnen, die gelegentlich an anderen Stellen genannt werden. — Sp. 1193 unter *notitia* hätte die Notitia Dignitatum, das byzantinische Staatshandbuch, Erwähnung finden sollen. — Sp. 1229 unter *nupturio* ist zu lesen *nuptuio* (statt *nuptuo*). Martial hat übrigens diese Nebenform und damit das Desiderativum *nupturio* selbst (nebst zwei anderen, cenaturio und cacaturio) in die Schriftsprache neu eingeführt. — Sp. 1254 *obnixus:* die aus Verg. Aen. 11, 337 angeführten Worte stehen nicht an dieser Stelle; wo sie zu finden sind, habe ich nicht feststellen können. — Sp. 1258 *Obrimas* ist an der Liviusstelle 38, 15, 12 nicht hinlänglich bezeugt. — Sp. 1270 zu *obsidium* wird aus Livius zitiert: *occupare obsidio Lacedaemonis exercitum;* es scheint nur einmal, bei Livius, vorzukommen: 34, 33, 13 steht *si occupasset obsidio Lacedaemonis exer-*

citum, wo *obsidio* sehr wohl Nominativ sein kann. — Sp. 1291 *obviare* kommt spätlat. auch transitiv vor: Visio Pauli 16 p. 18, 25 steht 'oblivio et susurracio obliviaverunt eam'. — Sp. 1344 *omnimodis* — unter den Schriftstellern, bei denen es vorkommt, wird Cassian gar nicht genannt, der es in Inst. und Coll. widerholt bringt. — Sp. 1378 *opulentia* steht August. civ. dei 5, 18, 1 (nicht 4, 18, 1); doch ist die Seitenzahl bei Dombart richtig angegeben. — Sp. 1457 unter *panegyricus* wird der Paneg. des Isocrates erwähnt, der des jüngeren Plinius nicht. — Sp. 1481 *Parnasos:* Stat. Theb. 7, 346 steht nicht P. biceps, sondern wörtlich *Parnasson utrumque.* — Sp. 1507 in. hätten unter *patres* die vier Bedeutungen genannt werden sollen, unter denen das Wort bei den Schriftstellern vorkommt: in der des patrizischen Senates (in der Königszeit), der des ganzen patrizisch-plebejischen Senates, der patrizischen Bürgerschaft und (gegen Ende der Republik) auch der Optimaten (vgl. Mommsen, Röm. Forsch. I 228 Anm. 16 und Cristensen, Hermes 1875, 196 ff.). — Sp. 1517 *paulus* — *'post paulum* = bald nachher' wird aus Quint. zitiert; es steht auch Caes. b. g. 7, 50, 6 (bei Caesar nur hier). — Sp. 1525 Z. 15 v. u.: die Stelle steht Ov. am. 3, 2, 60 (nicht 50). — S. 1535 *pedatura* 'ein nach dem Fußmaße bestimmter Raum'; das ist nicht genau genug; vor allem ist es (bei Hygin, Vegetius, auf Inschriften) der für einen Truppenteil im Lager bestimmte und abgemessene Raum. — Sp. 1546 Z. 3 v. u.: *Schutzgötter* (statt *Schutzgöttin*). — Sp. 1586 wird *perfectissimatus* gebucht, Würde der *perfectissimi,* der vierten von Constantin geschaffenen Rangklasse; folgerichtig hätte unter *illustris* eine entsprechende sachliche Bemerkung stehen sollen.

Es sind nur Kleinigkeiten, die ich vorzubringen hatte, die zudem vielleicht hier und da für überflüssig mögen gehalten werden; sie verschwinden gegenüber der reichen Fülle und der Gediegenheit des Inhaltes des Werkes. Auch der vorliegende Halbband ist ein Zeugnis des echten deutschen Gelehrtenfleißes. Möge es dem Herrn Bearbeiter vergönnt sein, uns bald den Schlußband seines großen Werkes zu bieten, das fortan ein hervorragendes Hilfsmittel sein wird für das Studium der lateinischen Schriftsteller und der lateinischen Sprache überhaupt.

Hanau. O. Wackermann.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

ZWEIUNDVIERZIGSTER JAHRGANG

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1916



INHALT

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Horatius

1. Ausgaben und Kommentare

1) Q. Horatii Flacci carmina. Textausgabe für den Schulgebrauch von Gustav Krüger. Vierte Auflage. (Bibliotheca Teubneriana: Schultexte). Leipzig und Berlin 1914. B. G. Teubner. XXVII und 337 S. 8. Geb. 1,80 ℳ.

In der Erwartung, hier die letzten Produkte der wissenschaftlichen Tätigkeit des verstorbenen, um die Horazforschung so wohlverdienten Mannes in Händen zu haben, sieht man sich getäuscht: Das vorliegende Buch ist lediglich eine neue Titelauflage der dritten Auflage, die im JB. XXXVIII S. 113 angezeigt ist.

2) Des Q. Horatius Flaccus sämtliche Werke. Erster Teil: Oden und Epoden, für den Schulgebrauch erklärt von C. W. Nauck. Achtzehnte Auflage von P. Hoppe. Leipzig und Berlin 1915, Teubner. XXVIII, 219 S. 2,40 ℳ.

Eine ausführliche Anzeige dieses trefflichen Buches durch den Unterzeichneten siehe in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1915 n. 48 S. 1492—1501 und n. 49 S. 1526—1535.

2. Übersetzungen

Vakat.

3. Abhandlungen

3) George Converse Fiske, Lucilius, the Ars Poetica of Horace, and Persius. In den Harvard Studies in Classical Philology, XXIV (1913) S. 1—36.

Diese sehr beachtenswerte Untersuchung baut erfolgreich weiter auf den von Norden (Hermes XL S. 481 ff.) und Cichorius (Untersuchungen zu Lucilius, S. 109 ff.) gegebenen Grundlagen.

S. 1. *It is my purpose in the present paper to show (1) that the influence of Lucilius was felt in the form and language of Horace's Ars Poetica; (2) that the aesthetic creed of Persius, especially in his first satire, and incidentally in his other satires, is derived from the Ars Poetica of Horace, but readapted to suit the changed literary conditions of the age of Nero.* Was F.s Abhandlung über Persius enthält, scheidet für diesen Jahresbericht aus.

S. 16. *The evidence afforded by a comparison of the fragments of Lucilius with Horace's Ars Poetica tends to support the belief that*

Lucilius' theory of literary criticism was formulated according to the same rhetorical σχήματα, and under the same rhetorical influences — mainly Greek — as Horace's Ars Poetica. Furthermore such a detailed comparison shows by direct imitation, free adaption of words, scenes, thought, and language, that Lucilius was the first Latin exponent of many of the theories of literary criticism, hitherto regarded as peculiarly Horatian, as well as the direct model of no inconsiderable portions of the Ars Poetica.

S. 33 f. Als Stellen, bei denen eine Anlehnung des Horaz an Lucilius vorliege, führt Fiske folgende auf: H. 11—13 = L. 588; H. 21 bis 23 = L. 632; H. 30 = L. 698; H. 48—53 = L. 649 f.; H. 95—98 = L. 597 f.; H. 98 = L. 610; H. 102 f. = L. 590; H. 238 = L. 881; H. 242 = L. 386; H. 247 = L. 608; H. 275—277 = L. 437; H. 310 = L. 609 (wohl Druckfehler für 709); H. 312 ff. = L. 1326 ff.; H. 317 f. = L. 1029; H. 323 = L. 709; H. 358 = L. 391; H. 372 = L. 702; H. 419 = L. 1282; H. 422 = L. 664; H. 426—428 = L. 805; H. 428 = L. 805; H. 452 (es muß heißen 431 f.) = L. 954; H. 442—444 = L. 1026; H. 450 = L. 953; H. 450 = L. 611.

Auf die erste der obigen Parallelen möchte ich mit ein paar Worten eingehen, weil sie (worauf Fiske nicht besonders hinweist) geeignet sein dürfte, das Verständnis der betreffenden Horazstelle zu fördern: L. *nisi portenta anguisque volucris ac pinnatos scribitis* = H. *sed non ut placidis coeant immitia, non ut serpentes avibus geminentur, tigribus agni.* Was meint Horaz hier mit *coire* und *geminari*? Während manche Kommentatoren sich darüber entweder gar nicht oder nicht deutlich äußern, sagt L. Müller mit Bestimmtheit: 'Gemeint ist hier . . . die geschlechtliche Begattung, vgl. Ep. 16, 31 f.' Aber durch die Luciliusstelle (und übrigens doch auch schon durch den Zusammenhang bei Horaz) wird es wahrscheinlich gemacht, daß vielmehr an Mischgestalten, geflügelte Schlangen, Lämmer mit Tigerköpfen, zu denken ist.

4) Anselmo di Bella, Un passo dell' epodo V di Orazio (v. 87.88). In den Studii critici offerti da antichi discepoli a Carlo Pascal nel suo XXV anno d'insegnamento. Catania 1913. Francesco Battiato, editore. S. 179—185.

Zu den vielen bisherigen Interpretationen dieser Stelle ist noch eine neue Spielart zu verzeichnen. *Mi pare che ai due versi si possa dare una interpretazione alquanto diversa* (es ist vorher von der Auffassung Dominicis die Rede, vgl. JB. XXXVII S. 150), *la quale non solo non alteri la lezione, ma neanche il significato comune delle parole. Si puo ritenere 'magnum fas nefasque' apposizione non di 'venena', ma di 'humanam vicem' e spiegare: 'i venefici non valgono a mutare le vicende umane, grande mescolanza di lecito ed illecito'; oppure, per sfuggire alla difficoltà, che non è nell' uso di Orazio allontanare l'apposizione dall' oggetto, si può ritenere 'magnum fas nefasque' oggetto di 'convertere', e 'humanam vicem' apposizione, e spiegare: 'i venefici non possono mutare la grande mescolanza di lecito ed illecito, quali sono appunto le vicende umane.'*

5) Hermann Nohl, Zu Horaz carm. I 9. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1915, S. 20–22.

In diesem Gedichte hatte v. Wilamowitz (Sappho und Simonides, S. 311) widersprechende Züge gefunden: die zugefrorenen thrakischen Flüsse neben dem Soracte; die Mahnung an den Knaben, der zugleich den Wein holt, also ein Diener sein muß, und in Rom auf Liebesabenteuer ausgeht. Nohl nimmt den Dichter in Schutz: gefrorene Gewässer kämen auch in Italien vor, und Thaliarchus sei ein Pseudonym für einen Freund des Dichters oder auch eine rein fingierte Persönlichkeit.

6) Hermann Nohl, Zu Horaz carm. I 1. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1915, S. 45–48.

Über Od. I 1 hatte v. Wilamowitz (Sappho und Simonides, S. 190) folgendermaßen geurteilt: 'Es ist deutlich, daß er an die vier *βίοι* gedacht hat, von denen er jetzt den *φιλόσοφος* nur als den des Dichters faßt, eben in der Weise der griechischen Lyrik; ihm selbst lag es schon im Sinne, sich wirklich der Philosophie zuzukehren. Er stellt zuerst den *φιλότιμος* hin, der lockt den Griechen zu Rennsiegen, den Römer zur Politik. Der *φιλοχρήματος* macht den Römer zum Großgrundbesitzer, den Griechen zum Großkaufmann, der Römer fürchtet bekanntlich das Wasser. Der *φιλήδονος* des Trinkers ist bei beiden Völkern derselbe, und wenn Horaz darauf Kriegsdienst und Jagd anführt, so hat er den unkriegerischen Griechen und den für Jagdsport unempfänglichen Römer freilich wieder als Paar gedacht, aber das erscheint nicht mehr als Vertretung des Genußlebens. Und doch gehörte für den Griechen die Jagd ganz dazu. So hat Horaz, der schon durch die Häufung der Beispiele recht lang geworden war, auch die Gruppierung verschoben. Da aber eine sehr gute durchschimmert, so dürfte er eine bestimmte Vorlage gehabt haben, vielleicht Bacchylides, sicher nicht Pindar. Und da der Rennsport bei ihm doch eine Reminiszenz aus der alten Lyrik sein muß (es gab ihn längst nicht mehr), die Jagd ihm auch nur literarisch bekannt war und auch sie schwerlich aus der späten Zeit, wo es in Attika kaum mehr Hasen gab, so ist auch die Benutzung eines späten Popularphilosophen unwahrscheinlich: in der Diatribe treten ganz andere Stände auf, wie die erste Satire zeigt.' Hiergegen erhebt Nohl einige Einwendungen, namentlich folgende: der Rennsport sei auch in der Augusteischen Zeit den Griechen, ja den Römern nicht fremd gewesen; beim *φιλοχρήματος* sei kein Gegensatz von Griechen und Römern zu entdecken; bei der Erwähnung der Jagd könnten dem Dichter nicht die alten Griechen vorgeschwebt haben. In dem zweiten und dritten der angeführten Punkte wird man Nohl beipflichten können; aber auch wenn man die betreffenden Sätze bei v. Wilamowitz preisgibt, bleibt doch der eigentliche Kern seiner Auffassung bestehen.

7) Luigi Galante, Noterella oraziana. Im Bollettino di filologia classica XXI (Gennaio 1915) S. 162–164.

Der Verfasser glaubt zwischen Od. I 37 und Od. I 38 ein inneres Band gefunden zu haben. *L'odicina saffica che accompagna l'alcaica solenne ha in sè un' allusione, che mi par manifesta, ad Antonio.*

'Odio' dice, 'i lussuosi conviti persiani': con che il poeta volle certo indicare quelle sontuose raffinatezze di mense e banchetti, quei favolosi sfarzi di una vita molle ed effeminata, di cui Antonio e Cleopatra avevan dato sí tristo esempio ad Alessandria, e nella guerra contro i Parti, e nel loro girovagar per il mondo . . . Sicché, per concludere, morta Cleopatra il 29 d'agosto del 30, e giuntone l'annunzio a Roma nell' autunno successivo, Orazio intonò la sua prima ode, alla quale fece presto seguire, compimento di quella e sfogo di personali sentimenti riposti, le tranquille e serene strofe dell' odicina minore.

8) B. L. Ullman, Some Type-Names in the Odes of Horace. In The Classical Quarterly IX (1915) S. 27—30.

Dieser Artikel knüpft an folgende Publikationen an: B. L. Ullman, Horace and Tibullus, in The American Journal of Philology XXXIII (1912) S. 149—167 (vgl. JB. XXXIX S. 83: 'Weshalb Horaz' usw.); J. P. Postgate, Albius and Tibullus, in The American Journal of Philology XXXIII (1912) S. 450—455 (vgl. JB. XXXIX S. 94: *I would* usw.); J. P. Postgate, Neaera as a common name, in The Classical Quarterly VIII (1914) S. 121.

Über den Namen Glycera hatte Ullman mit Bezug auf Od. I 33, 2 früher gesagt: *No name perhaps had a more definite connotation to a Greek or Roman than the name Glycera. It was one of the most common names of 'hetaerae', and Horace might just as well have used the common noun 'meretrix', except that it would be less refined and romantic. Horace himself uses the name a number of times for no particular individual, but for the class. Glycera is, therefore, hardly a proper noun at all.* Nun sucht er, wie Glycera, so auch Pholoe, Lycoris, Myrtale, Neaera, Galatea, Charybdis, Chimaera als *type-names* zu erweisen.

Die beiden letzten Namen, die eigentlich andersartige Wesen bezeichnen und bei Horaz nur im übertragenen Sinne auf Mädchen angewandt werden, haben dort natürlich appellativen Sinn. Aber daß die Namen Glycera usw. bei ihm als Gattungsnamen stehen, etwa wie wir von einer Phryne reden, das scheint mir zum lateinischen Sprachgebrauche nicht zu stimmen. Etwas anderes ist es mit der von Ullman angeführten Stelle des Ausonius, wo der Plural steht, Epigr. 39 [18]: *Laidas et Glyceras, lascivae nomina famae.*

9) Samuel Allen, Note on Horace Odes I 12, 45—48. In The Classical Quarterly IX (1915) S. 56.

In V. 45 vermutet Allen *obducto*; mit der Begründung: *'obducto aevo' would have the required sense of 'by length of time', without the absurd notion of 'concealment'.* — Zu V. 46: *I suspect 'inter omnes' to be a corruption of 'asterodes' . . . 'Micat asterodes' might appropriately be translated 'shines asteroidal.'*

Wir nehmen beide Konjekturen zu den Akten.

10) Carl Weymann, Zu lateinischen Schriftstellern: Hor. carm. I 3, 29 ff. Im Rhein. Museum LXX (1915) S. 151.

Weymann mißbilligt die Erklärung von Kießling-Heinze: 'Die *febres* sind das Gefolge, gleichsam der Stab der *macies*'; er ist der Ansicht,

daß *cohors* 'im rein militärischen Sinne' zu fassen ist, und vergleicht aus einem Traktat De similitudine carnis peccati, den sein Herausgeber Germain Morin (Études, textes, découvertes, contributions à la littérature et à l'histoire des douze premiers siècles, Tome premier, 1913) dem Pacianus von Barcelona zuschreibt, die Stelle S. 135, 4: *per peccati meritum, ut disputavimus, legio certe in nos morborum et infirmitatum incubuit.* — Ich meine, *cohors* steht einfach im Sinne von 'Schar', und vielleicht meint auch Weymann im Grunde nichts anderes. Interessant ist aber die Reminiszenz aus Horaz bei einem christlichen Schriftsteller (falls die Autorschaft des Pacianus zutrifft) des vierten Jahrhunderts.

Hieran sei noch eine weitere Notiz zum Fortleben des Horaz angeknüpft. In der Table des noms et des matières des Morinschen Buches finde ich den Nachweis: *Horace, cité par Walter de Honnecourt 473, 5; imité 477, 3.* Dieser Walter, ein Benediktinermönch, ist *un écrivain de valeur de la fin du XI[e] siècle.* Das von Walter als solches nicht bezeichnete Horazzitat besteht in den Worten: *spem mentita est seges, est bos enectus arando,* vgl. Epist. I 7, 87. Eine Horaznachahmung enthalten nach Morin die Worte: *ut sibi satis esse censeat praescriptam pertingere, non excedere, metam;* Morin meint also offenbar, wiewohl er sich nicht näher darüber äußert, daß dem Verfasser der Vers Epist. II 3, 412 vorschwebte: *qui studet optatam cursu contingere metam.* Und diese Vermutung ist bei einem Manne, wie dieser Walter, durchaus berechtigt; denn ich finde bei ihm noch eine dritte Horazreminiszenz, die der Herausgeber nicht angemerkt hat, S. 480, 2: *Frater W., etsi monachorum peripsema, etsi cornicula risum fortasse motura;* vgl. Epist. I 3, 19: *moveat cornicula risum.*

11) Elizabeth Hazelton Haight, Slabsides and the Sabine Farm; an imaginary conversation. In The Classical Journal X (1915) S. 216—222.

Ein Dialog: der Geist des Horaz besucht den amerikanischen Schriftsteller John Burroughs in dessen Landhause. Beide unterhalten sich über stille Wohnsitze, über das Dichten, über Lebensweisheit u. dgl., wobei Horaz seine Rede überreichlich mit Zitaten aus seinen eigenen Werken spickt.

Einen wissenschaftlichen Wert hat das kleine Opus nicht.

12) C. P. Burger jr., Studia Horatiana. In der Mnemosyne XXXXIII (1915) S. 49—72.

Gegen Peerlkamp polemisierend, sucht Burger für einige an Mäcenas gerichtete Oden dadurch ein besseres Verständnis zu erzielen, daß er für eine jede von ihnen eine Hypothesis konstruiert, und zwar besteht diese Hypothesis darin, daß das betreffende horazische Gedicht die Antwort auf eine, fast in jedem Falle poetische, Äußerung des Mäcenas sei.

Zu Od. III 8. *Invitationi ab Horatio acceptae Maecenas responderat litenis seu versibus seu prosa oratione pulchre elaboratis, quibus se cum duobus austeris viris, graeco et romano, confabulantem fingebat. Ipse scilicet iis narrabat, Kalendis Martiis se ad Horatianas epulas iturum esse, licet causam cur caelebs Matronalia celebraturus esset*

ignoraret. Ad quam rem unus atque alter interlocutor sua quisque lingua serio demonstrabant, talia convivia nec philosophum nec eum, cui quamquam privato cura urbis gerenda esset, decere. Credere licet Maecenatem laudavisse quidem utriusque orationem, sed addidisse, sua opinione veri sapientis esse non sempér austeris consiliis obtemperare, sed interdum amicitiae cedere. Ad huiusmodi literas Maecenatis Horatianum carmen lepidissime respondet usw.

Zu Od. III 16. *Quid si Maecenas longiore poemate stultitiam ei obiecit, abnuenti Principis gratiam unde omnia bona omnes opes profluant* (B. meint die Sekretärstelle, an die hier schon Friedrich dachte), *et praeferenti quae ipsius amicitia det, quae augeri quidem possint, sed non ita ut eum divitem reddant?*

Zu Od. III 29. *Maecenas se propter reipublicae statum diutius adhuc Romae morari debere scripserat et poetice se inde e longinquo amoena illa Latii oppida contemplantem depinxerat. Ad haec Horatius nostro carmine lepide respondet.*

Zu Od. I 1. *Ipse Maecenas thema illud de diversis hominum delectationibus proposuerat et Horatium lyricum poetam appellaverat. Horatius non eum supplicat ut se poetis lyricis inserat, sed gratum suum animum exprimit, quod Maecenas se lyrici poetae nomine dignatus sit. Hoc quoque carmine igitur Horatius respondet ad verba, imo ad versus Maecenatis.*

Zu Od. I 20. *Tabellas certe ad Horatium miserat* (nämlich Mäcenas) *adventum suum nuntiantes, idque sine dubio versibus — quae res Horatium cogebat in re minime poetica etiam versibus respondere. Scripserat se iam desiderio teneri vini illius Sabini simplicis et boni, siquidem, ut semper apud Horatium, consulibus faustis diligenti cura conditum sit; se autem siti tam vehementi cruciari ut vel cantharos haurire possit. Addiderat, deinde* (Burger liest V. 10 *tum*) *vinum melioris notae, ut Falernum vel Formianum, sibi pergratum fore. Ad huiusmodi literas metricas Horatius nostro carmine respondet* usw. Hier ist nicht die Auffassung als Antwort auf eine Selbstanmeldung des Mäcenas neu, sondern nur die Ausmalung dieser Selbstanmeldung.

Zu Od. II 12. *Clarius quam in aliis carminibus hic apparet, Horatium non sponte sua citharam pulsare, sed carmini Maecenatis respondere. Transitio illa ad pedestres historias sine dubio diserte ad ipsius Maecenatis dicta se refert. Questus erat nimirum quod Musae sibi non dedissent ut carmine lyrico res praeclare gestas caneret: Caesaris triumphos a se non nisi pedestribus historiis tractari posse, Terentiam autem suam, cui lyrica Musa sola conveniat, digne dicere se nullo modo valere. Ad huiusmodi querelam Horatius aptissime respondet* usw. Eine Aufforderung Mäcens liegt ja vor; aber ein Gedicht? und dieses Inhaltes?

Zu Od. II 17. *De separatione a carissimo amico elegiam scripsit* (nämlich Mäcenas), *sincerum certe amicitiae testimonium, ceterum non nimis serii argumenti. Ad hanc elegiam Horatius respondet* usw.

Zu Od. II 20. *Alteram Maecenatis querelam habemus, scilicet elegiam qua se amicum mortuum lugentem fingebat. Sine eo vivere*

non poterat, eum ex sepulchro revocabat, non, ut fieri solet, parentum et proavorum nominibus additis, sed cum quadam affectatione 'pauperum sanguinem parentum' appellans. Vide nunc quomodo Horatius huic novo amicitiae testimonio respondeat usw.

Einwendungen gegen diese Vermutungen werden sich jedem von selbst darbieten.

13) Ernst Maaß, Totenopfer für Jugurtha. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, 18. Jahrgang, Band 35 (1915) S. 16—25.

Zu Od. II 1, 29—36: 'Horaz hat, sehr alter Ausdrucksweise folgend, den Begriff "Erdkreis", "bewohnte Erde" aus vier Bestandteilen zusammengeschlossen. "Alle Felder . . . alle Flüsse und Bäche, alle Meere, alle Küsten . . ."'

Zu V. 17ff.: 'Es ist ein Irrtum, daß alles dieses, was Horaz aus den Kämpfen der verflossenen Jahrzehnte skizziert hat, aus Pollios Geschichtswerk, daß diesem Buche vor allem auch die Bemerkung über den ursächlichen Zusammenhang der Bürgerkriege mit Jugurthas Ermordung entnommen sei. Mit *iam nunc . . . perstringis . . . audire iam videor duces* . . . hat der Dichter kurz zwar, aber jeden Zweifel ausschließend, das Visionäre des von ihm Mitgeteilten bezeichnet.' Hier möchte ich doch eine abweichende Meinung äußern; die Verse 17—24 besagen meines Erachtens in trockener Prosa: daß Inhalt und Darstellungsweise des demnächst erscheinenden Geschichtswerkes ganz großartig sind, kann ich dem Lesepublikum schon jetzt versichern, da ich Rezitationen im engeren Kreise beigewohnt habe. Dic mythologische Anschauung über Juno und Jugurtha wird allerdings nicht aus dem prosaischen Werke Pollios stammen; bei V. 25 läßt Horaz den Gedanken an das Geschichtswerk fallen und spricht von den Ereignissen selbst.

Den Grund dafür, daß Juno, die Afrikanerin, den Tod Jugurthas rächt, findet M. in dem Wortbruch Sullas und in der unwürdigen Art der Ermordung des Gefangenen.

14) G. Pasquali, Horaz C. I 18. Im Hermes L (1915) S. 304—311.

Zu V. 11ff.: 'Hier werden Realitäten geschildert, nicht bloß literarische Reminiszenzen verarbeitet. Horaz verwirft hier einen Kult, bei dem kybelische Elemente zu der dionysischen Grundlage hinzugekommen waren, und für einen solchen Kult in Rom ist er uns ein ebenso zuverlässiger Zeuge wie Euripides für das Griechenland seiner Zeit . . . Das Bestehen eines orgiastischen Kultes des Dionysos wird durch ihn für die augusteische Zeit außer Zweifel gestellt.'

Zur Originalität des Gedichtes bemerkt Pasquali, das Gedicht gehe von der Übersetzung eines Verses des Alcäus aus, schreite aber schon im zweiten Verse ins Römische hinüber. Von dem, was folge, könne Alcäus höchstens die Verse 3 und 4 geschrieben haben. Der Ausdruck *sacra vitis* stamme aus dem Athamas des Ennius. 'Horaz hat also in das Zitat aus Alkaios eins aus dem Nationalklassiker Ennius eingefügt, hat die beiden zu einem Motto vermengt. Wer ihn und die

hellenistische Technik kennt, wird sich nicht wundern und wird vermuten, daß er wünschte, diese *callida iunctura* möchte seinen Lesern nicht entgehen.'

15) B. L. Ullman, Horace, Catullus and Tigellius. In Classical Philology X (1915) S. 270—296.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile: I. Horace and Tigellius, S. 270—279, II. Horace and Catullus, S. 279—296. Hier zunächst eine Zusammenfassung des Inhaltes mit des Verfassers eigenen Worten: *It is unnecessary to assume that there was more than one Tigellius* (siehe dagegen Kirchner, Quaestiones Horatianae S. 42—49). *Horace's references to him are always more or less satirical, his opposition being due to differing ideals of literary stile. Horace's tendencies are in the main Atticistic; Tigellius has the faults of Asianism. Calvus and Tigellius were personal and literary enemies. Catullus and Horace are in entire harmony on the literary matters with which the tenth satire deals. Hence Horace's reference to Calvus and Catullus must be interpreted in such a way as to bring out the opposition of Catullus, Calvus, and Horace to Tigellius.*

Nun noch einige Einzelheiten aus der vorhergehenden Beweisführung. S. 273: *quemquam animantem,* Sat. II 1, 40, heiße *'any living being'. The natural inference is that he will attack those who attack him first and those who are not living at the time.* (Was den letzten Satz angeht, so wird man von Horaz nicht gern glauben, daß er in so versteckter Weise eine so bedenkliche Maxime sollte ausgesprochen haben. Ref.) Dieses Programm habe Horaz auch im ersten Buche der Satiren in der Hauptsache befolgt. Was Horaz über Tigellius Hermogenes sage, passe auch auf einen Toten. Das ist eine wunderliche Anschauung des Verfassers; man lese die betreffenden Stellen nach. *I may illustrate,* sagt Ullman, *the point from something near at hand. I note that in this paper I constantly use the present tense in referring to Kirchner, whose pamphlet was published in 1834. One may carry out the comparison in detail, first quoting Horace and then making up a similar expression applicable to Kirchner: I 3, 129: 'Tigellius sings well'; 'Kirchner argues well'* usw. Nicht doch; bei 'Tigellius singt gut' muß Tigellius noch leben; bei 'Kirchner argumentiert richtig' kann Kirchner schon tot sein.

S. 279, zu Sat. I 10, 81 ff.: *The name of the emperor is omitted because it is he who must decide between the Horatian and the Tigellian style of poetry. Augustus is the judge, Maecenas and the rest are the witnesses.* Richtig ist jedenfalls, daß Horaz sich damals auf den Kaiser noch nicht berufen durfte.

S. 296, zu Sat. I 10, 19 *cantare Catullum. 'Cantare' may mean to 'tell about' not only in a good sense but also in a bad sense. For the meaning 'tell about' as applied to persons the Thesaurus quotes two examples of the unfavorable connotation as against one of the favorable (Cic. Qu. fr. II 11, 1). One of the two is from the satires of Horace themselves, II 1, 46: 'Flebit et insignis tota cantabitur*

urbe.' The parallel is the more convincing because this satire is similar to the tenth in dealing with Horace's relation to satirical writing, and as one reads he naturally thinks of the tenth satire: 'I will satirize whoever attacks me — as the "simius" satirized Calvus and Catullus.' Aber in Sat. II 1, 46 erhält das an sich indifferente *cantabitur* den speziellen schlechten Sinn erst durch das koordinierte *flebit;* dergleichen ist aber in Sat. I 10, 19 nicht der Fall. Welches die zweite im Thesaurus angegebene Stelle sei, sagt Ullman nicht; es ist aber Hier. epist. 117, 6. Daß *cantare Catullum* ohne weiteres heißen könnte *to satirize Catullus,* dürfte sich nicht beweisen lassen. Der Ausdruck wird wohl ungefähr so zu verstehen sein, wie ihn die akronischen Scholien verstehen: *Catulli versus cantare et imitari.*

16) Johannes Tolkiehn, Horat. Carm. I 1, 3ff. und Lucan. Phars. VIII 208f. In der Berl. Philol. Wochenschrift 1915 S. 1389—1392.

Tolkiehn wendet sich gegen einen Artikel von Fr. Rühl (im Rhein. Mus. LXVII 1912 S. 153ff.; vgl. JB. XXXIX S. 75), der aus der Art, wie Lucan, Phars. VIII 206ff., den Ausdruck *terrarum dominos* verwendet, folgerte: 'Er muß also gemeint haben, Horaz wolle von den Königen und Tyrannen reden, welche, wie Hieron von Syrakus, in den Olympischen Spielen gesiegt hatten.' Tolkiehn hält es keineswegs für ausgemacht, daß Lucan wirklich die Horazstelle im Auge gehabt habe; und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so könne Lucan absichtlich der Wendung *terrarum dominos* einen anderen Sinn gegeben haben. 'Haben wir also bei diesem ein absichtliches Zurückgreifen auf die Horazischen Worte anzunehmen, so gehört die Stelle der Pharsalia zu den unzählig vielen innerhalb der römischen Dichtung, an denen das Streben sich bemerkbar macht, einen von einem Vorgänger geprägten Ausdruck in ganz anderem Zusammenhange zu verwenden.' Ich meine, daß Tolkiehn da durchaus richtig urteilt und möchte die Gelegenheit benutzen, um selbst eine solche Parallele anzuführen, von der mir nicht bekannt ist, daß sie schon beachtet wäre: mit Hor. Epist. I 11, 25f. *nam si ratio et prudentia curas, non locus effusi late maris arbiter aufert* vergleiche man Incerti Celeuma (Poet. lat. min. ed. Bährens Bd. III S. 167) 2 *arbiter effusi late maris ore sereno placatum stravit pelagus posuitque procellam,* wo *arbiter effusi late maris* von einem anderen Subjekte in wesentlich anderem Sinne ausgesagt ist. Wer den Ausdruck ursprünglich geschaffen hat, hat ihn wohl auf den Gott angewandt.

Auch gegen Rühls damit zusammenhängende Annahme einer Lücke in Od. I 1 nach V. 6 polemisiert Tolkiehn mit guten Gründen.

17) Casimirus de Morawski, De poetarum imprimis Augusteae aetatis sermone. In den Wiener Studien XXXVII (1915) S. 157—165.

Der Schlußpassus möge unverkürzt hier Platz finden: *Inter carmina Horatii libri primi vicesimum secundum similibus abundat ambagibus. Ab adiectivo composito 'integer' fit exordium, postea voces 'inhospitalis' (v. 6) et 'inermis' (v. 12) exhibentur. Per totum autem carmen admodum artificiosae continuantur circumlocutiones. 'Scelerisque purus'* (ἀδιάβλητος,

ἄμεμπτος) legimus initio; 'curis vagor expeditis' (ἀμελής, ἀκηδής) in v. 11; 'ubi nulla campis arbor aestiva recreatur aura' (ἄδενδρος, ἀθαλπής) in vv. 17, 18; denique in v. 22: 'in terra domibus negata' (ἀοίκητος). Quibus consideratis nescio an recte suspicari possis, non solum in calce totius carminis Horatium Sapphus vestigia pressisse, sed etiam in reliquis strophis poetam quendam Graecum esse imitatum. Certe quidem in aliis Horatii carminibus eiusmodi circumlocutionum congeriem frustra quaesiveris. Benutzung einer griechischen Vorlage ist ja natürlich denkbar; aber die Begründung dieser Vermutung durch die obigen Ausdrücke scheint mir mißlich.

18) Andrew Runni Anderson, Note on Horace C. II 3, 17—20. In Classical Philology X (1915) S. 456.

Unter Berufung auf V. 18 *(the fact that Horace makes the approach to this expression with the words 'villaque flavus quam Tiberis lavit'),* auf Od. II 18, 19f., Sall. Cat. 20, 11, Od. III 24, 3f., Od. III 1, 33f., Sen. Epp. 89, 21, de Tranq. 3, 7 faßt Anderson die Worte *exstructis in altum divitiis* als *a bold expression for 'thy costly mansion by the sea'. The interpretation is supported by the scholium of Acro: ⟨exstructis⟩ in altum divitiis] mari iactis operibus et exstructis in altum aedificiis.* Aber wozu sollen wir hier einen so kühnen Ausdruck statuieren? Die vorhergehenden Worte geben dazu keinen Anlaß; im Gegenteil entspricht das Eintreten eines neuen Zuges (Haufen Goldes u. dgl.) durchaus der Gewohnheit unseres Dichters. Vgl. Orelli-Hirschfelder: *'Acervis auri argentique, vasorum, vestis stragulae cet. accumulatis.' Sic augetur splendida opum imago; neque accipiendum de ipsis villis ac domo urbana, quas heredem aeque secutas esse per se intellegitur. Etiam sat. II 3, 96 dixit 'divitias construere'.*

19) H. Röhl, Zu Horaz Sat. II 8, 91 *sine clune palumbes.* (Bisher noch nicht gedruckt.)

Was meint Horaz Sat. II 8, 91 bei den Worten *sine clune palumbes* mit *clunis?* Von den Lexicis, die ich nachgeschlagen habe, bieten die meisten für *clunis clunes* nur die Bedeutung 'Hinterbacken, Hinterkeulen, Hinterschenkel', und wenn bei Georges hinzugefügt wird: '= der Steiß (der Menschen und Tiere)', so geht aus dem Gleichheitszeichen hervor, daß dabei nur an Säugetiere gedacht ist; der Thesaurus sagt: *i. q. nates.* Von den Erklärern und Übersetzern deuten dieses Wort in der Horazstelle Kirchner und Weber als 'Keulen', Blümner als 'Hinterviertel', Tentori als *i quarti di dietro.* Dagegen sprechen Heinze und Breithaupt vom 'Bürzel'; Sanadon, welchem Fritzsche offenbar beipflichtet, übersetzt: *la culotte;* Philip Francis: *rump;* Wickham (1903): *the hind part.* In eine beweisende Erörterung der Bedeutung des Wortes ist man, soviel ich sehe, nirgend eingetreten; die meisten Herausgeber äußern sich über die Bedeutung überhaupt nicht.

Diejenigen Stellen, wo *clunis clunes* von Menschen und anderen Säugetieren gebraucht wird, können, da bei diesen Wesen Steiß und Hinterbacken gleichbedeutend sind, keine Entscheidung darüber bringen,

was bei Vögeln unter diesem Worte zu verstehen sei. Auch manche Stellen, wo von *clunis clunes cluniculi* (oder *cluniculae*) der Vögel die Rede ist, sind an sich nicht deutlicher oder wenigstens nicht in einem zu allgemeiner Anerkennung zwingenden Grade deutlicher als die Horazstelle; so Varro, de re rust. 3, 9, 14: *qua de clunibus* (Rousselot: *cuisses;* aber Schneider: *'clunes', ex graeco κλόνις facti, proprie lumbare os significant, vertebris ut plurimum quinque compositum) coeperint habere pinnas, e capite, e collo eorum crebro eligendi pedes;* Seneca, Epist. mor. 47, 6: *per pectus et clunes* (Olshausen und Heß: 'Keulen') *certis ductibus circumferens eruditam manum frusta excutit;* Plinius, Hist. nat. X 50 (71) 140: *postea culinarum artes, ut clunes* (Franzius: *Galli 'coxas' vocant;* Strack: 'die Schenkel'; Wittstein 'Keulen') *spectentur... nec tamen in hoc mangonio quidquam totum placet, hic clune, alibi pectore tantum laudatis;* Martial III 60: *cereus immodicis turtur te clunibus* (Berg: 'Steiß') *implet,* zu vergleichen mit III 82, 21: *et concubino turturum nates donat;* Gellius XV 8, 2: *ceterarum avium atque altilium nisi tantum apponatur, ut a cluniculis inferiore parte* (Weiß: 'von dem untersten Teile [d. h. von dem Bürzel] an dem Hinterkeulchen'?) *saturi fiant, convivium putant inopia sordere;* Ausonius, Epist. XVIII, 392, Ep. III (Peiper S. 254): *Qualis Picenae populator turdus olivae clunes opimat cereas.*

Völlig klar aber und ausschlaggebend für die Bedeutung 'Steiß, Bürzel' sind die folgenden beiden Stellen aus Columella: VIII 5, 19 *plumulaeque sub cauda clunibus pullorum detrahendae, ne stercore coinquinatae durescant et naturalia praecludant;* VIII 7, 2 *pluma omnis e capite et sub alis atque clunibus detergetur: illic, ne pediculum creet, hic, ne stercore loca naturalia exulceret.* Auch der Thesaurus glossarum emendatarum ed. Götz bietet neben den Bedeutungen ἰσχίον ἰξύς γλουτός ψύα κόξαι die Bedeutung ὀρθοπύγιον. Dazu gesellen sich stützend noch drei Pliniusstellen, an denen das in Rede stehende Wort den Hinterleib (nicht etwa Hinterschenkel od. dgl.) von Spinnen, Leuchtkäfern und Schaben bezeichnet: XI 24 (28) 85 *aranei conveniunt clunibus;* XI 28 (34) 98 *lucent ignium modo noctu laterum et clunium colore lampyrides;* XXIX 6 (39) 141 *tertium genus et odoris taedio invisum, exacuta clune.*

Also meint auch Horaz den Bürzel oder Steiß der Tauben. Nicht minder ist in den oben angeführten Stellen anderer Schriftsteller diese Bedeutung anzuerkennen. Die Lexika aber würden gut tun, auch die Bedeutungen 'Bürzel, Steiß der Vögel' und 'Hinterleib der Insekten und ähnlicher Tiere' anzuführen.

20) H. Röhl, Zu Horaz Epist. II 1, 190. (Bisher noch nicht gedruckt.)

Die Verse Epist. II 1, 189—193 werden in allen Ausgaben, die ich nachgeschlagen habe, so interpungiert:

Quattuor aut plures aulaea premuntur in horas,
dum fugiunt equitum turmae peditumque catervae;
mox trahitur manibus regum fortuna retortis,
esseda festinant, pilenta, petorrita, naves,
captivum portatur ebur, captiva Corinthus.

Der Sinn ist nicht zweifelhaft: innerhalb der vier Stunden, welche das Stück infolge der Einlagen dauert, werden an einer Stelle der Handlung Kämpfe dargestellt und an einer andern, naturgemäß späteren (*mox*), ein Triumphzug. Daraus ergibt sich aber, daß die Verse 191 bis 193 *mox ... Corinthus* nicht Hauptsätze enthalten, sondern weitere zu *dum* gehörige Nebensätze, daß somit hinter *catervae* nicht ein Semikolon, sondern ein Komma zu setzen ist. In gleicher Weise reiht Horaz auch anderwärts innerhalb eines Nebensatzes eine zeitlich spätere Handlung mit *mox* (vorher eine mit *iam,* nachher eine mit *nunc*) an, Od. IV 4: *Qualem ministrum fulminis alitem . . . olim iuventas et patrius vigor nido laborum propulit inscium . . ., mox in ovilia demisit hostem vividus impetus* usw.

21) D. E. Oppenheim, Die Alten und der Krieg; Horaz im Schützengraben. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LXVI (1915), 8. und 9. Heft, 5 Seiten.

Oppenheim gibt eine Analyse der Ode I 1, in der er, wie schon andere Erklärer, vier Teile unterscheidet: V. 3—8, 9—18, 19—28, 29—36, und bemüht sich, die von dem Dichter bei der Aufzählung der verschiedenen Typen angewandte feine Kunst darzulegen. So faßt er unter anderm das Resultat seiner Erörterung der beiden ersten Teile folgendermaßen zusammen: 'Sie bieten eine Charakteristik von fünf Menschentypen, die sich nach ihrer Lebensrichtung in zwei Hauptgruppen sondern. Die erste hat zwei, die zweite drei Vertreter. Innerhalb der einzelnen Gruppen sind Übereinstimmungen und Verschiedenheiten derart verteilt, daß sich jeder Typus als Parallelfigur und zugleich als Gegenstück zu jedem anderen betrachten läßt. Dieselbe Beziehung besteht aber noch überdies zwischen dem zweiten und dritten sowie dem ersten und fünften Gliede der ganzen Reihe.'

Wie für den vorjährigen Bericht, so war mir auch für den hier vorliegenden die Literatur infolge des Krieges nicht in dem wünschenswerten Maße zugänglich. An Titeln seien noch verzeichnet:

Obras completas de Horazio. Las Odas. El Epodón. El Canto secolar. Las Sátiras. Las Epistolas. El Arte poética. Version castellana de Tomas Meabe. Chartres 1913. Impr. Ed. Garnier. Paris, libr. Garnier hermanos. 435 S. 8.

Ettore Bolisani, Lucilio giudicato da Orazio. Treviso 1914. Tip. ditta L. Zoppelli. 50 S. 8.

Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Keller und J. Häußner. Mit 5 Abbildungen und 3 Kärtchen. Vierte Auflage. Leipzig und Wien 1915. Freytag & Tempsky. XLIV und 336 S. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

Milet

Milet. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit dem Jahre 1899, herausgegeben von Theodor Wiegand. Königliche Museen zu Berlin. Berlin, Georg Reimer. 4⁰.

Heft I. Karte der milesischen Halbinsel (1 : 50000) mit erläuterndem Text, von Paul Wilski. 1906. 24 S., 1 Karte mit Deckblatt. 5 ℳ.

Heft II. Das Rathaus von Milet, von Hubert Knackfuß, mit Beiträgen von Carl Fredrich, Theodor Wiegand, Hermann Winnefeld. 1908. 100 S., 20 Tafeln. 15 ℳ.

Heft III. Das Delphinion in Milet, von Georg Kawerau und Albert Rehm, unter Mitwirkung von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, Mark Lidzbarski, Theodor Wiegand, Erich Ziebarth. 1914. VI u. 318 S., 7 Tafeln. 22,50 ℳ.

Vgl. ferner die Vorläufigen Berichte über die von den Königlichen Museen in Milet (vom VI. ab: in Milet und Didyma) unternommenen Ausgrabungen, der erste von R. Kekule von Stradonitz, die folgenden von Theodor Wiegand, der I. bis V. in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften: I 1900, 104—115; II 1901, 903—913; III 1904, 72—91; IV 1905, 533—548; V 1906, 249—265; der VI. und VII. in dem Anhang zu den Abhandlungen derselben Akademie: VI 1908, 1—46, 6 Taf.; VII 1911, 1—71, 13 Taf. — Inhaltlich im wesentlichen dasselbe bieten die Berichte im Archäologischen Anzeiger 1901, 191—199; 1902, 147—155; 1904, 2—10; 1906, 1—42; 1911, 419—443. — Dazu treten die Anzeigen von Heft I und III von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1906, 635—640; 1914, 65—109 und ein Überblick von A. v. Salis, Die Ausgrabungen in Milet und Didyma, in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1910, 103—132, 7 Taf.[1]).

Die ionischen Städte an der Westküste Kleinasiens sind die ersten Pflanzstätten griechischer Kultur gewesen. Das home-

[1]) Durch die drei Hefte der 'Ergebnisse' zählen die Seiten und die Numerierung dėr Inschriften durch, die Tafeln nicht. Für die Seiten gibt es dann noch eine besondere Paginierung. Ich zitiere 'Erg(ebnisse)' mit römischer Nummer des Heftes und entweder mit der Pagina nach der durchlaufenden Zählung oder (mit 'Nr.' davor) nach der Inschrift. Die 'Ber(ichte)' zähle und zitiere ich nach den Akademieberichten mit römischer Nummer und der Pagina, daneben den Archäol. Anzeiger nur selten. Die Namen v. Wil(amowitz) und v. Salis beziehen sich auf die oben genannten Arbeiten beider. Wegen Haussoullier siehe S. 19 Anm. 1. Die Ausgrabungen in Didyma habe ich im allgemeinen nicht in meine Berichterstattung einbezogen. — Ebensowenig habe ich die neue Reihe 'Band III' der 'Milet-Ergebnisse' einbezogen, von der bisher erschienen ist 'Heft 1, Der Latmos, von Theodor Wiegand, unter Mitwirkung von (usw.)', 1913, VIII und 230 S., 10 Taf., deren letzte eine vortreffliche Karte des Latmosgebirges rund um den heutigen See von Heraklea ist; der Text schildert die geographischen Verhältnisse, berichtet über die topographische Aufnahme und beschreibt die

rische Epos ist hier entstanden, die Lyrik hier zuerst ausgebildet worden; die ersten Männer, die ein philosophisches Lehrgebäude aufrichteten, die ersten, die geschichtliche Aufzeichnungen in Buchform brachten, waren Milesier; die erste Landkarte, von der wir hören, ist in den Händen eines Milesiers. Hier sind 'die Kämpfe um den Glauben, um die Sitte und um den Staat früher ausgefochten worden als im Mutterland'. Aber auch Handel und Wandel haben hier schon geblüht, als Athen und Korinth noch kleine Landstädte waren, und zahlreich sind die Belege für die Blüte von Gewerbe und Industrie, Handwerk und Kunst und für die verfeinerte, ja überfeinerte Kultur ('milesische Geschichten'!) der Ionier. Auch die Münze ist ihre Erfindung. Politisch endlich haben sie durch die Begründung von Kolonien an der makedonisch-thrakischen Küste, längs der Propontis, am rechten und linken Pontos, in Südkleinasien, Ägypten (Naukratis!), im Westen bis nach Korsika und Massilia eine weltgeschichtliche Tat geleistet. So ist es begreiflich, daß die neuere Wissenschaft versucht, über die Nachrichten der klassischen Literatur hinauszukommen und den Boden selbst zu befragen, ihm neue Belehrung zur Erkenntnis des Werdens und Wirkens der ionischen Kultur abzuringen. Freilich ist dabei über die ionische Blütezeit vom 8. bis zum Anfang des 5. Jahrhunderts am wenigsten Belehrung zu erhoffen; gehören doch bei fortdauernder Besiedelung die durch den Spaten zu gewinnenden Denkmäler meist einer späteren, der hellenistisch-römischen Zeit an. Für die uns hier beschäftigende Stadt aber bietet ein so unvergleichliches Denkmal wie die Stephanephorenliste eine klassische Ausnahme.

So haben seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts vier unter den 13 ionischen Städten, Magnesia, Priene, Ephesos und Milet, systematische Ausgrabung erfahren, und Samos sollte sich als fünfte anschließen, als der Krieg das schon begonnene Werk unterbrach. Von diesen fünfen beansprucht Milet das größte Interesse: an der Einfahrt in den tiefeingeschnittenen Golf vom Latmos gelegen, durch rauhe Gebirgszüge gegen die Raubzüge der Karer des Hinterlandes geschützt[1]), war es in der Blütezeit die größte und bedeutendste ionische Stadt: besonders eifrig in der Kolonisation zumal an Propontis und Pontos — 80 Pflanz-

---

Klöster, die byzantinischen Befestigungen und die Einsiedlerhöhlen des Latmos; eine Edition der auf den Latmos bezüglichen hagiographischen Schriften, eine darauf und auf den Befund selbst aufgebaute historisch-topographische Studie über die Latmoshöhlen, endlich eine kunsthistorische Würdigung der Freskomalereien in den Höhlen bildet den Beschluß.

[1]) Daher freilich auch ohne ein eigentliches Territorium, was sich in Zeiten, da es räuberische Karer nicht mehr zu fürchten hatte, als ein Mangel herausstellte. Daher legte Milet mindestens später großen Wert auf Beschaffung eines solchen, das natürlich nur außerhalb der engeren milesischen Halbinsel liegen konnte, und ein Landgeschenk Ptolemaios' II. 279 v. Chr. (sei es, daß es sich um das Stadtgebiet von Myus handelt, Erg. III 200, oder um Domanialland, altpersisches Königsgut, über das die sich als Rechtsnachfolger der Perserkönige gebärdenden Diadochenkönige verfügten, wie v. Wil. S. 84 will) wird darum als etwas Besonderes in der Eponymenliste zu dem betr. Eponymen vermerkt (Erg. III Nr. 123 Zeile 38); auch der Danksagungsbeschluß ist auf Stein erhalten (Erg. III Nr. 139).

städte zählte man im ganzen von ihr —, Führerin des ionischen Aufstandes gegen Persien (500—494), in der unglücklichen Seeschlacht bei der dieser Stadt vorgelagerten Insel Lade mit 80 Kielen nur hinter Chios zurückstehend, von Dareios dann 494 wenn auch nicht zerstört, so doch in ihrer Blüte geknickt, hat sie doch immer noch als Mitglied des attischen Bundes, dann unter persischer Herrschaft, schließlich in hellenistischer und römischer Zeit eine hervorragende Rolle gespielt und tritt erst allmählich hinter Ephesos wie dieses dann hinter Smyrna zurück. Hier also den Spaten anzusetzen, mußte eine lohnende Arbeit sein.

Anders nach Zweck und Ausführung als zur Zeit, als die römischen Päpste den Boden ihrer Gärten durchwühlen ließen, um antike Marmorstatuen zum Schmuck ihrer Paläste zu gewinnen, stellt sich heute eine Ausgrabung dar. Ihr Ziel ist grundsätzlich nicht mehr das Auffinden einzelner Objekte, sondern auf das architektonische Ganze als Haupt- und Bergung alles erhaltenen Materiales bis zur kleinsten Tonscherbe als zweite Aufgabe gerichtet. Als ideales Ziel schwebt dabei Freilegung einer ganzen Stadt, oder, wo das nicht erreichbar, eines Stadtteiles, eines Baukomplexes vor. Spöttisch ist es wohl so ausgedrückt worden, daß man heutzutage 'Grundrisse ausgrabe'. Denn bis zum First steht von antiken Gebäuden niemals auch nur eins, und nur ausnahmsweise, etwa unter der weichen Decke pompejanischer Lapilli oder nordafrikanischer Sandverwehung stehen Wände oder Kolonnaden noch bis zu einer gewissen Höhe aufrecht. Meist sind in situ nur Fundamente, Säulenbasen, Pflasterungen, Schwellen, Treppenstufen, allenfalls die unteren Lagen der Mauern erhalten, so daß es der Übung und Phantasie bedarf, um auf einer Ruinenstätte sich ein Bild davon zu machen, wie es einst gewesen. Aber heutige Ausgrabungstechnik zieht alle vorhandenen, wenn auch über das ganze Gebiet verstreuten, oft erst aus dem Abbruch späterer Bauten gewonnenen Steine, unter Beobachtung ihres Materials, ihrer Maße, Verwitterungsmerkmale, Abarbeitungen, Dübellöcher, Verklammerungsspuren, Versatzmarken zur Ergänzung des noch in situ Befindlichen heran und ermittelt so, was der antike Baumeister geschaffen, wie es sein Nachfolger verändert hat. Die Ermittelung des einstigen Aufbaues der Delphinionhalle diene als Beispiel für die Raffiniertheit dieser Methoden (Erg. III 166). Und entgegen einer gewissen hier und da herrschenden Strömung muß ich zeichnerische Rekonstruktionen, wie sie Erg. III Taf. IV vom Delphinion, Erg. II Taf. XIV vom Buleuterion gegeben sind, durchaus zum Verständnis fordern, als dessen Krönung ich altmodisch genug bin, sogar eine plastische Nachbildung der ganzen Stadtanlage, wie sie z. B. für Priene Zippelius wider geliefert hat, für wünschenswert zu erklären[1]).

---

[1]) Die kartographische Behandlung des Ausgrabungsgebietes ist zunächst in großzügigster Weise herbeigeführt worden durch eine Neuaufnahme der ganzen milesischen Halbinsel in 1:50000 durch den aus den Arbeiten auf Thera bekannten Landmesser Prof. Dr. Paul Wilski (Erg. I, mit einem die Art und Weise der Aufnahme schildernden Text nebst Wortregister). Ferner sind den einzelnen Berichten Karten des Stadtgebietes in etwa 1:7000 bis 1:15000, nach dem jeweiligen Stande der Grabung, bei-

Das so gewonnene architektonische Ergebnis ist zugleich ein historisches, da die Geschichte der Besiedelung, die Kenntnis der Lage, der baulichen Schicksale und des Zweckes der öffentlichen Gebäude[2]) ein Stück der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschichte ist oder es kennen lehrt. Dazu ist die Einfügung dieser Ergebnisse in den chronologischen Rahmen nötig, wozu vor allem die Einzelfunde helfen. Die Hauptrolle spielt hier die Tonware; ersetzt sie doch im Altertum alles, was wir heute aus Steingut, Porzellan und Glas, ja vieles von dem, was wir aus dem heutigen Allerweltsstoff Papier herstellen (Stimmzettel, Eintrittskarten u. dgl.). Die Zerbrechlichkeit dieser Ware zwingt zu ständiger und schneller Erneuerung; die weggeworfenen wertlosen Scherben aber sind fast unzerstörbar und haben sich uns teils in förmlichen Abfallbergen (Monte testaccio in Rom), teils im Bauschutt erhalten; im Falle einmaliger gewaltsamer Zerstörung einer Stadt bietet deren Zeitpunkt für den Inhalt solchen Bauschuttes ein fast absolutes zeitliches Hilfsmittel, wie beim 'Perserschutt' der Akropolis von Athen und hier beim Schutt des Kalabak-Tepe, als der später nicht wider besiedelten Burg des 494 zerstörten Milet. Von solchen festen Punkten ausgehend, hat man sich durch lange Arbeit ein chronologisches System für die Tonware aufgebaut, so daß sie geradezu als zeitlicher Leitfaden jeder Grabung dient. Neben ihr spielen andere Funde nur eine sekundäre Rolle, so die Münzen: an sich viel leichter datierbar wie Tonscherben, halten sie sich doch viel länger im Verkehr als der zerbrechliche Topf, werden auch viel seltener gefunden, da der antike Besitzer sie nicht so achtlos fortwirft, der heutige Grabungsarbeiter sie nicht gern abliefert: so haben sie in nur drei Fällen zur Datierung geholfen, Ber. III 90, III 91, V 255, während in zwei anderen Fällen die Münzfunde vielmehr in die Irre geführt haben (Ber. II 910, betreffs der 'Gotenmauer', vgl. unten S. 27). Nur eine Klasse von Fundstücken überragt die Bedeutung der Tonscherben, dient nicht nur wie diese als Hilfsmittel der Untersuchung, sondern

gegeben, von denen die letzte (Ber. VII Taf. I) auch den alten Burgberg Kalabak-Tepe mitumfaßt. Eine Übersichtskarte der ferneren Umgebung Milets in etwa 1:300000 steht Erg. III 353, freilich arg summarisch und nur ein Notbehelf. Am meisten vermißt man zur Zeit noch einen Stadtplan, der erstens mit Benennung oder doch Numerierung aller wichtigen Bauwerke usw. versehen ist nach Art unserer Bädekerpläne, und zweitens den vermutlichen Verlauf der antiken Uferlinie angibt, wie beides in den älteren Berichten (z. B. Arch. Anz. 1902, 153) noch zuweilen geschah. Ein solcher großer Plan von Milet und Umgebung in 1:1000 mit Einzeichnung aller Ruinen als Abschluß der kartographischen Arbeit ist übrigens in Vorbereitung.

[2]) Privathäuser treten davor an Wichtigkeit zurück; sie bevorzugt der Ausgräber so wenig wie ein moderner Besucher von Berlin oder Wien die Brunnenstraße oder den Ottakring. Immerhin sind z. B. in Priene auch die Wohnquartiere völlig durchforscht worden, da sie einen ungestörten Befund aus der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. boten; in Milet ist ein archaisches an den Hängen und auf den Hochflächen des Kalabak-Tepe, hellenistisch-römische zu beiden Seiten der Löwenbucht, zumal in ihrem Osten, freigelegt worden, besonders um den Bebauungsplan zu erkennen; sie so systematisch zu behandeln wie in Priene lohnte deswegen nicht, weil die hellenistischen Wohnviertel in römischer Zeit überbaut und verändert waren.

als eigene, beredte Zeugen jedweder Kultur, die Steininschriften. Nicht so zahlreich, nicht so gleichmäßig verbreitet wie die Scherben, ja nicht einmal so unzerstörbar, weil immer gern wider in Neubauten verwendet oder gar zu Kalk verbrannt, bieten sie doch die reichere historische Belehrung gegenüber Scherben und Münzen, ja gegenüber dem Gesamtbefund der Grabung überhaupt. Nie ist das so deutlich geworden wie in Milet.

Die Umgegend des heutigen Milet ist schon in der jüngeren Steinzeit besiedelt gewesen, deren Erzeugnisse sich auf dem Kilik-Tepe, 1700 m südlich des Kalabak-Tepe, gefunden haben (Ber. VII 4), wo die Siedelung bis in spätmykenische Zeit (Ende 2. Jahrtausends) nachweisbar ist. Reste spätmykenischer Zeit fanden sich dann aber im eigentlichen Stadtgebiet, so unter dem Athenatempel im Süden des Theaterhafens und an diesem selbst (Ber. VII 6). Die Friedhöfe dieser Zeit liegen am Deirmen-Tepe, direkt im Westen des Kalabak-Tepe. Da die höchste Blüte dieser sog. ägäischen Kultur sich auf Kreta entfaltete, wo es auch ein Milatos gab, darf man die Nachricht von der erstmaligen Gründung Milets durch Kreter (*πρῶτον κτίσμα Κρητικόν*, Ephoros bei Strabon S. 634) dazustellen. — Auf die mykenische Scherbenschicht folgt hier nun nicht, wie im griechischen Mutterlande, eine Scherbenschicht geometrischen Stiles, sondern, wie v. Salis S. 129/130 betont hat, die mykenische Ware geht allmählich ohne scharfe Übergänge in die altionische über, in deren Zierat allerdings auf dieser Stufe 'lineare Elemente vorwalten'. Das spricht Bände: es sind eben die Träger der mutterländisch-ägäischen Kultur, die nach Kleinasien auswandern, hier auf die gleichgeartete kretisch-ägäische Kultur stoßen und sie nun organisch weiter entwickeln, während daheim durch die sog. dorische Wanderung jener Bruch mit der Tradition erfolgt, den der schroffe Übergang von der ausgelebten mykenischen zu der geometrischen Ware anzeigt.

Diese 'geometrischen', d. h. altionischen Scherben finden sich zusammen mit anderen Überresten (Haus- und Stützmauern, Straßendämmen, Spuren eines Antentempels) zumal auf dem 100 m vom Strand und 400 m von der nächsten Stelle der späteren Stadtmauer entfernten Hügel Kalabak-Tepe, der ganz außerhalb der späteren Stadt liegt, erstrecken sich dann bis etwa zum Südufer des Theaterhafens und bedecken einen etwa $^1/_4$ km breiten Uferstreifen der Westküste der milesischen Halbinsel (Ber. VI 3, VII 5); rechts von der heiligen Straße nach Didyma und ihrer Verlängerung zur Löwenbucht finden sie sich nicht mehr, und es ist nicht wahrscheinlich, daß das Fehlen der ältesten Überreste dort nur durch die Unmöglichkeit von Tiefgrabungen infolge des dort zu hohen Grundwassers verschuldet wird (Erg. III 407); vielmehr sprechen andere Gründe entschieden für die Auffassung, daß das alte Milet eben nicht so weit gereicht, weder den Theaterhügel (Kaleh-Tepe), noch den östlichen Hügel (Humei-Tepe) mitumfaßt hat: ein scharfer Knick, den die heilige Straße beim Eintritt in das Tor der hellenistischen Stadtmauer macht, um von da zur Löwenbucht zu

gehen, fällt weg, sobald man sie einer darunter aufgedeckten älteren Toranlage entsprechend (Arch. Anz 1902, 148) vielmehr zur westlichen Bucht leitet; sie trifft dann gerade auf den Athenatempel, das einzige archaische Bauwerk von Bedeutung, das man gefunden hat (Ber. IV 545). Und auch ein Knick in der archaischen Ringmauer des Kalabak-Tepe wird nur verständlich, wenn wir für die archaische Stadt eine andere Gesamtlage annehmen als für die spätere. Der inschriftliche Zusatz *πρὸ πόλεως* zu einem Asklepiosheiligtum, das im Stadtteil der Löwenbucht lag (Ber. V 259/60), und eine Anekdote aus Thales' Leben, die eine Verlegung des Marktes voraussetzt, weisen in dieselbe Richtung (v. Salis S. 127/8 und v. Wil. S. 69/70 haben diese andere Lagerung der *πάλαι Μίλητος*, d. h. der archaischen Stadt gegenüber der hellenistischen, der *νῦν πόλις* des Strabon S. 634, erkennen gelehrt). Vor der Stadt also hat damals auch das in der Südostecke der Löwenbucht aufgedeckte Delphinion gelegen, dem 'Ergebnisse III' gewidmet ist. Seine Existenz vor der *ἅλωσις* Milets durch Dareios 494 v. Chr. wird durch die bis 525 hinaufreichende, gleich zu besprechende Liste der Stephanephoren, durch eine von Diogenes Laertius berichtete Weihung des Thales an den Apollon Delphinios und zahlreiche archaische Einzelfunde in seinem Bezirk bewiesen, obwohl seine bauliche Gestalt erst aus einem Umbau des 5. Jahrhunderts bekannt ist (Erg. III 397[1], 403[5]). Aber auch vor 494 wird es, wie später, ein unbedecktes Heiligtum, von einer Mauer umschlossen, gewesen sein, mit einem großen Altar inmitten (Erg. III 151/5. 407/8), an den ein heiliger Hain sich anschloß. Jene archaischen Einzelfunde sind namentlich ein unbeschrifteter und ein mit einer Weihung an Hekate beschriebener Rundaltar (Erg. III 153/6. 273) und ein inschriftlicher, sprachlich und kultlich gleich wichtiger Opferkalender (Erg. III 162; für den *Ζεὺς Νόσιος* vgl. auch Erg. III 401). Die einzige archaische Statue (Unterteil) hat sich, wie hier angemerkt sei, nicht im Delphinion, sondern im Buleuterion gefunden; ihre Aufschrift *Ἀναξιμάνδρο* haben die späteren Milesier wohl mit Recht oder Unrecht auf den Philosophen bezogen und sie deswegen im Buleuterion aufgestellt (Erg. II 112). Weitaus die wichtigsten Funde des Delphinions aber sind die Inschriften, die sich auf die Tänzergilde (*μολποί*) des Apollon Delphinios beziehen, vor allem eine um ca. 100 v. Chr. erfolgte Neuaufzeichnung ihrer Satzungen (*τὰ ὄργια*), Erg. III 277, vgl. v. Wil. S. 79, der sie besonders herausgegeben hat, Sitzungsber. der Berl. Ak. 1904, 619 ff., vgl. 1906 S. 78[5], und das Verzeichnis ihrer Obmänner (Stephanephoren). Diese Gilde besorgte, wie die *ὄργια* lehren, alljährlich die große Staatsprozession zum Heiligtum des Apollon Didymeus nach Didyma, und auch im Jahre 479/8, nach dem Sturze der Perserherrschaft, tut sie das, obwohl der Tempel von Didyma, von Dareios 494 zerstört, in Trümmern lag. Wie es gekommen ist, daß die Gilde des Delphinios den offiziellen städtischen Gang zum Didymeus besorgte, ist nicht klar. Ich denke mir es so, daß die einwandernden Ionier einen Apollon Delphinios mitbrachten — nicht schon die Kreter, vgl. v. Wil. S. 78[1] gegen Erg. III 407 —, aber sein Kult, vielleicht nach längerer Antagonie, vor dem des einheimisch-karischen, uralten

Gottes von Didyma[1]) mit seinem mächtigen erblichen Priestergeschlecht der Branchiden zurücktrat; so erhielt er keinen Tempel, sondern nur ein Temenos vor dem Tore, und jener Gott von Didyma erbte die Bezeichnung Apollon und ward der Stadtgott von Milet. Da aber in der Stadt keine eigene Priesterschaft für ihn bestand (erst nach 334 ist der 'Prophet' von Didyma ein städtischer Beamter von Milet, dessen Amtsjahr mindestens zeitweilig anders läuft wie das bürgerliche Jahr von Milet), übertrug man die Funktionen einer solchen, d. h. die städtischen Kultleistungen gegenüber dem Gotte von Didyma, der Kultgilde des delphinischen Vetters. So bleibt sie dennoch die wichtigste Priesterschaft in der Stadt und gewinnt sogar politische Bedeutung, übt z. B. die Funktion eines Standesamtes aus, und ihr Reigenführer, der Aisymnetes oder (erste) Stephanephoros, wird der Eponymos der Stadt: das Jahr wird nach ihm benannt, wie sonst nach dem Priester der Hauptgottheit (Rhodos, Argos) oder einem politischen Beamten (Athen, Rom). Eine inschriftliche Liste dieser Jahresmänner[2]) (Name und Vatersname) hat sich nun im Delphinion gefunden (Erg. III 255/75): teils auf einmal aufgezeichnet als Wiederherstellung einer älteren Tafel, teils von Jahr zu Jahr fortgeführt, nach der relativen Abfolge durch genaue Beobachtung der technischen Eigentümlichkeiten der Steinplatten sichergestellt, in absoluter Chronologie durch eine Reihe historischer Namen[3]) festgelegt, bietet sich uns so eine Eponymenliste (von 525/4 bis 260/59, 232/1—184/3, 89/8 vor bis 31/2 nach Chr.), wie sie von keiner antiken Stadt in solchem Umfange (etwa 435 Jahre) und mit solcher Sicherheit vorliegt[4]): auch vom republikanischen Rom nicht,

---

[1]) Didyma liegt in Luftlinie an 15 km südlich von Milet auf dem entgegengesetzten Ende der Halbinsel und wurde auf einer nur teilweise aufgedeckten Prozessionsstraße besucht. Der Tempel, 494 zerstört und seit 334/3 im Wiederaufbau, aber nie vollendet, wurde wegen seiner großen Dimensionen zu den Weltwundern gerechnet und war auch Orakelstätte (inschriftliche Orakel z. B. Ber. III 83, V 258). Seinen Überresten hat man schon lange Grabungen gewidmet, zuletzt Haussoullier und Pontremoli 1895/6, deren reiche, besonders epigraphische Ausbeute (Bauinschriften, Weihungen, Schatzverzeichnisse) Haussoullier in einem ansprechenden Buche 'Études sur l'histoire de Milet et du Didymeion', Paris 1902, vereinigt hat; ich habe es Berl. philol. Woch. 1903, 792 ff. besprochen. Unsere Ausgräber haben ihre Tätigkeit seit 1906 gleichfalls auch Didyma zugewandt, Ber. VI 32, VII 35 ff., doch soll diese Anzeige sich nicht näher damit befassen.

[2]) Oft tritt der Gott als Stephanephor auf, zuerst im Jahre 332/1: *Ἀπόλλων Διός,* wohl wenn in schlechten Zeiten niemand die teure Bürde auf sich nehmen wollte, wie wir das auch sonst bei griechischen Priestertümern finden; ein späterer Statutenparagraph der Molpoi (Ber. VII 18) sieht diesen Fall vor: *ἐὰν δὲ ὁ θεὸς ποίηται τὴν αἰσυμνητύν.* — Man datiert dann *ἐπὶ στεφανηφόρου τοῦ θεοῦ τοῦ μετὰ (τὸν δεῖνα).*

[3]) *Ἀλέξανδρος Φιλίππου, Ἄσανδρος Ἀγάθωνος, Δημήτριος Ἀντιγόνου, Ἀντίοχος Σελεύκου, βασιλεὺς Μιθραδάτης* (zwischen dem Verschweigen des Königstitels dort, seiner Setzung hier liegt die ganze Entwicklung der hellenistischen Monarchie!), dann Augustus, C. Caesar und Tiberius.

[4]) In einem Falle können wir die Liste besser beurteilen als der milesische Steinmetz: der setzt alle zehn Jahr einen Zählungsstrich (Obelos) an den Rand; in zwei Fällen aber stehen zwei Namen in einer Zeile; da hat er geschwankt, ob diese Zeilen ein oder zwei Jahre bedeuten und den Obelos

dessen Konsulliste nicht so weit zurückreicht und für die Zeit bis 390 bekanntlich der Sicherheit arg ermangelt, erst recht nicht von Athen. Schon jetzt ermöglicht diese Liste es uns, die meisten der milesischen Inschriften, die einen Stephanephor nennen, zu datieren. Aber noch darüber hinaus ist die Liste historiographisch wichtig: mehrfach ist dem Eponymen ein wichtiges Ereignis der Stadtgeschichte, das in sein Amtsjahr fiel, hinzugefügt[1]), die älteste Form geschichtlicher Aufzeichnung: Beifügung historischer Daten zu einem Kalender, so wie wir uns z. B. das Album der Pontifices an der Regia zu Rom vorstellen müssen. — Einleitungsweise wird Erg. III 230/40 das milesische Jahr behandelt, sein Anfang im Frühjahr im Monat Taureon nachgewiesen; der Versuch des Nachweises, daß früher ein anderer Jahresanfang in Übung gewesen sei, Erg. III 236, hat mich aber nicht überzeugt. — Ein Vergleich der seit dem frühen 4. Jahrhundert auf den milesischen Münzen vorkommenden Beamtennamen mit der Stephanephorenliste ergab mir durch das Fehlen aller charakteristischen Namenskongruenzen der jeweiligen Zeitspanne, daß der Münzbeamte nicht der eponyme Stephanephor ist —, ein Ergebnis, das schon infolge des Fehlens des als Stephanephor so oft genannten Gottes selbst auf den Münzen wahrscheinlich war. — Wie wichtig eine so reiche, datierte und lokalisierte Namensreihe wie diese Eponymenliste onomatologisch ist, wie ihr nähere Beschäftigung gewidmet werden muß, um das etwaige Zurückdrängen des altionischen Elementes und um die Veränderungen des Namensschatzes, z. B. durch die große Kreteraufnahme am Ende des 3. Jahrhunderts, festzustellen, darauf sei hier nur allgemein hingewiesen.

Wir verfolgen nun die Ergebnisse der Ausgrabungen für die Geschichte Milets weiter, von der Zeit an, als Milet 15 Jahre nach der *ἅλωσις* die Freiheit widergewann. Diese Tatsache selbst lehrt die Satzung der Molpoi durch die erwähnte Prozession nach Didyma gleich noch im Jahre 479/8 kennen. Die uns durch eine attische Inschrift IG I Suppl. Nr. 22a bekannte, unter Athens Einfluß erfolgende demokratische Verfassungsänderung Milets hat ihren Niederschlag in einer Neuaufzeichnung der Satzung der Molpoi im Jahre 450 gefunden; andere Inschriften lehren auch eine neue Einteilung der Bürgerschaft in 12 Phylen mit z. T. attischen Namen zwischen 450 und 412 kennen (Erg. III 283, v. Wil. S. 81/2). Athen vermochte in Milet in dieser Zeit auch sein Verbot einer Grobsilberprägung durchzusetzen und legte der Stadt mit zehn Talenten den höchsten Matrikularbeitrag aller ionischen Städte auf. Kurz, Athen hat hier eine harte Hand gehabt, und der Aufstand von 412 und das völlige Totschweigen von Athens

---

erst nach letzterer Auffassung gesetzt, dann getilgt und nach ersterer gesetzt — fehlerhaft, wie wir nachweisen können (Erg. III 243).

[1]) Jahr 313/12: *ἐπὶ τούτου ἡ πόλις ἐλευθέρα καὶ αὐτόνομος ἐγένετο ὑπὸ Ἀντιγόνου καὶ ἡ δημοκρατία ἀπεδόθη.* — 279/8: *ἐπὶ τούτου ἐδόθη ἡ χώρα τῶι δήμωι ὑπὸ τοῦ βασιλέως Πτολεμαίου.* — 39/8: *ἐπὶ τούτου ἡ πόλις ἐλευθέρα καὶ αὐτόνομος ἐγένετο.* — Auch beim Jahr 259/8, mit dem ein neuer Stein der Liste begann, wird ein solcher Vermerk gestanden haben (v. Wil. S. 86), als der Tyrann Timarchos beseitigt ward, doch ist uns der Anfang des betreffenden Steines (Erg. III Nr. 124) nicht erhalten.

Leistungen in den uns durch einen Papyrus widergeschenkten 'Persern' des Milesiers Timotheos 398/6 v. Chr. sind Nachwirkungen davon. In die Zeit zwischen 494 und 412 fällt dann auch der Umbau des älteren Delphinions (oben S. 18). — Die Perserherrschaft 412—334 wird dagegen nur spärlich, durch den Schiedsspruch des Satrapen Struses (391—387; Erg. II 112 Nr. 9) zwischen Milet und Myus, vielleicht auch einen Vertrag mit Sardes (Erg. III Nr. 135, v. Wil. S. 89) illustriert. Aus den Münzen läßt sich dann, wie hier vorläufig bemerkt sei, Milet als zum Gebiete des Hekatomnos und Maussollos gehörig erweisen. Strittig ist die Frage, ob die grundlegende Veränderung des Stadtplanes (oben S. 18), die Wahl der Löwenbucht statt der westlicheren als Haupthafen, erst jetzt, zwischen 400 und 334 (so v. Salis S. 123 und v. Wil. S. 81) oder früher (Erg. III 408: 5. Jahrhundert) geschehen ist.

Von der Eroberung Milets durch Alexander im Jahre 334/3 an und durch die ganze hellenistische Epoche hindurch ist die Belehrung, die uns die Grabung verschafft hat, so vielseitig, daß hier nur ein allgemeiner Überblick folgt. Baugeschichtlich seien erwähnt die im Süden der Stadt auf eine lange Strecke hin ausgegrabene, 5 m dicke Stadtmauer mit Toren, Türmen und Rampen (Ber. I 108, II 910, III 90, VII 6) und die hellenistische netzförmige Straßeneinteilung auf dem Kaleh-Tepe und Humei-Tepe (Ber. VII 9), von der eine Insula östlich des schon in hellenistischer Zeit an seiner späteren Stelle stehenden Theaters von einem Heroon (Grabhaus des ausgehenden 4. Jahrhunderts, Ber. IV 538 ff.) eingenommen ward. Das Hauptinteresse gruppiert sich um die Löwenbucht. Wir nennen sie so, weil die Hafeneinfahrt von zwei großen, den Kopf wendenden Löwen — das alte Wappenbild der Stadt, das auch sonst (z. B. Ber. VII 7 und 33 und auf den Münzen) wiederkehrt — flankiert ward, die uns anzeigen, wo damals das offene Meer begann (Ber. I 106; Abbildung Arch. Anz. 1901, 197). Bei der Einfahrt kam dann ein mit Seegetier, Tritonen und Schiffsschnäbeln verziertes, dreiseitiges Marmordenkmal in Sicht, dessen 7 m hoher Sockel einen Dreifuß oder auch eine Kolossalfigur des Poseidon trug (Ber. III 75). Die Bucht schützte westlich eine hellenistische Festungsmauer (Ber. IV 537), im Süden sind die Hafendämme mit breiten, sorgfältig angelegten Uferstraßen aufgedeckt (Ber. II 909); an ihrer Südostecke erhält das Delphinion jetzt die Gestalt, welche die Ausgrabung bis zur Möglichkeit einer Rekonstruktion (Erg. III Taf. IV) freigelegt hat; inschriftlich wird (Erg. III 172) der Neubau als ἡ στοιὴ ἡ καινή bezeichnet: eine Außenmauer, eine nach innen offene, rechteckige Säulenhalle, die Westseite ursprünglich nur durch die Mauer abgeschlossen, später auch hier eine Halle. Die Wände waren mit Inschriftsteinen bedeckt (vgl. S. 23 und S. 28 Anm. 1); ein Verbot, solche auch am Holzwerk der Halle anzubringen, ist inschriftlich erhalten, Erg. III 172. Innen standen Weihwasserbecken und Tisch, halbrunde Exedren, endlich auch ein Sitzbild des Apollon (Erg. III 147/9. 156/8. 409), von dem wir aber nur inschriftlich Kunde und durch Münzbilder und ein Relief eine Vorstellung haben; eine der Münzen (Dressel, Zeitschr. f. Num. XXIV 78) zeigt ebenso wie das Relief (Erg. III 411) durch Beigabe eines Lorbeerbäumchens,

deutlich an, daß die Statue im Freien stand. — Der dem Delphinion benachbarte Nordmarkt (Ber. II 908), in der Anlage älter, hat erst in jüngerer hellenistischer Zeit seinen äußeren Schmuck erhalten (Ber. V 252); er erwies sich wohl bei seinen bescheidenen Maßen (88 × 43 m im Lichten) bald als zu klein, und man legte daher einen neuen ungleich größeren an, den Südmarkt, auf dem[1]) ein für eine Seestadt wichtiges Stück, nämlich ein zum Umstecken eingerichteter Sternbildkalender, ein sog. *παράπηγμα*, auf Stein aufgezeichnet stand wie bei uns Wettersäulen und Normaluhren (Ber. III 74. 82; Diels und Rehm, Parapegmenfragmente aus Milet, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1904, 92ff. 752ff.). Die älteste Halle ist vielleicht die nach einer Inschrift von Antiochos I. gestiftete, deren Einkünfte (die Miete von 78 Läden!) dem Apollon von Didyma zufallen sollten (Ber. VII 12). Etwa 200 × 163 m [1 Stadion] = über 32000 qm groß, ist dieser Südmarkt nicht nur der größte antike Marktplatz, den wir kennen, sondern auch den großen Plätzen moderner Großstädte überlegen (Markusplatz in Venedig 175 × 56—82 m, Piazza Venezia in Rom etwa 125 × 148—160 m, Lustgarten in Berlin 26600 qm). Der beliebte, ursprünglich (Ber. II 909) aber anders gemeinte Vergleich des Nord- und Südmarktes mit Piazza und Piazzetta in Venedig übrigens ist kaum berechtigt, denn diese stoßen doch direkt und rechtwinklig aneinander, die milesischen liegen in der selben Flucht und ohne direkte Verbindung miteinander, ja die Einfahrt zu beiden ist ganz anders orientiert! Und das nicht etwa infolge späterer Entwicklung, sondern schon in hellenistischer Zeit sind beide Märkte durch die Anlage des Buleuterion förmlich getrennt gewesen. Dieses, in 'Erg. II' schon endgültig behandelte Bauwerk (Rekonstruktion Taf. XIV) nutzte den Hang einer kleinen Felskuppe aus zu einem amphitheatralischen, gedeckten Sitzungssaal für den Rat, mit 1200—1500 Sitzplätzen (Erg. II 56), an den sich ein Hof (23 × 26 m) mit Säulenhallen auf allen drei Seiten anschloß; die dem Saaleingang gegenüberliegende Halle wird durch einen Torbau (Propylon) durchbrochen. Dieser zeigt einen Waffenfries, stilistisch dem bekannten pergamenischen freilich nachstehend. Im Innern des Saalbaues, in den Zwickeln des Rundes der obersten Sitzreihe mit den Umfassungsmauern (Erg. II 90), standen zwei Marmordreifüße, Nachahmungen eines Bronzetypus dieses Gerätes, auch sie von geringer Ausführung (Erg. II 94 Taf. XIX. XX). Saalbau und Propylon haben die gleiche Weihinschrift an die milesischen Schwurgötter: *Ἀπόλλωνι Διδυμεῖ καὶ Ἑστίαι Βουλαίαι καὶ τῶι Δήμωι*, und nennen Timarchos und Herakleides, Söhne des Herakleides, als Erbauer *ὑπὲρ βασιλέως Ἀντιόχου* (IV.) *Ἐπιφανοῦς* (Erg. II 100). Das führt auf 175/164 v. Chr. als Abschluß des Baues; die Männer sind aus Appian Syr. 45 als Jugendgespielen Antiochos' IV. bekannt (Erg. II 98); ob der milesische Tyrann Timarchos, durch dessen Beseitigung sich Antiochos II. den Beinamen Theos verdient hatte, ihr Großvater ist,

[1]) Eher als im Theater; daß die Fragmente zum Teil aus der quer über dessen Orchestra laufenden byzantinischen Mauer stammen, besagt nichts, und der Ber. III 74 erwähnte Stein, der doch wohl dazugehört, stammt eben vom Südmarkt.

dessen Sohn mit den jungen Enkeln als staatsgefährlich zu Hofe gebracht worden sei, ist strittig (v. Wil. S. 97[3]). Unser Timarchos hat jedenfalls Karriere gemacht und es im Kampfe für Antiochos' IV. jungen Sohn Antiochos V. gegen seinen Vetter Demetrios I. im Jahre 162 bis zum Gegenkönig von Babylon gebracht, sein einziger Goldstater ist im Berliner Kabinett, v. Sallet-Regling, Antike Münzen 1909 S. 40; sein Bruder bemüht sich noch zehn Jahre später in Rom, dem Alexander I. von Syrien als angeblichem Sohne seines Jugendgenossen Antiochos IV. gegen jenen Demetrios zur Anerkennung zu verhelfen (Polyb. XXXIII 18 [16], 6; Erg. II 98). — Schräg gegenüber dem Buleuterion erhob sich ein hellenistisches Gymnasion (Ber. V 9 Taf. IV); ob das das *γυμνάσιον τῶν ἐλευθέρων παιδῶν* des Eudemos ist, dessen Stiftungsurkunde aus dem Jahre 200/199 (Erg. III 326) mit ihren Einblicken in den Schulbetrieb Ziebarth in einer besonderen Schrift (Aus dem griech. Schulwesen, 2. Aufl. Leipzig 1913) gewürdigt hat, ist wider zweifelhaft geworden (Zieb. S. 25/6). Ein westlich vom Südmarkt aufgedeckter riesiger Getreidespeicher (Ber. VII 14) möge die Besprechung der hellenistischen Bauten abschließen.

Geschichtliche Belehrung fließt uns reicher als aus ihnen aus den Inschriften, deren gerade für die hellenistische Zeit eine redselige Fülle gefunden worden ist. Die Editionstechnik der selben hat heutigem Brauche entsprechend mit der Majuskelwidergabe, die ja doch den antiken Buchstabenformen nicht gerecht wird, gebrochen, nur eine Minuskelwidergabe erfolgt mit Angaben über die wichtigeren Buchstabenformen und fast stets einer autotypischen Textprobe. Man hätte gern bei diesen oft viele Dutzende von Zeilen langen Inschriften am Kopfe ein Regest, nach dem Muster der mittelalterlichen Urkundenpublikationen. In den sehr ausführlichen Registern wird die Gesamtmasse des Namensschatzes durch die Zerlegung nach der Herkunft aus verschiedenen Städten arg zerrissen; Abhilfe könnte geschaffen werden durch Einreihung aller Fremden auch in das Register der Milesier mit dem Zusatz *Rhodius* u. dgl. statt des Zitates. Auch hätte ich gern im Namenregister zum Stephanephoren gleich das Amtsjahr zugesetzt gesehen. Im Sachregister Erg. III 438 (Erg. II hat überhaupt keines) sind die für den Spezialisten so wichtigen *νομίσματα* viel zu summarisch behandelt. — Im folgenden will ich nur die für die politische Geschichte Milets bedeutsamen Inschriften herausheben, indem ich auf die Belehrung, die die Sprachkunde, die Religions-, Kunst- und Wirtschafts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte erfahren (ja durch eine auf den Taktiker Ailianos bezogene Inschrift sogar die Literaturgeschichte, Ber. VII 71), hier nur allgemein verweise. — Die Hauptausbeute an historischen Inschriften hat das Delphinion (Erg. III) geliefert, in dem entsprechend den standesamtlichen Funktionen des hier tagenden Kultvereins (oben S. 18) die auf Bürgerrecht der Einheimischen und Fremden usw. bezüglichen Urkunden aufgestellt waren (gegen seine Bezeichnung als förmliches Archiv, Erg. III 229, wendet sich v. Wil. S. 77 Anm. 1). Das Hauptstück, die Stephanephorenliste, ist bereits oben S. 19 gewürdigt; nunmehr sollen die wichtigsten die

hellenistische Geschichte Milets begleitenden Einzelurkunden rekapituliert werden: Ein paar in die Alexanderzeit gehörige Staatsverträge mit Phygela[1]), Kyzikos, Olbia (Nr. 142. 137. 136) eröffnen den Reigen, ihnen schließen sich Schenkungen und Weihungen der ersten Seleukiden an: vertreten ist gleich Seleukos I. (Erg. III 383); er gab den Milesiern die 494 von Dareios fortgeschleppte Apollonstatue des Kanachos[2]) zurück; der Führer seiner milesischen Söldner Demodamas war die treibende Kraft zum Wideraufbau des Tempels von Didyma (Inschrift Ber. VII 43/4). Vertreten ist auch Seleukos' Gattin Apame (Ber. VI 43, VII 68) und auf didymäischen Steinen auch sein Sohn Antiochos I. Aber auch Ptolemaios I. tritt auf (Ber. IV 536). Für diese erste Zeit zeigt die Stephanephorenliste durch die Namen (334/3 Alexander der Große, 314/13 der karische Tyrann Asandros, 295/4 Demetrios I.) die jeweilige Staatszugehörigkeit Milets an. Aus 289/8 stammt die Urkunde (Erg. II 114 Nr. 10) des *Ἱππόστρατος Ἱπποδήμου Μιλήσιος, φίλος ὢν τοῦ βασιλέως Λυσιμάχου*, die den letzteren als Herren Ioniens zeigt. 282 muß Milet, um die zweite Rate der von ihm verlangten Kontribution zu leisten (*τῶν χρημάτων, ὧν δεῖ ἀποδοῦναι ἡμᾶς βασιλεῖ Λυσιμάχωι εἰς τὴν δευτέραν καταβολήν*), eine 'äußere Anleihe' in Knidos aufnehmen (Erg. III 294 Nr. 138). Lysimachos' Tod befreit die Stadt, die sich zunächst zu den Seleukiden bekennt: Stephanephor i. J. 280/79 ist *Ἀντίοχος Σελεύκου*; dann aber wendet sie sich dem in Kleinasien neu aufgehenden Gestirn, den Ptolemäern zu, wie die Notiz zum Stephanephorennamen von 279/8, oben S. 20 Anm. 1, zeigt. Doch möchte ich aus dem häufigen Auftreten des Gottes als Stephanephor, i. J. 276/5, 275/4, 266—262 hintereinander, 260/59 schließen, daß Milets Lage nicht glänzend war. — In die Zeit des Niederbruches der Ptolemäerherrschaft führt die Inschrift Erg. III 300 Nr. 139, ein schwer entwirrbares Protokollbündel von Verhandlungen mit Ptolemaios II. Im Verlaufe der darin erwähnten Wirren fällt Milet in die Hand eines Tyrannen Timarchos, von dem Antiochos II. es befreit, dafür als Theos begrüßt: Inschrift bei Haussoullier S. 73 und Appian Syr. 65; Weihung an Antiochos II. und Laodike Ber. VII 13. Sein Sohn Seleukos II. macht nach Didyma eine Stiftung, Haussoullier S. 114. Nun verläßt uns die große Politik aber mehr und mehr, lokale Zänkereien füllen die Staatsinschriften. Kreta spielt eine große Rolle dabei; man schließt mit den kretischen Seeräuberstädten Verträge über Sicherung der in die Hände der Piraten gefallenen Milesier (Erg. III Nr. 140), wirbt kretische Söldner, nimmt sie dann als

[1]) Erg. III 317 Anm. 4 wird die Vermutung ausgesprochen, daß die (kurze) Münzprägung von Phygela vielleicht erst in die Alexanderzeit fallen könnte. Jedoch ein Stück wie das Waddingtonsche Tetradrachmon von Phygela mit dem Kopfe von vorn (Babelon, traité des monn. Taf. CLII 1) fällt unbedingt in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts; Näheres andernorts.

[2]) Die Statue ist uns aus zahlreichen Münzbildern wohlbekannt; die Ausgrabungen haben ein Relief, auf dem zwei Fackelläufer die Statue flankieren (Kekule von Stradonitz, über den Apoll des Kanachos, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1904, 786 ff.; über den Fackellauf siehe jetzt auch Ber. VI 45), und eine schöne Widerholung der Statue als Hochrelief geliefert, von dem zum Glück gerade der Kopf erhalten ist (aus dem Pronaos des Serapeions, Ber. VII 21).

Bürger auf und siedelt sie in dem einverleibten Stadtgebiet von Myus an, Jahr 228/7 und 223/2 (Erg. III Nr. 12. 36—38 und S. 404, vgl. Erg. II 115 Nr. 11 u. 12; v. Wil. S. 91ff.). Das führt zu Streit mit Nachbarstädten und Anschluß an deren Gegner weiter im Hinterland, an Seleukeia-Tralles 212/1 Erg. III Nr. 143, an Mylasa 209/8 Erg. III No. 146. Geld kostet das alles auch, daher Aufnahme einer 'inneren Anleihe' gegen Leibrenten i. J. 205/4 (Erg. III Nr. 147, ein finanzgeschichtliches Kapitalstück). Die Pflanzstadt Kios erhält Stundung für die lange unterlassene Stiftung von Schalen an das didymäische Heiligtum (Erg. III Nr. 141). Nun greift Philipp V. in Kleinasien ein: ein Teilungsvertrag zwischen Milet und Magnesia am Mäander über das Gebiet von Myus nach der Niederwerfung Philipps durch Rom und unter dem Patronat der damaligen Vormacht Rhodos (Erg. III Nr. 148) zeigt, daß Philipp vordem Magnesia gegen Milet begünstigt hat. Unter rhodischem Einfluß kommt auch ein Vertrag mit Herakleia am Latmos nach längerem 'Kriege' zustande, Erg. III Nr. 150, auch ein Abkommen mit der obskuren Stadt Pidasa fällt in diese Periode, 182 v. Chr., Erg. III Nr. 149. Als die Römer Rhodos beiseite schieben und den Attaliden als Vormacht in Asien begünstigen, muß Milet diesem seine Reverenz bezeugen als dem *βασιλεὺς Εὐμένης* (II.) *συγγενὴς καὶ φίλος καὶ εὔνους καὶ εὐεργέτης ὑπάρχων τῆς πόλεως διὰ προγόνων* (das ist recht hyperbolisch, was haben denn die *πρόγονοι* Eumenes' II. für Milet getan?), Inschrift Ber. VII 26, vgl. ferner Ber. III 86; er spendet der Stadt, die 167 durch die Gallier bedroht war und sechs Jahre lang keinen Stephanephoren auftreiben konnte (*ἐπὶ στεφανηφόρου τοῦ θεοῦ τοῦ ἕκτου μετὰ Μενεκράτην* Erg. III Nr. 105), eine Summe, aus deren Zinsen alljährlich zu 'Königs Geburtstag' Getreide verteilt und die zur Festparade auftretende 'Jugendwehr' bewirtet werden soll (Inschrift Ber. VII 27). Wer denkt dabei nicht an die zahllosen lateinischen Inschriften der folgenden vier Jahrhunderte mit ähnlichen Fêten und an die Königsgeburtstagsfeiern unserer Mittelstädte, denen das damalige Milet mit seinen aus dieser Urkunde leider nur sehr unsicher zu errechnenden 9000 Haushaltungen = 40 bis 60000 Menschen etwa entspricht? Dem Eumenes baut man auch ein Heiligtum mit Kultstatue innen und Kolossalstatue draußen (Ber. VI 24). Aber die alten Familien pflegten auch damals noch die Beziehungen zum Seleukidenhaus, etwa wie die alten fränkischen und schwäbischen Geschlechter auch nach ihrer Mediatisierung durch die vier süddeutschen Mittelstaaten doch nach wie vor gern den habsburgischen Dienst aufsuchten: wir lernten die Beziehungen zu Antiochos IV. und seinen Söhnen kennen (S. 22/23); andere Milesier, Meleagros und Menestheus, Söhne des Apollonios, dienten dem anderen Zweige des Hauses, dem Demetrios I. (Polybios XXXI 21, 2, Inschrift Ber. IV 535). — Allmählich scheint Milet nach den schweren 160er Jahren wider emporgekommen zu sein: Ehrungen milesischer Schiedsrichter seitens Methymna und Eresos (Erg. III Nr. 152, dazu v. Wil. S. 104/5), Byzanz (Nr. 153), Eretria (Nr. 154) usw. und Wideranknüpfung der Beziehungen zu der Pflanzstadt Apollonia am Rhyndakos (Nr. 155), leider aber alle nicht aufs Jahr datierbar, sind wohl Zeugen dessen. — Die Einrichtung der Provinz Asia i. J. 133 hat zu einer Verfassungs-

änderung geführt: es regierte eine Oligarchie von πεντήκοντα ἄρχοντες, baute auch schleunigst einen Tempel des römischen Volkes und der Roma und sorgte für philoromäische Beeinflussung der Heranwachsenden (Ber. VII 16; der Stephanephor Kratinos muß vor 89/88 fallen, wo deren Liste einsetzt). Erfolglos, denn die Sturmzeit des Mithradates VI., Stephanephor des Jahres 86/5, hat auch Milet in den Strudel gerissen; die Restauration Sullas kostet der Stadt daher die Freiheit, wie wir aus dem Vermerk zum Jahr 39/8 der Eponymenliste sehen (oben S. 20 Anm. 1); wir finden sie auch in einem Senatskonsult von 78 v. Chr. als tributär (Haussoullier S. 248); die didymäische Festfeier war aufgehoben (Inschrift Erg. III 394 über ihre Widereinrichtung i. J. 63). Im Jahre 84/3, als Sulla Asien mit 20 000 Talenten Kontribution belegt, Plut. Sulla 25, und i. J. 82/1 zur Zeit des zweiten mithradatischen Krieges muß wider der Gott den Stephanephoren spielen. Den milden und großherzigen Ordner Asiens Pompeius, unter dem, wie gesagt, die Festfeier wider erlaubt ward, ehrt man in Milet (Inschrift Ber. V 257 = Erg. III 394), ebenso seine Legaten M. Pupius M. f. Piso Frugi (Erg. III 393 Nr. 173) und L. Torquatus L. f. (Ber. VI 20). Der Erlaß eines Proprätors Erg. II 101 fällt in die Jahre 56/50. Antonius stellt dann 39/8 v. Chr. nach dem S. 20 Anm. 1 abgedruckten Vermerk zu diesem Jahre in der Eponymenliste die Freiheit wider her; wenige Jahre später (35 v. Chr.) wird hier in Milet Sextus Pompeius ermordet (Appian bell. civ. 144).

Die Kaiserzeit bringt Milet eine glanzvolle Bautätigkeit und schafft der Stadt im wesentlichen das Aussehen, das die Grabung aufgedeckt hat. Um die Löwenbucht herum ist sie wider am lebhaftesten: am Delphinion wird die zweigeschossige dorische in eine um so tiefere eingeschossige korinthische Halle umgebaut; die bisher mit zwei einfachen Toren versehene Westwand erhält ein Propylon (Erg. III 141/5. 412); innen wird ein Rundbau angelegt (Erg. III 147). Die östlich hinter dem Delphinion vorbeiführende Straße wird aufgehöht (Erg. III 146). Ein Hafentor wird gebaut (Ber. V 256), eine ein Stadion lange Prachtstraße führt an dem jetzt erheblich umgestalteten (Ber. V 255) Nordmarkt entlang auf den Platz vor dem Buleuterion zu dem monumentalen Südmarktportal mit reichem architektonischen und Skulpturenschmuck (Ber. V 256). Im Buleuterion wird ein prachtvolles Ehrengrab errichtet (Erg. II 78) mit Reliefen aus der Letosage (Erg. II 87); gegenüber dem Buleuterion lag später ein Asklepieion, dessen Propylaion aus diokletianischer Zeit stammt (Ber. V 258, VI 28), daneben die mit reichem Statuenschmuck versehene Prachtfassade des Stadtbrunnens, das Nymphaion, als Abschlußwand der Wasserleitung (Ber. II 908, III 72, unter Titus erbaut), deren hohe Bogen heute noch stehen. Die Fassade können wir uns z. B. nach Münzbildern von Hadrianopolis gut vorstellen. Der Wasserabfluß, die Kanalisation, zeigt das technische Können der Milesier in bestem Lichte (Ber. II 912; Arch. Anz. 1901, 198); auch eine Latrine für fünfzig Personen ist nachweisbar (Ber. VII 14), und die Inschrift an einem Turm der Stadtmauer οἱ ὧδε χέζοντες ἐννέ' ὥρας μὴ ὀρθοῖεν zeugt auch von einem größeren Reinlichkeitssinn, als wir ihn heute im Süden antreffen (Ber. IV 536). Jene Wasserleitung speiste auch die

T h e r m e n: am Humei-Tepe die Nordostthermen (Ber. VI 10, VII 30), die sich in der Kaiserzeit zwischen Delphinion und Gymnasion schoben (letzteres hieß nach einem Umbau durch Cn. Vergilius Capito in Claudius' Zeit *γυμνάσιον τοῦ Καπίτωνος*, Thermen und Gymnasion zusammen *βαλανεῖον*, Ber. VI 12, VII 66), und die Faustinathermen, unter Faustina, wohl der Jüngeren, gestiftet, später mehrfach umgebaut (Ber. V 261, VI 15, VII 30); sie können mit ihren raffinierten Heizanlagen, Bade- und Umkleideräumen, Lese- und Vortragssälen sich mit den reichsten anderen derartigen Anlagen messen, und was in Pompeii nur in buntem Stuck nachgeahmt wird, ist hier in echtem Material, in bunten Marmorsorten ausgeführt. Auch haben sie die bisher reichste Skulpturenausbeute geliefert, eine Gürtelfigur, einen Aphroditetorso, Apollon und die Musen, einen gelagerten Flußgott. — Unweit der Thermen ist ein römisches Heroon aufgedeckt, vielleicht aus einer Palästra umgebaut (Ber. VII 22), ferner ein Serapeion (Ber. VII 19, vgl. V 258). Nächst den Bädern dienten weiterhin Rennplatz und Theater 'dem Vergnügen der Einwohner': der geradlinig abschließende R e n n p l a t z (Ber. VII 25) hat eine Bahn von 185 m Länge und mächtige Stützmauern für den Zuschauerraum, auch je drei Wasseruhren zum 'Zeitnehmen' am Ost- und Westende. Das T h e a t e r (Ber. III 76/85, V 250/1) ist der massigste Bau der Stadt; quer über die Orchestra führte man bei einer unter Iustinianus I. durchgeführten Neubefestigung der sehr verengerten Stadt (der Südmarkt z. B. blieb außerhalb) eine Festungsmauer (die frühere sog. 'Gotenmauer'; Ber. II 910, IV 533, V 257), in die man in Menge Architekturteile, Skulpturen und Inschriften hineinbaute und die so den Ausgräbern zum Magazin wurde. Es faßte 25 000 Menschen, die durch ein geschicktes System von Fluren und Treppen ab- und zuströmten und ihre Sitzplätze in drei Rängen von je achtzehn Sitzreihen, senkrecht in Cunei zerlegt, fanden. Es gibt eine Art Kaiserloge und reservierte Reihen für die Gilden und Körperschaften, so für die Judengemeinde. Kurz vor der Vollendung des Baues gab es seitens der organisierten Bauhandwerker einen Streik, über den man das Orakel von Didyma als das 'Einigungsamt' befragte (Inschrift des 2. Jahrh., Ber. III 83). Noch bis ins 4. Jahrhundert wurde am Theater gebaut. — In der Peripherie der Stadt läßt Traianus unter völliger Veränderung des Geländes *excisis collibus completis vallibus* die heilige Straße neu bauen (Ber. I 106, VII 36), dabei wird die hellenistische Stadtmauer, in den Zeiten der pax Romana entbehrlich, aufgelassen (Ber. III 90). Mit einem kurzen Hinweis auf die Bauarbeiten der Kaiserzeit in Didyma schließe ich diesen Überblick ab.

An den I n s c h r i f t e n d e r K a i s e r z e i t läßt sich Milets Geschick (von Geschichte kann man ja jetzt nicht mehr sprechen) einigermaßen verfolgen. Caesar bezeugt, also noch vor der Freiheitserklärung, i. J. 44 dem didymäischen Gott seine Huldigung durch Erweiterung der Asyliegrenze um zwei Millien (Erg. III 251); Antonius gibt der Stadt, wie schon S. 26 gesagt, i. J. 39/8 die Freiheit wider; Augustus übernimmt i. J. 17/6, d. h. im Jahre der Säkularspiele, und dann wider zehn Jahre später, die Stephanephorenwürde; sein Enkel, der Thronfolger Gaius, tut gelegentlich seines Aufenthaltes in Kleinasien 1/2 n. Chr. und Tiberius i. J. 8/9 gegen Ende des pannonischen Feldzuges das Gleiche (wir haben aus

dieser Zeit auch von den Nachbarstädten Priene und Herakleia am Latmos die Eponymenlisten, die ganz ähnliche Verhältnisse zeigen). Aber die Wertung des Amtes ist stark zurückgegangen, denn noch unter Tiberius finden wir 24/5 einen Freigelassenen, 31/2 eine Frau als Stephanephoren, an letzter Stelle der erhaltenen Liste. Die Konsuln des Jahres 16 v. Chr., Scipio und Domitius Ahenobarbus, der Großvater Neros, erhielten Ehrenstatuen im Buleuterion (Ber. VI 20); ein seltener Gast, Syllaios, Wesir des Nabatäerkönigs Obodas, hat etwa 9 v. Chr. eine zweisprachige, nabatäisch-griechische Weihinschrift an seinen heimischen Gott Dusares, den er hier mit Zeus gleicht, gesetzt (Erg III 387). Augustus erhält Ehreninschrift (Erg. II 107) und Tempel (Erg. II 109); zu Tiberius reist gelegentlich der Enquête über das Asylrecht (Tacitus ann. III 60) ein Spezialgesandter (Haussoullier S. 264); Caligula will sich selbst den didymäischen Tempel weihen lassen, Iulia Drusilla erscheint inschriftlich als *νέα Ἀφροδείτη* (Ber. I 111). Claudius ist mit einem Erlaß an die dionysischen Künstler (Erg. III Nr. 156), wie deren auch anderswoher von ihm bekannt sind, und einer Weihinschrift (Ber. VI 12) vertreten. Unter Nero ist dem Kultgesetz der Molpoi ein Nachtragsstatut zugefügt worden (Erg. III 284/6); Titus, Domitianus, Traianus, Hadrianus (Ber. III 72, V 255, I 111; Erg. II 118. 119), Pius, Marcus (Ber. IV 535) sind mit Inschriften vertreten; Gordianus hat noch einmal für die Wasseranlagen gesorgt, auch der weitere Verlauf des 3. Jahrhunderts ist noch durch Inschriften belegt (z. B. Ber. II 908), auf Bautätigkeit noch unter Diocletianus ist schon hingewiesen. Ob einer der Goteneinfälle der 260er Jahre Milet erreicht hat, ist uns unbekannt, die früher darauf bezogene sog. 'Gotenmauer' (Ber. II 910) hat sich als justinianisch entpuppt. Das 4. Jahrhundert ist mit Kaiserinschriften vertreten (Ber. I 111). — In christlicher Zeit sind eine vorjustinianische Basilika (Ber. VI 28) und spätere Kirchen (Ber. II 911, III 87/9, VII 34) zu erwähnen. Zeitlich zwischen diese Bauten fällt die mehrerwähnte justinianische Mauer (oben S. 27) mit ihrer so wesentlichen Einengung des Weichbildes. Diese zieht nur das Fazit einer langen und traurigen Entwicklung: die zunehmende Versandung der Mäandermündung, die Verschiebung seines Laufes, der die tieferliegenden Stadtteile schließlich mit Überschwemmung bedroht[1]), die aus dem nunmehrigen Sumpfgebiet aufsteigenden Fieberdünste haben die Blüte der Stadt gebrochen. Schließlich blieb etwa seit dem 9. Jahrhundert nur noch die Schutthalde des Theaterhügels besiedelt (Ber. III 90). Palatia[2]) hieß das darauf sich erhebende Kastell, welches

[1]) Zum Schutze gegen die Überschwemmung des der Stadt nahegerückten Mäanders hat man den Fußboden des Delphinions im späteren Altertum einmal aufgehöht — einfach indem man die dort stehenden Inschriftsteine umkippte, wodurch sie uns erhalten worden sind!

[2]) Der Name Palatia erscheint auf lateinisch redenden Silbermünzen, 'Gigliati', des Seldschuckenemirs Urchan (um 1333): Karabacek, num. Zeitschr. IX 200; Schlumberger, num. de l'orient latin S. 487; v. Sallet, Zeitschr. f. Num. XV S. 27, XVIII S. 209; doch widerholt Karabacek (und ihm sprechen es Schlumberger und v. Sallet nach) seltsamerweise die schon damals veraltete Gleichsetzung (die zuletzt Forbiger vertrat, Handb. der alten Geogr. II S. 213, vgl. S. 214 Anm. 19; die Reisenden, wie Pococke, Chandler, Fellows, hatten

nach der Besetzung der Mäanderebene durch die Mohammedaner (die unter Andronikos II., 1282—1328, geschah) Residenz einer mächtigen seldschuckischen Dynastie wurde, vom Sultan Bajasid 1501 mit einer schönen Moschee (Arch. Anz. 1901, 191/2) geschmückt wurde und noch immer ein wichtiger Handelsplatz blieb: ein Münzfund aus dem späteren 14. Jahrhundert (Ber. III 91), der vorwiegend aus Gigliati von Neapel und den Johannitern von Rhodos besteht, ist ein Zeichen, daß man an das Meer als völkerverbindende Straße Anschluß suchte und fand, wohl durch Leichterverkehr auf dem Mäander. Heute ist auch das vorbei, der Name Palatia haftet nur noch in dem Namen des Türkendorfes Balad; die einstige Seekönigin Milet liegt eine volle Meile vom Meere ab, der einstige latmische Golf ist eine sumpfige Ebene, aus der sich die Insel Lade als ein geschwungener Hügel abhebt! So hat 1446 Cyriacus von Ancona, 'der Vater der Inschriftenforschung', ebenso alle späteren Besucher der Stätte, nur das Theater, ein paar Thermenreste und die Bogen der Wasserleitung aufragen sehen. Und während wir von den Resten des Tempels des Apollon von Didyma nach Cyriacus' Besuche noch von manchen Reisenden des 17., 18. und 19. Jahrhunderts durch Notizen, Risse und Zeichnungen Kunde haben, hat Milet selbst, von einer ganz kurzen Versuchsgrabung Rayets 1873 abgesehen, in Dornröschenschlummer gelegen, aus dem es 1899 der Spaten unserer deutschen Ausgräber weckte.

Charlottenburg. K. Regling.

---

aber längst das Richtige erkannt) von Palatia, modern Palatscha, Balad, mit Myus. Myus wird vielmehr jetzt mit dem mittelalterlichen Melanudion gleichgesetzt (Wiegand, Der Latmos S. 185[1]), und die Gleichung Milet-Balad = dem Palatia der Münzen und Urkunden wird, wie ich höre, auch durch Inschriften an der großen Moschee in Balad bestätigt.

Zum Gebrauch von οὗτος und ὅδε.

Mag man mit H. L. Ahrens, de Graecae linguae dialectis II 1843 S. 268 den Gebrauch von ὅδε so bestimmen, *significat quae in conspectu sunt et quasi digito demonstrantur,* den von οὗτος also so, daß die Verneinung der gegebenen Regel darauf passe, oder mag man die drei Demonstrativa ὅδε, οὗτος, ἐκεῖνος auf die drei Pronomina personalia so verteilen, daß ὅδε mit dem Pronomen der ersten Person, οὗτος mit dem der zweiten Person, ἐκεῖνος mit dem der dritten Person in Beziehung steht[1]), — immer muß man namentlich bei Dichtern, aber auch bei Prosaikern einräumen, daß eine Menge von Stellen sich unter die aufgestellte Richtschnur nicht einordnen.

Bei dem verhältnismäßig engeren Gebiet, auf dem die Inschriften sich bewegen, hat sich die Anwendung des Pronomens ὅδε und des Pronomens οὗτος zunächst auf attischen Inschriften ziemlich genau scheiden lassen. So sagte ich in meinem Programm: Gebrauch einiger Pronomina auf attischen Inschriften I Stettin 1882, S. 9 u. 10: Was Ahrens sage: *significat quae in conspectu sunt* usw., das passe auf alle Beispiele von ὅδε in der ersten Periode, die ich bis 403 v. Chr. rechnete. So τὸ ψήφισμα τόδε das verlesene ψήφισμα, auf dessen Konzept (Schömann, Gr. Altert. I[8] S. 407) mit der Hand hingewiesen wurde, ähnlich ὅδε ὁ θεσμός das vorliegende Gesetz, τόδε σῆμα, τόδ' ἄγαλμα das vor Augen liegende Grabmal, Standbild, τῶνδε der hier Begrabenen usw. Daraus entwickle sich die so häufige Bedeutung von ὅδε 'der folgende', αἵδε πόλεις = πόλεις αἵδε folgende Städte, τάδε ἔργα folgende Werke.

Dagegen sei οὗτος das eigentliche Pronomen, um eben Erwähntes, das nicht sinnlich vor Augen liegt, wider aufzunehmen. Wenn ταῦτα μὲν ἀναγράψαι, das mit τὸ μὲν ψήφισμα τόδε ἀναγράψαι auf eins herauszukommen scheine, sich finde, so sei dies wohl von dem Antragsteller gebraucht worden, um auf den Inhalt des Antrags hinzuweisen. Aber es sei auch nicht ausgeschlossen, daß οὗτος auf folgendes verweise, wenn nur nicht mit Nachdruck auf das Folgende aufmerksam gemacht werden solle. So finde sich dreimal

οὗτοι ἀπ' αὐτῶν

in den Inschriften 231, 233 u. 235, worauf jedesmal Pflanzstädte der Mutterstadt Erythrae folgten.

Die Grammatik der attischen Inschriften von Meisterhans-Schwyzer[3] sagt dagegen auf S. 235: οὗτος greift etwas bereits Behandeltes noch einmal auf. Niemals weist es auf Folgendes hin. Dazu in der Anmerkung: Als Ausnahme bezeichnet Schmolling (S. 9) die Verbindung οὗτοι ἀπ' αὐτῶν CIA I 231 (450 v. Chr.), 233 (447 v. Chr.), 235 (445 v. Chr.) — keine Stelle ist ganz gesichert — was bedeuten soll:

---

[1]) Eine Beziehung, die zur genauen Unterscheidung der pronominalen Adverbia wie ἐνθάδε, ἐνταῦθα, ἐκεῖ usw. nicht entbehrt werden kann.



'folgende Kolonien derselben (= der Erythräer)'. Diese Deutung ist unmöglich. "A I 233 steht hinter diesem *οὗτοι ἀπ' αὐτῶν* die Tributquote 60. Bei der oben angegebenen Deutung müßte dies die Summe des von den erythräischen Kolonien zu zahlenden Tributes darstellen. Diese Summe wäre aber kleiner als die Summanden. Somit kann *οὗτοι* nur auf das vorausgegangene *Ἐρυθραῖοι* bezogen werden.

Meisterhans-Schwyzer sind bei ihrer Widerlegung meiner Behauptung etwas flüchtig zu Werke gegangen. Allerdings steht auf der Inschrift 233 hinter *οὗτοι ἀπ' αὐτῶν* die Zahl 60, hinter *Σιδούσιοι* 50, und hinter *Βουθειῆς* 100, was zu 300 ergänzt werden muß; hinter den Namen der drei anderen Kolonien sind die Ziffern unleserlich geworden.

In den vielen erhaltenen Tributlisten steht aber niemals hinter dem Namen der Bundesstadt der gezahlte Beitrag, sondern davor, d. h. links davon. Das wird besonders deutlich aus Nr. 235. Dort werden aufgeführt *Μιλήσιοι*, darunter *Ἐρυθραῖοι*; ihre Beiträge, die links von ihren Namen standen, sind durch die Länge der Zeit abgerieben. In der nächsten Zeile folgt *οὗτοι ἀπ' αὐτῶν*, und links daneben wird ausdrücklich bezeugt durch vac., daß die Summe gar nicht gezogen war. Dann folgen in je einer Zeile vier Pflanzstädte der Erythräer, und links von jeder ist ihr Beitrag genannt, 100 Drachmen, 50, 10, 5, alle nach ihrer Steuerkraft geordnet. Über die niedrigen Geldsummen wolle man sich nicht verwundern. Es ist auf diesen Tafeln nur ein Sechzigstel des wirklich gezahlten Tributes genannt, als der Anteil, den die Göttin Athena erhielt. Und nun die Hauptsache: links neben den genannten Summen ist der glatte Rand des Steins ausdrücklich bezeugt, d. h. diese Zahlen konnten gar nicht zu den Namen anderer Bundesgenossen gehören, sondern allein zu den rechts daneben stehenden Pflanzstädten von Erythrä.

Daß aber die auf die Überschrift folgenden vier oder fünf Pflanzstädte wirklich alle von Erythrä gegründet waren, folgt aus Tafel 236 (444 v. Chr.). Auf dieser Tafel herrscht solche Unordnung, daß Erythrä und seine Pflanzstädte an ganz verschiedenen Stellen, nicht bei einander, vorkommen. Um sie aber sofort kenntlich zu machen, hat der Schreiber zu jeder dieser Pflanzstädte hinzugefügt *Ἐρυθραίων*.

Daß die Namen der Bundesstädte von dem Herausgeber des CIA I, Adolf Kirchhoff, oft aus den unbedeutendsten Resten mit Meisterschaft widerhergestellt sind, brauche ich hier nur kurz zu erwähnen.

Die Folge der 444 v. Chr. eingerissenen Unordnung war die, daß vom nächsten Jahre ab, 443 v. Chr. = Ol. 84, 2, die Städte nach bestimmten Gruppen geordnet erscheinen z. B. *Ἑλλησπόντιος φόρος, ἐπὶ Θρᾴκης φόρος, Ἰωνικὸς φόρος,* und unter dieser Gruppe haben sich nun wider zusammengefunden *Ἐρυθραῖοι, Βουθειῆς* und die übrigen vier Tochterstädte.

Somit bleibt es als Tatsache bestehen, daß auf drei Steininschriften der Athener aus der besten Zeit sich *οὗτος* findet mit Beziehung auf gleich darauf angeführte Städte, gleichsam als Überschrift zu einer Aufzählung, wofür man sonst bis zum Jahre 30 v. Chr. immer *ὅδε* gebraucht hat; vgl. mein Programm I S. 9–13.

Man möchte nun gern eine Erklärung für diese bemerkenswerte

Ausnahme finden. Sollte vielleicht von den zahlenden Städten oder in deren Namen von den Erythräern das

οὗτοι ἀπ' αὐτῶν

an den Schluß des kleinen Verzeichnisses gesetzt sein und sich später an den Anfang verschoben haben? Dies ist wenig wahrscheinlich, da ja der Irrtum innerhalb der sechs Jahre von 450—445 v. Chr. gewiß verbessert worden wäre.

Oder sollte vielleicht bei den Ioniern auf Grund der ältesten ionischen Inschriften ein ähnlicher Gebrauch von οὗτος statt ὅδε sich finden? Erythrä hatte die gleiche Mundart wie Chios, wie Herodot I 142 bezeugt. Daß er damit hauptsächlich auf den Wortschatz hinweist, hat F. Bechtel, Die Inschriften des ionischen Dialekts, Göttingen 1887, erwiesen (S. 136ff.). Unter den Inschriften von Chios bietet die zweitälteste, welche Bechtel als Nr. 174 beibringt, kein ὅδε, dagegen viermal οὗτος, dies jedoch ganz in attischer Weise gebraucht. Nr. 175 ist eine metrische Inschrift, die οὗτος sowohl wie ὅδε verwendet. Es ist auf ihr

τοῦτο τὸ σῆμα

und τόδε μνῆμα

für ein und die selbe Sache, nämlich das Grabmal, gebraucht. Daraus wird nichts gewonnen, da einem Dichter solche Freiheit nicht abgesprochen werden kann. Die übrigen Inschriften von Chios bieten nur οὗτος, aber dieses ganz wie im Attischen gebraucht. Aus Erythrä selbst ist eine alte metrische Inschrift erhalten, die aus der Zeit um 550 v. Chr. zu stammen scheint, nach den sehr altertümlichen Buchstabenzeichen zu urteilen . . . τόδε σῆμα μήτηρ ἐπέθηκε θανόντι . . . παιδί. Also schon in dieser frühen Zeit war ὅδε ganz in attischer Weise in Erythrä in Gebrauch. Auch die folgenden Inschriften aus Erythrä Nr. 198—209 zeigen in bezug auf ὅδε und οὗτος ganz den Gebrauch der Attiker.

Nun könnte man sich dessen erinnern, daß auf dem Boden von Chios, Erythrä, Klazomenä und Smyrna vor den Ioniern Achäer aus Thessalien, also Aiolier, sich angesiedelt hatten, daß etwa im 9. Jahrhundert dieser südaiolische Landstrich durch Ionier erobert wurde, und daß in der Folgezeit eine deutlich erkennbare Verschmelzung des aiolischen und ionischen Volkstums auch in der Mundart, die in Chios und Erythrä gesprochen wurde, sich kundtat (Otto Hoffmann, Gesch. der griech. Sprache I, Leipzig 1911 S. 21, 22 und F. Bechtel S. 107—110). Da nun in und bei Larisa in Thessalien Urkunden sich gefunden haben, die nur ein Pronomen demonstrativum ὄνε kennen, das für ὅδε, aber auch für οὗτος gebraucht wurde (O. Kern, Inscr. Thessaliae, n. 512, 17; 514, 5; 517, 15. 17. 20. 23. 46; 1229, 31), so wäre es nicht undenkbar, daß auch in Erythrä im Volksmunde das eine Pron. demonstr. οὗτος noch einige Jahrhunderte für attisch ὅδε und zugleich für οὗτος sich erhalten hätte, und daß davon die Vertauschung von οὗτος und ὅδε auf den drei attischen Tributlisten herrührte.

Vielleicht werden Urkunden, die der Boden Griechenlands und Kleinasiens noch verschließt, uns auch über diese Frage einmal Auskunft geben.

Stettin. E. Schmolling.



Vergil

Die Vergilschau 1914/16 zeigt uns eine rege Tätigkeit für fast alle Teile des dichterischen Werkes, überall ein deutliches Fortschreiten in der Erkenntnis, das auch durch einen rückschrittlichen Versuch nicht gehemmt werden konnte. Neben den neuen Auflagen altbekannter Ausgaben, neben den zahlreichen Einzeluntersuchungen hat die Vergil-Literatur manche kostbare Bereicherung erfahren, manche Frage ist geklärt, manche neue Erkenntnis gewonnen worden. Freilich ist in Hinsicht der heiß umstrittenen vierten Ekloge ebensowenig Einigung erzielt worden wie für die Appendix Vergiliana, in betreff deren die Echtheitsfrage *et adhuc sub judice est*. Für die Kenntnis der Arbeitsweise und der Quellen unseres Dichters ist manches Tüchtige geleistet worden, das Wichtigste von Norden, durch dessen neuestes Werk wir gewaltig gefördert worden sind, in einem Augenblick, in dem auch die längst mit Spannung erwartete zweite Auflage des 'VI. Buches der Aeneis' erscheint. Manches Bedeutsame ist auch über Vergils Fortleben gesagt worden.

Es ist selbstverständlich, daß der Krieg es unmöglich gemacht hat, die englische, französische und italienische Literatur vollständig heranzuziehen. Doch dereinst wird — so dürfen wir hoffen — auch auf diesem Gebiete wider gemeinsames Arbeiten möglich sein, der Austausch der geistigen Ernte wider aufgenommen werden können, dereinst, wenn der grausen Discordia, die so lange schon

Belli ferratos postes portasque refregit,

von der Göttin des Friedens ein entschiedenes 'Hebe dich weg!' zugerufen wird, ein:

Cede locis, ego — — — ipsa regam.

I. Der Dichter und sein Werk

1) Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig, C. Schaper und P. Deuticke. I. Bändchen: Bukolika und Georgika. 9. Auflage, bearb. von Paul Jahn. Berlin, Weidmann, 1915; XLI u. 292 S. Geh. 3,20 *M*.

Dem 1912 in 13. Auflage erschienenen 2. Bändchen folgt nun das 1. in 9. von Jahn, während die 8. Auflage 1907 noch Deuticke herausgegeben hatte.

Jahn hat die Einleitung neu verfaßt, wobei er sich bemüht hat, die Daten für das Leben des Dichters 'nach dessen eigenen Angaben und

solchen der Zeitgenossen zu ermitteln'. Ausgenutzt hat er hierfür auch das Catalepton; die übrigen Stücke der Appendix aber heranzuziehen, hat er füglich unterlassen, da 'die Frage der Autorschaft nicht geklärt ist'. Von Zeugnissen der Zeitgenossen sind ihm, außer Properz, besonders wichtig Horaz und Ovid, die er heranzieht, um die Echtheit des 'Culex' zu erweisen.

Für die Angaben über Vergils Leben wünschte ich ein wenig mehr Ordnung; unter ihnen findet sich folgende Bemerkung (S. XIV):

'Man weiß nicht, was man dazu sagen soll, wenn er (natürlich Vergil) als feiner Kenner des Frauenherzens gerühmt wird' (!!). Ja, man weiß wirklich nicht, was man zu dieser — Wendung sagen soll. Daß man bei solcher Sachlage kein Wort findet etwa über Vergils Verhältnis zur Jugend, wie es jetzt wider Richard Heinze schildert, kann nicht wundernehmen.

Für die Bukolika sucht Jahn die zeitliche Reihenfolge zu ermitteln; das wird stets ein vergebliches Bemühen bleiben, da nicht einmal für II, III, V, deren relative Reihenfolge feststeht, die absolute Zeit sich ermitteln läßt (vgl. auch Teuffel[6] II 29). Daher ist das Endergebnis, das Jahn S. XIX mitteilt, durchaus unsicher, zumal meines Erachtens auch das höhere Grad der Abhängigkeit von Theokrit oder die freiere Stellung diesem gegenüber nichts Sicheres beweist.

Ebenso unsicher sind Jahns Aufstellungen über das Verfahren Vergils im Hinblick auf jenen Dichter: wir können im einzelnen wirklich nicht mehr feststellen, wie Vergil vorgegangen ist; daß er Theokrit benutzt hat, bezweifelt niemand; wie er ihn benutzt hat, werden wir mit Sicherheit nicht mehr ausmachen können.

Die Georgika läßt auch Jahn 30/29 abgeschlossen sein; die Annahme 'einer zweiten Ausgabe im eigentlichen Sinne', aus der die laudes Galli ausgemerzt gewesen, an der noch Schanz festhält (vgl. [3] S. 57) lehnt er ab: 'Die laudes wurden eben nicht mehr mit "abgedruckt"!!

In bezug auf 'Quellen und Muster' meint Jahn, Vergil habe alles Gute verwertet, was sich ihm bot, und seine Originalität darin gesucht, 'das alte gute Metall' zu zerschmelzen und in neue Form zu gießen (S. XXVII). Das kann man wohl gelten lassen, ohne natürlich Jahns Anschauungen von Vergils Arbeitsweise sich in allem zu eigen zu machen, zumal er die Georgika zwar 'die Arbeit eines gelehrten Dichters', aber doch 'die eines wirklichen Dichters' zu nennen die Güte hat (S. XXVII).

Mit den 'Dispositionsschemata' (S. XXXV ff.) mich zu befassen, liegt kein Anlaß vor.

Was die 'Anmerkungen unter dem Text' betrifft, so hat Jahn eine Menge 'mehr oder weniger durchgreifend umgestaltet' — nach zahlreichen Stichproben meist wenig belangreich — in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht, ohne jedoch aus Zeitmangel die bisherigen Erklärungen in ihrer Gesamtheit nachzuprüfen oder umzuarbeiten.

Auch im 'Anhang' ist Jahn nicht über den Vorgänger hinausgekommen, sondern hat sich 'die gründliche Umgestaltung für später vorbehalten', so daß man auch hier fragt: 'Wozu die Eile?' Was er an Zusätzen zu Deuticke bringt, sind eigentlich nur Literaturangaben. Zum

Kommentar, in dem ich oft sachliche Erklärungen vermißte, sei noch folgendes bemerkt:

Zu Bukol. I glaubt Jahn, 'Vergil hätte höchst ungeschickt gehandelt, wenn er sich, um sich für ihm persönlich erwiesene Gnade zu bedanken, als alten Hirtensklaven dargestellt und die Verse 64 ff. geschrieben hätte', sondern er sei 'möglicherweise als Fürsprecher für seine Landsleute (mit halbem Erfolge) aufgetreten oder habe durch dies Gedicht so auftreten wollen'! — Die Schwierigkeiten, welche B. I bietet, lassen sich vielleicht zum Teil beheben, wenn man etwa deutet: sowohl unter Tityrus wie unter Meliboeus ist Vergil zu verstehen; er war wirklich ein Meliboeus, von Haus und Hof vertrieben, bis er mächtige Gönner fand, die ihm erlaubten: *'Pascite, ut ante, boves . . .'* Da ward er Tityrus und stellt sich aus sicherer Geborgenheit heraus vor, wie es gewesen wäre, hätte er in die Fremde ziehen müssen.

Zu I 28 erwartet man eine sachliche Erläuterung.

36 f. hätte der Erklärung bedurft.

65: Die Insel Kreta kann hier doch keinesfalls gemeint sein; also zu schreiben *cretae.*

68: Warum vergleicht Jahn hier nicht Priap. III, 6?

III 38/43 mit Recht geändert.

VII 31 f.: Hinzuweisen auf Catalepton XIV 9 f.

37 ff.: Vgl. Ovid, Met. XIII 789 ff.

50: Die Erklärung ist ungenau: wie sollte der Rauch in die Stube gelangen, und wenn ja, wie sollten die Bewohner das ertragen! Das niedersächsische Bauernhaus, in dem der Herd dem Eingang gegenüber am Ende der Diele liegt und der Rauch an den Deckenbalken entlang seinen Ausweg sucht, gibt die Erläuterung.

Georg. I: Nach zahlreichen Stichproben ist wenig Wichtiges geändert worden.

II 136 ff. hätte auf den rhetorischen Aufbau des Enkomion Italiae hingewiesen werden können.

141: Wenn dem Dichter, wie Jahn selbst annimmt, das Abenteuer Jasons vorschwebte, war es natürlich, daß er beide Handlungen: das Pflügen mit feuerspeienden (!) Stieren und das Säen von Drachenzähnen, zeitlich verband.

146: Warum wird nicht erinnert an Properz III 19?

153: Vgl. A II 204.

161: *claustra* nicht 'Dämme', sondern 'Schleusen'.

174 f.: Warum soll die gewöhnliche Erklärung *ingredior res* 'falsch' sein? Denn die größere Häufigkeit der absoluten Konstruktion beweist nichts; mir scheint die Gleichsetzung von *fontes* und *res antiquae laudis et artis* unmöglich.

330: Vgl. Ovid, Met. I 107 f.

331: *superat* ist auch an der Stelle, auf die verwiesen wird, nicht erklärt.

345: Anastrophe, wenigstens bei Pronomina, bereits bei Sallust (bell. Jug. 101, 8).

458 ff: Für manchen Gedanken vgl. Horaz, Od. I, 1 und Ovid, Rem. Am. 169 ff.

462: Hier konnte auf das Gegenstück dazu, das Begrüßen der Begegnenden, verwiesen werden: vgl. Sallust, bell. Jug. 4, 3.

479: Der Druckfehler aus der 8. Auflage (es handelt sich um A I 742) hätte verbessert werden sollen.

497: *conjuratus Hister* bedeutet wohl die Hindernisse, welche der Unterlauf der Donau bot; zu *Dacus* vgl. vor allem Horaz, Od. II, 20, 18.

515: Verweisung auf III 525 (dort Druckfehler; richtig 515) ergebnislos.

516: Vgl. Ennius Scen. fr. 289 V.: *certatio hic est nulla, quin.*

G III 2: *pastor ab Amphryso:* Zum historischen Verständnis des Ausdrucks hinzuweisen auf die Umgangssprache; vgl. Cicerobriefe von Süpfle-Boeckel, Epist. 51, 13.

25: *Britanni:* besser zu deuten durch Hinweis auf Buk. 1, 66. Zu vgl. auch Tacitus, Agricola 30: *nos* (der Brit. Calgacus spricht) *terrarum... extremos.*

27: Quirinus doch wohl Oktavian; A VI 859 ist der Zusammenhang ganz anders.

G. III 340: Zu *mapalia* s. jetzt Philologus LXXIII (1914), 302 ff.

349 ff.: Warum hat Jahn nicht auf den von mir J. B. 1914 S. 53 Nr. 31 angegebenen Bericht hingewiesen?

373/74: Nötig Hinweis auf das *ὁμοιόπτωτον* und die Anlehnung an Ennius fr. 103 V.

376 f.: Über die Beziehungen zwischen Tacitus und Vergil s. jetzt Norden, 'Ennius und Vergilius' S. 54, 1.

IV 150: Zu der Attractio inversa vgl. Cicero, Ad. Att. II 24: *Quas litteras dedi, sic te iis evocabam.*

203 *errando*: Warum erfolgte kein Hinweis auf den volkstümlichen Gebrauch des Gerundiums statt Part. praes.?

454 ff. Die Deutung scheint mir auch jetzt noch nicht gelungen zu sein; freilich weiß ich keine bessere.

487: vgl. A I 725.

491 *animi*: warum weist Jahn hier nicht auf die Anlehnung an Ennius (Inc. fr. 47 V.) hin? Die angezogene Stelle aus Lucrez (I 922) paßt weniger, weil *animi* dort von einem Verbum abhängt.

523: Vgl. A II 558.

G IV 564 *oti*: Vgl. jetzt W. A. Merrill, *On the contracted genitive in -i- in Latin* ('University of California publications in class. philol. 1910, Febr. 2'), welcher auf Grund seines Materials meint '*that in establishing the text of the authors before Propertiius the M. S. occurrences of forms in -ii- should be considered admissible, and they should not be banished as a priori wrong in consequence of Bentley's canon*'.

2) Vergils Aeneide. Für den Schulgebrauch erläutert von Karl Kappes. 1. Heft: Aen. I—III. 7. Aufl., bearbeitet von Martin Fickelscherer. 2. Heft, 2. Abt.: Aen. V. 5. Aufl., bearbeitet von dem selben. Leipzig-Berlin, Teubner, 1914; XII u. 120 S. Geh. 1,60 M. — Leipzig-Berlin, Teubner, 1913, 45 S. Geh. 0,50 M

In der Einleitung wird nach der üblichen Methode unter Benutzung der Einzelheiten der Vitae das Leben des Dichters geschildert und seine

Dichtungen gewürdigt (von Catalecta sollte jetzt niemand mehr sprechen). Auch in der Übersicht über das Fortleben des Dichters gelangt Fickelscherer nicht über die landläufigen Bemerkungen hinaus und macht keinen Versuch, Vergils Bedeutung und Beurteilung in der Gegenwart aufzuzeigen. In den Anmerkungen war für 'durchgreifende Änderungen' kein Anlaß, wobei merkwürdig ist, daß als letzter der 'Jahresberichte' der von 1905 verwertet worden ist.

Im einzelnen hat Bitschofsky in seiner Besprechung (Z. f. ö. G. 1915, 221—225) schon manches gebessert; einiges sei hier nachgetragen:

I 82: Die Erklärung von *impulit in latus* 'auf die Seite' ist gewiß nicht richtig (vgl. A II 51) und die Deutung Fickelscherers überhaupt reichlich pedantisch: durch die umgekehrte Lanze als Hebel werde an der Grundfläche des Berges eine Öffnung geschaffen; sonst hätte Aeneas 'vermutlich nur einen Wind befreit' (!).

159: *secessus* heißt doch nicht 'Bucht', sondern 'Abgeschiedenheit'.

201 *accestis*: Statt 'veraltet' besser 'altertümlich' (vgl. zu 249).

280: 'wirkungsvolle'; *meta fatigare* heißt doch nicht *terrorem inferre,* sondern 'mit ihrer Furcht ermüden, langweilen'.

426: Echtheit scheint mir durch Ennius fr. 238 V. gesichert (vgl. meinen Komm. zu Vergil p. 50).

521: 'gereifter Greis'?!

716: *flagrantes* 'schmachtend'?!

II 322: *quo res summa loco* kann keinesfalls 'Königsburg' bedeuten, sondern nur 'die entscheidenden Vorgänge' (ähnlich XI 302).

587: Es wäre an der Zeit, die Konjektur *flammae* fallen zu lassen und das überlieferte *famae* einzusetzen (vgl. Jahresbericht XXXX S. 43).

626: Die allegorische Deutung der Esche ist unnötig.

III 591: *cultus* nicht bloß hier, sondern oft die Körperkultur (vgl. Sallust).

658: Der Rhythmus bezeichnet vor allem doch das Schwerfällige und Langsame der Bewegungen des blinden Riesen.

702: 'Flusse'.

718: Die Bemerkung ist wirklich überflüssig.

V 236: Erklärung von *candens taurus* bleibt undeutlich; Vergil bezieht sich hier wohl auf das Opfern weißer Stiere in Rom (vgl. G II 146 f.).

332 *titubata*: Zu vgl. Livius (fr. 54 Weißenborn) von Kleopatra: *Non triumphabor* und Tacitus, Germ. 37 *triumphati sunt*; von 'dichterischer Freiheit' ist also keine Rede, sondern es handelt sich um einen Gebrauch der Umgangssprache.

523: Warum verweist Fickelscherer nicht auf Heinzes Deutung (E. T.[2] S. 165 = E. T.[3] S. 168)?

3) Vergils Aeneis. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form herausgegeben von Joseph Werra. Text. Münster, Aschendorff, 1913; XVI u. 192 S. Geb. 1,15 ℳ.

Bei der Auswahl dieser jetzt in siebenter Auflage vorliegenden Ausgabe ward vor allem darauf Bedacht genommen, daß 'trotz der Beschränkung im Umfange ein möglichst klarer Überblick über den ganzen Gang der

Handlung gewonnen werde'; in erster Linie sind 'die dichterisch schönsten Stellen' ausgewählt worden. Seit der zweiten Auflage ist die Zahl der ausgehobenen Verse bei 5094 geblieben, nach dem Grundsatze, weitere Änderungen nicht mehr vorzunehmen. Das ist zu bedauern; denn seit 1896 (!), dem Jahre der zweiten Auflage, ist manches erschienen, manche Auffassung vom Dichter hat sich gewandelt. So darf es nicht wundernehmen, daß vom heutigen Standpunkte aus nicht nur die Textgestaltung, die sich an Ribbeck anschließt, sondern auch die Auswahl starken Bedenken begegnen muß.

Im I. Buch fehlt die Olympszene 223—296.

IV 319: Rede Didos unterbrochen (ohne Inhaltsangabe!).

V fehlt die Schilderung der Leichenspiele.

VII 601—640: Schilderung der Mobilmachung unvollständig.

XI 699—724 vermißt man Camillas Glück und Ende, dichterisch eine der schönsten Stellen.

XII 423—440 fehlt die Abschiedsszene zwischen Aeneas und Ascanius.

4) P. Vergili Maronis Aeneis. Für den Schulgebrauch erklärt von O. Brosin u. L. Heitkamp. 2. Bändchen: Buch III u. IV. 7. Aufl., bearb. von Ludwig Mackensen. Gotha, Perthes, 1914. IV u. 104 S. Geh. 1,30 *M*.

Mackensen erklärt, er sei nur an wenigen Stellen von der durch Brosin und Heitkamp festgestellten Lesart abgewichen, doch habe er den Sinn an mancher Stelle im Text durch Ergänzung von Interpunktionen geändert. Weit mehr Unterschiede weise der Kommentar auf, der vor allem durch geschichtliche und geographische Erläuterungen ergänzt worden sei, wie Mackensen denn überhaupt die Realien mit Recht stark betont.

III 118: *aris*] wohl als Dativ gefaßt.

126: *Olearon*] nicht östlich, sondern südwestlich von Paros.

705/06: *teque ... linquo, ... Selinus]* braucht nicht zu bezeichnen, daß Aeneas dort gelandet; vgl. unser 'liegen lassen'.

IV 235: *struit*] Hinweis auf *industrius* (<* endostruos) nützlich.

238: *parere parabat*] Allitration!

271: *teris—terris*] Paronomasie!

384: *absens*] nicht 'in weite Fernen', sondern als Oxymoron zu fassen.

629: *nepotesque*] 'versinnlicht' der Versus hypermeter wirklich das Übermaß und Endlose des Nationalhasses?

5) Theodor Birt, 'Kritik und Hermeneutik' (Handbuch I, 3. München, Beck 1913).

In dieser von Birt besorgten Neubearbeitung werden zahlreiche Stellen aus Vergil besprochen und neu gedeutet.

Zu Buk. III 104 f. bemerkt Birt, das Rätsel sei bisher ungelöst: 'nur ein Gott kann die Antwort finden'. So dachte wenigstens Vergil, wenn er sagt: *et eris mihi magnus Apollo.*

Von Buc. IV glaubt Birt, unter Hinweis auf Martial VI 3, das Gedicht beziehe sich auf einen von Skribonia erwarteten Sohn Oktavians: 'aber

die Hoffnung täuschte. Es wurde nur eine Tochter, Julia, geboren ... Vergils Weissagung hat sich ebensowenig erfüllt wie die Martials' (S. 123).

A I 2 sei *Lavinaque* in den Text aufzunehmen (S. 38 f.). I 668 sei das überlieferte *jacteturque* zu halten, *que* als Hyperbaton zu fassen (S. 68). Die Stelle A II 567—588 hält, wie auch Heinze[8], Birt für unecht: Vergil habe die Helena-Episode geben wollen, aber diese Absicht nicht ausgeführt. Ein Interpolator habe nachzuhelfen gesucht.

A VI 254 sei das überlieferte *superque* zu halten und *que* als quoque zu verstehen (S. 68).

XII 541 *aeris* zu halten und als Apposition zu *clipei* zu deuten (S. 69).

Wichtig ist die berechtigte Mahnung, archaische Ausdrücke bei Vergil zu schonen: so A IX 667 *flictu*, X 144 *moerorum*, XII 605 *floros*.

6) H. Bergfeld, 'Das Wesen der lateinischen Betonung' (Glotta VII 1 ff.) führt aus, daß der klassische lateinische Akzent vorwiegend musikalisch, nicht exspiratorisch war. Vorliterarisch mit exspiratorischem Akzent ist das Lateinische, dessen Verskunst von Anfang an bis zum 4. nachchristlichen Jahrhundert auf der Quantität aufgebaut war (auch der Saturnier war quantitierend gebaut), in jener Zeit von der musikalischen Betonung beherrscht gewesen; als Beispiel für die Unmöglichkeit der Annahme des exspiratorischem Akzents benutzt Bergfeld den Anfang der Aeneis (die selbe Auffassung von der lateinischen Betonung vertritt bekanntlich Niedermann, 'Historische Lautlehre des Lateinischen').

7) J. Golling sen., Zu Vergils Aeneis (Wiener Studien XXXVII [1915] S. 186 f.).

In diesem mir freundlichst übersandten Aufsatz schlägt Golling vor, III 334 f. auf die Annahme einer Ellipse von *terram* (oder *partem*) zu *omnem* zu verzichten und *Chaoniam omnem* nach Cäsars *Gallia omnis* zu übersetzen: 'Ch. in seiner Gesamtheit' III 700 f. deutet Golling *concessa* ohne Zweifel richtig, indem er, von der aktiven Konstruktion ausgehend: *fata nunquam concesserant Camarinam moveri*, die passive erschließt: *concessa est C. moveri.*

IX 170 erinnert Golling an die in Vergils Sprachgebrauch häufige Ellipse des Dativs bei *jungere* und ergänzt *sibi*, so daß sich als Sinn ergibt: 'Sie setzen Brücken und Türme mit sich, d. i. mit dem Lager, in Verbindung'.

X 268 f. erklärt Golling durch Vergleich mit III 670 f.: 'Die beiden Vorstellungen, wonach einerseits das Meer mit den Schiffen gegen die Küste flutet und wonach anderseits die Wogen die Schiffe forttragen und mit ihnen fortziehen, beruhen doch wohl auf einer und der selben Grundanschauung.'

8) Neu abgedruckt in den 'Kleinen Schriften' von Franz Skutsch (Herausg. W. Kroll, Leipzig-Berlin, Teubner 1914) sind Bemerkungen zum Catalepton XIII; Buk. IV. VIII 27. 80; G. I 406; A. III 704. VI 649.

9) M. R. J. Brinkgreve, 'Annotationes Vergilianae' I. (Mnemosyn. 1915, 338 ff.) bespricht den Kommentar Jahns (Vergils Gedichte, Bd. 2[18], Berlin 1912: s. Jahresber. 1914 Nr. 1) und macht zu A I 1—32 zahlreiche Änderungsvorschläge.

10) 'Ad Vergili Ecl. VI 34' schlägt J. J. H. für *tener* vor: *teres* = *perfectus et absolutus,* eine Konjektur, die er aus Mnemosyn. 1911, 440 wider aufnimmt in Mnemosyn. 1915, 237.

11) P. Corssen, in Vergil. ecl. IV. v. 45 sq. (Berl. philol. Woch. 1914 Nr. 5, Sp. 160).

Corssen schlägt vor, zu lesen:

'Talia, saecla', suis dixerunt 'currite' fusis
Concordes 'stabili fatorum numine' Parcae.

Diese Deutung lehnt sehr energisch ab P. Rasi, ib. Nr. 17, Sp. 543: *'Quam salebrosam verborum compositionem sententiarumque confusionem . . . a Vergili simplicitate atque perspicuitate dicendi prorsus alienam esse quis negaverit?'*

12) H. Rushton Fairclough, 'The *tinus* in Virgil's Flora' (Classical Philology, 1915 Oktober).

Fairclough vermutet, G. IV 112 und 141 sei gemeint nicht *pinus,* sondern *tinus* (eine laurus silvestris caerulea); P und M[1] haben v. 112 *tinos,* M[1] v. 141 *tinus.* Mit Recht weist Fairclough u. a. auf die dann entstehende Alliteration hin, was mir ausschlaggebend erscheint.

13) Louis Havet, Notes critiques sur les Bucoliques de Virgile (Revue de philologie 1914, S. 81—92; S. 165 ff.).

Zu I, 69 sei ein Vers zu ergänzen, und Havet versucht vor 68:

< *Aspiciam? Aut ego Hyperboreo flavescere sole* >.

Für Einschub sprächen auch die Zahlenverhältnisse.

Si donc, so schließt Havet, *ma conjecture risque evidemment d'être téméraire, il est peut-être plus téméraire encore d'affirmer qu' elle le soit.*

3, 102: Da *neque ne peut comporter le sens de non, il est impossible d'expliquer le vers, s'il est rédigé en latin classique;* daher will Havet *his* als archaischen Nom. plur. masc. erklären unter Hinweis auf Donat zu Terenz, Eun. 269: . . . *nous n'avons qu'à nous incliner devant l'autorité de Donat, qui est probablement celle d'un de ses lointains devanciers, beaucoup mieux informé que nous.*

Zu 8, 17 und 30 bemerkt Havet, Vergil habe sich hier durch zwei miteinander unvereinbare Reminiszenzen beeinflussen lassen, da die Venus nicht an dem selben Tage als Morgen- und als Abendstern erscheinen könne (vgl. auch Deuticke-Jahn zur Stelle).

Zu 8, 50 meint Havet, die Worte Damons 47—50 böten keinen Sinn, v. 50 sei das Wort *tu* unecht; zu lesen sei *sic,* und die ganze Stelle laute: — — — *Crudelis tu quoque* (scil. *fuisti*), mater. —

Crudelis mater magis, an puer improbus ille? —
Improbus ille puer (scil. *Amor*); *crudelis sic quoque mater*
(scil. *etiamsi ille improbus fuit*).

10, 1 sei *laborum* zu halten, was der cod. Palatinus bietet; der Mediceus hat *extremum C . . . laborem hunc: Si le modèle de M avait laborem et en marge 'Rum', 'Cum' s'explique aisément; c'est une accomodation du 'Rum' marginal, inintelligible au nouveau copiste.*

3, 100 will Havet statt *quam* lesen *quom*, weil durch jenes ein '*illogisme*' entstehe, indem der Ton auf *pingui* zu liegen scheine, während er doch auf *macer* liegen müsse.

14) R. Cahen, Ad Bucol. 1,70[1]) (Revue de phil. 1914, 163 f.) schlägt vor — unter Ablehnung der Konjektur Havets —

post, ah, quot mea regna videns mirabor aristas?

Das Adverb *post* stehe dann nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit dem folgenden Akkusativ, auf den es sich nicht beziehe.

15) W. Kroll, 'Randbemerkungen' (Rhein. Museum LXIX [1914] S. 104 A. 1).

Kroll glaubt, daß das Perfektum oder der Indik. statt des Konj. des Plusquamperfekts im bedingten Satz (z. B. Aen. II 55, XI 112 *impulerat* und *veni*) nur aus metrischer Bequemlichkeit gebraucht sei; von den Dichtern hätten es die Prosaiker der silbernen Latinität wie Tacitus übernommen.

16) R. Wünsch, Anmerkungen zur lateinischen Syntax (Rhein. Museum 1914 S. 123ff.).

Macte: Man erwartet den Nominativ *mactus* 'geehrt', das von dem eingeladenen Gotte gesagt ist; aber der im Vokativ stehende Name des Gottes beeinflußt das Partizip, und so wird *macte esto aliqua re* als Formel im Bewußtsein der Römer fest (sogar bei Pluralform des Verbs: *macte estote* in den Säkularakten C.J.L. VI 32323, Dessau 5050, Willemsen 36, welche Inschrift Wünsch nicht zitiert).

In *Eridani—amnis* (A VI 659), *Buthroti—urbem* (A III 293) u. ä. sei der Genetiv als alter Possessivus zu erklären, nicht als appositiver Genetiv, wie die Erklärer meist deuten. Die klassische Prosa sagt *Garumna flumen* usw., während die silberne Latinität in Rückkehr zur Volkssprache oder aus archaistischer Künstelei den Genetiv wieder aufnehme.

17) C. de Morawski, De poetarum imprimis Augusteae aetatis sermone observationes aliquot (Wiener Studien 1915, S. 157ff.).

Morawski handelt über die Stellung von *una* im Vergilischen Verse, über den Gebrauch von late, longe und des *α* privativum, das die Dichter häufig durch *sine* c. abl. oder Verba carendi et egendi widergäben.

18) Alfred Gercke, Die Entstehung der Aeneis (Berlin, Weidmann 1913; 205 S. 5 ℳ)[2]).

Gercke versucht in diesem Buche — anknüpfend an ältere Werke — auf Grund eingehender Analyse nachzuweisen, 'daß Vergils Plan (betr.

[1]) Gemeint ist 1, 69.

[2]) Nach Abschluß dieses Berichtes kommt mir die Besprechung Gerckes durch Rich. Heinze in die Hand (Gött. gel. Anz. 1915, 153—171). Ich freue mich, mit Heinze in der Ablehnung Gerckes übereinzustimmen.

der Aeneis) sich im Laufe der Arbeit wesentlich verschoben hat, daß wir also sozusagen mit mehreren, sich ablösenden Plänen der Aeneis zu rechnen haben'. So setzt er das Seziermesser der Kritik schonungslos, 'ja zerstörend' an (S. 7), um 'das allmähliche Entstehen des Kunstwerkes und die Arbeitsweise des Dichters selbst zu ermitteln'. So wird zunächst eine Inhaltsübersicht der Bücher I—VI, der 'römischen Odyssee', geboten, und am Schluß auseinandergesetzt, daß 'das III. Buch und der größte Teil des IV. den ältesten Bestand der ersten Hälfte der Aeneis bilden; daß dagegen das V. Buch das jüngste von allen ist, nur mit einigen Stücken des I. dürftig verbunden; daß endlich auch das VI. Buch in sich nicht einheitlich ist' (S. 19). Schließlich ergibt sich für Gercke 'als Abfolge der Bücher der ersten Hälfte der Aeneis':

1. IV Hauptteil der Liebesgeschichte.
2. III, IV Anfang und VII 1—36.
3. I und II (oder II und I), Nekyia.
4. V (vgl. S. 53).

Für die zweite Hälfte des Werkes, Buch VII—XII, glaubt Gercke mit Bündigkeit festgestellt zu haben: 1. Buch VII sei das älteste Buch der Aeneis (S. 64); 2. die Vergleichung von I, V, VI mit der zweiten Hälfte des Epos lehre, daß 'größere Episoden von XII, XI, IX, VIII, VII teils wahrscheinlich, teils sicher früher gedichtet' seien (S. 70): 'Sollen wir nun etwa den Kern, die Kämpfe in Latium, für jünger halten als das Beiwerk?' Also scheine die Priorität der Bücher VII—XII oder doch des größten Teiles von ihnen gesichert (S. 70). Übrigens werden auch für diese Bücher Spuren der Überarbeitung, die nicht zu Ende geführt worden sei, Verschiebungen der dichterischen Pläne angenommen (S. 82, 114).

Diese Beweisführungen sucht Gercke nun zu stützen durch äußere Zeugnisse, d. h. durch entsprechende Auslegung von Stellen aus Properz, Horaz und Vergil selbst. Eine weitere Stütze seiner Ergebnisse bemüht Gercke sich zu finden in den Erörterungen über 'Schicksale und Schicksal': Während 'in der zweiten Hälfte der Aeneis (also in dem nach Gercke ältesten Teile des Werkes) Jupiter allmächtig, keineswegs als willenloses Werkzeug des Schicksales erscheine' (S. 123) ('fata' bedeute hier nicht mehr wie der Zufall: 119), trete das Walten einer sogar über den Göttern stehenden unheimlichen Macht, des unabänderlichen Fatum der Stoiker, in den jüngsten Partien der Aeneis auf (S. 117). Dasselbe Prinzip verwendet Gercke endlich für die Charakterisierung der Stellung Junos und Apollos, des Aeneas und des Askanius. Unter 'Umarbeitungen' und 'Verworfenen Entwürfen' werden zum Schluß besprochen: 1. 'Zahl und Brand der Schiffe' wobei Gercke neben einem 'ältesten Plan' noch vier 'junge Abänderungen' in chronologischer Folge glaubt feststellen zu müssen; 2. 'Losorakel und Totenbeschwörung', wobei Gercke acht verschiedene Stadien innerhalb des VI. Buches unterscheidet (S. 197).

Es ist selbstverständlich, daß die Ausführungen Gerckes vielfachen Widerspruch herausfordern mußten, und auch die im ganzen zustimmenden Kritiker, die sich nicht auf ein Referat beschränken, können Bedenken im einzelnen nicht verkennen.

Ich gestehe, solche nicht im einzelnen, sondern auch für das ganze Prinzip Gerckes zu hegen: alle, oder doch fast alle Motive, Gründe, Deutungen und ästhetischen Würdigungen, die bei einem derartigen Versuche verwendet werden, unterliegen zu sehr subjektivem Gefühl, als daß sie für jemand, der im einzelnen alle Ausführungen nachprüft, irgendwie zwingend sein könnten.

Wenn z. B. zugegeben, daß Vorverweisungen auf B. V im I. Buch vorhanden sind, aber zugleich behauptet wird, daß 'diese Klammern des I. B. nicht alt' seien (S. 25 f.); wenn die Verse III 500—505 ein 'sicher unorganischer und wahrscheinlich junger Zusatz' genannt werden, aber doch nicht geleugnet werden kann, daß 'Vergil die Klammer gut eingefügt hat' (S. 32); wenn zwar Donats andere Angaben über Vergils Arbeitsweise als wertvoll anerkannt werden (daß nämlich Vergil den Stoff der Aeneis zuerst in Prosa konzipiert, dann im einzelnen dieses oder jenes Stück nach Belieben ausgearbeitet, ohne sich um das Einreihen in den Zusammenhang zu kümmern [Vitae Vergilianae rec. Brummer S. 6]), aber sein Zusatz: '(Aeneida) digestam in duodecim libros' als unglaubhaft bezeichnet und diese Angabe Donats als 'ein irriger Rückschlag von dem Gewordenen auf das Werdende' erklärt wird (S. 10—12) — wenn Gercke so verfahren muß, um zu seinen Resultaten zu gelangen, dann muß Mißtrauen in die Bündigkeit seiner Schlüsse erwachen, und daß es nicht wider eingeschläfert wird, dafür ist reichlich gesorgt. Unter den äußeren Zeugnissen sucht Gercke die Worte des Properz (II 34, 61 ff.) dafür zu verwerten, daß im Jahre 26 v. Chr. Vergils Aeneis mit den Versen I 1—7 + VII 37 ff. begann, und daß der Dichter die ersten drei oder vier Jahre seiner Arbeit an dem neuen Epos lediglich auf die Dichtung der römischen Ilias verwendet hat' (S. 76). Wir wollen einmal davon absehen, daß Properz, wenn ihm der Gesamtplan der Aeneis, die Verteilung auf zwölf Bücher, vorlag, gut von dem für Rom wichtigsten Abschnitte, den Kämpfen in Latium, allein sprechen konnte, ohne die Vorgeschichte erwähnen zu müssen, daß also sein Zeugnis keinesfalls für jene Auffassung Gerckes spricht — wichtiger ist, daß Vergils Worte gegen sie sprechen, da I 3 und 5, die auch Gercke anerkennt, zeigen, daß der Dichter auch von der Zerstörung Trojas und Irrfahrten des Aeneas erzählte oder erzählen wollte. Wie hilft sich Gercke? Er sagt: 'Properz hörte die Ankündigung der großen nationalen Dichtung. Dabei lief allerdings auch ein Hinweis auf die Irrfahrten unter . . . Daraus folgt nicht, daß Vergil diese Vorgeschichte selbst zu geben beabsichtigte . . . so wenig wie die Zerstörung von Ilion zu schildern[1]), weil I 5 "multa quoque et bello passus" erwähnt ist' (S. 75)!! Wer glaubt das?!

Man höre weiter eine Beweisführung Gerckes betr. des Verhältnisses von Buch III und II: 'Wie kommt, so fragt er, der Schatten Creusas zu der Gabe der Weissagung (II 780 ff.), die die lebende Gemahlin nie besessen? Hat sie nicht die allbekannte Seherin (Cassandra)

[1]) Von mir gesperrt.

einfach verdrängt?' Im III. Buche (v. 183) heiße es, Cassandra allein prophezeite Anchises, also nicht Creusa! Folglich sei deren Auftreten, dieser Schlußstein des II. Buches, eine jüngere Erfindung: 'Buch II ist jünger als III. Wie kann man das noch bestreiten wollen?' (S. 35). Aber hat Gercke nie von dem Volksglauben gehört, daß dem Sterbenden oder den Geistern der Gestorbenen prophetische Kräfte zugeschrieben werden? Warum soll Vergil nicht in jenen Stunden der furchtbarsten Erregungen und grausigsten Schrecken dem geängsteten Aeneas die unerklärlicherweise verschwundene Gattin auch als Schatten haben weissagen lassen! — Und dann: Cassandra weissagte Anchises; auf diesen ist der Ton zu legen, zumal er ja bis Sizilien der eigentliche Leiter der Fahrt und Vermittler der göttlichen Botschaften ist (vgl. das unten besprochene Werk Fowlers, S. 413). Ist es psychologisch nicht verständlich, daß Aeneas von der ihm zuteil gewordenen Weissagung dem Vater nichts berichtet — oder meinetwegen, daß der Dichter diese Prophezeiung im III. Buche preisgibt? — Wer vermag Gercke beizustimmen, wenn er von der Schilderung des IV. Buches 86 ff. *'Non coeptae adsurgunt turres . . . pendent opera interrupta'* . . . urteilt: Ein unglücklicher Gedanke, daß die Maurer aufhören mit der Arbeit, wenn die Bauherrin einer Liebesleidenschaft nachgeht, daß diese Leidenschaft der Königin sogar den nun unbeaufsichtigten Burgbau unterbricht! Diese Verse sind ein schlechter Flicken' (S. 42). Psychologischen Scharfblick verrät es auch nicht, daß Gercke, von dem Wahne ausgehend, Buch IV sei in seinem wesentlichen Kerne ohne Rücksicht auf I, II und sogar III gedichtet worden, sagt: 'Wenn Dido in alle Pläne und Hoffnungen der Trojaner und in die tiefsten Regungen der Seele des Aeneas eingeweiht war, wie konnte sie sich da noch unbefangen ihrer Neigung überlassen und sie zu einer verderblichen Leidenschaft erstarken lassen?' (S. 49).

Bei Besprechung der Allecto-Episode meint Gercke, ihr Rat an Turnus, die Schiffe der Troer zu verbrennen, sei in dieser Situation eher dumm zu nennen, 'es war das beste Mittel, die Fremden ewig im Lande zu behalten, da man sie doch nicht alle mitverbrennen konnte' (S. 99, 1). Ich glaube, wir brauchen nur an Ereignisse des jetzigen Krieges zu denken, um jenen Rat zu würdigen.

Sehr anfechtbar ist ferner die S. 68 f. von Gercke gegebene Deutung des Verhältnisses von Buch XI 72—75 zu IV 262—264. Daraus soll sich ergeben, daß 'Buch IV jünger als XI' ist!!

Können endlich solche Argumentationen wie: 'Der Dichter hätte . . . erzählen müssen' (S. 26) oder von Latinus, dessen Beurteilung ich überhaupt für verfehlt halte: '. . . Wenn er sich auch treiben ließ, so mußte er doch die Zügel in der Hand behalten' (S. 111) — kann solche 'Beweisführung' wirklich etwas beweisen?!

Diese Beispiele für völlig subjektive Deutungen, die von Gercke als sichere Grundlagen benutzt werden, ließen sich noch bedeutend vermehren, sie genügen aber, um die Unsicherheit seiner Schlüsse zu zeigen und zur Vorsicht zu mahnen.

Freilich soll nicht vergessen sein, daß die Ausführungen Gerckes

sehr viel Material für die Erkenntnis der Arbeitsweise Vergils enthalten, viel scharfsinnige Beobachtung und manches Richtige — wer wollte überhaupt heute leugnen, daß Widerholungen, nicht ausgefüllte Fugen, Widersprüche und Kompositionsfehler im einzelnen in der Aeneis genug zu finden; 'bei einer zehn- oder elfjährigen Arbeit ist das eigentlich selbstverständlich', auch wenn wir nicht aus Donat vom Verfahren des Dichters wüßten. Aber Gercke geht doch zu weit, er zerstört zu viel, ohne wideraufzubauen; seine Kritik ist zu zersetzend, um organische Gebilde neu entstehen zu lassen — ablehnende Haltung dem Vorgehen Gerckes gegenüber nimmt offenbar auch Norden ein, der z. B. S. 6, 2 sagt: 'Daß die (Rede Junos) in I vorlag, als die in VII gedichtet wurde, um jene zu überbieten, ist handgreiflich' (vgl. auch S. 34 u. 171 f.).

Bei solcher Auffassung Gerckes ist es mir schwer verständlich, wie er bekennen kann, daß er durch R. Heinze gelernt habe, 'die Aeneis wider als Ganzes freudig zu empfinden' und daß ihm 'der große Wurf der Dichtung nicht entgehe'. Ich empfinde Gerckes Versuch als mißlungen — nicht den Stachel, weiter zu forschen, läßt es im Leser zurück, sondern ein Gefühl des Unbehagens und Unbefriedigtseins.

19) Richard Heinze, Vergils epische Technik. 3. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner 1915; X und 502 S. Geh. 12 ℳ.

Die erste Auflage war 1903, die zweite 1908 erschienen; im Juli 1914 schrieb Heinze das Vorwort zur 3., und wohl nur durch den Ausbruch des Krieges ist ihr Erscheinen aufgehalten worden und erst im Sommer 1915 erfolgt. In seinem oben besprochenen Buche urteilt Gercke: 'Richard Heinzes Buch über Vergil hat etwas Altfränkisches' und nennt des Dichters Technik veraltet.

Wir lassen uns dieses 'altfränkische' und solche 'veraltete Technik' wohl gefallen, und mit uns offenbar viele, viele andere. Denn wenn trotz des von Gercke behaupteten 'Gegenteils der früheren Überschätzung' Vergils ein so umfangreiches Werk innerhalb von zwölf Jahren dreimal erscheinen konnte, so darf man annehmen, es werde nicht veralten, jedenfalls nicht so bald wie wohl die 'Entstehung der Aeneis'.

Heinzes Buch ist früher in diesen Jahresberichten bereits ausführlich gewürdigt worden, und da es nach seiner eigenen Angabe 'im wesentlichen das alte geblieben' ist, so erübrigt sich ein Eingehen darauf. Nur auf einiges möchte ich hinweisen. Wo wir eine Änderung der 2. Auflage gegenüber festzustellen haben, ist sie hervorgerufen durch die in den Anmerkungen erfolgende Berücksichtigung der seit 1908 erschienenen einschlägigen Literatur. Die wichtigsten Stellen gebe ich hier an (die Seitenzahl der 2. Aufl. in Klammern): S. 45, 1 (46, 1) werden weitere sprachliche Gründe gegen die Echtheit von II 567/88 angeführt; 63, 3 (64, 2) Polemk gegen Becker betr. Vergil und Quintus Smyrnaeus; ebenso 73, 2; 86, 2 (86, 1) Polemik gegen Gercke (s. o.), dessen Methode Heinze für falsch erklärt; 89, 2 (89, 1) Polemik gegen Kroll; 91, 1 Tischprodigium 'gegen Henselmanns'; 100, 1 weitere Polemik gegen Henselmanns; 123, 1 Schl. (122, 1) betr. Charakterisierung des Aeneas;

131, 1 Auseinandersetzung mit Conway, 'The teaching of Virgil'; 132, 1, 136, 2 (135, 1) andere Beurteilung des Fluches der Dido; 142, 1. 2 über Didos magisches Opfer und Tod; 278, 2 über Aeneas den 'Fortschreitenden'; 306, 1 und 308, 3, 311, 2 (308, 2) Polemik gegen Paul Cauer, Homerkritik[2]; 313, 1 Ennius als Vorbild; 351, 2 betr. A VIII 193 ff.; 395, 2 (393, 2) Bedeutung von Prophezeiungen; 433, 1. 2 über Rhetorik in der Aeneis; 471, 1 (468, 1) betr. Livius und Vergil; 476, 1 (473) betr. Ziele der Geschichtsschreibung; 485, 1 (481) betr. Münzer, 'Cacus'; 490: hier ist die dritte Anmerkung S. 485[2] gestrichen worden.

Appendix Vergiliana

Über die unter obigem Titel vereinigten Gedichte ist wider einige Literatur erschienen. Auch hierbei ist wichtig, was Birt in dem oben besprochenen Werke sagt.

Für den Culex bleibt sein Verdikt bestehen (S. 232 ff.): Sprache und Verskunst wiesen auf spät- oder nachovidische Zeit hin. Inbezug auf das Catalepton tritt Birt auch hier für die Echtheit ein und behandelt außerdem zwei Stellen[1]): Catal. III[a] 3 *formitata* werde jetzt durch Glossare bestätigt; zu Cat. XII vergleicht er jetzt Martial VI 27 (S. 122). Auch Jahn scheint das Catal. jetzt anzuerkennen; er sagt S. XII: 'Ist das Buch Catalepton echt, woran in bezug auf die Mehrzahl der Stücke jedenfalls kein begründeter Zweifel besteht . . .'

20) A. Ochsenfeld, Zu Vergils Catalepton VII (Berliner philol. Wochenschrift 1914, Nr. 40 Sp. 1280).

Ochsenfeld will Vers 1 lesen: *'Si licet, hoc . . .';* durch die scharfe Antithese zwischen 1 und 3 entständen zwei symmetrisch gebaute Teile des Gedichtchens. — Die Konjektur ist ansprechend, und Birts Ausführungen über *scilicet* (a. a. O. S. 82) würden dadurch erledigt.

21) K. Prinz, Zum 2. Priapeum des Catalepton (Berliner philol. Wochenschrift 1914 Nr. 32, Sp. 1020/22).

Vers 19 sei zu *velim pol* nicht mit Birt (S. 33) zu ergänzen *furari*, sondern *velle* erotisch zu fassen wie das griechische ἐθέλειν; griechische Parallelen bewiesen die Richtigkeit dieser Deutung, die schon Muretus gefunden habe.

22) W. G. D. Butcher, The caesura in Virgil, and its bearing on the authenticity of the Pseudo-Vergiliana (The classical Quarterly 1914, 123 ff.).

Auf Grund seiner metrischen Beobachtungen gelangt Butcher zu dem Ergebnis, wahrscheinlich sei der 'Culex' und vielleicht das 'Moretum' echt, *while the other hexameter poems are not* (S. 128).

23) A. Souter (ib. S. 103 f.) macht aufmerksam auf *a neglected manuscript of the Moretum*, einen Codex Luxemb. 27, 12. Jahrhundert.

In Übereinstimmung mit Schanz hat sich Jahn (a. a. O. S. XI und XIV ff.) in bezug auf den Culex für die Echtheit entschieden; das

[1]) Zitiert nach seiner Ausgabe: 'Erklärung des Catalepton' (Leipzig u. Berlin 1910).

bewiesen vor allem die Anspielungen bei Horaz, Carm. I, 24 und IV 12 und bei Ovid, Rem. Amor. (warum hat Jahn die Besprechung der einschlägigen Stellen auseinandergerissen?): *blandius Orpheo* bei Horaz (I 24, 13) spiele auf *blanda voce* im Culex 279 an, *Ityn flebiliter gemens* (IV 12, 5) auf Culex 251 ff.; Ovids Worte 178 ff. erinnerten an Culex 50. 46. 99f.

Der Ausdruck *blandus* beweist nichts; das war offenbar eine häufig gebrauchte Bezeichnung für Orpheus (vgl. Horaz I 12, 11). Auch die Erwähnung von Itys ist nicht zwingend; die Geschichte war doch allgemein bekannt. Übrigens ist die Deutung von Horaz IV 12 auf unsern Vergil[1]) keineswegs unbestritten: vgl. Schanz S. 113, 1. Der Ausweg Jahns, Horaz könne sehr wohl ein scherzhaft gemeintes Jugendgedicht nach dem vor nicht allzu langer Zeit erfolgtem Tode des Freundes zu dessen Ehrung seiner Sammlung einverleibt haben, ist jedenfalls ebenso unsicher wie seine ganze Beweisführung für die Echtheit des Culex.

24) Guilelmus Holtschmidt, De Culicis carminis sermone et de tempore quo scriptum sit (Marburger Dissertation 1914. 126 S.).

In dieser sorgfältigen, wohl durch Birt veranlaßten und ihm gewidmeten Untersuchung stellt Holtschmidt auf Grund seiner Materialsammlung fest: von den Verben im 'Culex' finden sich 22 überhaupt nicht im Vergil, 61 in größtenteils ganz anderer Bedeutung; von Partizipien und Adjektiven des Culex kennt Vergil 62 überhaupt nicht, 23 nur in anderer Bedeutung; für Adverbien und Substantiva verhalten sich die Zahlen ähnlich. Holtschmidt glaubt also urteilen zu müssen, daß der Sprachgebrauch des Culex von dem Vergils durchaus abweiche; daher könne nicht einmal der junge Vergil, wie noch Schanz[3] will, in Betracht kommen. Die Ähnlichkeiten zwischen Culex und Vergil erklärt Holtschmidt aus Kompilationen der Georgika — was Schanz bekanntlich leugnet. Aus der Tatsache, daß der Culex sich in der Sprache an Ovid anschließt, und aus Lucans Zeugnis (*et quantum mihi restat ad Culicem*) bestimmt Holtschmidt endlich als die Zeit dieses Werkchens etwa das Jahr 50 n. Chr.

Genau 100 Jahre früher setzt ein anderer Gelehrter dasselbe an:

25) W. Warde Fowler, 'Note on Culex lines 24—41 (Classical Review 119f.).

Fowler erklärt sich 1. für die Echtheit des Culex, den er in Vergils Frühzeit setzt, und glaubt 2., daß unter dem dort angeredeten Octavius der spätere Augustus zu verstehen sei: vielleicht habe Vergil im Jahre 50 den jungen Octavian in Gesellschaft Cäsars gesehen, als dieser in Oberitalien mit solchem Jubel überall empfangen wurde (B. G. VIII 51).

R. S. C. bestätigt Fowlers Ausführungen (S. 121 f.), weist auf die Möglichkeit naher Beziehungen Vergils zu Octavia, Mutter des Marcellus, hin und sucht die Echtheit des Culex zu bekräftigen durch die Gegen-

[1]) Schon Rosenberg in seiner Horaz-Ausgabe (Gotha 1904) deutet wie Jahn.



überstellung von Stellen aus späteren Werken des Dichters, in denen er auf sein Jugendwerk anspiele:

Culex 202 ∼ Ecl. VI 86	Culex 240 ∼ A VI 374	Culex 222 ∼ A X 396.
62 Georg. II 465	262 ∼ VII 337	354 f. ∼ XI 260.

II. Der Dichter und seine Quellen. Sachliches

Die zweite Gruppe der zu besprechenden Werte leite ein:

26) Eduard Nordens Buch 'Ennius und Vergilius. Kriegsbilder aus Roms großer Zeit' (Leipzig-Berlin 1915. B. G. Teubner. V und 176 S. 6 M.[1]).

Norden teilt sein Buch in vier Abschnitte: den 1. nennt er 'Acheruntica', den 2. 'Concilium deorum', den 3. 'Quid actum sit in terris' und den 4. 'De Ennio et Vergilio'.

Anknüpfend an eine Kritik des Macrobius an Vergils Arbeit im 7. Buche der Aeneis, bespricht Norden die Komposition des Abschnittes 286—637 (die Allecto-Episode), deren Geschlossenheit und bedeutende Wirkung er anerkennt. Nur inbezug Junos und Allectos befremde etwas: 'Die Aktion zwischen Juno und Allecto ist gespalten. Hiergegen wäre ja an sich nichts einzuwenden, wenn nur die Art der Rollenverteilung unbedenklich wäre. Aber die Aktion der Furie gelangt nicht ans Ziel, sie bleibt auf halbem Wege stehen' . . . und Allecto wurde beseitigt, um Juno freie Hand zu geben . . .

Daraus entstehe aber 'eine Reihe von Aporien'. Nur eine Erklärung bleibe übrig: 'Eine geradlinig verlaufende, weil von einer und derselben Person vollzogene Handlung ist dadurch gebrochen worden, daß sie auf zwei verteilt wurde' (S. 9). Und diese Schwierigkeit findet ihre Lösung darin, daß Vergil 'Juno aus I herübergenommen' hat, wo sie, wie Poseidon im ε, die Hauptrolle spielt, die Furie (Allecto) aus Ennius, bei dem Juno nur die Anstifterin des Krieges war, die Ausführung des Befehls jedoch ihrem Organ, der Discordia, überließ' (S. 34). Vergil verband also in einer gewissen Unfreiheit 'das homerische Juno-Motiv mit dem ennianischen Discordia-Motiv', ohne daß ihm dabei 'eine einwandfreie Gesamtkomposition' geglückt wäre (S. 36). Er konnte sich eben dem Zwange, zu kontaminieren, nicht entziehen: für ihn 'stand neben Homer der römische Dichter, in dem Homer eine neue Inkarnation eingegangen war' (S. 34). Um zu diesem Ergebnisse zu gelangen, dessen Bündigkeit sich wohl niemand entziehen kann, bedurfte es eines langen Umweges über Enniusfragmente, für die sich dabei die wichtigsten Resultate ergeben (s. u.).

Norden glaubt nun weiter auch in Einzelheiten der Allecto-Episode 'Befremdlichem' zu begegnen: der Kriegsruf der Furie werde weithin gehört, bis an die Grenze Umbriens (A VII 511—518), seine Wirkung beschränke sich aber auf die laurentischen Hirten, die den Kampf mit den Trojanern begönnen: 'Das Mißverhältnis zwischen Apparat und Erfolg ist ein ungeheures' (S. 37). Das vermag ich nicht zu glauben:

---

[1]) In hohem Maße anerkennend bespricht, wie ich jetzt sehe, auch G. Pasquali das Buch Nordens (Gött. gel. Anzeigen 1915, 593—610).



warum soll der Dichter nicht das Durchdringende und Schaurige des Kriegsrufes dadurch deutlich machen, daß er ihn auch über das unmittelbar betroffene Gebiet hinausklingen läßt! Wie darf man dem Dichter nachrechnen, was er von Ausoniens Mangel an Bereitschaft sagt, während 'jene armen laurentischen Hirten gleich blitzende Schwerter' bei der Hand haben (S. 37)! Zur Erklärung dieser 'Aporien' brauchen wir also nicht auf die Gesamtkomposition zurückzugreifen, können aber Norden in bezug auf das Nar-Motiv zugeben, daß Vergil es aus derjenigen Situation, für die es von Ennius geschaffen war, losgelöst und auf eine andere übertragen' hat, 'die poetische Illusion höher als die topographische Genauigkeit' wertend (S. 39f.). Auch so erhalten wir wertvolle Einblicke in Vergils Arbeitsweise, die wirklich sichere Ergebnisse liefert, weil sie von einem festen Standpunkt aus gewonnen sind und mit der sicheren Hand des Meisters Stein auf Stein paßlich gefügt ist.

Das selbe gilt für den zweiten Teil des Buches, für das 'Concilium deorum', wo Norden im einzelnen nachweist, daß die Schilderung der großen Götterversammlung (Aen. X 1ff.) 'von ennianischen Floskeln durchsetzt' ist, ebenso die zweite Stelle, an der Jupiter auftritt (X 100—113) und daß Vergil auch hier, 'wie das seine Art war, Homer mit Ennius verbunden' hat (S. 50).

Im dritten Teil 'Quid actum sit in terris' kommt Norden auf die Discordia-Episode bei Vergil zurück, zeigt dessen Abhängigkeit von Ennius nicht bloß hinsichtlich der Einzelheiten, sondern auch des Zusammenhangs und charakterisiert unseren Dichter dabei: 'Wie man sieht, greift er . . . mit jener edlen Freiheit, die wir öfters an ihm bewundern . . ., aus der altersgrauen legendarischen Vergangenheit in das frische Leben gegenständlicher Geschichte ein' (S. 55f.).

Während in den folgenden Ausführungen 'De bello Punico primo', 'De origine Karthaginis' und 'De tumultu Gallico' bedeutsame Ergebnisse für Ennius gewonnen werden, Vergil aber nur gelegentlich zitiert wird, bespricht Norden in den 'Res in Hispania gestae' die Schilderung der Mobilmachung A VII 624ff. und kommt, durch die Vergleichung einer Fabel des Babrios mit dem selben Inhalte, zu dem Ende, daß auch Vergil dies Motiv mittelbar aus der hellenistischen Geschichtsschreibung habe (S. 124ff.).

Erst im letzten Teile seines Werkes wendet Norden sich wider ganz unserem Dichter zu ('De Ennio et Vergilio') und würdigt die Anlehnungen und Nachahmungen des Ennius durch ihn. Dann streift er das Verhältnis des Livius zu Vergil und erklärt ihre Übereinstimmung aus beider (indirektem) Zurückgehen auf die hellenistische Historiographie.

Endlich bespricht Norden noch die Nachahmung ennianischer Kampfschilderungen durch vergilische Nachbildung an zwei Stellen des VIII. Buches und im 'certamen navale' (A. V 114—285). Die Ergebnisse noch einmal überblickend, zeigt Norden, wie Vergil an Ennius in seiner 'römischen Ilias' und an Naevius namentlich in der 'römischen Odyssee' sich anlehnend, 'die himmlischen Vorgänge', die jene Dichter aus der eigenen Zeit berichteten, 'mit richtigem Takte aus dem hellen Lichte der Geschichte, das sie nicht vertrugen, wider in die legendarische Vergangenheit verlegte' (S. 171).

Norden schließt mit den Worten: ‘Wie bei den “Geburtswehen” von I Naevius I, so trat ihm (sc. Vergil) bei denen von VII Ennius VII zur Seite. Als Dichter der Kriegsgeschichte lebte Ennius weiter: *omnia bella persequens* sagt Cicero von ihm. Dann trat Vergil mit der zweiten Hälfte der Aeneis in die Fußtapfen des großen Vorgängers. Als Vergil starb, da gab es, nach dem Schlußverse des schönen Epigramms des Domitius Marsus, keinen mehr,

“qui caneret forti regia bella pede”.’

Man könnte glauben, das bisher von Norden Gebotene genüge bereits, ein Buch zu füllen; aber weit gefehlt: was ich bisher vorlegte, waren gewissermaßen nur die vergilischen Rosinen im Kuchen. Das Hauptstück bilden eigentlich die Ergebnisse für Ennius.

Die oben dargestellte Untersuchung zu Vergils Arbeitsweise veranlaßte Norden zu ausführlicher Behandlung mehrerer Enniusfragmente: für diese, die bisher der Deutung oder Einreihung spotteten, wird unter Benutzung von Angaben der Aeneis mit glänzendem Scharfsinn eine durchaus befriedigende neue Ordnung gewonnen (S. 32f.). Ebenso wird im zweiten Abschnitt für mehrere Fragmente des Ennius die richtige Reihenfolge hergestellt durch sorgfältige Vergleichung mit Vergil (S. 52). Die bedeutsamsten Resultate aber werden in den folgenden Abschnitten erzielt, in denen mit Beistand von Conrad Cichorius [S. 135—142[1])] über die Behandlung der Ereignisse der römischen Geschichte von 235 v. Chr. an bis in den zweiten punischen Krieg hinein durch Ennius gehandelt und schließlich geboten werden ‘*Annalis VII reliquiae ad temporum ordinem, quatenus fieri potuit, digestae*’ (S. 150ff.). Auch an anderen Beispielen, die meist kriegerischen Zusammenhängen entnommen sind, wie denn überhaupt Discordias Kriegsruf und wuchtiger Schlag das ganze Buch durchhallt, sehen wir, wieviel sich für Ennius aus einem Vergleich der Nachbildung bei Vergil gewinnen läßt, mag auch hier und da der Beweis nicht mit völliger Sicherheit durchzuführen sein. — Jedenfalls bietet Eduard Norden, in schönster Weise beraten und ergänzt vom Freunde Cichorius, in diesen ‘Kriegsbildern’ allen Philologen eine wundervolle Gabe, ein Buch, das, in ruhiger Friedenszeit geschaffen, an die Öffentlichkeit trat am Anfange des Kriegsjahres 1915. In ergreifenden Worten bezeugt Norden das in der Widmung (S. IVf.): ‘Bei der Korrektur floß uns, inmitten der alle Überlieferung und Phantasie übersteigenden Geschehnisse, Leben und Arbeit zu jener schauerlichen Schönheit zusammen, die das Antlitz der Ludovisischen Gorgo zeigt. Wohl haben wir unsern gemeinsamen Freund Varro beneidet, der von seinem Schreibtisch ins Feld zog:

Toga detracta est et abolla data est:
Ad turbam abii, fera militia
Munera belli ut tractarem.

Uns dagegen mußte der stilus das pilum ersetzen, in den Büchern der Alten mußten wir das Rauschen des Waffensturms erlauschen, in

[1]) Druckfehler S. 137: richtig ‘während deren’; S. 153 ‘eines einzigen Wortes’.



dem unsere Lieben und unsere Schüler als Helden stehen, *"Martiaque ob patriam pugnando volnera passi"*, wie Vergil es mit der Monumentalität seiner durch die Kraft des Römertums selbst geadelten Sprachgewalt ausdrückt. Wenn es noch einen oder den andern geben sollte, der von dem gewaltigsten Kriege der Weltgeschichte seine Gedanken für einige Stunden hinüberleiten möchte zu dem größten Kriege, den Rom geführt hat, so wird er mit dir und mir, die wir uns dies in Monaten des Friedens erarbeiteten, hier lesen von der Völkerfurie Discordia.'

27) Friedrich Leo, 'Geschichte der römischen Literatur' I (Berlin 1913), hebt S. 211 den Gegensatz zwischen Ennius und Vergil hervor: Ennius lasse in seinen Annalen deutlich einen persönlichen Ton anklingen, während Vergil einen scharfen Unterschied zwischen den Georgika, die als Lehrgedicht den Adressaten und den Dichter erscheinen ließen, und der Aeneis mache.

28) W. Warde Fowler, The religious experience of the Roman people from the earliest times to the age of Augustus (London, Macmillan & Co. 1911; XVIII u. 504 S.).

Von diesem aus Vorlesungen an der Universität Edinburg entstandenen äußerst lesenswerten Werke kommt für Vergil hauptsächlich in Betracht die 18. Vorlesung: 'Religious feeling in the poems of Virgil' (S. 403—427).

Fowler teilt unserem Dichter eine besondere Stellung im geistigen Leben des römischen Volkes zu und preist ihn als Verkünder des religiösen Empfindens seiner Zeit. Gegenüber dem Individualismus der beiden letzten vorchristlichen Jahrzehnte, die fast vergessen hatten *'that the State existed and claimed his pietas'* und wo *'even the armies of that melancholy age were known and thought of, not as the servants of the State, but as Sullani, Pompejani, and so on'*, sucht Vergil in der Aeneis den Ausgleich zwischen Staat und Individuum zu schaffen. Diese Aufgabe hat der Dichter Aeneas zugewiesen; von diesem Standpunkt aus stellt Fowler in seiner Charakterisierung des Aeneas eine Entwicklung, darin durchaus Heinze (vgl. jetzt V.s Ep. Technik[3] S. 273ff.) sich anschließend, fest: der Individualismus des Helden entwickelt sich *'with the help of the State's deities'*, also durch das religiöse Empfinden, zum Sozialempfinden, um zu erfüllen *'the order of destiny which was to bring the world under Roman dominion'* (S. 411/12). Fowler zeigt, wie es Aeneas in den ersten Büchern der Aeneis oft an Selbstzucht und Selbstbeherrschung fehlt; darum braucht er einen Berater und Führer. Ein solcher ist ihm während der Irrfahrten des dritten Buches Anchises. Mancherlei Versuchungen treten an ihn heran, vor allem in der Didoepisode des vierten Buches. Dieser schreibt nämlich Fowler — unter Ablehnung des von Heinze geltend gemachten dichterisch-künstlerischen Motivs — eine moralisch-politische Bedeutung zu: sie sollte *emphasise the great lesson of the poem by showing that the growth and glory of the Roman dominion are due, under providence, to Roman*

virtus and pietas — that sense of duty to family, State, and gods, which rises, in spite of trial and danger, superior to the enticements of individual passion and selfish ease' (S. 416).

Im fünften Buche tritt nach Fowler der Wendepunkt in der Entwicklung des Aeneas ein: Nachdem er hier — in deutlichem Gegensatze zu der Leidenschaft des vorhergehenden Buches — in ruhiger, friedvoller Erfüllung der Pflichten eines altrömischen Pater familias gezeigt ist, bringt ihm das sechste Buch die letzte Läuterung, gewissermaßen die heroische Widergeburt. War er bis dahin rückwärts gewandt, so schaut er von jetzt an nur vorwärts, und daher ist auch sein Schild *'adorned — a wonderful stroke of poetic genius — with scenes of the future'*. Damit ist das eigentliche Ziel der Dichtung erreicht, *'and a heroic character by heroic deeds is to lay the foundation of the eternal dominion of Rome'* (S. 422).

Aufgabe des zweiten Teiles der Aeneis (Buch 7—12) ist nur die Idealisierung des Aeneas: er wird zum Vertreter der Italianität, zum Helden der strengen Pflichterfüllung, des Pflichtbewußtseins gegen Familie, Staat und Gottheit, zum Verfechter der gottgewollten Staatsgewalt gegenüber dem schrankenlosen Individualismus einer Dido, eines Turnus und Mezentius, zum Typus heroischen Menschentums; in ihm läßt der Dichter sich vereinigen die besten religiösen Faktoren seiner Zeit: *the instinct of the Roman for religious observance, with all its natural effect on conduct; the elevating Stoic doctrine which brought man into immediate relation with the universal; and, lastly, the tendency to mysticism, Orphic or Pythagorean, which tells of a yearning in the soul of man to hope for a life beyond this, and to make of this life a meet preparation for that other'* (S. 424; vgl. S. 254). (Druckfehler habe ich zwei bemerkt: S. 137 muß es heißen 'Gercke', S. 426 statt 'Sicharbas' 'Sychaeus'.)

Überblicken wir in Erinnerung an Gerckes Versuch Fowlers Gedankengang noch einmal, so sehen wir Vergil einem großzügigen Plane folgen, sehen nicht nur seinen Helden, sondern ihn selber, wie

vires acquirit eundo.

Nicht blind gegen Schwächen des Werkes, Unebenheiten der Ausführung, Fugen und Lücken des Baues, erkennen wir doch die Unmöglichkeit, Gerckes Aufstellungen uns anzuvertrauen; denn er errichtet ein Gebäude, nachdem er fast jeden Grund unter den Füßen weggezogen hat; Fowler aber baut auf dem sicheren Grunde dessen, was wir besitzen, auf und zeigt, wie die Aeneis wahrlich ein 'großer Wurf' ist. Wir werden dem Dichter und Arbeiter nicht gerecht, wenn wir sein Werk zerfasern und zerschneiden, um zu 'beweisen', wie die Stücke zusammenzuflicken sind, sondern nur, wenn wir es als Ganzes biologisch, d. h. in seinen Lebensäußerungen zu verstehen uns bemühen. Drum soll man ablassen, mit einer Peliaskur Lebendiges und Organisches schaffen zu wollen.

29) **Clifford Pease Clark**, Numerical phraseology in Vergil. (Dissertation der Princeton-Universität. Princeton 1913. 89 S.)

Clark stellt die 'Quellen und Muster' für Vergils Zahlenbrauch und Zahlentheorie zusammen und gelangt zu folgenden Ergebnissen, wobei er nicht verkennt, daß bei der Bevorzugung mancher Zahlen einerseits für uns nicht mehr feststellbare psychologische Gründe mitgesprochen, andererseits äußere Einflüsse sich vollzogen haben (S. 85):

1. In some numerical expressions Vergil has evidently followed with considerable exactness his sources and models.

2. Homer, Hesiod, Theocritus, Aratus and Varro are largely the sources of the numerals which are taken direct from a model.

3. In all matters of a ritualistic nature Vergil is especially strict in his observance of custom and tradition.

4. Convention, history, as well as a tradition amounting virtually to history, and myth have fixed many numerals for Vergil beyond the possibility of a change.

Druckfehler S. 13: 'mechanisch', S. 24: *sic* o, *sic pos.;* S. 25: *mos erat;* S. 29: 'innigste'.

30) **Joh. Geffcken**, 'Die Hirten auf dem Felde' (Hermes XLIX [1914] 321 ff.).

Geffcken sucht die literarische Quelle des mystischen Sanges, Buc. 4, zu ermitteln, und erschließt als solche Poseidonios. Dieser habe die persische Legende vom Mithraskinde gekannt und in Form von Weissagungen in begeisterter und begeisternder Rede Einfluß sowohl auf die niederen Schichten des griechischen und hellenistischen Volkstums (daher die Legende vom Christuskinde!) wie auf den für die stoischen Lehren interessierten Vergil gewonnen (also sei bei diesem so wenig an einen Sohn Pollios wie an einen Sohn Octavians und Scribonias zu denken).

31) **Josef Kroll**, Poseidonios und Vergils 4. Ekloge (Hermes 1915, 137 ff.).

Gegen Geffcken wendet sich Kroll in entschiedener Weise: nach Prüfung der wichtigsten von Geffcken vorgebrachten Gründe kommt er zu dem Ergebnis, daß 'sowohl in der Gesamtkonzeption der Ekloge wie in den einzelnen Teilen Poseidonios als mittelbare oder unmittelbare Quelle nicht erweisbar' sei.

32) **Josef Kroll**, Horazens 16. Epode und Vergils 1. Ekloge (Hermes 1914 S. 629 ff.).

Ein Vergleich von Vergil v. 50 mit Horaz v. 61 ergebe die Priorität des Horaz, so daß die Epode etwa ins Jahr 42 falle.

Mit einem Wort berührt Kroll dann die 4. Ekloge, die er wider auf Octavian und sein Haus deutet, ohne freilich der 'leidigen Frage', wer der σωτήρ sei, näher zu rücken.

33) **W. Meyer-Lübke**, Lateinisch *baja* 'Hafen'? (Rhein. Museum 1915, 334 f.).

Meyer-Lübke lehnt auf Grund der Notiz des Servius zu Aeneis IX 707 die Deutung Bajae = 'Bucht' ab.

34) H. Dessau, Vergil und Karthago (Hermes XLIX [1914] 508ff.).

Im Altertum kannte man keinen andern Zeugen für die Verbindung Didos mit Aeneas als Vergil: weder Timaeus noch Naevius noch Varro wissen etwas von Aeneas' Besuch in Karthago; auch Dionys von Halikarnaß, der in vielem zur Aeneis stimmt, erwähnt nichts davon, offenbar, weil er in keiner seiner Quellen davon etwas fand. Wie es sonst an Verwechslungen und Entstellungen in den Servius-Excerpten nicht fehle, so sei auch die Angabe, Varro habe von Aeneas erzählt, in sie 'hineingebracht' worden, und es werde klar: Vergil ist der erste gewesen, der den Stammvater des römischen Volkes nach Afrika gebracht hat. Warum? Der Anlaß zur Didoepisode ist ein künstlerischer: eine Liebesgeschichte sollte spielen. Dazu kommt eine geschichtliche Erwägung: gerade in den Jahren 29—19 erfolgte eine Neubesiedlung Karthagos; italische Kolonisten zogen dahin, und es herrschte rege Bautätigkeit, sogar ein Theater erstand. Der alte Haß war geschwunden, und so konnte Vergil darauf rechnen, bei seinen Lesern für die Anspielungen[1]) in Aen. I wohlwollendes Interesse zu finden, was in der Zeit des Naevius ganz ausgeschlossen war.

Abgesehen von diesen Ausführungen macht Dessau einige Bemerkungen zu der Geschichte von Dido und Anna, ihrer vermeintlichen Schwester (beide waren ursprünglich ein Wesen) und vor allem — unter entschiedener Ablehnung von Gerckes Buch — zur Entstehungsgeschichte der Aeneis. Dabei betont er mit Recht das Alter des III. Buches und beweist, daß der sizilische Aufenthalt des Aeneas von vornherein von Vergil beabsichtigt gewesen sein müsse, und verdient überhaupt für seine besonnenen Ausführungen den lebhaftesten Beifall.

35) J. Tolkiehn, 'Anna' (Berl. philol. Woch. 1915 Nr. 47, Sp. 1488).

In ganz kurzer Bemerkung weist Tolkiehn daraufhin, daß die Annahme Roßbachs (Pauly-Wissowa I 2223), Anna sei identisch mit Dido, bestätigt werde durch Eusthatios in seinem Kommentar zu Dionys. Perieg. 1915: *Διδὼ ἡ τοῦ Πυγμαλίωνος ἀδελφή . . . ἡ καὶ Ἔλισσα καλουμένη καὶ Ἄννα.*

36) W. A. Baehrens, Literarhistorische Beiträge (Hermes 1915, 261ff.).

Baehrens wendet sich gegen die von Dessau vorgetragenen Ansichten: die angezogene Naeviusstelle liege erweitert vor Aen. I 750. 756. Das Zeugnis des Servius über die Erwähnung Didos und Annas bei Varro sei um so weniger zu verwerfen, als Servius gegen Varros Angabe polemisiere; also habe er die betreffende Angabe nicht interpolieren können. — Daß Dionys von Halikarnaß das Varrozitat nicht benutzt habe, erkläre sich dadurch, daß jene Angabe erst in dem Werke 'De familiis Troianis', noch nicht in den 'Antiquitates' gestanden habe.

Endlich weist Baehrens darauf hin, daß Charisius S. 127, 17 berichte, Atejus Philologus habe — wohl in spätrepublikanischer Zeit — eine Deklamation *An amaverit Didun Aeneas* verfaßt; daraus gehe her-

[1]) Dazu vgl. Fowler.



vor, daß dies Thema zu jener Zeit in den literarischen Kreisen bekannt und beliebt gewesen sei.

Trotz dieser Ausführungen, deren Beweiskraft ich mich nicht entziehen kann, bleibt meines Erachtens die Ansicht Dessaus von einem Zusammenhange zwischen den historischen Ereignissen auf Karthagos Boden seit 29 v. Chr. und Vergils Schilderung durchaus bestehen.

37) Paul Friedländer, Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius. Kunstbeschreibungen Justinianischer Zeit (Leipzig-Berlin, Teubner 1912).

Friedländer bespricht S. 18—21 die Kunstbeschreibungen Vergils, dessen Aeneis nach dem Vorbilde Homers, Hesiods und auch hellenistischer Dichter bekannte Paradestücke solcher enthalte: das Neue bei Vergil sei, daß die ἔκφρασις über den Inhalt des Epos hinaus auf ein Außenstehendes weise, wie überhaupt diese Dichtung durchweg mit einer Größe außerhalb ihrer selbst, mit der Gegenwart des Dichters, rechne und historischen Stoff bis in die jüngste Vergangenheit hinein aufnehme. Vergil stehe hier zu seinen griechischen Vorbildern wie die Ara pacis zum Parthenonfries . . .

38) Richard Foerster, Die Laokoongruppe (Neue Jahrbücher 1914 I 686ff.).

Foerster leugnet Vergils Abhängigkeit von der Gruppe, die, entstanden um 50 vor Chr., jedenfalls erst durch Titus nach Rom gelangt sei, nicht früher, da sie sonst auf Vergil hätte einwirken müssen.

39) A. Lebouton, Vergil und die bildende Kunst (Z. f. ö. G. 1915, H. 2, 193—214.

Lebouton zeigt, wie die Äußerungen der bildenden Kunst und der Wortkunst parallel gehen: so äußert sich der sentimentale Zug der alexandrinischen Epoche in der Poesie durch Verehrung der Natur, Schwärmerei für Hirtenleben und ländliche Szenen, in der Wandmalerei durch die Gemälde bukolischen Charakters. Und wie die idyllischen Elemente aus der hellenistischen Tradition in der römischen Kultur mit den Architekturen des wirklichen Lebens vereinigt seien, so in Vergils Bukolika das bukolische uud ein politisches Element.

So entspreche die Augustusstatue von Prima Porta den Gedichten des Augusteischen Kreises. Die Beeinflussung der Dichtkunst durch die bildende ergebe sich namentlich aus der Behandlung des Laokoonmotivs, für dessen Einführung bei Vergil 'ein äußeres Ereignis von großer Bedeutung gesucht werden müsse, und das könne nur die Aufstellung der Laokoongruppe in Rom gewesen sein'.

Dichter und Maler berühren sich ferner in der Schilderung psychischer Zustände: Dido und pompejanisches Wandbild! Durch weitere Beispiele werden diese Zusammenhänge noch erläutert, und es wird festgestellt, daß sowohl die motivgeschichtlichen wie die stilgeschichtlichen Fragen von großer Bedeutung sind (vgl. übrigens den Vortrag von W. Waetzoldt, 'Deutsche Wortkunst und deutsche Bildkunst', Berlin, Mittler 1916).

40) E. Hesselmeyer, 'Cäsar oder Augustus?' (Südwestdeutsche Schulblätter 1915 Nr. 2, 48—54).

Hesselmeyer nimmt die alte Deutung der Verse Aeneis I, 286 bis 290 auf Julius Cäsar Vater wider auf und meint, noch bei Lebzeiten des Augustus hätte Vergil nicht auf dessen Apotheose anspielen können; aber vgl. G. I, 42, wo es von Augustus heißt: *Votis jam nunc adsuesce vocari.* Der Vers 287, so sagt Hesselmeyer weiter, sei nur auf Cäsar zu deuten, vor dessen 'Glanz als Bahnbrecher' der Eroberung Galliens die Taten des Augustus verblaßt seien; Vers 289 müsse man die Worte *spoliis Orientis onustum* auf Cäsars Bellum Alexandrinum und Bellum Ponticum beziehen. Vor allem aber bedeute V. 291 *tum* 'alsdann, d. h. nach Cäsar kommt Augustus': wenn dieser auch nicht ausdrücklich genannt sei, so sei er ja mit Händen zu greifen. — Das ist aber der Punkt, an dem Hesselmeyers Ansicht sich in ihrer Grundlosigkeit offenbart: Augustus müßte unbedingt ausdrücklich genannt sein; das *tum* wird übrigens auch mit Futurum im Sinne von 'dann in jener Zeit' gebraucht vgl. Merguet s. v.).

(41) G. Pasquali, 'Horaz C. I 18' (Hermes 1915 S. 304 ff.).

Wie Horaz in diesem Gedicht Ennius zitiere, so benutze, ja zitiere auch Vergil den alten Dichter (Sc. 362 f. V.) in den Versen A III 27 ff., und die Feinheit der Nachahmung bestehe darin, daß berühmte Worte aus einer berühmten Darstellung des Leidens eines Menschen auf eine Pflanze übertragen seien, die einst ein Mensch gewesen, die noch wie ein Mensch Blut in den Adern gehabt und hätte verbluten können, die wie ein Mensch gelitten habe.

42) E. Maaß, 'Totenopfer für 'Jugurtha' (ibid. 1915, 16 ff.) bespricht S. 23 f. die Deiphobus-Episode in der Aen. VI 529 f. und meint, Vergil beziehe sich vordeutend auf den Sieg der Römer über Hellas im Jahre 146 mit der Zerstörung Korinths.

43) J. W. M., 'On the *mensae* of Aen. III 257 and VII 116' (The Classical Review 1914, S. 89).

Verf. erklärt *mensa* als *portion, or piece*; vielleicht sei aber auch *mesa* = *libum* zu verstehen. Dann liege ein Wortspiel vor, worauf Vergil selber mit dem Verbum *alludere* (VII 117) hinweise.

43) W. Warde Fowler, 'Note on Aeneid VII 748/49' (The Classical Review 1914, S. 88 f.) weist auf die sachliche Übereinstimmung dieser Schilderungen von Aequern und Rutulern durch Vergil mit einem 1866 erschienenen englischen Werke hin, das Schilderungen der Bewohner des Ost-Jordanlandes enthalte.

44) E. Müller-Graupa, 'Mapalia. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung' (Philologus 1914, 301 ff.).

Dies Wort, richtiger *mappalia* von *mappa*, bei Vergil G III 340 erwähnt (magalia A I 421), bedeutet leinene Zelthüllen, Leinenzelt.

45) W. J. Beckers, Das rätselhafte Hochgebirge des Altertums, die sog. Rhipäen (Geogr. Zeitschr. 1914, H. 9/10, 534—557).

Beckers unterzieht vom Standpunkte des Geographen aus die antiken Quellen über dies Gebirge eingehender Untersuchung, stellt fest, daß der Name bisher in keiner Weise befriedigend gedeutet sei, und gelangt zu dem Ergebnis, daß kein Gebirge dauernd, sondern mehr oder weniger die nördlichen Festlandsgebirge allgemein mit dieser dehnbaren Bezeichnung belegt worden seien.

46) Aus den neuen Heften von Roscher, 'Lexikon der griechischen und römischen Mythologie' sind für unseren Dichter von Bedeutung die Lemmata 'Stymphalische Vögel' Sp. 1563/66, bearb. von Voigt; 'Styx' Sp. 1566/79, bearb. von O. Waser; 'Sychaeus' Sp. 1613/15, bearb. von Lamer; 'Tainarios' Sp. 6/14; 'Talassio' Sp. 16/20, bearb. von Fr. Richter.

Für einzelne Stellen Vergils kommen in Betracht:

47) Otto Keller, Die antike Tierwelt. Band 1 und 2. Leipzig 1909, 1913 (über die Bienen: II S. 424 ff.).

48) H. Gummerus, Die römische Industrie. I. Das Goldschmied- und Juweliergewerbe (Klio XIV [1914] S. 129—155).

III. Der Dichter, Mit- und Nachwelt.

49) Theodor Birt, 'Die Fünfzahl und die Properz-Chronologie' (Rhein. Museum 1915, 281 f.), behandelt auch das Verhältnis des Properz zu Vergil: Seit 29 müsse ein kollegialer Verkehr zwischen ihnen bestanden haben; der Plan der Aeneis sei bereits formuliert bei Properz II 1, 41 f., Huldigungen für die Georgika bedeuteten die Verse II 10, 25 und 13, 4.

50) E. Norden, 'Josephus und Tacitus über Jesus Christus' (Neue Jahrb. 1913, 637 ff.) vergleicht Tacitus, Hist. V 7 mit Aen. VI 440; Tacitus, Germ. 7 mit Aen. VI 557.

51) Aus Franz Buechelers in den 'Kleinen Schriften' I (Leipzig-Berlin 1915) gesammelten Abhandlungen hebe ich hervor:
XXXII. Römisch-Topographisches aus den Vergilscholien.
XLII. Zu den Vergilscholien.
L. Über die Veroneser Scholien zu Vergilius

52) Das Fortleben Vergils im späteren Altertum und beginnenden Mittelalter behandelt an zahlreichen Stellen auch die neue 2. Ausgabe von Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur, in ihrem Vierten Teil, dessen erste Hälfte (München, Beck 1914) die Literatur des vierten Jahrhunderts enthält.

53) Die Bedeutung Vergils noch im Beginne der Neuzeit wird bewiesen auch durch die Nachahmung in den Gedichten des Neapeler Gelehrten Jacopo Sannazaro: The piscatory eclogues edited, with introduction and notes, by.

54) W. P. Mustard (Baltimore, Hopkins Press, 1914, 94S.)[1]).

Mustard hat nach dem ersten Druck Neapel 1526 diese ansprechende Neuauflage besorgt und in den Anmerkungen die Entlehnung aus antiken Dichtern, namentlich aus den Werken Vergils, mit großer Belesenheit zusammengestellt.

Sannazaro bildet, von vergilischen Formen ausgehend, das Hirtengedicht um zum Fischeridyll: Seine Sänger *are no longer shepherds, but fishermen, and the scene is no longer Sicily or Arcadia, but the bay of Naples ...*

55) Einen Versuch, Vergil dem Verständnis der späteren Nachwelt, unserer Mitwelt, wider näher zu bringen, bedeutet endlich das Unternehmen von

Ernst Pilch: 'Vergils Georgika in neuem deutschen Gewandte. Das 1. Buch und ausgewählte Stellen der anderen Bücher übersetzt' (Berlin, Weidmann 1914, 30 S. 1 ℳ).

Im Sinne und auf Anregung Nordens hat Pilch die Arbeit unternommen, wie denn auch das Versmaß nach seinem Vorgang im 'VI. Buch der Aeneis' gewählt worden ist. Die Übersetzung wird im ganzen Beifall finden: von einigen Härten des Ausdrucks abgesehen, ist sie flott und gewandt und weiß, ohne dem Dichter Gewalt anzutun, deutsche Form wohl zu treffen.

56) Vergil und die heutige Schule endlich behandelt ein Abschnitt in der 'Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache' von August Scheindler (Wien, Pichler u. Sohn 1913; 312 S.).

Im II. Teil dieses von bekannten Schulmännern Österreichs bearbeiteten, von der fachmännischen Kritik durchweg anerkannten Werkes schreibt Richard Meister in Wien über Vergil. Er behandelt zunächst Ziel und Aufgaben dieser Lektüre (S. 265—275), dann Auswahl und Lehrgang (275—277) und gibt zuletzt 'Stundenbilder' (S. 277—283).

Bemerkenswert ist, daß Meister für die Auswahl auch einiges aus den anderen Werken außer der Aeneis vorschlägt, nämlich eine Ekloge (1 oder 9) und mehrere Stücke der Georgika, was durchaus zu billigen ist. Auch mit den meisten anderen Ausführungen Meisters kann ich mich einverstanden erklären und freue mich auch, zu sehen, daß er als das Wesen der Aeneis herausgearbeitet zu sehen wünscht 'die Verbindung von griechischer Kunstform mit national-römischem Stoff und Gehalt'.

---

[1]) Vom Verfasser selbst freundlichst übersandt.

57) Eine Zusammenstellung der in der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrten Vergilhandschriften enthält u. a. der 'Catalogus codicum Latinorum classicorum qui in Bibliotheca urbica Wratislaviensi adservantur compositus a Konrato Ziegler' Breslau 1915.

58) G. Funaioli, 'Scolii Filargiriani' (Rhein. Museum 1915, 56—106).

Durch einen unglücklichen Zufall ist dieser Aufsatz, in dem ausführlich die Überlieferung der Vergilscholien und Vergilviten behandelt wird, mir erst so spät zu Gesicht gekommen, daß ich hier nur auf ihn hinweisen kann.

Nur aus Anzeigen oder Besprechungen bekannt geworden sind mir folgende Arbeiten:

59) A. Lauri, 'Atina potens' (Napoli, L 2,50).

60) Guil. Kanopka, 'De Aenea postvergiliano' (Diss. Königsberg 1913): Wochenschr. für klass. Philologie 1915 Sp. 104 ff.

61 V. Henselmanns, Die Widersprüche in Vergils Aeneis (Dissertation; Aschaffenburg 1914):

Abgelehnt von Heinze[3] S. 91, 1. 100, 1.

62) F. Postma, 'De numine divino quid senserit Vergilius' (Diss. Amsterdam 1914):

Bericht von J. Tolkiehn, Berl. philol. Wochenschr. 1915 Sp. 1397 f.

63) P. Riewald, De imperatorum Romanorum cum certis dis et comparatione et aequatione (Diss. Halle 1912):

J. Oehler (Z. f. ö. G. 1915, 137) urteilt, daß das Büchlein bei der Lektüre des Ovid, Vergil und Horaz gute Dienste leisten werde.

Berlin-Steglitz. Walter Janell.

Demosthenis orationes edidit Carolus Fuhr [1]).

Dem Bearbeiter des Demosthenes für die Teubnersche Bibliotheca war eine lohnende, aber nicht leichte Aufgabe gestellt. An einer auf der Höhe der Forschung stehenden Ausgabe fehlte es durchaus. Die Blaßsche Bearbeitung bietet einen auf willkürlichen Voraussetzungen willkürlich aufgebauten Text und der in veralteter Weise vorausgeschickte 'Commentarius criticus' ist nicht nur unvollständig, sondern auch von vorneherein auf die kritischen Grundsätze und Absichten des Herausgebers zugeschnitten, gibt also höchstens ein verzerrtes Bild der Überlieferung. Butchers unvollendet gebliebene Oxforder Ausgabe entspricht nicht allen Anforderungen und hat sich überdies in Deutschland nicht recht einzubürgern vermocht. Es ist beschämend, daß man (abgesehen von Voemels Lesartenwust für or. I—XX) fast 70 Jahre lang auf die Oxforder Ausgabe Dindorfs angewiesen war, deren abweichende Paragraphenzählung die Benutzung zur Qual macht.

Die zweite Ausgabe von Lipsius' Kranzrede bildete den einzigen Lichtpunkt in diesem unerfreulichen Düster. Einen solchen Demosthenes von berufener Hand wünschte man sich lange; nun ist dieser Wunsch zu einem Drittel erfüllt und damit ein sicherer Wechsel auf das Ganze ausgestellt. Was hier geleistet ist, soll in Kürze nach den hauptsächlichsten Gesichtspunkten gewürdigt werden.

Die wichtigste Grundlage jeder Textherstellung bildet stets die direkte handschriftliche Buchüberlieferung, da sie allein Schlüsse auf Grund ausreichender Analogie gestattet. Bei Demosthenes wäre lückenlose Vollständigkeit in der Anführung des Materials selbst für eine kritische Ausgabe größten Stils zwecklos; die massenhaften Handschriften aus jungbyzantinischer oder der Renaissancezeit (von deren Zahl neben Voemel jetzt auch Förster im VIII. Bande seines Libanios, wo allein 121 die *ὑποθέσεις* oder den *βίος* enthaltende Nummern verzeichnet sind, eine gute Vorstellung gibt) sind für die Textrezension ohne Belang. Es muß also eine Auswahl getroffen werden, die die maßgebenden Richtlinien der *παράδοσις* zunächst der älteren byzantinischen Epoche ausreichend zu veranschaulichen vermag. Hierfür bieten einerseits die Lesarten, andrerseits die Anordnung der Reden sicheren Anhalt. Der zweite Punkt kommt in der sehr knapp gehaltenen Vorrede nicht ganz zu seinem Rechte. Ich vermisse eine vergleichende Übersicht, in der freilich die

[1]) Editio maior. vol. I (Or. I—XIX) Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1913. 8. XXXI u. 535 S. 4,50 ℳ.



von Libanios befolgte Anordnung nicht unberücksichtigt bleiben dürfte. Denn der Grund, den Drerup 'Antike Demosthenesausgaben' S. 536 dagegen geltend macht, daß nach der Bemerkung in der Hypothesis zu LVIII *τοῦτον τὸν λόγον οὐκ οἶδα ὅπως ἐν τοῖς ἰδιωτικοῖς ἀναγράφουσιν οἱ πολλοὶ δημόσιον ὄντα φανερῶς* 'auf die Überlieferung einer älteren handschriftlichen Ordnung kein unbedingter Verlaß' sei, ist wohl nicht zutreffend. Die Einreihung von LVIII als 26. Stück ist doch sicher nicht Libanios' Erfindung; er erklärt ja ausdrücklich, sich damit einer Minderheit von Gewährsmännern gegenüber dem ihm unverständlichen Verfahren einer Mehrzahl anzuschließen, und ist also in urkundlichem Sinne ebenso wichtig wie seine Bemerkung zu XIII und andere vom Herausgeber S. IV erwähnte Abweichungen in der Reihenfolge. In der umstehenden Tabelle (62/63) versuch ich mit den Hilfsmitteln des Buchdruckes eine solche Übersicht, wie ich sie mir denke, zu geben (s. S. 62 und 63).

Deutlich treten sofort eine Anzahl von Redenpaaren in der Gruppe der *Ἰδιωτικοί* (VI) hervor, nämlich yz (in A gesprengt, *α* — diese drei Paare in FS hintereinander; ob ein *τόμος*?) —, *β* (in A verloren gegangen, in SL mit XXXVI = v verbunden), *γ* (in A und S gesprengt, in SL mit LVI verbunden), *ε*, *λ* und *δη* (in F gesprengt). Sodann zeigt sich, daß keine einzige Rede haltlos umherschwimmt, sondern auch die, die am unstetesten sind, LII (*ζ*), LIV (*ϑ*), LV (*ι*) und LIX (*μ*) wenigstens tastende Versuche der Einreihung aufweisen, die sich mir nicht so sehr auf Persönlichkeitsgründe als auf sachliche Gesichtspunkte zu stützen scheinen; wenigstens bilden nirgends die sämtlichen Reden für Apollodoros ein so festes Ganze, daß wir mit Drerup a. a. O. S. 539f. einen 'Apollodorosband' anzunehmen genötigt wären. Nicht zu unterschätzen ist auch die Erkenntnis, daß S und Libanios sich in wichtigen Punkten (allerdings nicht in der Folge der *τόμοι*) weit näher stehen als S und F, was weiterhin dazu beitragen wird, den Einfluß, den die zur Vulgata gewordene Anordnung von F vermöge der Macht der Gewohnheit noch immer ausübt, endgültig zu brechen. Näher auf diese Frage einzugehen, verbietet der Raum.

Für die Auswahl der maßgebenden Handschriften und ihre Gruppierung standen dem Herausgeber tüchtige Vorarbeiten, besonders die Drerups, zur Verfügung. Er scheidet mit Recht S als Vertreter der *ἀρχαία ἔκδοσις* von F (zu dem von VII an Y, von XVIII an Q, von XIX an P hinzutreten) und A (der in I—IV durch U ersetzt wird); doch räumt er A eine selbständigere Stellung ein. Da er den Schultzschen Laurentianus und den Bavaricus als von S, bzw. F abhängig ausschaltet, ist der Apparat der Zahl der Kodizes nach nicht eben überlastet, und ich sehe im Gegensatz zu Drerup keinen Nachteil darin, daß der Herausgeber keine zusammenfassenden Gruppenbezeichnungen, etwa für FSY, anwendet, hätte ihm eher sogar sein V = FQ gerne erlassen. Hat sich jemand schon einmal die Mühe genommen, auszurechnen, wie wenig Raum durch solche Kunststücke erspart und wieviel Zeitverlust und Gedächtnisbelastung dafür dem Benützer zugemutet wird? Apparate wie die zu Horaz und Xenophons Hellenika mit *Ω Ω' Ω''* usw. sollten genügende Warnung sein. Dergleichen erinnert an die vermeintlichen

Or.	F	S
	I (= AL, ~ S)	I (~ FAL)
1—4	a	a
5, 6	b	c'c
7, 8	cc'	b
9—11	d	d
12	e	fehlt
	II (= L, ~ SA)	III (~ F, ~ A, ~ L)
	(II, III ~ L)	m
13, 14	f	o } = F } ~ L
15, 16	gg'	n
17	h	k
		l { = F } ~ F { = L } ~ L
	III (~ S, ~ A, ~ L) } = L	i
18, 19	i	p
20	k } = S } ~ S	
21	l	VI } = L
22	m } ~ A	μ
23	n } ~ S	v (V) { = L
24	o	β
25, 26	p	
		V (~ L)
	IV (= SAL)	w { = F { = L } ~ L
27—31	q	x
		r
	V (~ A)	s
32	r	t } = F
33	s	u
34	t } = S } ~ L	
35	u	VIII (= F)
36	v	ξ
37	w { = S	
38	x	IV (= FAL)
		q
	VI	
39, 40	y	VI } = L
41, 42	zz' } = S	ϑ
43, 44	α	κ
45, 46	β	γ'γ { ~ L
47, 48	γγ'	ι
49	δ	εε'
50, 51	εε'	ηδ } ~ F
52	ζ } ~ S } ~ L	ζ
53	η	y
54	ϑ	zz' } = F
55	ι { = A	α
56	κ	λλ'
57, 58	λλ'	
59	μ { ~ L	VII (~ F)
		ν'ν
	VII (~ S)	
60, 61	νν'	II (= A, ~ FL)
		f
	VIII (= S)	g'g
Pr, Ep	ξ	h

A

I(= FL, ~ S)
a
b
cc′
d
fehlt

III (~ F, ~ S, ~ L)
m } ~ F } ~ L
l } ~ F {= L} ~ L
n {= L} ~ L
i
o
k
p

VI
ϑ {= F
ι {= F
γ′ {= L
κ {= L

IV(= FSL)
q

V(~ F)
w } ~ L
u } ~ L
x } ~ L
t } ~ L
r } ~ L
v } ~ L
s

II(= S, ~ FL)
f
g′g
h

VI
(ε′)
α
y
z } ~ L
δη } ~ L
z′ } ~ L
εε′ } ~ L
λλ′
γ

β, ζ, μ; VII, VIII } verloren gegangen oder fehlen

L(ib.)

I(= FA, ~ S)
a
b
cc′
d
fehlt

II(= F, ~ SA)
(II, III ~ F)
f
gg′
h

III = F (III ~ F, ~ S, ~ A)
i
k {= S} ~ S } ~ A
l {= S} ~ S {= A} ~ A
n } ~ F {= A} ~ A
m } ~ F {= S} ~ S } ~ A
o {= F {= S} ~ S
p {= F

VI } = S
μ } ~ F } = S
λ′λ } ~ F } = S

IV(= FSA)
q } = S

VI } = S
ϑ
η
y
v(V) {= S} ~ S
β {= S} ~ S

V(~ S) } ~ S
r
w {= F {= S} ~ S
x {= F {= S} ~ S
u } ~ F } ~ S
t } ~ F } ~ S
s } ~ F } ~ S

VI
ι
ζ
ε′ε } ~ F } ~ S
δη } ~ F } ~ S
z′z
γ′ } ~ S {= A
κ } ~ S {= A
γ
α

VII, VIII fehlen

Denk- und Gedächtnishilfen, mit denen eigensinnige Pädagogen die Jugend martern. Übersehen sind nur — wie auch Drerup in seiner Anzeige im LC hervorhebt — die von Horna aufgefundenen und von Förster für Libanios herangezogenen reskribierten Blätter des Vaticanus Pii II 29, ohne daß daraus ein besonderer Schaden erwachsen wäre. Die vorsichtige Haltung des Herausgebers gegenüber der Überschätzung der Ἀττικιανά und den damit zusammenhängenden Hypothesen wird niemand tadeln.

Die Frage, in welchem Ausmaße die Varianten der maßgebenden Handschriften in den Apparat aufzunehmen sind, wird gerade bei Demosthenes durch die noch in frühbyzantinischer Zeit äußerst lebhaft betriebene Vergleichung der Exemplare untereinander, die sich in einer ungewöhnlichen Anzahl von Korrekturen und Doppellesarten kundgibt, erschwert. Soweit diese Varianten auf das Altertum zurückgehen, müssen sie berücksichtigt werden, wenn ein richtiges Bild der Überlieferung gegeben werden soll. Hier bleibt nun Raum für mancherlei Nachträge (wie Drerup in der erwähnten Anzeige unter Anführung von Belegen zeigt), begreiflicherweise, da die Feststellung von Rasuren u. dgl., die Entzifferung der ursprünglichen Schreibung und die Scheidung der Korrektorenhände nur angesichts der Handschrift selbst gelingt (die Photographie versagt hier zumeist) und auch das nur unter steter Heranziehung der anderweitigen Überlieferung. So bleibt es unsicher, was I 23 statt ἀηϑεις [τοῦ κατα]κούειν in S, in dem die eingeklammerten Buchstaben auf kleinerer Rasur (4 Buchstaben) stehen, von Anfang geschrieben war. Blaß glaubte τ . . ακούειν zu erkennen, ohne daß der Herausgeber dies aus dem Omontschen Faksimile zu bestätigen vermag, er selbst denkt an τουακουειν; vielleicht war es κατακούειν, der epexegetische Infinitiv ohne Artikel. Bei dem starken Zuwachs, den diese Korrekturen im Apparat verursachen, versteht man es, wenn der Herausgeber, um mit dem Raum zu sparen, aus den ausgewählten Handschriften, auch aus S, nicht alle Abweichungen angemerkt, sondern 'res minutas' vernachlässigt hat. Man erfährt also z. B. nicht, daß I 8 statt des im Text gedruckten ταὔϑ' (vor ὅπερ) S und andere Kodizes ταὐτὸ schreiben. Bei Varianten, die infolge abweichender Wortstellung die Formen ἐκ πλήρους bedingen, z. B. III 18 δ(ὲ) und 25 σφόδρ(α) macht das anfangs einen befremdenden Eindruck. — Die Papyrusüberlieferung (ein Verzeichnis für die Reden des vorliegenden Bandes S. XXII) ist, soweit ich sehe, vollständig ausgenützt.

Die indirekte Überlieferung, die bei Demosthenes für die Textgeschichte von großer Wichtigkeit, aber auch für die Textherstellung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist (obschon nicht in dem ausschweifenden Maße, wie es Blaß einst erträumte), hat der Herausgeber gewissenhaft verwertet. Ich habe bei gelegentlichen Stichproben nur wenig vermißt, über dessen Aufnahme oder Nichtaufnahme sich reden ließe, wie etwa das zu I 12 (αὐτὸν: ἔσται ἔσται αὐτὸν U) von Blaß aus Tiberios Beigebrachte, und nur einmal einen aus Blaß' Commentarius herübergenommenen Irrtum, nämlich zu II 29, wo zu ῥήτωρ ἡγεμὼν ἑκατέρων καὶ στρατηγὸς ὑπὸ τούτου καὶ οἱ βοησόμενοι τριακόσιοι

angemerkt ist 'ἑκατέρων om. XIII 20, Blassius' — aber in XIII fehlt ἑκατέρων nicht, es ist nur als μεθ' ἑκατέρων nach βοηθούμενοι verschoben. Soweit die Zitate, Entlehnungen und Anlehnungen bei Pseudo-Demosthenes und anderen Schriftstellern für die Textkritik in Betracht kommen, sind sie (wie in einigen Fällen auch grammatisch-stilistische Belege) im Apparat selbst untergebracht, sonst am Rande verzeichnet, was der Herausgeber an 'Parallelstellen' aus dem Demosthenes-Corpus, aus Isokrates, einmal (XI 2) auch aus Xenophons Anabasis — wo mir die Beziehung freilich nicht zwingend erscheinen will — bedeutsam fand. Diese Hilfen hätten vielleicht noch etwas gleichmäßiger gewährt werden können; wenn zu X 46 am Rande I 14 angemerkt ist, warum nicht auch X 46 zu I 19? Auf die Anführung der übrigen Rhetorenzitate hat der Herausgeber verzichtet, offenbar aus Ersparungsrücksichten; und so kommt nun gerade in dieser Ausgabe, die wohl für längere Zeit die Grundlage aller demosthenischen Studien bleiben wird, das Nachleben und die Nachwirkung eines 'führenden Geistes' nicht in derjenigen Vollständigkeit und Übersichtlichkeit zur Darstellung, wie es der Herausgeber selbst gewiß gewünscht hätte. Ob es bei möglichst weit getriebener Raumausnützung nicht doch möglich gewesen wäre, diese Nachweise zu geben? Bei einer flüchtigen Berechnung habe ich einen Zuwachs von höchstens durchschnittlich zwei Zeilen für die Seite, also nicht einmal anderthalb Bogen für den ganzen ersten Band herausgebracht.

Sämtliche Konjekturen und Lesarten der früheren Ausgaben, bzw. deren Quellen (wie etwa den Nachweis, auf welcher Gewähr die I 8 noch bei Bekker im Text stehende Schreibung ταὐτὸν ruht), anzuführen wäre selbstredend nicht nur unmöglich, sondern auch überflüssig gewesen; was von Belang ist, hat der Herausgeber berücksichtigt, und man wird nur selten etwas vermissen. So hätte ich VIII 30 'εἴποι Aug. 2' gerne im Apparat gesehen, da vielleicht wie ich noch der oder jener nach der in Preuß' Index aus diesem Paragraphen verzeichneten zweiten Optativform (die bei Blaß im Text steht) vergeblich suchen wird. In I 3 'ἀνατρέψῃ τε Dobree' hätte des alten Wolf τρέψῃ τε (statt des τρέψηται der Handschriften) angeführt werden sollen, da ihm die Priorität des verbessernden Gedankens gebührt.

Wenn also auch in der einen oder anderen Hinsicht die Adnotatio der neuen Ausgabe Richtigstellung oder Ergänzung vertrüge, so wird sich doch jedermann bei Durcharbeitung nur einiger Seiten leicht überzeugen können, wie wenig Fuhrs Apparat an Ausführlichkeit hinter dem der Dindorfschen Oxoniensis zurücksteht und wie unendlich zuverlässiger und übersichtlicher er ist als alle Arbeiten seiner Vorgänger. Hier mag auch gleich die wohltuende Sauberkeit des Druckes hervorgehoben werden; Fehler im Text (wie πεποικότα XIX 336) und den Apparatzahlen (S. 9: 18 statt 17; 236: 2 statt 3) gehören zu den größten Seltenheiten.

Auf dieser sorgfältig vorbereiteten Grundlage ist die Textherstellung mit Umsicht und Sachkenntnis durchgeführt. Über die von ihm beobachteten Grundsätze gibt der Herausgeber in der Vorrede S. XXIV kurze aber ausreichende Rechenschaft. Blaß hat sich um den Demosthenestext unleugbare Verdienste erworben; vor allem durch die Ein-

schränkung der allzu weitgehenden Bevorzugung des alten Parisinus (S), in der sich die frühere Zeit in ähnlicher Weise gefiel, wie hinsichtlich des Laurentianus der beiden Tragiker und des Clarkianus des Platon. Aber er beeinträchtigte diese an sich richtige Auffassung dadurch, daß er sie und die Bewertung der Rhetorenzeugnisse übertrieb und in den Dienst seiner eigenen subjektiven rhythmischen Theorien zwängte. Diese Irrwege mußte die Demostheneskritik wider zurückgehen; ‘res redit ad codices’ sagt der Herausgeber mit Recht S. XXVII, und damit läuft es jetzt wider mehr denn je auf die Frage ‘S oder Nicht-S?’ hinaus. Dabei kommt S mehr zu seinem Recht. Eine Zusammenstellung aller Fälle, in denen man nach der Ansicht des Herausgebers zugunsten anderer Handschriften von S abgehen muß, würde übrigens zeigen, daß es sich nicht um sehr viele Stellen handelt, und unbefangene Erforschung des Sprachgebrauches wird auch diese Zahl noch verringern. So kann ich mich nicht damit einverstanden erklären, daß der Herausgeber I 14 aus A *ἄν τις εἴποι* statt der in SFU überlieferten Wortfolge *τις ἂν εἴποι* in den Text gesetzt hat. Warum? Für Blaß war natürlich in erster Reihe die Beseitigung der zweiten Kürze das Entscheidende; das gilt heute nicht mehr. Seinem zweiten Grunde, daß *τις ἂν εἴποι* ‘e proximis (§ 13) repetitum’ sei, läßt sich entgegenstellen, daß ebensogut A seine Weisheit aus § 19 geschöpft haben kann; stützt sich die Entscheidung auf solche Gründe, so mag man sie sich getrost an den Westenknöpfen abzählen. Weiterhin ist weder die Stellung *τις ἂν εἴποι* bei Demosthenes vereinzelt, noch die *ἄν τις εἴποι* besonders bevorzugt; man vergleiche

	in Parenthese	in syntaktischem Zusammenhang
τις ἂν αἴποι	I 14 (SFU)	I 13 VI 11 XXIV 5
ἄν τις εἴποι	I 14 (A) 19 Pr. 35, 4	(stets getrennt!) VIII 51=X 27 XXIII 63 XL 83 LXI 2 LIX 70 (unsicher; *ἄν* 2mal)
ἂν εἷς εἴποι		X 51
ἂν εἴποι τις		II 3 III 16 VIII 51 (FY_2, *εἴποι τις* AY_1 aus X 27, *ἂν εἴποιμεν* S) XXIII 166; getrennt XVIII 64
εἴποι τις ἄν	III 10 19 VI 13 (*ἄν* om. A) XVIII 220 XXIII 64	X 45 XVIII 316

Was spricht also für A? Ebenso wird I 10 *κατὰ πόλεμον* (S) gegen *κατὰ τὸν πόλεμον* (FAU) durch XII 23 gestützt. I 19 vermag ich nicht einzusehen, warum das *νυνὶ δὴ* von F unbedingt den Vorzug verdient. S hat *νῦν ἤδη*, was sich von F nur durch den Jotazismus unterscheidet, A *νυνὶ δὲ*; das kann auf *νυν* [*ὶδ᾽*]*ἤδη*= S (*νυνὶ* [*δ᾽ ἤ*]*δη*= F) führen, *νῦν δ᾽ ἤδη* steht XIX 260 288. Zur Emendation greift der Herausgeber nur selten und meist aus zwingenden Gründen. Zweifelhaft bleibt mir die Berechtigung der Einführung ‘strengerer Attizismen’, wie I 22 *ἀποστε-ρ*[*ηθ*]*ήσεται*. Wo die Überlieferung durch Konjektur stärker angetastet wird, sollte dies im Druck konsequent hervorgehoben, z. B I 21 ⟨*εὐθέ*⟩*ως* geschrieben werden. Daß der Herausgeber die Klammern, die sonst

meist nur zur Bezeichnung von Athetesen der Gesamtüberlieferung verwendet werden, auch benutzt, um Interpolationen, die in den besseren Handschriften nicht stehen, als solche zu kennzeichnen, so daß z. B. [καὶ γὰρ] 'om. SVP_1Y' und [καὶ διαφθαρεὶς] 'del. Gebauer' in gleicher Weise notiert werden, ist irreführend.

Doch genug von solchen Ausstellungen, die dem Berichterstatter selbst fast als kleinliche Nörgeleien erscheinen einer so gediegenen Leistung gegenüber, durch die uns Demosthenes recht eigentlich neu geschenkt wird. Hoffentlich findet die Ausgabe bald Fortsetzung und Abschluß. Das ist ein Wunsch, der in so schwerer Zeit viel in sich schließt.

Graz. Heinrich Schenkl.

Tacitus

Über das Jahr 1915/16

I. Ausgaben und Übersetzungen

1) P. Cornelii Taciti libri qui supersunt. Recognovit Carolus Halm. Editionem quintam curavit Georgius Andresen. Tomus posterior, qui Historiarum libros, Germaniam, Agricolam, Dialogum de oratoribus continet. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXIV. 324 und 80 S. 1,20 ℳ.

Jetzt erst, nachdem der Druck bereits im Jahre 1914 beendet war, liegt der zweite Band meiner Neubearbeitung der Halmschen Gesamtausgabe vor. Die Rezension des Textes beruht durchweg auf eigenen Kollationen und widerholter Durchsicht der bekannten Reproduktionen. Den Leidensis des Dialogus und den Aesinus habe ich selbst nicht gesehen; jenen kenne ich aus der Reproduktion Wissowas, diesen aus Annibaldis Ausgaben. Über den Toletanus des Agricola hat Leuze Auskunft gegeben; ich habe nur wenige Varianten dieser Handschrift verzeichnet, weil sie aus dem Aesinus abgeschrieben ist.

Die Orthographie habe ich widerum im engsten Anschluß an die in den Handschriften überlieferten Formen gestaltet und die Interpunktion an zahllosen Stellen berichtigt, unter denen einige, z. B. H. II 81, 4. 93, 5 besonders bemerkenswert sind. Mein Hauptaugenmerk war, wie in dem ersten Bande, darauf gerichtet, ein zuverlässiges und möglichst genaues Bild des Überlieferten zu geben, insonderheit bei den Korrekturen die früher vielfach verkannte Hand des Schreibers von späteren Berichtigungen zu scheiden, und in der Wahl der Lesarten nicht ohne Not von dem Überlieferten abzuweichen. Dagegen habe ich manche der von Halm verzeichneten Konjekturen aus dem Apparat entfernt und verhältnismäßig wenige neu in ihn aufgenommen.

Änderungen des Textes zähle ich erheblich mehr als 400. Reichlich die Hälfte von ihnen fällt auf die Historien, mehr als ein Viertel auf den Dialogus, ein Siebentel auf den Agricola, ein Zwanzigstel auf die Germania. Von den etwa 230 Textesänderungen in den Historien bestehen 135 in der Widerherstellung der handschriftlichen Lesart; unter ihnen sind 27 Stellen (also ein Fünftel), an denen die wahre Lesart des Mediceus erst nach Halm erkannt worden ist. Nur in 17 Fällen habe ich eine Konjektur an die Stelle des Überlieferten gesetzt, in 40 Fällen eine andere Konjektur gewählt. Eigene Vermutungen habe ich in sehr geringer Zahl in den Text aufgenommen, die meisten (33) nur im Apparat verzeichnet. Ich bin, wie ich schon in meinen Aufsätzen 'Zu Tacitus' in

der WS. f. kl. Phil. (s. unten) bemerkt habe, darauf gefaßt, daß sich — und dies gilt auch für die kleinen Schriften — gegen viele von ihnen Widerspruch erheben wird. Mögen sie dann wenigstens, wenn sie auch nicht überzeugen, anregend wirken.

In der Germania ist die Zahl der Änderungen verhältnismäßig gering (25); sie stützen sich vielfach auf die Autorität des Aesinus. Im Agricola war der Einfluß dieses Kodex, der in dem mittleren Teil des Agricola bekanntlich ein Bruchstück des Hersfeldensis ist, besonders stark. In andern Fällen habe ich die von allen Handschriften verbürgte Lesart widerhergestellt, nur selten eine Konjektur an die Stelle des Überlieferten gesetzt oder die von Halm gewählte Emendation mit einer anderen vertauscht.

Sehr zahlreich sind die Änderungen im Texte des Dialogus. Reichlich ein Drittel fällt auf die Herstellung der handschriftlichen Lesart, ein weiteres Drittel auf die Wahl einer anderen handschriftlichen Lesart oder einer anderen Konjektur, ein Achtel auf den Ersatz einer handschriftlichen Lesart durch eine Konjektur, der Rest auf eigene, längst bekannte Vermutungen. Denn von diesen erscheinen mir manche, auch solche, die wenig Beifall gefunden haben, auch heute noch als probable Lösungen, während ich an vielen anderen nicht mehr festhalte.

Den dem Bande angehängten, die gesamten Werke des Tacitus umfassenden Index historicus habe ich revidiert, dem neuen Texte angepaßt und um eine große Menge von Nachweisen bereichert, auch manche Fehler und Versehen berichtigt. Bei dieser Arbeit hat mir Fabias Onomasticon Taciteum durch die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit seiner Angaben wertvolle Dienste geleistet.

2) Kurt Woyte, Antike Quellen zur Geschichte der Germanen, zusammengestellt, übersetzt und erläutert. Erster Teil: Von den Anfängen bis zur Niederlage der Cimbern und Teutonen. Zweiter Teil: Von den Kämpfen Cäsars bis zur Schlacht im Teutoburger Walde. Dritter Teil: Von den Kämpfen des Germanikus bis zum Aufstand der Bataver = Voigtländers Quellenbücher Band 15, 52, 83. — 83, 120 und 133 S. Leipzig, R. Voigtländer. Preise: 70 ₰; 1 ℳ; 1 ℳ.

Die in diesen drei Heften enthaltene Auswahl aus Tacitus entspricht bis auf eine Lücke und einen überschüssigen Abschnitt dem Thema, die orientierenden Bemerkungen sind fast ausnahmslos zuverlässig, die Übersetzungen enthalten, obwohl sie im allgemeinen von Sorgfalt und Gewandtheit zeugen, eine nicht unerhebliche Menge mehr oder minder schwerer Fehler. Das Nähere findet man in meiner Anzeige WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 105—110. Vgl. K. Tittel, Berl. ph. WS. 1915 S. 524 ff., H. Zimmerer, Bl. f. d. Gymn.-Schulw. 1915 S. 135.

3) Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von A. Draeger. Erster Band. Zweites Heft: Buch III—VI. Siebente verbesserte Auflage von Wilhelm Heraeus. Leipzig 1914, B. G. Teubner. 8. S. 155—308. Geb. 2,30 ℳ.

Diese Neubearbeitung habe ich WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 920—927 eingehend besprochen und festgestellt, daß Heraeus zwar manche Erklärungen seiner Vorgänger, z. T. im Anschluß an Nipperdey, geändert,

im ganzen aber dem Kommentar gegenüber eine schonende Zurückhaltung bewiesen hat. Der neue Text dagegen stellt eine durchaus selbständige Rezension dar, die, da sie konservativen Grundsätzen folgt, der Textgestaltung in Halm[5] bedeutend näher kommt als der in Halm[4]. Die etwa 20 Abweichungen von Halm[5] habe ich einzeln besprochen. Es sind z. T. sehr schwierige Stellen, über die ein abschließendes Urteil nicht leicht zu gewinnen ist. Wo es möglich erschien, habe ich die von mir gewählte Lesart als die bessere zu erweisen versucht und auch einigen Erklärungen meine abweichende Auffassung gegenübergestellt.

Anzeigen älterer Ausgaben

4) Ammon, Übersetzung der Germania (JB. XXXX S. 70): Berl. phil. WS. 1915 Sp. 1433—1437 von Ed. Wolff.

'Während Einleitung und Kommentar in bezug auf Sichtung und Verarbeitung noch manches zu wünschen übrig lassen, stellt sich dagegen die Übersetzung als eine hervorragende, wohldurchdachte und abgerundete Leistung dar.' Dieses Urteil deckt sich mit dem meinigen; auch die von Wolff bezeichneten Fälle, wo der von Ammon gewählte Ausdruck minder angemessen ist, sind z. T. die selben, die ich als solche angeführt habe.

5) Tacitus Annalen von Halm-Andresen. I. 5. Auflage (JB. XXXX S. 73): Museum 23 S. 37 von P. J. Enk (lobend, doch verteidigt Enk *quam ab uno regeretur* I 9 ohne *ut* — hiergegen vgl. XIII 25 *non aliud remedium repertum est, quam ut histriones Italia pellerentur* und lex. Tac. S. 1246a — empfiehlt IV 49 die Streichung von *eque* nach Novák als Dittographie von *aeque* und XIV 8 von *ut* nach *pernotuit* nach Urlichs; XIV 53 habe Prammer mit *magis* ⟨*magisque*⟩ das Richtige getroffen. Enk vermißt ferner in meinem Apparat die Angabe, daß Mendoza II 30 die Worte *scilicet . . . quaereretur* als Interpolation gestrichen und daß J. J. Hartman XVI 22 *quid Thrasea novi fecerit* konjiziert hat. Überhaupt könne der Apparat etwas reichhaltiger sein und mehr Angaben über die Orte enthalten, wo die verzeichneten Konjekturen veröffentlicht worden sind), ferner WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 628—639 und 778—789 von E. Wolff, der inzwischen leider gestorben ist. Ich berichte über diese Anzeige ausführlich, nicht, weil sie durchweg anerkennend lautet, sondern weil das Urteil eines Kenners über eine Ausgabe, die auf Jahre hinaus den am weitesten verbreiteten Text der Annalen darzubieten bestimmt ist, gehört zu werden verdient. In bezug auf die Orthographie, in der ich mich der vielfach wechselnden Schreibweise der Handschriften angepaßt habe, hält Wolff mein Verfahren vom textkritischen Gesichtspunkt aus für zweckmäßig. Die Form mancher Eigennamen sei in der neuen Auflage richtiggestellt (doch sei der Wechsel zwischen *Polio* und *Pollio* sogar in dem selben Kapitel II 86 zu mißbilligen), die Interpunktionszeichen seien gleichmäßiger und folgerichtiger angewendet.

Die Änderungen des Halmschen Textes finden in der überwiegenden Mehrzahl Wolffs Zustimmung; er meint aber, daß ich in dem Bestreben

nicht ohne Not von der handschriftlichen Lesart abzuweichen, noch weiter hätte gehen können, als ich gegangen bin. Ich zähle die Stellen auf, die Wolff, abweichend von mir, für richtig überliefert hält, und schalte, ausgenommen die Stellen, über die ich mich schon früher eingehend geäußert habe, eine Gegenbemerkung ein: I 49, 5 *cetera,* 60, 3 *veteri,* 70, 18 *circumsidet,* II 13, 5 *eundem animum,* 14, 2 *sacri* (*sacrum* in dem Sinne von *hostia* ist ohne Beispiel), 46, 5 *vacuas* (nach Wolff = *vacuas curis,* wie es XII 5 und H. II 90 heißt, 'sorglos'; aber weder Agr. 37 noch H. I 80, 5. IV 17, 26. V 1, 15 ist *vacuus* = 'sorglos', sondern = non occupatus), 52, 18 *vincerentur,* 53, 1 *tertio,* 54, 17 *exitium,* III 29, 16 *ultra,* 49, 6 *legerat* (die beiden von Nipperdey erhobenen Bedenken gegen *legerat* hat Wolff, wie mir scheint, nicht widerlegt, und der XIV 48 erzählte Fall liegt anders, weil dort nicht von einem Aufschub der Veröffentlichung die Rede ist), IV 50, 4 *quamvis,* 50, 11 *properum finem,* V 10, 10 *inanium,* XII 45, 11 *at nobis . . . gnara est,* XIV 2, 4 *offerret* ohne *se.*

Umgekehrt hält Wolff an einigen Stellen die Überlieferung, an der ich festgehalten habe, für verderbt. Er empfiehlt II 8, 7 *[Amisiae]* nach Nipperdey, IV 14, 8 *incluserant* nach Madvig (VI 21, 7 *isdem rupibus inductus* liege ein Ablativ vor), 20, 9 ⟨*ut*⟩ *temporibus illis* nach C. F. W. Müller und XI 17, 9 *magno* ⟨*ut*⟩ *inter barbaros proelio* nach Lipsius, IV 73, 5 *digressis* nach Beroaldus, XI 9, 10 *faciunt* nach Lipsius, 10, 20 *potitusque regia,* 10, 22 *remitti* nach Hartman (die Parther bitten den Kaiser, ihnen den Meherdates zu 'überlassen'; das ist *permittere,* nicht 'zulassen'), XIII 48, 2 *ordo plebsque,* 57, 18 *residentibus* (ich erkläre: solange die Flammen vorwärts schritten, wagten sich die Landleute nicht heran, aus Furcht, von den Flammen ergriffen zu werden; erst als sie stillstanden, *resistentibus,* wagten sie dies), XIV 30, 3 *disiectis* nach Prammer, 53, 11 *plurimis,* XV 45, 10 *imbuerat* nach Lipsius (vielleicht richtig). XI 38, 13 konjiziert Wolff *funesta quidem et ex quis,* da ihm *honesta* weder für die Bestrafung der Messalina und ihrer Genossen, noch für die Auszeichnung des Narcissus recht zutreffend erscheint, XI 26, 15 *prodigiosos.*

Eine dritte Reihe bilden die Stellen, wo Wolff eine andere Emendation als die von mir gewählte empfiehlt. Statt des überlieferten *ad* sei nicht bloß I 33, 9 (wo *d* im im Med. getilgt ist), sondern auch I 19, 12. II 62, 11. VI 3, 15. 29, 19 *a,* nicht *ab* herzustellen. I 10, 21 sei *Q. Ventidii* (Ehwald) die wahrscheinlichste Herstellung, 15, 12 *annua* (Beroaldus), 28, 4 *quae agerent,* 59, 15 *hostium* (Nipperdey), II 8, 8 *subvexit* ⟨*aut*⟩ *transposuit* (Wurm), XI 7, 16 ⟨*statuit*⟩ *modum* (Orelli), 28, 3 *cubiculum principis insultaverit* (Bipontini), 33, 8 *poscit sumitque* (Wolff: 'der allmächtige Minister verlangt und nimmt, ohne Umstände, seinen Platz im Reisewagen'; wer seinen Platz 'nimmt', braucht ihn, scheint mir, nicht erst zu verlangen), 35, 12 ⟨*ea*⟩ *cupido maturae necis fuit* nach F. Walter (dieser Gedanke ist bereits in *eadem constantia,* da sich *eadem* auf *precatus ut mors acceleraretur* zurückbezieht, enthalten), XI! 1, 5 *dignam* (daß das *m* von späterer Hand herrührt, halte ich für unzweifelhaft), 36, 11 *phalerae* ⟨*cum*⟩ *torquibus* (Ritter), 67, 2 *delectabili*

boleto nach Wurm (mein Vorschlag *delectabili cibo* ist aus dem Bestreben entstanden, die Entstehung der handschriftlichen Lesart *delectabili cibo leto* durch die Annahme erklärlich zu machen, daß ein Leser, der den Sueton kannte, *boleto* über *cibo* hinzugeschrieben hatte), XIII 34, 17 *illuc magis [ad servitium]* nach Hartman (diese Streichung halte ich wegen des offenbaren Gegensatzes zu *libertate ignota* für bedenklich), 35, 3 *munia* ⟨*belli*⟩ oder ⟨*militiae*⟩, wenn man mir in der Streichung von *Romanorum* folge, 47, 9 *fatoque vitatas* nach Novák (wohl möglich), 57, 12 *cuncta [victa]* nach Becher (Danesius *cuncta viva,* was dadurch empfohlen wird, daß, wie *occidioni dantur* zeigt, nur von lebenden Wesen die Rede ist; die zweite Silbe von *viva* ist durch Angleichung an *cuncta* entstellt), XIV 7, 7 *quos expertes . . . incertum an et ignaros* nach J. Müller (eine dunkle Stelle), 54, 1 *et tu . . . et ego* nach der Vulgata (für Weidners Herstellung *tu . . . ego* habe ich mich mit Rücksicht auf solche Stellen entschieden, wo, wie hier, auf *uterque* eine Teilung folgt, z. B. H. V 15, 11 *eius proelii eventus utrumque ducem erexit*: *Civilis . . . Cerialis . . ., Germani . . . Romani,* Agr. 26, 11 *utroque exercitu certante, his . . . illis,* H. I 75, 4. IV 34, 1. Germ. 22, 14. Ann. I 55, 6. Liv. XXVII 14, 2), XV 14, 5 *posthac a Paeto* und 17, 11 *a Vologese* (beides wohl möglich), 58, 10 *iactus tantum erga coniuratos et fortuitus sermo* (da *sed* vor *fortuitus* überliefert ist, suche ich im vorhergehenden in Verbindung mit *non tantum* einen Ausdruck, der eine engere und dauerndere Beziehung zu den Angeklagten bezeichnet). Gegen meine Konjektur *parari iubet idque eundem Milichum monet* XV 54, 12 erhebt W. den Einwand der Tautologie. Der selbe Einwand könnte gegen die unmittelbar vorhergehenden Worte *iussit . . . mandavit* erhoben werden. Warum hat Tacitus diese Umständlichkeit des Ausdrucks beidemal nicht gemieden? Warum hat er beidemal den Inhalt des Befehls von der Person, der der Befehl gegeben wird, getrennt? Weil der Inhalt der Befehle zwar an sich geeignet war, Verdacht zu erregen, aber vielleicht doch nicht zu einer Katastrophe geführt haben würde, wenn sie nicht beide der selben Person erteilt worden wären.

Schließlich nennt Wolff eine Anzahl von mir herrührender, jedoch nur im Apparat erwähnter Emendationsvorschläge als solche, die es verdienen, in den Text aufgenommen zu werden: VI 14, 8 *sane repertus,* VI 26, 1 *continuus principi comes, divini* eqs., XII 2, 4 *oculis,* 12, 10 ⟨*mentes*⟩ *barbarorum impetu acres,* 22, 4 *oraculum,* 37, 16 *parti olim,* 60, 7 *magistratus* ⟨*populi*⟩ *Romani,* XIII 6, 12 *multa rerum experientia,* 39, 15 *ducit,* XIV 24, 5 *eadem pluraque cum,* 32, 4 *nocturnosque,* 36, 6 *paucos* ⟨*esse*⟩. Ebenso urteilt er über folgende Konjekturen anderer: I 10, 22 *gravior* Lipsius, 30, 6 ⟨*non*⟩ *congregari* Ritter, 40, 6 *omnis humani* ⟨*ac divini*⟩ *iuris* W. Heraeus oder *omnis humani* ⟨*divinique*⟩ *iuris* Prammer, II 31, 4 *exsuscitatus* Cornelissen, III 25, 2 *intendendis* Hartman, VI 9, 14 *atque idem* Nipperdey, XII 37, 10 *sequetur* Lipsius, 45, 16 *scelere et pecunia mutarentur* Victorius, 46, 8 *commeatus* Halm, XIII 39, 30 *tutioribus vadis* Cornelissen, XIV 12, 12 *multos postea annos* Greef.

S. 321 im Apparat ist das Komma nach *inquit* kein Druckfehler;

denn in der von Halm versuchten Ergänzung der Lücke ist *Nero* nicht Nominativ, sondern Vokativ: Nero redet sich selbst an.

6) Dialogus[2] von Gudeman (JB. XXXXI 146): Berl. phil. WS. 1915 Sp. 1171—1183 von C. John. Auch diese Anzeige verdient eine genauere Kenntnisnahme; die eindringende Kritik, die vielseitigen Erwägungen, die sie enthält, entsprechen dem Rufe des in der Tacitusliteratur rühmlichst bekannten Verfassers. Nach Johns Urteil sind die Prolegomena immer noch der wertvollste Bestandteil der Ausgabe. Er nimmt das sog. Langesche Argument gegen Gudemans Widerlegungsversuch in Schutz, teilt aber dessen Ansicht, daß der Dialog eine Jugendschrift des Tacitus sei, und findet, daß G. die Lückenfrage in überzeugender Weise geklärt habe. Auch der etwas erweiterte Abschnitt über die literarischen Quellen der Schrift und die Erörterungen über Gedankengang, Kompositionstechnik und Gesprächsteilnehmer werden von John anerkannt; er bemerkt hierzu, daß diese allgemeinen Erörterungen überzeugender wirken als die überkritische Schärfe, mit der im Kommentar vielfach über Inhalt und Ordnung des Gesprächs im einzelnen geurteilt wird. In der Besprechung des Abschnitts über das Gesprächsdatum folgt er meiner Auffassung der Worte *positio caeli siderumque, quae cum maxime est* c. 16, bei denen Tacitus nicht an die Konstellation seiner, sondern der jeweiligen Gegenwart gedacht hat. Der grammatisch-stilistische Abschnitt wäre einer gründlichen Durchsicht und Umarbeitung bedürftig gewesen; die Erörterung über die Handschriften führe zu keinem andern Ergebnis, als daß die Handschriftenklasse an sich auch künftig für die Textkritik des Dialogs nicht von entscheidender Bedeutung sein werde.

In der Besprechung der Textgestaltung tadelt John die Lesarten 32, 24 *id se non rhetorum, sed Academiae spatiis consecutum,* 6, 22 *nam ingenio,* 27, 11 *qua* (statt *a qua*), 41, 19 *vitas ac vestra tempora,* 32, 2 *primum autem* (nach Gudeman begründend, wie auch *tamen* 41, 8). 18, 2 sei *eandem* nicht gleich *eam,* 10, 4 sei *rarissimarum* aus der Glosse *rarissime* und vielleicht dem Textwort *harum* entstanden; 11, 9 sei die Verbindung von *potentiam* mit *in Neronem* unmöglich, 25, 8 die Überlieferung *si cominus fatetur* (Halm richtig *quominus fatear*) ohne sachliche und sprachliche Künstelei nicht aufrecht zu erhalten. John erklärt ferner die Worte *quamquam alia diu serantur* 6, 23 für intakt, ebenso 14, 12 *et sermo ipse,* und glaubt icht an die von Gudeman entdeckten Glosseme 17, 23. 34, 18. 29, 8. Dagegen billigt er die Streichung von *et* 5, 10 und die Verwandlung von *apud eos* 5, 11 (das durch die Erinnerung an 5, 3 entstanden, aber nicht zu streichen sei) in *apud nos* und die Widerholung der Worte *ita est* 30, 20. Von anderen Vermutungen Gudemans hält er nur *recens* ⟨*est*⟩ 12, 8 für möglich.

Daß der kritische Apparat Gudemans der Zuverlässigkeit entbehrt, hat auch John erkannt. Der Kommentar sei zwar zu einem unerschöpflichen Stapelplatz des der sachlichen und sprachlichen Erklärung dienenden Wissensstoffes geworden, aber in den sprachgeschichtlichen und sprachstatistischen Angaben zeige sich oft eine Mikrologie, die

weder die lexikalischen und exegetischen Bestrebungen der Neuzeit, noch die Schätzung unserer Wissenschaft fördere. Schlimmer noch sei die Unzuverlässigkeit der meisten Feststellungen, wie u. a. an den Bemerkungen Gudemans über den adverbialen Gebrauch von *quamvis* S. 386 gezeigt wird; und daß die lexikalischen Hilfsmittel der Wort- und Sinnerklärung nicht überall nützlich gewesen sind, sehe man an Gudemans Auffassung von *legatur* 38, 12 und *et causis et iudiciis* 34, 13. Andererseits sei anzuerkennen, daß die bedeutende Erweiterung des sprachgeschichtlichen und literarischen Gesichtsfeldes, die dem Verfasser geboten war, der Erklärung mannigfach zugute gekommen ist, z. B. dem Nachweis, daß *citra damnum affectus* 27, 8 'unbeschadet der freundschaftlichen Gesinnung' bedeutet.

Am wenigsten befriedige auch jetzt noch die grammatische Erklärung. John notiert auf diesem Gebiete z. T. die selben Fehler, die ich hervorgehoben habe. Er schließt mit dem Gesamturteil: 'Wenn das Werk sich auch zu vertrauensvollem Gebrauch noch immer nicht eignet, so bleibt doch seine vermehrte Reichhaltigkeit, die Zusammenfassung und kritische Verarbeitung der zugewachsenen Literatur und seine grundlegende Bedeutung für die künftige Dialogusforschung unbestreitbar'.

Andere Anzeigen der Ausgabe Gudemans: Hum. Gymn. 26 S. 52 von E. G(rünwald) ('für Studierende der Philologie zur Einführung in die Wissenschaft geeignet'), Museum 22 S. 261 von J. W. Beck, Bayer. Bl. 51 S. 355 von F. Walter, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 735—758 und 883—892 von R. Dienel. Beck findet nur in der Berufung auf die Eumeniusstelle einen von den ganz wenigen schwachen Beweismitteln des Buches und konjiziert c. 8 *non minus esse* ⟨*in ore hominum*⟩ *in extremis partibus* und c. 16 *sed iam et eodem mense extitisse*. Walter verteidigt das überlieferte *recedendum* 9, 32 und *adligati cum adulatione* 13, 15 'mit der Schmeichelei verkettet'; 8, 13 vermutet er *et angustiae re*⟨*rum*⟩ *p*⟨*riva*⟩*t*⟨*ar*⟩*um* 'beschränkte häusliche Verhältnisse'. Dienel erörtert die Frage der Abfassungszeit, mit dem Ergebnis, 'daß Tacitus den Dialog nach Domitian sowohl mit Beziehung auf Quintilians Institutio als auch auf den Standpunkt seiner geplanten Werke geschrieben habe'. Die Berührungen zwischen Quintilian und dem Dialog seien dahin zu deuten, daß der Dialog auf Quintilian, nicht Quintilian auf den Dialog Bezug nehme; über diese Berührungen vgl. Dienels ausführliche Darlegungen in den Wiener Studien 1915 Heft 2 S. 239—271, deren Ergebnis lautet: 'Der Dialog des Tacitus ist nach der Institutio Quintilians und zum Zweck deren Widerlegung zu einer Zeit geschrieben, wo Tacitus sich der Geschichtschreibung zuwandte und seine prinzipiellen Anschauungen über Fragen, die das Werk Quintilians neu zur Diskussion gestellt hatte, in einer eigenen Monographie behandeln wollte, um nicht das Gefüge seines großen Geschichtswerks damit belasten zu müssen.'

Von dem 'jugendlichen' Optimismus, den Gudeman im Dialog finden will, sieht Dienel kaum eine Spur; den programmatischen Charakter des Dialogs leugne Gudeman mit Unrecht. Gegen seine Datierung spreche ferner eine unbefangene Deutung des Ausdrucks *iuvenis admodum;* auch die Frage, ob der Dialog nach Domitian aktuell war, entscheide sich gegen

ihn, und durch den Nachweis, daß Gudemans Lehre von der literarisch charakterisierenden Bedeutung des Adjektivs *iucundus* irrig sei, entfalle der Versuch Gudemans, den Saleius Bassus von Quintilian als Epiker, von Tacitus als Lyriker bezeichnen zu lassen, um, darauf gestützt, die Priorität des Dialogs zu erweisen. Über diesen letzteren Punkt hat sich Reitzenstein (s. unten) in ähnlicher Weise geäußert.

Im Laufe dieser Erörterungen handelt Dienel auch über die Richtung, die Secundus im Dialog vertritt. Es gehe nicht an, ihm c. 36 bis 40, 7 zuzuweisen; vielmehr gehöre der ganze Abschnitt 36—41 dem Maternus. In der Lücke vor c. 36 könne Secundus gesprochen haben, und zwar in Quintilians Weise über die rein formale Seite der Frage. Mit Recht wird von Dienel Gudemans Berufung auf die Zensorinstelle abgewiesen und der von Gudeman geleugnete Sieg des von Maternus vertretenen sittlichen Prinzips betont. Über den Umfang der Lücke c. 36 sei die Angabe der Handschriften glaubwürdiger als die Decembrios. Zu der Quellenfrage bemerkt Dienel, daß von der erziehlichen Aufgabe der Mutter bei Quintilian im Gegensatze zu Chrysipp und dem Dialog gar nicht die Rede ist und daß somit der Dialog die von Quintilian für seine rhetorischen Zwecke umgemodelte Darstellung der Quelle in ihrer Reinheit wider herstellt. Den Kommentar Gudemans bezeichnet Dienel als eine Quelle des Wissens und der Erkenntnis selbst da, wo er Widerspruch hervorrufe. Den Schluß der Anzeige bildet eine Antwort auf Gudemans Kritik von Dienels Dialogusausgabe Berl. ph. WS. 1909 Sp. 1025 ff.

7) Fritsch, Germania (JB. XXXXI 157): Bayer. Bl. 51 S. 310 von W. ('brauchbar'), Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 598—599 von R. Bitschofsky, der ein paar Versehen notiert, z. T. die selben, die mir aufgefallen waren, Mon. f. d. höh. Schulen XV S. 39 von H. Bernhardt (in der Gliederung des Textes sei zuviel geschehen).

8) Wolff, Hist. I, II² (JB. XXXXI 158): Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 29—31 von J. Golling sen. (bringt als Ergänzung zu Wolffs Kommentar einige Parallelen zum Sprachgebrauch), Berl. ph. WS. 1915 Sp. 332 von R. Bitschofsky, Museum 22 S. 317 von W. Werff, DLZ. 1916 S. 244—245 von O. Wackermann, Württ. Korr. 22 S. 382 von J. Dürr, Bayer. Bl. 51 S. 232 von F. Walter. Letzterer vermutet II 38, 17 *nunc ad rerum ordinem veniund⟨um⟩*. Der Vorschlag geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß *venio,* das von der Hand des Schreibers des Med. aus *veniunt* korrigiert ist, das Erzeugnis einer späteren Hand sei. Für die Vertauschung der ersten Person eines Verbums mit der dem Gesichtskreis des Schreibers näher liegenden dritten Person, verbunden mit sofortiger Korrektur, gibt es im zweiten Mediceus noch andere Beispiele. I 71, 9 schreibt Walter *nec Otho quasi ignosceret, sed ne hostes metu ⟨terr⟩eret, conciliationes adhibens* 'und Otho, der nicht etwa aus Versöhnlichkeit, sondern um die Feinde nicht (von der Unterwerfung) abzuschrecken, Beweise seines Entgegenkommens gab'. Es ist zu bedauern, daß ihm die Schönheit der Emendation von Nipperdey und Heraeus *sed deos testes mutuae reconciliationis adhibens* nicht auf-

gegangen ist; sie hat die Stelle endgültig geheilt und macht die Frage, wie weit der von Walter vorausgesetzte Gebrauch von *hostes, conciliationes* und *adhibere* zulässig sei, überflüssig.

9) Nipperdey-Andresen, Ann. I—VI. 11. Aufl. (JB. XXXXI 161): WS. f. kl. Phil. 1916 S. 222—230 von E. Wolff.

Wolff verzeichnet die Umgestaltungen und Zusätze in der Einleitung und im Kommentar. Die Bemerkungen, mit denen er den Kommentar zu ergänzen vorschlägt, werde ich, wenn ich Gelegenheit dazu finde, dankbar benutzen, z. B. die Bemerkung über *plures per provincias* II 62 und III 33, über *secreti eius* II 39 ('seines Geheimnisses', nicht 'seines Versteckes'), über *ne quo adfectu perrumperetur* III 15 verglichen mit IV 40 *qui te invitum perrumpunt,* über *praecipuus* mit einem Genetiv der Beziehung VI 4. Nicht überzeugend ist für mich die alte von Wolff empfohlene Konjektur *sexagenis singulos* I 32, die Deutung von *quies* I 65 als 'Traum' und Wolffs Vermutung *ab ulterioribus* II 24. Tacitus rechnet nicht von der Nordsee, sondern vom römischen Standpunkt, d. h. vom Niederrhein, aus; daher sind ihm die ostwärts (und nordostwärts) der Angrivarier wohnenden Stämme *interiores*.

II. Tacitus als Schriftsteller

10) A. Stein, Tacitus als Geschichtsquelle. N. Jahrb. Bd. 35 Heft 6.
F. Kubiček, S. J., Quomodo Tacitus in Annalibus et Historiis componendis senatus actis usus sit. Progr. des erzbischöflichen Gymnasiums zu Prag 1915.

Steins Abhandlung, die als Habilitationsvorlesung vor der philosophischen Fakultät der deutschen Universität zu Prag entstanden ist, enthält kaum einen neuen Gesichtspunkt. Er handelt zuerst über die Schranken, die sich der Glaubwürdigkeit des Tacitus entgegenstellen: die stark subjektive Färbung seiner Darstellung, seinen Pessimismus, seine aristokratische Voreingenommenheit, seine Verachtung fremden Volkstums (das germanische ausgenommen) und seine politischen Anschauungen. Aber soweit ein Historiker überhaupt objektiv sein kann, habe Tacitus sich bemüht, es zu sein; freilich sei ihm dies nicht immer gelungen. Sein Interesse beschränke sich auf Senat, Kaiser und Reichskriege (aber die Einzelheiten der Kriegführung schildere er unzureichend); er verschließe seinen Blick vor den Schicksalen der Provinzialen; auch werde die Auswahl des Stoffes für ihn dadurch bestimmt, daß er fortwährend darauf aus ist, Stimmungen und Seelenvorgänge zu schildern. Um eine wirkliche Reichsgeschichte zu schreiben, sei er nicht vorurteilsfrei genug gewesen. — Das Einquellenprinzip sei zu verwerfen. Annalen und Historien beruhen auf umfassenden Quellenstudien, die Protokolle des Senats habe Tacitus in ausgedehntestem Umfange ausgebeutet und auch den Dichter Albinovanus Pedo unter seine Quellen aufgenommen (die beiden zuletzt genannten Vermutungen hat Stein bereits 1901 und 1904 vertreten, s. JB. XXVIII 279. XXX 326). Plutarch, Sueton und Dio hätten wahrscheinlich aus Tacitus geschöpft. Stein schließt mit einer Schilderung des Stiles des Tacitus und einer Betrachtung über seine Abweichungen von der annalistischen Anordnung.

Für jeden Leser der Annalen sind die Acta senatus als Quelle deutlich erkennbar. Es fragt sich nur, ob diese Quelle für Tacitus eine direkte oder eine indirekte gewesen ist, d. h. ob er die Acta vor sich gehabt oder seine Vorgänger in der Geschichtschreibung ausgebeutet hat, die ihrerseits ihren Stoff vorwiegend den Acta entnommen hatten. In dieser Alternative erkennt auch Kubiček das Caput quaestionis. Die von beiden Parteien, deren Führer auf der einen Seite Peter, Stein und Groag, auf der anderen Mommsen, Nipperdey und Fabia sind, vorgebrachten Gründe findet er gleich schwerwiegend, erklärt aber schließlich, daß Tacitus die offizielle Quelle hier und da zur Ergänzung seiner schriftstellerischen Quellen herangezogen zu haben scheine. Vgl. meine ausführliche Anzeige WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 123—130, an deren Schluß ich zu zeigen versucht habe, daß die Annahme, Tacitus habe widerholt oder gar gewohnheitsmäßig aus den Acta senatus geschöpft, unberechtigt ist, da der einzige Fall, wo er sich auf sie als von ihm eingesehen beruft (Ann. XV 74), ebenso wie das gleichfalls vereinzelte Zitat aus den Acta diurna (Ann. III 3) ein Ausnahmefall ist, der in dem Zusammenhang der Stelle seine Begründung findet.

11) W. Weber, Eine Gerichtsverhandlung vor Kaiser Trajan. Hermes 50, Heft 1.

Verf. bespricht den Inhalt des Papyrus Oxy. 1242, in dem von einem Wunder des Sarapis die Rede ist, und äußert S. 71 die Vermutung, daß Tacitus sein Wissen von Sarapis (H. IV 81 ff.) Traktaten von der Art dieses Papyrus verdanke. Er schrieb in der Zeit jener Gerichtsverhandlung und beruft sich zur Beglaubigung seiner Erzählung von den Wundertaten Vespasians auf Augenzeugen *(qui interfuere)*.

12) Max Radin, The Jews among the Greeks and Romans. Philadelphia 1915.

Radin äußert sich S. 170 und 405 über die Quellen, aus denen Tacitus' Nachrichten über die Juden H. V 2 ff. stammen. Zu diesen gehören nach seiner Meinung Manetho und Apion. Aus letzterem stamme insbesondere die Erzählung von dem Bilde des Esels V 4, das die Juden *penetrali sacravere*; doch vermeide Tacitus absichtlich die Behauptung, daß dieses Bild verehrt worden sei, um nicht mit dem, was er im folgenden Kapitel über die Gottesverehrung der Juden sagt, in Konflikt zu geraten. — Ferner erörtert Radin S. 307 ff. den Inhalt und Umfang des senatusconsultum *de sacris Aegyptiis Iudaicisque pellendis* Ann. II 85. Es handle sich nicht um eine allgemeine Vertreibung der Juden; die *quattuor milia libertini generis* in militärischem Alter, die nach Sardinien geschafft wurden, seien nicht alle Juden von Geburt, sondern zum größten Teil Freigelassene anderer Nationalität gewesen, die sich zum Judentum bekehrt hatten.

13) G. Rosenthal, Tacitus Germania, auch eine deutsche Rede in schwerer Zeit. Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 29 S. 410—417.

R. zeigt, wie das, was wir oft in dem Büchlein des römischen Geschichtschreibers von Deutschlands Urzeit gelesen haben, unter der

Berührung mit der heutigen Zeit neue Kraft weckt in den Herzen derer, die in unsern Tagen bei ihm Einkehr halten. Besonders wirksam ist Kap. 33, aus dem die bange Sorge des Römers spricht, daß das germanische Volk einmal einig werden könnte: noch nie ist Deutschland überwunden worden, wenn es einig war.

14) F. Pfister, Berl. ph. WS. 1915 Sp. 752ff. vergleicht in einer Rezension von Lejeune-Dirichlet, De veterum macarismis die Technik des Xenophontischen Agesilaos und die des Taciteischen Agricola in bezug auf die in den Makarismen beider Schriften ausgesprochenen Gedanken, wie sie die Befolgung der Vorschriften der rhetorischen Technik an die Hand gab.

15) E. Slijper, Berl. ph. WS. 1915 Sp. 864 vergleicht Tac. Ann. XIII 35 mit Xen. Anab. IV 5, wo es von Armenien heißt: *καὶ ἄνεμος βορρᾶς ἐναντίος ἔπνει παντάπασιν ἀποκάων πάντα καὶ πηγνὺς τοὺς ἀνθρώπους,* indem er behauptet, Tacitus gebe durch *ambusti multorum artus* das Xenophontische *ἀποκάων πάντα* und *πηγνὺς τοὺς ἀνθρώπους* durch *praeriguisse manus* wider. Die Übereinstimmung reicht, wie mir scheint, für die Annahme einer Entlehnung nicht aus.

16) R. Klaiber, Die Beziehungen des Rednerdialogs von Tacitus zu Ciceros rhetorischen Schriften. I. Teil. Programm Bamberg K. Altes Gymnasium 1914. 113 S. 8.

Anknüpfend an die in den Ausgaben des Dialogs (unter denen Verfasser die neue Auflage von Gudemans Dialogus nicht mehr hat benutzen können) und in den Schriften Weinkauffs und Kleibers (JB. VIII 387, XI 34) gegebenen Sammlungen ciceronischer Parallelstellen zum Taciteischen Dialog liefert Verfasser in dem vorliegenden ersten Teil seiner Arbeit ein möglichst umfassendes Verzeichnis solcher Parallelstellen aus Ciceros rhetorischen Schriften, geordnet nach der Übereinstimmung in der Komposition (d. i. in der dialogischen Anlage), im Inhalt und in der Form (d. i. in den einzelnen Redewendungen). Beweisend für die Nachahmung ist in höherem Grade das erste Kapitel (S. 5—14) als die beiden folgenden (S. 14—61 und 61—113), in welchen das Streben nach Vollständigkeit der Sammlungen und das Bemühen, das früher von andern zusammengetragene Material zu bereichern, den Verfasser bestimmt hat, in das wirklich Charakteristische vieles Belanglose einzufügen.

Der zweite Teil wird untersuchen, welche Schlüsse sich aus der bewiesenen Übereinstimmung hinsichtlich des Zweckes des Taciteischen Dialogs ziehen lassen, was Tacitus selbst von der Beredsamkeit gehalten hat und welche Stellen des Dialogs als sein eigenes Bekenntnis anzusehen sind.

17) Richard Reitzenstein, Bemerkungen zu den kleinen Schriften des Tacitus I, II. Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse 1914. S. 173—276.

Zwei Abschnitte dieser 'Bemerkungen' handeln über die Entwicklung der politischen Anschauungen des Tacitus und über die Interpre-

tation des 33. Kapitels der Germania. Über diese Abschnitte habe ich bereits WS. f. klass. Phil. 1915 Sp. 747—758 eingehend berichtet. Die übrigen haben einen höchst mannigfachen Inhalt.

Einen breiten Raum nimmt die fast durchweg wohlbegründete Polemik gegen Gudeman ein. Die äußere Beglaubigung des Dialogus ist, wie zunächst gezeigt wird, durch Jacobs' Entdeckung (s. JB. XXXX 78) wider zweifelhaft geworden. Jacobs habe die Alternative klar und richtig formuliert: entweder habe der Hersfelder Mönch bei der Abfassung des Inventars den Autornamen übersehen oder vergessen, oder Henoch von Ascoli (oder sonst ein früherer Besitzer des Kodex) habe ihn in der Zwischenzeit hinzugefügt. Die Eumeniusstelle, auf die Gudeman sich beruft (s. JB. XXXX 79), habe mit der von Gudeman zu ihr in Beziehung gesetzten Dialogusstelle nichts zu tun. Sein Mißverständnis bestehe darin, daß er die Worte des Eumenius *hic plerumque velut sudibus et saxis dimicatur* auf die rhetorischen Vorübungen statt auf die Gerichtsrede bezieht. Auch über das Langesche Argument urteile er nicht richtig; denn nichts hindere uns, die Worte des Plinius ep. IX 10 *itaque poemata quiescunt, quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas* auf eine Schrift des Tacitus zu beziehen. Ferner werde die Behauptung, daß Tacitus nicht gleichzeitig für den Klassizismus und dagegen habe auftreten können, von Tacitus selber dadurch widerlegt, daß er in den letzten Kapiteln des Agricola, die einer Consolatio gleichen, um, wie inhaltlich, so auch in der schriftstellerischen Form kein Reizmittel der Variatio unversucht zu lassen, sich bewußt an das ciceronische Vorbild anschließt. Die Argumente, die Gudeman gesammelt hat, um die Annahme, daß der Dialog unter Titus geschrieben sei, zu stützen, weist Reitzenstein eins nach dem andern zurück[1]) und warnt endlich vor den Gefahren einer mechanischen oder leichtfertigen Benutzung der lexikalischen Hilfsmittel, Gefahren, denen Gudeman nicht entgangen sei, wie an seinen Ausführungen über *cura* = *liber* in mustergültiger Weise gezeigt wird.

Unrecht hat Reitzenstein meines Erachtens in seiner Bekämpfung von Gudemans Auffassung der mit *securus sit* Kap. 5 beginnenden Erklärungen Apers. Er liest *quatenus arbitrum litis huius inveni* und behauptet, wer in diese Worte eine Negation einschiebe *(non invenimus* oder *inveniri non licuit* oder *invenire non contigit),* mache den Satz direkt sinnlos. Dadurch, daß Aper die Begründung der ablehnenden Antwort des Secundus nicht anerkenne, nehme er den Secundus als Richter an. Mir scheint es an und für sich undenkbar, daß, wenn in einem Rechtsstreit der zum Schiedsrichter Vorgeschlagene ablehnt, weil er sich befangen fühle, diese Motivierung der Ablehnung von einem Prozeßbeteiligten als nicht zu Recht bestehend erklärt wird, und Apers

[1]) Gegen die Annahme, daß der Dialog unter einem flavischen Kaiser verfaßt sei, führt Reitzenstein die auf Vespasian bezügliche Bezeichnung *patientissimus veri* Kap. 8 an, aus der der Leser einen Tadel heraushöre, wie in dem Falle des Galba H. I 49. Ich verstehe nicht, wie es möglich sein sollte, in der Dialogustelle etwas anderes zu finden als das Lob eines Herrschers, der kein Despot war.



Worte *securus sit . . . possit* richten sich ja auch gar nicht gegen die das Richteramt ablehnende Erklärung des Secundus, sondern gegen den Vorschlag, Saleius in die Anklage hineinzuziehen, wodurch die Position des Maternus verbessert werden würde. Wie Reitzenstein die folgenden Worte auffaßt, kann ich nur mit seinen eigenen Worten angeben: 'Aper müßte sagen *et ego enim laetor* (denn auch ich freue mich wie Maternus), aber er hebt gleich begründend hervor, daß die Bedingung, die sich an die Wahl gerade dieses Richters knüpft, für ihn sogar vorteilhaft ist; es wäre ja eine Torheit, wenn er dem Maternus den Ausweg böte, Mitschuldige anzuführen; das läge nur in dessen Vorteil. Daß der Zwischensatz *quatenus . . . inveni* sich einschiebt, erleichtert ihm das schon an sich leichte Anakoluth, das die Rede lebhaft gestaltet.' Der Sinn dieser Worte ist mir nicht klar geworden; ich mache daher keinen Versuch, sie zu widerlegen, erkenne jedoch, daß die Behauptung, wer die Negation einschiebe, mache den Satz sinnlos, nicht zutrifft. Denn der Gedanke, der in dem durch eine Negation ergänzten Kausalsatze liegt, ist dieser: 'weil es nicht gelungen ist, einen Schiedsrichter zu finden, nehme ich, dem das sonst nicht zugestanden hätte, das Recht in Anspruch *(non patiar),* die Kampfbedingungen zu ordnen', wie John richtig sagt. Das *et* aber zwischen *possit* und *ego* ist auszuschalten wie Ann. XIV 54, 2 zwischen *posset* und *ego.*

Reitzenstein fährt fort: Wie die Feldherrenreden im Agricola den Charakter des Werkes, in dem sie stehen, stören und aus seinem Inhalt zum Teil herausfallen, so im Dialogus die ersten Reden des Aper und Maternus, deren Anlaß ein persönlicher sei. Denn die Erwähnung der von Secundus verfaßten Biographie des Julius Africanus lege es nahe, an die Biographie des Agricola zu denken, und der Zweck der ganzen Einlage sei, die eigenen Werke des Tacitus, den wissenschaftlichen Dialog und die Biographie, mit den vergleichsweise genannten Werken des Maternus auf eine Stufe zu stellen; am Schlusse des Dialogus werde ja angedeutet, daß diese Teilgebiete der Beredsamkeit immer noch die Möglichkeit bieten, das Höchste zu erreichen. Das Vorbild aber zu den ersten Reden des Aper und Maternus sei der platonische Phaidros, in welchem sich aus der allgemeinen Einleitung die beiden Kunstreden des Lysias und Sokrates entwickeln und wo auch nach den Kunstreden der Dialog auf ein anderes Thema übergeht. Sokrates schließe seine erste Rede mit einem Hexameter, Maternus mit einem Senar, der in Rivalität mit Platon fühlbar machen wolle, daß die Rede im höchsten Schwung von selbst rhythmisch wird. Man dürfe aus den Reden des Maternus im Dialogus, wie aus der des Agricola im Agricola, auf die Art der *σεμνότης* auch in der praktischen Beredsamkeit des Tacitus schließen.

Beiträge zur Interpretation und Textkritik einzelner Stellen des Dialogus und des Agricola finden sich in Reitzensteins Schrift in großer Zahl. Dial. 1 *vel easdem*: 'in Bestätigung wie Widerspruch gaben die einzelnen Bilder ihres Charakters und ihrer Kunstrichtung (ihres persönlichen Stils: *ingenii*). 5 *apud vos* (nach Lipsius): 'der Schriftsteller denkt an den Vortrag im Auditorium oder vor dem Kreis der Jünglinge, die ihn umgeben; sie sind es, die urteilen sollen', eine seltsame Deutung;

6 liege ein abgekürzter Satz vor, der voll ausgeführt lauten würde: *quamquam alia diu serantur atque elaborentur, alia tamen sponte nascuntur eaque gratiora sunt.* 9 *iucundi* bezeichne nicht eine Gattung von Dichtungen, eine richtige, gegen Gudeman gerichtete Bemerkung, ebenda bezeichne *ingenium,* das nicht mit Lipsius in *genium* zu ändern sei, 'den δαίμων im Menschen' (?), 14 *et sermo iste:* 'schon der *sermo* hätte mir große Freude gemacht; daß es die *oratio* noch viel mehr getan hätte, ist selbstverständlich', 27 *antiqua libertate:* 'die Offenheit im Verkehr von Freunden und in der wissenschaftlichen Debatte', 40 *vocabant* (nicht *vocant*) mit Beziehung auf Cicero. — Agr. 3 *et quamquam* verglichen mit c. 36 und H. II 30; Agr. 30 *nunc terminus Britanniae aperitur* ('sie suchen zu finden'), *atque omne ignotum pro magnifico est:* 'gerade daß wir noch unbekannt sind, gilt den Römern als Ruhmestitel', unter Hinweis auf die Steigerung, die vom *terminus imperii in Britannia* (c. 23) ausgehend zum *terminus ipsius Britanniae* (c. 27) und weiter zum *terminus mundi* (c. 30 *sed nulla iam ultra gens*) führt, eine Steigerung, die Agricola in der Gegenrede durch die Worte *egressi ego veterum legatorum, vos priorum exercituum terminos,* weiter *finem Britanniae . . . . tenemus,* endlich *in ipso terrarum et naturae fine cecidisse* aufnimmt. 32 *metus ac terror est:* zu *est* sei *quo tenentur* hinzuzudenken. 37 *et aliquando etiam victis ira virtusque, postquam silvis appropinquaverunt. Nam* eqs. (ich finde das Nachschleppen des Temporalsatzes unerträglich). 45 *compositus* gesichert durch Ennius *funera fletu faxit,* nicht *comploratus.*

Von den Konjekturen Reitzensteins sind manche recht gefällig, keine ist überzeugend. Sie sind z. T. auch nur exempli causa gegeben. Dial. 7 *si non in alto oritur* (mit Parallelstellen aus Seneka), 8 *quaeque* ⟨*ei et*⟩ *ipsis accumulare et in alios congerere promptum est,* 10 *sentio quid hic responderi possit: ingentes ex his adsensus, haec* eqs. 11 *in Cicerone* st. *in Nerone(m),* eine kecke Konjektur, wie R. selbst gesteht: 'eine Tragödie Cicero konnte für den Günstling Neros vernichtend sein, wenn sie auch nur einen Teil der Vorwürfe, die Cicero in der Vatiniusrede gegen den Günstling Cäsars erhob, widerholte'. 12 ⟨*urbis*⟩ *in strepitu* (warum diese Stellung?), sodann *componuntur: secedit* (ohne *sed*) *animus,* 13 *quandoque* (= quando) *enim fatalis et meus* (= fatalis mihi) *dies veniat* (Potentialis), ⟨*liber et laetus concedam*⟩ *statuarque tumulo* eqs. 14 *non minus* ⟨*saepe*⟩ *probari.* 17 *Asinius paene ad extremum oravit:* 'ist rednerisch tätig gewesen'. — Agr. 10 *unde et in universum fama* ⟨*Romanis nondum sinum Bodotriae*⟩ *transgressis; sed immensum* eqs., 24 *navibus* ⟨*vere*⟩ *primo transgressus:* 'wohin Agricola zieht, ist durch den Zusammenhang klar', 30 *nam et universi coiistis et servitutis expertes,* 33 *ex quo* ⟨*vestra*⟩ *virtute et auspiciis imperii Romani, fide atque opera nostra:* 'nur zwei Glieder mit je einem ἓν διὰ δυοῖν (?), 34 *ruere* ⟨*videbatis*⟩ und *novissimae res extremo metu corpora defixere,* ⟨*non*⟩ *aciem, in his vestigiis, in quibus:* das Relativ gehe auf *corpora* zurück, 38 *unde proximo* ⟨*vere, cum Agricola iam revocatus esset, altero*⟩ *Britanniae latere praelecto omnes* (d. i. Flotte und Heer) *redierunt.* 43 *oblitus. et augebat* (hiergegen

vgl. JB. XXXV 261) und *compertum.* ⟨*malum subitum atque incognitum omnibus*⟩ *affirmare ausim.* 44 *nam sicuti* ⟨*nimiae cuiusdam felicitatis fuisset superstitem*⟩ *durare* eqs. 45 *nos Maurici Rusticique visus* ⟨*afflixit*⟩, *nos* eqs., 46 *admiratione potius te, immortalibus te laudibus et . . .* ⟨*si*⟩*militudine decoremus* (nach dem Ennianischen *decoret*).

Die Reminiszenzen wie aus Cicero und Lukan, so auch aus Cäsar und Sallust werden von Reitzenstein eifrig verfolgt, ebenso die Wiederholungen und Umbildungen von Ausdrücken des Tacitus selber. So vergleicht er *vulgus quoque imperitum et tunicatus hic populus* Dial. 7 mit den entsprechenden Wendungen Agr. 43 und H. I 89; die Worte *mare scrutantur* und *soli omnium* Agr. 30 findet er Germ. 45 wider, wobei er die Frage, ob in der Agricolastelle *omnium* von *soli* oder von *opes atque inopiam* abhängt, unerörtert läßt. Aus dem Vergleich solcher Stellen nach ihrer Eigenart ergibt sich ihm als Reihenfolge der kleinen Schriften Dialogus, Agricola, Germania.

Seecks Hypothese einer zweiten Ausgabe der Historien und einer Fortsetzung des Werkes des Fabius Rusticus wird von Reitzenstein verworfen; Pöhlmann wirft er vor, daß er in seiner Schrift über die Weltanschauung des Tacitus alles durcheinander werfe. Fabias ergänzende Ausführungen, welche die Entwicklungsstufen in Tacitus' Anschauungen darlegen (s. JB. XXXXI 166), scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein.

Den reichen Inhalt von Reitzensteins Schrift habe ich nicht erschöpft; das Wesentlichste jedoch glaube ich widergegeben zu haben.

18) Paul Kegler, Ironie und Sarkasmus bei Tacitus. Erlanger Inauguraldissertation. Borna-Leipzig, Buchdruckerei Robert Noske. 1913. 78 S.

Welche Rolle in den Schriften des Tacitus Ironie und Sarkasmus spielen, weiß jeder Leser; er denkt dabei an Stellen wie Agr. 12 *ego facilius crediderim naturam margaritis deesse quam nobis avaritiam,* H. I 57 *instinctu et impetu et — avaritia,* II 53 *hinc admiratio et plura interrogandi pudor — atque omnium animi in Vitellium inclinavere,* Ann. XI 2 *Messalinae quoque lacrimas excivit, quibus abluendis cubiculo egrediens monet Vitellium, ne elabi reum sineret; ipsa ad perniciem Poppaeae festinat.*

Indem Kegler an eine zusammenfassende Darstellung des Themas herangeht, ist er sich wohlbewußt, wieviel bei der Beurteilung des umfangreichen Materials — er zählt mehr als 600 hierher gehörende Aussprüche, die Tacitus teils von sich aus gibt, teils andern in den Mund legt — von subjektivem Empfinden abhängt. Kein Wunder daher, daß er einigemal in die Irre gegangen ist; z. B. haben keine Berührung mit dem Thema die Worte *quem militari vocabulo Caligulam appellabant* Ann. I 41 (Kegler S. 8 und 69) (denn die Benennung ist aus der Liebe der Soldaten zu dem in ihrer Mitte aufgewachsenen Kinde entstanden), oder Ann. IV 4 *quae tunc Romana copia in armis, qui socii, quanto sit angustius imperitatum* (Kegler S. 42), wo in *angustius* nichts weiter enthalten ist als ein objektiver Bericht.

Nach einer Zusammenstellung der Ausdrücke, mit denen Tacitus selbst gelegentlich einen Ausdruck als sarkastisch oder ironisch charakte-

risiert, und der Fälle, wo die Stimmung, aus der er hervorgegangen ist, angegeben wird, sowie der in verschiedene Gruppen zerfallenden Objekte der ironisch-sarkastischen Geschosse des Tacitus wendet sich Kegler seinem Hauptthema zu, der Untersuchung der Formen und Mittel des Tacitus, ironisch oder sarkastisch zu wirken. Die Disposition ist schwierig: Kegler geht von den Fällen aus, wo Ironie oder Sarkasmus in einem einzelnen Worte liegt (das auffallendste Beispiel in diesem Abschnitt ist H. IV 59 *flagitium navaverat*); zu ihnen gehören auch ironische Metaphern und Vergleiche; dann folgen Antithesen und paradoxe Pointen, z. B. H. III 58 *donec Vitellius . . . quae non dabantur remisit.* Zu den komplizierteren Formen rechnet K. unter anderm das Mittel, dem Gegner falsche Absichten oder Beweggründe unterzuschieben, die mit *scilicet* oder *nimirum* eingeleiteten Sätze, die ironischen Fragen (besonders mit *an*) und Aufforderungen, Übertreibungen und Anspielungen, groteske Gegensätze, überraschende Übergänge, oft von der Art, daß sich hinter der objektiven Form das subjektive Urteil des Schriftstellers verbirgt, endlich die Ironien des Schicksals.

Manche Ironien und Sarkasmen hat Tacitus an einer ausgezeichneten und auffallenden Stelle seiner Werke angebracht, manche durch Alliteration verschärft; verhältnismäßig häufig sind sie in den Reden, in denen der Schriftsteller sich frei und ungezwungen ergeht, und in den Zitaten.

Der Dialogus zeigt eine heitere, humorvolle Stimmung. Die Zeit des Domitian vernichtete die Blüte des taciteischen Humors, von dem sich in den großen Werken nur leise Spuren finden. Die ironisch-sarkastische Welle erreicht ihren Höhepunkt in den Historien; in den Annalen ist Tacitus etwas gemäßigter und ruhiger.

Andere Historiker, wie Sueton, Sallust, Plutarch, Thukydides, sind viel ärmer an ironisch-sarkastischen Urteilen als Tacitus. Von den hierher gehörenden Aussprüchen Suetons ist nur ein kleiner Teil Eigentum des Autors.

Bei der Schwierigkeit der Anordnung des Stoffes hat K. Widerholungen nicht vermeiden können. Mißverstanden hat er das *scitum dictum* des Passienus Ann. VI 20 *neque meliorem umquam servum neque deteriorem dominum fuisse,* das er auf Gaius und Tiberius statt auf Gaius allein bezieht; vgl. Sueton Cal. 10. Die Zahl der Druckfehler ist recht erheblich.

III. Historische Untersuchungen

19) M. Gelzer, Die Nobilität der Kaiserzeit. Hermes 50 S. 395—415.
W. Otto, Die Nobilität der Kaiserzeit. Hermes 51 S. 73—88.

Gelzer findet überall bei den Schriftstellern der Kaiserzeit und so auch bei Tacitus die Auffassung, daß die Nobilität der Kaiserzeit auf der Abstammung von Konsularen des Freistaats beruhe. Nur einmal, nämlich in Othos Ausspruch H. II 48, begegne man der Ansicht, daß, wer als Neuling den Prinzipat erlangt hat, dadurch seine Nachkommen nobilitiere; aber nichts deute darauf hin, daß hierin mehr als eine einmalige unmaßgebliche Äußerung zu erblicken sei. In gewissen Fällen sei der

Anspruch auf 'Amtsadel' auch auf Grund der Abstammung mütterlicherseits anerkannt worden.

Gelzer ist alsbald durch Otto widerlegt worden. Er zeigt, daß, wie die richtige Interpretation von Plin. pan. 69, 4 und 70, 2 ergibt, die Nobilität in der Kaiserzeit ebenso wie zur Zeit der Republik durch Erringung der höheren Ämter vermehrt worden ist und daß, wer eins der Ämter der ädilizisch-tribunizischen Rangstufe (von denen jedoch nur die kurulische Ädilität in Betracht kommt) übernimmt, damit seinen Nachkommen den Eintritt in die Nobilität verschafft. Wenn der Konsular Seneka sich bei Tac. Ann. XIV 53 durch die Worte *novitas mea* als homo novus bezeichnet, so sage er damit, daß er die Möglichkeit erhalten habe, eine neue Nobilitätsfamilie zu begründen. Zu Gelzers These passe ferner weder der Ausdruck *suam quaeque nobilitatem* XII 1, wonach alle drei Frauen, von denen hier die Rede ist, die Nobilität besitzen, während sie nach Gelzers Lehre der Lollia Paulina abgesprochen werden müßte, noch die Nobilität der Plancina (II 43), in deren Familie das Konsulat erst 42 v. Chr. gekommen ist. Allerdings hätten die alten republikanischen Nobilitätsfamilien durchweg als besonders vornehm gegolten; Gelzer aber übertreibe, wenn er in ihnen die alleinigen Vertreter der Nobilität der Kaiserzeit sieht. Jener Unterschied zwischen altem und jungem Adel trete bei Tacitus in zahlreichen Ausdrücken wie *nobilitas clarissima, eximia, insignis* hervor, auch H. II 48, wo die Julier, Claudier und Servier den alten Adel vertreten: Otho sage nicht, wie Gelzer *satis* übersehend meine, daß er durch Erringung der Herrschaft seinen Nachkommen die Nobilität, sondern nur, daß er ihnen einen höheren Grad adliger Vornehmheit erworben habe. Auf demselben Unterschied beruhe ferner auch der Ausdruck *nobilitatem ac decus* H. I 78, durch den der alte, ruhmvolle Adel Neros charakterisiert werde, und er zeige sich ebenso in den Worten *Nero nobilitate natalium Vitellium anteibat* H. II 76. Dagegen stehe in Pisos Rede H. I 30 *nobilitatis* nicht in technischem Sinne, sondern bezeichne die 'Vornehmheit, den Adel der Gesinnung'; denn es folge *virtutum* (und es ist, füge ich hinzu, mit *modestiae* verbunden), und ähnlich werde das Wort XIII 46 *sibi concessam nobilitatem* gebraucht[1]).

Die Behauptung endlich, daß in gewissen Fällen der Anspruch auf Amtsadel auf Grund der Abstammung mütterlicherseits anerkannt worden sei, würde durch XIV 22 *cui* (nämlich dem Rubellius Plautus) *nobilitas per matrem ex Iulia matre* nur dann erwiesen werden, wenn die Worte *ex Iulia matre* fehlten: der hohe Adel der mütterlichen Abstammung des Rubellius werde deshalb hervorgehoben, weil von seiner Abstammung väterlicherseits etwas Ähnliches nicht gesagt werden konnte. Dennoch sei auf einen tadellosen Stammbaum auch mütterlicherseits großer Wert gelegt worden. Dies gehe aus *nobilis utrimque* H. I 14 hervor[2]).

---

[1]) Das letztere glaube ich nicht. Ich fasse die *nobilitas* der Poppaea, der Enkelin des Poppaeus Sabinus, dessen Namen sie angenommen hatte, in technischem Sinne. Eine wirkliche Parallele zu H. I 30 bietet dagegen Ann. I 29 *nobilitate ingenita*, von Drusus gesagt.

[2]) Und aus Ann. II 43 *et quia claritudine materni generis anteibat*, wo Germanikus mit Drusus verglichen wird.

20) Th. Birt, Germanen 'die Echten'. Preuß. Jahrb. 160 S. 414—422.
F. Reiche, Der Name Germanen. N. Jahrb. 35 S. 602—605.
M. Bang, Noch einmal zum Namen Germani bei Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 1238.

In der bekannten Tacitusstelle über den Ursprung des Namens Germani bezieht Birt *victor* auf den Römer als den Besieger der Kimbern, die man, wie Strabo bezeuge, im Gegensatz zu den kurz vorher unterworfenen schlaffen Galliern der Provence als die 'echten' Gallier bezeichnet habe.

Birts Auslegung wird durch den Zusammenhang der Tacitusstelle widerlegt; denn hier kann *victor* nur auf den siegreichen Stamm gehen, der den Namen Germani zuerst führte. Dieses eine Argument genügt, um Birts Auffassung zurückzuweisen. Darauf hat in einer Kritik der Birtschen Ausführungen mit Nachdruck H. Nohl in der WS. f. kl. Phil. 1915 S. 875—879 hingewiesen, der den Sinn der Tacitusstelle richtig so widergibt: jener siegreiche Stamm, der zuerst den Namen führte, adoptierte die Bezeichnung im Verkehr mit den Nachbarn, von denen sie stammte, und wandte sie *ob metum,* d. h. um Furcht zu erregen, auch auf die rechtsrheinischen Stämme an: 'unser Volk ist sehr groß, dort wohnen noch unzählige Germanen'. Nohl bespricht auch die von Birt zu seinen Gunsten ausgebeutete Strabostelle, in der es sich um eine lediglich von Strabo selber aus dem Namen, der ihm lateinisch schien, auf eigene Faust herausgesponnene Etymologie handelt. Ebensowenig werde für die Ableitung des Germanennamens aus dem Lateinischen durch eine Bemerkung des Plinius über die Germanen in Baetica gewonnen.

Reiche zeigt, daß Birts Deutung zusammen mit der Mehrzahl der von ihm angeführten Beweisgründe schon von Holtzmann gegeben worden ist. Nur in einem Punkte hätten Birt und Holtzmann recht, nämlich darin, daß sie in der Tacitusstelle *victor* auf den Römer beziehen: die siegreichen Soldaten Cäsars (nicht die Besieger der Kimbern) hätten zuerst den Namen der Germanen allgemein bekanntgemacht. Merkwürdig, daß Reiche gerade in dem und nur in dem Punkte Birts Deutung billigt, der die erste und wichtigste Stütze zu seiner Widerlegung bietet, und daß er in der Zusammenstellung von *a victore* mit *ob metum* ('aus Angst'), die Nohl mit Recht für widersinnig erklärt, eine beabsichtigte Ironie erblickt.

Bang sammelt zur Stütze seiner JB. XXXVIII 291 verzeichneten Konjektur *ut primum a ⟨victis⟩ victore⟨s⟩ ob metum, mox omnes et iam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur* die taciteischen Beispiele der Gegenüberstellung von *victi* und *victores.* Der Gegensatz ist überall beliebt und bei Livius ebenso häufig wie bei Tacitus; als Stütze für Bangs Konjektur ist er nicht zu verwerten. Diese selbst hat übrigens Nohl widerlegt, indem er bemerkt, daß, wenn sie richtig wäre, in dem Namen Germani etwas Furchterregendes liegen müßte, was doch nirgends angedeutet werde. Übrigens sollte man eine so schwierige Stelle mit tief eingreifenden Änderungsvorschlägen verschonen.

21) W. A. Oldfather and H. V. Canter, The defeat of Varus and the German frontier policy of Augustus. Published by the university of Illinois Urbana (University of Illinois studies in the social sciences Vol. IV No. 2). 118 S. Preis 75 Cents.

Charakteristisch für die Verfasser dieser in der Zeit des Weltkrieges erschienenen Schrift — die Vorrede ist vom 24. Mai 1915 datiert — ist das Geständnis, die Abhandlung sei das Erzeugnis einer gewissen 'dissatisfaction', die hervorgerufen worden sei durch die traditionelle Anschauung, wie sie in einem Teil der bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier der Teutoburger Schlacht erschienenen Literatur vor sechs Jahren zum Ausdruck kam. Die herrschende, u. a. auch von Mommsen vertretene Auffassung, wonach der Sieg des Arminius über Varus insofern ein Wendepunkt in der Weltgeschichte sei, als Augustus vor der Teutoburger Schlacht Germanien zu unterwerfen versucht, unter dem Eindruck jener Niederlage aber die Hoffnung, Germanien zu einer Provinz zu machen, aufgegeben habe, sei verkehrt. Es sei unbegreiflich, daß der Verlust von drei Legionen eine Umkehr der Politik der Weltmacht herbeigeführt haben könne. Die römische Macht sei der dünnen Bevölkerung des Landes zwischen Rhein, Elbe und Main—Saale und seinen höchstens 50000 Kombattanten in dem Grade überlegen gewesen, daß, wenn der Beschluß, Deutschland zu unterwerfen, jemals gefaßt worden wäre, ein ernster Versuch unzweifelhaft erfolgreich gewesen sein würde. Denn die Schwierigkeiten des Geländes seien für die Besieger der Alpenvölker nicht unüberwindbar gewesen, für die Zufuhr bis ins Innere des Landes hinein habe man sich der Flüsse bedienen können, und die Lage des feindlichen Landes habe gestattet, es zugleich von drei Seiten, vom Rhein, von der Donau und vom Ozean aus, anzugreifen. Aber Augustus, ein Mann des Friedens, habe nie daran gedacht, Deutschland zu unterwerfen, wie schon daraus hervorgehe, daß er nach der Schlacht bei Actium seine Truppenmacht verringerte, und wenn die Römer die Germanen nicht unterworfen haben, so sei dies unterblieben nicht weil sie nicht konnten, sondern weil sie nicht wollten. Die Schlacht im Teutoburger Walde habe keine Änderung der römischen Politik herbeigeführt, die Aufregung des Augustus nach der Schlacht erkläre sich aus seinem Alter, seiner schwachen Gesundheit und seinen üblen Erfahrungen in der Familie.

Wie hat man sich denn nun die römische Politik gegenüber Germanien vorzustellen? Worauf zielten die Feldzüge der Römer in Deutschland? Oldfather und Canter antworten auf diese Fragen: Um die Rheingrenze zu sichern, waren die Römer bemüht, einerseits durch Herstellung freundlicher Beziehungen zu der Bevölkerung der Grenzlande Pufferstaaten zum Schutz gegen die freien Germanen zu schaffen, andererseits diesen durch Strafexpeditionen und Demonstrationen einen Begriff von der römischen Macht beizubringen.

Läßt sich dieses Ergebnis aufrecht erhalten, ohne der Überlieferung Gewalt anzutun? Ich rede nicht von den 'Zwingburgen' Aliso, dem Kastell auf dem Taunus und Flevum, nicht von der Überwinterung eines römischen Heeres mitten in Deutschland 4—5 n. Chr., nicht von Dios Nachricht, daß Varus' Streitkräfte in einzelnen Garnisonen über das Land

verteilt gewesen sind (einer Nachricht, die Oldfather und Canter einfach für unglaublich erklären): ich beschränke mich, wie es dem Rahmen dieser Jahresberichte entspricht, auf die Zeugnisse des Tacitus. Ob Augustus' *consilium coercendi intra terminos imperii* (Ann. I 11) auf die Rheingrenze zu beziehen ist oder bedeutet, daß das Gebiet bis zur Elbe zurückerobert, über die Elbe aber das Reich nicht ausgedehnt werden solle, mag unentschieden bleiben; aber daß nach Tacitus' Auffassung das Land zwischen Rhein und Elbe vor der Varusschlacht als unterworfen gegolten hat, geht hervor aus H. IV 17 *caeso Quintilio Varo pulsam e Germania servitutem* und Agr. 15 *Germanias excussisse iugum,* und wenn man das Gewicht dieser Stellen dadurch herabzusetzen geneigt sein sollte, daß sie in Reden stehen, jedenfalls aus Ann. I 57, wo Tacitus das Jahr 9 n. Chr. als dasjenige bezeichnet, *quo Germaniae descivere,* wozu natürlich *a populo Romano* hinzuzudenken ist, wie zu *descivisse Gallias* H. IV 12, *descivisse Africam* H. IV 38, *quattuor et sexaginta Galliarum civitates descivisse* Ann. III 44. Daß aber vor der Rebellion der Cherusker auch Einrichtungen getroffen worden sind, die eine provinzielle Organisation vorzubereiten bestimmt waren, zeigen die Worte des Segestes Ann. I 58 *Arminium aput Varum, qui tum exercitui praesidebat, reum feci* und die folgenden *quia parum praesidii in legibus erat,* Worte, die ein gesetzliches Verfahren einem militärischen gegenüberstellen, sowie die Rede des Arminius Ann. I 59 *aliis gentibus ignorantia imperi Romani inexperta esse supplicia, nescia tributa,* eine Stelle, der Oldfather und Canter die historische Beweiskraft absprechen, weil Arminius, dem Tacitus diese Worte in den Mund legt, vorher *vaecors* genannt wird, die aber mit den Angaben des Florus, Dio und Velleius (II 97, 4 *[Nero] sic perdomuit eam [*nämlich *Germaniam], ut in formam paene stipendiariae redigeret provinciae*) übereinstimmen. Die *virgae et secures,* die *tributa* und die *domini,* von denen Arminius spricht, alles dies kehrt H. IV 32 wider, wo Civilis zu den Trevirern und den übrigen geknechteten gallischen Stämmen redet. Diesen Zustand, in dem sich Germanien vor der Varusschlacht befand, suchte Germanikus widerherzustellen: Ann. II 73 *praepeditusque sit perculsas tot victoriis Germanias servitio premere* vgl. II 15 *mori ante servitium),* und dieser Gedanke kehrt in *bellum patrare* II 26 und *bellum conficere* II 41 wider. Auch die widerholte Zusammenstellung der Flüsse Rhein und Elbe (Ann. I 59 *inter Albim et Rhenum,* II 14 *propiorem iam Albim quam Rhenum,* II 22 *debellatis inter Rhenum Albimque nationibus,* II 41 *Germanicus Caesar . . . triumphavit de Cheruscis Chattisque et Angrivariis quaeque aliae nationes usque ad Albim colunt)* verglichen mit Vell. II 106, 2 *a Rheno usque ad flumen Albim* zeigt deutlich, daß Germanikus bestrebt war, das widerzugewinnen, was durch die Teutoburger Schlacht verloren gegangen war. Und was die angeblichen friedlichen Absichten des Augustus betrifft, so widerspricht H. IV 23, wo es von Vetera heißt: *quippe illis hibernis obsideri premique Germanias Augustus crediderat, neque umquam id malorum, ut obpugnatum ultro legiones nostras venirent,* Ausdrücke, die augenscheinlich auf eine Offensive als Zweck der Anlage von Vetera deuten.

Von besonderer Wichtigkeit für unser Thema ist Tacitus' Urteil über Arminius. Er nennt ihn bekanntlich *liberator haud dubie Germaniae* [1]), womit er anerkennt, daß Arminius durch die Vernichtung des Varus das Vaterland befreit und die Versuche des Germanikus, das Land aufs neue zu knechten, durch seinen Widerstand vereitelt hat. Mit diesem Zeugnis des römischen Historikers, das bestätigt wird durch die Auffassung des deutschen Volkes, das noch hundert Jahre später das Gedächtnis des Arminius in seinen Heldenliedern feierte, finden sich Oldfather und Canter in folgender Weise ab: 'Tacitus lebte in einer Zeit großer Ausdehnung des Reiches und hatte für die kluge auswärtige Politik des Augustus nur Verachtung, während Generale, die eine Eroberungspolitik verfolgten, wie Germanikus und Corbulo, ihm Sympathie einflößten. Und wie er die germanischen Sitten, soweit sie denen der römischen Aristokratie entgegengesetzt waren, preist, so erscheint ihm der energische und martialische Arminius als ein Heros im Gegensatz zu dem unfähigen Varus.' Eine Prüfung dessen, was Tacitus von Arminius erzählt, führt die Verfasser ohne einen Schatten von Beweis zu dem erstaunlichen Ergebnis: 'it is evident to any one following the story as told by Tacitus that Arminius was not a liberator of Germany, either by his defeat of Varus or through the conflict that he waged against Varus' successors. Tacitus' account shows on the one hand, that the Romans were not concerned about securing permanent possessions in Germany, and on the other hand, that with but one exception the Romans were victorious throughout the conflict.' Nicht einmal das *proeliis ambiguus, bello non victus* lassen sie, wie man sieht, gelten. Die unentschiedene Schlacht des Jahres 15 (Ann. I 63 *manibus aequis abscessum,* nachdem eine Katastrophe ähnlich der des Varus glücklich abgewendet worden war) wird in der Übersicht der Taten des Arminius ganz unterschlagen; es wird ferner verschwiegen, daß der Sieg am Angrivarierwalle kein vollständiger war (II 21 *equites ambigue certavere*) und daß unmittelbar nach beiden Schlachten das Heer in die Winterquartiere zurückgeführt wurde, so daß sie keine Folgen hatten. Diese Tatsachen konnte Tacitus wahrlich nicht korrekter zusammenfassen als er es getan hat durch die Worte: 'in Schlachten bald Sieger, bald besiegt, im Kriege nicht besiegt'.

Auf die Frage endlich, was Tacitus bewogen habe, Arminius historisch unrichtig als *liberator Germaniae* zu bezeichnen, antworten Oldfather und Canter: 'Arminius, after the defeat of Maroboduus, aiming at royalty became antagonistic to the liberty of his countrymen, and fell by the treachery of his own kinsmen. The opportunity here for a rhetorical antithesis between Arminius the foe of his country's liberty and Arminius its erstwhile champion, Tacitus could not resist. Hence *liberator hand dubie Germaniae,* notwithstanding the fact that this bold assertion has no basis in what has gone before. A Roman historian under the

[1]) Das Vorbild des Ausdrucks war vielleicht Liv. III 52, 2, wo Valerius und Horatius, die Gegner der Dezemvirn, *liberatores haud dubie* genannt werden.



spell of rhetoric did not as a rule hesitate to adjust his conclusions in the interest of dramatic portrayal of character.' Eine solche 'rhetorische Antithese' läßt sich aus Tacitus' Worten nur gewinnen, wenn man den Unterschied zwischen der *libertas,* die er seinem Vaterlande erfocht, d. i. der nationalen Unabhängigkeit nach außen, und der *libertas* seiner Landsleute, d. i. ihrer Liebe zur Freiheit innerhalb ihres Gemeinwesens, absichtlich verschleiert. Tacitus war nicht so töricht, diesen Unterschied zu verkennen und einen so schiefen Gegensatz zu konstruieren; nicht Tacitus hat seine 'Schlüsse' einem dramatischen Bedürfnis, sondern die beiden Amerikaner haben ihre Ergebnisse der Stimmung 'angepaßt', in der sie es unternahmen, teils durch Ignorierung, teils durch tendenziöse Interpretation der Quellenberichte dem deutschen Volke das Andenken des ältesten seiner Nationalheroen zu verleiden.

22) J. Rüther, Römerzüge im Sauerlande und ihr Verhältnis zum 'saltus Teutoburgiensis'. Mit einer Karte. Arnsberg i. W. Verlag von J. Stahl. 58 S.
O. Engelhardt, Zur Frage des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde. WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 1047—1049.

Rüther vertritt die in neuerer Zeit schon von andern wider aufgenommene Hypothese Hülsenbecks als die wahrscheinlichste Lösung der Frage, die schon so viele Federn in Bewegung gesetzt hat. Das Heer des Varus sei in den Bergen 'des innersten Winkels der westfälischen Bucht' vernichtet worden; der saltus Teutoburgiensis sei der Arnsberger Wald; Germanikus habe sich, nachdem er das Gebiet zwischen Ems und Lippe verwüstet hatte, bei den *ultimi Bructerorum* in der Gegend von Lippstadt befunden, 'nicht fern' von der weiter südlich gelegenen Wahlstatt. Aliso aber, das mit dem *castellum Lupiae flumini adpositum* identisch sei, habe an der mittleren oder unteren Lippe gelegen.

Auch Engelhardt tritt für Hülsenbeck ein. Es sei nicht zu verwundern, daß man auf dem Gräberfeld am Ensterknick im Arnsberger Walde keine Gebeine und keinerlei Beigaben gefunden habe; und daß die Grabhügel auf einem verhältnismäßig engen Raum zusammenliegen, erkläre sich durch die Annahme, daß das Drama sich im wesentlichen auf einem nicht allzu großen offenen Felde zwischen den Wäldern abgespielt habe, eine Annahme, die zu Velleius und Florus stimmen würde, auch aus Tacitus nicht widerlegt werden könne; denn auch dieser kenne nur einen Schlachtort, und wenn er von zwei Lagern spreche, so sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich das kleinere Lager innerhalb des größeren befunden hat. Dio spreche allerdings von einer mehrtägigen Schlacht im Walde, aber seine Darstellung sei das Ergebnis einer bewußten, auf Beschönigung berechneten römischen Geschichtsfälschung. Dies hat schon P. Höfer, in neuerer Zeit wider R. v. Delius (Lese 1913, 673) behauptet.

23) Rudolf Hartmann, Zwei Familienbilder des Julisch-Klaudischen Hauses. Progr. des Karlsgymnasiums Heilbronn 1914. Progr. Nr. 852. 24 S. Mit 2 Tafeln.

In dem ersten Teil der Abhandlung gibt Verfasser eine z. T. neue Deutung des berühmten Pariser Kameo, der nach der herrschenden Auf-

fassung die Entsendung des Germanikus nach dem Orient durch Tiberius im Jahre 17 n. Chr. darstellt; s. Nipperdey zu Ann. II 53. Nach Hartmann darf das Kunstwerk als Familienbild des julisch-claudischen Hauses bezeichnet werden. Der zugrunde liegende Gedanke sei dieser: Tiberius verdankt den gesicherten Besitz des Thrones (Ende des Jahres 14, spätestens im Jahre 17) teils dem Augustus, dem Tode des Princeps iuventutis C. Cäsar und der Tätigkeit seines Bruders Drusus (Himmelsgruppe), teils seiner Mutter Livia und der Beschwichtigung der meuterischen Legionen in Germanien (Herbstfeldzug des Jahres 14) und in Pannonien durch Germanikus und seinen eigenen Sohn Drusus (Mittelfeld), teils seinen eigenen Erfolgen gegen die Parther (Mittelfeld) und seinen Feldzügen in Pannonien und Germanien (unterster Streifen).

Von den Einzelerklärungen interessiert den Leser des Tacitus am meisten die neue Deutung des sog. Phrygiers oder Kugelträgers in der Himmelsgruppe. Die vollständige, an die Gewandung des Mithras erinnernde Verhüllung dieser Gestalt bedeute eine Verfinsterung, und zwar jene Mondfinsternis, die dem jüngeren Drusus in der Nacht vom 26. zum 27. September 14 n. Chr. das Leben rettete (Tac. Ann. I 28). So erkläre sich auch die Gebärde und das Emporblicken des jüngeren Drusus und seiner Gemahlin zum Kugelträger als Ausdruck der Dankbarkeit. Sueton berichtet Tib. 19, daß Tiberius, wenn er während eines Feldzuges bei Nacht noch arbeitete und dabei plötzlich ohne sichtbare Ursache das Licht erlosch, daraufhin mit erhöhter Zuversicht eine Schlacht lieferte, da sich das Zeichen bei allen von ihm und seinen Vorfahren geleiteten Feldzügen erprobt hatte. Wenn Tiberius also, meint Hartmann, schon eine solche Verfinsterung seines Wohnraums für bedeutsam hielt, so kann er wohl der Mondfinsternis, die seinem Sohne das Leben rettete, solche Bedeutung beigemessen haben, daß er sie auf der Gemme durch einen Künstler darstellen ließ. Der Umstand aber, daß die Kugel über dem Haupte des Kaisers angebracht ist, lasse sich vielleicht mit der Nativität des am 16. November 42 v. Chr. geborenen Tiberius in Verbindung bringen, weil die Berechnung der Mondphasen in der Zeit seiner Geburt die Möglichkeit ergibt, daß er den Neumond (also den fast ganz verfinsterten Mond) als sein Nativitätsgestirn betrachtete.

24) P. Corssen, Die Zeugnisse des Tacitus und Pseudo-Josephus über Christus. Zeitschr. f. d. neutestamentliche Wissenschaft XV S. 114—140.

Corssen billigt zwar die Ansicht Nordens (s. JB. XXXX 83), daß die Bemerkung über Christus in der Archäologie des Josephus interpoliert sei, urteilt aber anders als Norden über die Prodigienserie und die daran angeschlossene Weissagung bei Tacitus H. V 13 verglichen mit Josephus b. Jud. VI 5, 3 f. Tacitus' Darstellung dieser Dinge gehe letzten Endes auf Josephus zurück, und die Ähnlichkeit der Ausdrücke, in denen Tacitus und Sueton über die Weissagung berichten, lege den Gedanken nahe, daß die Kenntnis der Weissagung beiden durch eine lateinisch geschriebene Quelle vermittelt worden ist. Diese Quelle seien vielleicht die Memoiren Vespasians gewesen, bei dem Josephus durch die richtige Deutung des Orakels sein Glück gemacht hatte. Während

aber Josephus die tiefere Ursache des jüdischen Krieges in der großen messianischen Bewegung suchte, die das Volk ergriffen hatte, zeige Tacitus für den religiösen Charakter des messianischen Orakels kein Verständnis.

Um so überraschender sei es, daß Tacitus in den Annalen den messianischen Charakter des jüdischen Krieges betont. Dies ist unter den neuen Gedanken, die Corssen vorbringt, der wesentlichste. Er ist nämlich der Meinung, daß Tacitus, indem er die allgemeine messianische Bewegung mit dem daraus entsprungenen besonderen Messiasglauben, zu dem sich die Christen bekannten, konfundiere, mit dem 'Wideraus-bruch der unter Tiberius unterdrückten *exitiabilis superstitio* nicht nur in Judäa, sondern auch in der Hauptstadt' einerseits auf die Entstehung des jüdischen Krieges, andererseits auf den Brand von Rom hindeute. Somit habe nach Tacitus' Meinung der Christenglaube den gefährlichen Krieg in Judäa entzündet, vielleicht auch den Brand von Rom herbeigeführt. Denn obwohl Tacitus sage, daß den Christen die Brandstiftung nicht nachgewiesen sei, halte er sie gleichwohl für schuldig *(sontes et novissima exempla meritos),* nicht wegen der *atrocia* und *pudenda,* die man ihnen vorwarf, sondern wegen des *odium humani generis;* denn Leuten, die einen Haß auf die gesamte Menschheit geworfen haben, könne man alles zutrauen.

Der Bericht des Tacitus über den Brand entstamme einer zeitgenössischen Quelle, die Notiz über Christus und das Christentum, in der der Christenname als Schimpfwort erscheint, habe er vom Standpunkt seiner Zeit aus eingefügt: nicht wegen des Namens seien die Christen unter Nero verurteilt worden, sondern wegen der ihnen untergelegten verbrecherischen Gesinnung und des damit begründeten Verdachts der Brandstiftung.

Die Notiz über Christus habe Tacitus weder aus einer amtlichen Quelle durch Vermittlung des Cluvius Rufus (dies hat Referent vermutet) entnommen, noch durch persönliche Erfahrungen, die er als Prokonsul von Asien machte, gewonnen (so Cichorius bei Norden); sie sei ihm vielmehr auf literarischem Wege zugekommen: die Quelle der taciteischen Notiz, wenn auch nicht die direkte, sei Josephus. Vermutlich habe nämlich Josephus, wie aus gewissen diesem Autor eigenen Ausdrücken zu schließen sei, die der Interpolator in seine Fassung herübergenommen habe, dem Schicksal und der Bedeutung Jesu in dem über Pilatus handelnden Kapitel der Archäologie, wo in unserem Josephustext die Interpolation steht, eine Bemerkung gewidmet.

Der Ausgangspunkt dieser Hypothesen ist die neue Deutung der Worte *repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursum erumpebat, non modo per Iudaeam, originem eius mali, sed per urbem etiam, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque.* Den Konsequenzen dieser Deutung hat Corssen sich nicht verschlossen: sie ergibt nicht bloß, daß Tacitus den jüdischen Krieg zu einem christlichen umgeschaffen, sondern auch daß er den gegen die Christen erhobenen Verdacht der Brandstiftung sich zu eigen gemacht hat. Das letztere jedenfalls ist unmöglich. Denn Tacitus kennt über die Entstehung des Brandes nur zwei Versionen: *forte an dolo principis incertum, nam utrumque*

auctores prodidere, d. h. wenn der Brand nicht durch einen Zufall entstanden ist, so war Nero sein Urheber; von den Christen aber sagt Tacitus, daß Nero sie vorgeschoben habe *(subdidit),* um das Gerede, das ihn der Brandstiftung beschuldigte, zu ersticken. Er kann also den Verdacht, mit dem Nero die Christen zu belasten bemüht war, nicht geteilt haben, und wenn er sie trotzdem *sontes et novissima exempla meritos* nennt, so tut er das wegen des *odium humani generis,* eines Hasses, den man darin erblickte, daß die Christen sich von der griechisch-römischen Kultur, dem geistigen Bande des Imperiums, absonderten, nicht aber wegen des aus diesem Hasse abgeleiteten Verdachts der Brandstiftung.

Die Herleitung der Notiz des Tacitus über Christus aus einer heute nicht mehr vorhandenen, sondern erst erschlossenen Bemerkung des Josephus bekämpfe ich nicht, weise aber darauf hin, daß eins der Bedenken, die Corssen gegen meine Ansicht erhebt, auch seine eigene trifft. Er sagt nämlich, daß, wenn Pilatus einen amtlichen Bericht über die Hinrichtung Jesu nach Rom geschickt hätte, er ihn sicher nicht einfach als Christus bezeichnet haben würde. Nun hat aber Josephus, wenn er wirklich dem Religionsstifter eine Bemerkung gewidmet haben sollte, dessen bürgerlichen Namen gewiß nicht verschwiegen. Er fehlt aber bei Tacitus; also, müßte man schließen, ist Josephus nicht die Quelle des Tacitus.

Im letzten Teil seiner Abhandlung erörtert Corssen die Frage: wie war es möglich, daß die Christen in den Verdacht der Brandstiftung kamen? Er erneuert die alte Vermutung, daß die Denunziation von jüdischer Seite kam. Die wachsende Ausdehnung des Christentums in Rom beunruhigte die jüdische Gemeinde, den Hof aber beherrschte die dem Judentum ergebene Kaiserin Poppaea. Corssens Antwort auf die Frage, von wem Poppaea über die Christen instruiert worden sei, ist neu: er lenkt den Verdacht der Denunziation auf Josephus. Seine wahren Empfindungen verbergend, schweige er von dem Brande der Stadt, obwohl er während des Brandes in Rom anwesend war (nur einmal habe er versteckt auf das Ereignis angespielt[1]), er habe sich der Gunst der Poppaea erfreut und von ihr große Geschenke erhalten. Er, der die messianische Bewegung als die Wurzel alles Übels ansah, habe noch viel mehr ein Feind derjenigen Form des Messianismus sein müssen, in der er für die Religion seines Volkes eine ungleich größere Gefahr erblicken

[1]) Diese Anspielung findet Corssen darin, daß Josephus b. Jud. VI 10 bemerkt, der Tempel von Jerusalem sei unter Vespasian in dem selben Monat und an dem selben Tage wie zum erstenmal von den Babyloniern in Brand gesetzt worden und daß er die Zeit von seiner ersten Erbauung durch Salomon bis zu seiner Zerstörung nach Jahren, Monaten und Tagen und ebenso von seiner Neugründung bis zu dem selben Zeitpunkt berechne. Damit habe Josephus sich dem Vorgang der römischen Historiographen angeschlossen; denn Tacitus sage XV 41: einige Leute haben aufgezeichnet, daß der Brand am 19. Juli ausgebrochen sei, dem Tage, an dem die Gallier die Stadt angezündet haben, andere haben auch die vielen Jahre, Monate und Tage zwischen den beiden Bränden berechnet. — Die Ähnlichkeit beider Stellen ist nicht ganz so groß, wie Corssen glaubt. Josephus schreibt seinem Tempel eine Art Nekrolog ähnlich dem ebenfalls mit Jahreszahlen ausgestatteten Nachruf, den Tacitus H. III 72 dem in dem Kampfe der Vitellianer und Flavianer abgebrannten Tempel des kapitolinischen Juppiter widmet. Die XV 41 verzeichneten Berechnungen gibt



mußte, als in Rom und seinen Kaisern, die er sich und seinem Volke als Freunde zu gewinnen suchte.

Angezeigt Theol. Lit.-Z. 8 S. 171 von Bousset.

25) Julius Reach, Tiberius Alexander. Ein Lebensbild aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Programm des k. k. Staatsgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Prag, Neustadt, Stephansgasse. 1914. S. 3—14.

Gegenstand der für Tacitus ertraglosen Abhandlung ist der jüdische Renegat Ti. Alexander, der als Präfekt von Ägypten bei der Erhebung Vespasians und im jüdischen Kriege als Generalstabschef des Titus eine Rolle spielte. Reach beschreibt sein Leben, das, wie er meint, Stoff genug bietet, um ihn in den Mittelpunkt einer großen dramatischen Schöpfung zu stellen, nach Josephus, Sueton, Dio und Tacitus, der ihn Ann. XV 28. H. I 11. II 74. 79 erwähnt. Nach Reach erlangte Ti. Alexander 'im römischen Heere' die Stelle eines illustris eques Romanus. Auch Vespasian war, wie Reach behauptet, nicht senatorischen Ranges, sondern nur Mitglied des Ritterstandes, 'was aber nicht hinderte, daß er von den Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde'. Der ursprüngliche Name des Kaisers Nero war nach Reach L. Domitius Corbulo und der seines Vaters Cn. Domitius Corbulo; der berühmte Feldherr Cn. Domitius Corbulo, 'ein naher Verwandter des Kaisers, führte denselben Namen wie des Kaisers Vater'.

26) L. Grünenwald, Die Feldgruben und Feldhöhlen der alten Germanen. Bl. f. d. Gymnasial-Schulwesen 51 S. 93 ff.

Verfasser vermutet, Tacitus habe Germ. 16 zwei verschiedene Arten von Gruben allzu kurz in eins zusammengefaßt: erstens die Feldgruben oder, wie sie heute gewöhnlich heißen, Mieten, die in jedem Herbst neu gegraben werden, aber nicht unterirdisch sind, sondern nach ihrer Füllung mit Feldfrüchten über den Boden emporragen und daher *multo insuper fimo* gegen Kälte geschützt werden müssen, zweitens die jetzt nur noch wenig bekannten wirklichen *subterranei specus* oder Feldhöhlen, d. i. für lange Dauer tief unter der Erde ausgegrabene geheime Zufluchtsstätten mit engem Einsteigeschacht, die des deckenden Mistes nicht bedurften und auch flüchtigen Menschen Schutz gegen Kälte und plündernde Feinde gewährten.

27) J. C. Rolfe, Die sogenannte *callium provincia*. The Amer. journ. of phil. XXXVI S. 323.

Ann. IV 27 ist die von Lipsius herrührende Änderung von *calles* in *Cales* von Mommsen und anderen gebilligt worden. Nach Rolfes Urteil sind die Beweise für die Existenz einer quästorischen 'Provinz'

Tacitus nicht von sich aus, sondern mit offenbarem Spott als das Erzeugnis des Nachdenkens abergläubischer Leute, und er sagt nicht, andere hätten 'die vielen' Jahre, Monate und Tage zwischen den beiden Bränden berechnet, sondern sie hätten ausgerechnet, daß zwischen den beiden Bränden gleich viele Jahre, Monate und Tage (nämlich je 418) gelegen hätten. Vgl. Grotefend, Rhein. Mus. 1843 S. 153 ff., welcher zeigt, daß 418 Jahre + 418 Monate + 418 Tage fast genau 454 Jahre, d. i. die Zeit zwischen 390 v. Chr. und 64 n. Chr., ausmachen.



mit Cales als Hauptquartier nicht zwingend. Eher dürfte man annehmen, daß bei Tacitus *calles* ein abgekürzter Ausdruck für *calles Italiae* sei und also die Worte *cui provincia . . . calles evenerant* übersetzt werden müssen: 'dem durch das Los die calles Italiae als Sphäre seiner amtlichen Tätigkeit zugefallen waren'.

28) Anzeigen älterer Schriften: Norden, Josephus und Tacitus über Jesus Christus (JB. XXXX 83): Theol. Lit. Zeit. 8 S. 174 von Bousset ('überzeugend'), Barbagallo, Un semestre d'impero repubblicano (JB. XXXXI 175): Class. phil. X S. 347 von D. Magie jr. (für die geschichtliche Forschung von geringem Wert) und Amer. journ. of phil. XXXVI S. 115 (anerkennend, mit der Schlußbemerkung: 'Prof. Barbagallo will be interested in an article soon to be published by an American woman, who by her study of coins has cleared up several matters hitherto in dispute regarding the years 68—70 a. d.'), Journ. des Sav. XI S. 525 von J. Boyet.

IV. Sprachgebrauch.

29) H. Blase, Ist *prae* in der Zusammensetzung mit Verben gleich *praeter?* WS. f. kl. Phil. 1916 Nr. 12 und 13.

Prae wird in der Zusammensetzung mit Verben vielfach mit *praeter* identifiziert. Zu den Erklärern des Tacitus, die dieser Auffasung folgen, gehört, wie es scheint, auch Nipperdey, wenn ich seine Anmerkung zu XIV 23 richtig verstehe. Blase wundert sich, wie es komme, daß *prae* in der Zusammensetzung eine Bedeutung annimmt, die es als Präposition nicht hat. Mit Recht; denn gegen die gewöhnliche Annahme spricht schon der Umstand, daß es viele verbale Zusammensetzungen gibt, in denen *prae* seine ursprüngliche Kraft bewahrt, die Bedeutung 'vorbei', 'vorüber' aber ausgeschlossen ist. Aus Tacitus nenne ich Ann. XIV 32 *neque fossam aut vallum praeduxerunt,* H. III 21 *praemunita* 'vorn gedeckt', Ann. XIII 35 *praeriguisse manus* 'vorn an den Händen erstarrt', XII 33 *saxa praestruit,* H. II 6. 14. Ann. II 56 *praetendi* 'sich hinziehen vor', Germ. 34 *Rheno praetexuntur* 'an ihrer Front vom Rhein, der gleichsam den Saum der Friesen bildet, begrenzt werden'.

Der zuletzt genannten Stelle ist völlig ähnlich Ann. II 63 *qua Noricam provinciam praefluit* 'auf der Strecke, wo die Donau vor Noricum herfließt', wie Blase übersetzt, oder 'wo sie die Front von Noricum säumt'. Diese Stelle aber und ebenso XV 15 *is castra praefluebat* anders aufzufassen als XII 33 *praefluebat amnis,* wie Greef tut — denn er setzt an den beiden ersten Stellen *praefluere* gleich *praeterfluere,* an der dritten übersetzt er 'vor ihnen floß' — liegt kein Grund vor. So ist auch *praegredientem* XIV 23 ('vor den Grenzen her') nicht gleich *praetergredientem. Praelegere oram* Ann. II 79 (vgl. *praelegere Campaniam* VI 1) ist nicht gleich *praeternavigare oram,* sondern 'die Küste vorwärts fahren', oder, wie ich lieber sagen möchte, 'vor der Küste her fahren'. Die Bedeutung 'an der Küste vorbeifahren' ergibt sich, wie Blase mit Recht sagt, lediglich aus dem Zusammenhang. Ebenso

ist *praefestinare* Ann. V 10 nicht 'vorbeieilen', sondern 'vor der Strecke, die durch den sinus Toronaeus und Thermaeus gebildet wird, eilig her fahren', so daß allerdings auch hier der Begriff 'vorbei' durch die Sache nahegelegt, durch die Präposition an sich aber nicht ausgedrückt wird. Auch *praevehi* ist nirgends gleich *praetervehi,* das sich bei Tacitus H. III 71 findet. Ann. II 6 steht *qua Germaniam praevehitur,* vom Rhein gesagt, in dem selben Sinn, wie von der Donau gesagt *Noricam praefluit* II 63; denn der Rhein säumt die Front Germaniens, wie die Donau die von Noricum. H. II 2 ist *oram . . . praevectus* 'vor der Küste her fahrend' — vgl. das oben besprochene *praelegere oram* — und die gleiche Bedeutung hat *praevehebantur* Agr. 28. *Praevehuntur* H. IV 71 ist mit dem oben erwähnten *praefestinare* vergleichbar: sie reiten vor der Strecke her, welche die Feinde mit ihren Geschossen bestreichen. H. V 16 bedeutet *praevectus* einfach 'weiter vorwärts reitend' und V 23 *praevecti* 'sie fuhren voran' nicht 'aneinander vorüber', wie Ann. VI 35 *praelatus equo* 'von seinem Pferde vorwärts- oder fortgerissen'. Das 'vorbei', sagt Blase, wird aus den Umständen hineingelesen. Über *praelabebantur* H. II 35 äußert Blase sich nicht, vielleicht absichtlich. Denn die Deutung ist schwierig, die Erklärer schwanken; Halm schrieb *perlabebantur.*

Blases Ausführungen, aus denen ich nur den auf Tacitus bezüglichen Teil herausgehoben habe, bedeuten einen Fortschritt in der lateinischen Wortkunde und einen dankenswerten Beitrag zum Verständnis namentlich des Livius und Tacitus.

30) Georg Andresen, Tacitus und Livius. WS. f. kl. Phil. 1916 S. 210—214.

In diesem Aufsatz habe ich eine Anzahl Parallelen zwischen beiden Historikern zusammengestellt, mich dabei aber auf die erste Dekade des Livius und auf folgende drei Klassen vergleichbarer Stellen beschränkt: erstens solche, wo die Ähnlichkeit der Situation und des gewählten Ausdrucks die Annahme einer bewußten Anlehnung des Tacitus an Livius möglich erscheinen läßt, zweitens solche, wo der Vergleich für die Interpretation des Taciteischen Ausdrucks einen Wink gibt, drittens solche, wo er die Wahl der Lesart entscheiden hilft. Zu der ersten Klasse gehören namentlich solche Stellen, wo es sich entweder um Reden oder um das beiden Historikern gleich vertraute Gebiet der Massenpsychologie handelt. Die Fortsetzung des Aufsatzes steht noch aus.

Mendell, Sentence connection in Tacitus (JB. XXXVII 256) angezeigt Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 320 von J. Golling sen.

V. Handschriftliches und Textkritik

31) R. Sabbadini, Storia antica di testi Latini. Catania 1914. F. Battiato.

Sabbadini gelangt in diesem mit einigen Nachträgen versehenen Neudruck früherer Aufsätze S. 282 entgegen seiner früheren Anschauung zu dem Ergebnis, daß der Codex Hersfeldensis den Namen des Autors des Dialogus verschwieg. Vgl. L. V., Boll. di fil. class. XXI S. 224.

32) Georg Andresen, Korrumpierte Eigennamen bei Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 S. 1097—1101 und 1121—1125.

Ich habe in diesem Artikel die handschriftlichen Verderbnisse der Eigennamen nach paläographischen Gesichtspunkten geordnet und in allen Fällen, soweit es möglich schien, die Veranlassung der Fehler festzustellen mich bemüht, um deren Heilung, wie um die Emendation des Textes überhaupt, sich Justus Lipsius die größten Verdienste erworben hat. Im Eingange des Artikels habe ich auf zwei das Thema berührende paläographische Werke hingewiesen, nämlich auf die Vorreden Rostagnos zu den Leidener Ausgaben der beiden Medicei und auf das für die Kenntnis der Schrift des 2. Mediceus wichtige Werk von E. A. Loew, The Beneventan script, der u. a. gezeigt hat, daß H. IV 48, 10 *legatorum vis,* nicht *ius* zu lesen ist. — Der Gefahr einer Verwechslung ist in allen Handschriften des Tacitus kein Buchstabe mehr ausgesetzt als *i,* der besonders oft mit *l* vertauscht wird (z. B. Ann. III 11, 4 *fulnicium* statt *P. Vinicium*), dann aber auch mit *t* und *e (Armenius* statt *Arminius).* Oft ist ein Eigenname in einen andern Eigennamen umgestaltet *(Traiano* statt *Troiano),* oft auch in ein Appellativum, und zwar in eine Verbalform *(avertere* statt *a Vetere, postulantem* statt *post Valentem),* ein Substantiv *(supplicium* statt *Sulpicium, gladius* statt *Claudius),* ein Adjektiv (besonders häufig *alius,* z. B. Ann. III 38, 15 *alii* statt *Dii,* II 54, 8 *alio* statt *adito Ilio*), ein Pronomen *(ipso* statt *Piso).* Umgekehrt ist auch nicht selten ein Appellativum in einen Eigennamen verwandelt *(Claudium* statt *cladium, Domitiae gentis* statt *domitae gentes).* Viele Fälle irrtümlicher Worttrennung zeigen, daß die Schreiber der beiden Medicei je ein Exemplar vor sich gehabt haben, das in scriptura continua geschrieben war. In allen Fällen, wo entgegen der Gewohnheit des Tacitus die tria nomina Romana überliefert sind, liegt, Agr. 4, 1 ausgenommen, eine Korruptel vor. Zuweilen ist ein Eigenname ausgefallen; der Vorname ist manchmal mit dem Gentilnamen zusammengeflossen oder ausgefallen oder mit einem andern Vornamen vertauscht oder sonstwie entstellt. Manche Eigennamen sind durch Buchstabenumstellung, durch Überspringen oder irrtümlichen Einschub einer Silbe oder eines Vokals korrumpiert, zuweilen im Anlaut oder im Auslaut verstümmelt. Am schlimmsten ist es dem Namen *Vipstanus* ergangen, der nur an einer Stelle richtig überliefert, an den übrigen neun Stellen, wo er vorkommt, in mannigfacher Weise verändert ist. — Als auffallende und schwer erklärbare Korruptelen habe ich notiert Ann. XIV 29, 2 *hauitus* statt *A. Didius,* XV 50, 3 *Tullium* statt *Claudium,* H. IV 44, 8 *Octavius Sabinus Sagitta* statt *Octavius Sagitta,* Germ. 37, 16 *Marcoque* statt *Gnaeoque.* Für das H. III 53, 15 überlieferte *Asiam* ist eine sichere Emendation noch nicht gefunden.

33) Georg Andresen, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 308—310. 428—432. 525—527. 621—623. 883—886. 955—960.

Auf Grund einer Sammlung von Stellen, wo ein Wort oder mehrere Worte in der Handschrift irrtümlich aus dem Vorhergehenden widerholt sind, vermute ich, daß H. III 27 die Worte *multa cum strage,* deren Ver-

bindung mit *prosternerent* stört, aus III 22, und Dial. 5, 13 die Worte *apud eos,* die jedem Emendationsversuch widerstreben, aus 5, 4 stammen.

Für die irrtümliche Vorwegnahme eines Wortes aus dem Folgenden gibt es einige sichere Beispiele. Dementsprechend ist vielleicht Ann. XI 9 *[quam] atrociorem quam,* Dial. 29 *[et virides] teneri statim et rudes animi* zu schreiben und H. IV 58, 3 *hostium,* das Z. 5 widerkehrt, zu streichen. Unter den selben Gesichtspunkt habe ich, wenn auch zögernd, gestellt: H. III 24, 3 *cur [rari]* — 25, 3 folgt *rariore* — Ann. I 59, 13 *[hominum]* — 61, 4 folgt *hominum* — Ann. IV 50 *[properum finem]* — diese Worte kehren 58, 7 wider.

Oft hat ein vorangehendes Wort durch Angleichung eine Korruptel hervorgerufen. Ein solcher Fehler liegt vielleicht auch vor Ann. XIII 39 *hos in testudinem conglobatos subruendo vallo [in]ducit,* XV 34 *a Vatinio Cele[b]re* nach *celebrans* und *celebres,* zumal da der Schreiber selbst das *b* in *celebre* gestrichen zu haben scheint. Kühner ist die Vermutung, daß H. II 70 extr. *sortis* aus *mortis* — *sors* geht voraus — verderbt sei.

Auch durch Angleichung an ein folgendes Wort sind zuweilen Fehler entstanden. Hierher rechne ich Ann. XII 22, 4, wo ich *Apollinis Clarii oraculum* (Med. *simulacrum*) vermute — es folgt 24, 4 *tauri simulacrum* — und XII 44, wo ich mit Freinsheim und Nipperdey *potentiae properum* statt *potentiae prompte* schreibe, indem ich annehme, daß das Auge des Schreibers von *potentiae properum* zu *potuerint, prompte* (so der Med. statt *prompta*) 45, 2 abgeirrt ist.

Offenbare oder mit guten Gründen vermutete Glossen und Glosseme begegnen im Texte des Tacitus nicht selten Im Anschluß an diese Beobachtung vermute ich, daß Tacitus Ann. VI 44 *iamque multa manu Seleuciae propinquabat* geschrieben hat und die handschriftliche Lesart *iamque multa manu propinqua Seleuciae adventabat* dadurch entstanden ist, daß ein Glossator *adventa* über *propinqua(bat)* geschrieben hat. Auch *Galbae* H. I 38, 1 und *Vitellius* II 68, 3 ist mir der Interpolation verdächtig. Der Satz *victus inter hospites comis* Germ. 21 ist vielleicht aus der Kombination zweier Randbemerkungen entsprungen, deren erste *victus inter hospites* das Thema des Kapitels angab, während die zweite das Wort *comes* widerholte. Auch Dial. 19 liegt in den Worten *an⟨ti⟩qui usque ad Cassium* vielleicht eine Randbemerkung vor, durch die freilich echte Worte, wie z. B. *ego Cassium Severum,* verdrängt sein müßten. Dagegen möchte ich mit Traube Dial. 28 *ignotas et iam* zu *ignotas, set ⟨aper⟩iam* ergänzen, da ich es für denkbar halte, daß der Schreiber des Hersfeldensis den ersten Teil des Verbums *aperiam* als den Eigennamen *Aper* las und, weil er damit nichts anzufangen wußte, fortließ.

Ferner vermute ich nach handschriftlichen Spuren H. I 14, 8 *credidere,* III 71, 13 *Tarpei rupes,* IV 31, 11 *plerique* statt *plerumque.* Auch habe ich darauf hingewiesen, daß H. III 5, 1 *inpunem et usui* gelesen werden kann *inpune metu sui* und daß II 81, 4 vor *mox* ein Komma, nach *Agrippa* ein Kolon zu setzen ist. Agr. 37, 15 habe ich *nam,* das allein der Aesinus bewahrt hat, vor *postquam* gestellt. Eine Lücke vermute ich H. I 13 *eoque ⟨et⟩iam Poppaeam Sabinam,* I 30 *et⟨enim⟩*

Nero quoque, II 76 *polluendam perdendamque rem publicam* ⟨*pessimis*⟩ *relinquere,* IV 50 *nec multo post Piso* ⟨*ipse*⟩ *interficitur,* Dial. 5 *invenire* ⟨*non contigit*⟩, *non patiar,* Ann. XIV 36 *paucos* ⟨*esse*⟩ *qui,* H. V 14, 10 *ea*⟨*dem*⟩ *loci forma* ('die Landschaft hatte eine und dieselbe Gestalt'). H. II 14, 11 wäre in Ordnung, wenn man *sed acie* in *hinc acie* ändert. II 77, 11 steckt in *tuos* wohl nichts weiter als *tu.* Ann. XIV 54, 1 hat Weidner mit der Änderung von *et* in *tu* und von *et ego* in *ego* das Richtige getroffen. Dial. 7, 10 schreibe ich jetzt *quod non in alieno oritur* 'was nicht auf fremdem Boden wächst'.

34) W. Knögel, Zu Tac. dial. de or. 27. Monatschrift f. höh. Schulen XIV S. 381. — J. J. Hartman, De cantoribus Euphorionis et quibusdam aliis disputatiuncula. Mnemos. XLIII 3. — Pöhlig, Kritisches und Exegetisches zu lateinischen Schriftstellern. JB. des phil. Vereins zu Berlin XXXXI S. 74—76. — R. W. Husband, Galbas assassination and the indifferent citizens. Class. phil. X S. 321—325. — P. Persson, Über einige lateinische Glossen. Eranos XIV S. 113 Anm. 1. — A. Schöne, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 S. 1172—1174. — F. Walter, Zu Tac. Ann. Berl. phil. WS. 1915 S. 704.

Knögel meint, es handle sich in den Worten *citra damnum adfectus* um einen Adfectus des Redenden, d. i. um sein *πάϑος*, das nicht beeinträchtigt werden dürfe. Es sei also zu übersetzen: 'bei solchen Gesprächen gilt die Regel, seine Überzeugung nicht auf Kosten der Lebhaftigkeit der Empfindung zu äußern'. Das dreimalige *offendere* zeigt, wie mir scheint, daß die Gefahr, auf die hier hingewiesen wird, darin besteht, daß die Äußerung entgegengesetzter Ansichten zu einer gegenseitigen Verstimmung führen könne. Ich fasse daher *adfectus* in dem Sinne von *voluntas* und übersetze wie Gudeman und John 'unbeschadet der freundschaftlichen Gesinnung'.

In dem bunten Inhalt des Hartmanschen Aufsatzes versteckt sich S. 252—256 die Erörterung je einer Stelle des Dial. und des Agr. Neu ist darin nur die Entdeckung einer arcana sapientia, die in den Dial. 17 zusammengestellten Zahlen stecke. Denn 56 (so nach Lipsius) sei $= 23 + 4 + 28 + 1$ und $28 = 23 + 4 + 1$, so daß die Zahl der Regierungsjahre des Augustus sich auf seine Nachfolger bipertito verteile. Die Zahlen stimmen ja; ob darin ein beabsichtigtes Spiel zu erblicken sei, ist jedoch zweifelhaft, zumal da die Zahl 28 nicht vor oder nach den Zahlen, aus denen sie sich zusammensetzt, sondern mitten zwischen ihnen steht. Nicht neu ist die Auffassung der Regierung des Vespasian als der sechsten *statio* nach den fünf vorangegangenen, unter denen die Regierungen des Claudius und Nero zu einer einzigen statio von 28 Jahren zusammengefaßt würden, und die Behauptung, daß, da die Zahl 120 wegen *in hunc diem* nicht als runde Zahl gefaßt werden könne, das Gespräch in das Jahr 77 gesetzt werden müsse. — Zu Agr. 45 bemerkt Hartman, *ante quadriennium* bedeute 'wir haben dich schon vier Jahre vor deinem Tode verloren'. Das wird wohl niemand bestreiten.

Pöhlig ändert dial. 20 *corruptus* in *correptus,* da jenes nur in tadelndem Sinne gebraucht werde und daher hier nicht passe. Ge-

wöhnlich sagt man, und nicht mit Unrecht, *corruptus* sei hier synonym mit *invitatus* und etwa gleich *pellectus*. Aber die eigentliche Bedeutung 'zur Untreue verführt' läßt sich auch an unserer Stelle nicht verkennen. Denn ein glänzender Vortrag, will Aper sagen, nimmt den Richter so gefangen, daß er seiner prinzipiellen Forderung, daß die Rede kurz sei, untreu wird. Für *correptus* aber in dem Sinne von 'ergriffen' vermißt man Parallelstellen. — Wie die Deutschen, lesen wir Germ. 5, gewisse Gepräge römischen Geldes gutheißen ⟨und andern Geprägen vorziehen⟩, so gehen sie 'auch' mehr dem Silbergelde nach als dem Goldgelde. So verstehe ich *quoque*, das im Aesinus fehlt und von Tücking gestrichen wurde. Pöhlig will es in *quodque* ändern ('jedes Silberstück'?) und beruft sich für den 'freieren Gebrauch von quisque bei Tacitus' auf c. 24 *ut se quoque pudore victoriae exsolvant:* also 'von jeder Scham'? — Mit dem bösen *audiri* Germ. 7, das so viele Verbesserungsvorschläge hervorgerufen hat, wird Pöhlig schnell fertig: er ändert es in *audire* und ergänzt *est*. Schon Wölfflin und Schütz haben *audire* geschrieben, aber nicht ohne *est* einzuschieben; denn sie wußten wohl, daß die Auslassung von *est* die Verbindung *est videre* c. 5 völlig unvergleichbar machen würde. — Die langen Ausführungen über *castra in limite locat* Ann. I 50 'er errichtet in der durch Einreißen *(scindit)* des Grenzwalles entstandenen Lücke ein Lager' hätte Pöhlig sich wohl erspart, wenn er die aufklärenden Ergebnisse der Forschungen von Oxé und Gebert über die Bedeutungsentwicklung des Wortes *limes* und über den Sinn, den *scindit* an dieser Stelle hat, gekannt hätte.

Husband liefert einen beachtenswerten Beitrag zur Interpretation von H. I 40. Wie soll man die Worte *quale magni metus et magnae irae silentium est* verstehen? Heraeus und Wolff ergänzen vor ihnen *sed tale silentium*. Also: das Schweigen der Menge verriet Furcht und Zorn. Da erhebt sich die Frage: was fürchtete das Volk? wem zürnte es? Fürchtete es für seine persönliche Sicherheit oder für Galba? Zürnte es den Empörern oder Galba? Vermutlich nichts von alledem. Gewohnt und stets bereit, dem jeweiligen Herrscher zuzujauchzen, war das Volk von keiner andern Leidenschaft erfüllt, als von der Begierde, zu sehen, wie die Dinge sich entwickeln würden. In dieser Stimmung schaute es das Drama, das sich vor seinen Augen auf dem Forum abspielte, in der selben Stimmung war es später Zeuge der Kämpfe zwischen Flavianern und Vitellianern, *ut in ludicro* (H. III 83). Seine Gesinnungslosigkeit zeigte es sowohl dem Otho wie dem Vitellius gegenüber, sobald sie zur Macht gelangt waren (H. I 45. II 90). Solche Erwägungen sprechen, wie Husband ausführt, gegen die von Heraeus und Wolff vertretene Auffassung der Worte *quale . . . est*. Die richtige Deutung gebe Davies in seiner Ausgabe des ersten Buches der Historien. Dieser faßt im Anschluß an Dureau de Lamalle die Worte *quale . . . est* als eine Erklärung zu *quies* und übersetzt: 'there was no commotion, nor yet the quiet, such as is the silence of extreme fear and extreme passion'. Die beiden Parallelstellen, die man herangezogen hat, Xen. Ages. 2, 12 und Liv. I 29, 2, bringen keine Entscheidung; wohl aber wird Davies' Deutung, wie Husband mit Recht hervorhebt, durch das

folgende *tamen* empfohlen, dessen Sinn zu sein scheint: bei der indifferenten Haltung des Volkes war nicht zu erwarten, daß es zugunsten der einen oder der andern Partei eingreifen würde, und doch wurde Otho gemeldet, daß es sich bewaffne (nämlich um Galba zu schützen). Die Meldung führt zu raschem Entschlusse.

Persson macht darauf aufmerksam, daß in den Worten *vir facundus et pacis artibus, bellis inexpertus* H. I 8 zu *pacis artibus* ein aus *inexpertus* zu entnehmendes *expertus* ergänzt werden könne, wie *quibat* aus *nequibat* Ann. XII 64, *potest* aus *non potest* XIII 56. Gewöhnlich faßt man *artibus* als Ablativ der Eigenschaft, dessen Attribut hier durch einen Genetiv ersetzt sei. Die Möglichkeit, von der Persson spricht, hat auch Heraeus nicht übersehen.

Schöne schreibt Ann. IV 69 *non alias magis anxia civitas et pavor ingens adversum proximos,* XI 29 *perstitit Narcissus* ⟨*consilii*⟩ *sui solum id immutans,* XII 2 *at Pallas id maxime in Agrippina laudare, quod Germanici nepotem stirpem nobilem secum traheret, digna prorsus imperatoria fortuna et familiae Claudiae quae posteros coniungeret* 'Pallas dagegen hob besonders das an Agrippina rühmend hervor, daß sie des Germanikus Enkel als edlen Sproß mitbringe, eine Frau, die würdig sei, Kaiserin zu werden und ihre Nachkommen der claudischen Familie zu verbinden'. Alle drei Änderungen sind trotz Schönes Bemühungen, sie paläographisch zu rechtfertigen, gewaltsam. An der ersten Stelle müßte man wohl auch noch *et* streichen und ein Kolon nach *civitas* setzen; an der zweiten ist das noch dazu durch die Stellung gehobene *consilii sui* überflüssig; an der dritten würde ich, wenn Schöne nicht unter *posteros* den L. Domitius versteht, statt 'ihre Nachkommen der claudischen Familie zu verbinden' eher erwarten 'der claudischen Familie Nachkommen zu schenken'.

Auch Walters Konjekturen werden bald vergessen sein. Er vermutet XII 50 *atrox hiems, s*⟨*ed*⟩ *et parum provisi commeatus,* indem er *non solum* vor *atrox hiems* hinzudenkt. Es ist nicht abzusehen, warum das einfache *et* nicht genügen soll. XII 58 *aliaque haud procul fabulis* ⟨*quasi*⟩ *vera facunde executus.* Gegen die Vulgata *vetera* erhebt Walter den Vorwurf der Tautologie, ohne zu beachten, daß in diesem Worte mehr liegt als eine Zeitbestimmung. Auch wir sprechen von 'alten Geschichten', wenn wir sagen wollen, daß man sie oft vernommen hat. In diesem Sinne heißen die Großtaten und Aussprüche der alten Athener *vetera* Ann. II 53; die selbe Bedeutung verleiht dem Worte der erklärende Zusatz *veteres locos et fama celebratos* II 54 und XIII 19 *vetera et saepius iam audita.* Die sanfte in *haud procul fabulis* liegende historische Kritik durch *quasi vera* noch zu unterstreichen, hatte Tacitus keinen Anlaß. XV 36 *ita* ⟨*publice*⟩ *populum Romanum vim plurimam habere.* Dem *in privatis necessitudinibus* entspricht *in re publica* besser als *publice,* vgl. Liv. XXIV 8, 11 *ut non potiorem privatis necessitudinibus rem publicam habeam.* XV 63 *adversus praesentem fort*⟨*unae dur*⟩*itudinem mollitus* und XVI 35 *humum superspergens* (Med. *super spergens,* vulg. *super spargens*). Von den Komposita mit *spargo* kennt Tacitus nur

respergo, denn *perspersum* XV 44 ist verdächtig. Ein Wort wie *duritudo* aber in den Text des Tacitus einzuführen, hätte Walter nicht wagen sollen.

35) Ein gewandt geschriebener 'Bericht über die Literatur zu Tacitus aus den Jahren 1904—1912' von K. Remme in Bonn ist in den Jahresberichten für Altertumswissenschaft 167 (1914 II) S. 201—279 erschienen. Er zerfällt in 7 Abschnitte: 1. Die Persönlichkeit des Tacitus und seine literarhistorische Stellung. Charakteristik seiner Geschichtschreibung. Herausgabe seiner Werke. 2. Spezielle Quellenuntersuchungen. 3. Dialogfragen. 4. Stilistisches und Sprachliches. 5. Die Überlieferung der kleinen Schriften. Fortleben des Tacitus im Mittelalter. 6. Textkritik. 7. Ausgaben und Übersetzungen. Am ausführlichsten ist der Bericht im ersten und zweiten Abschnitt, der siebente beschränkt sich auf kurze Charakteristik der Neuerscheinungen. Das Ganze zeugt von Sachkenntnis und gesundem Urteil.

Berlin. Georg Andresen.

Nachlese zu Pindar

Zu den ganz vereinzelten Stellen bei Pindar (und Bakchylides), wo statt zweier Kürzen in der Senkung eine Länge überliefert ist (Neue Responsionsfreiheiten[1]) 1[1]), gehört Ol. XIV 20

μειλαντειχέα νῦν δόμον
Φερσεφόνας ἔλϑ' Ἀχοῖ. —◡◡—◡◡——

Der Einwand gegen Ahrens ἔλυϑ', daß die Form sonst nirgends bezeugt ist, wiegt doch recht schwer. Mit ἔσιϑ(ι) wird das gleiche erreicht, und die Verderbnis nicht viel schlechter erklärt: von CI nach Λ ist kein weiter Weg. Vgl. Pyth. X 32 δώματ' ἐσελϑών. —

Die buchstäbliche Responsion (Neue Responsionsfreiheiten S. 6[8] u. ö.) findet sich bei Pindar in dem selben Grad wie bei Bakchylides, wo Blaß sie durch Sperrdruck gekennzeichnet und textkritisch verwertet hat. Das Wesen der Erscheinung selbst ist nicht klar; vermutlich liegt keine dichterische Absicht darin, sondern nur unbewußte phonetische Nachwirkung der zuerst gedichteten Strophen. Im folgenden sollen einige textkritische Folgerungen gezogen, und der Umfang dieser Entsprechungen bei den betreffenden Liedern festgestellt werden.

Durch buchstäbliche Responsion gedeckte Worte oder Wortteile wird man nicht ohne Not antasten: Ol. VIII 46 τετράτοις (∼ 68 τέτρασιν), Pyth. II 75 βροτῶν (= 51), N XI 18 dreisilbig ἀοιδαῖς (∼ 7 ἀοιδά), Ol. X 105 ϑάνατον (= 42)[2]).

Von diesen Stellen sind die beiden ersten als heil anzusehen (die Konjektur τερτάτοις zwang zu der Annahme, daß Pindar τέτρατος und τέταρτος im Sinn von *quartus*, τέρτατος im Sinn von *tertius* verwendet

---

[1]) Damit zitiere ich meine Schrift: 'Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar', bei Weidmann 1914 (= diese Jahresberichte 1913, S. 289—320).

[2]) Andere buchstäbliche Entsprechungen in diesen Gedichten (Übereinstimmung von weniger als vier aufeinander folgenden Buchstaben ist hier und im folgenden nur dann vermerkt, wenn Bedeutungsgleichheit hinzutritt):

Ol. VIII 42 = 86 ἀμφί, 47 = 68 καὶ . . . καί, 62 = 85 ἔργα.

Pyth. II 13 = 29 = 37 ἀνήρ, 14 f. εὐαχέα . . . ἀρετᾶς κελαδέοντι ∼ 62 f. εὐανϑέα . . . ἀρετᾷ κελαδέων, 25 εὐμενέσσι ∼ 33 —κευϑέεσσι, 48 ὁμοῖοι ∼ 72 γένοι' οἷ—, 52 = 60 ἑτερ—, 76 = 84 —αν ὑπο—.

Nem. XI 3 —αν δέξαι ∼ 24 —ὰν δόξαν, 25 = 36 καὶ παρ', 33 Πεισάνδρου ∼ 38 —αις ἀνδρῶν.

Ol. X 21 πελώριον ὁρμάσαι ∼ 42 ἀλώσιος ἀντάσαις ∼ 63 ἀγώνιον ἐν δόξᾳ, 29 ἄκοντα (= ἀέκοντα) ∼ 71 ἄκοντι (◡——◡), 46 πέδον ∼ 52 σχεδόν, 66 = 87 —νος ἱκ—, 76 = 97 —μενος.

habe; zudem mußte *τέρτατος* erst aus äol. *τέρτος* und *τρίτατος* kontaminiert werden). — Die beiden letzten fordern einen Eingriff, wie das Metrum zeigt, aber beidemal ist er an anderer Stelle vorzunehmen: Nem. XI 18 etwa *μελίζεν* (inf.) statt *μελιζέμεν* (zweisilbiges *ἀειδ-*, *ἀοιδ-* kennt weder Pindar noch Bakchylides), Ol. X 105 *ἄλκε* oder *ἄλξε* statt *ἄλαλκε*.

Formal auszugleichen, gleichgültig nach welcher Seite, ist Pyth. IX 36 *ἐνεῖκαι*, 53 *ἐνεγκεῖν*, Ol. XIII 7 *Εἰρήνα*, 62 *Πειράνας*[1]).

Den Konjekturen, die die buchstäbliche Responsion bestätigt (Musterbeispiel Blaß zu fr. 108), ist hinzuzufügen Nem. IX 43[2]) *φάσομεν* (∼ 8 *ὄρσομεν*) statt *φάσομαι*. Das Medium ist, soviel ich weiß, sonst im Futur nicht bezeugt, zum Plural vgl. Pyth. X 69 *ἐπαινήσομεν* in ganz dem gleichen Sinn. Die Änderung ist eigentlich nur orthographisch.

Nem. VI 11 (Neue Responsionsfreiheiten 9[2]).

ἦλθέ τοι
Νεμέας ἐξ ἐρατῶν ἀέθλων
παῖς ἐναγώνιος, ὃς ταύ-
ταν μεθέπων Διόθεν αἶσαν
νῦν †τε πέφανται
οὐκ ἄμμορος ἀμφὶ πάλᾳ κυναγέτας.

τε ist grammatisch unbrauchbar. Streicht man es, so entsteht hinter *πέφανται* ein Hiat, der uns zwingen würde, an dieser Stelle einen Periodenschluß mit aufgelöster letzter Hebung (28 *οὖρον ἐπέων*) anzusetzen, eine metrische Härte, die vielleicht in der ganzen griechischen Metrik des 5. Jahrhunderts beispiellos ist[3]). Nun hat Aeschylus zweimal *νῦν ὅτε* im Sinn von verstärktem *νῦν*: Sept. 705 *νῦν ὅτε σοὶ παρέστακεν*, Suppl. 630 *νῦν ὅτε καὶ θεοὶ Διογενεῖς κλύοιτε*. Schreiben wir bei Pindar *νῦν ὅτε πέφαντ' οὐκ*, so ist die Verderbnis besser erklärt und das Metrum des Strophenschlusses hergestellt:

— ◡ ◡◡ ◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡ — ◡ —

Dabei ist um des Metrums willen einzig 50 *ἔμπεσ' Ἀχιλεύς* mit Hermann (bei Boeckh) zu *Ἀχιλεὺς ἔμπεσε* umgestellt.

Pyth. VIII 97 (Neue Responsionsfreiheiten 11).

ἀλλ' ὅταν αἴγλα διόσδοτος ἔλθῃ,
λαμπρὸν ἔπεστι φέγγος ἀν- — ◡ — ◡◡ — ◡ —
δρῶν καὶ μείλιχος αἰών.

---

[1]) Pyth. IX 16 —*μῆλον* ∼ 64 *μήλων* (hier wie öfters kommt hinzu, daß die genannte Buchstabengruppe in dem Lied nur an dieser Stelle auftritt), 35 *ἀπειράντου* ∼ 52 *ὑπὲρ πόντον*.

Ol. XIII 3 *ξένοισι . . . θεράποντα* ∼ 26 *γένοιο . . . ἅπαντα*, 5 = 28 = 97 —*ουρο*— (in diesem Gedicht nur hier), 25 = 33 —*εσσιν*, 62 = 99 = 107 *εξ*, 94 = 102 *παρ*, 18 *πόθεν ἐξέφανεν* ∼ 64 *ποθέων ἔπαθεν*, 68 *ἄγε* = 114 (wo *ἄγε . . . ἐκνεύσω* zu schreiben, vgl. Neue Responsionsfreiheiten S. 24).

[2]) Nem. IX 3 *Χρομίου* ∼ 8 *βρομίαν* ∼ 28 *Κρονίων* ∼ 43 *κονίᾳ*, 4 = 14 *παιδεσ*—, 6 = 41 *ἀνθρωπ*—, 27 = 37 *θυμὸν αἰ*—, 29 = 54 *ταύταν*, 32 = 52 —*ιπποι*, 44 = 54 *σύν*.

[3]) Aesch. Pers. 636 *παντάλαν' ἄχη* ∼ 645 *πέμπετε δ' ἄνω* (es folgt Hiat) hat Wilamowitz trochaisch gemessen unter Berufung auf die oben behandelte Pindarstelle. Aber das ist jambisch wie 581 *δαιμόνι' ἄχη*, woran es auch im Wortlaut erinnert.

Als ungefähr gleichwertig mit Heynes Umstellung *φέγγος ἔπεστιν* möcht ich die Änderung *ἕσπετο φέγγος* zur Wahl stellen; der gnomische Aorist wie Nem. VII 18. 31. XI 30. Den doppelten Eingriff *φέγγος ἐπέσπεν* hattte Herwerden empfohlen —.

Den bisher übersehenen äolischen Verbalformen bei Pindar (vgl. Neue Responsionsfreiheiten 26[2]) läßt sich vielleicht noch eine zufügen:

Ol. X 64 *στάδιον μὲν ἀρίστευσεν εὐθὺν τόνον ποσσὶ τρέχων παῖς ὁ Λικυμνίου Οἰωνός· ἷκεν δὲ Μιδέαθεν στρατὸν ἐλαύνων· ὁ δ' ἐπάλαι κυδαίνων Ἔχεμος Τεγέαν· Δόρυκλος δ' ἔφερε πυγμᾶς τέλος . . .*

Bei der üblichen Auffassung *ὁ δὲ πάλᾳ* muß das Hauptverb aus 64 *ἀρίστευσεν* ergänzt werden, sehr hart. Da Pindar bei längeren Aufzählungen die Konstruktion oft um den Preis starker Härten abwechselnd gestaltet, müßte man auch dies hinnehmen, wenn man nicht durch Anerkennung des äolischen Imperfektes *ἐπάλαι* den Stil bedeutend bessern könnte. *πάλαιμι* überliefert Herodian *περὶ μον. λέξ.* 23, 26 = II 930, 5 Lenz als äolisch. Wenn er an anderer Stelle (II 825 Lenz, vgl. Rich. Meister, Dialekte I 175[5]) die Regel aufstellt, den äolischen *-μι*-Formen korrespondierten nur mit Verbis contractis, so wird dadurch die positive Überlieferung nicht umgestoßen. *παλαίω* wird doch wohl auf verlorenes *παλάω* zurückgehen, wenn auch Herodot 8, 21, 1 *παλήσειεν* und die verwandten Hesych-Glossen kaum hierher gehören (vgl. Curtius, Verb. I² 340).

Zu konstruieren ist dann *ὁ δὲ Ἔχεμος ἐπάλαι(ε) κυδαίνων τὴν Τεγέαν.* Zur Stellung des Eigennamens vgl. Nem. IX 24 *ὁ δ' Ἀμφιαρεῖ σχίσσεν κεραυνῷ παμβίᾳ Ζεὺς τὰν βαθύστερνον χθόνα*, ähnlich Nem. V 34. Wie Pindar die äolische Endung geschrieben hat, ist nicht sicher auszumachen: Sappho 28,2 *ἐκύκα(ι)*, Pindar Nem. V 5 *νίκη(ι)*. —

Nem. V 34 *ὁ δὲ . . . κατένευσέ οἱ (τῷ Πηλεῖ) . . . Ζεύς . . ., ὥστ' ἐν τάχει . . . τινα Νηρεΐδων πράξειν ἄκοιτιν, γαμβρὸν Ποσειδάωνα πείσαις . . .*

Der lächerliche Lapsus, durch den Poseidon zum Schwiegervater des Peleus geworden ist (Neue Responsionsfreiheiten 28), bedarf keiner Berichtigung, wohl aber die Deutung, durch die er hervorgerufen worden ist. Ist denn wirklich Poseidon als Schwestermann der Thetis deren *κύριος*? Mußte ein Verwandter gefragt werden, so war das doch Nereus. Wurde Poseidon gefragt, so war es in einer anderen Eigenschaft. Als Herr des Meeres? Aber da steht *γαμβρόν. γαμβρὸς* der Thetis ist Poseidon aber nicht nur als *χρυσαλακάτοιο πόσις Ἀμφιτρίτας* (Ol. VI 104), sondern auch als einer der beiden, die da *ἔρισαν ἀμφὶ Θέτιος γάμῳ ἄλοχον εὐειδέα θέλων ἑκάτερος ἑὰν ἔμμεν· ἔρως γὰρ ἔχεν* (Isthm. VIII 29), also als Freier (*γαμβρός* in dieser Bedeutung z. B. Pyth. IX 116). Auf diese Geschichte spielt also Pindar hier an, kurz, weil er sie nur um des Namens Poseidon willen braucht, der ihn dann weiter zum Isthmus und zu dem Begriff 'Kampfspiele' führt, denen der Schluß des Gedichtes gilt

Z. Zt. Antwerpen, März 1916. P. Maas.



Lateinische Syntax und Stilistik

A. Abhandlungen über bestimmte Fragen der Syntax und Stilistik

1) E. B. Lease, Prepositional Compounds with the Dative in High-School Latin and the first year in College. Classical Journal. Vol. VIII, 1. Oktober 1912. 16 S.
2) Ders., The Dative with Prepositional Compounds. American Journal of Philology. Vol. XXXIII, 3, 1912, S. 285—300. Baltimore 1912.

Beide Abhandlungen können zusammen besprochen werden, da sie die selbe Frage behandeln; der Unterschied liegt nur darin, daß in der ersten nur bestimmte Abschnitte aus Cäsar, Cicero, Vergil und Livius statistisch verwertet werden, während die zweite Abhandlung einen umfangreicheren Kreis von Schriftstellern von Cato bis Tacitus heranzieht. Es handelt sich um die bekannte Feststellung der lateinischen Grammatiken, daß manche Verben durch die Zusammensetzung mit Präpositionen der Verbindung mit dem Dative fähig werden. Mit Recht hebt Verfasser hervor, daß hier nicht die Präposition an sich den Dativ erfordere, sondern daß dieser jedesmal durch die Bedeutung des Kompositums bedingt sei. Aber das ist auch schon sonst gelegentlich gesagt worden, so besonders ausführlich und deutlich bei Bennett, Latin Grammar, Appendix (1895) § 315. Ohne Frage ist es ja grundverkehrt, wenn die Regel so mechanisch aufgefaßt und eingeprägt wird, daß ein Schüler bei der Stelle Liv. 21, 32, 13 *iis ipsis tumulis, quos hostes tenuerant, consedit* die Antwort geben kann (Lease führt den Fall aus seiner Unterrichtserfahrung an), es stehe hier der Dativ (!) wegen der Zusammensetzung mit *cum*. Wenn aber anderseits gelehrt wird, daß durch die Zusammensetzung mit einer Präposition oft eine Bedeutung entsteht, die die Verbindung mit dem Dativ bedingt, daß aber daneben sich sehr häufig auch der Akkusativ oder eine Präposition findet (letzteres namentlich in eigentlichem Sinne), so sehe ich kein Bedenken. Hier wie bei der entsprechenden üblichen Regel über die Verbindung zusammengesetzter Verben mit dem Akkusativ liegt außerdem eigentlich keine 'Regel' vor; man hat damit nur ein bequemes Mittel, unter einem zusammenfassenden Gesichtspunkte eine Reihe üblicher Phrasen c. dat. oder acc. zusammenzustellen und dem Schüler einzuprägen. Das zweite Bedenken des Verfassers ist statistischer Natur. Er weist nämlich nach, daß die fraglichen Verben verhältnismäßig selten mit dem Dativ vorkommen, weit häufiger mit anderen Konstruktionen; er zählt in den geprüften Schriften für den Dativ 1301, für andere Verbindungen 7782 Stellen. Ich halte das freilich nicht für sonderlich aus-

schlaggebend; es bleiben doch immerhin recht zahlreiche Stellen für den Dativ, die der 'Regel' ihren Wert lassen. Immerhin sind die Darlegungen des Verfassers verdienstlich.

Ob die gewaltigen Massen statistischer Angaben überall stimmen, vermag ich um so weniger nachzuprüfen, als Lease nur die Gesamtzahlen der Stellen, nicht diese selbst gibt; aber die Ergebnisse im ganzen werden wohl sicher sein. Auf keinen Fall kann ich mich mit seiner Erklärung von Caes. B. G. 2, 27, 3 *proximi iacentibus insisterent* (in der ersten Abhandlung S. 12 Fußnote) einverstanden erklären, wenn er *iacentibus* entweder als Dativ zu *proximi* ziehen oder als abl. abs. auffassen will; der Dativ *iacentibus* hängt von dem Verb ab, das auch sonst in örtlichem Sinne so konstruiert wird, z. B. Liv. 21, 36, 5 *molli nec praealtae (nivi) insistere.*

3) J. von Geisau, Zum Dativus comparationis im Lateinischen. Berl. Phil. Woch. 1914. Nr. 7, Sp. 222—23.

Es wird richtig ausgeführt, daß man Apulejus nicht für den häufigen Gebrauch des Dat. comparationis bei Späteren verantwortlich machen dürfe. Die einzige Stelle, die aus Apulejus für einen eigentlichen Komparativ c. dat. seit Wölfflin zitiert wird (Plat. 2, 22 *deterior est cordi*), fällt durch richtige Interpretation weg, wie auch ich schon, ehe ich Geisaus Ausführungen kennen konnte, Kühner Syntax [2] II S. 469 angedeutet und in diesen JB. 1915 S. 30 näher ausgeführt habe. Durch Analogie erklären sich Flor. 9 *nulli secundus (= cedens)*, Met. 3, 23 *me nullam aliam meae Fotidi malle* (= *praeferre*, wenn hier die Lesart sicher ist; bei v. d. Vliet bleibt das unklar). Dagegen apol. 73 *ut me aliis omnibus mallet* kommt meines Erachtens überhaupt nicht in Betracht, da nichts im Wege steht, hier den abl. comp. anzunehmen; endlich Flor. 19 in. *ceteris princeps* erklärt sich wohl am besten nach der Bemerkung von Frobenius (Synt. des Ennius S. 30) zu Enn. ann. 67.

4) R. Methner, Die Entstehung des Ablativus qualitatis und sein Verhältnis zum Ablativus modi und zum Ablativus absolutus. Glotta VI (1915) S. 33—61.

Verfasser behandelt zunächst die Entstehung des Abl. qualitatis; das Ergebnis seiner eingehenden und scharfsinnigen Untersuchung faßt er selbst S. 49 zusammen: 'Der Abl. qual. ist teils auf einen ursprünglichen Instrumentalis der begleitenden Umstände zurückzuführen, teils durch eine Enallage eines Nomens mit dazu gehörigem Abl. limitationis zu erklären (also z. B. *vir magno ingenio* aus *vir magnus ingenio*); er bezeichnet dauernde Eigenschaften des Körpers sowohl wie des Geistes und steht sowohl attributiv wie prädikativ (mit esse).' Die Zurückführung auf den Instrumentalis ist wohl zweifellos; aber der Weg, wie ihn Methner im einzelnen einschlägt, ist meines Erachtens zum allermindesten ebenso gezwungen und künstlich wie die verworfenen Hypothesen anderer, und ganz willkürlich erscheint mir die Zurückführung auf eine Enallage: also alles in allem interessante Konstruktionen ohne genügende Beweiskraft.

Richtig ist meines Erachtens, was dann über das Verhältnis des Abl. zum Genetivus qualitatis gesagt wird. Mit Recht wird auf Grund des tatsächlichen Sprachgebrauchs die Ansicht zurückgewiesen, daß der Ablativ nur die vorübergehenden und wechselnden, der Genetiv dagegen die dauernden Eigenschaften bezeichne. Methner führt den Genetivus qualitatis auf den Gen. pretii zurück; daher komme er zunächst nur da zur Anwendung, wo zugleich ein Werturteil ausgesprochen werden solle, wenn er auch weiterhin in die eigentliche Domäne des Ablativs übergreife.

Sodann sucht Methner eine reinliche Scheidung zwischen den auf den Instrumentalis zurückgehenden Gebrauchsweisen des Abl. modi, qualitatis und absolutus durchzuführen, und zwar in folgender Weise:

1. Der Ablativ der begleitenden Umstände bezeichnet die Art und Weise, wie sich ein Subjekt verhält, entweder bei Ausführung einer Handlung (a) oder überhaupt (b).

a) in Verbindung mit einem Verb, welches eine Handlung bezeichnet: *uxor deos invocat capite operto; audaci animo se proripit.*

b) in Verbindung mit *esse,* welches in diesem Falle = 'sich verhalten, sich befinden, stehen und gehen' ist: *est capite operto, est bono animo.*

2. Der Abl. qualitatis bezeichnet dauernde körperliche und geistige Eigenschaften, die eine Person oder Sache hat.

a) in Verbindung mit einem Subjektiv: *homo magno ingenio* usw.

b) in Verbindung mit *esse*: *magno ingenio esse* usw.

3. Der Abl. *absolutus* bezeichnet die näheren Umstände, unter denen eine Handlung geschieht; er entspricht einem konjunktivischen Modal- oder Temporalsatz mit *cum* oder einem adverbialen Relativsatz.

Das ist im allgemeinen annehmbar, aber sehr gezwungen erscheint mir die Erklärung unter 1 b; ich sehe in solchen Sätzen immer noch einen prädikativen Abl. qualitatis (vgl. 2 b). Freilich paßt das nicht zu dem Schema, nach dem der Abl. qualitatis nur dauernde Eigenschaften bezeichnen soll; aber Grenzüberschreitungen gibt ja Verfasser selbst zu, und überhaupt dürfte es schwer sein, die vielfach unmerklich ineinander übergehenden Gebrauchstypen immer streng nach den logischen Kategorien der Grammatiker zu scheiden. Aber immerhin bleibt die Abhandlung dankenswert.

5) A. Sonny, Demonstrativa als Indefinita. Glotta VI (1915). S. 61—70.

Angeregt durch eine Bemerkung Wölfflins im Archiv XII S. 254 behandelt Sonny den eigentümlichen unbestimmt hinweisenden Gebrauch des einfachen *ille* in Beispielen wie Porphyr. zu Hor. c. 2, 6, 15 *Graeca figura dictum est 'illi certat' pro 'cum illo certat'* sowie in Formeln aller Art wie z. B. C. Tull. 44 *unde tu aut familia aut procurator tuus illum* (= den Betreffenden, N. N.) *aut familian aut procuratorem illius . . deiecisti;* Beispiele werden aus den Inschriften, aus Varro, Sueton und Späteren beigebracht. So dankenswert diese Zusammenstellungen sind, so wenig ist meines Erachtens der in der Überschrift des Artikels gewählte Ausdruck angemessen. Gewiß kann man in den gegebenen Stellen wohl überall *aliquis* für *ille* einsetzen, aber deshalb ist doch

nicht *ille* = *aliquis*, sondern der Wahl von *ille* liegt eine ganz andere Auffassung zugrunde. Auch wir sagen: 'es heißt: ich schade ihm, nicht: ich schade ihn'; aber 'ihm' und 'ihn' sind darum keine Indefinita, sondern sie weisen im Grunde doch jedesmal auf eine bestimmte, freilich je nach dem einzelnen Falle verschiedene Person oder Sache hin. Im Sinne eines solchen betonten Personalpronomens der dritten Person steht auch das obige *ille*. Daraus geht schon hervor, daß ich auch die Herleitung des Gebrauchs aus Formen wie *hic aut ille, hoc aut hoc* u. dgl. nicht mit Sonny annehmen kann, sondern diese ganz davon scheiden zu müssen glaube.

6) E. Kieckers, Zur Oratio recta in den indogermanischen Sprachen I u. II. Indogerm. Forschungen XXXV (1915) S. 1—93, XXXVI (1915) S. 1—70.

Der Verfasser, der schon in früheren verdienstvollen Aufsätzen die Stellung der Verba des Sagens in Schaltsätzen, d. h. eingeschobenen Sätzen mit *inquit, ait* u. dgl., im Griechischen, Lateinischen und verwandten Sprachen behandelt hat (Indog. Forsch. XXX S. 145 ff., XXXII S. 7 ff., vgl. JB. 1915 S. 39), erörtert in den obigen Darlegungen umsichtig und erschöpfend die verschiedenen Möglichkeiten, wie die Oratio recta in den indogermanischen Sprachen eingeleitet oder angekündigt werden kann. Bei der Berücksichtigung der verschiedenen Zweige des indogermanischen Sprachstammes (nicht selten sind auch nicht indogermanische Sprachen zum Vergleiche herangezogen) beschäftigt sich naturgemäß nur ein Bruchteil der Aufsätze speziell mit dem Lateinischen.

Wenn zunächst die direkte Rede durch einen vorausgesandten (nicht eingeschobenen) Satz mit einem Verb des Sagens eingeleitet wird, so findet sich die im Griechischen noch häufige Voranstellung des Verbs lateinisch im allgemeinen selten, wie Varr. R. R. 1, 2, 24 *suscipit Stolo* u. ö., dann wider bei Apulejus und Dichtern, einzeln auch sonst, außerordentlich häufig aber in der lateinischen Vulgata (S. 28 Anm.) unter dem Einflusse des griechischen Textes. Die Regel ist Nachstellung des Verbs des Sagens.

Daß zu dem ankündigenden Satze noch eine unterordnende Konjunktion zur Einleitung der Oratio recta hinzugefügt wird nach Art des griechischen ὅτι(ὡς), findet sich lateinisch nur in der Vulgata, wo in diesem Sinne ein *quia* gesetzt wird, so Joh. 9, 9 *ille vero dicebat, quia ego sum,* wider unter griechischer Einwirkung; im mittelalterlichen Latein steht so auch *quod.* — Treten noch Partizipien zu dem Verb des Sagens, so stehen diese gewöhnlich vor, selten nach demselben (S. 55 ff.), wie C. Tusc. 1, 101 *cum ... dixisset glorians.* Dichterisch wird nach dem Verb des Sagens manchmal auch vor der Oratio recta noch ein zweites koordiniertes Verb mit gleichem Subjekt eingeschoben, wie Verg. Aen. 8, 611 *talibus adfata est dictis seque obtulit ultro: en perfecta mei promissa coniugis arte munera;* aus der Prosa gibt Verfasser keinen Beleg.

Die Ankündigung der direkten Rede durch eingeschobenes *inquit* hat Kieckers schon in seinen früheren Aufsätzen behandelt; hier werden nur noch einige Ergänzungen und weitere Beispiele gegeben (S. 76 ff.). So werden noch Belege angeführt für *inquit* c. dat. oder *ad* c. acc., für die Ver-

bindung eines *inquit ille* mit einem Relativsatze oder einem Partizip, für eingeschobenes *conclamat, exclamat, respondit* u. a. namentlich in dichterischer Sprache, für die ungewöhnliche Stellung von *inquit* vor der direkten Rede (so zuerst Sen. ep. 122, 13, dann Spätere, vgl. S. 80), für die vereinzelte Einschiebung eines koordinierten beliebigen anderen Verbs nach *inquit* u. a. (S. 82), für die Einschiebung des Infinitivs *dicere* (S. 83). Ein hinweisendes *ita* oder *sic* tritt in Prosa nie zu eingeschobenem *inquit (ait),* wohl aber in der Poesie, wie Ov. M. 1, 377 ff.

Schließlich kann die direkte Rede auch in der Weise mitgeteilt werden, daß das Verb des Sagens erst nach derselben folgt; die verschiedenen Möglichkeiten erörtert S. 84 ff.

In dem zweiten Aufsatze wird die Auslassung des Verbs des Sagens in dem die direkte Rede ankündigenden Satze behandelt. Sie findet sich lateinisch ungleich häufiger als im Griechischen, so schon bei Varro, dann bei Cicero u. a. (S. 26 ff.), wie z. B. C. rep. 1, 20 *tum Laelius: non impedio* usw.; so auch im Nachsatze, in Nebensätzen und nach beiordnendem *et, que.* Eine Ellipse des Verbs des Sagens liegt auch vor, wenn Schiller sagt: und er kommt zum Freunde: der König gebeut usw.; Ähnliches findet sich auch lateinisch, aber fast nur bei Dichtern (S. 49 ff.). Ebenso kann beim Übergange der indirekten Rede in die direkte *inquit* zugesetzt werden, braucht es aber nicht (S. 53 ff.). Das Verb des Sagens kann auch fehlen in Sätzchen wie *haec ille, sic Venus* u. a. am Ende der direkten Rede (S. 66), zuweilen auch, wie noch anhangsweise dargelegt wird, in Sätzen des Typus *ut ait Homerus,* vgl. z. B. C. Tusc. 1, 64 *ut Plato* (S. 69).

7) J. J. Schlicher, The Historical Infinitive. Classical Philology IX (1914) S. 279—94. 374—94. X (1915) S. 54—74.

Die dankenswerten, mit großem Scharfsinn und außerordentlicher Sorgfalt gearbeiteten Darlegungen geben uns eine vollständige und klare Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der eigenartigen Konstruktion. Der erste Abschnitt — auf die Entstehung der Konstruktion geht Verfasser nicht ein — behandelt die Zeit vor Sallust; hier findet sich der, nach dem Verfasser dem Sermo urbanus angehörige, historische Infinitiv bei den Komikern und Tragikern, bei den älteren Historikern, bei Varro und Lucilius, endlich bei Cäsar und Cicero; aber häufiger nur bei Terenz (verhältnismäßig weit häufiger als bei Plautus) und in den Briefen und den älteren Reden Ciceros (namentlich in den Verrinen). Er kommt hier überall nur in Hauptsätzen vor, hat auch selten untergeordnete Nebensätze bei sich; auch sonst ist sein Gebrauch starken Beschränkungen unterworfen. Er steht eben nur von unmittelbar einsetzenden, impulsiven, ohne sorgfältige Überlegung und Berechnung ausgeführten Handlungen, also namentlich bei Verben des Affekts und ihren Äußerungen, bei lebhaften Versicherungen, bei Neigungen und Gewohnheiten, bei lebhaften Wünschen und energischer Verfolgung eines Ziels, bei Ausdrücken der Verlegenheit, Unruhe und Erregung, weshalb Verfasser diesen älteren Gebrauch als *Infinitivus impotentiae* bezeichnen will. Daraus erkläre sich denn auch, daß in dieser älteren Zeit ein passiver Infinitiv oder *esse* noch

recht selten sei; denn solche Ausdrücke bezeichnen keine Tätigkeit, sondern etwas Zuständliches, so daß von einem impulsiven Handeln keine Rede sein könne[1]). Freilich muß Verfasser zugeben, daß sich schon in dieser Zeit nicht alle Belege der Konstruktion seiner Erklärung fügen; manchmal werde dadurch nicht der Affekt des Handelnden ausgedrückt, sondern der des Redenden, der seine Erregung über einen unerwarteten Vorgang kundtun oder auf die Zuhörer übertragen wolle. Ich gestehe, daß mir diese Erklärung etwas gekünstelt erscheint, abgesehen davon, daß damit so ziemlich bei jeder Handlung der Infinitiv erklärt werden kann. Die Aneinanderreihung von zwei oder mehreren Infinitiven findet sich auch schon in dieser Zeit häufig; aber es ist verkehrt, zu sagen, daß einzelne Infinitive selten wären.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der weiteren literarischen Entwicklung in der Zeit von Sallust an. Dieser gebraucht den Infinitiv bekanntlich besonders häufig, namentlich auch in längeren Reihen, dabei mit Nebensätzen aller Art und auch so, daß der Infinitiv selbst im Nebensatz steht (jedoch nur im Relativsatze oder nach *cum inversum*); passive Infinitive und *esse* gebraucht er schon ziemlich häufig, aber fast nur in längeren Reihen im Anschluß an einen vorausgehenden aktiven Infinitiv anderer Art. Die früher doch im wesentlichen beobachtete Beschränkung auf impulsive Handlungen gilt hier nicht mehr; der Infinitiv wird von vielen Verben gebraucht, für die ihn die alte Zeit nicht kennt. Der Verfasser des Bellum Africanum hat kein Verständnis mehr für die eigentliche Natur der Konstruktion; er gebraucht ihn im Sinne des Indikativs in einfacher historischer Erzählung. Während Horaz und Vergil den Infinitiv wesentlich noch in alter Weise gebrauchen, ist Livius bedeutend freier: er neigt dazu, ihm eine Oratio obliqua in verschiedenen Formen unterzuordnen, viel e i n z e l n e Infinitive zu gebrauchen (namentlich in den letzten Büchern), so besonders *dicere* und *credere*. Passiva und *esse* kommen jetzt auch im Beginn der Reihen und einzeln vor; die alte Beschränkung durch die Art der Handlung ist ganz gefallen. Ebenso zeigt Tacitus, der anfangs in den Bahnen Sallusts wandelt, dann aber auch hier sich seinen eigenen Stil bildet, große Freiheit; beachtenswert ist namentlich das Zunehmen der passiven Infinitive sowie der ausgedehntere Gebrauch in Nebensätzen.

Den Niedergang der Konstruktion behandelt der dritte Abschnitt. Nach Augustus wird sie durch verschiedene Einflüsse (Mißachtung des

---

[1]) Ein passiver Infinitiv findet sich, wie Schlicher zeigt, schon Afran. com. 126. Varr. Men. 86 (aber kaum sicher Claud. Quadr. 45). C. Verr. 4, 52. 66. Caes. B. G. 3, 4, 3, nicht erst, wie Schmalz Synt.[4] S. 485 sagt, B. Afric. 61, 8, ganz abgesehen davon, daß hier R. Schneider *occupati erant* liest und anderseits die von Schmalz gemeinte Lesart *occ. esse* auch gar nicht in Betracht kommen könnte; denn Infin. hist. könnte dieser Ausdruck nur sein, wenn *occupati* adjektivisch gefaßt würde, da sich der Inf. p e r f. in dieser Konstruktion nicht findet; *esse perspicuum* steht übrigens schon C. Verr. 4, 40. Das Beispiel Ov. Met. 7, 639 bei Schmalz (ebenso Kühner) muß ganz gestrichen werden; die Konstruktion erklärt sich anders, so daß nach Schlicher bei Ovid sich überhaupt kein Beleg findet. Endlich aus Ammian werden zwei (nicht mit Schmalz eine) Stellen zitiert, nämlich 29, 2, 13. 3, 7.



Altlateins, gräzisierende Richtung, Einfluß der Provinzialen u. a.) ganz zurückgedrängt, um dann gegen Ende des Jahrhunderts im Epos noch einmal durch die Nachahmung Vergils, in der Prosa durch den Einfluß Quintilians und Frontos wider aufzuleben, aber freilich nur als künstliches Schriftlatein, nicht als ein Idiom der lebendigen Sprache, in der er tatsächlich abgestorben ist. So vereinzelt bei Lucanus, oft bei Valerius Flaccus, Statius und Silius, unter den späteren Dichtern namentlich bei Claudianus, zuletzt je einmal bei Fortunatus und Beda. In der Prosa zeigt die letzten sicheren Beispiele Sidonius Apollinaris; die einzelnen Daten lassen sich hier nicht alle widergeben.

Jedem der drei Abschnitte ist eine Statistik über das Vorkommen der Konstruktion bei den jedesmal behandelten Autoren beigegeben, die, soviel ich sehen kann, sorgfältig und zuverlässig ist.

8) A. R. Anderson, Studies in the Exclamatory Infinitive. Classical Philology vol. IX (1914), S. 60—76.

Verfasser stellt zunächst fest, daß die Bedeutung der Konstruktion schon richtig durch Kraz dahin angegeben ist, daß in dem Acc. c. inf. des Ausrufs 'der Ausdruck des leidentlichen Affekts liegt, welcher durch Geschehendes oder Geschehenes, durch Tatsachen oder Zustände erregt wird'; daher ist auch der Inf. *praes.* oder *perf.* durchaus die Regel, nur vereinzelt (C. Att. 5, 20, 7. 12, 49, 2, Liv. 3, 67, 1) steht der Inf. *fut.* von unvermeidlichen Folgen gegenwärtiger Zustände. Aus dieser Bedeutung ergibt sich auch, daß Verg. Aen. 1, 37 *mene incepto desistere victam!* nicht zu übersetzen ist: 'ich sollte ablassen?' (das hieße: *ego ut desistam?*). Was die Entstehung der Konstruktion anbetrifft, so geht Verfasser aus von Sätzen wie Pl. Trin. 1017 *non pudet te? Tribusne te poteriis memoriam esse oblitum!* Statt des vorausgesandten Verbs des Affekts trat dann auch ein Ausruf wie *indignum facinus, ah, vae* u. a. ein, bis schließlich der Begriff des regierenden Affekts nur im Zusammenhange lag. Ob die Konstruktion auch zum Ausdruck der Genugtuung und Freude diente (S. 64 ff.), ist mir zweifelhaft; die gegebenen Belege lassen teils andere Erklärungen zu (C. Tusc. 1, 98, Tac. dial. 6), und im übrigen kommt man mit dem Begriff des Staunens oder der Verwunderung überall aus.

S. 66 ff. werden die Belege aus dem Altlatein, aus den Dichtern bis Horaz, sowie aus Cicero und Livius gegeben. Cicero verwendet die Konstruktion besonders in den Briefen (namentlich an Attikus), öfter auch in den Reden (besonders in den Verrinen; aber Verr. 5, 115 gehört kaum hierher), vereinzelt auch sonst (Brut. 219. div. 2, 30. Fin. 2, 29. 4, 76. Tusc. 2, 21). Für Livius wird gewöhnlich nach Wölfflin nur 9, 11, 12 angegeben, wozu Verfasser mit Recht noch 3, 67, 1 hinzufügt; aber 5, 45, 6. 3, 48, 8 liegen wohl direkte Fragen in indirekter Rede vor.

9) A. R. Anderson, The Unity of the Enclitic *Ne.* Classical Philology vol. IX, S. 174—88.

Verfasser sucht nachzuweisen, daß das enklitische *ne* in der fragenden sowie in der versichernden Bedeutung im Grunde ein und



das selbe Wort ist; unter Anführung zahlreicher Beispiele aus dem Altlatein setzt er auseinander, wie aus der ursprünglich fragenden sich die versichernde Bedeutung entwickelt hat. Ob freilich das schwierige Problem damit seine endgültige Lösung gefunden hat, ist zweifelhaft. — Wenn es übrigens S. 177 Fußnote gelegentlich heißt, *sin* werde nur nach einem ausdrücklich vorausgehenden oder im Zusammenhange liegenden Bedingungssatze gebraucht, so läßt sich diese Beschränkung doch wohl nicht halten, vgl. z. B. Kühner [2] II, 2 S. 433 Anm. 1.

10) P. Persson, Zu den Variationen von *non modo (solum) . . . sed etiam*. Eranos XIII (1913) fasc. 2, S. 152—55. Leipzig, O. Harassowitz.

Den Aufsatz mit seinen Ergänzungen zu Schmalz' Syntax [4] S. 508ff. habe ich für meine Bearbeitung der Kühnerschen Syntax nicht mehr verwerten können; um so mehr freut es mich, daß ich, was hier vorgebracht wird, im wesentlichen doch alles im zweiten Bande S. 66 Anm. 11 und 12 und S. 74 angeführt habe. Nicht finden sich bei mir von den Stellen für *non . . . sed (= sed etiam)* Livius 6, 13, 7. 21, 41, 16. 23, 5, 7. 28, 26, 7. 28, 39, 14. Tac. Germ. 41; aber dafür habe ich für diesen Sprachgebrauch neben einer anderen Liviusstelle drei Belege schon aus Cicero geben können (S. 74). Für *non solum* mit asyndetischer Anknüpfung des zweiten Gliedes habe ich C. Q. fr. I, 3, 6 zitiert, während Verfasser erst Tacitus für diesen Sprachgebrauch anführt; doch hätte er meines Erachtens lieber Tac. A. 16, 26 *non solum . . . superesse* als gültige Belegstelle nennen sollen (*superesse* ist doch nach dem ganzen Zusammenhange hier ohne Frage = 'im Überfluß vorhanden sein', nicht 'außerdem vorhanden sein') als die kritisch bedenkliche Stelle Germ. 41 (vgl. Andresen JB. 1915 S. 93). Für *non tantum . . . etiam* wird von Persson auch noch Pomp. Mela 3, 3, 27 zitiert.

11) H. Blase, Zur Geschichte einer Regel der lateinischen Grammatik. Wochenschrift f. klass. Philol. 1916, Sp. 21—22.

Es wird nachgewiesen, daß die Regel über den lateinischen Indikativ der Verba des Könnens und Müssens in ihren Anfängen zuerst bei Bröder 1787 auftaucht, ausführlicher dann bei Zumpt [2] 1820 § 76, 1 erscheint.

B. Zum Sprachgebrauche bestimmter Schriftsteller.

12) G. Landgraf, Kommentar zu Ciceros Rede pro Sex. Roscio Amerino. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1914. VII u. 290 S. 8. 8 ℳ.

Wer die erste, 1884 erschienene Auflage des obigen Kommentars kennt, wird sich nicht wundern, daß das Werk hier unter den Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Syntax mit besprochen wird; bot es doch schon damals in seinem Bestreben, 'durch ein genaues Eingehen auf die Unterschiede zwischen älterer und späterer Diktion ein Bild des werdenden, nicht des vollendeten Redners Cicero zu

geben', eine so reiche Fülle von syntaktischen und stilistischen Belehrungen aller Art, daß es für den lateinischen Grammatiker als ein unentbehrliches Hilfsmittel bezeichnet werden mußte. Nach dreißig Jahren ist nunmehr die zweite Auflage des Kommentars erschienen (der Text der Rede ist nicht wider mit abgedruckt), die in jeder Beziehung uneingeschränktes Lob verdient. Überall hat Verfasser die sachlichen und sprachlichen Erklärungen durchgeprüft und auf Grund der neueren Literatur berichtigt und ergänzt (dies besonders auch in der sorgfältigen Berücksichtigung der rhythmischen Gesetze), manches auch gekürzt und zusammengezogen. Die Seitenzahl ist freilich nicht größer, sondern sogar etwas geringer geworden; aber die größere Zeilenzahl der einzelnen Seiten sowie der engere Druck boten Raum für eine nicht unwesentliche Vermehrung des Stoffes.

Die Hauptsache ist die Zuverlässigkeit des gebotenen Materials; da lassen sich schwerlich viele Ausstellungen machen. Ich erwähne nur ein paar Einzelheiten, die mir aufgefallen sind. Wenn S. 60 zu § 23 gesagt werden soll (die Fassung ist nicht ganz klar), daß der Vokativ von *bonus* in ironischem Sinne immer voranstehe, so vermag ich das nicht zu widerlegen, aber daß in anderen Kasus auch in diesem Sinne die Nachstellung gelegentlich vorkommt, glaube ich Kühner [2] II, 2, 607 Anm. 11 erwiesen zu haben, wo auch die Nachstellung von *egregius* und *praeclarus* (auch für dieses stellt Verfasser die Voranstellung als Regel hin) in diesem Sinne belegt ist. Vgl. auch meine Bemerkung N. Jahrbb. (nicht Z. G. W., wie im Kühner versehentlich steht) 1894 S. 24ff. — Wenn zu § 37 das taciteische *accuso (incuso)* mit Acc. c. inf. berücksichtigt ist, so verdiente auch *arguo quod* bei dem selben Autor (vgl. Kühner [2] II S. 277 in.) herangezogen zu werden. — Zu § 51 *neque eo quo* konnte auch Varr. R. R. 1, 5, 2 angeführt werden; versehentlich ist Plaut. Trin. 34 (statt 341) zitiert. — S. 145 am Ende ist die Weglassung des *alius* in Wendungen wie *cum multa tum illud* als Regel hingestellt; vgl. jedoch z. B. C. Tusc. 1, 27 *cum multis aliis rebus tum* usw. Mehr Beispiele s. Kühner [2] II, 2 S. 352 Anm. 2.

Von meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax hat Verfasser noch den ersten Band benutzen können. Darauf wäre wohl richtiger verwiesen als auf die erste Auflage S. 80 med. (s. Kühner S. 782, 3), S. 168 zu *exspecto ut* (s. S. 699 Anm. 4), S. 227 zu *memini* c. inf. perf. (s. S. 703, 3), S. 241 am Ende (s. S. 132, 9). Ein Druckfehler ist wohl S. 35 Z. 8 v. u. Objekts- (statt Subjekts-) Genetiv.

13) Th. Stangl, Zu Plinius' Briefen. Wochenschrift f. klass. Philologie 1914, Sp. 752—757. 778—783.

Bei der kritischen Erörterung einer Reihe von Stellen fallen auch einzelne grammatische Bemerkungen ab. So wird Sp. 752 die Einleitung von Parenthesen durch *et, que, nec* bei Plin. 3, 14, 3. 3, 18, 10. 8, 3, 3. 8, 6, 5. 8, 23, 5. pan. 45, 1 belegt; Sp. 756 zu 4, 13, 8 *dabunt operam, ne eam pecuniam non nisi dignus accipiat* die unlogische Häufung der Negationen wohl mit Recht verteidigt, vgl. 5, 17, 6 *ne* . . .

nihil . . . nisi[1]); Sp. 779 zu 6, 28, 1 *quas omnes improbe, accepi tamen* eine Reihe von Beispielen aus Plin. mit *tamen* oder *sed* ohne vorausgehendes *quidem* nachgewiesen; Sp. 780 zu 8, 4, 6 *perinde carptim ut contexta* die Gleichordnung eines Adverbs und Adjektivs (Partizips) verteidigt.

Die meisten Untersuchungen, die sich auf den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller beziehen, beschäftigen sich mit dem Spätlatein, das ja der Forschung noch ein weites und interessantes Feld bietet. Dahin gehört zunächst:

14) L. Wohleb, Die lateinische Übersetzung der Didache kritisch und sprachlich untersucht mit einer Widerherstellung der griechischen Vorlage und einem Anhang über das Verbum *altare* und seine Komposita. Band VII, 1 der Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, im Auftrage und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausg. von Drerup, Grimme und Kirsch. Paderborn, F. Schöningh 1913. 142 S. 8. 6 *M*.

Die vorstehende Schrift, welche die früher nur in einer Handschrift von Melk fragmentarisch vorhandene, 1900 in der Münchener Bibliothek vollständig aufgefundene *Doctrina apostolorum* (*διδαχὴ τῶν ἀποστόλων*): *viae duae sunt vitae et mortis* usw. behandelt, bezeichnet Verf. selbst als einen bescheidenen Beitrag 'für ein umfassendes, dringend erwünschtes Werk über den Sprachgebrauch der altchristlichen Übersetzungsliteratur mit Einschluß der ältesten Bibelversionen und über ihre Bedeutung für die christliche Latinität und ihre Begriffswelt!' Seiner Aufgabe wird der Verfasser vollkommen gerecht; die sprachlichen Untersuchungen über Stil und Syntax der Schrift, die er in das 3. Jahrhundert setzt, sind mit großer Umsicht und Sorgfalt durchgeführt, so daß schwerlich etwas Wesentliches einzuwenden sein dürfte. Fraglich erscheint mir nur die Bemerkung S. 64, *casus* = *peccatum* finde sich in ähnlichem Sinne vereinzelt schon in der klassischen Latinität, so z. B. Cic. Cael. 41 *multas vias adulescentiae lubricas ostendit (natura), quibus illa insistere aut ingredi sine casu aliquo aut prolapsione vix posset.* Es ist hier in jedem einzelnen Ausdrucke das Bild durchgeführt, daß der Jüngling auf der schlüpfrigen Bahn des Lebens leicht zum Straucheln oder zum Fallen kommt (*lubricus, insistere, ingredi, casus, prolapsio*); dabei steht *casus*, so gut wie *prolapsio*, durchaus in eigentlichem Sinne. Freilich die Lexika, so Georges[8], Freund, Heinichen (auch der Thesaurus III 574, 51 ff.), fassen *casus* = 'Fall' im moralischen Sinne, ohne bei *prolapsio* ebenso zu verfahren; richtig erklärt es R. Klotz vom materiellen Falle . . . in dem Bilde Cael. 41. Eine andere Stelle für die fragliche Bedeutung von *casus* wird nirgends gegeben (auch nicht im Thesaur.) für die gute Zeit; also beschränkt sich dieser Gebrauch auf das Kirchenlatein.

[1]) Eine weitere Belegstelle wird Woch. f. kl. Phil. 1915 S. 358 noch aus Bacchiarius (5. Jahrh.) nachgetragen; der Sprachgebrauch eines so späten Autors könnte freilich an sich für Plinius schwerlich etwas beweisen. Wenn übrigens, wie Verf. zu meinen scheint, es Aufgabe der lateinischen Syntax ist, auch alle solche nachlässigen Ausdrucksweisen zu registrieren, so hätte die obige Stelle bei Kühner[2] natürlich Bd. I S. 828 a. E. verzeichnet werden müssen, aber nicht bei den Bedingungssätzen.



15) J. H. Schmalz, Sprachliche Bemerkungen zu des Palladius Opus agriculturae. Glotta VI (1915) S. 172—190.

Verfasser gibt eine Reihe interessanter Bemerkungen zu der noch wenig durchforschten, aber vielfach beachtenswerten Syntax und Stilistik des Palladius im Anschluß an einzelne Stellen. Behandelt wird, um das Wichtigste hervorzuheben, *iubeo (praecipio)* c. acc. c. inf. gerundivi nach Analogie von *assero*, so 1, 6, 14 *iubent . . . operandum*, an welcher Stelle zugleich eine leichte Anakoluthie notiert wird, die durch Vorausnahme des betonten Begriffs im Akkusativ entsteht, der dann durch ein Pronomen in einem anderen Kasus wider aufgenommen wird (so schon Cato und Varro); dann *delectari* c. dat. = 'eingenommen sein für' (so auch Val. Max. 4, 8, 3?); der absolute Gebrauch von *addo* und andern Verben; Widerholungen wie *locus . . . is locus; et neque* = 'und auch nicht', 'und nicht einmal' (so auch Suet. Jul. 78, 2); Konstruktionen wie *quattuor mensum bene saginantur* = 'als viermonatige Tiere' mit zu ergänzendem Subjektsnomen (einzelnes derart habe ich auch Kühner[2] II, 1, S. 3 in. gegeben; ebenso erklären auch Tac. A. 15, 38 Nipperdey-Andresen die von ihnen aufgenommene Lesart *fessa aetate aut rudis pueritiae*); ferner *abundans sit* = *abundet*, weil gerade für die immer mehr zurücktretenden Konjunktivformen die Umschreibung mit den noch üblichen Formen *sit* und *esset* besonders beliebt sei; die korrespondierende Verbindung *et . . . ac*, die sich auch bei Columella und dem älteren Plinius finde (vgl. Thesaur. L. L. II Sp. 1055 in.; so auch schon Varr. R. R. 1, 6, 5, obwohl Keil hier ändert); einschränkendes *ut* bei *multum (plurimum)* u. ä.; ein jussives *providerit* nach Analogie des üblichen *viderit*; *se servare* und andere Reflexiva statt des klassisch üblichen Passivs; verschiedene beachtenswerte Formen zum Ausdruck der Reziprozität; die abgeschwächte Bedeutung namentlich der unregelmäßigen Superlative; der Genet. pretii in *minoris aestimatio* nach Analogie des Verbs *aestimare*; endlich der Gebrauch einzelner Präpositionen in ungewöhnlichem Sinne, so *super* c. acc. = *de* c. abl.

16) J. H. Schmalz, Satzbau und Negationen bei Arnobius. Glotta V (1914) S. 202—209.

Behandelt die Vorliebe des Arnobius für parataktischen Satzbau, so in der archaisierenden Satzverbindung *sed ex capite Iovis enata est et esse res coepit* = 'sobald sie aus dem Haupte Juppiters entsprungen war, da begann'. Dahin gehören ferner die in ungewöhnlicher Weise ohne das übliche *ut* angeschlossenen Konjunktiv in Sätzen wie *necessario sequitur intellegantur* = *necesse est intellegantur* = *necessario intelleguntur; tantum est longe ut . . . credatur: . . . incurrat* (statt *ut incurrat*); bloßes *flueret* abhängig von *praeceperit* u. a. — Abgelehnt wird die mehrfach vorgeschlagene Tilgung von überlieferten Negationen, die nicht selten bei Arnobius unter bestimmten Bedingungen nur zur Verstärkung einer vorausgehenden Negation dienen; dazu kommt ein eigentümlicher Fall, in dem ein *nec* mit rückwirkender Kraft zugleich auch ein vorausgehendes koordiniertes Verb verneint; endlich *nec . . . saltem* = *et ne . . quidem.*

Unter der Überschrift 'Synesis oder Schreibfehler?' wird in einer

S. 209 angeschlossenen Notiz Arnob. V 41 S. 210, 18 R. *prolatio cupidinis atque irae . . . fuerant . . . coinquinatura* die überlieferte Lesart wohl mit Recht gegen die naheliegende Änderung in *fuerat* verteidigt; die hier vorliegende Synesis, die durch die Beziehung des Plurals *fuerant* auf die Genetive *cupidinis atque irae* hervorgerufen ist, wird bei Kühner[2] II, 1, 29 Anm. 6 schon aus Cicero durch zwei analoge Beispiele belegt. Ebenso steht der Plural des Prädikats, wie ich zufällig eben lese, im Deutschen in einem Aufsatze von Ad. Schulten in der Internat. Zeitschr. X, 7 (1. April 1916) Sp. 819 'Deutschlands . . . Leistungen, welche Englands und Frankreichs Neid vertilgen möchten'.

17) J. H. Schmalz, Syntaktisches (zur besseren Würdigung der Überlieferung im Kirchenlatein). Berl. Phil. Wochenschrift 1914, Sp. 798—800. 1915, Sp. 508—511.

Im Anschluß an die von R. Reitzenstein veröffentlichte frühchristliche Schrift von den dreierlei Früchten des christlichen Lebens (Zeitschrift f. neutestamentliche Wissenschaft herausg. von E. Preuschen, 1914 S. 60 ff.) weist Schmalz auf einige syntaktische Eigentümlichkeiten namentlich des Spätlateins hin, die der Herausgeber unberechtigterweise durch Änderungen beseitigt hat. So ist an den Worten *manendum est in aeternis sedibus, non . . . stare . . . atque . . . inlaqueari* bei den Infinitiven kein *debemus* einzufügen; Ergänzung eines Begriffs des Müssens beim Infin. nach vorausgehendem Gerundiv findet sich auch sonst, vgl. auch Kühner[2] II, 1, S. 710 A. 3. II, 2, S. 559 A. 1. Sp. 508 ff. wird mit Recht verteidigt fehlendes *in* beim Abl. der Ortsruhe, gewisse verbale Ellipsen, die Verbindung *non* (statt *non solum*) . . . *sed et* (vgl. Nr. 10), das seltene *cura est* (statt *curae est*) *aliquid*, der persönliche Gebrauch von *constat* (bei Cic. freilich Rosc. A. 110. Cluent. 104. dom. 139 durch Änderung beseitigt; ob mit Recht?), *caro terrae limo* (statt *de t. l.* = Abl. materiae, vgl. Kühner[2] II, 1 S. 393), die Häufung von Partikeln wie *qua ut, quasi velut* u. a.

18) J. H. Schmalz, Sprachliche Bemerkungen zum lateinischen Äsop des Romulus. Berl. Phil. Wochenschrift 1914 Sp. 444—447. 476—480.

Im Anschluß an die Ausgabe des lateinischen Äsop von G. Thiele (Heidelberg 1910) gibt Verfasser eine Reihe sprachlicher Ergänzungen, die neben lexikalischen und synonymischen Bemerkungen auch Beiträge zur Syntax enthalten. So ist die Rede von kausalem *per* (dafür hätte übrigens auch auf Stellen verwiesen werden können wie Tac. A. 6, 45 [sc. *opera*] *contemptu ambitionis an per senectutem haud dedicavit.* 15, 71 *per amicitiam Senecae data exilia.* 4, 16 *per adulterium* u. a. Plin. ep. 8, 10, 1 *dum se praegnantem esse puellariter nescit ac per hoc quaedam custodienda praegnantibus omittit.* Quintil. 2, 17, 30 [*rhetoricen*] *per hoc non esse artem, quod non dicenda praecipiat)*, dem absoluten Gebrauch mancher Verben (wie *claudere* = sich schließen), dem Dat. comparationis, von *quaerendo* = *quaerens*, dem nur hier belegten *absit ne* (statt *ut*), dem Genet. inhaerentiae (so *laudis gloria*), Pleonasmen wie *multitudo multa*, Prohibitiven wie *non credas*, von *stare, sedere,*

manere = *esse, quisquam* = *quisque,* Widerholungen wie *oves . . . illae oves,* der Verbindung *eo quod.*

19) J. H. Schmalz, Mischkonstruktionen im Lateinischen. Glotta V (1914) S. 209—14.

Die behandelten Mischkonstruktionen, welche 'durch eine Mischung üblicher, sich deckender oder doch verwandter syntaktischer Sprachformen entstanden sind', sind alle spätlateinischen Texten entnommen, so *quanti valeat* aus *quantum valet* und *quanti est;* die mannigfaltigen Mischkonstruktionen im Bau der Vergleichungssätze; *potiones, quae ad valetudinem congruunt dare* aus *quae ad valetudinem congruunt* und *quas ad v. congruit dare* u. a.

20) Joh. Compernass, Vulgaria. Glotta V (1914) S. 214—21. VI (1915) S. 164—71.

Neben zahlreichen lexikalischen Bemerkungen werden auch syntaktische Eigentümlichkeiten erörtert und besonders aus dem Spätlatein belegt, so *quam* mit dem Komparativ statt des Superlativs wie *quam citius potest; in provinciam fui* u. ä. (analog auch *in mentem, potestatem esse*), wo der Akkusativ auf die ursprünglich neben 'ich bin gewesen' auch vorhandene Bedeutung 'ich bin gegangen, gekommen' für *fui* zurückgeführt wird (?); *magis* = *verum* (franz. mais); *sin* = 'wo nicht', 'sonst', ebenso *sin autem, sin minus* u. a.; *aut non* = *an non; vel* = 'wenigstens' bei Zahlwörtern. — Ferner im Anschluß an Balb. b. C. Att. 9, 7 A *nedum* = *non solum, nisi quia* = *nisi, curare, facere, iubere* usw. ('lassen') c. inf. activi, klassisch so schon besonders bei Dichtern, ausgedehnt später in den Acta sanctorum.

21) Th. Stangl, Satzbauvermengung: zu Euanthius de fabula III, 2. Wochenschrift f. klass. Philol. 1914, Sp. 588—90.

Verfasser verteidigt den unlogischen Pleonasmus der Euanthiusstelle: *Graeci prologos non habent more nostrorum, quos Latini habent* (der Relativsatz bringt nach nostrorum nichts Neues) als volkstümliche Breite, unter Hinweis auf Cic. Phil. 1, 27 (nicht 21) *sin consuetudinem meam quam in re publica semper habui, tenuero.* Freilich liegt hier die Sache meines Erachtens wesentlich leichter; aber dem späteren Schriftsteller wird man auch die Ausdrucksweise der ersten Stelle zumuten dürfen.

22) Fr. Pfister, *Seu et* in spätlateinischen Texten. Glotta VI (1915) S. 73.

Gibt einige spätlateinische Belege für *seu et* = *atque etiam* in Ergänzung von Löfstedt, Glotta IV, S. 259.

C. Schriften, welche die ganze Syntax oder doch größere Teile umfassen.

23) R. Methner, Lateinische Syntax des Verbums. Ein wissenschaftlich-didaktischer Versuch. Berlin, Weidmann 1914. XII u. 219 S. 8. 6 ℳ.

Das vorliegende Werk, das ich freilich lieber 'Syntax des lateinischen Verbums' betitelt sähe, will nach dem Vorwort versuchen, 'die Er-

gebnisse, zu denen die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Syntax des Verbums gelangt ist, in den Dienst des Unterrichts zu stellen', damit die Schüler Verständnis dafür bekommen, 'daß die Sprache etwas Gewordenes ist, und erkennen lernen, wie dieses Werden sich nach psychologischen Gesetzen vollzieht'. Verfasser hat ohne Frage eine sorgfältige und scharfsinnige Arbeit geliefert, die von eingehenden Studien auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik zeugt. Er stützt sich in seinen Ausführungen zum großen Teil auf seine zahlreichen früheren Veröffentlichungen; was er dort für die einzelnen Kapitel der lateinischen Verbalsyntax festgestellt zu haben glaubt, ist hier im Zusammenhange, in mancher Beziehung ergänzt und vervollständigt, zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet.

Vom einfachen Satze ausgehend, behandelt Verfasser zunächst den Gebrauch der Modi und Tempora in diesem; daran schließen sich Modi und Tempora in Nebensätzen (es ist dies naturgemäß der umfangreichste Abschnitt), das Verbum infinitum und die Modi und Tempora in innerlich abhängigen Sätzen, der Oratio obliqua und indirekten Fragesätzen; den zweiten Teil des Buches von S. 139 ab bilden eingehende 'Erläuterungen'. Berücksichtigt ist im wesentlichen nur der Sprachgebrauch der klassischen Zeit, wie denn die Beispiele fast alle aus Cicero, Cäsar, Sallust und Livius entnommen sind. Darin liegt ein großer Mangel des Buches; man vermißt die Heranziehung des Altlateins, das doch für die Erkenntnis des Werdens der sprachlichen Erscheinungen kaum entbehrlich ist. Von einem Werden, einer Entwicklung ist denn auch selten die Rede.

Die Ausführungen des Verfassers haben deshalb besonderes Interesse, weil viele Einzelaufstellungen von der gewöhnlichen Auffassung beträchtlich abweichen; daß man ihm überall folgen kann, glaube ich freilich nicht. Ich hebe im folgenden die wichtigsten Punkte hervor.

1. Die verschiedenen Gebrauchsweisen des Konjunktivs werden auf einen ursprünglichen Modus fictivus (= Optativ ohne ἄν), der die reine oder bloße Möglichkeit bezeichnet, und den Modus potentialis (griech. Konjunktiv oder Optativ mit ἄν) zurückgeführt (S. 2 ff.), der eine Möglichkeit bezeichnet, deren Verwirklichung zu erwarten ist oder erwartet werden kann. Schwerlich richtig.

2. Für die Tempora wird der bezogene Gebrauch glatt abgelehnt; sie sollen also nie zum Ausdruck der Vorzeitigkeit und Gleichzeitigkeit (S. 4 ff., 160 ff.) dienen. Damit steht dann namentlich auch die Behandlung der Tempora der vergangenen Handlung in Zusammenhang; wie bei dem Perfekt als Tempus der in der Gegenwart abgeschlossenen Handlung ein zuständliches (Perf. praesens) und feststellendes (sonst auch logisches oder konstatierendes) Perfekt geschieden wird, so unterscheidet Verfasser auch beim Plusquamperfekt und Futurum II einen zuständlichen und feststellenden Gebrauch. Ich gestehe, daß mir diese Aufstellung, die allerdings für alle drei Zeitsphären ein gleichmäßiges Schema erzielt, wenig überzeugend ist, vielmehr gesucht und gekünstelt erscheint; hier wie sonst oft ist der Verfasser der von ihm S. IV abgelehnten 'logischen' Betrachtung doch wider verfallen. Wenn es übrigens S. 9 vom feststellenden Plusquamperfekt heißt, daß es 'eine

Handlung als eine in einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit abgeschlossene' bezeichnet, so kommt das meines Erachtens der üblichen Annahme der 'Vorzeitigkeit' sehr nahe, wenn nicht gleich. Bei dem Futurum II ferner hätte der Gebrauch des Altlateins berücksichtigt werden müssen, der zeigt, daß hier ursprünglich wohl nur eine Konkurrenzform des einfachen Futurs vorliegt. Endlich erscheint es mir unnatürlich, das feststellende Perfekt zum Perf. praes. zu ziehen (S. 5); ich würde es lieber zum historischen Perfekt ziehen, mit dem es ja auch die präteritale Konsekutio gemeinsam hat (vgl. S. 127 Anm. 2).

3. Auch die Annahme eines Jussivus der Vergangenheit in Stellen wie C. Sest. 54 *commoverentur,* 45 *restitisses, repugnasses* wird abgelehnt (S. 153 ff.); Verfasser sieht darin überall einen einfachen Potentialis, also auch im Coni. plusqupf., dem man sonst wohl nirgends diese Bedeutung zuerkennt.

4. S. 30 werden Aussage- und Annahmesätze unterschieden, weil die übliche Unterscheidung in Aussage- und Begehrungssätze nicht durchzuführen sei. Ich sehe da keine Schwierigkeit. Sätze, die eine 'Annahme, Möglichkeit, Erwartung, Vermutung' ausdrücken, gehören meines Erachtens unter die Aussagesätze, wohin Verfasser ja auch ein potentiales *crediderim* rechnet. Weshalb ferner in *si id fecisses, poenam dedisses* ein *dedisses* nicht als Aussage gefaßt werden kann, vermag ich nicht einzusehen; und daß in Sätzen wie *sit dolor summum malum* eine Art Begehren liegt, sagt Verfasser S. 22 selbst, wenn er die hier übliche Negation *ne* daraus erklärt, daß 'der Redende mit diesem zeitweiligen Zugeständnis gewissermaßen einen Wunsch des Gegners erfüllt'. Einen deutlichen Fingerzeig gibt doch auch der Gebrauch der Negationen, der der üblichen Scheidung genau entspricht; Verfasser dagegen muß für die Annahmesätze 'teils *ne,* teils *non*' annehmen. In der Schule würde seine Scheidung jedenfalls Unklarheit und Verwirrung stiften; aber sie ist meines Erachtens auch an sich verfehlt.

5. Zu den Finalsätzen werden auch die *ut*-Sätze bei Ausdrücken wie *accidit, evenit, fit, restat, relinquitur, sequitur, ius, mos, consuetudo est* u. a. gerechnet, während man hier sonst allgemein Folgesätze annimmt (S. 38). Für die Auffassung des Verfassers spricht der Tempusgebrauch in solchen Sätzen (S. 164), aber dagegen die Negation. Denn diese ist doch durchweg *ut non;* die ganz vereinzelten abweichenden Beispiele können nicht entscheiden. Nur bei den Verben des Bewirkens (*facio, efficio* u. a.) zeigt sich ein offenbares und leicht begreifliches Schwanken zwischen finaler und konsekutiver Auffassung, wie wider der Gebrauch der Negation beweist.

6. Bei den Bedingungssätzen werden von dem indikativischen Falle die Bedingungssätze mit Indik. Futuri abgetrennt und als besondere Art dem potentialen Fall untergeordnet (S. 48 ff.). So ergeben sich wider, wie man früher lehrte, vier hypothetische Fälle — meines Erachtens weder berechtigt noch notwendig; das Lateinische hat eben nur drei Grundformen ausgeprägt, der hier konstruierte vierte Fall ist ein rein künstliches Produkt.

7. S. 162 ff. wird die Annahme einer Modusangleichung, wie das

auch schon von Dittmar geschehen ist, im allgemeinen abgelehnt, doch wohl ohne Berechtigung, wie sie Verfasser denn auch für bestimmte Fälle gelten lassen muß.

8. Über den Modusgebrauch in den lateinischen Temporalsätzen hat Verfasser in seiner Abhandlung 'Die lateinischen Temporal- und Modalsätze' (Bromberg 1914) ausführlich gehandelt; meine Bedenken habe ich in diesem Jahresbericht 1915 S. 35 ff. geäußert. In der selben Schrift wird auch die gewöhnliche Annahme einer iterativen Bedeutung des Konjunktivs in 'indefiniten Temporalsätzen' bekämpft. Die viel erörterte Frage ist wohl noch nicht zum Abschluß gediehen; bei den Ausführungen des Verfassers habe ich jedenfalls manche Bedenken.

9. Die Lehre von der Consecutio temporum gründet sich im wesentlichen auf den Aufsatz des Verfassers 'Geltungsbereich und Wesen der lateinischen Consecutio temporum' (N. Jahrbb. XVIII, 1906); ich kann hier auf die jedenfalls beachtenswerten Darlegungen nicht mehr näher eingehen, möchte aber bei der Gelegenheit mein Bedauern aussprechen, daß ich die selben bei meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax leider übersehen habe.

10. Lesenswert sind auch die längeren Ausführungen über das Gerundivum und Gerundium (S. 197 ff.), das nach dem Verfasser die noch nicht erfolgte, sondern erst erwartete oder zu erwartende Handlung bezeichnet.

Ich schließe noch einige Einzelheiten an, die mir aufgefallen sind. S. 16 wird wohl zuviel gesagt, wenn der eigentümliche Tempusgebrauch im Briefstil dem 'römischen Briefschreiber' überhaupt zugeschrieben wird, vgl. Kühner Synt. I S. 158 A. 2. — S. 20 wird für den Potentialis in rhetorischen Fragen des Unwillens und der Verwunderung neben *non* auch die Negation *ne* angesetzt — vielleicht nur auf Grund von C. Att. 12, 40, 2. Sonst ist wenigstens meines Wissens die Negation regelrecht *non*; an der angeführten Stelle hängt aber *ne doleam?* meines Erachtens von dem eben vorausgehenden *postulent* ab. — S. 22 Anm. ist die Scheidung zwischen dem Coni. concessivus mit *ut (ne)* und dem *ut (ut non)* der Annahme c. coni. gut; ähnliches schwebte mir Kühner [2] II S. 251 Anm. 3 am Ende vor, wenn der Unterschied dort auch nicht recht zur Klarheit herausgearbeitet ist. — S. 23 wird erwähnt, daß die Negation beim Coni. optativus zuweilen auch *non* sei; das selbe hätte folgerichtig auch beim Coni. adhortativus und iussivus erwähnt werden müssen, vgl. Kühner Synt. I S. 192, 2. — S. 41 Anm. 6 wird auch *ut* = 'daß' bei den Verben des Fürchtens anerkannt. Aber es wäre doch wunderlich, wenn *ut* hier bald = 'daß nicht', bald = 'daß' wäre; die paar in Betracht kommenden Stellen erklären sich anders, vgl. Kühner II S. 256 Anm. 4. — S. 44 Anm. 2 verstehe ich den auch früher schon vom Verfasser verfochtenen Satz nicht, daß man in Sätzen wie *quis tam demens, ut sua voluntate maereat?* keine konsekutive Bedeutung des Relativsatzes annehmen könne; man kann sich doch einen Menschen von bestimmter Beschaffenheit auch für den Fall vorstellen, daß der selbe in Wirklichkeit garnicht existiert, und ebenso die aus dieser Beschaffenheit gegebenenfalls hervorgehende Wirkung. — Nach S. 58 soll der Coni. imperf. in Bedingungssätzen mit *modo* und *dum*

(modo) nur in obliquem Sinne möglich sein; aber wie steht es dann mit C. Off. 1, 89 *recte placet, modo ne laudarent* usw.? Nach diesem Satze wird übrigens auch das Musterbeispiel einzelner Grammatiken: *summas laudes merentur Athenienses, dummodo ne tam leves fuissent* ohne Bedenken sein, wenn ich freilich auch den Fundort nicht anzugeben vermag. — Nach S. 69 steht *est qui, sunt qui* c. coni. nur, wenn der Redende die im Konjunktiv ausgesprochene Annahme nachdrücklich bejahen will; dann hat die klassische Prosa jedenfalls eine auffallende Vorliebe für nachdrückliche Ausdrucksweise, da hier der Indikativ in solchen Sätzen verhältnismäßig sehr selten ist. Freilich läßt sich nach S. 86 Anm. 90 Fußn. 2 die Absicht der Hervorhebung durch den Konjunktiv zuweilen (ich glaube, recht oft) nicht nachweisen; das ist denn bedenklich für die ganze Theorie. — S. 72 Anfang ist *non quod (quia)* c. indic. überhaupt nicht erwähnt, vgl. Kühner Syntax[2] II 386 am Ende. — S. 73 Anm. 3: *accedit ut* findet sich nicht bloß in der Erzählung, vgl. Tusc. 1, 43. — S. 74: neben *nihil (quid) est, cur* findet sich auch manchmal *quare* oder *quamobrem*. — S. 93ff. ist *postquam* c. coni. gar nicht erwähnt, ebensowenig S. 95ff. *priusquam* c. indic. impf. (plusqpf.) in Iterativsätzen, vgl. Kühner[2] II S. 372 Anm. 2. — Nach S. 106 Anm. 1 (vgl. auch S. 39 am Ende) steht *ius, mos, consuetudo est* gewöhnlich mit *ut,* zuweilen auch c. inf.; nach meinen Sammlungen sind beide Konstruktionen ziemlich gleich häufig. — S. 110 Anm. 1 konnte dagegen betont werden, daß bei den Verben des Affekts ein *quod*-Satz verhältnismäßig selten ist, vgl. Kühner II S. 277 Anm. 2. Für die Behauptung, daß der Acc. c. inf. stehen muß, wenn der Gedanke sich auf die Zukunft bezieht, sehe ich keinen vernünftigen Grund; auch steht C. Q. fr. 1, 3, 10 *illud maereo, quod . . . afferet.* — Ebenda § 58: Auch bei den zusammengesetzten Formen von *dicor, putor, existimor* u. a. findet sich die persönliche Konstruktion nicht selten, wenn auch die unpersönliche überwiegt, vgl. Kühner[2] I S. 708a. — S. 116, 1: Bei *video, audio* usw. findet sich zum Ausdruck der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung neben dem Partizip auch oft der Acc. c. inf., vgl. Kühner I S. 704. — S. 149: Für den unterschiedslosen Gebrauch von *erunt* und *futuri sunt* vgl. auch die Parallelstellen bei Kühner I S. 162 Anfang. — S. 215: In indirekten Fragesätzen entscheidet doch wohl in der Regel die Konsekutio über die Wahl der Formen auf *-urus fuerim* oder *fuissem,* wenn sich auch ein paar Ausnahmen finden, wie denn in dieser Beziehung die Umschreibung des Irrealis der Vergangenheit in fast allen Nebensätzen ein gewisses Schwanken zeigt, vgl. Kühner[2] II S. 408ff.

Für die Schule werden die gegebenen Anregungen vorläufig wohl nur zum geringsten Teile verwendbar sein; zu vieles beruht auf unsicheren Hypothesen, die zudem dem Schüler keine Erleichterung bringen.

24) H. Menge, Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik. Ein Lernbuch für Studierende und vorgeschrittene Schüler, zugleich ein praktisches Repertorium für Lehrer. 10. durchweg verbesserte Aufl. Wolfenbüttel, Zwißler, 1914. XII u. 579 S. 8. 9 ℳ, geb. 10 ℳ.

Menges Repetitorium ist ein altbewährtes Buch, das, schon bei seinem ersten Erscheinen (1872) günstig aufgenommen, in unserer latein-

feindlichen Zeit nunmehr die zehnte Auflage erreicht hat. Für welche Kreise es bestimmt ist, gibt das Titelblatt an; ich möchte betonen, daß es auch für die Hand des Lehrers ein wertvolles Nachschlagewerk ist, in dem er in allen Fällen des Zweifels über den Sprachgebrauch namentlich der klassischen Schriftsteller Auskunft findet. Mit der Zahl der Auflagen ist die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Buches stets gewachsen; und besonders in der neunten Auflage, die die vorhergehende an Umfang um 93 Seiten übertrifft, zeigt sich überall die bessernde und berichtigende, erweiternde und ergänzende Arbeit des Verfassers, so daß das Buch wider unbedingt empfohlen werden kann. Freilich darf man sich nicht daran stoßen, daß Verfasser die neueren sprachwissenschaftlichen und psychologischen Theorien wenig oder gar nicht berücksichtigt hat. Man wird gerechterweise trotzdem das, was er gegeben hat, als eine wertvolle Gabe anerkennen und nicht, weil die eine Seite nicht berücksichtigt ist, darum das Ganze mit einseitigem Urteil beiseite schieben.

Mein Interesse an dem Buche mag der Hinweis auf einige kleine Ungenauigkeiten bezeugen. § 89 Z. 6 ist das Zitat Liv. 6, 14, 10 zu streichen; *iudicare* steht hier ohne Genetiv. — § 111 Anm. 2: Cic. Fl. 17 *non solum in Graecia, sed prope cunctis gentibus* ist kaum ein sicherer Beleg für den bloßen Ablativ ohne *in* in Verbindung mit *cunctus*; näher liegt doch wohl die Ergänzung von *in* aus dem ersten Gliede. — § 37d: *se simulare* mit prädikativem Akkusativ steht auch Sall. Iug. 85, 9 (vgl. auch *assimulare* Pl. Capt. 654 u. ö., s. Thesaur. L. L. s. v.); für *ostendere* gebe ich noch sieben Stellen Kühner[2] II, 2 S. 634 med. — § 152, 4: Neben *ausculto alicui* konnte auch die Konstruktion c. acc. erwähnt werden, vgl. Landgraf zu Rosc. § 104. — § 260 Anm. 1 am Ende: Die Stelle C. div. 1, 5 ist nicht genau aufgefaßt; *unus* konnte hier des Sinnes wegen gar nicht in den Relativsatz *qui deos esse diceret* hineingezogen werden. — § 306, 2 am Ende 'selten tritt ein Dativ zu *inquam*'; vgl. indes Kühner[2] II, 2 S. 534 Anm. 3 und neuerdings auch noch Kieckers Indog. Forsch. Bd. 35 S. 76. — § 353 ist mir fraglich, ob es berechtigt ist — es geschieht ja freilich sonst auch —, vor *ut* bei negiertem Verbum timendi geradezu zu warnen. Es kommt doch immerhin, wie Verfasser selbst angibt, vor, und zwar, soviel ich sehe, verhältnismäßig nicht seltener als bei positivem Hauptsatz; *ut* findet sich überhaupt bei den Verben des Fürchtens weit weniger häufig als *ne non*. — § 357 Anm. 3 steht *dubius sum* = *dubito* (ebenso § 438, 1); daß diese Beziehung von *dubius* auf Personen unklassisch ist, konnte angedeutet werden. — § 371 Anm. 1 ist die Stelle Cic. or. 198 als Beispiel für *non quod* c. ind. zu streichen, denn *quod* ist hier Relativ, bezogen auf das vorausgehende *id*. Übrigens ist meines Erachtens der Indikativ C. Planc. 78 durchaus korrekt und, wie ich jetzt glaube, auch rep. 1, 30 (anders bei Kühner[2] § 211 am Ende). — § 429 Anm. ist *accepi* c. inf. praes. (nach Analogie von *memini*) zu streichen; die angeführte Stelle C. Off. 1, 108 ist schon von C. F. W. Müller richtig erklärt. — Mit Recht ist jetzt § 457, 3 bei der Behandlung der direkten Fragen in indirekter Rede die äußerliche Scheidung nach den Personen

aufgegeben; ob freilich der Zusatz haltbar ist, daß Fragen, die schon direkt den Coni. dubitativus oder potentialis zeigen, diesen Modus auch in indirekter Rede beibehalten, ist mir mindestens zweifelhaft, vgl. Kühner[2] § 238 Anm. 4. — § 499 Anm. 2: Daß *que* 'fast nie' an den Infin. praes. gehängt werde, ist doch wohl reichlich viel gesagt, vgl. Kühner[2] § 152, 8.

Falsche Zitate und Druckfehler: S. 64 in. lies C. Tusc. 5, 70 (statt 25). S. 65 Anm. 4 a. E. l. n. d. 1 (statt 2), 87. § 259 Anm. a. E. l. **Planc.** (statt Cic.) fam. 10, 15, 3; bei dem letzten Beispiel l. *Egnatii* und *quo ego . . . familiarissime utor,* auch füge zu C. Fam. 13, 43, 1 S. 286 Anm. 4 Z. 4 l. Cluent. 75 (statt 45). S. 381 med. ist *non* bei *veri simile est, ut* ausgefallen. S. 397 Z. 2 l. b. g. 5, 34 (statt 24), 2. § 467, 8 l. de or. 3, 215 (statt 2, 315). § 491 Anm. Z. 4 l. sen. 12 (statt 4).

25) E. Thomas, Studien zur lateinischen und griechischen Sprachgeschichte. Berlin 1912, Weidmann. 143 S. 4 ℳ.

Die wertvollen Untersuchungen, die sich zum größten Teil auf die Wortbildungs- und Wortbedeutungslehre beziehen, werfen auch für die Syntax einigen Gewinn ab. So wird S. 14 darauf hingewiesen, daß Petronius nicht selten ein unbetontes *ego, nos* usw., auch ohne daß ein Gegensatz vorliegt, als Subjekt zusetzt; S. 18 ff. werden 'elliptische' Substantivierungen wie *ursina* = Bärenfleisch, *frigida* sc. *aqua* u. ä. belegt, vgl. auch S. 31, 33; ebenso S. 55 der abgeschwächte Komparativ im Sinne eines Positivs bei Petronius, S. 57 ff. *servire aliquem*, S. 64 ff. steigernde Adverbia wie *exsecrabiliter, insanum* u. a. Hübsch ist S. 111 ff. die Erklärung der Petron. 58, 7 überlieferten Worte: *qui te primus † deurode fecit* = *qui te primus* δεῦρο δή *fecit* = 'der dir zuerst Appell beigebracht, dich abgerichtet hat'.

26) W. Kroll, Randbemerkungen. Rheinisches Museum für Philologie Bd. 69 S. 95—108. 1914.

Die gegebenen Bemerkungen schließen sich an die auch in diesen JB. 1915 S. 46 ff. besprochenen 'Beiträge zur lateinischen Syntax' von W. A. Baehrens an, dessen fleißige und beachtenswerte Darlegungen ja durch vielfache Übertreibungen Anlaß genug zu Ausstellungen bieten. Mit Recht wird betont, daß Baehrens oft den Fehler macht, ungewöhnliche Konstruktionen aus den kritischen Apparaten zu belegen statt aus den sorgfältig hergestellten und interpretierten Schriftstellern; und wo verschiedene Lesarten vorliegen, ist er geneigt, ohne weiteres die ungewöhnliche, ihm für den Nachweis einer seltenen Ausdrucksweise bequeme Lesart zu bevorzugen. So geschieht es in dem ausführlichen Abschnitt über die Figur ἀπὸ κοινοῦ, wo Kroll mit Recht eine Reihe von Stellen ablehnt[1]), während er anderseits Belege aus Dichtern hinzufügt, bei denen

[1]) In meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax habe ich mich an ein paar Stellen, wie ich jetzt glaube, an Baehrens angeschlossen, wo ich es nicht hätte tun sollen, so besonders Liv. 22, 39, 18 *si . . . steteris.* Bei der Gelegenheit möchte ich übrigens für die entsprechende (in Prosa seltene) Stellung des attributiven Adjektivs noch anführen Tac. Germ. 24 *inter gladios atque infestas frameas*, wo auch Müllenhoff *infestas* auch zu *gladios* gehören läßt.

die ältesten Fälle vorkommen; Kroll ist geneigt, hier griechischen Einfluß anzunehmen. Für die von Baehrens nur durch drei Liviusbeispiele belegte Weglassung eines *cum* vor *tum* wird noch eine ganze Reihe Stellen aus früherer und späterer Zeit zugefügt, mit der Bemerkung, daß *tum* hier meist = *praeterea* stehe, also eher ein *primum* als ein *cum* im ersten Gliede ausgefallen sei. Scharf abgelehnt werden die Bemerkungen von Baehrens über den Akkusativ der Richtung, im ganzen wohl mit voller Berechtigung; für die unregelmäßige Stellung von *quoque* wird das Material von Baehrens bedeutend ergänzt. Der nicht seltene Gebrauch des Perfekts zum Ausdruck der Vorvergangenheit, wo man also eigentlich das Plusquamperfekt erwarten sollte, wird teils auf die Klausel zurückgeführt, teils entsprechend auf metrische Rücksichten bei den Dichtern, deren Beispiel dann wider auf die spätere Prosa einwirkte; ähnlich erkläre sich auch der Indikativ des Plusquamperfekts (Perfekts) statt des Irrealis, wie z. B. Verg. Aen. 2, 55 *impulerat*. Weiterhin wird das, was Baehrens' über ein singularisches Prädikat neben einem pluralischen Neutrum als Subjekt gibt, auf das richtige Maß zurückgeführt; und zum Schluß Baehrens Beispiele für den Wechsel zwischen Konjunktiv und Indikativ schon aus den Komikern (Einfluß des Metrums!) und Cicero belegt. Bei der Gelegenheit wird darauf hingewiesen, daß der Konjunktiv auch in rein deskriptiven Relativsätzen stehen kann; ich muß gestehen, daß ich in diesem letzten Punkte nicht überall mit dem Verfasser übereinstimme.

27) R. Wünsch, Anmerkungen zur lateinischen Syntax. Rheinisches Museum Bd. 69 (1914) S. 123—138.

Die gegebenen Bemerkungen bieten nicht gerade überall Neues, aber jedenfalls sehr dankenswerte und klare Zusammenfassungen über bestimmte Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs. Bei der zunächst behandelten Formel *ita me di ament* werden mit Blase u. a. drei Formen geschieden, deren älteste die mit einem *ut*-Satze ist, also *ita me di ament, ut ius iurandum servabo.* Dieses wird dann zurückgeführt auf die ursprüngliche vollere, aber später ihrer Umständlichkeit wegen verkürzte Form: *me di ament, si ius iurandum servabo, non ament, si non servabo.* Nr. 2 behandelt *macte* (eigentlich Vokativ = 'gemehrt', 'gestärkt'; der Vokativ steht in ungewöhnlicher Weise im Anschluß an den Namen des angerufenen Gottes statt des Nominativs) mit seiner Konstruktion; Nr. 3 den *Genetivus appositivus* der Ortsnamen, wie *Silari flumen*, in dem Wünsch einen ursprünglich possessiven Genetiv der Ortsgottheit sieht, wenn auch in der weiteren Entwicklung die Sprache sich dieses Verhältnisses nicht mehr bewußt geblieben sei. Bei *invidere* stand ursprünglich, der eigentlichen Bedeutung des Wortes gemäß, der Akkusativ der Sache in dem Sinne: 'etwas mit dem bösen Blick ansehen', wozu dann der Dat. incommodi der geschädigten Person trat, der weiterhin das Akkusativobjekt allmählich verdrängte (ähnlich Havers, Untersuchungen zur Kasussyntax 1911, S. 224 ff.). Nicht einverstanden kann ich mich mit Nr. 5 erklären, wo in den Worten Cat. R. R. I pr. 4 *nunc ut ad rem redeam, quod promisi institutum principium, hoc erit* das schwierige *institutum* als ein von *promisi* abhängiges Supin gefaßt

wird. Die Analogie von *do, voco, hortor* mit Supin beweist meines Erachtens nichts, da hier doch immer eine Bewegung veranlassende Verben vorliegen; ein solches ist aber *promitto* auf keinen Fall.

28) Ch. Knapp, Studies in the Syntax of Early Latin. Americ. Journal of Philol. XXXV (1914), S. 268—293.

Die Auseinandersetzungen schließen sich an den zweiten Band des trefflichen Werkes von Bennett, Syntax of Early Latin (vgl. JB. 1915 S. 45ff.) an, zu dem mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen gegeben werden, die weniger den Charakter einer Kritik des auch hier als hervorragend anerkannten Werkes haben, sondern als selbständige Studien gelten können. Sie beziehen sich übrigens nicht auf den ganzen Band, sondern nur auf die ersten hundert Seiten, namentlich auf die Lehre vom Genetiv; sie bringen teils von Bennett übersehene Belege, teils äußern sie Bedenken über die Darstellung der sprachgeschichtlichen Entwicklung oder über die Klassifikation der Massen von Beispielen, so daß ein Eingehen auf die zahlreichen einzelnen Punkte hier zu weit führen würde; jedenfalls sind die Bemerkungen, auch wo man ihnen nicht beipflichtet oder wo Verfasser selbst zu keinem sicheren Ergebnis kommt, überall anregend. Ungenau ist zu Ter. Eun. 74 *ut te redimas . . . minumo; si nequeas paululo, at quanti queas* gesagt (S. 292), daß bei dem selben Verb *queo* der Abl. und Gen. pretii stehe (statt bei dem zu ergänzenden *redimere*). Ob es berechtigt war, S. 290 mit Bennett zu sagen, daß bei den Verba admonendi der Akkusativ die übliche Konstruktion im Altlatein sei? Bennett kann freilich für den Genetiv nur Pl. Rud. 743 *mearum me miseriarum commones* beibringen, aber für den Akk. auch nur Pseud. 150 *officium commoneri.* Stich. 58 *ut moneatur officium*; denn die übrigen S. 200, 204, 247—249 belegten neutralen Akkusative des Inhalts (z. B. *hoc te moneo*) kommen doch nicht in Betracht.

29) E. B. Lease, American Journal of Philology vol. XXXVI (1915) S. 80—86.

Wenn ich auf die hier gegebene, übrigens durchaus wohlwollende und anerkennende Kritik meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax an dieser Stelle eingehe, so geschieht das, weil Lease bei der Gelegenheit eine Fülle ergänzender und berichtigender Zitate vorbringt, die zunächst als eine wertvolle statistische Fundgrube erscheinen können. Indes, so berechtigt und dankenswert seine Ausstellungen vielfach sind, so sind sie doch im allgemeinen mit Vorsicht zu benutzen. Denn einmal finden sich nicht wenige, zum Teil verwunderliche Versehen und Irrtümer. So wird für *intentus* c. dat. S. 81 zitiert Sall. Iug. 76, 2. 89, 3. 94, 5, aber in all diesen Stellen kann die fragliche Form ebensogut Ablativ sein, und ist es auch nach Cat. 2, 9 *aliquo negotio intentus* wahrscheinlich; ebenso Verg. A. 7, 380. Ov. Met. 7, 639 *maius videri,* Pont. 1, 5, 17 *maior videri* sind ganz falsch aufgefaßt; der Infinitiv hängt an beiden Stellen nicht von dem Adjektiv ab. S. 81: C. Att. 15, 11, 3 *ne multa* liegt doch kein konfirmatives *ne* vor; ebensowenig Att. 3, 13, 1 *proinde habe bo ac si scripsisses* (S. 84) ein *proinde* in Aufforderungen.

Die schlimmsten Versehen zeigen die Bemerkungen zu II S. 294 über *ut qui* c. indic. Von den Stellen, die Lease anführt, stimmt nur Apul. Plat. 2, 22. Dagegen das 'Nest' von solchen Indikativen, das Ovid JB. 371 ff. stehen soll, beruht auf einem vollkommenen Mißverständnis, wie jeder bei oberflächlicher Einsicht der Stelle leicht sehen wird; und Val. M. 2, 7, 9. 5, 4, 1 steht zwar *ut* unmittelbar vor dem Relativ, hat aber mit dem selben gar nichts zu tun, sondern leitet einen *ut*-Satz ein, dessen Verb nach dem Relativsatz folgt. Zu streichen sind auch alle Stellen, die Lease zu Kühner II S. 302, 4 für *prius quam ut* = *potius quam* c. coni. anführt. Ter. Hec. 262 hängt *ut* von *studeo* ab; ebenso C. Lig. 34 *quidvis prius futurum fuisse quam ut* usw. von dem Verb des Geschehens, Fam. 13, 1, 6 von *persuadeas* und ähnlich an den anderen Stellen. Am auffallendsten ist es, wenn Liv. 35, 11, 5 hier angezogen wird, wie ein Blick auf die offenbar ganz mißverstandene Stelle zeigt; Pl. Most. 867 erlaubt die Überlieferung kein sicheres Urteil. Sodann scheint Lease wunderbarerweise zu glauben, daß ich aus den zitierten Autoren jedesmal alle Stellen für einen bestimmten Gebrauch hätte anführen wollen, so, wenn er meint, für *dum* c. ind. praes. seien nur 7 Stellen aus Cic. ep. gegeben, während 27 da wären; nun, ich habe mir sogar über 30 in meinen Sammlungen notiert. Die von ihm zugefügten Cicerostellen für *non quin* c. coni. standen mir ebenfalls alle zur Verfügung, dazu noch C. har. 61. Ph. 7, 6 (Lesart unsicher top. 55; was übrigens die Stellen mit *quin non* in diesem Zusammenhange sollen, weiß ich nicht); Vollständigkeit in diesem Sinne war natürlich nie meine Absicht. — Beachtenswert sind wohl die statistischen Zusammenstellungen über die heroische Klausel (S. 85 ff.), wenn ich die Angaben auch nicht nachzuprüfen vermag; über die S. 86 aus Cicero, Cäsar, Nepos, Livius zitierten sog. 'Hexameter' hat u. a. richtig geurteilt Norden, Antike Kunstprosa I S. 53 Fußnote 3.

D. Grammatische und stilistische Lehrbücher für die Schule.

30) W. Hartke, Lateinisches Übungsbuch für Quarta, mit grammatischem Anhang von E. Niepmann. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. VIII u. 221 S. 8. 2,80 ℳ.

Das vorliegende Übungsbuch, das sich den im vorigen Jahresberichte (S. 57 ff.) besprochenen Teilen des bekannten neuen Unterrichtswerkes als Fortsetzung anschließt, macht einen recht günstigen Eindruck. Die lateinischen Stücke, die inhaltlich die griechische und römische Geschichte behandeln, sind aus Cicero, Cäsar, Justin, Curtius u. a. entnommen. Ob sie überall für den Quartaner geeignet sind, ist mir freilich fraglich; auf keinen Fall glaube ich das von dem Argumentum des Asconius zur Miloniana, dessen Stoff auf dieser Stufe meines Erachtens schwerlich Interesse erwecken wird. Daran schließen sich geschickt abgefaßte deutsche Übungsstücke sowie Wörterverzeichnisse.

Doch auf alles das gehe ich hier nicht näher ein. Für uns kommt hier eigentlich nur der grammatische Anhang S. 181 ff. in Betracht. Vor allem berührt es hier angenehm, daß die sprachwissenschaftlichen Er-

klärungen, die in der Formenlehre vielfach zu viel für die unteren Klassen boten, auf ein Maß beschränkt sind, mit dem man im ganzen einverstanden sein wird. Der historischen Entwicklung wird, abgesehen von maßvollen gelegentlichen Hinweisen, im wesentlichen durch die Anordnung Rechnung getragen. So wird z. B. dem zuerst behandelten Akkusativ der Richtung der Akkusativ des Objekts angeschlossen, wobei eine Anmerkung kurz erläutert, wie der Übergang von der eigentlichen zur übertragenen Bedeutung möglich war; und ähnlich sonst. Verfehlt erscheint mir nur der Zusatz S. 185 bei *ulcisci:* 'Zu *ulcus* Geschwür; eigentlich also schwären gegen — Richtung auf jemand'. Denn einmal ist die Ableitung doch wohl noch recht unsicher, sodann bringt sie dem Quartaner eher Erschwerung als Erleichterung, besonders mit dem wunderlichen Ausdruck 'schwären gegen', der fast den Eindruck einer ungeschickten Verkürzung der Erklärung bei Walde ('*ulcisci* also ursprünglich schwären, gegen jemanden Eiter, Groll ansammeln') macht. Für Quartaner sind meines Erachtens auch nicht geeignet die sprachwissenschaftlichen Bemerkungen über das Gerundivum und Gerundium S. 192 sowie über die Pronominaladverbien S. 204.

Was die Auswahl des Stoffes anbetrifft, so läßt Verfasser manches weg, was sonst für die Stufe üblich ist. Man wird ihm im allgemeinen beistimmen; im einzelnen wird ja subjektivem Ermessen immer noch Raum bleiben. So vermisse ich ungern die Konstruktion von *pudet* und *paenitet,* ebenso den subjektiven Genetiv, durch dessen Gegenüberstellung der objektive erst rechte Klarheit gewinnt. Dagegen würde ich für Quarta gern entbehren *conduco, loco* mit abl. pretii sowie Konstruktionen wie *quem fortissimum esse cognovit* (S. 189). Dazu ein paar Einzelheiten anderer Art. S. 198 Abs. 2 würde ich zu *Carthagine Athenis Delphis* noch *Sardibus* als Beispiel zufügen; denn auch aus der Regel wird der Schüler über die Pluralia der dritten Deklination nicht recht klar. S. 198 III die Ablative des Weges (*via Appia proficisci* u. dgl.) sind doch wohl instrumental zu fassen. S. 216 müßte das nachklassische *admirationi esse* (Sen. Gell. u. a.) mindestens ebensogut fallen wie S. 215 *punire* c. abl. (*punire supplicio* steht immerhin C. dom. 76, *p. morte* bei Sueton). Ob das vereinzelte *rex regiaque classis una profecti sunt* S. 220 gerade passend als Musterbeispiel gewählt ist, scheint sehr zweifelhaft. Nicht sagen würde ich S. 189 med.: 'die abhängigen Aussagesätze nach den Verben des Sagens' usw. (statt: 'bei' oder 'als Objekt der Verben'). Ebenso behagt mir nicht das unglückliche 'bzw.' S. 200; ebensowenig — weder geschrieben noch gesprochen — die Abkürzungen A. c. i. und N. c. i. Weshalb übrigens der Anhang nicht nach Paragraphen abgeteilt ist, ist mir nicht recht klar; bequemer wäre es jedenfalls. — Der Druck ist korrekt. Ein Druckfehler ist vielleicht S. 19 a. E. *haberetur;* die Interpunktion setzt jedenfalls die jetzt auch wohl überall aufgenommene Lesart *habetur* voraus.

31) R. Helm und G. Michaelis, Lateinbuch für Oberrealschüler. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1914. IV u. 126 S. (mit einem Anhange: Übungssätze zur lat. Satzlehre. 16 S.). 8. 2,20 ℳ.

In der Satzlehre (S. 47—126), die hier allein in Betracht kommt, stimmt das Buch ganz mit der von mir JB. 1915, S. 52 ff. besprochenen

Lateinischen Satzlehre von G. Michaelis (Verkürzte Ausgabe A) überein, so daß ein Hinweis auf jene Besprechung genügt.

32) J. Strigl, Lateinische Schulgrammatik. Dritte, verbesserte Auflage. Wien, Deuticke, 1915. VIII u. 242 S. 8. 2,50 ℳ.

Für das sorgfältige und in mancher Beziehung eigenartige, aber im einzelnen noch vielfach der Verbesserung bedürftige Buch verweise ich auf meine Besprechungen in der Wochenschrift für klassische Philologie 1900 Sp. 266 ff., 1907 Sp. 1007 ff., 1915 Sp. 823 ff.

33) E. Müller-Graupa, Lateinisches Übungsbuch für Reformschulen und Studienanstalten. I Untertertia. VIII u. 279 S. 3,20 ℳ. 1914. II Obertertia. VIII u. 144 S. 2,20 ℳ. 1915. Leipzig, Teubner. 8.

34) Ders., Grammatischer Anhang zum Lateinischen Übungsbuch (I. Teil). VI u. 92 S. 8. Teubner 1915. 1,60 ℳ.

Von den angeführten Büchern gehört hierher nur der grammatische Anhang sowie das Vorwort der beiden Übungsbücher — die übrigens nach ihrer ganzen Anlage und sorgfältigen Ausführung einen guten Eindruck machen —, wo Verf. sich über seine Grundsätze bei der Einschränkung des syntaktischen Materials äußert. Was hier gesagt wird, kann ich um so weniger beanstanden, als Verf. sich zum großen Teil an meine diese Frage behandelnden früheren Aufsätze in den 'Neuen Jahrbüchern' anschließt. Nicht berechtigt ist freilich, wenn es Teil I S. VI Fußnote heißt, *abdere in* c. acc. brauche man nicht lernen zu lassen, da ebensogut *in* c. abl. stehe; denn von den aus Cicero dafür angeführten Stellen ist Mil. 40 die bessere Lesart (so bei Clark) *in tenebras abdidisset*, und an all den anderen Stellen steht das Partizip *abditus* (vgl. dazu Kühner[2] II, 1, S. 593). Wird ferner in unseren Grammatiken wirklich *occultare in* c. abl. (statt des bloßen Abl.) verworfen? Im grammatischen Anhang stimmt die § 3 gegebene Regel, das Attribut stehe hinter seinem Nomen, in dieser Allgemeinheit durchaus nicht. Inwiefern § 4 b *patriam servitute liberare* der Ablativ als Objekt bezeichnet werden kann, verstehe ich nicht. § 13 ff. hätten zu den Verben, die im Lateinischen einen abweichenden Kasus erfordern, zunächst deutsche Verben mit gleicher Konstruktion gegeben werden müssen, wie *iuvare* unterstützen, helfen. § 16 wird *quaero ex (de) aliquo* angeführt; aber *ab* ist doch häufiger als *de*. § 19 würde ich das adhortative *iuves* vermeiden. § 20 Z. 2 steht 'siehe 7' statt 11. § 21 macht nicht klar, weshalb beim Subjektsinfinitiv prädikative Bestimmungen im Akkusativ stehen. S. 84 Z. 12 ist der Ausdruck 'sind als Reflexiva zu betrachten' mindestens ungeschickt; ganz verfehlt S. 88 die Bezeichnung 'unvollständiger Ablativus absolutus'. Schwerlich richtig ist, was § 22, 3 über eigentlichen und uneigentlichen Acc. c. inf. gesagt wird. § 29, 1 sind die Worte 'meist *antequam*' usw. unklar; nach dem Wortlaut würde gesagt, daß Temporalsätze meist mit *antequam, priusquam* eingeleitet werden. In der anschließenden Anmerkung mußte klar zwischen einmaliger und widerholter Handlung geschieden werden; durch die Art der Handlung, nicht durch die Verschiedenheit der Konjunktion wird der abweichende Tempusgebrauch bestimmt. § 30 fehlt ohne Grund *ne* in indirekten Fragesätzen,

ebenso *num* = ob nicht. Die ganze Anordnung des Anhangs erregt manche Bedenken.

35) Fr. Hoffmann, Übungsbuch zum Übersetzen in das Lateinische für Primaner. I Text. V u. 95 S. II Grammatisch-stilistische Bemerkungen und Wortkunde. 132 S. 8. Berlin, Weidmann 1910. 3,20 ℳ.

Das vorliegende Werk ist zwar schon etwas älteren Datums und wird sich inzwischen manche Freunde erworben haben; aber ich möchte hier doch noch einmal auf die tüchtige Arbeit hinweisen. Denn einmal zeigt das Übungsbuch, was Verfasser nach den Grundsätzen, die in dem unter Nr. 37 besprochenen Werke niedergelegt sind, im lateinischen Unterricht glaubt erreichen zu können. Leicht sind die von ihm gegebenen Vorlagen gewiß nicht; sie erfordern starke Arbeit von Lehrer und Schüler, zeitigen aber ohne Frage auch ganz andere Ergebnisse als etwa die Ostermann-Müllerschen Stücke für die selbe Stufe. Verfasser betrachtet eben, im Gegensatz zu verbreiteten Anschauungen, derartige Übungen 'als einen selbständigen Zweig der Gesamtaufgabe des lateinischen Unterrichts am humanistischen Gymnasium' und will dadurch 'zu wissenschaftlichen Arbeiten anleiten' (S. III). Sodann enthält der zweite Teil außer einer ziemlich umfangreichen Wortkunde, die auch reiches stilistisches und synonymisches Material gibt, zu den einzelnen Stücken kürzere und ausführlichere grammatische und stilistische Bemerkungen, die manche feine Beobachtung bringen und namentlich durch eine Fülle von Beispielen anregend und belehrend wirken. Hier und da sind freilich noch unbegründete Einschränkungen des tatsächlichen Sprachgebrauchs festgehalten, so wenn S. 5 in Verbindungen wie *cum multi alii tum* der Zusatz des *alii* beanstandet wird (vgl. oben Nr. 12 a. E.); wenn S. 17 nur *recentissima quaeque*, aber nicht die selbe Verbindung im Singular gegeben wird; wenn S. 17 bei *natus* zur Bezeichnung der Mutter nur *ex* c. abl., nicht der bloße Ablativ zugelassen wird (vgl. Kühner[2] II, 1 S. 375); wenn es S. 34 Anf. heißt, von einem Substantiv lasse der Lateiner nicht gern einen Acc. c. inf. abhängen (vgl. ebd. S. 696 med.). Ungenau sind auch S. 10 Anf. die Bemerkungen über die folgernden Konjunktionen. Gewiß steht *proinde* nur bei Aufforderungen, aber weit häufiger sind auch hier *quare, quamobrem* und *igitur*; ferner steht *idcirco* nicht bloß final, sondern weist auch oft auf Kausalsätze hin. Was S. 10 med. über die Verbindung zweier Relativsätze gesagt wird, ist unvollständig; auch bei verschiedenem Kasus kann im zweiten Satze das Relativ fehlen, wird aber oft auch durch ein Demonstrativ oder Personalpronomen wider aufgenommen; gerade den letzteren, auch im Griechischen nicht seltenen Fall muß der Primaner kennen lernen. Nach S. 14 med. fehlt *cum* beim Abl. modi in Ausrufen, wie *quo studio, qua frequentia;* richtiger wohl 'in Verbindung mit einem pronominalen Attribut'.

36) A. Kornitzer, Lateinisches Übungsbuch für Obergymnasien. 3. Auflage. Wien, Tempsky (Leipzig, Freytag) 1915. 256 S. 8. 3 ℳ.

Ich erwähne das Buch, das an österreichischen Gymnasien manche Freunde gefunden zu haben scheint (die erste Auflage ist 1908 er-

schienen), an dieser Stelle, weil den Übungsstücken ein ziemlich umfangreicher (S. 187—217) 'Stilistischer Anhang' angeschlossen ist, der neben den Eigentümlichkeiten im Gebrauche einzelner Redeteile namentlich auch die lateinische Wortstellung sowie Satzbau und Periode der lateinischen Sprache behandelt. Die mit einer gewissen behaglichen Breite gegebenen Ausführungen sind klar und verständig, die zugefügten, offenbar selbständig gesammelten reichen Beispiele sind mit Geschick ausgewählt. § 2 hätte wohl gesagt werden können, weshalb der Lateiner in Ausdrücken wie *novitas rei, diuturnitas imperii* u. a. das Substantiv statt des deutschen Adjektivs setzt; die Armut der lateinischen Sprache an Adjektiven, von der die Rede ist, dürfte doch wohl nur in einem Teile der Beispiele der Grund sein. Zu § 6: Neben *voluntatem (animum) alicuius* sagt man auch ebensogut *aliquem a se abalienare.* S. 209, 2 ist fraglich der Satz, daß der Ersatz eines deutschen Relativsatzes durch einen lateinischen Konjunktionalsatz besonders eintreten soll, wenn der Relativsatz sich an einen Eigennamen anschließt; gewiß wird das oft vorkommen, aber ein innerlicher Grund läßt sich für diese rein äußerliche Regel schwerlich finden.

E. Zur Methodik des Unterrichts

37) Fr. Hoffmann, Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Anregungen u. Winke. Leipzig, Teubner 1914. IV u. 199 S. 8. 3,60 ℳ.

Das sehr beachtenswerte Buch, das sich nach dem Vorworte nicht an Sprachforscher und Gelehrte wendet, sondern 'nur an die Fachgenossen in der Schule, und zwar die jüngeren und jüngsten', das aber auch erfahrenen Lehrern noch reiche Anregung bieten wird, bringt durch seinen Titel vielleicht manchem eine kleine Enttäuschung. Denn von der 'sprachwissenschaftlichen' Grundlage des Unterrichts, wie sie Brugmann in seinem bekannten Aufsatz fordert und wie sie Niepmann und Genossen in ihrem Unterrichtswerk zu geben suchen, ist in dem ganzen Buche herzlich wenig die Rede. Ja, die Bedenken, die S. 27ff. gegen letzteres Werk geltend gemacht werden, sind ohne Frage schwerwiegender Art. Mit vollem Rechte wird betont, daß da manches gegeben wird, was sachlich zweifelhaft ist, manches, was über den Standpunkt der betreffenden Klasse hinausgeht, aber auch davon abgesehen das Verständnis des Schülers nicht fördern würde. Vor allem kann man bei dem Sextaner noch nicht das genügende Verständnis und Interesse für die Bedingungen der sprachlichen Entwicklung voraussetzen; der Sextaner dürstet zunächst nach Tatsachen. Was Hoffmann unter 'sprachwissenschaftlicher Grundlage' versteht, ist vielmehr eine philosophisch-psychologische Behandlung und Durchdringung des Stoffes.

Gegenüber den Angriffen, die der lateinische Sprachunterricht in der Gegenwart von so vielen Seiten erfährt, wird zunächst Aufgabe und Bedeutung des selben festgestellt. Das Ideal der Allgemeinbildung liegt nicht in der Fülle der Einzelkenntnisse; erst die 'Einsicht in Wesen, Grund, Allgemeinheit und Notwendigkeit der Erscheinungen führt zu

ihrer Beherrschung; ein von diesem Grundsatz geleiteter Unterricht gibt wahre Bildung'. Dies Ziel kann auch der lateinische Unterricht erreichen, freilich nicht durch möglichste Vermehrung der Lektüre (nicht auf die Masse des Gelesenen kommt es an, sondern auf die Erarbeitung des geistigen Gehalts) auf Kosten der grammatischen Gründlichkeit, auch nicht durch Chrestomathien, die aus Schriftstellern jeder Zeit und jeder Gattung in bunter Folge allerlei interessante Dinge zusammensuchen (S. 12)[1], sondern durch eine gründliche grammatische Schulung, die dem Schüler schließlich ein wenn auch möglichst vereinfachtes System vorführt. Dazu ist aber eine psychologische Sprachbetrachtung wichtig und nötig; 'den Tatsachen des Seelenlebens nachspüren, aus denen die einzelnen sprachlichen Erscheinungen entstanden sind, den Gedankenverlauf erkennen, der ihre Gestaltung bestimmt hat, die Verschiedenheit der Art zu sehen und zu denken aus der Sprache verschiedener Völker begreifen, das ist eine echt humanistische und echt naturwissenschaftliche Arbeit zugleich' (S. 35). Diese Art der Behandlung ist nicht leicht, namentlich mit Schülern der unteren Klassen; aber der Verfasser begnügt sich nicht damit, die allgemeinen theoretischen Forderungen zu stellen, sondern zeigt an einer Reihe von praktischen Beispielen in geschickter und anziehender Weise, wie man es machen kann. So wird in Kapitel III ('Wort und Sache') darauf hingewiesen, wie es von unten auf nicht auf das Wort, sondern auf den zugrunde liegenden Inhalt ankommt; wenn der Sextaner Vokabeln lernt, muß vor allem der so selten sich in zwei Sprachen deckende und deshalb so oft verkehrt oder einseitig aufgefaßte Begriff der deutschen und lateinischen Vokabel festgestellt werden, wie an zahlreichen Beispielen geschickt dargelegt wird. Bei Behandlung des Satzes (Kapitel IV) vermißt Verfasser eine Definition des Satzes in den üblichen Schulgrammatiken. Selbst von der Wundtschen Definition ausgehend bestimmt er den Satz als 'den sprachlichen Ausdruck einer prädikativ gegliederten Gesamtvorstellung'; es ist interessant, wie er für deren Verständnis schon dem Sextaner den schwierigen Begriff einer 'Vorstellung' klar zu machen weiß. Weiterhin wird auch schon dem Sextaner die Scheidung in Mitteilungs- und Fragesätze vermittelt, von denen die ersteren wider in Aussage- und Aufforderungssätze zerfallen. Es würde hier zu weit führen, auch auf die folgenden Abschnitte näher einzugehen; ich erwähne nur kurz, daß die Kapitel V—IX sich mit dem Nomen, dem Verbum (hier ist besonders die Behandlung der Zeitstufen und der Consecutio temporum beachtenswert), den Bestimmungen des Satzes und seiner Glieder, den sprachlichen Ausdrucksformen für das Verhältnis mehrerer Gesamtvorstellungen und mit der Satzanalyse beschäftigen, während das letzte Kapitel in geschickter und gründlicher Weise die Notwendigkeit des Übersetzens in das Lateinische, besonders gegen die Angriffe Havensteins, verteidigt.

Mancher Bedenken kann ich mich freilich bei dem trefflichen Buche

---

[1]) Daß es überhaupt verkehrt ist, zu behaupten, die klassischen Sprachen würden auf der Schule ausschließlich um der gymnasialen Schriftstellerlektüre willen getrieben, führt treffend noch in anderer Hinsicht aus O. Immisch, N. Jahrbb. für Pädagogik 1913 S. 340ff.

nicht erwehren. So meisterhaft es offenbar Verfasser versteht, auch kleineren Schülern schwierige Begriffe klar zu machen, so sind die Anforderungen, die er schon an die Fassungsgabe der Sextaner stellt, meines Erachtens doch manchmal reichlich hoch; ob Zeit und Kraft schon auf dieser Stufe dafür reichen, ist mir mindestens zweifelhaft. Dahin gehört die obenerwähnte Feststellung der Begriffe 'Vorstellung' und 'Satz' in Sexta; dahin z. B. auch die Forderung, daß der Sextaner in Sätzen wie 'wenn wir gegessen haben, werden wir spazieren gehen' schon mit dem Tempus des Nebensatzes fertig werden soll. Gewiß wird man ihm klar machen können, daß und weshalb hier das Futurum exactum stehen muß; aber es ist fraglich, ob durch solche Überspannung der Anforderungen nicht Wichtigeres leidet.

Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten. S. 72 sind die bekannten Worte Vergils: *mene incepto desistere victam* kaum genau übersetzt: 'ich sollte . . . aufgeben' (vgl. No. 8). S. 142 Z. 6 v. u. muß es doch wohl heißen 'der Form nach', nicht 'seinem Inhalte nach'. S. 195 Z. 1 ist zu lesen *anteponens* statt *antepones*. Schließlich will es mir scheinen, als ob manches der zahlreichen Fremdwörter hätte entbehrt werden können.

38) M. Heynacher, Beiträge zur zeitgemäßen Behandlung der lateinischen Grammatik auf statistischer Grundlage. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1914. 55 S. 8. 1,60 ℳ.

Daß die obige Abhandlung in zweiter Auflage erschienen ist, zeigt zur Genüge, welchen Beifall sie gefunden hat; in der Tat sind derartige Übersichten über das tatsächliche Vorkommen einzelner grammatischer Konstruktionen in der gewöhnlichen Lektüre der IV—II B für den Unterricht ohne Frage wertvoll. Freilich möchte ich die Statistik doch nicht unbedingt als maßgebend für die Auswahl des grammatischen Stoffes anerkennen. Wie überall, ist Statistik auch hier einseitig; die Manier der einzelnen Schriftsteller, die Schriftgattung, selbst der Zufall haben auf das Ergebnis manchmal wesentlichen Einfluß. Während z. B. Fr. Hoffmann (der lateinische Unterricht S. 108, vgl. Nr. 37) den Gebrauch der Futura statt des deutschen Präsens oder Perfekts schon in Sexta heranzieht (freilich meines Erachtens zu früh), überweist Verfasser ihn der II B, weil das Bellum Gall. nur zwei derartige Stellen biete. Aber das liegt doch nur daran, daß Cäsar durchweg historische Erzählung gibt, in der naturgemäß im wesentlichen nur Präterita Platz finden; nach III B gehört die Sache meines Erachtens mindestens. Dazu einige kleinere Ausstellungen, die bei der Fülle des Einzelmaterials leicht erklärlich sind. S. 27 Abs. 4: *postquam* steht nie von widerholten Handlungen. S. 33: C. Man. 31 *quis arbitraretur?* ist potentialer, nicht dubitativer Konjunktiv. S. 35 in.: *proximum est ut* findet sich auch Cic. n. d. 2, 73. Att. 12, 43, 2; ebenda: *ut neque . . . neque* steht nicht bloß in konsekutivem, sondern auch in finalem Sinne, vgl. Kühner[2] II S. 211 d. S. 47 in.: *nonne* wird nicht bloß durch *non*, sondern nicht selten auch durch *nonne* fortgesetzt, vgl. Kühner ib. S. 516.

39) A. Tegge, Welche Anforderungen hat beim Übersetzen der Schriftsteller der Lehrer an die Schüler und welche an sich selbst zu stellen? Progr. von Ratibor 1915. 24 S.

Die lesenswerte Abhandlung des bekannten Verfassers verlangt mit Recht eine scharfe und genaue Übersetzung, die nicht 'einem vornehm nachlässigen Hinwegpfuschen über die Schwierigkeiten Vorschub leistet'. Jedes Wort muß übersetzt oder sonst irgendwie ausgedrückt werden; synonyme Begriffe müssen auch in der deutschen Widergabe genau unterschieden werden. 'Wie aber synonymisch nicht ein Wort dem anderen gleich ist, so ist auch nicht eine Konstruktion ganz der anderen gleichbedeutend'; auch in grammatischer und stilistischer Hinsicht muß die Übersetzung genau sein. Dafür gibt Verf. eine Reihe treffliche Beispiele; doch glaube ich, daß er hier und da zu weit geht. Gewiß wird man den finalen Konjunktiv bei *priusquam* u. a. auch in der Übersetzung zur Geltung bringen; aber der Konjunktiv steht doch auch oft rein temporal und dringt seit Cäsar und Livius in diesem Sinne immer mehr ein, ohne sich in der Bedeutung vom Indikativ zu unterscheiden; es liegt nur ein Unterschied im Sprachgebrauch der einzelnen Perioden und Autoren vor. Ebenso liegt es meines Erachtens wenn Hor. Od. 1, 11, 1 *tu ne quaesieris* durch *nec . . . temptaris* fortgesetzt wird; *nec* hat hier keine andere Bedeutung, als *neu* haben würde. Der Unterschied ist nur der, daß letzteres in klassischer Prosa regelrecht ist, während Dichter und Nichtklassiker nicht selten *nec* nach *ne* anwenden. Ob *memini Antiochum* und *Antiochi* wirklich sich dem Sinne nach unterscheiden, wie man allerdings früher allgemein annahm, ist doch mindestens fraglich, vgl. Kühner Synt.[1] I, S. 472 Fußnote. Zweifelhaft ist mir auch, was über *a Germanis oriundi (orti)* sowie über *in bello Punico* gesagt wird.

40) Ch. Beck, Die Sprachwissenschaft an den höheren Schulen. Bamberg 1914, C. C. Buchner. 11 S. 8. 0,60 ℳ.

Verf., der eine stärkere Betonung der Sprachwissenschaft an den höheren Schulen fordert und sich dabei besonders mit dem Deutschen, Französischen und Englischen, aber auch mit Latein und Griechisch beschäftigt, meint gelegentlich: 'Maß halten ist auch hier der oberste Grundsatz' (S. 9), befolgt ihn aber selbst schwerlich immer. Wenn er meint, die Sprachwissenschaft werde als solche an den Schulen noch gar nicht geschätzt, der Ruf 'mehr Sprachwissenschaft' werde auf viele der älteren Richtung wie der Posaunenstoß des letzten Gerichts wirken (S. 2), wenn er das Irische, Russische, Keltische sowie Sanskrit im Unterricht heranziehen und in die Grundtatsachen der Lautphysiologie schon auf der Unterstufe einführen will, wenn es heißt, der Philologe sollte doch vor allem Sprachforscher, Sprachhistoriker sein wollen (S. 11), so liegen doch wohl Übertreibungen vor, die z. B. der von ihm S. 1 als Zeuge angerufene A. Hillebrandt kaum billigen würde (vgl. JB. 1915 S. 26). Die stärkere Berücksichtigung der Sprachwissenschaft ist durchaus berechtigt; 'dabei darf man freilich nicht über das Ziel hinausschießen' (S. 10 a. E.). Wunderlicher Ausdruck: 'das Ungetümerhafte so vieler Endungen.'

Norden (Hann.). Carl Stegmann.

Der Agon in den Fröschen des Aristophanes

Aristophanes führt nach der Parabase der Frösche ein ganz neues Moment als Ausgangspunkt für die folgende Handlung ein, er muß daher den Zuschauer in einer eigenen Expositionsszene auf das, was nun kommt, vorbereiten. Daraus ergibt sich eine Besonderheit im Aufbau des zweiten Teils. Schlösse die Partie, in der die beiden streitenden Dichter mit Dionysos aus dem Hause des Pluton herauskommen (830), unmittelbar an die Parabase an, so entspräche das durchaus dem aus den Wespen (1122) und den Vögeln (801) uns bekannten Typus. Hier aber schiebt sich davor der Dialog der beiden Sklaven, des irdischen und des höllischen (738 ff.). Der dient durchaus der Exposition der folgenden Handlung; die komische Anagnorisis ist nur Einleitung. Die Szene gehört in die Reihe der Sklavenprologe, die mehrfach am Anfang der Stücke stehen. Nachdem die Vorgeschichte erzählt ist, wird der Zuschauer auf das, was binnen kurzem (*ὀλίγον ὕστερον*) vor seinen Augen (*ἐνταῦθα*) sich abspielen soll, mit besonderem Nachdruck hingewiesen (795 ff.). Die Neugier des schaulustigen Publikums wird noch gesteigert durch die Aufzählung der sonderbaren Apparate, die die auftretenden Schauspieler oder ihre Begleiter aus dem Innern des Hauses auf die Bühne bringen werden: 799 *καὶ κανόνας ἐξοίσουσι καὶ πήχεις ἐπῶν καὶ πλαίσια ξύμπηκτα . . . καὶ διαμέτρους καὶ σφῆνας. ὁ γὰρ Εὐριπίδης κατ' ἔπος βασανιεῖν φησι τὰς τραγῳδίας.* Nachdem der Höllensklave dann noch erzählt hat, daß dem Dionysos das Schiedsrichteramt übertragen worden ist, gehen die beiden wider ins Haus hinein (813).

In der folgenden Szene bezeichnet Euripides seine uns schon 802 mitgeteilte Absicht noch genauer: 860 *ἕτοιμός εἰμ' ἔγωγε . . . δάκνειν, δάκνεσθαι* (der unparteiische Dionysos hatte gesagt *ἔλεγχ' ἐλέγχου*) *πρότερος, εἰ τούτῳ δοκεῖ, τἄπη, τὰ μέλη, τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας.* Die durch diese Worte hervorgerufene Erwartung, daß die hochnotpeinliche Prüfung, das *βασανίζειν* der Tragödien, bei den *ἔπη*, den Dialogpartien beginnen werde, wird dann noch verstärkt, wenn Dionysos nach dem Gebetsliede des Chors die Parteien auffordert: 885 *εὔχεσθε δὴ καὶ σφώ τι, πρὶν τἄπη λέγειν.* In der Tat hebt Euripides 1119, in vollem Einklang mit der doppelten Ankündigung, also an: *καὶ μὴν ἐπ' αὐτοὺς τοὺς προλόγους σοι*[1]) *τρέψομαι, ὅπως τὸ πρῶτον τῆς τραγῳδίας μέρος*

---

[1]) Daß *σοι* aus dem Parisinus A aufzunehmen ist, hat Wilamowitz im Kommentar zu den Choephoren S. 149 f. gezeigt. Nur scheint mir, daß die Person, an die Euripides sich wendet, Dionysos ist; vgl. 1124 (von Wilamowitz mit Recht dem Dionysos gegeben) *πρῶτον δέ μοι τὸν ἐξ Ὀρεστείας λέγε.*

πρώτιστον αὐτοῦ βασανιῶ τοῦ δεξιοῦ. Nachdem dann die Prüfung der Prologe beider Dichter beendet ist, bestimmt Dionysos den Gegenstand der zweiten Untersuchung mit den Worten (1248) *ἀλλ' ἐς τὰ μέλη πρὸς τῶν θεῶν αὐτοῦ τραποῦ.* Die zuvor angekündigte Reihenfolge wird also eingehalten. Nach der Liederprüfung[1]) findet dann das Wägen der Verse auf der Wage statt, so daß wenigstens ein Teil der 797 ff. verheißenen Späße zur Ausführung kommt. Damit ist die Prüfung der Tragödien beendet; Dionysos wendet sich mit allgemeinen Fragen an die beiden Dichter. Er ist die ganze Zeit über, wie es für einen von zwei *ἐπιτρέποντες* (811) Angerufenen sich gehört, unparteiischer Schiedsmann gewesen, hat den Gang der Verhandlung bestimmt, den Parteien das Wort erteilt und entzogen und hat bei den einzelnen Punkten der Prüfung jedesmal die Entscheidung gefällt.

Nun schließt ja aber dieser Teil des Stücks (von 1119 ab) gar nicht unmittelbar an jene vorbereitenden Szenen an. Auf diese folgt vielmehr eine Partie ganz anderer Art: die große epirrhematische Szene, die wir im folgenden der Kürze halber nach moderner, nicht eben glücklicher Terminologie[2]) als 'Agon' bezeichnen wollen (895—1098). Diese Szene erfüllt nun keineswegs die Erwartungen, die eben noch (885) durch den Ausdruck *πρὶν τὰ ἔπη λέγειν* wie durch die vorangegangenen Szenen überhaupt erregt worden sind. Im ganzen Verlauf dieses Agons findet keine Prüfung irgendwelcher Bestandteile der Tragödien statt; das Wesen ihrer Persönlichkeit und ihrer Kunst legen die beiden Dichter in breiten Streitreden dar. *τὴν ποίησιν οἷός εἰμι,* so formuliert Euripides gleich im Anfang (907) das Hauptthema seiner Rede; er stellt es einstweilen zurück, um erst einmal die moralische Minderwertigkeit seines Gegners darzutun. Was er gibt, ist nicht das versprochene *βασανίζειν,* sondern, wie es der Chor nach Schluß seiner Rede ausspricht (996), ein *κατη-*

[1]) Eine Einzelheit mag hier besprochen werden. 1281 *μή, πρίν γ' ⟨ἂν⟩ ἀκούσῃς χἀτέραν στάσιν μελῶν ἐκ τῶν κιθαρῳδικῶν νόμων εἰργασμένην*: keine der seit den Scholien zu *στάσιν μελῶν* vorgebrachten Erklärungen befriedigt. Vor Jahren hat Wecklein, Philologus 36 (1877), 230 f., im Hinblick besonders auf 1297 *ἱμονιοστρόφου μέλη* vermutet *τάσιν μελῶν.* Aber weder in seiner ausführlichen Begründung dieser Konjektur noch anderwärts habe ich erwähnt gefunden, daß in den Scholien steht: *Τιμαχίδας γράφει, ὡς τῷ ὀρθίῳ νόμῳ κεχρημένου τοῦ Αἰσχύλου καὶ ἀνατεταμένως.* Der hat also *τάσιν* gelesen. Mithin ist uns diese Lesart für die Zeit der besten alexandrinischen Grammatik bezeugt; sie wird wohl die echte und erst spät durch das häufigere *στάσιν* vertrieben sein. Die technische Bedeutung, die *τάσις* bei den Musiktheoretikern hat (vgl. Wilamowitz, Timotheos 89), ist hier natürlich fernzuhalten.

[2]) Denn es wird hier Formales und Inhaltliches durcheinander geworfen. Zielinski bezeichnet in seinem bekannten Buche als Agon auch epirrhematische Szenen, die keinen Streit enthalten, Mazon hingegen (Essai sur la composition des comédies d'Aristophane) nennt, antikem Sprachgebrauch gemäß, rein jambische Streitszenen gleichfalls Agon. Man täte vielleicht gut von epirrhematischen Szenen zu reden, wenn man jene großen Partien von einheitlicher, der Parabase nachgebildeter Form zu bezeichnen wünscht, die vor allem Zielinski als einen wichtigen Bestandteil der Komödien herausgehoben hat. Übrigens sind diese Szenen ein beliebtes, kein unentbehrliches Glied des komischen Spiels. Nur auf Grund einer petitio principii kann man ihr Vorkommen überall postulieren; so sind denn auch die Versuche verunglückt, die ihre Spuren in den Acharnern, dem Frieden, den Thesmophoriazusen aufdecken wollten.

γορεῖν. Genau so verfährt dann Aischylos. In der ganzen Partie handelt es sich um den Gesamtcharakter des Schaffens der beiden Dichter, die moralischen Absichten und Wirkungen treten mehr und mehr in den Vordergrund. Gegenstand des Streits ist nicht die *τέχνη*, sondern die Gesinnung, und nur insofern es für diese symptomatische Bedeutung hat, wird Formales berührt. Von den angekündigten Instrumenten, Wage, Richtscheit usw. wird keinerlei Gebrauch gemacht. Dionysos zeigt sich nicht als Schiedsrichter, bestimmt auch den Gang des Kampfes nicht, er unterbricht lediglich die Streitreden durch die der dritten Person in Agonen üblicherweise zufallenden Witze[1]). So sehr dies dem herkömmlichen Gang derartiger Szenen entspricht, so stark weicht der Schluß dieses Agons von dem Gewohnten und Natürlichen ab. Der *δίκαιος λόγος* in den Wolken (bis V. 1104), die *Πενία* im Plutos (bis 609) sind durch den Angriff des Gegners vollkommen totgeredet, sie verschwinden spurlos. Oder es wird (Wesp. 713 ff.) der Sieg der einen Partei ausdrücklich konstatiert, der Besiegte gibt seine bisherige Position auf. Wie anders in den Fröschen! Des Aischylos wuchtige Anklage steigert sich schließlich in dem Pnigos (1078 ff.) zu einer vollständigen moralischen Vernichtung des Euripides: an aller Sünd und Schande der Gegenwart ist er schuld. Dionysos fällt begeistert ein. Was kann von Euripides noch übrig bleiben? Doch siehe, es kommt ein Chorlied, und als es verklungen ist, beginnt der eben Vernichtete, harmlos, als sei noch nichts geschehen: *καὶ μὴν ἐπ' αὐτοὺς τοὺς προλόγους σοι τρέψομαι.*

Nicht minder sonderbar ist die Partie, die dem Agon unmittelbar vorangeht. Das Chorlied 875 ff. und der folgende Dialog bis 894 hängen aufs engste mit dem Früheren zusammen; so spielt auch Dionysos 885, 888 und 891 genau die leitende Rolle, die der Sklavenprolog verheißen hat und die dann die Szenen von 1119 ab uns vor Augen führen, im Gegensatz zu seinem Verhalten in dem Agon. Höchst befremdlich aber ist die dichte Aufeinanderfolge der beiden Chorlieder 875 und 895. Inhaltlich enthalten beide nichts als die Einleitung der folgenden Streitszene. Beide sind unlöslich mit andern Teilen verknüpft. Das erste ist durch die Form des Gebets fest in der umgebenden Dialogpartie verankert; das zweite ist die übliche Einleitungsode des Agon, der die *ἀντῳδή* 992 entspricht. So aber wie beide Lieder nebeneinander stehen, ist das eine oder das andere überflüssig. Es lag für den Dichter eine dramatische Notwendigkeit, den Chor 875 ein Gebet singen zu lassen, gar nicht vor; für die Handlung hätte es vollkommen ausgereicht, wenn der Schiedsrichter und die beiden Kämpfer beteten. Also wollte er 875 ein Chorlied um des Liedes willen einsetzen, ein Lied, das dem kommenden Streit die Stimmung bereitete. Das hätte der Dichter doch wohl schwerlich getan, wenn er schon, als er dies erste Lied dichtete, die Absicht gehabt hätte, sogleich eine *ᾠδή* folgen zu lassen, die widerum keinen andern als jenen

[1]) 1012 *τεθνάναι· μὴ τοῦτον ἐρώτα* ist nicht etwa Schiedsspruch, sondern lediglich ein Zwischenruf der dritten, lustigen Person. Genau so ruft im Agon des Plutos Blepsidemos, der Mitläufer des Chremylos (499): *οὐδεὶς ἄν· ἐγὼ τούτου μάρτυς· μηδὲν ταύτην γ' ἀνερώτα.* — Nur 1020 zeigt das Verhalten des Dionysos Ähnlichkeit mit dem in der Prüfungsszene.



vorbereitenden Inhalt haben konnte und sollte. Was schon zuvor deutlich geworden sein wird, sprechen wir hier aus: der Agon (895—1098) ist eingelegt an einer Stelle, die für seine Aufnahme von vornherein nicht bestimmt war; er sprengt jetzt einen ehedem sorgsam gefügten, wohlbedachten Zusammenhang. Ausführlich und klar war eine Exposition gegeben worden, die alle Aufmerksamkeit des Zuschauers auf den einen zu erwartenden Vorgang, die Prüfung der Dramenbestandteile unter der Leitung des Dionysos, hinlenkte; in dem Augenblick aber, da das Erwartete nach nochmaliger Ankündigung (*πρὶν τὰ ἔπη λέγειν* 885) anheben soll, bricht ein Fremdes ein, eben der Agon; als der mit dem Pnigos sein Ende gefunden hat, wird nach einem Chorlied der Faden der Handlung an genau der Stelle wider aufgenommen, wo er zuvor fallen gelassen war. Darin liegt nun auch die Erklärung für den befremdend stumpfen Ausgang des Agons. Als Aristophanes ihn dichtete, waren die Szenen von 1119 ab, welche die Prüfung der *ἔπη*, der *μέλη* usw. und schließlich den Schiedsspruch des Dionysos enthalten, schon vorhanden. Es durfte also keinerlei Ergebnis des Agons an dessen Ende merkbar werden, sonst wären die folgenden Szenen, die die Prüfung und Entscheidung vorführten, sinnlos geworden.

Die gesamte nicht auf den Agon berechnete Exposition hat der Dichter intakt gelassen. Mit einer Ausnahme freilich. Am Schluß des Liedes an die Musen heißt es 883: *νῦν γὰρ ἀγὼν σοφίας ὁ μέγας χωρεῖ πρὸς ἔργον ἤδη*. Das ist ein *τόπος* aus den *ᾠδαί*, mit denen die Agone eingeleitet zu werden pflegen. So heißt es in den Wolken 954: *νῦν γὰρ ἅπας ἐνθάδε κίνδυνος ἀνεῖται σοφίας, ἧς πέρι τοῖς ἐμοῖς φίλοις ἐστὶν ἀγὼν μέγιστος*; daran schließt unmittelbar die übliche zweizeilige Aufforderung an den einen der Gegner an, der dann sofort mit seiner Streitrede beginnt. Ebenso in der *ᾠδή* vor dem Agon der Wespen 532: *ὁρᾷς γὰρ ὥς σοὶ μέγας ἐστὶν ἀγών* (Elmsley; überl. *ἐστ᾽ ἀγών*). Es ist einleuchtend, daß diese formelhafte Wendung für die Lieder unmittelbar vor Beginn des Kampfes geprägt worden ist und erst sekundär an eine Stelle geraten konnte, die von dem eigentlichen Agon nicht nur durch dessen Einleitungsode, sondern vor allem durch eine eigene Aktion auf der Bühne (Weihrauchopfer und Gebete) getrennt war. Aristophanes hat eben doch die Notwendigkeit empfunden, das der früheren Konzeption angehörende Gebetslied irgendwie zu dem neu eingelegten Agon in Beziehung zu setzen; so hat er an den Schluß des Liedes jenen einen Vers mit der konventionellen Wendung angeflickt.

Jeder Versuch ermitteln zu wollen, wann und aus welchen Beweggründen Aristophanes seinen ursprünglichen Plan in so merkwürdiger Weise geändert hat, bliebe ein unfruchtbares Raten, wenn wir auf die bisher von uns analysierten Partien angewiesen wären. Weiter hilft das Lied 1099. Das ist ganz offenbar zu dem Zweck gedichtet, von dem Agon zu den folgenden Schiedsgerichtsszenen hinüberzuleiten. Auf die großen Streitreden, deren Zeuge man soeben gewesen ist, gehen die Worte: *ὅταν ὁ μὲν τείνῃ βιαίως, ὁ δ᾽ ἐπαναστρέφειν δύνηται κἀπερείδεσθαι τορῶς*. Dann führt es von hier aus weiter: *ἀλλὰ μὴ ᾽ν ταὐτῷ καθῆσθον· εἰσβολαὶ γάρ εἰσι πολλαὶ χἄτεραι σοφισμάτων*. Das ist

sehr geschickt ganz allgemein gefaßt; in dem ganzen Liede wird mit keinem Worte darauf hingewiesen, daß jetzt das lang verheißene *βασανίζειν* vor sich gehen soll. Der Dichter vermeidet es natürlich, auf den Riß aufmerksam zu machen, der in seiner Komposition klafft. Die Gegenstrophe des Liedes bringt dann etwas sehr Merkwürdiges. 'Habt keine Angst', ruft der Chor den beiden Dichtern zu, 'vor einer Unbildung und Verständnislosigkeit (beides hört der Grieche in *ἀμαθία*) des Publikums, die es hindern könnte, die Feinheiten eurer Diskussion zu erkennen, *ὡς οὐκέθ' οὕτω ταῦτ' ἔχει. ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι, βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος μανθάνει τὰ δεξιά· αἱ φύσεις τ' ἄλλως κράτισται, νῦν δὲ καὶ παρηκόνηνται*, habt also keine Angst, sondern diskutiert alles gründlich; die Zuschauer sind imstande es zu verstehen.' Die ganz klaren Worte sind unglaublich mißverstanden worden[1]. 'Habt keine Angst vor der *ἀμαθία* der Zuschauer; dem ist nicht mehr so' (also hat Aristophanes einmal über ihre *ἀμαθία* zu klagen gehabt). Denn sie haben bereits einen Feldzug hinter sich, und mit einem Buch ausgerüstet versteht, erfaßt ein jeder das Gescheite, das, was mit rechter Kunst gesagt, was glücklich ausgedrückt wird. Sie sind auch sonst schon hochbegabte Leute, jetzt aber ist ihr Witz noch ganz besonders geschärft.' Wie ist es nur möglich, *μανθάνει* falsch aufzufassen, da es doch den hier geforderten Sinn so oft bei Platon hat und, um nicht weiter zu gehen, in unserm Stück z. B. 765, 1169, 1444. *δεξιός* sagt Aristophanes von seiner Kunst ja ganz häufig. Wenn aber *μανθάνει τὰ δεξιά* auf die Pointen dieser Komödie bezogen werden muß, so kann auch *βιβλίον ἔχων* auf gar nichts anderes gehen als auf den Text eben dieses Stückes[2]. Also: 'keine Angst vor der *ἀμαθία* der Zuschauer! die ist nicht mehr vorhanden. Sie sind ja keine Neulinge, keine Rekruten mehr, sondern *ἐστρατευμένοι*, und sie haben das Stück gelesen (lustig übertreibend sagt er von einem jeden, er hätte ein Exemplar — daher *βιβλίον* ohne Artikel — in Händen) und verstehen alle Pointen; gescheit von Natur sind sie schon sonst und jetzt noch durch einen Schleifstein

[1] Z. B. von Droysen und Kock. Ich habe mich gefreut, die mir selbstverständliche Interpretation dann auch bei van Leeuwen im Kommentar ausgesprochen zu finden. Freilich zieht er keine Konsequenzen daraus. Nicht einmal dieses Lied nimmt er als ein Ganzes, sondern glaubt, Aristophanes habe für die zweite Aufführung nur die Gegenstrophe hinzugefügt, spricht auch Prolegomena p. X sq. mehrfach von 'versiculos inserere'. Wie unlösbar die Gegenstrophe mit dem Schluß der Strophe (man beachte z. B nur das *ἀποκινδυνεύετον* 1108) zusammenhängt, das lehrt doch der Augenschein. Dafür, daß, wie van Leeuwen annimmt, die Herkunft der zitierten Tragödienstellen in dem Text der Komödie bezeichnet gewesen sei, spricht, wie mir scheint, nichts. Es war für das Verständnis Erleichterung genug, wenn man den Text zuvor gelesen hatte. — Van Leeuwen gibt Prolegomena p. X an, seine Interpretation der Verse sei auch von Stanger schon gefunden worden. Ich konnte eine darauf deutende Äußerung Stangers in dessen von van Leeuwen zitierter Abhandlung, die nicht sehr umfangreich ist, trotz widerholten Suchens nicht entdecken.

[2] Nachträglich sehe ich, daß Wilamowitz, Einleit. i. d. griech. Trag. 123, den Ausdruck auf die Werke der Tragiker bezieht. Ich vermag das angesichts des Singulars *βιβλίον* nicht zu glauben; die Zitate im folgenden entstammen doch vielen Dutzenden von Tragödien.

scharf gemacht'[1]). — Wer kann daran zweifeln, daß dies für die zweite Aufführung gedichtet ist, die uns Dikaiarchos in der bekannten Notiz der Hypothesis bezeugt? Die wahrlich nicht einfache *κρίσις τραγῳδιῶν* hatte an den Lenaeen 405 infolge der *ἀμαθία* des Publikums den Beifall nicht gefunden, den Aristophanes erwartet haben mochte und der den andern Partien des Stückes (wohl nicht nur der Parabase, von der es Dikaiarchos bezeugt) zuteil geworden war. Nun, da die Komödie zum zweitenmal aufgeführt wird[2]), hält der Dichter es für gut, diesem schwierigen Teil eine captatio benevolentiae voranzuschicken. Die Buchausgabe war gleich bei der ersten Aufführung oder unmittelbar danach erschienen. 'Jetzt, lieben Leute,' sagt der Chor im Namen des Dichters dem Publikum, 'kann eurem Verständnis auch das, was nun kommt, nicht mehr schwer fallen; ihr seid ja von Haus aus schon so gescheit, und jetzt habt ihr das Stück schon einmal gesehen (*ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι*) und auch noch gelesen'.

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich für die Frage, die uns hier beschäftigt, die sichere Entscheidung. Das Lied 1099—1118 ist ganz zweifellos in einem Zuge gedichtet. Es ist, wie wir gesehen haben, dazu bestimmt, eine nachträgliche Einlage, den 'Agon', mit dem Folgenden zu verknüpfen. Der Agon kann ohne dieses Lied nicht eingefügt worden sein. Das Lied ist ferner — wie die Interpretation ergeben hat — für die zweite Aufführung des Stückes verfaßt. Also schließen wir mit Notwendigkeit: auch der Agon, der ganze Teil von 895 ab, ist für die zweite Aufführung gedichtet.

Wir sehen jetzt, wie Aristophanes vorgegangen ist. Die Tragödienprüfung hatte bei der ersten Aufführung nicht sonderlich gewirkt. Das ist sehr begreiflich. Die Schwierigkeiten dieses Teils liegen ja nicht nur in den Anspielungen und den Zitaten aus einer Fülle von Tragödien; die Probleme selber, um die es sich handelt, sind großenteils rein arti-

---

[1]) Auf das *νῦν δὲ* 1116 und seinen Gegensatz zu dem vorangehenden *ἄλλως* sei noch besonders hingewiesen; es muß bei der Interpretation der ganzen Stelle gebührend berücksichtigt werden. Die beiden Adverbia verbieten an etwas zu denken, was zu einer beliebigen Zeit die Athener hätte scharfsinnig machen können; es kann nur von einer *ἀκόνη* die Rede sein, die gerade für diesen, für den Tag der Aufführung oder für die unmittelbar vorangehende Zeit wirksam gewesen ist.

[2]) Ich stimme mit Stanger, Über Umarbeitung einiger aristophanischer Komödien, Leipzig 1870, S. 25f. und Zielinski, Gliederung der altattischen Komödie 150ff., in der Annahme überein, daß für die zweite Aufführung nur die Dionysien 405 in Betracht kommen. Mit Recht weisen beide Forscher darauf hin, daß eine Widerholung nach der Schlacht von Aigospotamoi undenkbar wäre. Im übrigen freilich scheidet mich von ihnen die Art der Fragestellung: sie suchen, ausgehend von der Tatsache der Wideraufführung, nach Spuren einer 'Diorthose' in dem erhaltenen Stück und finden sie in Einzelheiten (etwas anders Graf, Philologus 55 [1896], 307ff., der eine Reihe von Einzelanstößen durch den Hinweis auf die doppelte 'Rezension' aus dem Wege zu räumen sucht); ich analysierte, zunächst ohne jeden Gedanken an die zweite Aufführung, die Komposition der Szenen nach der Parabase; dabei ergab sich der Einschub eines Teiles in einen vorher geschlossenen Zusammenhang, aber auch diese Tatsache durfte erst, als das Zeugnis des Chorlieds hinzukam, in Beziehung zu der Nachricht von der zweiten Aufführung gesetzt werden.

stische. Wenn man auch allen Grund hat anzunehmen, daß das künstlerische Verständnis und die Aufnahmefähigkeit bei den Athenern dieser Zeit so bedeutend gewesen ist wie nie wieder bei einem ähnlich großen Theaterpublikum, so wird man doch die Grenzen nicht verkennen, die auch hier dem Dichter gezogen waren. Es ist kaum anzunehmen, daß der Laie sich erheblich belustigt fühlte, wenn er längere Zeit hintereinander über die Monotonie gewisser Vers- und Satzeinschnitte oder über Feinheiten der lyrischen Metrik unterhalten wurde, oder wenn er gar Untersuchungen über die *ὀρθότης ὀνομάτων* anhören mußte, deren Spitzfindigkeit einem Prodikos Ehre gemacht hätte. So blieb man diesen Diskussionen gegenüber verhältnismäßig kühl. Aristophanes aber war nicht der Mann dazu, dem Geschmack des Publikums sich zu beugen. Ihm lagen die Fragen des höheren geistigen Lebens sehr am Herzen, über die Gesetze der tragischen Kunst und über ihre Mittel hatte er seit langem viel Feines und Tiefes gedacht; was er jetzt geäußert hatte, das mochte er ebensowenig preisgeben wie ehedem die Beurteilung der Sophistik in den Wolken. Damals hatte er sich darauf beschränken müssen, dem Publikum nachträglich in scharfen Worten seine Dummheit vorzuwerfen und das durchgefallene Stück unter Beibehaltung dessen, was ihm wesentlich war, umzuarbeiten. Diesmal war er in einer glücklicheren Lage, da die Frösche im ganzen den größten Beifall gefunden hatten und außerordentlicherweise ihre Widerholung verlangt und gestattet worden war. So setzt er denn dem Publikum die Teile, an denen ihm soviel lag, zum zweiten Male vor, gibt ihnen aber vorsichtshalber empfehlende Geleitworte mit auf den Weg. Doch er tut noch mehr. Ehe er die technische Diskussion eröffnet, legt er eine Partie ein, die des Beifalls der Athener von vornherein ganz sicher sein konnte. Von jeher gehörten die in Langversen mit bombastischer Rauflust prächtig dahinrauschenden Streitreden zweier Gegner, die ab und an von nicht eben tiefsinnigen Zwischenreden eines lachenden Dritten ergötzlich unterbrochen wurden, zu den beliebtesten Auftritten der Komödie; zu dieser bewährten Form griff Aristophanes auch diesmal. Freilich mußte er sie degradieren; der Agon durfte mit keinem Siege enden und ging so seines eigentlichen Sinnes verlustig. Der Gehalt aber, mit dem er ihn erfüllte, mußte die Zuschauer entzücken. Mit großer Kraft und jedem sofort verständlich werden in grandioser Übertreibung zwei Auffassungen vom Wesen der tragischen Kunst einander gegenübergestellt. Hier war auf keine literarischen Einzelheiten zu achten; die Kenntnis, die jeder Athener von den beiden Tragikern besaß, genügte für das Verständnis dieses Kampfes vollauf. Die Dichter erscheinen hier nicht so sehr als die Meister einer schwierigen Kunst denn als die Führer und Lehrer ihrer Volksgenossen; ihre Werke werden betrachtet nicht als isolierte Gebilde, sondern als stehend inmitten von Lebensanschauungen und Sitte, Glauben und Streben der Gesamtheit, auf die widerum einzuwirken ihre höchste Aufgabe ist. All dies — einem jeden so nah — mit hinreißender Wucht vorgetragen, durchzuckt von überraschendsten Wendungen, immer wider durch groteske Seitensprünge unterbrochen, schließlich in den Anapästen des Aischylos ansteigend zu königlicher Pracht und Würde der Sprache:

wie sollte dieser neue Teil die Hörer nicht gefangennehmen und den Erfolg auch der zweiten Aufführung vollkommen machen?

Soweit haben uns sichere Schlüsse geführt. Wenn wir nun noch fragen, wie denn die Teile nach der Parabase bei der ersten Aufführung im großen und ganzen etwa ausgesehen haben mögen, so müssen wir uns darauf beschränken uns die Möglichkeiten zu überlegen, ohne daß wir mit Gewißheit sagen könnten: so war es. Nach dem Gebet des Euripides wird ihn Dionysos kurz aufgefordert haben, nun zu beginnen; daran schloß dann unmittelbar 1119 an (*καὶ μὴν* nach einer Aufforderung steht z. B. 907, nach einer Ankündigung 1263). Ein Lied hat an dieser Stelle nicht mehr gestanden, der Vorbereitung auf den Wettkampf diente ja das Lied 875. Nun erhebt sich die Frage: Was hat Aristophanes bei der Umarbeitung gestrichen? Denn es ist nicht eben wahrscheinlich, daß der Rest unseres Textes, der nach Abzug des Agons bleibt, den Text der ersten Aufführung vollständig enthält. Einmal spricht dagegen der Umfang, vor allem aber vermag ich nicht zu glauben, daß Aristophanes alles, was jenseits der technischen Probleme der Tragödie lag, beim erstenmal gar nicht berührt haben sollte. Er wird doch wohl auch damals schon auf die Gesinnung der beiden Dichter, die ihm so wichtig war, eingegangen sein, wenn er auch nicht in einem 'Agon' über sie streiten ließ. Darauf führt auch die Exposition. Euripides sagt 862, er wolle mitleidlos vornehmen und vornehmen lassen *τὰ ἔπη, τὰ μέλη, τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας*. Was *τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας* heißt, das hat Kock zutreffend erklärt und gute Parallelen beigebracht. Es ist, ganz entsprechend dem, was Platon *τὰ νεῦρα τῆς ψυχῆς* nennt, das, was der Tragödie die Spannkraft gibt, ihr innerer wesentlicher Gehalt. Die Scholien geben den Sinn des Ausdrucks richtig wider, wenn sie ihn mit *τὰ κεφάλαια* erklären. Es wird also in dem Stück der ersten Aufführung nach der Prüfung der Dialogpartien und der Lieder auch auf die Gesinnung der Tragödien eingegangen worden sein, nicht in zusammenhängender Darlegung wie in den Streitreden, sondern durch ein *βασανίζειν*, ein kritisches Prüfen nach Einzelgesichtspunkten, indem z. B. einer der Dichter den andern fragte: 'Sage mir, wie hast du dich geäußert über das Verhältnis von Mann und Frau?', und dann beide aus ihren Stücken Belegstellen anbrachten.

Leicht denkbar ist es ferner, daß die Instrumente, von denen 799ff. die Rede ist, in der ersten Fassung eine größere Rolle spielten, als das jetzt der Fall ist. Gut konnten z. B. Vorwürfe, wie sie Euripides im Agon 1056ff. erhebt, und das was Aischylos darauf erwidert, in der Art vorgebracht werden, daß die *πήχεις ἐπῶν* (799) wirklich in Aktion traten. Das gab noch eine lustige Handlung auf der Bühne, wie das Herantreten an die Wagschalen 1378ff. Vor der Häufung solcher Effekte schreckte ja Aristophanes, wie man weiß, keineswegs zurück. Die Anwendung der Instrumente ist aber überhaupt durch die Einfügung des Agons um einen Teil der Wirkung gebracht worden. Es muß sehr lustig gewesen sein, wenn die beiden Dichter und Dionysos (vielleicht auch ein paar Sklaven) mit den sicherlich phantastisch großen und abenteuerlich geformten Dingern auf die Bühne zogen. Das muß nach der

Ankündigung 799 *ἐξοίσουσι* in dem ursprünglichen Stück gleich bei deren Auftreten 830 geschehen sein. Die Apparate wurden ja dann auch (an den *πλάστιγγες* sehen wir es noch) gleich in der nächsten großen zusammenhängenden Szene gebraucht. Jetzt aber schiebt sich der ganze Agon und ein neues Chorlied, gewissermaßen ein Akt, dazwischen. Möglich, daß Aristophanes die Apparate nun erst 1119, dann wohl aber in aller Stille, hat herausbringen lassen. Er konnte übrigens mit solchen Meßinstrumenten noch mancherlei anstellen[1]). Nur auf eine Möglichkeit will ich hier noch hindeuten. Satyros sagt im Leben des Euripides (Oxyr. pap. IX S. 124f.; v. Arnim, Supplem. Eurip. 3) frg. 8 Kol. II, 10 *κατὰ μὲν οὖν τὴν τέχνην ἀνὴρ τοιοῦτος· διὸ καὶ Ἀριστοφάνης ἐπιθυμεῖ τὴν γλῶσσαν αὐτοῦ μετρῆσαι ʻδιʼ ἧς τὰ λ[επ]τὰ ῥήματʼ [ἐξεσμ]ήχετοʼ* (die Ergänzungen von Wilamowitz). Von der Zunge des Euripides heißt es in den Fröschen 826f. *ἔνθεν δὴ στοματουργὸς ἐπῶν βασανίστρια λίσπη γλῶσσα . . . ῥήματα δαιομένη καταλεπτολογήσει πνευμόνων πολὺν πόνον.* Nun will ich keineswegs behaupten, die von Satyros zitierten Verse hätten in den ersten Fröschen gestanden; Aristophanes kann ja sehr wohl auch später noch einmal auf den toten Euripides zurückgekommen sein[2]), allein die Möglichkeit, daß eine solche Prozedur in der Prüfungsszene vorgeschlagen wurde, wo die Meßinstrumente, Zirkel usw. zur Stelle waren, wird man nicht bestreiten können.

Hier bleibt der Phantasie Spielraum. Wir wollen das nicht zu Beweisende nicht weiter verfolgen; das, was wir mit Sicherheit ermittelt zu haben glauben, scheint uns merkwürdig genug.

Berlin. Eduard Fraenkel.

---

[1]) Die Freude am Messen ist bezeichnend für die Sophistenzeit; vgl. auch Wolken 144ff., 203ff.; Vögel 995.

[2]) Leo, Nachr. d. Gött. Ges. 1912, 278.

Archäologie

Der letzte Jahresbericht über Archäologie erschien, von R. Engelmann verfaßt, im Jahre 1908. Von den Veröffentlichungen der inzwischen verstrichenen Jahre sind nur einzelne in diesen Blättern besprochen worden.

Mit der Wideraufnahme der regelmäßigen Jahresberichte sollte zugleich der Versuch verbunden werden, eine möglichst vollständige Übersicht über die Fortschritte der Archäologie überhaupt zu geben, mit besonderer Betonung solcher Neuerscheinungen, deren Ergebnisse für die Zwecke des Gymnasialunterrichts unmittelbar nutzbar gemacht werden können. Ohne Berücksichtigung wenigstens der wichtigsten in Zeitschriften erschienenen Aufsätze wäre eine Erreichung dieses Zieles von vornherein ausgeschlossen. Eine Beschränkung wird freilich hier stets nötig sein.

Der Krieg, der auch der Daheimgebliebenen Zeit und Kraft immer neu in nie vorherzubestimmendem Umfang in Anspruch nimmt, hat leider die Durchführung des Planes stark gehemmt, und wenn jetzt ein Überblick über die letzten sieben Jahre gegeben werden soll, so liegt es in der Natur der Sache, daß er auf Vollständigkeit Anspruch erheben weder kann noch will. Auf Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, Roschers Lexikon der Mythologie und Daremberg-Saglio, Dictionnaire der autiquités wird nur ausnahmsweise hingewiesen werden.

Die Anordnung soll im ganzen nach sachlichen Gesichtspunkten erfolgen (Allgemeines, Architektur, Skulptur, Malerei, Kleinkunst, Mythologie), die kretisch-mykenische Zeit jedoch geschlossen behandelt werden.

A. Allgemeines

Handbuch der Archäologie, herausgegeben von Heinrich Bulle (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Band VI). München 1913, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 8. 1. Lieferung, S. 1—184. Veranschlagt auf etwa 15 Lieferungen zu 11—12 Bogen, die Textlieferungen zu 4 ℳ, die Abbildungslieferung zu 8 ℳ.

Dies Werk soll den schon einmal im Jahre 1895 erschienenen sechsten Band des Handbuches, die nach Anlage wie Ausführung gleich verfehlte 'Archäologie der Kunst' von L. Sittl ersetzen; es wird sich aber nicht auf die eigentliche 'klassische' Archäologie beschränken, sondern auch all die Grenzgebiete berücksichtigen, die wie Kunst und Kultur der Euphratländer und Ägyptens oder der Barbarenvölker des Nordens bis in die paläolithischen Zeiten hinab in innigen Wechselbeziehungen zur Kunst Griechenlands und Italiens stehen. Dabei soll Archäologie 'als Denkmälerkunde im weitesten Sinn, als derjenige selbständige Zweig der Geisteswissenschaft verstanden werden, der jeden von Menschenhand ge-

formten Gegenstand als Zeugen für die Entwicklung des menschlichen Geistes verwendet'. Zur Durchführung dieses gewaltigen Plans sind etwa 25 Fachgelehrte gewonnen; die Leitung des Ganzen liegt in den Händen von Heinrich Bulle, der zugleich den einleitenden Abschnitt der ersten Lieferung über 'Wesen und Methode der Archäologie' verfaßt hat. Seine mustergültig klaren Bestimmungen des Begriffs 'Altertumswissenschaft' führen deutlich die leider öfters vergessene alte Wahrheit wider vor Augen, daß 'im Dasein der Völker nur der kleinste Teil ihres inneren und äußeren Lebens einen Niederschlag im geschriebenen Wort findet'. Er macht weiter u. a. darauf aufmerksam, wie notwendig die Beachtung auch des scheinbar Nebensächlichsten für die Zeitbestimmung und Erklärung der Denkmäler ist, die nur im Rahmen ihrer ganzen Gattung zu verstehen sind, weist auf das Verhältnis der bildlichen und literarischen Tradition hin, und jeder wird mit Interesse die Ausführungen über das Museumstechnische lesen. Mit Recht wird dabei auch mancher weniger erfreulichen Erscheinung der Neuzeit im In- und Auslande gedacht. Besonders die programmatischen Darlegungen über die Kunstforschung verdienen die Aufmerksamkeit eines jeden, der sich irgendwie mit den Theorien des künstlerischen Sehens und Gestaltens irgendwelcher Zeit befaßt. Andersgearteten vorbereitenden Fragen gilt Sauers 'Geschichte der Archäologie', die bei aller streng objektiven Würdigung der ausländischen Antiquare und Gelehrten von der Humanistenzeit an die überragende Bedeutung der durch die enge Verbindung mit der Philologie methodisch geschulten deutschen archäologischen Forschung von Winckelmann und seinen Nachfolgern an über Gerhard, Welcker, K. O. Müller und Jahn bis Brunn und Furtwängler und den noch Wirkenden erkennen läßt. Es ist unser Stolz, daß die deutsche Wissenschaftlichkeit das Schwergewicht bei Ausgrabungen längst von der Gewinnung von Museumsstücken der restlosen Lösung alle Probleme zugeschoben hat, die eine antike Stätte vom Beginn bis zum Ende ihrer Besiedelung stellt. Daher wird das dritte Kapitel 'Untergang und Widergewinnung der Denkmäler' von Th. Wiegand wohl das besondere Interesse auch weiterer Kreise erwecken, und der Fernerstehende wird staunend erkennen, über welche Fülle von wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen aller Art der moderne Archäologe und Museumsleiter bei Ausgrabungen und Veröffentlichungen verfügen muß, wenn er seiner verantwortungsreichen Aufgabe wirklich gerecht werden will. Sehr wichtig ist die meines Wissens sonst nirgends zu findende Zusammenstellung aller in den einzelnen Ländern Europas und des Orients erlassenen gesetzlichen Bestimmungen über Ausgrabungen, Denkmälerschutz und -ausfuhr.

Möchten der vielversprechenden ersten Lieferung bald weitere folgen; das Werk ist für Gymnasialbibliotheken ganz unentbehrlich.

Kunstgeschichte in Bildern. Neue Bearbeitung. I. Altertum, bearbeitet unter Mitwirkung anderer Fachgelehrten von Prof. Dr. Franz Winter. Vollständig in 16 Heften von je 32 Seiten zu je 1,20 ℳ. 4. Leipzig 1913. Alfred Kröner (früher E. A. Seemann).

Das bewährte, aus den alten Kunsthistorischen Bilderbogen hervorgegangene Werk von Winter-Dehio erscheint in völlig neuer Gestalt. Statt

der Foliotafeln sind in sich abgeschlossene Hefte in handlichem Großquart gewählt; der Umfang des ersten Bandes wird sich nach dem neuen Plan auf das Fünffache, von 600 auf rund 3000 Abbildungen mit zahlreichen Farbentafeln erhöhen, so daß wohl kein kunst- oder baugeschichtlich irgendwie bedeutsames Stück ausgeschlossen bleiben und eine unvergleichlich reichhaltige Sammlung geschaffen werden wird. Heft 1—2 enthalten die *ägyptische* sowie die *babylonisch-assyrische Kunst* von *H. Schäfer* und *K. Frank*, Heft 3 die *kretisch-mykenische Zeit* von *Winter*, Heft 4—6 sollen die *griechisch-römische Architektur*, 7—12 die *griechische Skulptur* von archaischer bis zur hellenistischen Zeit umfassen (7—9 erschienen), 13—14 der *Vasenmalerei*, 15—16 der *griechisch-römischen Malerei* gewidmet sein. Jedem Heft ist eine knappe Erläuterung beigegeben; als zusammenhängender Text wird am besten das bekannte Handbuch der Kunstgeschichte von Springer-Michaelis dazu verwendet werden.

Heft 3 'Kretisch-mykenische Kunst' von Fr. Winter kommt mit 275 Abbildungen auf S. 70—96 und zwei Farbentafeln (Dolchklingen aus Mykenä und Sarkophag von Hagia Triada) einem wirklichen Bedürfnis entgegen, das derjenige am besten zu würdigen verstehen wird, der weiß, wie zersplittert noch Literatur und Abbildungen über diese Zeit sind und wie schwer, ja fast unmöglich es für den nicht am Sitze einer größeren Bibliothek Tätigen es ist, auch nur die wichtigsten der Originalpublikationen zu erlangen. So ist die Bedeutung des Heftes für den Kenner wohl noch größer als für den, der sich erst einen Einblick in Kretisch-Mykenisches verschaffen will. Für letzteren sind die Abbildungen gar oft etwas klein und bei der Überfülle von Problemen, die die kretisch-mykenische Kultur noch bietet, ohne ausführlichen Text in ihrer Bedeutung nicht immer verständlich; jener wird sich glücklich preisen — in erster Linie denke ich dabei an die procul ab urbe studentes —, Zitate nachschlagen und prüfen zu können. Benutzung und rasches Verständnis von Sonderwerken wird für den, der nicht alle Abbildungen im Kopfe oder die Reihen der Annuals oder des Journal of hellenic studies zur Hand hat, durch unser Heft mindestens außerordentlich erleichtert. Demgegenüber mögen Sonderwünsche verstummen. Bei solchen Werken, die eine subjektive Auswahl aus überreichem Material geben, wird sich der Standpunkt von Bearbeiter und Benutzer ja nie völlig decken, manches erscheint unnötig, manches vermißt man. Die Seiten 70 bis 81 enthalten Ansichten, Grund- und Aufrisse der wichtigsten Ruinenstätten und Bauten, hierunter leider einige veraltete Abbildungen aus Perrot-Chipiez, 82—83 geben einen Überblick über die Kykladenkultur, 84—96 über Vasen und Wandmalerei sowie Kleinkunst, letztere nach kultur- und kultgeschichtlichen Gesichtspunkten geordnet.

Für die griechische Plastik von 600—400, der Heft 7—9, S. 197—288 mit zwei Farbentafeln (Typhon von der Akropolis und Sphinxe vom lykischen Sarkophag), gelten, gibt es ja wesentlich mehr erreichbare Hilfsmittel, doch bedeuten auch diese Hefte mit ihrer überreichen Fülle von Material eine mit großer Freude zu begrüßende Erleichterung und nicht hoch genug einzuschätzende Hilfe. Heft 7 geht

von der kretischen und dorischen Skulptur aus und leitet über die Inselplastik zur jüngeren kleinasiatisch-ionischen Kunst (S. 197—211). Die auf S. 212 vereinten außerattischen Grabsteine führen zur älteren attischen Grabplastik und archaisch-attischen Skulptur bis 500. Von den reif archaischen Werken der Übergangszeit ausgehend behandeln Heft 8/9 das Problem der Beinstellung und der Entwicklung der weiblichen Gewandfigur, und stellen sodann die Skulpturen von Olympia und vom Parthenon in den Mittelpunkt der Betrachtung. Skulpturen vom Heraion schließen die Reihe der Abbildungen, die in ihren Zusammenstellungen manchem auch der neuesten kunstgeschichtlichen Probleme Rechnung tragen. Die Wiedergabe sonst nur schwer zu erreichender Denkmälerreihen wie der Reliefs von Gjölbaschi-Trysa, vom Nereidenmonument oder vom Theseion wird man mit besonderer Freude begrüßen und mit gespannter Erwartung den weiteren Lieferungen des aufs wärmste zu empfehlenden Werkes entgegensehen.

A guide to the exhibition illustrating greek and roman life. (British Museum, Departement of greek and roman antiquities). London 1908. 8. XVI u. 242 S. 242 Abb. geb. 1½ sh.

Ein Katalog einer dauernden, der systematischen Veranschaulichung aller Gebiete antiken Lebens dienenden Sonderausstellung des Britischen Museums, der aber durch die jeder Gruppe vorausgeschickte zusammenfassende Erläuterung, durch reiche und zuverlässige Literaturangaben und sehr geschickt angeordnete Erklärung der Einzeldinge wie durch die ebenso trefflich ausgewählten wie ausgeführten Abbildungen jedem Benutzer eine Fülle von Anregungen und sonst nur schwer zugänglichen Materials bietet, mag es sich nun um Hochzeitsgebräuche oder die mannigfachsten Weihegaben, Opfer- und Begräbnissitten, um Kinderspiele und Seewesen, Gymnastik und Gladiatoren, Elfenbeinkämme, Saugpumpen oder Maurerwerkzeug handeln. Für antike Bronzetürangeln und -pfannen (Abb. 158) wüßte ich z. B. keine andre brauchbare Abbildung anzugeben, ebensowenig für eine antike Töpferscheibe (Abb. 182), die Vorlegeschlösser (Abb. 174) oder den eisernen Pferdeschuh (Abb. 213). Die ärztlichen Instrumente Abb. 189 werden vielen ebenso unbekannt sein wie die römischen Tintenfässer Abb. 196, der Pferdemaulkorb Abb. 212 oder die Olivenernte Abb. 219 von einer schwarzfigurigen Amphora.

Ich benutze die Gelegenheit, um überhaupt auf die in weitern Kreisen sehr wenig bekannten 'Guides' des Britischen Museums hinzuweisen, erstaunlich billige wissenschaftliche Handbücher für irgendwelchen Abschnitt der Kunst- und Kulturgeschichte. Besonders wertvoll erscheinen mir außer den später zu erwähnenden Skulpturkatalogen die über die vorgeschichtlichen Abteilungen: *Guide to the antiquities of the stone age, Guide to the antiquities of the bronze age* und *Guide to the antiquities of tho early iron age* (je 1 sh), Gebiete, mit denen sich auch der klassische Archäolog und Historiker mehr und mehr befassen muß.

In ähnlicher Weise, doch nicht auf den Bestand eines einzigen Museums, und wäre es selbst das Britische, beschränkt, wollen die vortrefflichen Bücher von

Hans Lamer, Griechische Kultur im Bilde. 8. 64 S. u. 96 Tafeln. Quelle u. Meyer, Leipzig 1914. 2. Aufl. (Wissenschaft und Bildung 82). 1,25 ℳ.

— Römische Kultur im Bilde. 8. 64 S. u. 96 Tafeln. Leipzig 1915. Quelle u. Meyer. 3. Aufl. (Wissenschaft und Bildung 81). 1,25 ℳ.

dem wissenschaftlich interessierten Laien einen Überblick über das gesamte Gebiet der antiken Kultur geben. Der Verfasser bemüht sich vor allem, den Nachweis zu führen, wie modern in so vielen Punkten das Altertum ist, wie so vieles, was man für eine Errungenschaft der neuesten Zeit zu halten geneigt ist, im Grunde doch seine Vorgänger und Vorbilder im Altertum hat, daß technische Fortschritte einen bedeutsamen, aber bei weitem nicht den einzigen Maßstab der Kultur geben. Auch wer den Stoff zu beherrschen und zu überschauen meint, wird überall in dem knappen, auf reiche Erfahrung im Unterricht gegründeten Text, der allgemein Wichtiges in interessanten Einzelbildern hervorzuheben versteht, auf überraschende Parallelen und Gedanken stoßen und Altes in neuer verblüffender Beleuchtung und Zusammenstellung finden. Als Musterbeispiele sei u. a. auf die Abschnitte 'Schrift, Buchwesen', 'Wissenschaft und Technik' in der 'Griechischen Kultur', über Privatarchitektur, Geschütze und Sanitätswesen oder Reiseverkehr in der 'Römischen Kultur' hingewiesen. Bei der Auswahl der Bilder sucht Lamer möglichst Unbekanntes zu geben; daher sind die Schriften eine treffliche Ergänzung für jeden, der die landläufigen Hand- und Bilderbücher zur Seite hat. Die neuen Auflagen bringen manche Veränderungen in Text und Bildern; die 'Griechische Kultur' z. B. schon die fahrenden Frauen aus dem Tirynther Jagdfries und verschiedene Rekonstruktionen, von denen ich freilich auf die des Knidier- und Athenerschatzhauses in Delphi mit ihrem rein phantastischen Beiwerk gern verzichtet hätte; überhaupt erscheinen mir Rekonstruktionen ganzer Gebäudegruppen, u. a. auch Römische Kultur Abb. 53, für das Auge des Laien gar zu leicht irreführend. Die ganzseitige Abbildung architektonischer Terrakotten (Abb. 23 a. A.) ist mit Recht stark beschnitten. Abb. 111 bringt eine Darstellung des Drachensteigens, wofür das grausame, aber für den Charakter des Südländers bezeichnende Spiel mit der lebenden Schildkröte gefallen ist; unter Abb. 133 hat das so besonders lebenswahre sfg. Bild der Schmiede der rfg. Darstellung der Vasenmalerwerkstatt weichen müssen, dafür ist statt des schwerverständlichen Automatentheaters (Abb. 128 a. A.) die Rekonstruktion der Uhr des Ktesibios im Deutschen Museum getreten. Wertvolle Bereicherungen sind u. a. Abb. 27 Pythia, 70, 71 Hermes- und Dionysosherme des Alkamenes und Boethos, die burleske Tänzerin 89 und der interessante hellenistische Porträtkopf aus Pergamon mit im Altertum ungearbeitetem Haar Abb. 72.

In der 'Römischen Kultur' sind als Zeugen des Eindringens römischer Religion in hellenistischem Gewand in Deutschland die Jupitersäulen Abb. 12—15 neu aufgenommen, neu auch die religionsgeschichtlich so wichtigen Kinderprozessionen aus Ostia (10, 11) wofür u. a. die unklare Rekonstruktion der Ara pacis gestrichen ist, ebenso das nicht in den römischen Kulturkreis gehörige Theatermosaik aus Pompei Abb. 20 a. A. Mancherlei Neues aus Nordafrika ist mit Recht aufge-

nommen, doch bleiben, fürchte ich, die dem architektonisch geschulten Auge hochinteressanten nordafrikanischen Landhausmosaiken dem Laien recht unverständlich; da war der prachtvolle Garten aus der Villa der Livia (a. A. 57) wohl lehrreicher. Eine Überraschung für viele wird das Haus in Ostia mit den großen Fenstern im Erdgeschoß sein (Abb. 59) und der gläserne Handspiegel Abb. 117, wie die Müffchen der pompeianischen Marktfrau Abb. 142. Die Abb. 76—132 haben vielfache Umstellung erfahren, merkwürdigerweise ist die stark retuschierte Spielszene Abb. 19—101 geblieben; sonst wird man aber alle Neuaufnahmen wie Streichungen als wirkliche Verbesserungen der nicht warm genug zu empfehlenden Bücher bezeichnen können.

Eine wichtige Ergänzung beider Bändchen bildet aus dem gleichen Verlag: Hunger-Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde. 1912. 64 S. u. 96 Tafeln (Wissenschaft und Bildung 103), 1,25 ℳ, das, nach gleichen Gesichtspunkten bearbeitet, die ägyptische und die babylonisch-assyrische Kultur, die Persiens und des westlichen Vorderasiens behandelt und im letzten Teil auf die wichtige Frage der Durchdringung des Orients mit hellenistischem Geist in römischer Zeit eingeht, und dazu wider

Fr. W. v. Bissing, Die Kultur des alten Ägyptens. 87 S. u. 22 Tafeln. (Wissenschaft und Bildung 121) 1913. 1,25 ℳ.

das in zusammenhängender lebendiger Darstellung fünf in sich abgeschlossene Kulturbilder über Staat, Gesellschaft, Literatur und Wissenschaft — auf diesen Abschnitt sei besonders aufmerksam gemacht —, Kunst und Religion bringt. Bei der Auswahl der vortrefflich ausgeführten Abbildungen suchen auch diese beiden sich auch hierin ergänzenden Bändchen tunlichst Neues oder wenig Bekanntes zu bringen.

Baumgarten, Poland, Wagner: Die hellenische Kultur. 3. starkvermehrte Aufl. 576 S. 479 Abb. 13 Tafeln, 2 Karten und Pläne. Leipzig 1913 Teubner. 12,50 ℳ.

— Die hellenistisch-römische Kultur, 674 S. 440 Abb., 11 Tafeln 4 Karten u. Pläne. Leipzig 1913 Teubner. 12,50 ℳ.

Beider rühmlichst bekannten Werke (s. Sokrates 1913, 525) sei hier hauptsächlich deswegen gedacht, weil sie in ihren farbigen Tafeln so manches sonst nur sehr schwer zu Erreichende bieten, so z. B. das erstere auf Tafel 1 den archäologisch wie religionsgeschichtlich gleich bedeutsamen Sarkophag von Hagia Triada aus den in jeder Gymnasialbibliothek fehlenden Monumenti dei Lincei (jetzt auch bei Winter, Kunstgeschichte in Bildern, 3. Heft) und auf Tafel 4—6 Proben farbiger Architektur und Plastik, zum Teil nach Wiegands wohl auch leider in keiner Schule zu findenden Porosarchitektur; der farbengetreue Ausschnitt aus dem Dionysosmosaik von Delos (Hellenistische Kultur Tafel 6 nach den Monuments Piot XIV) vermag einen wirklich naturwahren Eindruck antiker Mosaikgemälde zu vermitteln.

Lamers und Baumgarten-Poland-Wagners Bücher werden aufs glücklichste durch E. Ziebarths packende Kulturbilder aus griechischen Städten (Aus Natur u. Geisteswelt 131, 1,25 ℳ) 2. Aufl. 1912 ergänzt (1. Aufl. s. diese Zeitschrift 1908, 295)

Eine kulturgeschichtlich interessante Abhandlung mit archäologisch, epigraphisch und wirtschaftsgeschichtlich wichtigen Ergebnissen ist

H. Gummerus, Darstellungen aus dem Handwerk auf römischen Grab- und Votivsteinen. Jahrb. des Arch. Instituts 1913, 63—126. 33 Abb.

Die Arbeit beschränkt sich auf die in Italien gefundenen Steine; die in fast allen römischen Ländern verbreitete Sitte, den Beruf des Verstorbenen auf dem Grabstein bildlich anzudeuten, beweist den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufschwung der Gewerbe vom Ende der Republik an. Die Steine zeigen den Handwerker (Gold-, Kupfer- und Messerschmied, Zimmermann, Tischler, Steinmetz und Maurer) teils bei der Arbeit in der Werkstatt oder im Laden, teils kennzeichnen sie seinen Beruf durch meist im Giebelfeld angebrachte Werkzeuge (Hammer, Zange und Amboß, Zirkel, Winkelmaß, Senkblei, Bohrer, Äxte, Hebemaschinen mit Flaschenzug usw.), deren Form sich meist mit der noch heute üblichen völlig deckt.

Römische Grabreliefe, die den Großkaufmann und Bankherrn bei der Rechnungsabnahme und den Spekulator, den herrischen Landjäger der Kaiserzeit, auf der Amtsfahrt im kaiserlichen Postwagen zeigen, bespricht M. Rostowzew, Ein Spekulator auf der Reise; ein Geschäftsmann bei der Abrechnung; Röm. Mitt. 1911, 267—283, 3 Abb.; R. v. Töply behandelt Jahreshefte des Österr. Archäol. Instituts XV (1912) Beiblatt 135—156 Abb. 121—125 Antike Zahnzangen (bereits um 400 v. Chr. als bekannt vorausgesetzt, doch gilt das Zahnziehen während des ganzen Altertums als höchst gefährliche Sache) und chirurgische Hebel.

Frederik Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst. VIII u. 196 S. 197 Abb. Leipzig, Teubner 1912. Geb. 14 ℳ.

Das Buch bringt außerordentlich reiches Material zur Beantwortung der ebenso wichtigen wie noch stark umstrittenen Frage nach den orientalischen Quellen der altgriechischen Kunst, besonders zur Stellung der Phönikier als selbständiges, nicht nur fremdes Gut vermittelndes Kunstvolk und ihren Einfluß auf die Entwicklung der griechischen Kunst vom 9.—7. Jahrhundert. Die Aufgabe ist schwer zu lösen, solange nicht wissenschaftliche Grabungen größeren Umfangs auf syrischem Boden selbst stattgefunden und uns den Charakter einer sicher einheimischen, rein phönikischen Kunst klar und unbestreitbar gezeigt haben. Bis dahin wird man in dem Mißtrauen gegen eine eigne phönikische Kunst manchen Folgerungen Poulsens noch zweifelnd gegenüberstehen. Andere Ergebnisse sind zweifellos gesichert, z. B. daß Kypros keinesfalls als Heimat der aus Nimrud, Kypros, Delphi, Olympia, Präneste bekannten Metallschalen in Frage kommen kann, und daß die Schnitzereien der Tridacnamuscheln mit hoher Wahrscheinlichkeit phönikischem Kunsthandwerk zugeschrieben werden dürfen. Dabei hebt Poulsen mit Recht hervor, wie dies seine Motive in der Hauptsache ägyptischen und assyrischen Vorbildern ent-

nimmt, sein Verdienst also in ihrer Weitergabe in einer Umbildung liegt, die sie griechischem Kunstempfinden näher bringt. Eine wichtige Zwischenstation auf diesem Wege ist ihm die rhodische Vasenmalerei. Eine zweite Hauptquelle orientalischen Einflusses sieht Poulsen im Hettitischen. Für die kretische Kunst werden, bei freier, selbständiger Verwendung der Typen und Anregungen, vielfache Beziehungen zum hettitischen Kulturkreis wahrscheinlich gemacht; inwieweit hettitisches Gut auch noch in der für die Gesamtentwicklung der griechischen Kunst so überaus bedeutungsvollen altionischen wirksam ist, bedarf wohl noch der genaueren Nachprüfung, zumal sichererer Erkenntnis der in den Funden von Ephesus stark vertretenen lydischen Kunst, auch ist im ionisch-kleinasiatischen Kunstgebiet mit starkem Nachwirken des Kretisch-Mykenischen zu rechnen. Die noch nicht restlos gelöste Frage nach den Quellen und der zeitlichen Ansetzung der italisch-etruskischen Kunstzentren hängt aufs engste mit dem phönikischen Problem zusammen. Mag man nun dem Verfasser hierin und in andern Punkten, wie z. B. in dem zweifellos hochinteressanten Versuch folgen, die Entstehung der homerischen Gedichte auf Grund von, nach Poulsen, phönikisch beeinflußten frühgriechischen Denkmälern ins 8. Jahrhundert zu verlegen, oder nicht, das Buch ist mit seiner Fülle von Anregungen höchst lesenswert und unentbehrlich für jeden, der sich mit frühgriechischer Kunst und ihren Grenzgebieten beschäftigt.

Frederik Poulsen, Die dekorative Kunst des Altertums. Eine populäre Darstellung. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Dr. Oswalt Gerloff. Mit 112 Abb. 8. 99 S. Leipzig 1914, Teubner (Aus Natur und Geisteswelt 454). 1,25 ℳ.

Manche Gedanken des großen Buches klingen in dieser für weite Kreise berechneten Schrift wider, welche die Entwicklung und Wanderung der dekorativen Elemente von der Steinzeit bis zum späten Altertum zur Darstellung bringt. 'Die ägyptische Ornamentik ist die Quelle, auf welche die Ornamentik der ganzen Welt zurückgeführt werden kann.' Von diesem Gesichtspunkt aus verfolgt Poulsen den Gang der ägyptischen Naturornamente, des Papyrusdolden-, Lotos- und Lilienmotivs wie der aus der halbierten Lotosrosette entstandenen Palmette, die in der assyrischen Kunst eine selbständige Entwicklung genommen hat; er zeigt, wie die kretische Kunst sich von der stilisierten ägyptischen Pflanzenornamentik freimacht, in der ornamentalen Verwendung der Meeresflora und -fauna völlig Neues und mit der fortlaufenden Ranke ein Jahrtausende überdauerndes Dekorationsglied schafft. Die Bedeutung der einzelnen Perioden der griechischen Vasenmalerei für die Entwicklung der Ornamentik und die Abhängigkeit der architektonischen Bauformen voneinander wird klar an Einzelbeispielen durchgeführt und dabei gezeigt, wie im Gegensatz zu Attika in Ionien ein freieres Verwenden des Überlieferten, ein beständiges Suchen und Finden von Neuem herrscht, und welch wichtiges Element für die dekorative Kunst aller Zeiten sich im Akanthus fand. Der Wanddekoration und der inneren Ausstattung der Räume mit Hausrat sind die letzten Abschnitte der anregenden Schrift gewidmet.

Bruno Sauer, Die griechische Kunst und das Meer. Neue Jahrb. 1912, 477—488. Mit 2 Tafeln.

Der glänzend geschriebene Aufsatz zeigt, wie der übermächtige Eindruck der See sich zuerst in der kretischen Meeresornamentik in wirklichen Unterseebildern geltend macht, die griechische Kunst sie aber bis zur Zeit der großen hellenistischen Maler nur im Dienste des Menschen darstellt, so daß die eigentliche Staffage zur Hauptsache wird, Seeschlachten oder Regatten, Fischfang oder Taucherszenen; aber auch später fehlt mit dem Gefühl für die Größe des Raumes das eigentliche Seestück. In gesonderter Reihe entwickeln sich die Personifikationen der unsichtbar im Meer wohnenden Mächte, und mit der Wellenlinie, dem Profil der sich überschlagenden Wogen, hat die Kunst schon in kretischer Zeit ein dekorativ überaus bedeutsames Element gefunden.

Erich Ziebarth, Aus dem griechischen Schulwesen. Eudemos von Milet und Verwandtes. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII u. 178 S. Leipzig 1914. Teubner. geb. 6 ℳ.

Es macht besondere Freude, auf die neue Auflage dieses Buches aufmerksam zu machen, das neben andern großen Vorzügen auch den besitzt, die ausschlaggebende Bedeutung der öffentlichen und privaten Inschriften für die Erkenntnis des antiken Lebens dort zu erweisen, wo, wie beim Schulwesen, die literarischen Quellen fast ganz versagen. Wie hoch man auch in kleinen Städten die Bedeutung der Schule für das öffentliche Leben, für die nationale und religiöse Erziehung der Jugend einschätzte, und welche erstaunlich hohen Aufwendungen dementsprechend von Gemeinde und Privaten für Bau und Unterhalt der Gymnasien gemacht wurden, wie auch das Auftreten der Schule nach außen für die Beurteilung ihrer Leistungen maßgebend sein konnte, macht dem Nichtepigraphiker erst Ziebarths Buch klar. Und ob Ziebarth nun über Gymnasialbauvereine, soziale Stellung und Besoldung von Lehrern und Rektoren, über Klassen- und Abiturientenverzeichnisse, Schülerverbindungen und Vereine früherer Gymnasiasten spricht, oder von den schul- und kulturgeschichtlich gleich interessanten Kritzeleien der Schüler an den Klassenwänden, von Mädchengymnasien, dem wissenschaftlichen Unterricht, von Strafarbeiten, den amtlich als *ἀποδείξεις διδασκάλων* bezeichneten Schulprüfungen, von Ferien und Schulfesten, wie *οἱ ἀπὸ γυμνασίου* eine bevorrechtete Klasse der Bevölkerung bilden: es sind alles Dinge, deren Kenntnis für einen lebendigen Unterricht fast unerläßlich ist und die auch unsre Schüler jederzeit höchlichst interessieren, Dinge, die zu wissen auch im neuen Kampf um unser humanistisches Gymnasium, der uns trotz des Burgfriedens schon jetzt aufgezwungen ist, recht gut und nützlich sein wird.

Eine notwendige Ergänzung zu dem Abschnitt über den Unterrichtsbetrieb S. 123f. bilden die von Ziebarth, Aus der antiken Schule. Sammlung griechischer Texte auf Papyrus, Holztafeln, Ostraka. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, her. von H. Lietzmann n. 65). 2. Aufl. 1913 80 ℛ︀ herausgegebenen Texte griechischer Schülerhefte.

Für das Turnen im antiken Gymnasium sowie für alle mit Gymnastik und Athletik, Agonen und Festspielen irgendwie zusammenhängende technischen und wissenschaftlichen Fragen sei auf das inhaltreiche, treffliche Buch eines sportlich wie archäologisch gleich durchgebildeten Fachmannes verwiesen: E. Norman Gardiner, Greek athletic sports and festivals. XXV u. 533 S. 190 Abb. London 1910 Macmillan u. C., 10 sh., das unter anderem die Ergebnisse einer Reihe im Journal of hellenic studies veröffentlichten Sonderuntersuchungen über die Übungen des Pentathlons wiedergibt. Für manche einschlägige Fragen sei auf Hitzig-Blümner, Pausaniae Graeciae descriptio V, VI, auf Jüthners grundlegenden Kommentar zu Philostratos über Gymnastik, Leipzig 1909 Teubner, 10 ℳ und vor allem auf seine umfassenden, ausgezeichneten Artikel 'Gymnastes' und 'Gymnastik' Pauly-Wisserva VII 2026—2085 wie auf Öhlers nicht minder wertvolle Artikel '*Γυμνασίαρχος*' und 'Gymnasium' Pauly-Wisserva VII 1969—2026 nachdrücklich aufmerksam gemacht, die sämtlich außerordentlich reichhaltiges Material in mustergültiger Durcharbeitung bieten. Auch G. von Brauchitsch, Die panathenäischen Preisamphoren, Leipzig 1910 Teubner, 6 ℳ (s. u.) handelt S. 126f. ausführlich über die *gymnastischen und hippischen Wettkämpfe* der Panathenäen. Im Anschluß hieran sei der Arbeiten gedacht, welche der Entwicklung des antiken Rennwagens gelten:

Fr. Studniczka, Der Rennwagen im syrisch-phönikischen Gebiet. Jahrb. des Arch. Instituts 1907, 147—196, 38 Abb.
E. von Mercklin, Der Rennwagen in Griechenland. Erster Teil. Dissertation. Leipzig 1909. 8. 67 S. 4 Tafeln.
H. Nachod, Der Rennwagen bei den Italikern und ihren Nachbarn. Dissertation. Leipzig 1909. 8. 100 S. 4 Tafeln.

Der älteste Vertreter der Gattung ist der hettitische Kastenwagen, der auch nach Ägypten kommt (hierzu O. Nuoffer, Der Rennwagen im Altertum. Erster Teil. Dissertation. Leipzig 1904. 86 S. 9 Tafeln) und auf spätmykenische Darstellungen in Kypros einwirkt, wo vom neunten Jahrhundert an assyrische Wagentypen Einfluß gewinnen. Der auf den 'kyprischen' Metallschalen vertretene Typus ist phönikisch; er ändert sich durch persischen, später auch griechischen Einfluß, wie der sidonische Klagefrauensarkophag und phönikische Königsmünzen, für Kypros Tonmodelle und die Sarkophage aus Golgoi in Neuyork zeigen. Der syrische Kastenwagen, in frühmykenischer Zeit von Griechenland übernommen, bleibt mit vierspeichigem Rad fast unverändert bis in die geometrische Zeit. Dann entwickeln sich zwei Typen, ein an den mykenischen sich anschließender 'ägyptischer' mit vorn abgerundetem Grundriß, und ein 'helladischer' mit eckigem Kasten und hohen Bügeln über dem bis zur Kniehöhe fest umkleideten Geländer. Dieser allein beherrscht das griechische Festland, bis um 550 wohl durch chalkidische Vermittlung ostgriechische Formen mit sechs bis acht Speichen, schmälerem Kasten und weiter nach hinten geschwungenen Seitenbügeln eindringen. Unter dem Heraion in Olympia gefundene Votive beweisen, daß das Wagenrennen mit dem Zweigespann dort seit Beginn der Spiele bestand

und nicht erst, wie die literarische Überlieferung besagt, 408 eingeführt worden ist (doch vgl. Brinkmann, Rhein. Mus. 1915, 622f.). — Die italischen Rennwagen sind durchaus von den griechischen abhängig, nicht vom helladischen Typus; seit dem sechsten Jahrhundert dringen ostgriechische Wagenformen ein, aus denen sich eine Mittelitalien bis um 500 beherrschende einheimische Form mit eigentümlich gestalteter Brüstung entwickelt. Die spätere Zeit bringt infolge der verschiedensten Beeinflussungen eine große Mannigfaltigkeit in den Wagentypen hervor, doch erhält sich die ionische Form im römischen Triumphwagen, eine ägyptisch-geometrische im Zirkusrennwagen bis zum Ausgang des Altertums. So sind auch die Wagentypen ein wichtiges Mittel, die Handelsbeziehungen des Ostens zu Italien und damit fremde Einflüsse in seiner Kunst aufzuhellen, und Nachod weist wohl mit Recht viel sonst für ionisch Angesprochenes, wie z. B. die gravierten Straußeneier, die Cäretaner Hydrien, die 'pontischen' Vasen samt dem Wagen von Monte Leone in Neuyork einheimisch-etruskischem Kunsthandwerk zu. Für mykenische Rennwagen seitdem auch Rodenwaldt, Tiryns II 100f., für die Wagen am Parthenon Praschniker, Jahreshefte des Öster. Inst. 1911, 138f.

Ich schließe einige wichtige Aufsätze über antike Waffen an (das große Werk von Franz von Lipperheide, Antike Helme ist nur als Probedruck und nicht im Buchhandel erschienen):

B. Schröder, Thrakische Helme. Jahrb. d. Archäol. Instit. 1912, 317—344. 18 Abb. im Text und 52 auf Beilage 9—16.

Schröder weist auf einer Gruppe attisch-rotfiguriger Vasen und in einer Reihe von Originalen eine eigentümliche Helmform: kappenförmige, der Fellmütze nachgebildete Haube oft mit aufgesetzten Tierhörnern und -ohren, Flügeln und Federn (Hörner- und Federhelme auch Bonner Jahrbücher 120 [1911] 183—186 K. Wölcke und Jahrb. d. Arch. Inst. 1909, 155 F. Weege, mykenische Hörner- und Eberzahnhelme Jahrb. d. Arch. Inst. 1912, 50 Ölmann; Rodenwaldt, Tiryns II 9), vorspringendem Stirnschirm mit aufgerollten Enden über den Schläfen, eingezogenem Nackenschirm mit geschweiftem Rand und stark ausgebuchteten, spitz nach unten gezogenen Wangenschirmen zum Teil mit plastisch ausgearbeiteten Lippen, Schnurr- und Backenbart den thrakischen Helm und in einem Topfhelm mit eckigem Gesichtsausschnitt einen andern nordischen Helm nach. Über thessalische Helme handelt Giannopulos, Athen. Mitteil. 1914, 316—319, römische Paradehelme aus Britannien sind Arch. Anz. 1909, 233 und wertvolle Legionarshelme sind nach dem madjarischen Arch. Értesitö im Arch. Anz. 1912, 536f. veröffentlicht, s. auch 'Galeer' Pauly-Wisserva VII 572—576 Fiebiger. Dabei sei auf die etwas weiter zurückliegende äußerst lehrreiche Veröffentlichung korinthischer, attischer, chalkidischer und hellenistischer, sowie italischer Helme (von der älteren Villanovazeit bis zum Gladiatorenhelm) der von Lipperheideschen Sammlung aufmerksam gemacht: B. Schröder, Die Freiherrlich von Lipperheidesche Helmsammlung in den Königl. Museen zu Berlin. Arch. Anz. 1905, 15—30, 50 Abb.

Georg Lippold, Griechische Schilde. Münchener Archäologische Studien, dem Andenken Adolf Furtwänglers gewidmet. S. 399—504 mit 32 Abb. München 1909, Oskar Beck. VIII u. 504 S. 24 ℳ. (S. 1—160 Rud. Hackl, *Merkantile Inschriften auf attischen Vasen*, 6 Abb., 3 Tafeln; 107—248 Ant. Hekler, *Römische weibliche Gewandstatuen*, 13 Tafeln; 249—397 Ed. Schmidt, *Der Knielauf und die Darstellung des Laufens und Fliegens in der älteren griechischen Kunst*, 58 Abb.)

Der mykenische Stierhautschild wird gleich dem späteren Dipylonschild und dem altitalischen Ancile aus einer gemeinsamen europäischen Urform abgeleitet. Für den sog. böotischen Schild sucht Lippold den überraschenden Nachweis zu erbringen, daß seine seitlichen Ausschnitte nur der Stilisierung einer nicht mehr verstandenen Form, des Dipylonschildes, zu verdanken seien; überhaupt hätten die Künstler keine eigene Anschauung dieser Schildart gehabt und ihn deshalb schon in früharchaischer Zeit als etwas Altertümliches Heroen und Amazonen zugewiesen. Der wohl in Vorderkleinasien heimische metallene Rundschild taucht vereinzelt schon in spätmykenischer Zeit auf und bleibt ohne wesentliche Veränderung die eigentlich griechische Waffe bis in hellenistische Zeit. Dann erscheinen auf griechischem Boden fremde, hauptsächlich keltische Formen, bis schließlich der römische Langschild den griechischen Rundschild auch im Osten völlig verdrängt.

Max Greger, Schildformen und Schildschmuck bei den Griechen (besonders nach den Denkmälern), Dissert. Erlangen 1908, 8. 97 S., gibt mit seiner guten, freilich nur auf veröffentlichte Stücke beschränkten Stoffsammlung eine mit Dank zu begrüßende Ergänzung zu Lippolds wissenschaftlich weit wertvolleren Arbeit. Für den böotischen Schild kommt auch er zu ähnlichen, wenn auch nicht so weitgehenden Folgerungen wie jener, daß er schon früh die Neigung zeigt, zur reinen Zierform zu werden, hauptsächlich in bestimmten epischen Szenen getragen wird und zur Zeit der attisch-sfg. Vasenmalerei kaum noch in Gebrauch gewesen sein kann. Daß die Rundschilde in älterer Zeit mit Vorliebe in Vorderansicht gezeichnet werden, wird zum Teil wohl mit Recht mit der Freude an den seit der frühattischen Malerei aufkommenden Schildzeichen begründet, für deren Wahl in erster Linie künstlerische, am Schaleninnenbild entwickelte Rücksichten maßgebend gewesen sind, während mit der streng rfg. Malerei das nun künstlerisch befriedigend zu lösende Problem der Verkürzung die Seitenansichten überwiegen läßt; damit schwinden aber die gemalten Schildzeichen oder werden durch plastische ersetzt. In der Behandlung des von Lippold nicht berücksichtigten Schildschmuckes (Randschmuck, Schildzeichen, Schildinnenseite; hierzu C. H. Chase, The shield devices of the Greeks, Harvard Studies 1902, 61—127 mit einer Liste von 268 Schildzeichen) nach der literarischen und künstlerischen Überlieferung liegt der Hauptwert der Arbeit.

P. Weege, Bewaffnung und Tracht der Osker. Jahrb. d. Arch. Instit. 1909, 141—162 weist nach, wie der oskische Ovalschild mit verstärkter

Längsrippe etwa seit 300 von den Römern als Scutum übernommen wird und in republikanischer Zeit herrschend bleibt. Die spongia pectori tegumenta Liv. 9, 40 werden als runde gefütterte Brustplatten erklärt, aus denen sich der mittelitalische Dreiplattenpanzer (s. Arch. Anz. 1911, 257; 1912, 395) entwickelt hat, während der apulisch-lukanische Panzer eine kurze, gewölbte, viereckige Platte ist. Auch die samnitisch-kampanischen Helme und Angriffswaffen werden behandelt und wahrscheinlich gemacht, daß der einfache breite Purpurstreif auf weißem Leinengewand nicht von den Etruskern, sondern den Kampanern zu den Römern gedrungen ist.

G. Kropatschek, Mörserkeulen und Pila Muralia. Jahrb. d. Archäol. Instit. 1908, 79—94, 14 Abb. u 2 Tafeln; 181—184, veröffentlicht die ersten bis jetzt bekannt gewordenen p. m. in über 300 etwa 1,50—2 m langen, vierkantigen, an beiden Enden scharf zugespitzten und in der Mitte zum runden Handgriff verdünnten Hölzern, die im Graben des Legionslagers von Oberaden a. d. Lippe gefunden wurden; er weist eine ähnliche Holzwaffe bei den Griechen nach und bei den Römern für pilum die Doppelbedeutung von Mörserkeule und Wurfwaffe und gibt mit reichhaltigen Literaturnachweisen Beiträge zur Entwicklung des Eisenpilums.

Über letzteres handelt A. Schulten, Pila aus Numantia, Rhein. Mus. 1914, 477—490 mit 1 Tafel. Er erläutert die maßgebende Stelle Polyb. VI 23, 8—11 dahin, daß die auf 7,7 cm angegebene Stärke des runden, bzw. Kantenlänge des eckigen Holzschaftes sich nur auf dessen verdickten Kopf beziehen kann, in den das Eisen mit seiner breiten, langen Zunge eingelassen war, und bespricht die Funde von Numantia, Tüllenpila und Zungenpila mit kurzer breiter Zunge, beides leichte Pila, letztere die ältere, schon im Nobiliorlager von 153 belegte Form. Auch die in der Kaiserzeit übliche vierkantige Spitze ist schon vor Numantia nachweisbar.

Daß nur die ala ein vexillum, die turma ein signum und die ala Longiana in ihrer Fahne das aufgestickte Vorderteil eines nach rechts sprengenden dreihörnigen Stieres, also einer gallischen Gottheit, führte, weist H. Lehner, Die Standarte der ala Longiana, Bonner Jahrbücher 117 (1908), 279—286 mit Tafel 1 in einem auch für die Fahnensymbolik und die Verbreitung fremder Kulte im römischen Heere wichtigen Aufsatz nach. Ich weise bei dieser Gegenheit auf den umfangreichen Aufsatz von A. von Domaszewski, Die Rangordnung des römischen Heeres im gleichen Band der Bonner Jahrbücher 117 (1908), 1—278 hin, der zwar, hauptsächlich auf epigraphischen Quellen aufgebaut, wenig direkt Archäologisches, aber eine Fülle unmittelbar für die Lektüre der römischen Historiker verwendbare Ergebnisse enthält.

K. Wölcke, Beiträge zur Geschichte des Tropaions, Bonner Jahrbücher 120 (1911), 127—235, Tafel 8—12.

Die Sitte, den schlachtenhelfenden Göttern am Platz der Flucht der Feinde Beutewaffen zu weihen, ist in der Literatur seit etwa 500, in der Kunst seit etwa 420 nachweisbar. Es wird ursprünglich die ganze

Gestalt eines gerüsteten Mannes in Wehr und Waffen auf einem festgewachsenen Baumstumpf, etwas später auf einem in einen Steinhaufen gesteckten Pfahl angebracht; später entsteht durch symmetrisch an beiden Armhölzern befestigte Schilde und beiderseits vom Stamm dekorativ aufgehäufte Waffen das seit Cäsar übliche Schema, das durch die Standbilder sitzender, kniender oder stehender Gefangenen erweitert werden kann. Etwa seit 300 finden sich tragbare Tropäen, solche für einen Seesieg sind seit dem fünften Jahrhundert nachweisbar. Eine Liste der autonomen griechischen Münzen und der römischen Gentilmünzen mit Tropäen schließt die leider nicht sehr übersichtliche Arbeit, die noch manche andere wertvolle Beobachtung zu antiken Waffen enthält.

B. Kretisch-mykenische Zeit

D. Fimmen, Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur. 104 S. 2 Tabellen. 8. Leipzig 1909, Teubner. 3 *M*.

Fimmen sucht die für eine richtige Beurteilung der kretisch-mykenischen Kunst unerläßlichen festen Zeitansätze durch datierbare ägyptische Parallelen zu gewinnen. Er untersucht daher 1. *kretisch-mykenische Funde an datierbaren Fundstätten Ägyptens* mit dem Ergebnis, daß Kretisch-Neolithisches dort nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist, Kamaresscherben zusammen mit Siegelzylindern der 12. Dynastie (1900—1800) in Abydos, spätmykenische in Gurob (1250—1150) und Tellamarna (1350 verödet) gefunden wurden. Für die Zwischenzeit fehlen die Funde in Ägypten, eine Tatsache, die zu berechtigten Zweifeln an der Chronologie Anlaß gibt; denn die Gleichzeitigkeit der Schachtgräberkeramik mit der 18. Dynastie ist wohl gesichert; 2. *ägyptische datierbare Funde in kretisch-mykenischen Fundstätten.* Hierbei sind ägyptische Steingefäße aus vordynastischer Zeit bis zur Zeit der 6. Dynastie (in Isopata und Knosos) als unvergänglich und daher gewissermaßen zeitlos nicht zu verwerten, Skulpturenfragmente der 12.—13. Dynastie in Knosos stimmen zeitlich zu den Funden von Kamaresscherben in Kahun; 3. *datierbare Beziehungen kretisch-mykenischer Völker zu Ägypten.* Die Keftiu finden sich inschriftlich und bildlich nur in Darstellungen aus der Zeit der Hatschepsowet und Thutmosis III., nämlich im Grab des Rechmere 'die Ankunft in Frieden der Fürsten von Keftiu und der Inseln inmitten des Nordmeeres' und im Grab des Semut (um 1480) die Keftiu mit Prachtvasen, entsprechend den Vasenträgern von Knosos (hierzu auch Fimmen, Ath. Mitt. 1913, 191 f.). Eine eingehendere Würdigung des Buches, dessen chronologische Ansätze von ägyptologischer Seite z. T. angefochten werden, das aber trotz mancher unbestreitbarer Mängel im einzelnen und abweichender Ergebnisse der neuesten Forschung für alle Untersuchungen auf kretisch-mykenischem Gebiet wichtig bleiben wird, sei der in Aussicht gestellten zweiten Auflage vorbehalten.

U. Kahrstedt, Zur Kykladenkultur, Athen. Mitteil. 1913, 148—186 Tafel 7—9 zwingt uns in seinen Ergebnissen mit der zeitlichen Ansetzung der sog. Kykladenkultur energisch herunterzugehen. Doch sei darauf



hingewiesen, daß für die Beurteilung keiner Vasengattung eigenes Sehen und Befühlen so unbedingt notwendig ist wie bei prähistorischer Keramik. Eine primitive Ritztechnik — der wichtigste Fundort ist Syros — wird allmählich durch dunkle Malerei auf hellem Grund abgelöst, die nur geradlinige Ornamente verwendet, wahrscheinlih unter dem Einfluß frühminoischer kretischer Ware entstanden. Diese Gattung bricht plötzlich ab, an ihre Stelle tritt ohne erkennbaren Übergang und Entwicklung eine technisch höchst vollendete monochrome und Urfirnisware, die zwar wider zur Ritztechnik zurückkehrt, aber ganz neue, tiefeingeschnittene, weiß ausgelegte Muster (falsche Spiralen, Kreise, Fische und Schiffe) und neue Formen (die für Syros bezeichnenden 'Bratpfannen') verwendet, während z. B. die Schnurösen mehr und mehr verkümmert und zum Ornament geworden sind. Direkte Parallelen dazu bieten weder Kreta noch Thera oder andere Inseln. Technik, Form und Ornament kommt aus dem Norden. Die ältesten Erzeugnisse der Kykladenkultur (Paros und Melos I) sind noch neolithisch, die bemalte Keramik von Syros I, Siphnos, Naxos ist mittelminoisch, also rund 1800—1700, die Gräber von Syros II ('Bratpfannen') aber zeigen eine verkümmerte Tholosform mit Miniaturdromos; sie stammen also aus einer Zeit, wo die Kuppelgräber mit Dromos bekannt waren, das ist für den Peloponnes Spätminoisch I—II. Es sei hierzu daran erinnert, daß z. B. in Chäronea neolithische Keramik bis tief in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends in Gebrauch gewesen ist und direkt von Jungmykenischem abgelöst wird.

Kretisch-Mykenisches in den Rahmen der ganzen Urgeschichte einzufügen versucht das inhaltsreiche und trotz mancher gewichtigen Ausstellungen, die der klassische Archäologe machen muß, als überaus reichhaltige Materialsammlung wichtige Buch von Dr. Robert Forrer, Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. 584 S. mit mehr als 1500 Abb. 8. Stuttgart 1909, Speemann.

Wichtige Fragen über die Zusammenhänge der ägäischen Kultur mit der nordischen behandelt Schuchhardt, Stonehenge, Prähistorische Zeitschrift 1910, 292—340, 42 Abb. und Skulpturen aus der älteren Steinzeit und ihre Beziehungen zum Griechentum, Arch. Anz. 1914, 508—514. Der Versuch, die paläolithischen Figuren von Laussel, Mentone und Willendorf als inhaltlich und typologisch verwandt mit den Adoranten der kretischen Zeit hinzustellen, wird wohl an dem energischen Widerspruch der Geologen und Prähistoriker scheitern (siehe Fr. Wiegers, Zeitschr. f. Ethnologie 1914, 829 f.).

Strittig erscheint mir auch die Frage, ob es sich bei den neolithischen Funden von Petrenj in Bessarabien (polierter Tongrund mit ein- oder zweifarbiger Mattmalerei, Spiral- und Bogenbänder, Kreis-, Gitter- und Leitermuster), v. Stern, Die prämykenische Kultur in Südrußland, Berichte der 13. arch. Versammlung in Jekaterinoslaw, S. 53—95 (russisch und deutsch), 14 Taf., Moskau 1907, 4, wirklich um vormykenisches Gut, etwa der Kultur von Dimini und Sesklo entsprechend, handelt oder nicht vielmehr um Ausstrahlungen des Mykenischen ins Nordisch-Barbarische.

Von zusammenhängenden Darstellungen erschien 1911 R. v. Lichtenberg, Die ägäische Kultur 160 S. 82 Abb. Quelle und Meyer. Wissenschaft und Bildung 83. (s. d. Zeitschr. 1912, 457), ein Buch, das kretische und mykenische Architektur durcheinanderwirft, die Keramik ganz nebensächlich und sehr anfechtbar behandelt und auch wegen seiner verhängnisvollen Arierhypothese und Astralmythologie nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Die Zeit für solche Versuche ist noch nicht gekommen. Es sei aber auch hier auf das reiche Bildermaterial der 'Kunstgeschichte in Bildern' I 3 (s. o. S. 144) und die wichtigen Einzeluntersuchungen in Poulsens Orient und die frühgriechische Kunst (s. o. S. 149) und Zur Zeitbestimmung der Enkomifunde, Jahrb. d. Arch. Instit. 1911, 211—248, 31 Abb., und Noacks Baukunst des Altertums (s. u.) aufmerksam gemacht.

Der Versuch von Fr. Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta, 70 S., 1 Tafel, 7 Abb., 8, Leipzig 1908, Teubner, 2,40 ℳ, in der Gliederung der Innenräume des Ovalhauses von Chamaizi — s. jedoch Seager, Exploration of Mochlos 46 f. — deren Mauern durch die Hauptachsen des Dachstuhles bestimmt z. T. als Auflager der Hauptbalken dienen, den Keim für den Grundriß der um den Mittelhof gruppierten kretischen Paläste zu finden, ist zwar als mißlungen anzusehen. Doch hat sich sein zunächst an den Toranlagen der kretischen Paläste durchgeprüfter Satz (s. auch Noack, Homerische Paläste, 1903, Teubner, 2,80 ℳ), daß das Festland architektonisch von Kreta völlig unbeeinflußt ist, als zweifellos richtig erwiesen. Kreter und Träger der mykenischen Kultur auf dem Festlande sind nach Abstammung und Herkunft grundverschiedene Völker. Daß die letzteren spätestens von der Schachtgräberzeit an Griechen gewesen sind, beweist F. Ölmann, Ein achäisches Herrenhaus auf Kreta, Jahrb. d. Arch. Instit. 1912, 38—51 im Zusammenhang einer Untersuchung über ein Megaron des troisch-mykenischen Typus, das bei der etwa im 13. Jahrhundert erfolgten Neubesiedelung der Ende L. M. I zerstörten kleinen Stadt Gurniá in Ostkreta (Gournia, Vasiliks and other prehistorics sites on the Isthmus of Hierapetra Crete ... Published by the American Exploration Society Free Museum of Science and Art, Philadelphia. 60 S. querfol., 25 Tafeln, 105 ℳ, besonders durch die prachtvollen naturalistischen Tintenfischvasen bemerkenswert) dort errichtet worden ist.

Einer wichtigen architektonischen Einzelfrage sind zwei Arbeiten gewidmet, die verfehlte Schrift von Erwin Wurz, Der Ursprung der kretisch-mykenischen Säulen. 86 S., 101 Abb., 8, München 1913, Rentsch, 9 ℳ, und M. Meurer, Form und Herkunft der mykenischen Säule, Jahrb. d. Arch. Instit. 1914, 1—16, 7 Abb.

Meurer erklärt die auffällige Gestalt der nach unten verjüngten mykenischen Säule aus der Holzkonstruktion; die Hauptsache ist, genau wie bei einem Tischbein, die feste Verzapfung mit den getragenen Gliedern. Vorbildlich für die Form sind nach unten verjüngte ägyptische und assyrische Zeltstangen, deren einem Nagelkopf ähnlicher, kräftig eingezogener Abschluß, der ein Abrutschen der Seile und Zeltbahnen verhindern soll, im mykenischen Kapitell widerkehrt. Dies würde demnach nur die Um-

bildung eines freiendenden Schafts sein, unabhängig von der Funktion eines Säulenkapitells. Die Ableitung von den in Prunkzelten mit Metall inkrustierten Zeltpfosten würde auch die Metallverkleidung wie die Basislosigkeit dieser Säulenform erklären. Der zweite mykenische Säulentypus — starker, oben verjüngter, glatter Schaft mit schwerem Balkenkapitell — ist von Meurer nicht mit berührt worden. Schließlich werden noch die doppelaxtähnlichen Anhängsel am Abakus und oberen Schaftende der gemalten kretischen Säulen überzeugend als Vorhangshalter erklärt.

Von den bestimmten Örtlichkeiten gewidmeten Arbeiten sei zunächst der *deutschen Forschung* im *Peloponnes* gedacht. Hier hat Dörpfeld mit seinem konsequenten Festhalten an der Überzeugung, daß die geographischen Angaben Homers bis zum Beweis des Gegenteils als tatsächlich und zuverlässig anzunehmen und homerische Örtlichkeiten zunächst ohne Rücksicht auf die überlieferten Namen der Gegend einzig aus Homer zu bestimmen seinen, mit der Ansetzung von Altpylos in der triphylischen Ebene bei Kakovatos zweifellos einem bedeutsamen Erfolg erzielt.

Dörpfeld, Altpylos, Athen. Mitteil. 1913, 97—139, Tafel 4—5a.

Pylos ist in einer kleinen, sehr einfachen Burg mykenischer Zeit auf dem südlichsten der Hügel gefunden worden, die sich nordwestlich vom Bach von Kalydonia in die Strandebene vorschieben. Am Nordwesthang liegen die drei großen Kuppelgräber, über die K. Müller, Altpylos, Athen. Mitt. 1909, 269—328 Tafel 12—24 ausführlich berichtet. Sie boten trotz ihrer Beraubung eine neue festländische Gattung von Vasen des Palaststiles und reichen Bernsteinschmuck.

Über Tiryns liegen bisher zwei Bände der abschließenden Veröffentlichung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Athen vor und seitdem die Berichte von Dragendorff und K. Müller, Tiryns, Athen. Mitteil. 1913, 78—91, 329—354 mit 7 Abb.

Das wichtigste Ergebnis ist die Scheidung der verschiedenen Palastanlagen. Die ältere Burg war wesentlich kleiner als die jetzt sichtbare. Ihr Eingang lag genau unter den späteren Propyläen, die östliche Burgmauer deckt sich ziemlich mit der jetzigen Außenmauer des Palastes; die mächtige Ostmauer samt den Galerien im Osten und Süden sowie die westliche, mit den Resten des älteren Palastes hinterfüllte Burgmauer gehören dem jüngeren Palast an; im Norden war die Mittelburg nicht eingezogen, die Abschlußmauer ging unter dem großen Megaron durch. Dieser alte Palast wurde in frühmykenischer Zeit (LM I/II) umgebaut und LM III durch den neuen ersetzt. Die Mauer zwischen Mittel- und Unterburg wurde in spätmykenischer Zeit, gleichzeitig mit der Ummauerung der ganzen Unterburg, errichtet. Letztere ist stets nur Zufluchtsburg gewesen; prähistorische Siedlungsschichten auf einem ns. Felsengrat sind wie in Troja bei der Ummauerung abgetragen und zur Hinterfüllung verwendet worden. Unter dem alten Palast kam auf der höchsten Erhebung des Burgfelsens das Steinfundament eines *vorgeschichtlichen Rundbaues* (Plan Ath. Mitt. 1913, 84, Arch. Anz. 1913, 112) von erstaunlicher Größe — Innenradius 9 m, Außenradius 13,90 m — zum Vorschein, der bei der Anlage eines vormykenischen Hockergrabes bereits zerstört war.

Die Bedeutung des Baues, welcher der darüberliegenden Palastruinen wegen nicht freigelegt werden kann, bleibt dunkel. Es ist weitaus der gewaltigste aller dieser erst seit den Ausgrabungen in Orchomenos bekannt gewordenen vorgeschichtlichen Bauten. Die vormykenischen Schichten ergaben Urfirnisware wie in Orchomenos, poliert Monochromes und Mattmalerei.

Den kunstgeschichtlich wichtigsten Funden, den *Resten der Wandmalereien* beider Paläste, gilt Tiryns, Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts. II. Die Fresken des Palastes von Georg Rodenwaldt, mit Beiträgen von Rudolf Hackl † und Noel Heaton. X u. 242 S. 21 Tafeln 83 Abb. Gr. 4. Athen 1912. Eleutherudakes and Barth 35 ℳ, ein Werk, in dem es einer ungeheuren entsagungsvollen Arbeit und staunenswertem Scharfsinn gelungen ist, aus vielen Tausenden zerstreuter Stuckreste ein klares Bild der tirynther Fresken und eine feste Grundlage für die Entwicklungsgeschichte der festländisch-mykenischen wie der kretischen Wandmalerei zu schaffen.

Das völlige Fehlen mittelminoischer Keramik weist die älteren Fresken in den Beginn der spätminoischen, also frühmykenischen Zeit. Wohl alle Innenwände zeigten über besonders abgeteiltem Sockel Stuckbewurf, dessen Dekoration durch die sichtbaren Horizontalbalken stark bestimmt, weder Einzelbilder noch Flächenmuster, sondern nur umlaufende Bildfriese und Ornamentstreifen kennt. Reste speertragender Männer, umrandeter Bäume — wohl aus einem Jagdfries —, Reste nach entgegengesetzter Richtung fahrender Gespanne, von Rinderherden, Reste einer von halbtierischen Dämonen vollzogenen Kulthandlung beweisen die Vielseitigkeit der Wandfriese. Ein Sockelfries gestielter Rosetten (Tafel 4) gibt ein für die mykenische Ornamentik neues Motiv, und ein Fries fellüberzogener mykenischer Schilde, von grünen und gelben laufenden Spiralen eingefaßt, ist in Farbe und Ausführung das Vollendetste der kretisch-mykenischen Ornamentik überhaupt. Ein Fries auf und ab steigender Spiralen mit Zwickelblüten (Tafel 7), für alle festländischen Fundstätten charakteristisch, gestattet als Abkürzung des Spiralflächenmusters von Orchomenos wichtige Schlüsse auf die *Deckenmalerei* der kretischen Zeit. Eine Überraschung bringen auch die Reste der in regelmäßiger Feldereinteilung abwechselnd mit Tintenfischen, Delphinen und Schuppenmuster *bemalten Fußböden* (Tafel 20, 21). Farbige Nachbildungen von Marmor, Jaspis und Breccia (Tafel 3) zeugen nebst mit Spiralhaken bemalten Stuckverkleidungen von Lehmstufen, wohl von Altarbauten, von der großen Mannigfaltigkeit und Pracht der Dekoration im alten Palast.

Die meisten Reste der *Malereien des jüngeren Palastes* fanden sich in den Mauerecken hinter der Westtreppe, hinuntergeworfen bei der durch einen Brand mehrerer Palasträume nötig gewordenen Erneuerung der Fresken und in einer Abfallgrube hinter der Mittelburg; sie gehören also alle zur älteren Periode des jüngeren Palastes, stehen aber technisch und zeichnerisch alle hinter den Resten des ersten Palastes zurück. Zu den Hauptstücken gehört eine Prozession fast lebensgroßer Frauen, ursprünglich wohl zu beiden Seiten eines Korridors angebracht, wie sie

sich ganz entsprechend in Mykenä und Theben gefunden haben; der Fries ersetzte, nach den Resten zu urteilen, einen entsprechenden im alten Palast und beleuchtet auch die im Altertum einzig dastehende gesellschaftliche Stellung der Frau in jener Zeit. Diese tritt auch auf dem Fries Tafel 12 deutlich hervor, wo die Damen des Hofs im Rennwagen durch einen Wald stark stilisierter Bäume zur Jagd fahren, nebenbei bemerkt in Männertracht; vor jedem Gespann lebendig gezeichnete Jäger und Jägerinnen mit Windhunden. Erstaunlich naturwahre Gruppen von Hetzhunden durchs Röhricht gejagter Eber, von Netzjagden auf Eber, Hirsche und Hasen machen den Fries zur umfangreichsten Darstellung kretisch-mykenischer Kunst überhaupt, deren einzelne Motive zwar sämtlich in frühmykenische Zeit zurückgehen, die aber als Ganzes in Komposition und künstlerischer Leistung ein erstaunlich hohes Bild von der sonst nur aus der degenerierten Keramik beurteilten spätmykenischen Zeit bietet. Die Reste zahlreicher Rudel stehenden Wildes, kämpfender Hirsche, in langen Sätzen flüchtender Tiere erweisen aufs neue die glänzende Beobachtungsgabe und das starke Interesse der kretisch-mykenischen Kunst an der Tierwelt an sich. Sie beweisen aber auch, und das ist mit das kunstgeschichtlich wichtigste Ergebnis, wie die ganze spätmykenische figürliche Vasenmalerei des sog. vierten Stils, der in Kreta überhaupt nicht vorkommt, von diesen Fresken abhängt, die ihrerseits wider wie der größte Teil der Gemmen aus der Zeit der Schacht- und älteren Kuppelgräber auf große Wandgemälde der frühmykenischen Zeit zurückgehen. Diese Abhängigkeit aber setzt einmal sehr genaue Musterbücher, anderseits eine wohl von kretischen Künstlern gegründete jahrhundertelang in überlieferten Formen sich bewegende lokaltirynther Malerschule voraus: die festländisch-mykenische Malerei ist lediglich ein langsames Absterben alter Formen ohne einen Keim neuen Lebens. Die stilistische Einreihung der bisher nur zum kleinsten Teil veröffentlichten Wandgemälde aus Mykenä, Theben und Orchomenos führt Rodenwaldt zu dem Versuch, die Entwicklung der kretischen Malerei zu skizzieren.

Nach Schneider-Franken, Zur Technik der Wandgemälde von Tiryns, Athen. Mitteil. 1913, 187—190 sind die Wandbilder des alten Palastes nicht al fresko, sondern mit Kalkmilch als Bindemittel gemalt worden, während im jüngeren Palast die ganze Fläche al fresko dünn bemalt und darauf in alter Kalkfarbentechnik pastos aufgetragen wurde.

Aus der Zeit des alten tirynthischen Palastes stammen die von G. Rodenwaldt, Fragmente mykenischer Wandgemälde, Athen. Mitteil. 1911, 221—250 Tafel 9—12 veröffentlichten Fresken aus dem Megaron von Mykenä: Vorbereitungen zur Ausfahrt, auf und ab springende Krieger, Kriegerköpfe mit Eberzahnhelmen, wobei die Figuren ohne Bodenlinien über den Grund zerstreut sind und eine Raumdarstellung ohne Perspektive versucht ist; andere besonders interessante Stücke zeigen eine Loggia mit Holzpfeilern und Holzdecke, oben in den Ecken die von Meuer (s. S. 159) erklärten doppelbeilähnlichen Vorhangshalter. In den Fensteröffnungen sitzen drei Damen, die lebhaft bewegt einem Stierspiel zuschauen. Bemerkenswert ist das richtige Größenverhältnis der Personen zu der naturgetreu dargestellten Architektur. Gleichfalls in frühmykenische Zeit ge-

hört der wohl auch von einem kretischen Meister geschaffene Votivpinax mit der palladiumähnlichen Mittelgestalt, welcher zwei Frauen Gaben darbringen, von G. Rodenwaldt, Votivpinax aus Mykenae, Athen. Mitteil. 1912, 129—140 Tafel 8 neu veröffentlicht, wohl eine Vorstufe des auf der Burg von Mykenä in hocharchaische Zeit heraufreichenden Athenekultes.

Nun hat nach den glänzenden Beweisführungen von A. Frickenhaus (Tiryns I 1. Die Hera von Tiryns von August Frickenhaus. 2. Die geometrische Nekropole von Walter Müller und Franz Ölmann. VI u. 168 S. 13 Tafeln. Athen 1912. Eleutherudakis und Barth. 12 ℳ), die in ihrer logischen Schärfe und wissenschaftlichen Gründlichkeit ein Muster deutscher Gelehrtenarbeit bilden, der mykenische Palast von Tiryns bis ins siebente Jahrhundert bestanden und ist wenigstens in seinen um das Megaron gelegenen Räumen bewohnt gewesen; unmittelbar nach seiner Zerstörung durch einen großen Brand ist auf den Mauern des Megarons ein Tempel errichtet worden, in dessen Achse eine der alten Megaronsäulen genau so den Mittelpunkt des Kultes gebildet hat wie in Theben; die rechteckige Basis, die in mykenischer Zeit den Thronsitz des Herrschers oder ein Götterbild getragen hat, wird zum Standort des hölzernen Kultbildes, das kurz vor 400 von den Argivern in ihr Heraion geholt wurde, und der mykenische Rundaltar vor dem Megaron wird quadratisch aufgemauert und als Tempelaltar benutzt, obwohl er, etwas sonst im Kultus Unerhörtes, nicht in der Achse des Tempels liegt. Damit ist also die Kontinuität des an den Altar gebundenen Kultus von mykenischer bis in spätgriechische Zeit erwiesen. Da nun die Frauenprozessionen des älteren und jüngeren Palastes einen nur von Frauen ausgeübten, also einer weiblichen Gottheit gewidmeten Kult im Palast beweisen, so ist die Wahrscheinlichkeit außerordentlich groß, daß in der Tirynther Hera nicht nur die unmittelbare Nachfolgerin der mykenischen Palastgöttin, sondern sie selbst widerzuerkennen ist, für deren Kult aus den durch die Tirynther Weihegaben gesicherten seltsamen Sühnegebräuchen gewisse Rückschlüsse mindestens sehr wahrscheinlich gemacht werden können. Aus dem prunkhaften Familienkult wurde ein ärmlicher Staatskult. Schließt man sich der zwingenden Beweisführung von Frickenhaus an, dann ist in der Hera von Tiryns, genau so wie in der Athena von Mykenä (s. Rodenwaldt Ath. Mitt. 1912, 129f.), eine vordorische Gottheit gewonnen, deren Gegenstück der dorische Herakles bildet. (Zu solchem Weiterleben mykenischer Gottheiten in klassischer Zeit s. auch Weicker, Pauly-Wissowa VII 1408f. Glaukos. Auch H. Prinz, Bemerkungen zur altkretischen Religion, Ath. Mitt. 1910, 149—176 erkennt mit Recht in gewissen Kultformen der Rhea, Britomartis und Diktynna Nachklänge kretischen Götterglaubens. Freilich darf man diese an sich durchaus richtigen Gedanken nicht so übertreiben, wie es E. Petersen, Der kretische Bildersarg, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1909, 162—170 in phantastischer, mit willkürlich gefundenen Symbolen spielender Weise tut.) Im Tempel selbst ist einer der ältesten griechischen Kultbauten widergewonnen.

Mit den Terrakottaweihgaben S. 47f. wird ja nun das Gebiet des Kretisch-Mykenischen endgültig verlassen. Auch ihrer Behandlung durch

Frickenhaus kann grundlegende Bedeutung zugemessen werden. Ist sie doch der erste und gelungene Versuch, die Geschichte einer Terrakottafabrik und ihr Verbreitungsgebiet festzulegen. Die Fabrik arbeitet vom 7.—4. Jahrhundert nur für die Argolis, fast ausschließlich für die Heiligtümer in Tiryns und Argos; ihren Typen liegen Werke der argivischen Großkunst zugrunde, die also den dorischen Peplos mit kurzem umgegürteten Überschlag ohne ionisches Untergewand getragen haben. Dadurch wird mit großer Wahrscheinlichkeit in zehn Originalstatuen des 5. Jahrhunderts in Venedig eine argivisch-polykletische Statuengruppe, vermutlich aus dem Heraion von Argos, widergewonnen. Die am Ton kenntlichen Erzeugnisse einer korinthischen Terrakottafabrik heben sich scharf durch den ionischen Linnenchiton und den ionisierenden Peplos ab; ihre Formen werden jedoch schließlich in der argivischen Fabrik nachgearbeitet.

Die zusammenfassende Behandlung der mykenischen Keramik von Tiryns steht noch aus; daher ist es auch noch nicht möglich, den behaupteten Übergang des Spätmykenischen ins Geometrische auf argivischem Boden klar zu erkennen. Doch zeigt Die 'geometrische' Nekropole von Walter Müller und Franz Ölmann Tiryns I S. 127—164, Tafel 14—20 in ihren Funden das Auftauchen des geometrischen Ornaments im Spätmykenischen und das Nachwirken des letzteren im Geometrischen an den Erzeugnissen einer argivischen Lokalfabrik des 10.—9. Jahrhunderts, die an dem bei schwachem Brand schmutziggrünen Ton — der übrigens nicht erst im Spätmykenischen nachweisbar ist, ich besitze solche vormykenischen Stücke mit Mattmalerei aus Tiryns und von der Aspis — und an der ganz bestimmten landschaftlichen Färbung der Ornamentik leicht aus der großen Masse der geometrischen Vasen auszuscheiden ist.

Ernst Reisinger, Kretische Vasenmalerei vom Kamares- bis zum Palaststil. 51 S. mit 22 Abbildungen auf 4 Tafeln und einer Tabelle. 8. Leipzig 1912, Teubner. 3 ℳ.

gibt in dieser ersten wirklich brauchbaren zusammenfassenden Behandlung der gesamten kretischen Keramik eine scharfe Charaktisierung der einzelnen mit ausführlichen Literaturangaben nach Fundplätzen geordneten Gruppen, die ein klares Bild der einzelnen Entwicklungsstufen und richtige Einordnung der Funde ermöglicht. Er vereinfacht zudem die schematische Neunteilung der kretischen Vasenmalerei wesentlich dadurch, daß er EMII und III, andrerseits MMIII und LMI in überzeugender Darlegung zusammenzieht. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht erklärlicherweise zunächst die Keramik von MMII, die Kamaresvasen, mit ihrer nie wider erreichten Lebendigkeit der farbenfreudigen Ornamentik (weiß oder bunt auf dunklem Firnis), die das ganze Gefäß ohne Rücksicht auf seine Struktur überzieht. Die neue Zeit (MMIII+LMI) bringt ein fast völliges Versiegen der Polychromie und das Aufkommen des naturalistischen Stils, der in ganz eigenartiger Beschränkung nur die Pflanzenwelt und die künstlerische Neuentdeckung der Meerestiere kennt, während doch die gleichzeitige Wandmalerei und Plastik Menschen und Tiere der Erde

und der Luft in höchster Vollendung widerzugeben vermag. In allmählichem Übergang tritt eine Stilisierung der Meeresornamentik und ihre Beschränkung auf einen Streifen des Gefäßes ein, während die vegetabilische schon in LMI vollendet naturalistische Pflanzen und konventionell stilisierte auf einem Gefäß nebeneinander erscheinen. Als neuer Höhepunkt kretischer Vasenmalerei ist der Palaststil in LMII vollendet ausgebildet. Beide Stilgattungen gehen mit ganz allmählichen Übergängen nebeneinander her, so daß von der Kamareszeit an eine geschlossene Entwicklungsreihe und damit auch eine Einheit der Bevölkerung gewährleistet ist. Besonders wertvoll ist nun der Nachweis, der sich bei der für alle Stilstufen durchgeführten Untersuchung der Beziehungen Kretas zum Festland ergibt, daß alle Firnisware der Schachtgräber kretischen Import aus LMI, die Mattmalerei aber die gleichzeitige einheimische Ware darstellt, die schließlich durch große auf dem Festland betriebene Fabriken mit besonderer Lokalfärbung gänzlich vom Markte verdrängt wird. Auf den Inseln — Thera, Melos — wird die kretische Ware von einheimischen Malern nachgeahmt. Inwieweit Reißingers z. T. stark von Fimmen Ansätzen abweichenden Annahmen über die zeitlichen Beziehungen zwischen Kreta und Ägypten Geltung behalten, läßt sich jetzt noch nicht klar übersehen; die Bedeutung des Buches, dem man nur eine reichere Beigabe bezeichnender Abbildungen gewünscht hätte, wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Das hohe malerische Kunstempfinden der kretisch-mykenischen Zeit, das Landschaft und Seestück schon als Selbstzweck künstlerischer Betätigung kennt, findet gute Würdigung in der Dissertation von Margret Heinemann, Landschaftliche Elemente in der griechischen Kunst bis Polygnot. Bonn 1900 (s. u.).

Für die Beurteilung der *festländischen Filialen* der kretischen Vasenfabriken sind die Ausführungen Kurt Müllers, Athen. Mitt. 1900, 269f. Tafel 16—24 von großer Bedeutung; zu anderen Ergebnissen als Reißinger kommt Rodenwaldt, Tiryns II 153f., 197f., der an dem Bruch zwischen Kamares- und naturalistischem Stil festhält und letzteren ebenso von der Wandmalerei abhängig sein läßt wie den spätkymenischen von den Tierfriesen des jüngeren Tirynther Palasts.

In den 130 wunderbaren *Steingefäßen* von Mochlos, einer kleinen Insel an der kretischen Nordostküste, die EMII unvermittelt in höchster Vollendung auftreten und mit dem Ende der mittelminoischen Periode wider verschwinden, veröffentlicht Rich. B. Seager, Explorations in the island of Mochlos. 111 S., 54 Textabb., 11 Tafeln. 4. Boston und Neuyork 1912. 6 $. in Technik und Farbenwirkung von der Kunst keiner Zeit wider erreichte Prachtstücke.

G. Karo, Minoische Rhyta, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1911, 249—270, Tafel 7—9, 18 Abb. weist nach, daß der bekannte silberne Stierkopf aus Mykenä, das Prachtstück der kretischen Toreutik, innen mit glattem Silberblech bekleidet und an der Lippe durchbohrt, also ein Rhyton ist. Die Öffnung zwischen den Hörnern, wo die wunderbar feine naturalistische Behandlung von Haut und Haar noch deutlich zu erkennen ist, trug also keine Doppelaxt, sondern war die Eingußöffnung. Ein Rhyton

war auch die schönste aller kretischen Goldarbeiten, der sonst als Schildbuckel geltende Löwenkopf von Mykenä. Andre derartige Rhyta sind in den Palastinventaren von Knosos verzeichnet; ihnen schließen sich die steinernen Stier- und Löwenköpfe aus Kreta und eine Reihe von tönernen Nachbildungen an (Stier-, Widder- und Pferdeköpfe, s. auch Poulsen, Arch. Jahrb. 1911, 234f.), die bis in spätmykenische Zeit üblich waren. Neben den figürlichen Rhyta stehen die in mannigfachen Formen erhaltenen großen Trichtergefäße, zu denen auch das bekannte Stealitgefäß mit dem Erntezug gehört. Zweifellos haben die Rhyta im mykenischen Kult eine ebenso bedeutsame Rolle gespielt wie auf den Prunktafeln der Könige und im Haushalt des einfachen Bürgers.

H. Thiersch, Kretische Hornbecher, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XVI (1913) 78—85 Abb. 30—45 zeigt, daß die für Kreta bezeichnenden einhenkligen Trichter aus Stein, Ton und Metall als Trink- und Kultgefäße verwendete Stierhörner nachahmen. Ihr Gebrauch läßt sich außer in Kreta besonders in Cypern und Italien nachweisen, hier bis in spätrömische Zeit, wo die germanische Sitte des Trinkhorns und Hornbechers viele Nachbildungen seitens der rheinischen Glasindustrie hervorgerufen hat. Überall sind die Trichter gelegentlich durch einen Fußring in Standgefäße umgewandelt worden.

G. van Hoorn, Eine minoische Bronze in Leiden, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1915, 65—73, 3 Abb. Taf. 1 und eine Beilage

behandelt gelegentlich der Veröffentlichung einer kretischen Bronzestatuette eines Gefäßträgers mit flachem Hut die wenigen bis jetzt nachweisbaren Rundfiguren kretischer Zeit und die Haupttypen der kretisch-mykenischen *Lederschurztracht,* während sich Déonna, Les toilettes modernes de la Crète Minoenne, 46 S. Genf 1911 in einem fesselnd geschriebenen Aufsatz mit der von der späteren antiken Frauenkleidung grundsätzlich abweichenden *weiblichen Tracht* beschäftigt. In dem falbelnbesetzten Stufenrock, dem enganschließenden Jäckchen mit Halbärmeln, das die Brüste und den Leib bis zum Gürtel unbedeckt läßt, der Schürze u. a. findet er moderne Kleidungsstücke wider. Mit dem Korsett hat er wahrscheinlich, mit dem Hosenrock sicher unrecht, ebenso mit der Annahme, daß sich die in Rock und Taille geteilte Frauentracht in ununterbrochener Folge von kretischer Zeit bis heute vererbt hat. Marg. Lang, Zur mykenischen Tracht, Jahreshefte des Österr. Arch. Inst. XVI (1913), Beiblatt 151—162 erklärt die seltsamen Röcke am Sarkophag von Hagia Triada für Tierfelle und diesen nachgebildete Kleider; ihr breiter oberer Abschluß ist der Umschlag des Felles, der auch im Stoffkleid beibehalten wird. Auch der Jackenschnitt und andere Einzelheiten werden einleuchtend auf die Gestalt des Tierfelles und auf Lederarbeit zurückgeführt; andere wichtige Beiträge zur kretisch-mykenischen Frauentracht gibt Rodenwaldt, Tiryns II 76ff.

M. Meurer, Der Goldschmuck der mykenischen Schachtgräber, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1912, 208—227, mit Taf. 12 und 18 Abb.

erklärt den Goldschmuck, den Staïs, Ἐφημερὶς Ἀρχαιολ. 1907, 31f. als Beschläge der Totenklinen und Holzsärge, Six, Altgriechische

Gewebemuster und Webetechnik, Österr. Jahreshefte 1912, 105 als auf Ledergewänder aufgeleimt, Jolles, Die ägyptisch-mykenischen Prunkgefäße, Jahrb. d. Archäol. Inst. 1908, 215f. sicher mit Unrecht als Reste goldener, in die goldenen und silbernen Gefäße der Schachtgräber eingepflanzter Makartbucketts angesehen hatte (Svoronos, *Τὰ πρῶτα νομίσματα*, Journ. internat. d'archéol. numism. 1906, 181—189 Taf. 6—9 hält die Goldscheiben für Wiegeschalen, die *χρυσᾶ τάλαντα* Homers, mithin für eine Art Gerätgeld), mit großer Wahrscheinlichkeit für Beschläge anthropomorpher Sarkophage. Die großen 'Diademe' werden dabei als Brustschilde, die Halbdiademe als deren nach unten fallende Anhängsel, die großen Rosetten als Schulterschmuck verwendet, die kleineren gleichmäßig auf dem Unterteil des sich nach unten leicht verjüngenden Mumienkastens verteilt gewesen sein. Die goldenen Gesichtsmasken waren dann auf dem Kopfteil der Männersärge aufgenagelt, während die Frauensärge nur mit plastischen Stuckmasken versehen gewesen sein werden.

Grundzüge der Datierung und Entwicklungsgeschichte *minoischer Gemmenkunst* bietet der wertvolle Bericht Karos, Mykenische Gemmen und Ringe, Ath. Mitteil. 1910, 178—182.

Mit einem der wichtigsten Probleme beschäftigt sich J. Sundwall, Die kretische Linearschrift, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1915, 41—64. Mit der Entzifferung der kretischen Schrift hängt die ganze Frage nach der Sprache und der völkischen Zugehörigkeit der Träger der kretischen Kultur aufs engste zusammen. Sie zu lösen, ist bisher viel zu wenig getan, ohne die Schuld besonders der deutschen Wissenschaft. Seit mehr als fünfzehn Jahren sind Hunderte von schriftbedeckten Tontafeln und -streifen in Knosos, Phaistos und Hagia Trieda gefunden worden, Inventare und Tributlisten, Aufschriften auf Vasen und Tonsiegeln, aber veröffentlicht ist so gut wie nichts; außer dem rasch berühmt gewordenen Diskos von Phaistos, dem ältesten mit beweglichen Lettern hergestellten, aber schwerlich nach Kreta gehörigen Schriftdenkmal, immer nur vereinzelte, immer aufs neue widerholte Proben. Evans schwer zugängliche Scripta Minoa. The written Documents of Minoan Crete with special reference to the archives of Knossos. Vol. I. The hieroglyphic and primitive linear classes usw. XII und 302 S. 132 Abb. 12 Taf. 4. Oxford 1909. Clarendon Press, 42 sh. geben einen Überblick über die etwa 140 hieroglyphisch-piktographischen Schriftdenkmäler; für die beiden Systeme der kretischen *Linearschrift* fehlt es bis jetzt an jeder zusammenfassenden Untersuchung. In dankenswerter Weise verzeichnet Sundwall zunächst die wenigen Einzelveröffentlichungen von Tontäfelchen und Vaseninschriften und sodann alle Schriftzeichen beider Linearsysteme mit Angabe der Fundorte. Daraus ergibt sich, daß von den bisher nachweisbaren 71 Schriftzeichen des Systems A und 60 des Systems B etwa 45 beiden gemein und von diesen widerum etwa 20 in älteren piktographischen Zeichen widerzuerkennen sind; auch von den 26 für A spezifischen Zeichen sind etwa 14 schon piktographisch überliefert. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß die durchgängig ungelenkere Schrift A die ältere und in Mittel- und Ostkreta während MMIII und LMI verbreitet ist, B dagegen eine in ganz bewußtem Streben nach

Klarheit und Methode in Knosos mit dem Umbau des jüngeren Palastes entstandene Reform des alten Systems darstellt. Von größter Wichtigkeit ist nun der Nachweis, daß sich nicht weniger als 33 Zeichen der kretischen Linearschrift in der kyprischen Silbenschrift widerfinden, daß erstere das Vorbild zu letzterer gebildet hat. Damit ist aber, vorausgesetzt, daß auch die kretische Linearschrift eine Silbenschrift darstellt, wohl eine Möglichkeit gegeben, den Lautwert der Zeichen festzustellen, zumal die kretischen Tributlisten wohl meistens Ortsnamen enthalten. Sundwall glaubt auf nichtindogermanischen, dem Lykischen verwandten Bau der Sprache schließen zu dürfen.

Auf das seltsame Vorkommen kretischer Schriftzeichen in hellenistischen Geheimalphabeten macht F. Boll, Die Erforschung der antiken Astrologie, Neue Jahrbücher 1908, 121, 126 aufmerksam.

Die sicheren Beziehungen zwischen Kretern und palästinensischen Philistern sind noch nicht im Zusammenhang behandelt; einzelnes s. Thiersch, Archäol. Anzeiger 1908, 379; 1909, 376. Beziehungen zum hettitischen Kulturkreis, namentlich auf kunstmythologischem Gebiet, macht Prinz, Bemerkungen zur altkretischen Religion, Athen. Mitteil. 1910, 149—176 wahrscheinlich; sie werden von Poulsen, Orient und frühgriechische Kunst (s. o. S. 149) weiter ausgebaut.

C. Architektur, Theater, Topographie

Ferdinand Noack, Die Baukunst des Altertums. VIII u. 144 S. 192 Tafeln. 4. Berlin 1910. Fischer und Franke. 10 ℳ (aus: Geschichte der Kunst, dargestellt in ihren Meisterwerken in Tafeln und begleitendem Text, herausgegeben von Ludwig Justi).

Das Hauptgewicht des Werkes ruht auf den 192 nach ausgezeichneten Photographien vorzüglich ausgeführten Tafeln, die einen umfassenden Überblick über alle Gebiete der antiken Architektur von mykenischer bis in spätrömische Zeit geben. Dabei wird in dankenswertester Weise von der Widergabe allbekannter Bauten möglichst abgesehen, oder es werden durch die Art der Aufnahme oft überraschend neue Gesichtspunkte eröffnet.

Die Darstellung ist mustergültig, im besten Sinne populär und bei strengster Beobachtung der wissenschaftlichen Ergebnisse auch dem nicht architektonisch geschulten Leser durchaus verständlich. Am Heraion von Olympia wird zunächst klar gemacht, wie sich die Steinarchitektur aus dem Holz- und Lehmziegelbau entwickelt und das ursprüngliche Material die architektonischen Formen noch weit späterer Zeit bestimmt. Die *kretischen Paläste* bieten nun Gelegenheit, das Problem der Anordnung ausgedehnter Gebäudekomplexe um einen rechteckigen Mittelhof zu verfolgen und den innerlichen Gegensatz des Stockwerkbaues mit groß angelegten Treppenhäusern und Lichtschächten, dem Bedürfnis des Südens angepaßten offenen Pfeilersälen mit vorgelegten Säulenhallen zur festländischen Palastanlage klarzulegen, die stets als feste, um das uralte, nordischer Bevölkerung und nordischer Lebensweise entsprechende Megaron gruppierte Burgen gedacht sind. Die an den Tempeln von Pästum, Korinth und Segesta durchgeführte Besprechung des *dorischen Stils* begründet

u. a. dessen Polychromie einleuchtend mit dem Bestreben, auch in der Schattenzone die konstruktiv wichtigen Teile des Aufbaues erkennen zu lassen; weniger gesichert erscheint der Versuch, die Abmessungen des Triglyphenfrieses als maßgebend für die Proportionen des ganzen Tempels hinzustellen. Das vielbesprochene Problem des *ionischen Kapitells* (s. u. von Luschan, Lehmann-Haupt) erklärt Noack aus dem Bemühen, die ganz verschiedenen Elemente zu einen, die in der ägyptischen Anregungen erwachsenen Pflanzensäule — ist doch z. B. noch der Eierstab der Naxiersäule aus Delphi ein auch unter den Voluten freihängender Blätterkranz — und dem unorganisch aufgesetzten zu Voluten umgebildetem Sattelholze gewaltsam zusammengefügt worden sind. Das abweichende Gebälk der jüngeren kleinasiatisch-ionischen Bauten führt zur Erörterung der Dachkonstruktionen. Die Ursache des *korinthischen*, des *Akanthusstils* sieht Noack in der Höhenausdehnung des Kapitells, die die Voluten auseinanderreißt und zur Füllung und Stütze Palmetten und Rankenwerk aufschießen läßt. Er kommt dem Schmuckbedürfnis der *römischen Kaiserzeit* am meisten entgegen, während der dorische Stil in Rom sehr wenig Verständnis findet; schwächliche Säulen, übertriebene Kurvatur, Mißverhältnis zwischen Gebälk und Schaft kennzeichnen wenig erfreuliche Umbildungen der griechischen Formen. Dagegen bedeuten der durch beschränkte Raumverhältnisse gebotene Pseudoperipteros römisch-ionischer und korinthischer Tempel mit bis an die Säulen vorgerückten Cellawänden, nach etruskischer Sitte auf hohem Unterbau mit Freitreppe, architektonisch wirkungsvolle Neuschöpfungen, am bekanntesten wohl von der Maison carrée in Nîmes her. Wertvoll ist der Hinweis, wie sich die rechteckigen Stufenanlagen, die 'Theater' der Paläste von Knosos und Phaistos, im Sitzungsraum der kleinen kretischen Stadt Lato erhielten und diese Form dann für Buleuterien (Priene, Milet) und den Mysterientempel in Eleusis verwendet wurde, wie unter dem Einfluß des Theaterplanes die vierte Seite den Behörden, Beamten und Rednern freigegeben und schließlich die Basiliken als Versammlungsräume sich entwickelten. Weitgehendes Interesse dürfte auch der Abschnitt über Gebäudegruppen, die Anlage von heiligen Bezirken, Städten und Stadtbefestigungen und im Anschluß daran über Bogen- und Gewölbebau finden, der in den mächtigen Tonnengewölben des Didymaions in griechischer Zeit die imponierendste Vertretung gefunden, von den Römern aber zur höchsten Vollendung ausgebaut worden ist; bietet er doch die Möglichkeit, mit kleinen Werkstücken Spannungen zu überwinden, für die jede gerade Balkendecke versagen muß. Dadurch verliert aber die Säule ihre Bedeutung als konstruktives Element und wird rein dekorativ zur Gliederung der Fassaden im antiken Barockstil verwendet. Diesen besonders interessanten Bauformen im römischen Süden und Osten sind neben den Denkmalsbauten und Triumphbogen, 'mit architektonischen Mitteln über die Straße in die Höhe gebaute kolossale Statuenbasen', die letzten Abschnitte des Werkes gewidmet, das für den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen als geradezu unentbehrlich bezeichnet werden muß. Nur muß sich der Verlag entschließen, den Text besonders gebunden, die Tafeln aber lose in Mappe herauszugeben;

erst dann läßt sich das sonst nicht warm genug zu empfehlende Werk im Studierzimmer wie im Unterricht wirklich seiner Bedeutung entsprechend verwenden.

Ein brauchbares Hilfsmittel ist auch die zehnte Tafel der bekannten Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur herausg. von Steph. Cibulski, Das griechische Haus, 3. Aufl. von Hans Lamer. Leipzig 1910, Köhler. 4 ℳ. Die dreißig Textseiten behandeln die Bauten der mykenischen Zeit mit richtiger Hervorhebung der Unterschiede zwischen kretischer und festländischer Bauweise, betonen mit Recht die Schwierigkeit, sich vom homerischen Haus ein zutreffendes Bild zu machen und führen die Entwicklung eines Privathauses vom sechsten Jahrhundert bis zur Kaiserzeit am Hause der Françoisvase und Häusern von Athen, Priene, Olbia, Delos und Pergamon mit treffenden Hinweisen auf die Straßen- und Stadtanlagen vor Augen. Für die nicht immer glückliche Wahl der Farben auf der Tafel ist Cybulski allein verantwortlich.

Vorgriechische und griechische Haustypen behandelt E. Pfuhl in der Festschrift für Hugo Blünner, Zürich 1914, S. 186—209. Er bespricht die Entwicklung von der einzelligen Rundhütte bis zum pompeianischen Haus, in welchem Familienwohnhaus und peristyles Repräsentationshaus unvermittelt nebeneinander enthalten sind. Der Rundbau verschwindet mit dem wachsenden Bedürfnis nach Mehrzelligkeit, neben ihm stand wohl von Anfang an das geradlinige Langhaus; der Entwicklung des Megaronhauses wird besonders gedacht.

In der selben Festschrift, S. 210—220, sucht E. Fiechter, Das italische Atriumhaus, dies als ein Doppelhaus, aus altitalisch-umbrischen und etruskischen Elementen zusammengewachsen, zu erweisen, während Fr. Marx, Die Entwicklung des römischen Hauses, Neue Jahrbücher 1909, 547—559 dies als Kulturdenkmal für das Nebeneinander altrömischer und hellenistischer Elemente betrachtet, das Bedürfnis nach mehr Licht, Luft und Sonne führt zur Angliederung des griechischen Peristylhauses an das dumpfe etruskische Atriumhaus, dessen Hauptraum aus technischen Gründen keine Vergrößerung verträgt. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie es weder für das Atrium, 'den sprechenden Ausdruck des römischen Familiensinnes und der römischen Hausordnung', eine griechische Bezeichnung, noch eine lateinische für auch nur einen Raum des Hinterhauses gibt. Für alle die Geschichte des antiken Hauses betreffenden Einzelfragen sei auf die ausgezeichneten, mit großer Sachkenntns geschriebenen Abhandlungen von Ernst Fiechter, [Griechisches] Haus, Pauly-Wissowa VII 2523—2546 und Römisches Haus, Pauly-Wissowa 2. Reihe I 961—995 nachdrücklich hingewiesen.

Dr. Friedrich Ebert, Fachausdrücke des griechischen Bauhandwerkes. I. Der Tempel. Progr. d. K. Human. Gymnasiums in Hof. 1911. 8. 65 S. Würzburg, Universitätsdruckerei.

Von den Ergebnissen dieser leider auf Inschriften und Vitruv beschränkten Arbeit, einer wertvollen Ergänzung auch zu Werken wie H. Lattermann, Griechische Bauinschriften, 8, 137 S., Straß-

burg 1908, Teubner, 5 *M* (hier finden sich u. a. die griechischen Bezeichnungen für einzelne Bauglieder, Bleiverguß, Verdübelung, Fugenbearbeitung und andere technische Ausdrücke), sei u. a. hervorgehoben, daß *ἄδυτον* oder das Vitruvische *τύμπανον* für Giebelfeld inschriftlich überhaupt nicht bezeugt ist, auch für die Voluten des ionischen Kapitells der griechische Ausdruck noch fehlt, daß *στερεοβάτης* (Vitruv) das Podium des römischen, nicht das Fundament des griechischen Tempels bezeichnet; dies heißt inschriftlich *στρῶμα*, was natürlich auch Fußbodenbelag oder Decke bezeichnen kann. Die auch technisch wertvollen Auseinandersetzungen über die Dach- und Türkonstruktionen bieten manches Neue, so *σφηκίσκος* für Dachsparren, *ἱμάντες*, unserm 'Riemenboden' entsprechend, für die Querlatten, auf denen die *καλύμματα* liegen, die Unterlagen für die in Lehm gebetteten Ziegel. Die angekündigten Forsetzungen der Schrift werden, auf die ganze Literatur ausgedehnt und von gelegentlichen, auf mangelnde bautechnische Kenntnisse zurückzuführenden Fehlern befreit, einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß nach G. Th. Hoesch, Keine Hypaethraltempel, sondern dreischiffige Tempel, Berl. phil. Woch. 1916, 156—158 hypaethrus bei Vitruv nicht 'unter freiem Himmel' sondern 'seitlich offen' bedeutet; er bezieht den Ausdruck auf die Seitenschiffe der Tempel mit Innensäulen, deren Mittelschiff er zwecks seitlicher Lichtzuführung überhöht.

Felix von Luschan, Entstehung und Herkunft der ionischen Säule. 8. 43 S. mit 41 Abb. 60 *Pf.* (Der Alte Orient [1912] XIII, 4[1].)
C. F. Lehmann-Haupt, Zur Herkunft der ionischen Säule, Klio VIII (1913) 468—484.

v. Luschan, der als Ethnograph an dies vielbesprochene Problem herangeht, läßt die ionische Säule sich allmählich aus naturalistischen

---

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um auf die im besten Sinne des Wortes populäre, aber noch viel zu wenig bekannte und für den Unterricht nutzbar gemachte Sammlung Der alte Orient (8, jährlich vier Hefte zu 60 *Pf.*, bei regelmäßigem Bezug jährlich 2 *M*) nachdrücklichst aufmerksam zu machen. Messerschmidt, Die Entzifferung der Keilschrift (V), Spiegelberg, Schrift und Sprache der alten Ägypter (VIII), Niebuhr, Die Amarnazeit (I), Winckler, Die Gesetze Hammurabis (IV) und Ulmer, Hammurabi, sein Land und seine Zeit (IX), Delitzsch, Assurbanipal u. d. assyrische Kultur (XI) sind für den Unterricht in der orientalischen Geschichte einfach unentbehrlich; Wincklers Vorgebirge am Nahr-el-Kelb (X) und Die Euphratländer und das Mittelmeer (VII) geben auch für die griechisch-römische Geschichte recht bedeutsame Winke, wenn man auch sonst seinen Panbabylonismus, z. B. Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker (III) nicht überall folgen wird. Hervorgehoben seien weiter Wiedemanns Schriften: Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter (III), Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter (II), Amulette der alten Ägypter (XII), Magie und Zauberei der alten Ägypter (VI), Tierkult der alten Ägypter (XIV) oder Zimmern: Biblische u. babylon. Urgeschichte (II), Babylon. Hymnen und Gebete (VII, XIII), Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern (XI), Weber, Dämonenbeschwörung bei d. Babyl. u. Assyrern (VII) oder das rein kunstgeschichtliche Meissner, Grundzüge d. babyl. u. assyr. Plastik (IV, 1561, 117 Abb.) und die wichtigen Arbeiten von Prášek, Kyros der Große (XIII), Kambyses (XIV), Dareios I (XIV).



Darstellungen der Dattelpalme entwickeln, die Voluten aus den Blattwedeln, die Zwickelpalmetten aus den Fruchtständen entstehen; Lehmann-Haupt folgt ihm hierin, auch H. Pomptow, der Die beiden Bußtempel zu Delphi als Musterbeispiele altionischer und altdorischer Marmorarchitektur, Klio XIII (1913), 234f. 'altionische' Säulen mit ganz singulärem runden Doppelpalmenkapitell (aber ohne Voluten!) aus Delphi veröffentlicht, sieht in den Voluten des äolischen und ionischen Kapitells profilartig nach rechts und links auseinander gebogene Palmenwipfel. Die Vorbilder für den einfachen oder doppelten Blattkranz, aus dem sich zweifellos der Eierstab des ionischen Kapitells entwickelt hat, sucht v. Luschan in Nordsyrien, Lehmann-Haupt in der Kunst der vorarmenischen Chalder, die durch lydische Vermittlung auf die jonische Kultur eingewirkt hätten. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Palmenwedeltheorie den grundsätzlichen Unterschied zwischen Vorder- und Seitenansicht des jonischen Kapitells ebenso unberücksichtigt läßt wie die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der langgestreckte Volutenblock deutlich als Fremdkörper über dem Blattkranz der Pflanzensäule empfunden wurde. Dazu kommt, daß — s. v. Bissing, Archäol. Anz. 1914, 99 — auch die ägyptischen Pflanzensäulen als Stützen gedacht sind, um deren oberes Ende Palmenwedel u. a. gebunden sind, denen keinerlei tragende Funktion zukommt.

Bedeutungsvoll für die Entwicklungsgeschichte der ionischen Architektur kann Pomptows oben erwähnter Aufsatz Klio XIII 199—248 werden, wenn sich seine nicht ohne weiteres nachzuprüfenden Zeitbestimmungen der vier delphischen Marmortempel: 560—550 Schatzhaus der Klazanenäer, 550 ionischer Bußtempel, 545—540 Schatzhaus der Knidier, 535—530 Schatzhaus der Siphnier, 480—478 Stoa der Athener, bewähren. Die Teilung des ionischen Architravs in drei Faszien wäre z. B. dann nicht vor 450 nachzuweisen.

Edmund Weigand, Baalbek und Rom, Die römische Reichskunst in ihrer Entwicklung und Differenzierung. Jahrb. d. Archäol. Instituts 1914, 38—91; 42 Abb. u. Taf. 1—5.
— Das Goldene Tor in Konstantinopel. Athen. Mitteil. 1914, 1—64, Taf. 1—6.

Beide Aufsätze gelten der durch Strzygowskis Untersuchungen brennend gewordenen Frage: Orient oder Rom? Ist Rom in der Kaiserzeit nur ein Ableger hellenistischer Kunst oder ist es einmal selbständig geworden? Hat auch Rom mitgewirkt bei der Schaffung und Entwicklung der für die byzantinische Zeit bezeichnenden Formen? Das Ergebnis ist in vielfacher Beziehung überraschend: Es gibt keine einheitliche Reichskunst hellenistischer, also östlicher Färbung; es läßt sich vielmehr in der Kaiserzeit bei aller grundsätzlichen Einheit der architektonischen Hauptformen eine dauernde Trennung in eine mit der Sprach- und Kulturgrenze zusammenfallende griechische Ost- und eine lateinische Westhälfte mit innerhalb dieser zwei Hauptgruppen immer stärker hervortretenden provinziellen Schattierungen feststellen. Schon in hellenistischer Zeit hat sich die Architektur auf italischem Boden eine Sonderstellung dem Osten gegenüber geschaffen und die westliche Reichshälfte entsprechend be-

einflußt, ja das augusteische Rom übernimmt in rascher selbständiger Entwicklung die künstlerische Führung und wirkt auf die Architektur des Ostens bestimmend ein, der Jupitertempel von Baalbek ist in augusteischer Zeit in stadtrömischen Formen geschaffen worden. Letzteres Ergebnis ist besonders bedeutsam, setzte man doch bis jetzt die Gründung Baalbeks in antoninische Zeit. So findet sich u. a. am Eierstab des großen Tempels das für die flavische Zeit bezeichnende Pfeilblatt noch nicht, die stehenden, in Tierprotomen auslaufenden Konsolen sind ebenso wie die einfach geschwungenen, pflanzlicher Motive entbehrenden Konsolen des Gesimses späthellenistisch. Die zweite Bauperiode Baalbeks mit dem Bacchustempel ist zur Zeit des Antoninus Pius abgeschlossen, die Bronzekapitelle des Speculator Longinus für die Propyläen sind spätere Zutat; aber auch dieser Tempel zeigt in den Einzelformen des korinthischen Kapitells deutlich weströmischen Einfluß, ebenso die Akanthusranken der Friese, die sich in Rom und im Westen wesentlich schneller als im Osten aus Stengelranken zu Laubranken entwickeln und schon in augusteischer Zeit in Rom naturalistischer gebildet sind. In Baalbek sitzt in allen Nischen mit Muschelabschluß das Muschelschloß stets oben wie im ganzen Westen und Nordafrika, während es fast in ganz Syrien und Palästina ausnahmslos unten sitzt. Die Untersuchung der lesbischen Welle führt u. a. zum Nachweis, daß die Fassade der Grabeskirche zu Jerusalem nicht der konstantinisch-syrischen, sondern der Kreuzfahrerzeit angehört. Der zweite Aufsatz, der von der Architektur des von Theodosius d. J. etwa 425—430 als Stadttor, nicht als Triumphbogen, errichteten Goldenen Tores in Konstantinopel ausgeht, behandelt die im Osten und Westen verschiedene Entwicklung des korinthischen Kapitells vom vierten Jahrhundert an und die Umbildung des Spätantiken zum Byzantinischen. Die Akanthusblätter des Goldenen Tores zeigen zuerst den kanonisch-byzantinischen Typus, die Kapitelle seines 447 erbauten Vortores davon durchaus verschiedene, aber auch auf antike Vorbilder zurückzuführende Formen. Das fünfte Jahrhundert ist ein Zeitalter der selbständigen Entwicklung neuer eigenartiger Formen auf antiker Grundlage, die bisher kaum gewürdigte Zeit einer ersten Renaissance.

Für die Entwicklung der für Weigands Beweisführung wichtigen *Akanthusranken* sei auf Martin Schede, Antikes Traufleistenornament. 4. X und 181 S., mit 81 Abb., auf 12 Lichtdrucktafeln, Straßburg 1909, J. H. Ed. Heitz (Zur Kunstgeschichte des Auslandes 67) 6 ℳ, aufmerksam gemacht, der zwar die Simaornamentik der Kaiserzeit nur kurz berührt, aber ihre Grundlage, die Ranken- und Anthemienfriese griechischer und hellenistischer Zeit, erschöpfend behandelt.

Im Anschluß an das schwerzugängliche Werk von Jaussen-Savignac, Mission archéologique en Arabie de Jérusalem au Hedjaz Médâin Saleh. 8. XVI und 507 S. 41 Taf. Paris 1909 bespricht Puchstein, Die nabatäischen Grabfassaden, Archäol. Anzeiger 1910, 3—46, 16 Abb., ein für die Frage des römischen Einflusses auf die Architektur des Ostens sehr wichtiges Gebiet, und gibt damit zugleich wertvolle Ergänzungen zu dem grundlegenden Werk über die Architektur der peträischen Felsgräber Brünnow und v. Do-

maszewski, Die Provincia Arabia I. 4. XXIV und 532 S. 40 Taf. 548 Abb. 5 Karten. 80 *M*. Baumeister- und Bildhauerinschriften an den Fassaden der wirklichen Wohnhäusern genau nachgebildeten Felsgräber von Hegra ermöglichen es, die Pylonenbauten mit treppenartig ansteigenden einfachen oder doppelten Zinnenreihen oder riesigen Eckzinnen ins erste vorchristliche Jahrhundert zu datieren. Die Fassaden mit architektonisch eingefaßter, meist von einem Giebeldreieck mit Eck- und Mittelakroteren gekrönter Tür und mit seitlicher Antenbegrenzung, oft mit einer Zwergpilasterreihe über dem Antenfries, welche die weitausladende Hohlkehle mit den Eckzinnen trägt, werden der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zugewiesen. Dadurch ergibt sich aber auch für die 'griechischen Giebelgräber' und 'römischen Tempelgräber' von Petra sowie die vielfach verwandten Fassaden aus dem Kidrontal bei Jerusalem eine wesentlich frühere Datierung, obwohl sich natürlich die gleichen Typen bis in späte Zeit gehalten haben.

Rudolf Schultze, Die römischen Stadttore, Bonner Jahrbücher 1909 (118), 280—369, 16 Abb., Taf. 13—24.

Erst die augusteische Zeit schafft in den quaderverblendeten, des eisenharten Materials wegen nur zwei bis drei Meter starken Mörtelgußmauern eine ideale freistehende Befestigung ohne den beengenden Erdwall; ein Zeitunterschied zwischen runden und eckigen Türmen ist nicht festzustellen, sie wechseln oft an der selben Stadtmauer. Augusteisch ist auch die *Torburg*, deren beide außerordentlich tiefe Tortürme den mächtigen Innenhof seitlich umfassen (Aosta); in Nîmes, dem ältesten Doppeltor, springen die halbrunden Türme weit vor den Mittelbau vor, decken aber nicht mehr den ganzen Innenhof; dafür sind die schmalen Nebeneingänge in der ganzen Länge des Hofs mit Seitenmauern eingefaßt, eingewölbt und oben mit Wehrgang versehen: die beiden Grundformen aller römischen Toranlagen bis zum Ausgang des Altertums. Die Torbauten auf deutschem Boden, Köln, Bonn, Xanten, Worms (dies ist wohl für die karolingische Torhalle in Lorch vorbildlich gewesen), die Limeskastelle, gehören fast alle in flavische Zeit, ins Ende des zweiten Jahrhunderts setzt Schultze auch die Porta Nigra von Trier, den Höhepunkt antiker Festungsbaukunst. Der Oberbau von Tor und Türmen ist zur Hauptsache geworden, die überwältigende Wucht des Eindrucks wird aber stark abgeschwächt, wenn wie in Verona der Mittelbau einer reichen mehrgeschossigen Palastfassade nachgebildet oder wie in Turin im einförmigen Kasernenstil errichtet ist. In Turin sind auch die vieleckigen Türme zum erstenmal nicht mehr organisch mit dem Mittelbau verbunden, sondern ihm vorgelagert, ebenso an der Porta aurea zu Spalato (zur anscheinend unfertig gebliebenen Außenarchitektur dieses Tores s. Bruno Schulz, Die Porta aurea in Spalato, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1909, 46—52, 3 Abb.; 1910, 91—100, 5 Abb.; abweichend G. Niemann, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instit. 1909, 340f., vgl. dessen grundlegendes Werk Der Palast Diokletians zu Spalato. Querfolio, IV u. 115 S. mit 23 Tafeln u. 162 Textabb. Wien 1910, Hölder. 105 *M*). Den Abschluß der Entwicklung bilden die auf jede

künstlerische Durchbildung verzichtenden, durch ängstliche Furcht beeinflußten reinen Nutzbauten der Aurelianischen Mauer in Rom.

Vielfachem Interesse werden die Forschungen von F. Weege begegnen: Das Goldene Haus des Nero, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1913, 127—244, mit Taf. 4—22, 1 Beilage, 78 Abb., dazu Antike Denkmäler III, Taf. 13—18 (auch selbständig erschienen unter gleichem Titel, 118 S., 28 Taf., 78 Abb. Berlin 1913, G. Reimer. 20 ℳ). Die beim Brand im Jahre 104 nicht zerstörten umfangreichen Erdgeschoßräume des Goldenen Hauses wurden bei der Anlage der Trajansthermen bis zur Decke mit Schutt gefüllt, die Türen vermauert. Einzelne Zimmer und Säle sind vom 16.—18. Jahrhundert zugänglich gewesen, die Malereien und Stuckverzierungen ihrer Decken und Wölbungen haben starken Einfluß auf die Künstler der Renaissance ausgeübt. Seit 1907 hat Weege das Gelände, soweit dies ohne große Ausgrabungen möglich war, systematisch erforscht. Vom Ganzen ist bisher nur ein kleiner Teil, wahrscheinlich das Empfangsgebäude, widergewonnen. An einen zurückliegenden Mittelbau, dessen Hauptraum mit einer besonders prunkvollen Decke geschmückt ist, schließen sich seitlich eines trapezförmigen Hofes zwei vortretende Flügelbauten mit vorgelegten Säulenhallen. Der Westflügel enthält hauptsächlich Sommer- und Wintertriklinien, die Räume des Ostflügels sind hinten durch einen sechzig Meter langen, vier Meter breiten Gang mit durchweg bemaltem Tonnengewölbe begrenzt. Diese größte bemalte Fläche, die überhaupt aus dem Altertum erhalten ist, zeigt außerordentlich reizvolle wechselnde Ornamentsysteme, die die Renaissancekunst aufs stärkste beeinflußt haben (Ant. Denkm. III 14—17). Die Ausräumung dieser seit Trajan bis zum Ansatz der Wölbung verschütteten Räume verspricht besonders reiche Ergebnisse für die Erkenntnis der neronischen Wanddekoration. Die Lösung mancher Frage auch der neueren Kunstgeschichte wird durch das genaue Verzeichnis der von 1495—1796 reichenden Besucherinschriften gefördert, unter denen sich die berühmtesten Maler- und Architekturnamen Europas finden.

Von größter Bedeutung für die vielumstrittene *Theaterfrage* ist das Werk von Ernst P. Fiechter, Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters. Eine Studie mit 132 Abb. auf 77 Tafeln. 4. XI und 130 S. München 1914, Oskar Beck. Geb. 30 ℳ. Dieser Versuch, die antiken Theaterruinen rein vom baugeschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten und zu erklären, führt den Verfasser in wichtigen Fragen, besonders der nach der Bedeutung des Proskenions, auf einen von Dörpfelds bekannten Theorien abweichenden Standpunkt führt, und, wie es scheint, mit Recht. Um das Endergebnis vorwegzunehmen: Im fünften Jahrhundert wird in der Orchestra gespielt — wie Dörpfeld —, Einzelheiten über das Skenengebäude sind so gut wie nicht zu ermitteln; kein Proskenion ist älter als etwa 300, Proskenion bedeutet nicht eine vorgeschobene Dekorationswand, sondern 'eine kleine Skene vor der Skene', einen Vorbau nicht dekorativer, sondern konstruktiver Art. Die Säulenreihe ist lediglich Stützenstellung, dem abschließenden Hauptgesims

fehlt überall die horizontale Bekrönung, es ist stets mit der Vorderwand des Bühnenhauses durch eine horizontale Decke verbunden gewesen, die nach technischen Einzelheiten als Fußbodenbelag zu betrachten ist: dieses Podium, nicht seine Vorderwand, ist das Beabsichtigte, es ist die Bühne des hellenistischen Theaters. Dieser Schluß ist für uns, die wir mit Dörpfeld im Proskenion eine vor das Bühnenhaus geschobene Dekorationswand, den architektonisch gegliederten neutralen Hintergrund des in der Orchestra sich abspielenden Schauspiels zu sehen gewohnt waren, überraschend genug. Es stimmen dazu aber auch die Aufschlüsse, die Fiechter über das *Bühnenhaus* gibt. Das kleine Theater von Oropos, dessen wohlerhaltenes Proskenion mit der bekannten Architravinschrift den Ausgangspunkt für die Dörpfeldsche Theorie gebildet hatte, bildet ihn auch für Fiechter. Er weist nach, daß die Vorderwand des Bühnenhauses in eine weitgespannte Stützenstellung aufgelöst war, durch deren fünf weite Zwischenräume man in das Innere des Gebäudes hineinsieht. Dessen Rückwand — also eine innere Bühnenwand — öffnete sich mit drei Türen gegen den eigentlichen Garderobenraum. Die selbe Anordnung findet sich in Ephesos und ist baulich in allen bekannten griechischen Theatern möglich. Der Fußboden liegt nun in gleicher Höhe mit dem oberen Abschluß der Proskenionswand — in Eretria finden sich hier zwei Reihen blauer Marmorplatten mit eingeschnittenen Gleisen von 2,50 Meter Spurweite für das Ekkyklema. Damit ist also für das hellenistische Theater eine hochgelegene tiefe Bühne so gut wie erwiesen, gegliedert in eine offene, 2—3 Meter breite Plattform und einen langen, korridorartigen Raum (die Hinterbühne), der nach rückwärts durch Türen mit dem Innenraum des Bühnenhauses, nach vorn durch die weit geöffnete Front mit dem Proskenion in Verbindung stand. Die Zwischenräume zwischen den Pfeilern der Vorderwand ließen sich durch Schranken, Versatzstücke oder gemalte Dekorationen und große landschaftliche oder architektonische Prospekte ganz oder teilweise verschließen. Den überzeugenden Nachweis erbringt Fiechter durch Wandbilder zweiten Stils aus Bosco Reale, deren landschaftliche Prospekte zwischen selbständigen, durch Säulen- und Pfeilerstellung gebildeten Rahmen hellenistische, nicht italische Architekturen und Städtebilder widergeben, und zwar richtige Bühnendekorationen, wie widerum die unverhältnismäßig große und scheinbar zwecklose Tür in Vorderansicht bestätigt. Dann sind auch die gemalten Höhlenöffnungen wirkliche Durchgänge gewesen. Auch die Odysseelandschaften vom Esquilin erweisen sich so als Theaterprospekte mit hineinkomponierten heroischen Szenen. Gemalte Bühnendekoration ist wohl mit Sicherheit bereits fürs fünfte Jahrhundert zu fordern, doch scheint mir Fiechter zu weit zu gehen, wenn er im Ion auch den plastischen Schmuck des delphischen Tempels kenntlich dargestellt sein läßt. Für die Phantasie der Zuschauer genügten die Hinweise und erklärenden Worte der Schauspieler. Es bleibt nun die Frage: Warum verlegt man um 300 den Stand der Schauspieler von der Orchestra hinauf aufs Proskenion? Fiechter sieht darin — und das ist der schwächste Punkt seiner Beweisführung — eine Einwirkung westgriechisch-unteritalischer Sitte. Die Phlyakenbilder des vierten Jahrhunderts

beweisen mit Sicherheit, daß man im Westen auf einem immer höher werdenden Podium gespielt hat, dessen Vorderwand schließlich durch Säulen architektonisch gegliedert wurde. Die chorlose westgriechische Posse spielt in vormenandrischer Zeit auch in Athen wohl eine größere Rolle, als man gemeinhin annimmt, zumal der Geschmack an der Tragödie ebenso schwindet wie die Geldmittel für die Choregie. So übernimmt man das zunächst hölzerne Proskenion als fertige Einrichtung mit der unteritalischen Volksposse, macht es aber wesentlich höher als im Westen, um einen Ausgang zur ebenen Erde in die Orchestra zu haben, die man nach wie vor für die θυμηλικοὶ ἀγῶνες brauchte. Für diese bildet die architektonisch ausgestaltete Proskenionswand einen wirkungsvollen Abschluß, eine vorgestellte Hintergrundsarchitektur aber verträgt sie nicht. Zweifellos werden durch die Höherlegung der Bühne die Sehverhältnisse der unteren Reihen, die Ehrensessel, wesentlich verschlechtert, doch weist Fiechter mit vollem Recht auf den treffenden Ausspruch hin: Ein Ehrenplatz ist nicht da, wo man am besten sieht, sondern am besten gesehen wird.

Da das römische Theater für stehende Zuschauer eingerichtet war und das italische Schauspiel keinen Chor kennt, also auch keine runde Orchestra braucht, genügt die niedrige heimische Bühne für alle Anforderungen, auch für Plautus- und Terenzaufführungen, sobald sie nur nach hellenistischem Muster eine Hinterbühne bekam. Alles zusammen ergibt ein rechteckiges, allseits geschlossenes, überdecktes Gebäude, dessen Dach erst bei größeren Abmessungen durch Vela ersetzt wurde. Nach griechischem Vorbild übernimmt man später die Orchestra für die Sitzplätze der früher stehenden Senatoren. Die Folge ist die halbrunde Gestaltung des Zuschauerraums, die sich auch nach außen architektonisch bemerkbar macht. Eine besondere Entwicklung nimmt etwa seit 100 v. Chr. auch die römische scaenae frons durch vorgelegte plastische Säulendekorationen. Dabei ist ein westlicher, auch für Nordafrika maßgebender Typus, bei dem die Wand in drei tiefe, auch im Hyposkenion angedeutete Nischen aufgelöst ist, denen die Säulendekoration folgt — die baugeschichtliche Entwicklung dieser Nischen im Zusammenhang mit der für die ganze römische Architektur hochwichtigen Verblendung der Wandfläche durch verkröpfte Säulen bedarf noch eingehenden Studiums — und ein östlicher Typus zu scheiden, der eine gerade Wandflucht durch vortretende Säulen gliedert. Die gewaltig gesteigerten Raumverhältnisse machten die Mehrgeschossigkeit zur künstlerischen Notwendigkeit, gemalte Kulissen und Prospekte vor diesen architektonischen Prunkfassaden sind undenkbar. Auf die wertvollen Untersuchungen über bewegliche Theaterdekorationen, Periakten und Vorhang (über Vorhänge und Dekoration im oströmischen Theater s. A. Müller, Das Bühnenwesen in der Zeit von Konstantin bis Justinian, Neue Jahrb. 1909, 48), griechische und lateinische Bezeichnung der Theaterteile usw. näher einzugehen, fehlt leider der Raum. Für die Hauptfragen müssen wir zunächst Dörpfelds Urteil abwarten — eine kurze Entgegnung findet sich bereits Arch. Anz. 1915, 97f. Aber wie das Endergebnis auch lauten möge: in Fiechters Werk liegt ein Buch vor, das neben zweifellos schon jetzt

als gesichert anzusehenden hochwichtigen Resultaten eine Fülle bedeutsamster Anregungen gibt, die ebenso wie Dörpfelds Theorien auch im Gymnasialunterricht eingehende Würdigung verlangen. Die äußere Ausstattung des Buches ist vortrefflich; die außerordentlich zahlreichen Abbildungen sind technisch vollendet und in ihrer Zusammenstellung äußerst lehrreich. Daß während des Druckes eine im Text nicht genügend berücksichtigte Umstellung der Tafeln 47—56 vorgenommen wurde, wird der Leser bei einiger Aufmerksamkeit selbst richtigstellen.

Fr. Versakis, Das Skenengebäude des Dionysostheaters, Jahrb. d. Arch. Instit. 1909, 194—224, 32 Abb., macht für den neronischen Umbau des Theaters eine zweigeschossige Bühnenwand wahrscheinlich und sucht auch für den lykurgischen Bau eine neun Meter hohe Bühne zu erweisen, in deren erstem Stockwerk er die Papposilene, im zweiten die Satyrn als Gebälkträger annimmt. Die erste Vermutung wird von Dörpfeld, Zum Dionysostheater in Athen, Jahrb. d. Arch. Instit. 1909, 224f. zugegeben, die andere zurückgewiesen. E. Petersen, Nachlese in Athen IV, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1908, 33—44 handelt in einer von Dörpfelds Auffassung abweichenden Weise über Proskenion und Bühnengebäude des Dionysostheaters.

Bühnentechnische Fragen untergeordneterer Bedeutung behandelt W. W. Mooney in seiner fleißigen Dissertation The house-door on the ancient stage. 8. 105 S. Baltimore 1914, Williams and Wilkins. Nach dem Nachweis, daß fores, ianua und ostium bei Plautus und Terenz das selbe bezeichnen, handelt er mit großer Ausführlichkeit über das Klopfen an der Tür, das als Zeichen großer Erregung sich häufiger in der Komödie als der Tragödie findet; besondere Aufmerksamkeit wird dem Brauche gewidmet, daß der Schauspieler, um auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen, vor dem Heraustreten an die Tür klopft; dabei sind alle Stellen, die beweisen, daß auch im Altertum eine schlecht geölte Tür gequietscht hat, mit großem Fleiß und viel Gelehrsamkeit zusammengetragen. Schlägt die Bühnentür nun nach innen oder außen auf? Daß die Türen der Privathäuser im sechsten Jahrhundert nach außen aufgingen, scheint literarisch gesichert zu sein, ebenso fest steht aber für spätere Zeit in Griechenland wie Italien das Gegenteil. Die Bühne hat nun Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schauspieler zu nehmen, und die scheinen ein Aufschlagen nach außen zu erfordern; daß dies z. B. das Ekkyklema verlangt, hat Mooney übersehen. Die Vasenbilder, unzweifelhafte Theaterszenen finden sich fast ausschließlich auf Phlyakenbildern, sind nicht immer maßgebend. Gerade bei diesen flüchtigen Darstellungen versagt das perspektivische Können des Malers meistens. Von Mooneys Liste S. 47/48 schlägt bei Nr. 2 Baumeister Abb. 1829 die Tür sicher nach innen, sicher auch auf dem Wandbild Hermann-Bruckmann 71 (Paris-Helene), während auf Wandbildern vierten Stils wie Fiechter 104, 105 die Schranken zweifellos nach außen schlagen. Die Darstellung megarischer Becher wie Jahrb. d. Arch. Inst. 1908 Taf. 5 u. 6 als Bühnenbild zu deuten, geht denn doch nicht an. Es folgt eine Liste aller Auftritte

und Abgänge der Schauspieler durch die Türen der Bühnenwand und durch die Parodoi, nach den Stücken der großen Tragiker, Aristophanes, Plautus und Terenz geordnet und prozentual berechnet. Eine zweifellos für lexikographische Arbeiten und u. U. wohl auch für die Textkritik nützliche Zusammenstellung aller für diese Bewegungen seitens der Dichter gebrauchten Ausdrücke — es sind etwa 1200! — füllen, wider nach diesen vier Gesichtspunkten geordnet, die letzten vierzig Seiten der Arbeit, deren tatsächliche Ergebnisse dem aufgewandten Fleiß schwerlich entsprechen.

Mit der Frage nach des Pausanias Glaubwürdigkeit steht und fällt ein guter Teil unsrer Ansichten über die Topographie Griechenlands. Daher ist jeder Versuch, hier Klärung zu schaffen, mit Freude zu begrüßen.

Adolf Trendelenburg, Pausanias in Olympia. 8. 104 S. Mit einem Plane von Olympia. Berlin 1904, Weidmann. 3 ℳ. Tr. tritt entschieden dafür ein, daß Pausanias die geschilderten Bau- und Kunstwerke alle selbst gesehen hat, daß seine Angaben zwar nüchtern, aber unbedingt genau und, soweit sie z. B. tatsächliche Feststellungen über die Standbilder enthalten, als auf die Inschriften der Originale zurückgehende Zeugnisse anzusehen sind. Wo die Ausgrabungen scheinbar zu andern Ergebnissen geführt haben, läßt sich der Text als lückenhaft und leicht verderbt erweisen, zumal Pausanias für Profanbauten wenig übrig gehabt hat. Es interessieren ihn aber nicht nur topographische Fragen, denn er will nicht nur belehren, sondern auch unterhalten, und so wird die an sich klare Gliederung seiner Beschreibung durch Einschiebsel und Nachträge aller Art gestört, da die schriftstellerische Technik des Altertums die Anmerkung nicht kennt. Für Olympia hat Trendelenburg die Richtigkeit dieser Ansichten zweifellos dargetan und durch den gelungenen Nachweis einer verständigen Gliederung der Periegese viel Schwierigkeiten der Erklärung aus dem Wege geräumt. Den Zeusaltar verlegte er, wie auch Pfuhl, Olympiaca, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1906, 147f. in den langgestreckten Raum zwischen Pelopion und Heraion, im Einklang auch mit den Worten des Pausanias, sobald das *προκείμενος μέντοι πρὸ ἀμφοτέρων* V, 13, 8 auf die vor der Westfront beider Bezirke vorspringenden Rampen bezogen wird. Durch diese Ansetzung erklären sich auch des Pausanias Angaben beim Rundgang zur Standbilderbeschreibung zwanglos; die Annahme, daß die paarweise gruppierten Standbilder hier auf beiden Seiten des Weges einander gegenüber lagen, ist sehr wahrscheinlich. Das *θέατρον* Xenoph. Hell. VII, 4, 28 sieht Trendelenburg in der Schatzhäuserterrasse mit ihrer Freitreppe und der von Bauten und Standbildern freigelassenen Osthälfte, der 'Stirnseite' der Altis, unnötig und falsch ist nur der Schlußsatz S. 38. Der Altarumgang ergibt das topographisch richtige Resultat, daß als Theokolion nicht das sog. römische Haus im Westen, sondern ein Teil des Prytaneions oder ein Gebäude unmittelbar dabei anzusehen ist, auch die Lage des Hippodameions in der Nordostecke der Altis (s. auch Dörpfeld bei

Hitzig-Blümmer, Pausanias II 640) wird sachlich wahrscheinlich gemacht. Von den sonstigen Ergebnissen sei hervorgehoben, daß Trendelenburg an Alkamenes als dem Meister des Westgiebels des Zeustempels festhält. Der Kentaurenkampf des Giebels ist ihm ein Hymnus auf die Kunst der Ringschule, der selbst die tierische Stärke erliegen muß. Auf die vielfach treffenden Bemerkungen zum Zeus des Phidias kann hier nicht näher eingegangen werden, hervorgehoben sei nur die einleuchtende Verlegung der Gemälde des Panainos auf die Innenseite der das Kultbild ringsum abschließenden Schranken.

Zu abweichenden Ergebnissen kommt Ludw. Weniger, Der Hochaltar des Zeus in Olympia, Neue Jahrb. 1913, 241—260, 3 Abb. Er findet das θέατρον Xenophons in der langgestreckten Echohalle der Ostseite, von der aus man natürlich einen ebenso guten Überblick über die freie Nordosthälfte der Altis hatte wie von der Schutzhäuserterrasse, und verlegt den Zeusaltar ungefähr in die Mitte zwischen Zeustempel und Metroon. Die Abbildungen veranschaulichen verschiedene Rekonstruktionsmöglichkeiten.

Aug. Köster, Das Pelargikon, Untersuchungen zur ältesten Befestigung der Akropolis von Athen. 42 S. m. 6 Tafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslands, Heft 71.) Straßburg 1909, Heitz. 3,50 ℳ.

kommt zu dem Ergebnis, daß die älteste, am oberen Rand des Burgfelsens laufende kyklopische Mauer auch an der Westseite ohne Unterbrechung entlang geführt worden sei, ja, daß die Westseite als einzige Angriffsseite die stärkste Mauer verlangte, der Eingang zur Burg sich also an einer Langseite, durch eine lange Rampe zugänglich gemacht, befunden haben müsse. Dies Haupttor der Akropolis in mykenischer Zeit sieht er in dem sog. Nebentor östlich des Palastes in der Mitte der Nordseite, das mit seiner Breite von vier Metern genau den Haupttoren von Mykenä, Tiryns und Troja entspricht; das Nebentor an der Nordwestecke, zwei Meter breit wie das Hintertor von Mykenä, führte zu der außerhalb der Umwallung gelegenen Burgquelle. Gegen Ende des zweiten Jahrtausends wird die Westmauer weiter hinausgeschoben — Pfuhl, Berl. phil. Woch. 1911, 300 denkt wohl mit Recht an eine Fluchtburg in den Dorerstürmen — das Pelargikon, jetzt die innere Westmauer, nun mit einem Tor durchbrochen, zu dem ein langer geschützter Torgang vom Außentor hinaufführte; die Unterbringung der neun Tore macht freilich Schwierigkeiten, wenn man nicht durch die Terrassierung des Abhanges geforderte Absätze mit Quermauern annimmt. Durch die Anlage des Enneapylon wird das bisherige Haupttor an der Nordseite zum Nebentor; es wird durch einen Einbau verengt und schließlich ganz vermauert.

R. Heberdey, Pelargikon, Jahresh. d. Österr. Arch. Instituts XIII (1910) 1 f. weist demgegenüber an Felsglättungen und Steinschüttungen nach, daß die Nordmauer auch den Pinakothekvorsprung im Bogen umzog und dann rechtwinklig zur Westmauer umsprang. So wird diese zur rechten

Wangenmauer des n. N. geöffneten Tores, das in seiner Anlage völlig dem Stadttor entspricht. Die Akropolis hätte also in mykenischer Zeit drei Eingänge, und das alte Westtor würde so genau an der Stelle des vorgriechischen Festtores liegen.

A. Frickenhaus, Das athenische Lenaion. Jahrb. d. Archäol. Instit. 1912, 80—88, erschließt aus JG. II 469—471 und schol. Ach. 504, daß das Lenaion vom sechsten Jahrhundert (Stiftung der *Διονύσια ἐν ἄστει*) bis ins erste außerhalb der themistokleischen Mauer bestätigt ist, also mit dem Heiligtum *ἐν λίμναις*, die *ἐν ἄστει* irgendwo südlich der Burg lagen, nichts zu tun haben kann. Nach schol. Dem. XVIII 129 lag es unmittelbar an der Stelle, wo die Agora die Stadtmauer berührte; dies trifft aber nur beim Topfmarkt am Dipylon zu, mithin muß das Lenaion an der Straße von Dipylon zur Akademie gelegen haben, d. h. der von Pausanias I 29, 2 erwähnte Tempel gewesen sein, in den der Dionysos Eleuthereus gebracht wird. In einem unmittelbar vorhergehenden Aufsatz Der Schiffskarren des Dionysos in Athen, Arch. Jahrb. 1912, 61—79 mit 5 Abb. auf Beilage 1 beweist nun Frickenhaus aus drei gleichzeitigen jungschwarzfig. Vasenbildern, dem bekannten Bologneser Skyphos, dem Skyphos Brit. Mus. B 79 und einem von der Akropolis, daß der Schiffskarren mit Dionysos zu einer großen staatlichen *πομπή* gehören muß, es an den Anthesterien aber weder eine *πομπή*, noch ein staatliches Stieropfer gab: also muß es sich um die feierliche Überführung des hölzernen, unter einer Weinlaube thronenden Sitzbildes des Dionysos Eleuthereus aus dem Lenaion ins Theater handeln, wo während der großen Dionysien seine persönliche Anwesenheit bei den Spielen notwendig war. Der homerische Hymnus auf Dionysos ist wohl im sechsten Jahrhundert in Athen gedichtet worden, eine mythologische Rechtfertigung des in seiner Bedeutung nicht mehr verstandenen Schiffskarrens mit der Weinlaube. Beide Aufsätze sind Musterstücke einer streng logischen Beweisführung, die Schlüsse in ihrer zwingenden Folgerichtigkeit sind des Verfassers meisterhafter 'Hera von Tiryns' (s. o. S. 160) ebenbürtig.

Alfred Brückner, Der Friedhof am Eridanos bei der Hagia Triada zu Athen. Unter Mitwirkung von Adolf Struck untersucht von A. B. 4. 121 S. mit 1 Plan u. 78 Textabbildungen. Berlin 1909, Reimer. 30 ℳ.
— Der Friedhof am Eridanos zu Athen, Neue Jahrb. 1910, 26—39, 19 Abb.
— Kerameikosstudien, Ath. Mitteil. 1910, 183—234, Taf. 8—12.

Untersuchungen des Straßenzuges am Dipylonfriedhof führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß der ganze Bezirk nicht bis in seine Tiefe ausgegraben war und die antike Straße samt den Unterbauten der stets sichtbaren Grabmäler noch tief in der Erde steckte. Erst jetzt ist die planmäßige Anlage des 394 geschaffenen Friedhofes, der durch einen von West nach Ost verlaufenden Hauptweg und einen nordsüdlich streichenden Querweg geteilt wird, mit ihrer Gliederung in Erbbegräbnisse klar erkenntlich, und der Eindruck des Ganzen wird durch die

vielstufigen Basen der Einzelstellen und die hochragenden Unterbauten der Familiengräber gewaltig gesteigert. Die einzelnen Grabbezirke sind stets nur nach der Front gerichtet und nicht von vorn zugänglich. Die für das ganze antike Bestattungswesen und wichtige Fragen des attischen Familienrechtes bedeutsamen Ergebnisse — die Stelen erben sich z. B. als Majorate fort, die Frauen müssen daher Denkmäler andrer Form erhalten — können hier nicht weiter verfolgt werden.

In den Kerameikosstudien behandelt Brückner die Frage der Staatsgräber. Wahrscheinlich lagen die Massengräber alle in einem stadionähnlichen Bezirk vereinigt, um den zu Ehren der Verstorbenen Fackelläufe und Reiterzüge stattfanden, vor dem Dipylon, größerer Bildschmuck fehlte ihnen; die Sondergräber der Gefallenen aber, alles Kenotaphe, lagen in der Nähe. Wertvolle Untersuchungen über den ἐπιτάφιος ἀγών schließen die Abhandlung.

H. Thiersch, Die alexandrinische Königsnekropole, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1910, 55—97 sucht eine für die Topographie Alexandriens und die gesamte hellenistische, speziell alexandrinische Kunst- und Kulturgeschichte hochwichtige Frage der Lösung näherzuführen. Als sichere Ergebnisse sind anzusehen: Ptolemäus Philadelphus überführt die in Memphis beigesetzte Leiche Alexanders nach der neuen Hauptstadt und errichtet ihr in der Mitte der Stadt auf dem Gebiet des Königspalastes, neben Bibliothek und Museum, einen Grabtempel, in dem der bis Anfang des vierten Jahrhunders nach Christi nachweisbare Totenkult wohl auch dann noch begangen wurde, als durch Ptolemäus Philopator 215 eine prunkvolle Neuanlage für die Gräber seiner Vorgänger und Nachfolger geschaffen wurde. Diese ausgedehnten Anlagen lagen unterirdisch unter einem hochaufgeschütteten Tumulus; gegen Ende des dritten Jahrhunderts wurden alle Oberbauten zu Belagerungszwecken abgebrochen, so daß Ende des vierten Jahrhunderts keine Spur der Nekropole mehr vorhanden war. Thiersch erweist jedoch, daß in arabischer Zeit auf ihrer Stätte das Grab des Propheten Daniel und jetzt die große Danielmoschee mit den Grüften der vizeköniglichen Familie erbaut wurde, unter der weitläufige, allem Anschein nach noch nicht ausgeraubte Räume liegen. Die Berichte der wenigen, die heimlich Zugang haben finden können, klingen geradezu märchenhaft, doch läßt die mohammedanische Geistlichkeit keinerlei Untersuchung zu.

Ludolf Malten, Kyrene. Sagengeschichtliche u. historische Untersuchungen. (Philologische Untersuchungen herag. von Kießling und v. Wilamowitz-Moellendorf, 20. Heft.) 8. XIII u. 222 S. Berlin 1911, Weidmann. 8 ℳ.

Das Werk behandelt ein seit Studniczkas gleichbetiteltem Buch nicht mehr im Zusammenhang bearbeitetes Gebiet und gehört allerdings nur bedingt zur 'Topographie'. Die Bedeutung der Arbeit liegt nicht zum kleinsten Teil darin, daß sie zeigt, welche Ergebnisse sich durch konsequente Anwendung einer logisch richtigen, wenn auch manchmal einseitigen Forschungsweise unter ausschließlicher Benutzung der literarischen

Quellen auf sagengeschichtlichem und dadurch auch auf historischem und topographischem Gebiet erzielen lassen. Als gesichert kann der Nachweis angesehen werden, daß Kyrene nicht eine altgriechische große Göttin, eine *Πότνια ϑηρῶν* ist, sondern nur eine Quellnymphe lokaler Geltung 'die von Kyre', deren Name auf die libysche Stadt beschränkt bleibt (alle andern Beziehungen lassen sich als z. T. alte Verwechslungen mit *Πυρήνη* erweisen); ihre Bezwingung des Löwen bildet das mythische Vorbild für ähnliche Kämpfe der Siedler.

Den Ausgangspunkt bildet eine quellenmäßige Untersuchung der Sage von Kyrene und Apoll, ihrem Sohn Aristaios und Enkel Aktaion, deren Ergebnis die Rekonstruktion der pseudohesiodeischen Kyreneeöe ist; nach ihr ist Kyrene in Thessalien zu Haus. Das der Aktäonsage sonst fremde und nicht nach Stesichoros nachweisbare Semelemotiv führt auf einen böotischen Kreis des siebenten Jahrhunderts. Andererseits läßt sich aus Kallimachos' Apollonhymnus die eigentliche kyrenische Lokalsage gewinnen, die vom Eöendichter benutzt und aus politisch-religiösem Interesse vom delphischen Gesichtspunkt aus umgestaltet wird. Kyrene wird nach Südthessalien versetzt, dort zur Geliebten des delphischen Apoll gemacht und durch ihn nach Libyen zurückgeführt, so daß also von Anfang an der Delphier als Gründer und Schützer von Kyrene erscheint, eine Version, unter deren Bann Pindar wie Herodot stehen. Apollon verschmilzt mit Aristaios, der als Gott des Erdsegens weiteste Verbreitung gefunden hat (s. auch Hiller von Gärtringen Pauly-Wissowa II 858; lehrreich ist der Hinweis auf den wesensgleichen Alpenheiligen San Lucio S. 84), und gliedert sich auch Aktaion, den Mann des Küstenriffs, in sich ein, den von seinen eigenen Genossen in Hundsgestalt zerrissenen Telchin; so gehört auch Artemis als Herrin der gespenstigen Hunde eng in diesen Kreis. Auch für die Euphemidenlegenden Pind. Pyth. 4 wird eine Eöe als Quelle wahrscheinlich gemacht, die tendenziös den Anspruch der Battiaden, Euphemiden zu sein, rechtfertigen sollte; sie ist also nach 631 entstanden und rückt damit der Kyreneeöe zeitlich nahe. Der zweite Teil des Buches *'Die Stadt Kyrene'* bewegt sich auf einem Gebiet, auf dem wohl nicht jeder dem Verfasser folgen wird, so überzeugend auch seine Theorien entwickelt sind. Denn wenn auch z. B. Bethes Minosaufsatz gezeigt hat, mit welch relativer Sicherheit griechische Sagen sich unter anderem sogar für die Geschichte der kretisch-mykenischen Zeit verwerten lassen, so behalten derartige Untersuchungen, die geschichtliche, vor die Zeit der dorischen Wanderung fallende Ereignisse nur aus der literarischen Überlieferung und religionswissenschaftlichen Erwägungen heraus erschließen wollen, mindestens für den etwas Problematisches, der für die Erkenntnis einer literaturlosen Zeit in erster Linie der Beweiskraft der Funde zu trauen geneigt ist. Malten sieht in der Euphemidensage 'den Niederschlag einer unmittelbar vom Peloponnes aus erfolgten Besiedlung Libyens, erfolgt zu der Zeit, als die von Norden her erfolgenden Völkerschiebungen, zuletzt die Einfälle der Dorer, die ältere Bevölkerung aus ihren alten Sitzen übers Meer drängten' S. 112. Euphemos, der Führer der Auswanderer, und Eurypylos, der dämonische Herr der neuen

Heimat und Spender der Erdscholle, sind beides Unterweltsgötter, Söhne des Poseidon, der als Herr der *αἶα* *Ἄιδης* ist. Die zweite, von Thera aus um 630 erfolgte dorische Besiedelung Kyrenes gibt Malten Gelegenheit, die *ältere Geschichte Theras,* für die seit Hiller von Gärtringens Grabungen ja reiches Material vorliegt, zu behandeln, ebenso *Geschichte und Topographie des älteren Kyrene,* letzteres mit der Beschränkung, welche die Rücksicht auf die begonnenen, aber schon seit dem Tripoliskrieg ins Stocken geratenen Ausgrabungen der Amerikaner nötig macht. Mit Dank ist in dem Buch, das der sagengeschichtlichen Forschung außerordentlich viel interessante Probleme stellt, auch die Zusammenstellung der zersplitterten Literatur über die 'kyrenischen' Vasen zu begrüßen (S. 169, 2), über deren Fabrikationsort trotz der Funde in Sparta das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Plauen i. Vogtl. Georg Weicker.

Invektivenpoesie des römischen Altertums

II[1]).

Mit der politischen Freiheit war auch die Freiheit des Wortes zu Grabe getragen. Wir finden in der Poesie nirgends den Freimut eines Lucilius oder die *iambi truces* eines Catull, höchstens noch hier und da eine freimütige Äußerung, die für den Dichter schon verhängnisvoll werden konnte, wie uns das Beispiel des Phaedrus und Lucan zeigt[2]).

Gab es so keine Invektivendichter, so war doch das echt römische Volksempfinden, das von Natur aus zu Hohn und Spott veranlagt war, auch unter dem Prinzipat das selbe geblieben. Und wir haben eine ganze Anzahl von *versus populares*[3]), die eben als Volkspoesie meines Erachtens wichtig genug sind, im Zusammenhange behandelt zu werden.

So berichtet Sueton[4]) im Leben des Augustus (c. 70): *Cena quoque eius secretior in fabulis fuit, quae vulgo δωδεκάθεος vocabatur; in qua deorum dearumque habitu discubuisse convivas et ipsum pro Apolline ornatum ... exprobrant, sed et sine auctore notissimi versus:*

Cum primum istorum conduxit mensa choragum,
sexque deos vidit Mallia sexque deas,
impia dum Phoebi Caesar mendacia ludit,
dum nova divorum cenat adulteria:
omnia se a terris tunc numina declinarunt,
fugit et auratos Iuppiter ipse thronos.

Seine Vorliebe für kostbare korinthische Gefäße wurde dadurch verspottet, daß einer zur Zeit der Proskription auf seiner Statue den Vers anbrachte:

Pater argentarius, ego Corinthiarius[5]).

---

[1]) Invektiven der Kaiserzeit, Sokr. II (1914) 512—524. Die Anfänge der Invektive in Rom, Sokr. Jahresberichte 41 (1915) 103—112.

[2]) Vgl. Progr. Gymn. Wohlau 1915: 'Die Invektivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit' (S. 31 ff.), wozu diese Abhandlung die unmittelbare Fortsetzung bildet.

[3]) Vgl. *FPR* S. 340 f., 359 f., 369 f.

[4]) Ich zitiere im folgenden nach der Ausgabe von M. Ihm, *C. Suetoni Tranquilli opera, vol. I: de vita Caesarum libri* VIII. Leipzig 1907.

[5]) Ähnlich waren unter der Statue Cäsars die Verse angebracht worden (Suet. Caes. 80, 3):

Brutus quia reges eiecit, consul primus factus est:
hic quia consules eiecit, rex postremo factus est.

Im Sizilischen Kriege war folgendes Epigramm in aller Munde — Augustus liebte nämlich das Würfelspiel:

Postquam bis classe victus naves perdidit,
aliquando ut vincat, ludit assidue aleam.

Besonders schlecht kommt Tiberius in der Beurteilung des Volkes davon (Suet. c. 59):

Asper et immitis, breviter vir omnia dicam?
dispeream, si te mater amare potest.

Non es eques, quare? non sunt tibi milia centum;
omnia si quaeras, et Rhodus exilium est.

Aurea mutasti Saturni saecula, Caesar:
incolumi nam te ferrea semper erunt.

Fastidit vinum, quia iam sitit iste cruorem:
tam bibit hunc avide, quam bibit ante merum.

Aspice felicem sibi, non tibi, Romule, Sullam
et Marium, si vis, aspice, sed reducem,
nec non Antoni civilia bella moventis
non semel infectas aspice caede manus,
et dic: Roma perit! regnavit sanguine multo,
ad regnum quisquis venit ab exilio.

Sueton fährt dann fort: *quae primo, quasi ab impatientibus remediorum ac non tam ex animi sententia quam bile et stomacho fingerentur, volebat accipi dicebatque identidem: oderint, dum probent. dein vera plane certaque esse ipse fecit fidem.* Wie froh Rom bei der Erkrankung des Tiberius war, zeigt Suet. *Calig.* 6, 1: *expergefactus e somno Tiberius gratulantium vocibus et undique concinentium:*

Salva Roma, salva patria, salvus est Germanicus.

Nicht minder verhaßt beim Volke war das Scheusal eines Nero, wie die überlieferten griechischen und lateinischen Verse zeigen (Suet. *Nero* 39, 2):

Νέρων Ὀρέστης Ἀλκμέων μητροκτόνος.

νεόψηφον. Νέρων ἰδίαν μητέρα ἀπέκτεινε.

Quis negat Aeneae magna de stirpe Neronem?
sustulit hic matrem, sustulit ille patrem.

Dum tendit citharam noster, dum cornua Parthus,
noster erit Paean, ille Hecatebeletes.

Roma domus fiet: Veios migrate, Quirites,
si non et Veios occupat ista domus.

Sein Helfershelfer und Gesinnungsgenosse war der nachmalige Kaiser Otho. Vgl. Suet. *Otho* 3: *omnium autem consiliorum secretorumque particeps die, quam necandae matri Nero destinarat, ad avertendas suspiciones cenam utrique exquisitissimae comitatis dedit; item Poppaeam Sabinam tunc adhuc amicam eius, abductam marito demandatamque*

interim sibi, nuptiarum specie recepit, nec corrupisse contentus adeo dilexit, ut ne rivalem quidem Neronem aequo tulerit animo. creditur certe non modo missos ad arcessendam non recepisse, sed ipsum etiam exclusisse quondam pro foribus astantem miscentemque frustra minas et preces ac depositum reposcentem. quare diducto matrimonio sepositus est per causam legationis in Lusitaniam. et satis visum, ne poena acrior mimum omnem divulgaret, qui tamen sic quoque hoc disticho enotuit:

Cur Otho mentito sit, quaeritis, exul honore?
uxoris moechus coeperat esse suae.

Die auf das Drei-Kaiser-Jahr folgende segensreiche Regierung der ersten Flavier war von zu kurzer Dauer, als daß in ihr freies Menschentum hätte gedeihen können. Denn die wenigen Keime, die in jenen Jahren gelegt waren, wurden durch das Schreckensregiment Domitians völlig erstickt. Bitter klagt über jene traurige Zeit Tacitus. Vgl. Agric. 2: *Legimus, cum Aruleno Rustico Paetus Thrasea, Herennio Senecioni Priscus Helvidius laudati essent, capitale fuisse, neque in ipsos modo auctores, sed in libros quoque eorum saevitum, delegato triumviris ministerio ut monumenta clarissimorum ingeniorum in comitio ac foro urerentur. scilicet illo igne vocem populi Romani et libertatem senatus et conscientiam generis humani aboleri arbitrabantur, expulsis insuper sapientiae professoribus atque omni bona arte in exilium acta, ne quid usquam honestum occurreret. dedimus profecto grande patientiae documentum; et sicut vetus aetas vidit, quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, adempto per inquisitiones etiam loquendi audiendique commercio. memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere.*

Mit welcher Sehnsucht das Volk das Ende dieses am Verfolgungswahnsinn leidenden Tyrannen herbeisehnte, zeigt die Anekdote, die uns Sueton (*Domitian* 23, 2) überliefert: *Ante paucos quam occideretur menses cornix in Capitolio elocuta est:* ἔσται πάντα καλῶς, *nec defuit qui ostentum sic interpretaretur:*

Nuper Tarpeio quae sedit culmine cornix
'est bene' non potuit dicere, dixit 'erit'.

Und doch widmete ihm ein Poet das Distichon:

Flavio gens, quantum tibi tertius abstulit heres!
paene fuit tanti, non habuisse duos.

Der selbe brachte es fertig, in erniedrigendster Schmeichelei dem Domitian folgendes Enkomion zu dichten:

Si qua fides veris, praeferri, maxime Caesar,
temporibus possunt saecula nulla tuis.
quando magis dignos licuit spectare triumphos?
quando Palatini plus meruere dei?
pulchrior et maior quo sub duce Martia Roma?
sub quo libertas principe tanta fuit?

Es ist M. **Valerius Martialis**, der Epigrammatiker κατ' ἐξοχὴν[1]), der dieses γένος der Poesie isoliert und zur Blüte entfaltet hat. Hier erwies sich allein der Einfluß der Rhetorik fruchtbar, der sonst der Poesie der römischen Kaiserzeit so verhängnisvoll wurde. Besonders in den kurzen Epigrammen zeigt sich Martial als Meister. Es seien hier einige Proben widergegeben:

I 28: *Hesterno fetere mero qui credit Acerram,*
fallitur: in lucem semper Acerra bibit.

I 32: *Non amo te, Sabidi, nec possum dicere quare:*
hoc tantum possum dicere 'non amo te'.

I 50: *Si tibi Mistyllos cocus, Aemiliane, vocatur,*
dicatur quare non Taratalla mihi[2]).

I 95: *Quod clamas semper, quod agentibus obstrepis, Aeli,*
non facis hoc gratis: accipis, ut taceas.

I 100: *Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum*
dici et mammarum maxima mamma potest[3]).

II 3: *Sexte, nihil debes, nil debes, Sexte, fatemur.*
debet enim, siquis solvere, Sexte, potest.

III 9: *Versiculos in me narratur scribere Cinna.*
non scribit, cuius carmina nemo legit.

III 15: *Plus credit nemo quam tota Cordus in urbe.*
'cum sit tam pauper, quomodo?' caecus amat[4]).

III 34: *Digna tuo cur sis indignaque nomine, dicam,*
frigida es et nigra es: non es et es Chione[5]).

III 61: *Esse nihil dicis, quidquid petis, improbe Cinna:*
si nil, Cinna, petis, nil tibi, Cinna, nego.

III 79: *Rem peragit nullam Sertorius, inchoat omnes.*
hunc ego, cum futuit, non puto perficere.

Epigramme gab es längst vor Martial, aber keiner hatte dieses literarische γένος isoliert behandelt. Martial beruft sich auch widerholt auf seine Vorgänger wie Catull und Domitius Marsus (z. B. Praef. I, II 71). In der Tat zeigt er nicht bloß formale Abhängigkeit von Catull, sondern

[1]) Die angeführten Verse stehen in dem den vierzehn Büchern vorausgeschickten Buche *de spectaculis* 33 und Epigr. V 19. Vgl. auch IX 3, wo er sogar dem Kaiser so große Wohltaten zuschreibt, daß die Götter sie ihm nicht heimzahlen könnten: V. 14 *nam tibi quod solvat non habet arca Iovis.* Auch dessen Günstlinge verherrlicht er, so den Kämmerer Parthenius (IV 45 u. V 6) und den Hofnarren Crispinus (VII 99). Über letzteren vgl. Juven. I 26 und besonders IV 1 ff.

[2]) Dieser Aemilianus hatte seinen Koch nach Il. I 465 (Μίστυλλόν τ' ἄρα τἆλλα καὶ ἀμφ' ὀβελοῖσιν ἔπειραν) Mistyllos genannt (μιστύλλω zerlegen); ebensogut hätte er ihn, meint Martial, nach den folgenden Worten Taratalla nennen können.

[3]) Die alte Afra, die schon längst Großmama sein könnte, nennt, um jung zu erscheinen, ihre Angehörigen mit den Kosenamen der kleinen Kinder.

[4]) Beachte das Wortspiel mit *credere!*

[5]) Das Wortspiel liegt im Namen, der von χιών (Schnee) abgeleitet wird.

es finden sich auch inhaltliche Berührungspunkte. An Catull 44 erinnern Mart. III 45 und 50, wo er einen Dichter Ligurinus angreift, der durch Vorlesen seiner Verse einem den Appetit vertreibt. Ähnlich wie Catull den geschmacklosen Suffenus (c. 22) verspottet Martial I 41 einen Caecilius: *urbanus tibi, Caecili, videris. non es, crede mihi.* Mit Catull 14 vgl. Mart. X 87 (Saturnalien- bzw. Geburtstagsgeschenk!); mit Catull 23 (gegen den armen Schlucker Furius, in dessen Haus selbst Wanzen und Spinnen verhungern müssen) ist zu vergleichen Mart. XI 32:

Nec toga nec focus est nec tritus cimice lectus,
nec tibi de bibula sarta palude teges,
nec puer aut senior, nulla est ancilla nec infans,
nec sera nec clavis nec canis atque calix.

Catull hatte es in seiner Eifersucht nicht verschmäht, die Schönheitsfehler seines Mädchens sämtlich aufzuzählen; doch Martial übertrifft ihn weit III 93 [1]). Das Passergedicht Catulls wird parodiert Mart. I 109 (auf Issa, das Lieblingshündchen des Publius).

Doch Martials Poesie fehlt im Gegensatz zu seinen Vorgängern das Persönlich-Aggressive. Catull hatte seine Epigramme und Jamben gegen seine Nebenbuhler und auch gegen die politischen und literarischen Größen seiner Zeit gerichtet. Ganz anders Martial. Bei ihm widerholen sich immer die selben Namen, wie Tucca, Zoilus, Flaccus, Caecilianus; kurz, er greift nicht Personen an, sondern zeichnet Typen [2]). Sagt er doch selbst im Vorwort zu Buch I: *Spero me secutum in libellis meis tale temperamentum, ut de illis queri non possit, quisquis de se bene senserit, cum salva infimarum quoque personarum reverentia ludant; quae adeo antiquis auctoribus defuit, ut nominibus non tantum veris abusi sint, sed et magnis . . . absit a iocorum nostrorum simplicitate malignus interpres nec epigrammata mea scribat.* Selbst seine verhaßtesten Feinde will er nicht kränken (VII 10, 3). Als sich auf III 8 [3]) einer getroffen fühlte, schrieb er sofort III 11:

Si tua nec Thais nec lusca est, Quinte, puella,
cur in te factum distichon esse putas?
sed simile est aliquid: pro Laida Thaida dixi:
dic mihi quid simile est Thais et Hermione?
tu tamen es Quintus: mutemus nomen amantis:
si non vult Quintus Thaida, Sextus amat.

Wir haben also eine Art Pseudonym-Invektive, die zuweilen ihre Wirkung nicht verfehlt haben mag [4]).

---

[1]) Eines der gemeinsten Gedichte; vgl. auch II 33 und III 53.

[2]) Vgl. besonders II 23:
Non dicam, licet usque me rogetis,
quis sit Postumus in meo libello,
non dicam: quid enim mihi necesse est
hos offendere basationes,
quae se tam bene vindicare possunt? — Vgl. auch IX 95b.

[3]) *Thaida Quintus amat, quam Thaida? Thaida luscam.*
unum oculum Thais non habet, ille duos.

[4]) Dagegen trägt Martial kein Bedenken, seine Invektiven gegen Verstorbene zu richten. So geißelt er besonders die Verbrechen Neros: I 20 die

Aber was uns den Martial verekelt, ist der Umstand, daß er es liebt, im Schmutze zu wühlen. So viel Unflat wird man wohl selten vereinigt finden. Daher sagt er gleich in der Vorrede zu Buch I: *Lascivam verborum veritatem, id est epigrammaton linguam, excusarem, si meum esset exemplum: sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic Gaetulicus, sic quicumque perlegitur . . . epigrammata illis scribuntur, qui solent spectare Florales. non intret Cato theatrum meum, aut si intraverit, spectet*[1]). Besonders Buch XI strotzt von Obszönitäten, die freilich in keinem Buche fehlen. Darum entschuldigt er sich nochmals XI 2: seine Verse sollen unter der Devise *'Bona Saturnalia!'* gelesen werden.

Hätte er doch sein Talent zu zügeln vermocht[2])! Wie er übrigens eingeschätzt werden will, sagt er selbst in der Vorrede zu Buch IX:

Ille ego sum nulli nugarum laude secundus,
quem non miraris, sed puto, lector, amas.
maiores maiora sonent: mihi parva locuto
sufficit in vestras saepe redire manus.

Und das hat er auch erreicht; die Nachwelt hat ihn zum Klassiker der polemischen Epigrammatik erhoben. Noch Schiller und Goethe entnehmen den Titel ihrer literarischen Streitepigramme dem 13. Buche des Martial. Doch dessen 'Xenia' haben mit Literatur gar nichts zu tun; sie sind nichts anderes als 'gereimte' Verse, die den Speisen beigelegt wurden, die man abwesenden Gästen zuschickte. Dagegen die zum Teil humoristisch gehaltenen 'Apophoreta'[3]) des 14. Buches sind mannigfacher Art, und in diesen Versen finden wir bereits literarische Kritik. Bücher wurden nämlich sehr gerne als Geschenk mitgegeben. Berühmt geworden sind die Verse auf Catull (XIV 195):

Tantum magna suo debet Verona Catullo,
quantum parva suo Mantua Vergilio.

Und darunter finden sich bereits Distichen mit literarischer Polemik:

Ermordung des Claudius durch einen vergifteten Pilz; IV 63 dessen Versuch, seine Mutter Agrippina zu töten (vgl. dazu Tac. *ann.* XIV 4; Dio Cassius LXI 13); besonders VII 21, 2f.:

Heu! Nero crudelis nullaque invisior umbra,
debuit hoc saltem non licuisse tibi.

[1]) Vgl. auch I 35:

Versus scribere me parum severos
nec quos praelegat in schola magister,
Corneli, quereris etc.

[2]) Und Martial hatte das Empfinden eines wahren Dichters, das sich vor allem in der Vorliebe für das Wilde und Romantische seiner Heimatberge offenbart. Vgl. A. Schulten, Martials Spanische Gedichte. N. Jb. XXXI S. 462ff.: 'Unter Martials Gedichten, deren Mehrzahl Großstadtluft und zumal die schwüle Atmosphäre des hauptstädtischen Laster- und Lotterlebens atmet, fallen einige von ganz besonderer Art auf, aus denen uns der erquickende Hauch von Berges- und Waldesluft entgegenweht. Es sind die vier Gedichte, in denen Martial die wilden Schönheiten seiner keltiberischen Heimat preist: I 49, IV 55, XII 18 und 31.'

[3]) D. h. Tafelgeschenke, die die Gäste mit nach Hause nehmen sollten.

193. *Tibullus.*

Ussit amatorem Nemesis lasciva Tibullum,
in tota iuvit quem nihil esse domo[1]).

194. *Lucanus.*

Sunt quidam, qui me dicant non esse poëtam:
sed qui me vendit bibliopola, putat.

196. *Calvi de aquae frigidae usu.*

Haec tibi quae fontes et aquarum nomina dicit
ipsa suas melius charta natabat aquas.

Damit ist eine Verbindungsbrücke zwischen Martial und den Xenien unserer Klassiker geschlagen.

Mit Martial war der Satirendichter D. Junius Juvenalis befreundet[2]). Erst nach dem Tode Domitians, als er zum Manne gereift war, schrieb er seine Satiren nieder. Vgl. Vita: *ad mediam fere aetatem declamavit animi magis causa quam quod scolae se aut foro praepararet.* Unter Domitian hatte er begreiflicherweise wie Tacitus und andere geschwiegen. Um so reicher war sein inneres Erleben. Mit Ekel und Abscheu mußte er das sündhafte Treiben der Großstadt und die Greueltaten des Herrschers mitansehen und miterleben. Und es ist ihm eine Wohltat, als er nach dem Tode des Gewalthabers seiner verhaltenen Entrüstung Ausdruck verleihen kann. So zeigt sich in den Satiren der düsterste Pessimismus. Er sieht nur Schatten; auch die Zeit, die Tacitus als *beatissimum saeculum* preist, eröffnet ihm keinen Lichtblick. Die Welt ist schlecht; überall herrscht Lasterhaftigkeit und Gemeinheit. Es gibt kein Laster, kein Verbrechen, das in Rom, dem Sündenpfuhl der Welt, nicht im Schwange wäre; dorthin strömen die verkommensten Existenzen aus aller Herren Länder zusammen, so daß für Gute kein Platz mehr ist. *Credo Pudicitiam Saturno rege moratam | in terris visamque diu, cum frigida parvas | praeberet domos ignemque Laremque | et pecus et dominos communi clauderet umbra,* sagt er VI 1ff. und XIII 26f.:

---

[1]) Tibull sang von Delia (!) I 5, 19:
at iuvet in tota me nihil esse domo.

[2]) Vgl. Epigr. VII 24, 91; XII 18. Zuweilen trifft auch Iuvenal inhaltlich mit Martial zusammen: vgl. Iuven. VI 187ff. (wo er die Gräkomanie der Damen geißelt):

. . . . omnia graece
cum sit turpe magis nostris nescire latine;
hoc sermone pavent, hoc iram gaudia curas,
hoc cuncta effundunt animi secreta: quid ultra?
concumbunt graece. . . . (193) *non est hic sermo pudicus*
in vetula: quotiens lascivum intervenit illud
ζωὴ καὶ ψυχή!

mit Mart. X 68, 4ff.:

κύριέ μου, μέλι μου, ψυχή μου congeris usque,
pro pudor! Hersiliae cives et Egeriae.
lectulus has voces. nec lectulus audiat omnis
sed quam lascivo stravit amica viro.

Iuven. VI 196ff. ≃ Mart. VI 23; Iuven. IV 492ff. ≃ Mart. II 66. — Über Juvenal vgl. W. S. Teuffel, 'Studien und Charakteristiken'. Leipzig 1871. S. 410—434.

rari quippe boni, numera, vix sunt totidem, quot
Thebarum portae vel divitis ostia Nili.

Bei diesem Pessimismus ist es begreiflich, daß er maßlos übertreibt. Er ist jeglichen idealen Zuges bar. Dies zeigt sich vor allem in der berüchtigten (6.) Weibersatire, in der er mit größter Ausführlichkeit deren Laster und Untugenden aufzählt; und zwar gelten sie nicht bloß von dem damaligen Rom, sondern das Weib an sich ist schlecht: *faciunt graviora coactae imperio sexus minimumque libidine peccant*[1]).

Wie ganz anders der humorvolle, urbane Horaz, der zwar in seinen Satiren als *imitator Bionei sermonis* auch das moralisierende Element in den Vordergrund gerückt hat, aber nirgends als Strafprediger auftritt, sondern mit klarem Blick die Menschheit durchschaut und lächelnden Antlitzes die Torheiten der Menschen an den Pranger stellt, ohne irgendwie zu verletzen! Juvenal will auch niemanden verletzen und keinem persönlich nahetreten; darum finden wir bei ihm fast ausschließlich fingierte oder typische Namen. Und doch verletzt er jeden durch den grellen Farbenton, den er in seinen Satiren aufträgt. Horaz ist der maßvolle Künstler, Juvenal der polternde Deklamator.

Juvenal will auch nicht den Horaz fortsetzen, dessen Devise es ist: *ridendo dicere verum;* sondern er greift mit Bewußtsein auf Lucilius, den Schöpfer der Satire, zurück, von dem er selbst sagt (I 165ff.):

ense velut stricto quotiens Lucilius ardens
infremuit, rubet auditor, cui frigide mens est
criminibus, tacita sudant praecordia culpa.

Doch während Lucilius mit dem Feuer seiner Rede *primores populi arripuit populumque tributim,* geißelt Juvenal mit der Entrüstung eines übertreibenden, maßlosen Rhetors die *vitia saeculi.* Kurz, seine Satiren sind deklamatorische Invektiven, wie denn überhaupt die *declamatio* für die Kaiserzeit charakteristisch ist[2]).

Unter den auf Domitian folgenden Kaisern blühten die schönen Wissenschaften nochmals auf. Besonders segensreich war die Regierung Hadrians, auf den der Rhetor und Dichter Florus folgendes Gedichtchen machte (*FPR* p. 373):

Ego nolo Caesar esse,
amblare per Britannos,
⟨*latitare per Germanos*[3]),⟩
Scythicas pati pruinas.

Darauf antwortete der Kaiser Hadrian mit den Versen:

Ego nolo Florus esse,
amblare per tabernas,
latitare per popinas,
culices pati rotundos.

Eines der reizendsten Dokumente für loyalen Verkehr zwischen Kaiser und Dichter!

[1]) Der Misogyn spricht außerdem X 321ff., XI 168ff.
[2]) Vgl. Sokrates II (1914) S. 512ff.
[3]) So ergänzt von Gemoll und Roesiger.

Dann sah Rom die glücklichen Tage unter dem Philosophenkaiser Mark Aurel, der es verstand, mit streng sittlichem Ernste das Zepter zu führen. Doch unter seinem verkommenen Sohne Commodus Antoninus, der sich als *Hercules Romanus* feiern ließ und selbst als Athlet und Tierkämpfer auftrat, begann bereits der Zerfall[1]). Auf ihn, dessen Andenken der Senat verfluchte, dichtete ein Anonymus folgende Verse[2]):

Commodus Herculeum nomen habere cupit,
Antoninorum non putat esse bonum
expers humani iuris et imperii,
sperans quin etiam clarius esse deum,
quam si sit princeps nominis egregii:
non erit iste deus nec tamen ullus homo.

Nun kam die schreckliche Zeit der Soldatenkaiser. Es ist geradezu wunderbar, daß nicht damals schon das Römerreich aus den Fugen ging. Gegen jene 'Tyrannen' hat ein Dichter aus dem Volke flammende Invektiven verfaßt, so ein *epigramma non inlotum*[3]) gegen Macrinus, den früheren Gardepräfekten und nachmaligen Mörder des Caracalla, der kurze Zeit (217) zusammen mit seinem Sohne Diadumenus die Regierung führte und als Herrscher den Beinamen 'Pius' verschmähte und dafür den Namen 'Felix' annahm:

Histrio iam senior, tristis[4]) *gravis asper iniquus*
impius et felix sic simul esse cupit:
noluit ut pius esse, velit tamen esse beatus,
quod natura negat nec recipit ratio.
nam pius et felix poterat dicique viderique:
impius infelix est et erit merito(?).

Hos versus, fährt der selbe Biograph fort, *nescioqui latine iuxta eos, qui graeci erant propositi, in foro posuit. quibus acceptis Macrinus his versibus respondisse*[5]) *fertur* (fr. 8):

Si talem Graium tetulissent fata poëtam,
qualis Latinus gabalus iste fuit,
nil populus nosset, nil nosset curia, mango
nullus scripsisset carmina taetra mihi.

Besonders schlimm ergeht es dem Diadumenus[6]): *de quo dictum est, quod in somnis Antoninus fuisset unde versus extant huius modi — et isti versus sex translati in Latinum, nam Graece sunt disertissimi* (fr. 9):

Vidimus in somnis, cives, nisi fallor, et istud:
Antoninorum nomen puer ille gerebat,

---

[1]) Vgl. Capitol. v. Macrini 7, 7: *versus extant cuiusdam poetae, quibus ostenditur, Antonini nomen coepisse a Pio et paulatim per Antoninos usque ad sordes ultimas pervenisse, si quidem solus Marcus nomen illud sanctum vitae genere auxisse videatur, Verus autem degenerasse, Commodus vero etiam polluisse sacrati nominis reverentiam.* — Vgl. *FPR* p. 378—83.
[2]) Lamprid. v. Diadum. 7.
[3]) Capitol. v. Macrini 11 (*FPR* fr. 7).
[4]) So Baehrens, *turpis* codd.
[5]) Daß Macrinus Jamben dichtete, berichtet Capitolinus c. 14, 4.
[6]) Capitol. a. a. O. c. 14.

qui patre venali genitus nec matre pudica
(centum moechos passa est centumque rogavit);
ipse etiam calvus moechus fuit, inde maritus:
en Pius, en Marcus, Verus nam non fuit ille.

Wie mögen diese Invektiven erst im Original gewirkt haben! Wir stehen bereits in der Zeit, in der der vornehme Mann nur noch Griechisch schreibt. Mit Hadrian hat das römische Altertum eigentlich aufgehört; dann beginnt das Philhellenentum. Und jene Zeit der politischen Auflösung des Reiches bedeutet auch für die römische Literatur einen Tiefstand.

III.[1])

Nach einem Jahrhundert völliger Unfruchtbarkeit erlebte die römische Literatur gegen Ende des vierten Jahrhunderts nochmals eine kurze Blüte. Wie bei einem Kranken, den die Ärzte bereits aufgegeben haben, einige Tage vor seinem Tode sich nochmals alle Lebensgeister regen, so daß seine Angehörigen wähnen, er werde wider genesen, so zeigte sich in der Literatur des alten Rom ein letztes Aufflackern. Es war die Zeit, da das Heidentum noch einen letzten aussichtslosen Kampf gegen das Christentum wagte und bereits die wilden Horden der Goten das Römerreich in seinen Fugen zu erschüttern begann.

Kaiser Theodosius (379—95) war es nochmals gelungen, die Westgoten durch friedliche Verhandlungen als Verbündete zu gewinnen und als Wächter der Donaugrenze zu bestellen. Kaum waren ihm aber der siebzehnjährige Arkadius als Kaiser des Ostens und der elfjährige Honorius als Kaiser des Westens in der Regierung gefolgt, da fielen die Westgoten unter Alarich in Griechenland und einige Jahre später (402) auch in Italien ein.

Damals verließ Claudius Rutilius Namatianus, der *magister officiorum* am weströmischen Hofe gewesen war, aus Furcht vor den Goten Rom und flüchtete zu Schiff nach Gallien, eine Fahrt, die er in seinem Büchlein *de reditu suo*[2]) beschreibt. Er ist ein begeisterter Anhänger des alten Glaubens und gibt seiner Begeisterung für das alte Rom am Anfang seines Werkes beredten Ausdruck. Verse wie (I 67f.)

Auctores generis Venerem Martemque fatemur,
Aeneadum matrem Romulidumque patrem!

erinnern unwillkürlich an den Anfang des Lukrezischen Werkes. Darum ist ihm die neue Religion ein Greuel. Wie wenig Verständnis er dem Christentum entgegenbrachte, zeigen I 517ff.:

Adversus scopulus, damni monumenti recentis:
perditus hic vivo funere civis erat.
Noster enim nuper iuvenis maioribus amplis,
nec censu inferior coniugiove minor,

---

[1]) Vgl. Sokr. 1914, 512ff., 1915, Jahresb. 103ff.

[2]) Mit Einleitung und kritischem Apparat hrsgeg. von G. Heidrich (Progr. Erzh. Rainer-Rg. Wien 1911). — Übersetzt und erläutert von Itasius Lemniacus. Berlin 1872.

impulsus furiis, homines terrasque reliquit
et turpem latebram credulus exul adit.
Infelix putat illuvie caelestia pasci,
seque premit laesis saevior ipse deis.
Num, rogo, deterior Circeis secta venenis?
Tunc mutabantur corpora, nunc animi.

Kurz zuvor hatte er, als er an der Insel Caprara vorbeifuhr, die Veranlassung wahrgenommen, gegen das Mönchswesen eine Invektive loszulassen (I 441 ff.):

Squallet lucifugis insula plena viris;
ipsi se monachos Graio cognomine dicunt,
quod soli nullo vivere teste volunt.
Munera fortunae metuunt, dum damna verentur.
Quisquam sponte miser, ne miser esse queat?
Quaenam perversi rabies tam stulta cerebri,
dum mala formides, nec bona posse pati?
Sive suas repetunt fatorum ergastula poenas,
tristia seu nigro viscera felle tument.
Sic nimiae bilis morbum assignavit Homerus
Bellerephonteis sollicitudinibus[1]).
Nam iuveni offenso saevi post tela doloris
dicitur humanum displicuisse genus.

In Faleria war er gar bei einem Juden abgestiegen, und nun ergeht er sich in Schmähungen auf das Judentum, wie sie heutzutage der radikalste Antisemit nicht kräftiger vorbringen könnte (I 381 ff.):

Sed male pensavit requiem stationis amoenae
hospite conductor crudior Antiphate.
Namque loci querulus curam Iudaeus agebat,
humanis animal dissociale cibis.
Vexatos frutices, pulsatas imputat algas
damnaque libatae grandia clamat aquae.
Reddimus obscaenae convicia debita genti,
quae genitale caput propudiosa metit.
Radix stultitiae: cui frigida sabbata cordi,
sed cor frigidius religione sua.
Septima quaeque dies turpi damnata veterno,
tamquam lassati mollis imago dei.
Cetera mendacis deliramenta catastae
nec pueros omnes credere posse reor.
Atque utinam numquam Iudaea subacta fuisset
Pompei bellis imperioque Titi!
Latius excisae pestis contagia serpunt
victoresque suos natio victa premit.

Der Grund, weshalb Rutilius Namatianus aus seinem geliebten Rom floh, war, wie gesagt, die Furcht vor den Goten. Darum polemisiert er im zweiten Buch, das nur ein Torso ist, gegen die Politik Stilichos, des Ministers des jugendlichen Honorius, der, obwohl er Erfolge gegen Alarich errungen hatte, doch sich schließlich dazu verstand, mit den Goten ein Bündnis zu schließen (II 41 ff.):

Quo magis est facinus dici Stilichonis acerbum,
proditor arcani qui fuit imperii.

---

[1]) Ein metrisches Kuriosum!

Romano generi dum nititur esse superstes,
crudelis summis miscuit ima furor:
Dumque timet, quidquid se fecerat ipse timeri,
immisit Latiae barbara tela neci.
Visceribus nudis armatum condidit hostem,
illatae cladis liberiore dolo.
Ipsa satellitibus pellitis Roma patebat
et captiva prius, quam caperetur, erat.
Nec tantum Geticis grassatus proditor armis:
ante Sibyllinae fata cremavit opis.
Odimus Althaeam consumpti funere torris:
Nisaeum crinem flere putantur aves.
At Stilicho aeterni fatalia pignora regni
et plenas voluit praecipitare colos.
Omnia Tartarei cessent tormenta Neronis,
consumat Stygias tristior umbra faces.
Hic immortalem, mortalem perculit ille;
hic mundi matrem perculit, ille suam[1]).

Dagegen fand Stilicho einen wortgewandten Verteidiger an Claudius Claudianus[2]), der sich zur Aufgabe setzte, der Politik des weströmischen Hofes das Wort zu reden. Mit dem Feuer des Lucilius fährt er los gegen die gewalttätigen und unfähigen Minister Ostroms, zunächst gegen den ehrgeizigen und habsüchtigen Rufinus, der den Kaiser Arkadius veranlaßt hatte, seine Truppen, die noch unter Stilichos Kommando im Westen standen, zurückzurufen.

Oft schon haben Zweifel meine Gedanken erschüttert — so beginnt er das erste Buch gegen Rufinus[3]) —, ob die Götter sich überhaupt noch um die Geschicke des Weltalls kümmern. *Abstulit hunc tandem Rufini poena tumultum absolvitque deos . . . Vos pandite vati Pierides, quo tanta lues eruperit ortu* (v. 1—24).

Einst berief die haßerfüllte Allekto, als sie die ganze Welt in Frieden sah, ihre scheußlichen Schwestern zum höllischen Rate (v. 25 bis 44): 'Überall herrschen Tugend, Eintracht und Gerechtigkeit, seitdem uns Juppiter vom Himmel, Theodosius von der Erde verdrängt hat. Rafft euch auf, den Frieden der Welt zu brechen!' Sprach's, und wildes Gezisch der Schlangenmäuler begleitet ihre Worte (v. 45—67). Da erhebt sich inmitten des Lärms die verruchte Megära (v. 87ff.):

'Signa quidem, sociae, divos attollere contra
nec fas est nec posse reor; sed laedere mundum
si libet et populis commune intendere letum
est mihi prodigium cunctis immanius hydris

---

[1]) Zu dieser scharfen Antithese vgl. die Verse auf Nero (Suet. *Nero* 39, 2):
Quis negat Aeneae magna de stirpe Neronem?
Sustulit hic matrem, sustulit ille patrem.
Ich habe absichtlich längere Proben aus diesem Gedicht des Rutilius gegeben, das man treffend den 'Schwanengesang des alten Rom' genannt hat. So bemerkt die Subscriptio des einen Kodex (R): *'Heu seculorum Incuria huius Elegantissimi Poetę disideratur reliquum.'*

[2]) Claudii Claudiani carmina rec. Th. Birt (Mon. Germ. hist. auct. antiq. X). Berlin 1892. — Übersetzt von Georg Freiherrn v. Wedekind. Darmstadt 1868 (ein äußerst seltenes Buch!).

[3]) Birt S. 18ff.

Tigride mobilius feta, violentius Austris
acribus, Euripi fulvis incertius undis
Rufinus, quem prima meo de matre cadentem
suscepi gremio. Parvus reptavit in isto
saepe sinu teneroque per ardua colla volutus
ubera quaesivit fletu linguisque trisulcis
mollia lambentes finxerunt membra cerastae.
Meque etiam tradente dolos artesque nocendi
edidicit: simulare fidem sensusque minaces
protegere et blando fraudem praetexere risu
plenus saevitiae lucrique cupidine fervens . . .
109 *Ipsa quidem fateor vinci rapidoque magistram*
praevenit ingenio; nec plus sermone morabor:
Solus habet scelerum quidquid possedimus omnes.
Hunc ego, si vestrae res est accomodo turbae
regalem ad summi producam principis aulam.'

Der Vorschlag wird gebilligt. Die Göttin eilt sofort zur äußersten Küste Galliens und erscheint als alter Mann im Silberhaar in der Behausung des Rufinus in Elusa; mit neidischem Blick betrachtet sie lange den noch schlechteren Mann und teilt ihm mit, daß das Schicksal ihn trotz seines Alters zu Höherem berufen habe; er brauche ihr nur zu folgen Darauf jener: *'Sequimur, quocumque vocabis, seu tu vir seu numen'* und er zieht ihrem Willen gemäß zur hohen Stadt am Bosporus (v. 114—175)'

Kaum hat er sich in die Hofburg eingeschlichen, da regt sich schon sein Ehrgeiz. Alles ist ihm käuflich: *profert arcana, clientes fallit et ambitos a principe vendit honores.* Dazu gesellt sich eine unbändige Rache und Raubsucht (v. 187ff.):

Cuicumque monile
contextum gemmis aut praedia culta fuissent,
Rufino populandus erat, dominoque parabat
exitium fecundus ager; metuenda colonis
fertilitas: Laribus pellit, detrudit avitis
finibus; aut aufert vivis aut occupat heres.
Congestae cumulantur opes orbisque ruinas
accipit una domus.

Unersättlich ist seine Habgier und Grausamkeit (v. 220ff.):

Crescebat scelerata sitis praedaeque recentis
incestus flagrabat amor, nullusque petendi
cogendive pudor: crebris periuria nectit
blanditiis; sociat perituro foedere dextras . . .

(v. 228ff.): *Iurata deorum*
maiestas teritur; nusquam reverentia mensae.
Non coniunx, non ipse, simul non pignora caesi
sufficiunt odiis; non extinxisse propinquos,
non notos egisse sat est; exscindere cives
funditus et nomen gentis delere laborat.
Nec celeri premit leto; crudelibus ante
suppliciis fruitur; cruciatus, vincla, tenebras
dilato mucrone parat . . .

(v. 245): *Non flectitur annis,*
non aetate labat: iuvenum rorantia colla
ante patrum vultus stricta cecidere securi;
ibat grandaevus nato moriente superstes
post trabeas exul. Quis prodere tanta relatu
funera, quis possit deflere nefandas?

Doch ein Retter ist der Welt noch erstanden, ein Schützer des Rechts, ein Verteidiger der Tugend, Stilicho (259—300). Während jener Verräter des Reiches Kriege schürte und die entferntesten Völker, selbst die scheußlichen Hunnen scheinbar zur Hilfe herbeirief, trat Stilicho beherzt an die Ufer des Hebrus und betete zum Kriegsgott um gutes Gelingen (v. 301—339). Und Mars erhörte ihn und gürtete sich zum Kampfe, und es gelang Stilicho, die Barbarenhorden aufzuhalten (340—53). Umsonst hatte Megära Verderben prophezeit und über die Gerechtigkeit gefrohlockt (v. 354—67). Die Göttin der Gerechtigkeit wehrt ihrem Taumel und verheißt vielmehr schmählichen Untergang des Rufinus und eine glückliche und segensreiche Regierung des Honorius (v. 368—Schluß).

Das zweite Gedicht gegen Rufinus (Birt S. 34 ff.) beginnt mit einem Lobe des siegreichen Stilicho. Doch Rufinus sucht von neuem heillosen Krieg zu erregen. *Quid restat, nisi cuncta novo confundere luctu insontesque meae populos miscere ruinae? everso iuvat orbe mori!* ruft er in seinem Wahnsinn aus[1]). Alle Völker von der Hadria bis zum Pontus bringt er in Aufruhr. Die Hauptstadt selbst wird belagert; der Wüterich frohlockt vor Wonne, wie er vom höchsten Turme aus die Greuelszenen sieht. Doch das Volk seufzt schwer unter der großen Not; freilich nur im geheimen kann es murren (v. 1—100).

Da naht Stilicho als Retter vom Westen; er hat das Kommando über die vereinigten Truppen. Schrecken durchfährt den Rufinus. Er wirft sich Arkadius zu Füßen und bittet inständig seinen kaiserlichen Herrn, den Stilicho, der jetzt die ganze Macht an sich reißen wolle, des Oberbefehls zu entsetzen. Während Stilicho gerade im Begriff steht, den entscheidenden Schlag zu führen, kommt des Kaisers Eilbote mit dem strengen Befehl. Doch er gehorcht; unwillig erhebt er die Hände zum Himmel. Auch der Zuruf seiner Soldaten kann ihn nicht bewegen, gegen den kaiserlichen Befehl zu handeln; er zieht mit seinen Kohorten ab (v. 101—293).

Rufinus freut sich nun im Kreise seiner Helfershelfer des Sieges über Stilicho; im Vollgefühl dieser Siegesfreude schläft er ein. Da erscheinen ihm gräßliche Schatten, und der hellste von ihnen redet ihn also an (v. 330):

'Pro! surge toro. Quid plurima volvis
anxius? Haec requiem rebus finemque labori
allatura dies: omni iam plebe redibis
altior et laeti manibus portabere vulgi.'

Am andern Morgen begibt er sich im Prunkgewand, an der Seite des Kaisers, zu den Truppen, um der Parade beizuwohnen. Während er schmeichelnde Reden an das erboste Heer hält, umschließt ihn, ohne daß er es merkt, ein eiserner Ring, und als er den Kaiser dazu drängt, den Thron zu besteigen und ihn zum Reichsteilhaber zu erklären, da werden die Schwerter gezückt, und wie aus einem Munde erschallt der

[1]) Vgl. die Worte Catilinas: *Quoniam quidem circumventus ab inimicis praeceps agor, incendium meum ruinas restinguam* (Sall. Cat. 31, 9).

Ruf der Empörung. Jener erbebt. Aus der Menge springt einer mit gezücktem Schwert hervor (v. 403):

'Hac Stilicho, quem iactas pellere, dextra
te ferit; hoc absens invadit viscera ferro.'

Sprachs und führte den rächenden Stoß; die Soldaten zerfleischen noch die zuckenden Glieder, um ihre Rache zu stillen.

Selbst der Himmel bebt bei dem Anblick des Mordes. Aeacus schaudert, und Cerberus fährt mit furchtbarem Gebell den Fremden an. Die Seelen derer, die er einst gemordet hatte, stehn umher und bringen ihn unter feindseligem Gezisch vor den Richterstuhl[1]). Als Rhadamanthys ihn kommen sieht, faßt er ihn mit strengem Blick ins Auge und spricht von seinem gewaltig erschütterten Sitze aus (v. 498ff.)[2]):

'Irdisches Scheusal, komm! Komm, unersättlicher Goldschlund!
Auswurf, faul und feig, wenn dich nicht reizte Gewinnsucht,
Und, was mir das Verworfenste ist, Verkäufer des Rechts!
Schändlicher, komm! Treulosester Stifter des nordischen Krieges!
Zahllos hast du Leichen gestreckt, daß sie des Avernus
Schoß kaum faßt und den Fergen die Lasten des Kieles ermatten.
Was? Du leugnest das Offene toll? Sind doch in die Brust dir
Schändende Male gebrannt, aufs Angesicht Laster geschrieben?
Deine Verbrechen verhüllen sich nicht. Ich heische mit Lust dir
Jegliche Art von Pein. Dir drohe der schwebende Felsen
Ewig mit zweifelndem Fall! Dich quäle die fliegende Achse!
Dir entweiche die täuschende Flut. Im Schwimmen verdorre
Dir vor Durst der betrogene Mund! Nun lasse der Geier
Anderen Fraß, fortan dir ewig am Herzen zu weiden!
Freilich, die andern gesamt, von ähnlichen Qualen gefoltert,
Sind nur Teile von dir, Rufin! Hat so mit dem Donner
Frech Salmoneus, Tantalus so mit der Zunge gefrevelt?
Sündigte Tityus so durch Zwang verweigerter Liebe?
Würde der andern Verbrechen gesamt auf einen geladen,
Gingst du allen an Zahl doch vor. Wo findet ein Richter
Solcher Verschuldung würdige Pein? Die gebührende Sühne
Aller Vergehn, da diese das Strafmaß einzeln erschöpfen?
Hebet die Schande der Seelen hinweg vom Kreise der Schatten!
Wir sind müde des Bilds! Verschont jetzt unsere Augen!
Reiniget Plutos heiliges Haus! Mit Geißeln verjagt ihn
Über die Styx und den Erebus hin, zur einsamen Leere,
Durch titanische Nacht und unter des Tartarus Schlünde,
Tief nach unserm Chaos hinab, zu der finsteren Urnacht
Heimlichem Grund! Dort mag versenkt er atmen, solange
Sterne der Himmel entrollt und Stürme die Ufer erschüttern!'

Nach dem Sturze Rufins (396) erlangte der Eunuche Eutropius die höchste Macht am oströmischen Hofe. Gegen ihn richtet Claudian Invektiven, die an Schärfe ihresgleichen suchen. So mag Lucilius gegen Scipios Feinde losgedonnert haben[3]).

[1]) Die Szene erinnert an Senekas Apocol. c. 13/14.

[2]) Ich gebe die Schlußverse in der Wedekindschen Übersetzung.

[3]) Vgl. Th. Birt, Zwei politische Satiren des alten Rom. Ein Beitrag zur Geschichte der Satire. Marburg 1888. Der Nachweis, daß Lucilius bis Honorius gelesen (S. 64ff.) und von Claudian selbst nachgeahmt worden sei (S. 112ff.), scheint mir nicht erbracht zu sein. Claudians Vorbild ist vielmehr Juvenal, dessen Diktion er auf die politische Satire überträgt. Vgl. Birt S. 52ff.

Die erste dieser flammenden Invektiven[1]) beginnt sehr wirkungsvoll mit der Schilderung ungünstiger Prodigien: Wenn die Mütter Ungeheuer gebären, wenn Geheul von Wölfen nachts die Stadt erfüllt, wenn die Herden den Hirten anreden, wenn Steine vom Himmel fallen und blutroter Regen sich ergießt, so sind das Wunderzeichen, vor denen wir erschrecken; doch sie bedeuten nichts gegenüber der Tatsache, daß ein verschnittener Konsul dem Jahre den Namen gibt. Ihr Priester, öffnet die Sibyllinischen Bücher! Wer soll diese Schmach tilgen?

Consule lustrandi fasces ipsoque litandum
prodigio; quodcumque parant hoc omine fata,
Eutropius cervice luat. (v. 1—23.)

Wenn schon das Schicksal mit uns Spott treiben will, so müssen wir den der Fessel entronnenen Sklaven folgen. Doch auch unter den Sklaven gibt es Unterschiede. So oft war keiner feil wie gerade Eutrop; unzählbar wie des Meeres Wellen und der Wüste Sand sind seine Herren[2]). Das ist das ekligste Sklavengerippe (v. 24—44).

Doch das ist auch kein Wunder. Von der Brust der Mutter weg wurde er geraubt und von einem Armenier entmannt. Da befiel sein Gehirn ein lähmender Frost. Und doch war es für uns kein Glück. Denn gerade seine Verstümmelung verhalf ihm zum Glück (v. 44—57).

Er wurde von den Galatern auf den Sklavenmarkt gebracht und an verschiedene Herren verkauft. Zuletzt war er im Besitze eines Hauptmanns, Ptolemäus mit Namen; doch dieser *longo lassatus paelicis usu* verschenkte ihn an Arinthäus. Der also Verschmähte hält noch eine pathetische Abschiedsrede: . . . *viduumne relinquis Eutropium? tantasne premunt oblivia noctes, crudelis? . . . defloruit oris gratia; qua miseri scapulas tutabimur arte? qua placeam ratione senex?* . . . (v. 58—77).

Nun übernahm er das feine Gewerbe eines Kupplers. Rastlos und unerschöpflich in Listen war er zu jeder Schandtat bereit; kein Ehebett war vor ihm sicher; jedes Liebesversteck entdeckte er und vermied sorgsam die Rache des betrogenen Gatten. Ganz so erging es der Lais in Korinth, die nach einem genußreichen Leben noch im spätesten Alter als Kupplerin gemäß ihrer Gewohnheit sich im Bordell herumtrieb (77—98).

Dadurch erwarb sich Eutrop Ruhm und Ehre. Während sonst Eunuchen noch den einen Vorzug besitzen, daß sie das Ehebett beschützen, *solus adulteriis crevit.* Ihm blieben auch Schläge nicht erspart. Wie oft sah man den künftigen Minister und Konsul des Ostreichs das Haar seiner Herrin kämmen, nackt Wasser schleppen und mit Pfauenfedern Kühlung fächeln (98—109). Doch seine Haut wurde immer schlaffer, seine Runzeln immer tiefer; dazu kam noch Räude des kahlen Hauptes. Gespensterhaft wandelte er umher wie ein Gerippe. Schließlich war er nicht einmal mehr zum Polsterlegen und Holzspalten zu gebrauchen:

---

[1]) Ausgabe von Birt S. 74 ff. Dies *carmen* ist typisch für den Aufbau der Invektive.

[2]) Vgl. das Wortspiel mit dem Namen Eutrop v. 34: *quanta vocabula vertit!*

aurum, vestes, arcana tueri mens infida vetat; quis enim committere vellet lenoni thalamum? Von allen verachtet, wird ihm die Freiheit geschenkt (v. 110—137).

Doch die größte Verachtung bringt zuweilen Gewinn. Der Betrüger, der in keinem Privathaus mehr zu Sklavenarbeiten zu gebrauchen war, kommt zur Herrschergewalt. Freilich, als man die Wolfsvettel in den Palast schleppte, murrten alle Bedienten und schämten sich seiner Gemeinschaft (138—150).

So kam in die Konsulverzeichnisse Latiums ein Eunuch. Doch Abundantius, der ihn zum Schaden des Ostreichs emporgebracht hatte, mußte als erster Strafe büßen und seiner Güter beraubt in die Verbannung gehen. *Et hoc solum rite peregit.* Jetzt war der 'Halbmann' auf der Höhe seiner Macht. Seine Sklavenseele blähte sich hoch auf, trat die Gesetze mit Füßen und riß besonders den Hochadel in den Staub (150—80).

Asperius nihil est humili, cum surgit in altum:
cuncta ferit, dum cuncta timet; desaevit in omnes,
ut se posse putent, nec belua taetrior ulla
quam servi rabies in libera terga furentis.

Doch auch gegen seinesgleichen wütet er. Seine Geldgier kennt keine Grenzen. *Quid nervos secuisse iuvat? Vis nulla cruentam castrat avaritiam.* Nachdem er früher in kleinem Hausdiebstahl sich eine Fertigkeit erworben hat, vergreift er sich jetzt am ganzen Erdkreis und verschachert Länder und Völker; im Vestibulum ist der Preiskurant aufgehängt. Solche Schmach können die Götter mit ansehn? Solche Schande muß Roms Geschichte beflecken? (v. 181—221).

Doch was hilft ihm sein Reichtum, da ihm doch kein Ehe- und Familienglück beschieden ist (v. 222—28).

In der Fülle seines Reichtums kommt er sich groß vor. Er richtet auf dem Forum, stellt als Konsul Prodigien an, rüstet ein Heer — und kehrt als Sieger heim. *Gestis pro talibus annum flagitet Eutropius, ne quid non polluat unus, dux acies, iudex praetoria, tempora consul!* (v. 229—286).

Nichts Verruchtes gibt es, das die graue Vorzeit nicht schon gesehen hätte. Aber daß ein Eunuch zu den höchsten Ehren gelangt, ist noch nie dagewesen. Und dabei umhängt er sich mit Gold und Purpur, um seine entkräfteten Glieder und seine Falten zu verbergen:

humani qualis simulator simius oris,
quem puer arridens pretioso stamine Serum
velavit nudasque nates ac terga reliquit,
ludibrium mensis.

So steigt er hinauf zum Tribunal und — o Schmach! — der Senat und der ganze Adel, vielleicht sogar der Herrscher selber, folgen dem — Weib! Doch halt, wenn gegen Gesetz ein Weib die Fasces empfinge, wäre die Schmach geringer. Denn es gibt Barbarenstämme, wo Frauen die Gewalt innehaben. Wo aber ein Eunuch Konsul werden kann, da ist das Unmöglichste möglich (v. 287—370).

Als nun die Schande des Ostreiches den Völkern verkündet wurde und zu den Ohren der Roma drang, da erhob sie sich von ihrem himmlischen Sitze. Ein Flügelschlag trug sie über den Po zum Lager Stilichos. Hoch in den Wolken thronend, fordert sie in langer Rede (v. 392 bis 513) ihren Liebling auf, diesem schmachvollen Treiben Einhalt zu gebieten und Rom vor solcher Schande zu bewahren.

Damit schließt die erste Invektive ab. Es folgt die Praefatio zu Buch II (in Distichen!), die uns sofort in medias res führt und den Sturz Eutrops vor Augen stellt (Birt p. 93ff.):

Der eben noch die erhabenen Zügel des Reiches leitete, muß jetzt wieder Stockschläge spüren und den Druck der Fesseln dulden. Mit anderen Beilen muß er jetzt Holz spalten. Er, der frühere Konsul, muß selbst unter dem Schlage der eigenen Ruten stöhnen: *saevit in auctorem prodigiosus honos.* Nach seinem Sturze kann endlich die Welt wieder aufatmen. Umsonst bestürmt der Schandkerl mit weibischer Klage die Sterne. Auf der Insel Zypern kann er sich dann wieder der Venus weihen. Vielleicht warten schon paphische Jungfrauen an ragender Klippe. Besser wäre es freilich, wenn widrige Winde ihn im Meere versenken würden: *naufragio Cyprus sit memoranda tuo!*

Sehr wirkungsvoll ist diese kurze, ganz im archilochischen Tone gehaltene Invektive[1]) der zweiten Satire gegen Eutrop (Birt S. 96ff.) vorangestellt, die seinen Sturz des weiteren schildert und uns mit den elenden Zuständen und mit der Verderbtheit am oströmischen Hofe bekannt macht (v. 304ff.). Im Mittelpunkt steht die klägliche Bekämpfung des Tarbigil, des Häuptlings eines in Kleinasien angesiedelten Gotenstammes. Kraftvoll wirkt das Auftreten des Mars (v. 111ff.), der Bellona vor Tarbigil (v. 194ff.), der Cybele auf dem Ida (v. 287ff.) und der Aurora am Schluß (v. 532ff.). Das Ganze schließt wider mit einer Verherrlichung Stilichos.

Schon aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß Claudian mit starken rhetorischen Mitteln arbeitet. Doch während uns dieser rhetorische Aufputz bei den Enkomien, die ja die Mehrzahl seiner Dichtungen ausmachen, auf die Dauer anekelt, sind gerade bei der Invektive die rhetorischen Kunstmittel unentbehrlich und verfehlen bei dieser Gattung der Rede ihre Wirkung nicht.

Claudian hat uns auch Epigramme hinterlassen[2]). Die meisten sind harmloser Art, wie 15/16 (= 89/90): *de paupere amante*[3]). Einzelne erinnern an die Episteln des Horaz, wie 40 (41) *epistula ad Olybrium* und 41 (42) *ad Probinum.* Doch einige sind in der gehässigen Manier

---

[1]) Birt (Zwei pol. Sat.) ist anderer Ansicht. Er stellt dieses Proömium hinter das zweite Buch. Das verbietet schon das Versmaß (Distichen!): vgl. die Proömien zu den *carmina in Rufinum.* Nein, dieses Schmähgedicht ist direkt unter dem Einfluß der ersten Freude über den Sturz des Eunuchen geschrieben. Die ausführliche Schilderung ist später verfaßt.

[2]) Ich zitiere weiter nach Birt S. 287ff. (carminum minorum corpusculum). Die zweite Zahl bezieht sich auf die alte Gesnersche Ausgabe.

[3]) c. 15: *Paupertas me saeva domat dirusque Cupido.*
Sed toleranda fames, non tolerandus amor.
c. 16: *Esuriens pauper telis incendor amoris*
inter utrumque malum deligo pauperiem.

des Catull geschrieben, so die ironische Abbitte an den Quästor Alethius (23 : 74): Claudian hatte es gewagt, Verslein dieses hohen Herrn zu kritisieren. Welch ein Vergehen! Müssen doch selbst Orpheus, Homer und Vergil sich Kritik gefallen lassen. Doch die Armen haben es freilich nicht zum Quästor gebracht. Darum will der Dichter künftig immer Beifall klatschen und zu allem *placet* sagen. — Vorwürfe gemeinster Art werden auf einen Curetius gehäuft (43/44 : 75/76); diese beiden Epigramme könnten im elften Buche Martials stehen.

Auch Claudians Gedichte werden angegriffen. So beschwört er den Reiteroberst Jakobus (50 : 77), bei der Asche des heiligen Paulus und beim Haus des heiligen Petrus, er solle seine Verse in Ruhe lassen; möge er unter dem Schutze der Heiligen Thomas, Bartholomäus, Susanne und Thekla sich kriegerische Lorbeeren holen; er selbst wäre doch zu unkriegerisch! Mögen dann auch strömende Fässer seine Kehle netzen! Jedenfalls solle er seine Rechte nicht mit Feindesblut beflecken und des Dichters Verse in Ruhe lassen. — Bemerkenswert ist wegen seiner Schlagfertigkeit auch Epigramm 13 (79) *in podagrum qui carmina sua non stare dicebat:*

Quae tibi cum pedibus ratio? Quid carmina culpas?
Scandere qui nescis, versiculos laceras?
'Claudicat hic versus; haec' inquit 'syllaba nutat'
atque nihil prorsus stare putat podager.

Claudian ist das letzte Talent, das das alte Rom, im politischen Kampfe mit dem Ostreich, hervorgebracht hat. Er hatte auf seinen Schild die Devise geschrieben: *Rimanti telum ira fecit*[1]). Und es ist eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß gerade die speziell römische Gattung der Satire am Ende sich nochmals zu solcher Blüte entwickelt hat.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

---

[1]) Verg. Aen. VII 507. Dies Thema hat er selbst in einem Epigramm (6 : 78) bearbeitet.

Axel Ahlbergs Sallust[1]

Der im Jahre 1911 erschienenen *Coniuratio Catilinae* ist jetzt das *Bellum Jugurthinum* gefolgt. Über die Handschriften und Testimonia hat Ahlberg ausführlich gehandelt in den ebenfalls im Jahre 1911 erschienenen *Prolegomena in Sallustium,* die als musterhaft bezeichnet werden können; hat er doch am Schluß noch über Sallustianische Wortstellung und andere stilistische Eigentümlichkeiten gehandelt. Doch es wäre zu wünschen gewesen, daß er in der eigentlichen Ausgabe nochmals in gedrängter Kürze über die Verwandtschaft der Codices gehandelt hätte, zumal da jene Prolegomena, wenn ich nicht irre — sie stehen mir augenblicklich nicht zur Verfügung —, in anderem Verlage (mit Unterstützung der schwedischen Akademie der Wissenschaften) gedruckt wurden. Statt dessen gibt uns der Herausgeber am Anfang nur den *Conspectus notarum.*

Doch schon ein Blick auf diese Übersicht genügt, um zu erkennen, auf welch solider Grundlage die Ausgabe angelegt ist, im Gegensatz zu der Jordanschen Ausgabe, die sich hauptsächlich auf den cod. Parisinus 16024 (P) stützte, der seinerseits viele Korrekturen und Verschreibungen aufweist. Unter solchen Umständen kann das Verdienst Ahlbergs nicht hoch genug angeschlagen werden, daß er eine Mehrzahl von Handschriften seiner Ausgabe zugrunde legte: es sind nicht weniger als 21.

Dem genannten P tritt zur Seite ein P^1(arisinus 16025, ebenf. s. X): $P + P^1 = \Pi$. Dazu kommen drei Codices (Σ, s. XI): P^2(aris. 6085), B(asileensis), P^4(arisinus 5748)[2]. $\Pi + \Sigma$ machen zusammen die Familie X aus.

Dieser Familie steht gegenüber die zweite, mit Y bezeichnet, zu der folgende Handschriften gehören: N(azarianus = Palat. 889 s. XI), K(emnati = Palat. 887 s. X/XI), H (Berolin. 205 s. XI), M^2(onac. 4559 s. XI/XII), T(uricensis s. XI), D (Paris. 10195 s. XI), F(abricianus = Hauniensis 25 s. XI), M(onac. 19472 s. XI)[3]. Auch für diese Familie verwendet Ahlberg mehrere Sigel, die aber eher verwirren als übersichtlich

[1]) C. Sallusti Crispi bellum Jugurthinum. Rec. Axel W. Ahlberg. *(Collectio scriptorum veterum Upsaliensis.)* Göteborg (Eranos' Förlag) = Leipzig (O. Harrassowitz) 1915. IV u. 152 S. 8. 2,25 Kr.: 2,50 ℳ.

[2]) Unerklärt blieb mir die Bezeichnung P^4 statt P^3; ebenso wird der zweite Monacensis mit M^2 (nicht M^1) bezeichnet.

[3]) Diese Handschrift habe ich selbst in München kollationiert für die Ausgabe der unter dem Namen des Sallust und Cicero überlieferten Invektiven (Leipzig, Teubner, 1914), aber nach Auskunft des Handschriftenkatalogs in das XIII. saec. gesetzt.

wirken, $D + M + F = \gamma$, $\gamma + T = \gamma'$, $\gamma' + M^2 = \Gamma$, $\Gamma + H = \Gamma'$, endlich $\Gamma' + NK = Y$.

Diese beiden Familien bilden zusammen die 1. Handschriftengruppe (Ω), die sog. *codices mutili,* die die große Lücke c. 103, 2 *(quinque delegit)* bis c. 112, 3 *(pacem vellet)* aufweisen. Ihr gegenüber stehen

2. die *codices integri,* die das ganze bellum Jugurthinum überliefern, aber Interpolationen aufweisen. Sie werden mit kleinen Buchstaben bezeichnet: **l** (Leidensis Voss. lat. 73 s. XI), **s** (Lips. s. XI), **n** (Paris. 6086 s. XI), **m** (Monac. 14477 s. XI), **e** (Einsiedel. s. XI).

3. *cod. Vaticanus* 3864 s. X (V), der die Reden und Briefe enthält.

4. Zur Ausfüllung der genannten Lücke dienen die Handschriften der Familie Y (außer N), dazu P^2 und P^4, in denen eine spätere Hand die Lücke ausgefüllt hat. Hinzukommt V^1(atic. 3325 s. XII), zu den *integri* Palat. 883 s. XII (π).

Unter dem Text gibt Ahlberg zunächst die Testimonia und Imitationes. Dabei könnte man meines Erachtens noch weiter gehen; wenn auch nicht immer von direkter Nachahmung die Rede sein kann, so sind doch solche Parallelen sehr lehrreich; solche aus dem Griechischen fehlen ganz. Einige Beispiele: zu 1, 5 *neque regerentur magis quam regerent* vgl. Thucyd. II 65 (*Περικλῆς*) *οὐκ ἤγετο μᾶλλον ὑπ' αὐτοῦ* (*τοῦ πλήθους*) *ἢ αὐτὸς ἦγε*; zu 14, 17 *quo adcedam aut quos appellem? nationes an reges?* vgl. Soph. El. 812 *νῦν δὲ ποῖ με χρὴ μολεῖν*; bes. Cic. de orat. III 56, 214 (Rede des C. Gracchus!); zu 31, 2 *quam ludibrio fueritis superbiae paucorum* vgl. [Sall.] inv. in Cic. 1, 1 *quorum* (patrum) *auctoritas turpissimo cuique et sceleratissimo ludibrio est;* zu 31, 10 *proinde quasi ea honori, non praedae habeant* vgl. ebenda 1, 1 *rem publicam audacissimo cuique praedae esse* (vgl. auch [Cic.] inv. in Sall. 6, 17 *si quis praedae loco magistratum accepisset*); zu 31, 12 vgl. ebenda 3, 5, sowie Pseudosall. ep. II 9, 2; zu 31, 20 Cic. Phil. VIII 15; zu 31, 21 vgl. den Anfang der [Sall.] inv. in Cic. *graviter et iniquo animo . . . paterer;* zu 31, 22 *parum est impune male fecisse* vgl. ebenda 3, 6 *atque parum quod impune fecisti;* zu 41, 9 *sine modo modestiaque* ebenda 1, 1 *neque modum neque modestiam;* zu 48, 1 *Jugurtha . . . se suis artibus temptari animadvortit* vgl. Liv. XXII 16, 5 *nec Hannibalem fefellit suis se artibus peti;* zur Schilderung 43, 3 f. vgl. Liv. XXI 54, 1; zu 80, 5 *quis omnia honesta atque inhonesta vendere mos erat* vgl. [Cic.] inv. in Sall. 6, 17 *quem honorem ita gessit, ut nihil in eo non venale habuerit, cuius aliquis emptor fuerit.* — Besonders erwünscht wären auch Verweise auf gleiche oder ähnliche Wendungen bei Sallust selbst: z. B. zu 14, 1 *ius et imperium eius penes vos esse* vgl. 31, 20 *regna, provinciae, leges, iura, iudicia, bella atque paces, postremo divina et humana omnia penes paucos erant,* orat. Lep. 13 *leges iudicia aerarium provinciae reges penes unum;* zu 14, 23 *vitae necisque potestas* vgl. ebenda *necis civium et vitae licentia;* zu 29, 3 *a bono honestoque in pravom abstractus est* vgl. 30, 2 *a vero bonoque impediebat;* zu 31, 9 *haec talia facinora inpune suscepisse parum habuere* vgl. 31, 22 *parum est inpune male fecisse;* zu 31, 12 *honesta*

atque inhonesta omnia quaestui sunt vgl. 80, 5 *quis omnia honesta atque inhonesta vendere mos erat;* zu 32, 4 *tanta vis avaritiae in animo eorum veluti tabes invaserat* vgl. Cat. 36, 5 (fast wörtlich); zu 41, 9 (s. oben) vgl. Cat. 38, 4; zu 85, 45 (= 97, 3) *locorum sciens* vgl. 100, 3 *regionum scientissumi;* zu 85, 41 *dediti ventri et turpissumae parti corporis* vgl. Cat. 2, 8 *dediti ventri atque somno;* zu 85, 50 vgl. Cat. 58, 1; zu 95, 2 vgl. Cat. 5, 9. — Aus textkritischen Gründen sind zuweilen im Apparatus criticus die Parallelen notiert, so z. B. zu 70, 2 (S. 91, 17), wo Ahlberg mit Recht *clarum* verteidigt; dann paßt aber das Test. Aurel. Vict. Caes. 3, 4 nicht mehr und wäre besser zu 12, 3 (= 108, 1) gesetzt.

Der kritische Apparat ist sehr sorgfältig gearbeitet und übersichtlich angelegt. Doch ist meines Erachtens mit dem Raum zu verschwenderisch umgegangen; ein kleinerer Zwischenraum zwischen den einzelnen notae, wie es etwa S. IV bei Zusammenstellung der Subscriptiones und Praescriptiones der Fall ist, hätte auch genügt. Auch bei den Testimonia hätte Raum gespart werden können. Warum schreibt Ahlberg die Zitate, auch die mehrfach angeführten (z. B. S. 7, 15), aus? So nimmt das Testimonium zu S. 61, 16 nicht weniger als 24 Zeilen ein. Und doch lesen wir dasselbe oben im Text. Bei solchen wörtlichen Zitaten hätte es genügt, Anfang- und Schlußwort anzugeben und eventuell Varianten zu notieren.

Im Texte selbst sind einige Normalformen stehen geblieben[1]); natürlich sind überall — die Überlieferung läßt uns hierfür im Stiche — die altertümlichen Formen herzustellen: c. 3, 1 (S. 4, 3) cupiunda (ebenso 64, 2 S. 86, 8), c. 5, 3 (S. 6, 10) cognoscundum, c. 15, 3 (S. 24, 18) subveniundum (ebenso c. 25, 1 S. 36, 15), c. 18, 9 (S. 28, 9) emundi, c. 25, 1 (S. 36, 14) mittundum, c. 31, 22 (S. 47, 3) serviundum, c. 32, 1 (S. 48, 4) dicundi, c. 64, 1 (S. 86, 1) petundi, c. 103, 3 (S. 139, 3/4) agundarum, componundi; c. 96, 2 (S. 127, 14) ist *mutuom* zu schreiben (vgl. c. 12, 4 parvom, c. 15, 3 aequom, c. 37, 12 und 40, 19 pravom, c. 52, 6 vacuom, c. 85, 3 novom).

Im folgenden sollen noch einzelne Stellen behandelt werden, an denen ich vom Herausgeber abweiche: c. 1, 5 würde ich nicht gegen die handschriftliche Überlieferung ⟨*ac perniciosa*⟩ in den Text gesetzt haben; denn das, was wir bei Augustinus lesen, ist doch nur Paraphrase, nicht wörtliches Zitat. — Eine viel behandelte Stelle ist 3, 1 *neque illi, quibus per fraudem ius fuit uti, tuti aut eo magis honesti sunt:* so Ahlberg mit einigen Handschriften. Anstoß nehme ich an dem Ausdruck *ius est* m. Inf.; auch erwartet man zu uti einen Abl. Dem hilft die Lesart der besten Handschriften ab durch *iis* (für *ius*). *esse* steht hier im Sinne des griechischen ἔστι = licet (wie in der Tat einige Schulausgaben schreiben), wie es schon beim alten Cato vorkommt. — 9, 2

[1]) Wie ich nachträglich aus der Praefatio zum *bellum Catilinae* ersehe, mit Absicht; auch schreibt Ahlberg durchweg *vester*, weil zur Zeit Sallusts *voster* nicht mehr gebräuchlich war. Sollte Sallust nicht absichtlich, zumal im bellum Jugurthinum, archaisiert haben? Ich möchte vorschlagen, durchweg die älteren Formen zu schreiben?



möchte ich mit den besten Handschriften PP[1] *in bello Numantino* 'im Verlauf des Krieges' lesen, das meines Erachtens besser paßt als *bello N.* 'zur Zeit d. Kr.'; vgl. 28, 2 *in diebus proxumis.* — 17, 6 *ac* hinter *laborum* einzufügen halte ich für unnötig; ein Semikolon verrichtet den selben Zweck. — 28, 3 *ex senatus decreto:* so die Handschriften, *senati* Ahlberg. Beide Genitive kommen bei Sallust nebeneinander vor. Dürfen wir da einfach uniformieren? Ähnlich lesen wir 52, 3 *die vesper,* dagegen 106, 2 *diei vesper.* — 37, 4 lese ich nach dem Zeugnis Senecas *a quis hiemantibus,* eine Lesart, die viel gesuchter ist als *hiemalibus* der Handschriften: 'Das Wasser überwintert gleichsam, d. h. sammelt sich den Winter über an.' — 43, 1 hätte Ahlberg die Vermutung Mommsens *de senatus sententia* für *designati* wenigstens in den Apparat aufnehmen sollen. — 44, 5 ist *neque muniebantur* ohne *ea* zu lesen, da dieses Pronomen leicht ergänzt werden kann und zudem auch bei Fronto nicht steht. Ebenso halte ich es für überflüssig, am Ende des Paragraphen *ea* einzusetzen nach *quaecumque — probra* (Stellung!). — 46, 8 überliefern fast alle Handschriften *incerto* bzw. *incertum* (= *incertū* oder *incertō* des Archetypus) *haberetur;* daß *incertum* das Richtige ist, zeigt 95, 4 *incertum habeo.* — 47, 2 *commeatu* (besser *conmeatu,* wie Ahlberg auch sonst schreibt, z. B. conmonefacere u. ä.) *iuvaturam:* daß diese Konjektur von Madvig stammt, hätte im Apparat angemerkt werden müssen. — 53, 5 ist *laetique* der Handschriften beizubehalten; natürlich hätte Sallust *fessi fatigatique* schreiben können. Auch geht Ahlbergs Konjektur zu sehr von der Überlieferung ab. Wie sollte aus *fatigati* '*laeti*' geworden sein? Dann wäre eher noch *lassique* am Platze, das junge Handschriften überliefern und das Ahlberg wenigstens in den Apparat hätte setzen können. Aber, wie gesagt, die Überlieferung ist intakt. 'Obwohl man hätte erwarten können, daß Ermüdung und zugleich Freude (über ihren Erfolg) sie im Lager festhalten würde, so überwog doch ihre Besorgnis um den Oberfeldherrn, und sie gingen ihm gerüstet entgegen.' — 53, 6 überliefert nur eine Handschrift *adventarent,* sämtliche andern, darunter die besten, *adventare,* das beizubehalten ist. Die Stellen, die Ahlberg im Apparat anführt, beweisen nichts. 'Die beiden Heeresteile kommen in stockfinsterer Nacht heran, und als sie nicht mehr weit voneinander entfernt waren, verursachte durch das Geräusch der eine Teil bei dem andern panikartige Verwirrung.' So würden wir etwa erwarten. Aber Sallust stellt gleich hinter *obscura nocte,* das den näheren Umstand angibt, unter dem das Versehen nur möglich war, die Zeitbestimmung und die Ursache. Dann setzt er zunächst das Verbum, das die Tätigkeit beider Teile angibt, und dann erst das Hauptverbum mit der Teilung der Subjekte, wo wir im ersten Falle ein Partizipium mit darauffolgender Appositio distributiva erwarten würden. Griechisch würde die Periode etwa so lauten: *καὶ πρῶτον νυκτὸς ἀμολγῷ ἐγγύτερον γενόμενοι τῷ θορύβῳ ὥσπερ πολέμιοι ἀφικνούμενοι ἕτεροι ἑτέροις φόβον τε καὶ ταραχὴν ἐμποιοῦσιν* — ein typisches Beispiel für die Inkonzinnität des Sallust! — 54, 1 *quatriduo* halte ich für möglich; schon Jacobs führte zu der Stelle Suet. Tib. 9 an: *(Tiberius) comatam Galliam anno fere rexit.* — 63, 4 *plerisque faciem eius ignorantibus, facile notus*

per omnes tribus declaratur: factis pro *facile* scripserunt Wirz Eußner, ut Ahlberg adnotat, sed coniecit Palmerius, ut ex Jordani apparatu cognoscitur. Immo *facile* propter figuram (faciem!) retinendum et Baehrensii *'acie'* repudiandum. Sed desideramus antithesin quandam, fortasse *facile fama notus:* vgl. 84, 2 *fama cognitos.* — 68, 2 lese ich mit P *hora tertia.* Ich zweifle, ob Sallust unmittelbar vorher *postera die* schrieb, das freilich die meisten Handschriften überliefern, da *dies* in ähnlichen Fällen als masc. behandelt wird. — 69, 2 lese ich mit den besten Handschriften *irae* (statt *ira*); der Plural bezeichnet die Intensität, übersetze 'Wut, Erbitterung'. Vgl. Liv. XXI 1, 3 *odiis etiam prope maioribus certarunt quam viribus.* — 70, 5 möchte ich *mollitiem* schreiben, obwohl die besten Handschriften *mollitiam* haben; doch das Verschreiben wäre leicht aus dem folgenden *socordiamque* zu erklären. 85, 35 überliefern gerade die führenden Codices *mollitiem.* — Zu 73, 7 hätte die Vermutung Mommsens notiert werden müssen: *[Ei uti Gallia provincia es]set, paulo [ante senatus] decreverat.* — 78, 2 *in tempestate* ist beizubehalten. Die nötige Erklärung gab Jacobs: 'Die Worte *uti fors tulit* umfassen beide zugleich angegebenen Fälle; die beiden *alia* sind Ablative, so daß von wechselnder Witterung die Rede ist (vgl. § 3), nicht von verschiedenen Meeresteilen.' — 88, 4 Die Ergänzung *iri* halte ich nicht für nötig; es läßt sich in diesem Zusammenhang dem Sinne nach ein *fore* ergänzen (Inf. Fut. zu *nudatus sum*). — 94, 1 Die Konjektur *qui escensuri erant* halte ich, so schön sie an sich ist, für überflüssig, da das überlieferte *e centuriis erant* verständlich ist. Der Ligurer, der, wie gesagt war (93, 2), *ex cohortibus auxiliariis miles gregarius* war, gab — und das verdient Hervorhebung — denen, *qui e centuriis erant,* vorher ihre Instruktion. — 99, 3 *ita cunctos strepitu clamore, nullo subveniente, nostris instantibus, tumultu formidine terrore* (so oder *tumultu terrore formidine* die besseren Handschriften) *quas vecordia ceperat.* Ahlberg schreibt nach 72, 2 *formido* und tilgt *tumultui* und *terrore* als Glossen. Das ist unmethodisch. Die verschiedene Stellung von *terrore* zeigt zur Genüge, daß lediglich dieses Glosse ist zu *formidine.* Auch der Aufbau des Satzes spricht dafür; zwei Worte geben ein *κόμμα.* Somit bleibt als Subjekt *quasi vecordia,* was doch an sich möglich ist. *formido* ist ein Lieblingswort des Sallust, wofür andere Schriftsteller *terror* oder *pavor* setzen, besonders in der Verbindung mit *tumultus:* vgl. 53, 7; 72, 2; 74, 1. — 100, 4 *excubitum in porta* halte ich für einen zusammengehörigen Ausdruck; bei der Änderung *in portas* müßte der Ausdruck zu *mittere* gezogen werden, was meines Erachtens störend wirken würde. — 104, 1 ist *infecto* als die erlesenere Lesart dem allgemeinen *confecto* vorzuziehen; im folgenden ist *rediit* zu schreiben.

Auch der Druck dieser vorzüglichen Ausgabe ist sehr sorgfältig. An Druckfehlern habe ich mir notiert: S. III, 8 (v. u.) codium; S. 108, 15 Test. (Griech.); S. 119, 16 cottidie; S. 122, 10 (App.) restiuit; S. 145, 12 praterea. Falsche Trennung findet sich S. 17, 15 mag-na, S. 25, 20 asperitatem, S. 76, 6 cast-ra. Zuweilen sind Buchstaben abgesprungen: S. 5, 1, S. 9, 17 (Test.), S. 10, 21 (App.), S. 26, 9 (Test.), S. 80, 10 (Test.); zum Teil abgesprungen sind besonders häufig *r* und *t*; störend

wirkt das vor allem bei *h,* das dann aussieht wie ein *n* (S. 96, 17 und 19).

Alles in allem verdient der Herausgeber Lob und Dank aller Philologen. Möchte bald der dritte Band mit den Reden und Briefen, auch den beiden Suasorien in Briefform, die neuerdings R. Pöhlmann in ein neues Licht gesetzt hat, als Abschluß dieser verdienstvollen Ausgabe folgen! Erwünscht wär auch ein Anhang mit den *vocabula potiora* und den speziell sallustianisch-archaischen Wendungen usw. Vielleicht wär auch manche Parallele zu seinem großen Vorbild Cato[1]) zu gewinnen; nennt doch Lenaeus bei Suet. *de gramm. et rhet.* 15 (S. 112 R.) den Sallust sogar *priscorum Catonis verborum ineruditissimum furem.*

---

[1]) Vgl. G. Bruennert, *De Sallustio imitatore Catonis Sisennae aliorumque veterum historicorum Romanorum* (Jen. Diss. 1873): Cap. I A. *Quid ad Catonem referendum sit: de grammaticis rebus* (p. 7—11), *de vocibus* (p. 11—13), *de sententiarum imitatione* (p. 16 ff.).

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Callicula[1])

Die Höhe am Rande Campaniens, bei der Hannibal im Herbst 217 v. Chr. sich durch die berühmte List den Weg nach Samnium öffnete, wird uns von unseren Quellen ausdrücklich genannt. Bei Polybius heißt sie bzw. der ganze Höhenzug Eribianus, bei Livius lautet ihr Name Callicula. Da wir jedoch keine anderweitigen Zeugnisse besitzen, durch welche uns eine genaue Festlegung der Örtlichkeit möglich wäre, so konnte auch die topographische Deutung des Manövers Hannibals sehr verschieden ausfallen.

Zwar kann kein Zweifel sein, daß der Paß nur am Nordrande Campaniens gesucht werden darf und durch das Tal des mittleren Volturnus nach Alt-Samnium (um Bovianum) geführt haben muß, und ferner, daß Hannibal nach dem ausdrücklichen Zeugnis der Quellen die campanische Tiefebene auf demselben Wege verlassen hat, auf dem er in sie eingedrungen ist. Voigt nahm nun die Enge zwischen dem Volturnus selbst und dem Gebirgsabhang von La Palombara bei Triflisco (etwa 5 km oberhalb Casilinum, des heutigen Capua) an. Nissen führte dagegen an S. 687: 'Unter diesen (Einfallwegen aus dem Binnenland nach Campanien) kam der . . . den Fluß entlang führende Weg für Hannibal nicht in Frage, weil die Flußenge von dem 5 km unterhalb gelegenen Casilinum leicht zu sperren war.' Diese Behauptung dürfte sich kaum beweisen lassen, zumal da in Wirklichkeit Hannibal das Feld beherrschte und das römische Heer unter Fabius, wie Nissen selbst zugibt, 'in einem Abstand von 1—2 Tagemärschen hinterdreinrückte.' Wohl aber kann das, was Kromayer (S. 223) gegen diese Annahme geltend macht, als vollkommen stichhaltig angesehen werden.

Es bleibt also nur die Einsenkung zwischen Rocca Monfina und Monte Maggiore als Weg Hannibals aus dem Falernerland, d. h. Nordcampanien, nach dem mittleren Volturnus übrig. Zwischen dem campanischen Tieflande und dem Tieflande am mittleren Volturnus liegt das viereckige, etwa 10 km lange und 7 km breite Becken von Teanum (Teano), im Westen von der Rocca Monfina, im Osten vom Bergland von Cajazzo, im Süden von der Kette des Monte Maggiore und im Norden vom Gebirgsriegel von Vairano eingeschlossen. An der Nordwest- wie an der Südwestecke, also zwischen Rocca Monfina und Vairanoriegel sowie Montemaggiore-Kette, sind hügelige, von Bächen durchschnittene Einsenkungen von 2 km Breite. Aber während die

[1]) Literaturnachweise und Landkarte s. bei Kromayer III, 1.



Via Latina durch die Nordwestecke in das Becken von Teanum einlief, schnitt sie von Teanum aus die Südwestecke ab und ging über den niedrigen Sattel der Montemaggiore-Kette zwischen Taverna Torricella und dem Dorfe Vairano nach Cales (Calvi) und in das campanische Tiefland. Hier nahm Nissen Hannibals Durchbruch an und vermutete die Stellung der Hauptmacht des römischen Heeres auf dem Hügeldreieck von Sparanise, ohne freilich die Einzelheiten der Quellenberichte bestimmter in das Gelände einzupassen [1]).

Nissens Ansicht jedoch glaubt Kromayer in seinen 'Antiken Schlachtfeldern' III, 1, S. 224 verwerfen zu müssen. Denn erstens liege der Engpaß zwischen Cales und Teanum bereits innerhalb der Landschaft Campanien, da nach Pol. III, 91, 5 auch Teanum noch dazu gehöre; der von Polybius gemeinte Engpaß indessen sei eine *εἰσβολή* nach Campanien, müsse also an der Grenze der Landschaft, mithin noch jenseits Teanum liegen. Dagegen ist jedoch zu bemerken, daß Teanum allerdings streng genommen nicht mehr zum campanischen Tiefland zu rechnen ist, da es bereits auf dem Abhang des nördlichen Randgebietes liegt, daß jedoch Polybius' Landschaftsschilderung sich gerade auf die gesegnete Tiefebene um Capua bezieht und daß er im Gegensatz zum Flachland die gebirgige Umgrenzung besonders hervorhebt (*τὰ γὰρ πεδία τὰ κατὰ Καπύην ἐπιφανέστατα μέν ἐστι τῶν κατὰ τὴν Ἰταλίαν καὶ διὰ τὴν ἀρετὴν καὶ διὰ τὸ κάλλος . . . ἅμα δὲ τοῖς προειρημένοις ὀχυρὰ δοκεῖ καὶ δυσέμβολα τελέως εἶναι τὰ πεδία*).

---

1) Nissen, Italische Landeskunde, II S. 687 f.: 'Die südwestlichen Fortsetzungen des Monte Maggiore (1037 m) werden niedriger. Zunächst folgt das 6 km lange, 400 bis 500 m hohe Massiv von Rocchetta als Verkehrshindernis, sodann aber eine breite Mulde, durch welche die Via Latina mit geringfügiger Steigung von 10—20 m von Teanum nach Cales und in die weite Ebene gelangt. Die Länge des Passes beträgt reichlich 2 km. Er wird im Norden von dem erwähnten Massiv überragt, im Süden von dem Hügeldreieck (211—226 m) oberhalb Sparanise (70 m). An dies Dreieck stößt eine 1 km breite Einsenkung, die von der Eisenbahn benutzt wird, endlich beschließt als losgelöstes Glied der Hügel von Francolise (143 m) den ganzen vom Monte Maggiore ausgehenden Zug.' Beim Einmarsch nach Campanien hatte Hannibal 'die Wahl, entweder südwestlich dem Savo entlang durch die 8 km lange, 1—2 km breite Öffnung zwischen dem Fuß der Rocca Monfina und den Ausläufern des Monte Maggiore nach dem Meer hinzustoßen oder südwärts der Via Latina folgend die kürzeste Linie nach dem Volturnus und Capua einzuschlagen. Für den letzteren Weg gab die Hoffnung, Capua zu gewinnen, den Ausschlag.' Beim Rückmarsch Hannibals nun, der auf demselben Wege erfolgte, 'gedachte Fabius dem Feinde die Beute abzujagen. Zu dem Zweck sperrte Fabius die Flußenge durch Besetzung Casilinums, den Paß der Via Latina bei Cales durch eine Abteilung von 4000 Mann und schlug mit dem Hauptheer sein Lager auf den Höhen bei Sparanise auf, von wo aus der Weg am Savone entlang und die lateinische Straße gleichermaßen beobachtet und angegriffen werden konnten. Jener war für den Abzug der Karthager mit ihrem ungeheuren Troß deshalb ungeeignet, weil er auf 8 km hinaus von beiden Seiten belästigt werden kann, während die gefährliche Strecke auf der Latina nur ein Viertel so lang ist. Indem Hannibal 2000 Ochsen mit brennenden Reisigbündeln auf den Hörnern die seitliche Anhöhe, d. h. eine Steigung von 100 m hinauftreiben ließ, eilte die römische Besatzung dem vermeintlichen Feind entgegen und gab den Talgrund frei, so daß Heer und Troß im Verlauf einer Nachtwache ungehindert hindurchrückten.'



Wenn er also von den *εἰσβολαί* spricht, so meint er naturgemäß die Eingangstore durch das Randgebirge nach der campanischen Ebene (*τὰ μὲν γὰρ θαλάττῃ, τὸ δὲ πλεῖον ὄρεσι μεγάλοις πάντῃ καὶ συνεχέσι περιέχεται, δι᾽ ὧν εἰσβολαὶ τρεῖς ὑπάρχουσι μόνον ἐκ τῆς μεσογαίου στεναὶ καὶ δύσβατοι*). Daher kann man recht wohl sagen, daß der Paß zwischen Teanum und Cales der Schilderung des Polybius durchaus nicht widerspricht, vielmehr, daß er dem Sinn der Stelle eigentlich gerade entspricht.

Ebensowenig stichhaltig sind die militärischen Gründe, die Kromayer gegen Nissen anführt. Was wenigstens den Einwurf betrifft, daß 'von Taverna Torricella aus eine Bewegung von Süden her gegen das Hügelland von Sparanise nicht sichtbar sei, daß also die hier stehenden römischen Streitkräfte Hannibals Demonstration mit den Ochsen von hier aus gar nicht hätten bemerken können', so ist er eigentlich gegenstandslos, da Nissen sich über die beiderseitige Aufstellung gar nicht bestimmt geäußert hat. Weiter behauptet Kromayer, 'die Nichterwähnung der zwei festen Städte Cales und Teanum, die bei Operationen in dieser Gegend wichtige Stützpunkte sein mußten, würde hier noch mehr wundernehmen als die Übergehung des Volturnus bei dem Voigtschen Lösungsversuch.' Doch in welcher Weise sollten diese Plätze sich als 'Stützpunkte' betätigen und von Wichtigkeit für den Feldzug werden? Hannibal beherrschte das Feld und zog frei im Lande umher, um es zu verwüsten, unbekümmert um die festen Plätze und um die römischen Heere[1]). Der römische Diktator mit seiner Gesamtstreitmacht vermied es geflissentlich, dem Feinde im Felde entgegenzutreten und wagte höchstens zu hoffen, ihm im Engpasse wenigstens die Beute abzujagen. Was sollte ihm also da die Handvoll Kolonisten von Cales oder von dem noch fast eine geographische Meile vom Passe entfernten Teanum für entscheidende Dienste zu leisten vermögen? Die blieben vermutlich still hinter ihren Mauern, vollauf durch die Aufgabe in Anspruch genommen, die Plätze gegen Überrumpelungen zu schützen.

Sind also auch Kromayers Gründe gegen Nissen nicht dazu angetan, den Paß bei Cales als Hannibals Durchbruchsstelle abzulehnen, so muß noch die von ihm selbst vorgeschlagene topographische Deutung des polybianischen Berichts auf ihre Berechtigung geprüft werden.

Kromayer selbst nun glaubt die richtige Örtlichkeit in dem Paß von Borgo San Antonio gefunden zu haben, d. h. an der Nordostecke des Beckens von Teanum, in der etwa 1 km breiten, völlig ebenen Talsohle zwischen dem Vairanoriegel und dem Bergland von Cajazzo, welche die Verbindung zwischen dem Becken von Teanum und dem Tal des mittleren Volturnus bildet. Diesen Paß soll Fabius mit 4000 Mann besetzt und die Hauptmasse seines Heeres auf dem Südwestabhang des Vairanofelsens gelagert haben.

Hiergegen ist jedoch mancherlei einzuwenden.

Zunächst der letzte seiner eigenen Beweisgründe gegen Nissen,

---

[1]) In gleicher Weise sogar noch im Jahre 211 mit seinen erheblich geringeren Streitkräften. Vgl. Liv. XXVI 8, 9—10 und 9, 1—2.

wenn er stichhaltig wäre. Denn hier befinden sich die Lager Hannibals und Fabius' nur ganz unwesentlich weiter von Cales und Teanum entfernt, so daß eine Erwähnung dieser beiden Stützpunkte mit dem gleichen Rechte erwartet werden dürfte, wie bei der Nissenschen Annahme — wenn dieses Argument überhaupt als stichhaltig angesehen werden dürfte. Ferner hätte der Fluß, der durch die Talenge fließt, wohl kaum unerwähnt bleiben können. Dann ist auch Fabius' Lager auf den Bergen von Marganello mit einem Höhenunterschied von nicht weniger denn 300 m zwischen seiner West- und Ostseite wenig wahrscheinlich, zumal seine Entfernung von dem zu deckenden Passe sogar in der Luftlinie mehr als 4 km beträgt. Außerdem ist nicht anzunehmen, daß Fabius, der überhaupt das ebene Land gegenüber Hannibal grundsätzlich mied, geglaubt haben soll, mit 4000 Mann eine völlig ebene Talsohle von 1 km Breite gegen das Heer eines Hannibal erfolgreich sperren zu können, ganz abgesehen davon, daß eine Auseinanderlegung der 4000 Mann und der römischen Hauptmacht um 4 km ein Zusammenwirken beider Teile fast ganz unmöglich hätte machen müssen. Dazu kommen aber noch wesentliche Bedenken, zu denen der Wortlaut des Polybius Anlaß gibt. Denn der Paß wird dort als *στενά* und *δυσχωρίαι* und als eine *εἰσβολὴ στενὴ καὶ δύσβατος* bezeichnet. Außerdem hätte Polybius, wenn der Paß 1 km breit war, schwerlich gesagt: 4000 Mann *ἐπ' αὐτῆς τῆς διεκβολῆς ἐπέστησεν*, sondern wahrscheinlich *ἐν αὐτῇ τῇ διεκβολῇ*. Ferner kann der Paßweg nicht völlig eben gewesen sein, denn Polybius sagt, daß 'das Gelände im Engpasse an der Paßhöhe für einen Angriff geeignet gewesen sei (*καθ' ὑπερβολὴν εὐφυεῖς τόπους πρὸς ἐπίθεσιν*). Auch könnte eine Stellung des Fabius bei Vairano nicht wohl als vor dem Engpasse befindlich bezeichnet werden (*ἐπί τινα λόφον ὑπερδέξιον πρὸ τῶν στενῶν*). Überhaupt aber spielt sich der ganze Vorgang bei Polybius unmittelbar am Rande der campanischen Tiefebene ab, aber nicht 15 km dahinter. Denn während Fabius auf den Randhöhen um die *διεκβολή* stand, marschiert Hannibal heran und lagerte *ἐν τοῖς ἐπιπέδοις ὑπ' αὐτὴν τὴν παρώρειαν*. Ferner hören wir, daß der römische Feldherr Hannibals Absicht erkannte (*κατανοῶν αὐτοῦ τὴν ἐπιβούλειαν*). Das will nicht recht passen zu einer Stellung so weit vom Rande der campanischen Tiefebene. Jedenfalls aber müßten wir in solchem Falle von einer Rückwärtsbewegung der Römer um diese 15 km noch dazu durch das freie und ebene Gelände des Teanobeckens hören. Aber während der höchstens 10 km betragende Anmarsch der Karthager vom Volturnus bis an das Randgebirge ausdrücklich erwähnt wird (93, 1: *παραγενομένων δὲ τῶν Καρχηδονίων*), verlautet von einer römischen Marschbewegung gar nichts.

Nach alledem dürfte es unzweifelhaft sein, daß Polybius' Darstellung sich nicht auf den Paß von Borgo San Antonio beziehen kann, sondern daß der Durchbruch in einem wirklichen, über eine Gebirgsschwelle führenden Engpaß unmittelbar am Rande der nordcampanischen Tiefebene, des Ager Falernus, erfolgt ist, wie denn auch Polybius zusammenfassend bemerkt (94, 7): *Ἀννίβας μὲν οὖν τοιαύτην ἐκ τοῦ Φαλέρνου ποιησάμενος τὴν ἔξοδον.*



Am nächsten liegt es nun, von vornherein zu vermuten, daß Hannibal die Hauptlinie des Verkehrs gewählt hat, den durch eine römische Heerstraße (Via Latina) gebahnten Weg von Casilinum (Capua) über Cales (Calvi) nach Teanum (Teano), freilich schwerlich aus dem von Nissen angeführten Grunde (S. 688, 'weil er mit seinem ungeheuren Troß [am Savone d. h. in der 2 km breiten Einsenkung zwischen der Rocca Monfina und dem Südwestende des Montemaggiore-Zuges] auf 8 km hinaus von beiden Seiten [Nissen scheint an römische Höhenstellungen zu denken] belästigt werden konnte, während die gefährliche Strecke auf der Via Latina nur ein Viertel so lang war', denn zweifellos wäre Hannibal jedes Heraustreten des Feindes aus seinen Stellungen nur erwünscht gewesen wegen der Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit eines entscheidenden Erfolges durch einen neuen Sieg. Vielmehr ist anzunehmen, daß ihn lediglich die bessere Gangbarkeit des Weges, namentlich für seinen Troß, bestimmen mußte, die Via Latina zu wählen, da in der Savosenke erstens dieser Fluß, zweitens aber durchschnittlich fast auf jeden Kilometer eines der zahlreichen Nebenflüsschen zu überschreiten gewesen wäre, die zwar alle nicht sehr bedeutend zu sein, aber ebenso wie der Savo selbst in ziemlich tief eingeschnittenem Bette zu fließen scheinen.

Polybius selbst nun freilich gibt keine bestimmten geographischen Anhaltepunkte, abgesehen von dem sonst unbekannten Namen Eribianus. Aber bei Livius finden sich außer dem Namen Callicula genug positive Angaben, um uns erkennen zu lassen, wo wir den Engpaß zu suchen haben. XXII, 13,6: Per Calenum agrum in campum Stellatem descendit. 15,3: (Fabius) cum satis sciret per easdem angustias, quibus intraverat Falernum agrum, rediturum, Calliculam montem et Casilinum occupat modicis praesidiis, quae urbs Volturno flumine dirempta Falernum a Campano agro dividit. Er bemüht sich also, dem Feinde schleunigst die beiden Hauptausgänge aus dem Falernerland zu verlegen, erstens den Übergang der Via Latina über den Volturnus in Casilinum durch eine Verstärkung der Besatzung dieser Festung und zweitens durch Vorschiebung einer Heeresabteilung von 4000 Mann das Gebirgstor bei Cales, die angustiae des Callicula, womit gar keine andere Stelle gemeint sein kann, als der Übergang der Via Latina über den Montemaggiore-Zug bei Calvi. 15,4: ipse iugis iisdem exercitum reducit d. h. über die nördlichen Randhöhen des Ager Falernus, über die Abhänge des Mons Massicus, zurück zu dem Eingangstor nach dem Ager Falernus. Die zur Erkundung vorausgeschickten 400 bundesgenössischen Reiter unter L. Hostilius Mancinus ließen sich durch die numidischen Reiter in die Ebene hinablocken fast bis an das karthagische Lager heran. Hier von Karthalo angegriffen, flohen sie spornstreichs von dannen und wurden auseinandergesprengt: ipse (Mancinus) et delecti equitum circumventi occiduntur; ceteri Cales primum, inde prope inviis callibus ad dictatorem perfugerunt. Also auf den Höhen bei Cales hat das inzwischen vereinigte römische Hauptheer des Diktators und des Magisters equitum Aufstellung genommen d. h. zweifellos auf dem Höhendreieck von Sparanise. 15,12: Dictator ac magister equitum

castra in viam deferunt, qua Hannibal ducturus erat. 14, 6 f.: inclusus inde videri Hannibal via ad Casilinum obsessa . . . itaque cum per Casilinum evadere non posset petendique montes et iugum Calliculae superandum esset . . . principio noctis furtim succedere ad montes statuit.

Es kann also nicht mehr zweifelhaft sein, daß Hannibals Durchbruch durch den Engpaß des Gebirgssattels des Callicula an der Via Latina zwischen Cales und Teanum und genauer zwischen dem Bergdorfe Visciano und der Taverna Torricella angesetzt werden muß. Es bedarf nur noch der Untersuchung, wie sich die polybianische Schilderung des Ereignisses in dieses Gelände einfügt.

Nach Polybius III, 92, 10 und 11 war der Paß eng und auf der Höhe des Sattels geeignet zur Ausführung eines Angriffs; deshalb stellte Fabius an die Ausmündung des Passes 4000 Mann mit der Weisung, im geeigneten Augenblick die Gunst des Geländes entschlossen auszunutzen (*Φάβιος . . . θεωρῶν τοὺς τόπους στενοὺς ὄντας καὶ καθ' ὑπερβολὴν εὐφυεῖς πρὸς ἐπίθεσιν, ἐπ' αὐτῆς μὲν τῆς διεκβολῆς περὶ τετρακισχιλίους ἐπέστησε, παρακαλέσας χρήσασθαι τῇ προθυμίᾳ σὺν καιρῷ μετὰ τῆς τῶν τόπων εὐφυΐας*). Paßt diese Angabe nicht vorzüglich zu Kromayers eigener Geländebeschreibung? Denn nach seiner Karte liegt die von Cales etwa 2 km entfernte Paßhöhe kaum mehr als 20 bis 25 m über der Bodenhöhe dieses Ortes und erscheint als ein ziemlich flacher, gleichmäßiger, muldenartig eingesenkter und wohl gangbarer Sattel zwischen den erst etwa 1 km rechts und links der Via Flaminia steiler ansteigenden Höhen, während die Straße erst an der *διεκβολή* zwischen der Paßhöhe und dem Savobett bei der Taverna Torricella hart an die schroffen Felshänge der rechten Seitenwand sich anschmiegt. Auch sagt Kromayer selbst S. 224: 'Der Paß von Calvi kann nur in seinem nördlichen Teile bei Taverna Torricella als ein leicht zu sperrendes Defilee bezeichnet werden. Von Calvi bis dahin geht der Weg durch offenes Gelände, nur gelegentlich in einem eingeschnittenen Hohlwege, oberhalb dessen aber wieder offenes Terrain ist . . . Die Stellung der 4000 Mann würde man sich daher nur bei Taverna Torricella denken können.' Während er selbst daraus den Schluß zieht, daß 'der Paß militärisch keine Bedeutung hat,' kann ich nur mit Nachdruck darauf hinweisen, daß er gerade den Anforderungen des polybianischen Berichtes genau entspricht.

Fabius bezog mit seiner Hauptmacht sein Lager auf einem den Talgrund überragenden Höhenrücken vor dem Engpaß (92, 11: *αὐτὸς δὲ τὸ πολὺ μέρος ἔχων τῆς δυνάμεως ἐπί τινα λόφον ὑπερδέξιον πρὸ τῶν στενῶν κατεστρατοπέδευσε*). Damit kann nur der westlich Calvi und links neben der Via Latina sich 50 bis 70 m erhebende, von schroffen Felsstürzen freie Höhenzug gemeint sein, dessen höchster (hinter dem römischen Lager gelegener) Gipfel Ettore noch um weitere 50 bis 60 m aufragt. Diese Stellung ermöglichte einen Gefechtsaufmarsch des römischen Heeres auf dem verhältnismäßig sanften Abhang zwischen dem Lager und der Via Latina und lag in der Tat für den aus der Volturnoebene anrückenden Hannibal gerade vor der Paßhöhe.

Hannibal rückte bis an den Fuß der Randhöhen heran, also an

Cales vorbei, und lagerte am äußersten Saum des Flachlandes (παραγενομένων δὲ τῶν Καρχηδονίων καὶ ποιησαμένων τὴν παρεμβολὴν ἐν τοῖς ἐπιπέδοις ὑπ' αὐτὴν τὴν παρώρειαν), also wohl nördlich von Cales, was ja auch der livianischen Angabe entsprechen würde (16, 1): duo inde (d. h. vom römischen Lager) milia hostes aberant. Begannen die Karthager von hier aus gegen die Paßhöhe vorzurücken, so konnte ihr agmen in der Tat als vallibus inclusum bezeichnet werden (16, 5). Bei dieser Lage der Dinge konnte sich Fabius allerdings Hoffnung machen, dem Gegner zum wenigsten die Beute abzujagen, vielleicht aber sogar dem ganzen Kriege mit einem vernichtenden Schlage ein Ende zu machen (τὴν μὲν λείαν αὐτῶν ἤλπισεν ἀδηρίτως περισυρεῖν, ὡς δὲ τὸ πολὺ καὶ τοῖς ὅλοις πέρας ἐπιθήσειν διὰ τὴν τῶν τόπων εὐκαιρίαν), und überlegte sich schon den Angriffsplan für den nächsten Tag. Doch Hannibal beschloß einer so gefährlichen Umklammerung schon während der Nacht durch ein Manöver zuvorzukommen. Er ließ Fackeln herrichten und 2000 Ochsen aus der Beute auslesen und vor dem Lager zusammenbringen. Dann ließ er die Arbeitstruppen antreten und zeigte ihnen einen Gebirgsübergang zwischen seinem Lager und der Paßhöhe der Via Latina, wohin sie mit aller Energie nach erteiltem Befehl die Ochsen bis zur Höhe emportreiben sollten (ὑπέδειξε τοῖς λειτουργοῖς ὑπερβολήν τινα μεταξὺ κειμένην τῆς αὐτοῦ στρατοπεδείας καὶ τῶν στενῶν, δι' ὧν ἔμελλε ποιεῖσθαι τὴν πορείαν, πρὸς ἣν ἐκέλευε προσελαύνειν τοὺς βοῦς ἐνεργῶς καὶ μετὰ βίας, ὅταν δοθῇ τὸ παράγγελμα, μέχρι συνάψωσι τοῖς ἄκροις). Diese ὑπερβολή kann nur gegenüber dem Lager des Fabius zu suchen sein und muß wesentlich höher gewesen sein als die Paßhöhe der Via Latina. Zweifellos war es die Einsenkung zwischen den Höhen 407 und 466 nördlich Visciano, also etwa 250 m über dem ungefähr 2 km entfernten karthagischen. Lager und ebenso weit von der Paßhöhe der Via Latina entfernt.

Nach Verlauf des ersten Drittels der Nacht ließ der karthagische Feldherr sein Heer antreten, den Ochsen die Fackeln an die Hörner anbinden und die Tiere alsbald mit brennenden Fackeln durch die Arbeitstruppen die Höhen des Gebirges (πρὸς τὰς ἀκρωρείας) emporjagen. Die Leichtbewaffneten aber erhielten die Weisung, den Treibern eine Strecke weit von hinten her zu helfen. Sobald aber die Tiere gehörig in Zug gekommen seien, sollten sie zu beiden Seiten nebenherlaufen und die Stiere nach der Mitte zusammentreiben, zugleich aber die Höhen zu gewinnen suchen, um die für die Tiere bestimmte Übergangsstelle zu decken und etwa erfolgenden Vorstößen des Feindes nach diesem Punkte entgegenzutreten (93, 8—9).

Mittlerweile rückte das karthagische Heer unten im Tale auf der Via Flaminia bis zum Engpaß vor (ἧκε πρὸς τὰ στενὰ καὶ τὰς διεκβολάς), offenbar im Vertrauen darauf, daß Fabius in der Nacht seine Lagerstellung auf keinen Fall verlassen würde. Aber auch die 4000 römischen Soldaten, welche die Paßhöhe besetzt halten sollten, brauchten nicht erst von dem an der Spitze des karthagischen Heeres marschierenden, an Zahl weit überlegenen schweren Fußvolk Hannibals über den Haufen gerannt zu werden, denn sie waren nach der Höhe 407 hinauf-

geeilt in dem Wahne, daß Hannibal dort durchzubrechen beabsichtige. Nach leichtem Gefecht mit den feindlichen Leichtbewaffneten blieben sie mangels jeden Überblicks dort oben stehen, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Aus demselben Grunde hütete sich Fabius, den Schutz seiner Lagerstellung während der Dunkelheit zu verlassen. Währenddessen konnte daher Hannibal unangefochten im Laufe der Nacht sein ganzes Heer samt dem Troß und der gewaltigen Beute durch den Engpaß führen. Beim Morgengrauen sodann ließ er eine Abteilung Iberer gegen die Höhe 407 (und 466) vorgehen, um nach kurzem Gefecht mit den römischen Legionären den Abstieg seiner Leichtbewaffneten ohne weitere Mühe und Gefahr zu sichern. Inzwischen hatten vermutlich auch die Arbeitstruppen mit den 2000 Stieren die pfadlose Höhe des Nebenpasses beim Scheine der Fackeln überstiegen. Denn der Hauptzweck der Fackeln war naturgemäß die Beleuchtung der nächsten Umgebung, und infolgedessen müssen sie auch so angebracht gewesen sein, daß sie nicht bis auf die Hörner und das Fleisch der Tiere herunterbrennen konnten und auch ein Herabfallen glimmender Teile auf die Tiere selbst ausgeschlossen war; sonst hätten sie sich naturgemäß auf keine Weise trotz noch so großer Treibermassen als Herde zusammenhalten lassen. Livius hat seiner Auffassung von diesem Manöver mit reger Phantasie willig Raum gegeben (17, 2—5), während Polybius von solchen irrtümlichen Ausmalungen frei ist.

So ergibt sich aus der richtig verstandenen Darstellung des griechischen Gewährsmannes klar und, wie ich denke, sachlich einwandfrei, daß das von Hannibal überstiegene iugum Calliculae, d. h. Viehsteigpaß, nicht der Gebirgsriegel von Vairano, sondern der Höhensattel zwischen Cales und Teanum ist. Was Polybius mit seiner Bezeichnung *κατὰ τὸν Ἐριβιανόν* meint, ist aber auch für das Verständnis des berühmten Manövers Hannibals völlig belanglos.

Berlin-Steglitz. Konrad Lehmann.



Das werdende Handbuch der Archäologie[1])

Nachdem ich vor zwei Jahrzehnten mit einer Entschiedenheit, die damals einiges Aufsehen erregte, schwerlich aber unbillig gefunden wurde, den Stab gebrochen hatte über Karl Sittls *μέγα κακόν*, durch das Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft entstellt ward[2]), mußte ich mich fast für verpflichtet halten, das neue Handbuch der Archäologie, das Sittls Machwerk ersetzen und endgültig beseitigen sollte, bei seinem Erscheinen zu begrüßen, und ich übernahm umso lieber eine der mir angebotenen Besprechungen, als ich mich mit der schweren Aufgabe eines solchen Handbuchs seit Jahren in Gedanken viel beschäftigt, ja sie gewissermaßen *in nuce* in meiner 'Archäologie'[3]) zu lösen versucht hatte. Im Einverständnis aber mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift beschloß ich, die zweite Lieferung abzuwarten, um dann ein umso besser begründetes Urteil abgeben zu können, und ich durfte diese Verzögerung umso eher als entschuldbar ansehen, als ich dem neuen Handbuch in meinem vor der Marburger Philologenversammlung gehaltenen Vortrag über Otto Jahn bereits einige Worte gewidmet hatte[4]).

Dann kam der Krieg und hemmte, wie so vieles andere, auch den ersehnten Fortgang dieses großen Werks, und als der Herausgeber des 'Sokrates' sich auf meinen Wunsch noch einmal mit der Verschiebung der Besprechung einverstanden erklärte, da ahnten wir beide nicht, wie lang diese Hemmung währen sollte. Nun aber, nachdem fast drei Jahre seit der Übernahme der Verpflichtung vergangen sind, glaube ich mich der erneuten Erinnerung daran nicht länger entziehen zu dürfen.

Der Name des Herausgebers und die seiner vierundzwanzig Mitarbeiter sind uns auch Bürgschaft genug dafür, daß die Fortsetzung hinter dem auf diesen ersten 184 Seiten Geleisteten nicht zurückbleiben wird. Diese fünfundzwanzig Namen können, wie als Bürgschaft des Gelingens, so als Entschuldigung des einstigen Mißlingens des von Karl Sittl allein unternommenen Werkes gelten und nicht minder als Ruhmes-

---

1) Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Band VI: Handbuch der Archäologie herausgegeben im Verein mit P. Arndt, F. W. v. Bissing, L. Curtius, H. Dragendorff, K. Dyroff, E. Fiechter, G. Herbig, G. Karo, E. Löwy, A. Mayr, E. Pernice, E. Pfuhl, A. Rehm, G. Roeder, Br. Sauer, H. Schmidt, A. Schulten, J. Sieveking, M. Streck, L. v. Sybel, H. Thiersch, Th. Wiegand, P. Wolters, R. Zahn von H. Bulle. Erste Lieferung: Band I S. 1—184. München, Beck, 1913. Preis 4 ℳ.

2) Göttingische gelehrte Anzeigen 1895 S. 551—69.

3) Sammlung Göschen.

4) Sokrates II 1914 S. 9 ff.

titel Adolf Furtwänglers, der es allein auf sich genommen hatte und, wenn irgendeiner, auf sich nehmen durfte, das verfehlte Handbuch durch ein besseres zu ersetzen.

'Zwei Darstellungen der Geschichte der antiken Kunst waren, wie uns die "Ankündiguung" sagt, von Furtwängler geplant, eine streng gelehrte, mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat ausgestattete, und daneben eine kürzere, die für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt war. Den Anfang der zweiten hat Furtwängler in den Herbstferien 1907 vor seiner letzten Reise nach Ägina niedergeschrieben. Wie das in der Deutschen Rundschau 1908 veröffentlichte Bruchstück erkennen läßt, wäre es eine groß gesehene Geschichte der griechischen und römischen Kunst geworden. Das größere, von dem Verfasser nicht mehr in Angriff genommene Werk war dazu bestimmt, im Rahmen des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft eine Gesamtdarstellung der Archäologie zu geben, wie sie seinerzeit Karl Sittl zu schreiben versucht hatte.'

Die 'wahrhaft kritische Geschichte der alten Kunst,' für die ich in jenem Vortrag in Marburg unserer Wissenschaft einen anderen Otto Jahn gewünscht habe, wäre das schwerlich geworden, obgleich Furtwängler in seinen letzten Jahren, wie mich dünkt, nicht mehr der Furtwängler der 'Meisterwerke' gewesen ist. Aber das Buch sollte auch weit mehr bringen als eine Geschichte der Kunst, gar nur der Griechen und Römer. Eine solche nun durch Arbeitsteilung entstehen zu lassen wäre bedenklich, weit bedenklicher als eine 'Weltgeschichte in Einzeldarstellungen.' Aber wenn neben der 'klassischen' Kunst Ägypten und Vorderasien, die Vorzeit Griechenlands, die Urzeit aller übrigen Länder der alten Welt, endlich die Ausläufer der griechisch-römischen Kunst ihren Platz forderten, dann ließ sich schon eher an eine Arbeitsteilung denken, und innerhalb der klassischen Kunst mochte die oft beliebte Scheidung der Baukunst, Bildkunst, Malerei hier allenfalls noch einmal statthaft scheinen. So entschloß man sich denn, den Stoff zu verteilen, als sich nach Furtwänglers Tod begreiflicherweise kein einzelner bereit finden ließ, die verwaiste Aufgabe als Ganzes zu übernehmen. Unbedenklicher noch war solche Arbeitsteilung bei den Abschnitten, die der Geschichte der Kunst vorausgehen und folgen sollten. Zwei Bände des geplanten Werks sollen der Geschichte gewidmet sein; auf vier aber (mit den Abbildungen auf fünf) ist das Werk berechnet.

Von 'Gegenständen und Hilfsmitteln der archäologischen Forschung' soll der erste Band handeln, eine 'Systematische Denkmälerkunde' soll ein vierter bringen. Da konnte füglich jedes einzelne Kapitel einem anderen zugewiesen, mehr als eines auf verschiedene Verfasser verteilt werden.

Nur die ersten drei Kapitel des ersten Bands sind bis jetzt erschienen. Da spricht der Herausgeber Heinrich Bulle über Wesen und Methode der Archäologie (S. 1—79), während Bruno Sauer die Geschichte der Wissenschaft erzählt (S. 80—141), Theodor Wiegand Untergang und Widergewinnung der Denkmäler schildert. In den folgenden Kapiteln sollen Dyroff, Herbig und Rehm (D) die Schriftdenkmäler des Altertums a) nach Schriftform und Sprache,

b) nach Gattungen und Inhalt kennen lehren, Sauer (E) von den antiken Schriftzeugnissen zur Denkmälerkunde handeln, endlich Sauer, Roeder, Schulten und Streck in einer 'archäologischen Ortskunde' und einer 'Museographie' 'Die Denkmäler nach ihrem Ort' vorführen. Darauf folgt dann, wie schon gesagt, im zweiten und dritten Band die Geschichte der Kunst des Altertums, bei der nicht weniger als sechzehn Forscher sich in die Arbeit geteilt haben. Endlich handeln im vierten Band von Stoffen und Technik (A) Bulle, Fiechter und Pernice, von Formen und Stil (B) Bulle, Fiechter und Pfuhl, von den Gegenständen der Darstellung (C) Curtius, von den Denkmälern nach ihrem Zweck (D) derselbe, von Künstler und Käufer (E) Löwy, vom Künstler und Beurteiler, von der antiken Ästhetik (F) Bulle.

Nicht geringe Hoffnung setze ich auf die Geschichte der alten Kunst. Sie soll einen stattlichen Stamm gesicherten Wissens um die alte Kunst erkennen lassen; sie mag dieses Stammes Wachstum bis in die feinsten Verästelungen kühner Hypothesen verfolgen, aber sie muß erbarmungslos alle geilen Triebe abschneiden, die zuweilen den Stamm so umwuchern, daß seine gesunde Kraft kaum noch erkennbar ist. Das Vertrauen aber in die Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit der hier geübten Kritik darf nicht allein auf der Wertschätzung des Kritikers beruhen, sondern es muß sich auf Grundsätze und Maßstäbe gründen, die dem Bereich der Subjektivität entrückt zu sein scheinen. Dergleichen hoffen wir im vierten Band zu finden, zumal in seinem zweiten Kapitel, das von 'Formen und Stil' handeln soll, und ich bekenne, daß ich auf diese Teile des Buches ganz besonders gespannt bin, und wenn der Forscher, der uns die Grundsätze darlegt ein anderer ist als der, den wir sie anwenden sehen in seiner geschichtlichen Darstellung, so kann das unser Zutrauen nur stärken zu den Grundsätzen wie zu der Darstellung. Was Sittl von archäologischer Methode uns zu bieten hatte, das konnte nach seiner Art und Arbeitsweise nur dürftiges Gestammel sein; für das, was hier zu erwarten steht, weckt Bulles einleitender Abschnitt über Wesen und Methode der Archäologie das günstigste Vorurteil.

In dem Urteil über den Namen und Begriff glaube ich mit Bulle minder uneinig zu sein, als es nach ein paar Stellen, an denen er meiner 'Archäologie' die Ehre der Erwähnung erweist, scheinen könnte. Freilich habe ich den Namen 'wunderlich und nur durch den Gebrauch verständlich' genannt. Aber damit habe ich ihn nicht 'anfeinden', noch der Sprache das Recht bestreiten wollen, den Worten durch den Gebrauch einen besonderen Sinn zu geben, den sie an sich nicht haben. Immerhin dürfte es nicht leicht eine andere Wissenschaft geben, deren Name auch für den, der die Sprache, aus der der Name stammt, kennt, an sich so wenig deutlich ist, wie dieser, und wunderlich kommt er uns dann besonders deshalb vor, weil er bei scheinbarem Gleichklang so ganz anders gebildet ist als der Name der Schwesterwissenschaft 'Philologie'. Wichtiger ist es mir aber, die Vorstellung abzuwehren, als ob ich unter Archäologie nichts anderes verstanden hätte, als 'die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern des Altertums in dem Umfang in dem ihr auf

unseren Hochschulen ein besonderer Lehrstuhl zugestanden ist, d. h. in der Beschränkung auf die Griechen und Römer' (Bulle S. 4 u. S. 75). Dies habe ich doch nur als den landläufigen Begriff bezeichnet, nicht für eine Definition ausgegeben, meinerseits vielmehr die Archäologie 'Denkmälerforschung im weitesten Sinn' genannt, auch auf die anderen 'Archäologien', die neben der 'klassischen' bestehen oder bestehen sollten, ausdrücklich hingewiesen (I S. 10). 'Denkmäler' aber waren für mich, nach Conzes Wort, 'alle in räumliche Form hineingeschaffenen Menschengedanken'. Bulle freilich nennt die Archäologie 'eine wissenschaftliche Methode, anwendbar auf eine bestimmte Gattung menschlicher Betätigungen und Leistungen, nämlich auf alles von Menschenhand Geformte, soweit zu seiner höheren wissenschaftlichen Verwertung eine vorbereitende Zurichtung des Materiales nötig ist' (S. 12). Übereinstimmend nannte einst Usener die Philologie 'eine Methode der Geschichtswissenschaft'[1]. Aber so wenig wie Usener ist Bulle geneigt, seine Wissenschaft von 'der höheren Bearbeitung der eigentlichen Probleme' auszuschließen, obgleich hier wie dort anmaßliche Historiker bereitstehen um die zugehauenen Steine in Empfang zu nehmen, die sie allein zum Bau gestalten zu können sich einbilden. Wenn das aber der Archäologe selbst unternimmt, ohne daß er damit aufhört, Archäologe zu sein, dann ist 'Archäologie' doch etwas anderes als nur eine 'Methode'. Ich verkenne nicht, daß Bulle mit einem reichlicheren Tropfen philosophischen Öls gesalbt ist als ich; aber mir scheint doch, daß auch er mit reinlogischen Gedankengängen nicht auskommt, vielmehr der historischen, von Zufälligkeiten nicht freien Entwicklung des Begriffs einen erheblichen Einfluß auf seine Begriffsbestimmung zugestehen muß.

Vollends einig bin ich mit Bulle in der Verurteilung der Lehre von der Identität der archäologischen und philologischen Methode[2].

'Eine wissenschaftliche Methode', sagt Bulle (S. 15), 'ist die Anwendung der allgemeinen Denkgesetze auf bestimmte Objekte', und aus dem Charakter dieser Objekte entwickelt sich die Methode. Sie 'ist im Grunde nur eine Summe von Erfahrungen, mit deren Hilfe man jeden neuen Fall rascher und sicherer bewältigen kann, als wenn alle logischen Überlegungen jedesmal neu angestellt werden müßten.' Jede neue Erfahrung kann eine Wandelung der Methode nach sich ziehen. 'Darum ist es nicht möglich, allgemein gültige und unumstößliche methodische Regeln aufzustellen, die für alle nur denkbaren Fälle passen müßten, wie dies die Logik tut'. 'Vielmehr besteht das Ferment des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses in einem unaufhörlichen Nachprüfen und Weiterentwickeln der Methode nach Maßgabe jedes einzelnen Falles' (S. 16).

Wenn die Beschreibung mit Recht als die erste Funktion der archäologischen Methode bezeichnet wird (S. 16—25), so scheiden sich gleich hier Archäologie und Philologie, da für diese eine entsprechende Beschreibung nicht in Betracht kommt.

---

[1]) Philologie und Geschichtswissenschaft (Bonn 1882) = Vorträge und Aufsätze S. 3—35. Vgl. Bulle S. 7.

[2]) Vgl. Sokrates II 1914 S. 8f.



'Beschreibung', 'Zeitbestimmung' (S. 25—31) und 'Erklärung' (S. 31—51) sind, nach Bulle, die 'Operationen, die man als solche unteren Grades bezeichnen könnte gegenüber den höheren Problemen des kunstgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Verstehens' (S. 31). Aber Bulle verkannte nicht, daß 'das Erklären, ähnlich wie die stilistische Zeitbestimmung, bereits unmittelbar in die höchsten Aufgaben hinüberleitet und streng genommen nur in engem Zusammenhang mit ihnen versucht werden kann', und schließlich führt ja auch die Beschreibung mit der Aufgabe der Ergänzung in höhere Regionen, in denen sich niemand gefahrlos bewegen kann, der nicht Zeitbestimmung und Erklärung beherrscht.

Bei allen drei 'niederen' Funktionen sind die Objekte der 'Archäologie' in unserem deutschen Sinn zu einer Einheit zusammengeschlossen, im Gegensatz zu anderen Objekten, die der französische Begriff des Worts *archéologie* noch umfaßt, durch verschiedene Bedingungen. Bei der Beschreibung ist es der fast immer verstümmelte oder doch veränderte Zustand, bei der Zeitbestimmung der fast ausnahmlose Mangel äußerer Zeugnisse, bei der Erklärung die Fremdheit der Vorstellungen, in die wir uns erst mühsam versetzen müssen, bei allen dreien die Zufälligkeit und Spärlichkeit des uns erhaltenen Denkmälerbestands, die bei den Denkmälern des Altertums den äußeren Vorbereitungsarbeiten beinahe den breitesten Raum zuweisen.

Bulle sieht in der Völkerwanderungszeit 'die Wende für die wissenschaftliche Behandlung der erhaltenen Werke von Menschenhand' (S. 11; vgl. S. 75). Man muß wohl den Begriff der 'Völkerwanderung' sehr weit ausdehnen, wenn der Einschnitt damit nicht zu früh angesetzt sein soll; die Wende liegt da wo die Denkmäler, die der Spaten dem Boden erst abgewinnen muß, an Zahl und Bedeutung zurücktreten gegen die über dem Boden erhaltenen durch zahlreiche sichtbare Fäden mit der Gegenwart verbundenen.

Für Beschreibung im engeren Sinn, für Widerherstellung durch Zusammensetzung und Ergänzung, für richtige Aufstellung — nicht nur eine Frage der 'Museumstechnik' —, endlich für die 'wissenschaftliche Widerherstellung', die über die äußere Herrichtung hinausgeht, erhalten wir gute Lehren, die durch mannigfaltige Beispiele erläutert werden.

Der Zeitbestimmung durch äußere Beweismittel wird niemand die zweite Stelle unter den archäologischen Operationen streitig machen, während man der Stilbestimmung vielleicht in vielen Fällen die Erklärung besser vorangehen läßt. Äußere Beweismittel spendet uns in seltenen Fällen der Zufall in einer datierenden Inschrift oder der mehr oder weniger sicheren Verbindung eines Denkmals mit einer datierenden Überlieferung, öfter suchen wir sie zu erzwingen durch die Beobachtung von Fundumständen, die widerum der Zufall mehr oder weniger beredt sein läßt. Die Datierung auf Grund von Beobachtungen technischer Eigentümlichkeiten leitet dann über zur Datierung aus den Formen, aus dem Stil, für die wir indessen erst durch die durch äußere Zeugnisse datierten Denkmäler die Anhaltspunkte gewinnen müssen.

Die Erklärung der Denkmäler (S. 31—51) ist eine doppelte, 'eine äußere und eine innere, d. i. erstlich die Feststellung der ursprünglichen Bestimmung und des Zweckes, zu dem das Werk geschaffen wurde, zweitens das Verständnis seiner ornamentalen und bildlichen Formen und Darstellungen nach ihrem sachlichen Inhalt.'

Da ist die Rede von dem Fehlen — ich würde lieber sagen: der beschränkten Geltung! — 'zweckfreier' Kunst, *l'art pour l'art,* im Altertum, von der Erklärung der Ornamentformen, von der innerlichen und äußeren Charakterisierung bei figürlichen Darstellungen, von der Sacherklärung durch Denkmälervergleichung und durch literarische Überlieferung — 'es ist eine der wichtigsten methodischen Errungenschaften, daß die Erklärung eines Denkmals nicht isoliert, noch auch lediglich mit Hilfe erläuternder Schriftstellen in Angriff genommen werden darf, sondern daß das Werk zuerst und in weitestem Umfange aus sich und seinesgleichen heraus verstanden sein muß' (S. 35). Es wird eindringlich gesprochen von 'der tiefen Wesensverschiedenheit zwischen den literarischen und bildlichen Ausdrucksmitteln', von dem Nacheinander des Worts, dem Nebeneinander der bildenden Kunst, von der Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Inhalt und Form in der Wortkunst und der Bildkunst, von dem Unterschied des künstlerischen und geistigen Inhalts beim Kunstwerk, von den verschiedenen bei der Entstehung eines Kunstwerks beteiligten Faktoren: dem Willen des Bestellers, dem Können und dem Temperament des Künstlers, seinem Wissen und Bildungsstand, endlich den allgemeinen Kulturzuständen, Lebensformen, Weltanschauungen (S. 37). Ganz besonders wertvoll scheinen mir aber die Abschnitte zu sein, die von dem Verhältnis der literarischen Überlieferung zur Denkmälerwelt handeln (36—46 S. 39 f.).

Wenn ich die Hauptsätze hier zusammenstelle, geschieht es nur, um den Leser zu dem Buch selbst hinzulocken.

Poesie und Bildkunst sind 'zwei autonome Gebiete', die bildende Kunst steht keineswegs in einem Abhängigkeitsverhältnis zur redenden — 'auch nicht in der Kleinkunst'. 'Der Begriff der Illustration ist den eigentlich schöpferischen Zeiten der Antike fremd'. 'Der ungeheure Reichtum von Gedanken und Geschichten, der in der bildenden Kunst nach Ausdruck strebt, wächst heraus aus dem geistigen Allgemeinbesitz der Zeit', und der Bildkünstler nimmt auch für sich das Recht in Anspruch, die überlieferten Sagen umzugestalten und weiterzubilden. 'Daß die Kunst nicht erzählen kann, sondern charakterisieren muß', ist 'das wichtigste immanente künstlerische Gesetz gegenüber dem Stoffe'. 'Wennn der Künstler in der Wahl des Themas frei ist', wird er Situationen auswählen, die 'fruchtbare Momente' in Lessings Sinne sind. 'Aber die volle Freiheit im Stofflichen ist allerdings wohl nicht die Regel'. Doch liegt der Zwang bei der Stoffwahl und Behandlung in der griechischen Kunst vornehmlich im Künstlerischen — in der sinnvollen Wahl — niemals aber im Sinne einer 'Allegorie' — und in der 'künstlerischen Ökonomie', der 'immanenten Macht des einmal Geformten'. 'Daraus entspringt eine Erscheinung, die für die Sachdeutung der alten Kunstwerke von größter Wichtigkeit ist und die man unter dem Schlagwort der 'bildlichen

Tradition' zusammenzufassen pflegt (S. 43). 'Es handelt sich dabei um die Entstehung von künstlerischen Schematen oder "Rahmenformen", in die nach Bedarf auch ein anderer sachlicher Inhalt gegossen werden kann.' 'Genauer untersucht ist die bildliche Tradition besonders in der archaischen griechischen Kunst, namentlich in der Vasenmalerei'.

Aber auch 'die Erfindung der Bilderschemata selbst hängt mehr als zunächst bemerkbar von äußerlichen Dingen ab' — 'von der Darstellbarkeit innerhalb gegebener Raumgrenzen und mit wenig entwickelten Darstellungsmitteln' (S. 45). Die Anpassung an den Raum führt dann auch zu freistem Schalten mit den Bilderschemata, in Erweiterung und Verkürzung. Es folgen lehrreiche Andeutungen über 'die Quellen, aus denen die Urheber der bildlichen Typen geschöpft haben' und über 'Rückschlüsse aus Bildwerken auf uns unbekannte Legenden, Sagenversionen und Mythen'. Trotz dieser mannigfachen Beziehungen zwischen 'Bild und Lied' bleibt aber der Satz bestehen, den Bulle nachdrücklich an den Schluß seiner Erörterungen stellt (S. 48) daß 'in der bildenden Kunst vielfach eine ganz andere Ideenwelt zum Ausdruck kommt als in der uns erhaltenen Poesie'. Während diese uns im allgemeinen nur die großen geistigen Oberströmungen widerspiegelt, bringt die bildende Kunst, als 'die bescheidene und getreue Dienerin des täglichen Lebens, auch der Armen an Geist und Habe, und Höchstes und Niedrigstes auszudrücken und zu gestalten in gleicher Weise bereit und befähigt' uns auch 'die breite und dunkle Fülle der Gedanken, Gefühle und Glaubensvorstellungen' nah, 'die das Volk bewegen und die doch den Untergrund für jenes Höhere bilden'. Diese Tatsache, am wertvollsten vielleicht bei der Erforschung der religiösen Vorstellungen, kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Methode der Behandlung beider Wissensquellen.

Den Abschluß des Kapitels bildet die anregende Skizze einer Geschichte der wissenschaftlichen Erklärung (S. 49—51), in der neben Winckelmann und Zoega vor anderen Heinrich Brunn und Carl Robert mit gebührender Dankbarkeit genannt werden.

Der vierte Abschnitt handelt von den 'Zielen der Archäologie' (S. 51—75). Diese 'Ziele' sind, nach Bulle, Formenforschung, Kunstforschung, Sachforschung, Ideenforschung. Die gleiche 'Skala' gilt auch für die Philologie; nur daß dort an die Stelle der Formenforschung die Sprachforschung tritt. Auf der untersten Stufe sind für beide Disziplinen die selbständigen Aufgaben am zahlreichsten und größten. 'Je höher aber die Betrachtung steigt, desto stärker werden die Disziplinen zum Zusammenarbeiten aufgefordert und gezwungen sein. Ihre Wege nähern sich einander; je mehr sie dem gemeinsamen Ziele zurücken, jenem Hochgebirge am wissenschaftlichen Horizont, dem geschichtlichen Verstehen des Werdeganges der Menschheit' (S. 53).

Die Formenforschung soll sich mit Wesen, Ausdrucksfähigkeit, Geschichte und Entwicklung aller von Menschen geschaffenen Formen beschäftigen. An dem Beispiel der Entwicklungsgeschichte der Axt wird der Begriff der Formenforschung erläutert. 'Es ist kein Zufall, daß die Formenforschung zuerst in der prähistorischen Archäologie in allen ihren

Feinheiten ausgebildet worden ist, indem hier der Mangel aller bequemen schriftlichen Überlieferung die Augen schärfte' (S. 55). Aber sie muß auf alle Form, die sich an eigentlichen Kunstwerken findet, angewendet werden und bildet hier die Unterlage für die höhere Betrachtung.

'Die Formenforschung verhält sich zur Kunstforschung wie die Grammatik zu den höheren sprachlichen Kunstformen (Rhetorik, Metrik, Poetik)'. 'Die Kunstforschung unterrichtet uns über das Wesen des Kunstwerkes als einer bewußten Schöpfung, die ein seelisches Bedürfnis befriedigt und geistige Ideen vermittelt' (S. 57).

'Die Aufgaben der Kunstforschung kann man von zwei Seiten in Angriff nehmen, von seiten des äußeren historischen Geschehens, d. h. also von der Eigenart der Menschen her, durch die und für die die Kunst gemacht worden ist; oder aber aus dem Wesen der Kunstwerke selbst, soweit wir sie besitzen'.

Auf dem ersten Weg ist Heinrich Brunn vorgegangen. Mit nachschaffender Intuition hat er 'aus den ärmlichsten Bruchstücken von Schilderungen die Individualitäten der alten Künstler, ihre künstlerische Grundfärbung wie ihren persönlichen Stil, widererstehen lassen, und zwar unter absichtlicher Beiseitlassung aller erhaltenen Werke'. Diese 'Isolierung des Problems' war ein Glück. 'Hätte Brunn die Betrachtung der Denkmäler nach dem Stande von 1850 hineingezogen, so wäre der klare Spiegel, mit dem er das Bild von einer bestimmten Seite her auffing, getrübt gewesen und es würde durch jede neue Ausgrabung verändert worden sein'.

'Jetzt sind wir nahe daran, das Entgegengesetzte zu versuchen und eine Kunstgeschichte ohne Künstlernamen, nur auf Grund der erhaltenen Werke zu schreiben'. Eher als für die Kunst neuerer Zeiten ist das für die alte Kunst möglich. Von dieser Kunstgeschichte werden dann Verbindungsfäden zur Künstlergeschichte hinübergesponnen werden können.

'Die Überlegung aber, wie denn nun diese Gruppierung der Denkmäler und das Aufspüren des persönlichen Anteils der Künstler zu erfolgen hat, führt uns in das Zentrum des künstlerischen Problems' (S. 60).

Ich würde Bedenken tragen, Bulles nun folgende gedankenreiche Darlegungen so zusammenzupressen, wie ich es bisher, womöglich allerdings in engem Anschluß an des Verfassers eigene Worte, gewagt habe, indem ich damit freilich für die Besprechung des Buches einen ungewöhnlich großen Raum in Anspruch nehme. Der Verfasser aber überhebt mich des Wagnisses, indem er selbst (S. 70) seine Gedanken zusammenfaßt.' Diese Sätze mögen hier stehen und den Leser zu den vorangehenden Ausführungen hinziehen: 'Wir fassen somit als die Aufgaben der Kunstforschung, zu erkennen: 1. die Wandlung der künstlerischen Sehfähigkeit im Verlaufe der Weltgeschichte, sowie die Mittel, welche die Künstler als Vermittler des von ihnen Geschauten gefunden haben; 2. die Umwandlung des Realen in künstlerische Sichtbarkeit, d. h. die Art, wie die Künstler sich und den anderen die sichtbare Welt erforscht, gegliedert und dargestellt haben; 3. den Anteil des einzelnen Künstlers an diesem Werke und wie sich

seine persönliche Auffassung im fertigen Werke offenbart hat. Das alles zusammen aber lehrt uns den einen der großen Wege kennen, auf denen der Mensch sich selbst entdeckt und sich in seiner Stellung zum Kosmos zu orientieren gesucht hat' (S. 70).

Sehr kurz ist der Abschnitt über die Sachforschung, in der die Archäologie 'in engste Berührung tritt zur Geschichte und zur Philologie, die beide von ihrem Material aus das Gleiche anstreben', und schließlich mit jener zur Kulturgeschichte verschmelzen (S. 71 f.).

Endlich die Ideenforschung (S. 72—75), die sich auf die Sachforschung aufbauen soll wie auf die Formenforschung die Kunstforschung. 'Die Religion ist mehr als irgendein anderer menschlicher Ideenkreis Auftraggeberin sowohl der formenschaffenden, wie der darstellenden Kunst. Da nun die religiösen Denkmäler stets der unmittelbarste Ausdruck eines wirklichen religösen Geschehens sind, kann man durch ihre Erforschung auf direkten Wegen zu den letzten Gedanken emporsteigen, auf Wegen, die bisweilen gerader und übersichtlicher sind als andere, und die nicht selten Erkenntnisse bieten, die nirgendwo sonst zu erlangen sind'. Weniger wird man für das politische Leben des Altertums, mehr schon für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, am meisten für das 'Privatleben', für 'das persönliche Leben des einzelnen in Familie und Beruf, in Arbeit und Genuß' aus den Denkmälern lernen — 'Dinge, die dem gesprochenen Wort weit schwerer, der literarischen Behandlung oft gar nicht zugänglich sind'.

Der fünfte und letzte Abschnitt des Bulleschen Anteils an dem Buch beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Archäologie zu den Nachbargebieten; das sind nicht die anderen 'Archäologien', die neben der klassischen ihr Recht geltend machen, sondern die neuere Kunstgeschichte, die klassische Philologie, die alte Geschichte, weiterhin Ethnologie, Anthropologie, Volkskunde, Religionswissenschaft, Philosophie S. 75—79).

Über die beiden anderen Hauptabschnitte der ersten Lieferung unseres Handbuchs darf ich mich kurz fassen, obgleich sie zusammen etwas mehr als die Hälfte ausmachen.

Daß für Bruno Sauers Geschichte der Archäologie (S. 80 bis 141) Karl Bernhard Starks gelehrtes Werk 'im wesentlichen die Grundlage geliefert hat, ist', nach des Verfassers eigenen Worten, 'natürlich und wird dem Kundigen nicht entgehen'. Nicht mit Unrecht nennt Sauer diese 'beste Geschichte unserer Wissenschaft ein sehr belehrendes, aber für den Leser ungenießbares Buch'. Gern will ich zugeben, daß Sauers Darstellung hier vor der Starks einen Vorzug hat; auch will ich glauben, daß ihr 'der Reiz des Eigenen und Persönlichen nicht ganz fehlt', ohne es für meine Rezensentenpflicht zu halten, dieses Eigene aufzuspüren und ans Licht zu stellen. Aber im Ganzen hat mich doch — ich muß es gestehen — diese Geschichte der Archäologie etwas enttäuscht, und das beruht wonicht auf einer etwas zu starken Abhängigkeit von Starks Buch, das eben doch nur ein Torso und außerdem mehr als ein Menschenalter alt ist, so vielleicht auf einer von

meiner Auffassung verschiedenen Vorstellung von dem, was an dieser Stelle nützlich und erwünscht wäre.

Daß Sauer der neuesten Entwicklung unserer Wissenschaft mit nicht geringerer Aufmerksamkeit als ich gefolgt ist, nehme ich ohne weiteres an, und er hat es überdies vor zehn Jahren durch seine Beteiligung an dem Krollschen Buch bewiesen[1]). Aber wenn ich auch zugeben müßte, daß 'die Archäologie des letzten Menschenalters' 'prinzipiell Neues' kaum aufzuweisen hätte (S. 136), so bin ich doch entschieden der Überzeugung, daß für ein Handbuch die letzten Bereicherungen und Verfeinerungen der Methoden, die Sauer der Gegenwart zugesteht, wichtiger sind als die ersten Wurzeln dieser selben Methode, die eine liebevolle Versenkung in die Literatur der Vergangenheit etwa aufspüren mag. Auch in der Wissenschaft kann ein Name der Geschichte angehören, ehe sein Träger von uns geschieden ist. Würde Furtwänglers Name in dieser Geschichte unserer Wissenschaft fehlen sollen, wenn ihn nicht ein vorzeitiger Tod ihr entrissen hätte? Fehlt etwa deshalb der Name Loeschkes, weil dieser damals noch unter den Lebenden war?

Für den Fortschritt der Wissenschaft in der nächsten Zukunft, dem ein solches Handbuch doch vornehmlich dienen will, kann ein Irrtum Furtwänglers wichtiger sein als eine richtige Ahnung Winckelmanns.

Natürlich will ich dem ἀρχηγέτης der Archäologie seinen Platz auch in dieser Geschichte nicht rauben. Gern würde ich ihm sogar mehr als diese sechs Seiten gönnen, auf denen die äußerlichen Daten dieses wunderbaren Lebenslaufs einen verhältnismäßig etwas breiten Raum einnehmen müssen, dann aber freilich der Schilderung auch ein wenig mehr von der Perspektive wünschen, in der uns Justi seinen Helden so meisterhaft zeigt, ohne seiner Größe nach meinem Gefühl zu nahe zu treten. Auf Justis unvergleichliches Buch den Leser zu verweisen, das ist ja freilich das Beste, was jeder, der über Winckelmann spricht, tun kann, und das tut Sauer mit gebührendem Nachdruck (S. 101), und so mögen die sechs Seiten schließlich genügen. Aber genau ebenso viele für 'die Archäologie der Gegenwart' (S. 136—41), das scheint mir zu wenig, und zwanzig Seiten für die Archäologie vor Winckelmann scheint mir zu viel. Diese 'Prähistorie' hätte ich mit gutem Gewissen Starks Handbuch überlassen, in der Meinung, daß es genügt, wenn an einer Stelle der Weg zu dieser Literatur gebahnt ist — wenn aber von Caylus gesprochen wurde, so hätte Rocheblaves Buch — *Essai sur le comte de Caylus* (Paris 1889) — auf S. 92 erwähnt werden sollen.

Winckelmanns Bild an den Anfang gestellt, gezeichnet mit wenigen kräftigen Strichen — nicht das Bild des Sterblichen in dem Abenteuer seines Lebens, sondern des Unsterblichen *sub specie aeternitatis* — ein paar Seitenblicke auf Caylus, Lessing, Goethe, ein kurzer Rückblick allenfalls auf die 'Vorläufer', dann die Schilderung der Folgezeit — sagen

[1]) Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Eine Übersicht über ihre Entwicklung in der Zeit von 1875—1900 (Leipzig 1905): Antike Kunst S. 396—427.



wir der Gegenwart, mit Zoega beginnend, in wachsender Ausführlichkeit, an ihrem Wissen Winckelmanns Ahnungen messend, an der Grenze des Reichs der Lebenden wohl mit der Charakteristik der Menschen, nicht aber mit der der Werke innehaltend — Furtwänglers 'Meisterwerke' und Wickhoffs Einleitung zur Wiener Genesis gehörten auch schon vor zwanzig Jahren der Geschichte unserer Wissenschaft an — aller Arbeit bis auf die letzten Irrwege des Tags nachgehend, die Werkzeuge der Methode bis zu den allerneusten, noch kaum erprobten prüfend — so denke ich mir die Geschichte der Archäologie in einem solchen Handbuch, und ich finde, daß dieser meiner Anschauung weit eher Bulles hier und dort eingeflochtenen anregenden historischen Skizzen entsprechen als Sauers datenreiche Erzählung.

Im dritten Hauptabschnitt endlich spricht Theodor Wiegand über Untergang und Widergewinnung der Denkmäler (S. 142—184): I. Der Untergang der Denkmäler; II. Zufällige Widerentdeckungen; III. Die wissenschaftliche Aufsuchung; IV. Methode der wissenschaftlichen Ausgrabung; V. Erhalten und Sammeln; VI. Wissenschaftliche Aufnahme der Denkmäler; VII. Denkmalschutz; so lauten die Überschriften der Kapitel.

Daß der erfahrene Meister der Ausgrabungs- und Museumstechnik uns über diese Dinge Treffliches zu sagen weiß, versteht sich von selbst. Ganz besonders gilt das von den letzten Kapiteln, während das zweite und dritte Kapitel wohl mit Rücksicht auf das in aller Händen befindliche und mit verdientem Lob erwähnte Buch von Michaelis sehr kurz gefaßt sind, so daß die Geschichte der Ausgrabungen sogar zu einfachen 'Regesten' zusammenschrumpft (S. 152—155). Daß mir die Lehren des vierten Kapitels allzusehr auf Ausgrabungen größten Maßstabs und auf den Orient zugeschnitten zu sein scheinen, habe ich dem Verfasser schon sagen dürfen, als er die Freundlichkeit hatte, mich die Korrekturbogen lesen zu lassen, wodurch er vielleicht zu der Anmerkung auf S. 155 bewogen worden ist. Ich muß aber sagen, daß mir auch eine so ins einzelne gehende Belehrung — über die Wundbehandlung mit zehnprozentiger Jodtinktur, über die Größe der Kippmulden, über die Form der Schaufeln usw. usw. werden wir unterrichtet[1]) — nicht ganz dem Zweck dieses Handbuchs zu entsprechen scheint, das doch nicht für lauter Ausgräber von Beruf und gar nur solche im Orient bestimmt scheint. Diese freilich könnten sich keinen besseren Lehrer wünschen

[1]) Zu S. 157, auf der als Muster eines 'Expeditionshauses' Grundrisse und Schnitt des deutschen Hauses beim Didymaion von Milet mitgeteilt sind, kann ich mir Mitte Juni 1916 die Anmerkung nicht versagen, daß nach neuesten Zeitungsnachrichten am 26. Mai zwei Kriegsschiffe unserer Feinde die Heldentat vollbracht haben, dieses Haus in Trümmer zu schießen. Zahlreichen anderen Beweisen für die 'Kultur' der 'Entente' reiht sich dieser würdig an, zugleich ein Zeugnis für die Überlegenheit unserer Waffen, die den Gegner zwingt, seine Lorbeeren auf dem Felde der Brutalitäten gegen das wehrlose Griechenland oder noch wehrlosere Ausgrabungshäuser zu suchen. Gewiß würde auch das Achilleion 'unter Wahrung der Hoheitsrechte Griechenlands' schon von französischen Granaten zerstört worden sein, wenn man sich nicht schmeichelte, den hohen Besitzer durch unwürdige Einquartierung nicht weniger zu kränken als durch die Zerstörung.

und müßten dem Verfasser sehr dankbar sein, wenn er seine Erfahrungen in einem ausführlicheren 'Vademekum' niederlegte.

Allen Ausgräbern aber, im Westen wie im Osten — und nicht nur den ausgrabenden Archäologen — gelten die trefflichen Worte, mit denen die Pflicht der Behütung freigelegter Denkmäler, wie die Pflicht der Veröffentlichung, 'ohne die eine Ausgrabung nichts ist' eingeschärft werden (S. 163 f.), allen auch die Mahnung, in der Herstellung nicht zu viel, in der Konservierung nicht zu wenig zu tun (S. 164 f.). Auch in dem Kapitel über die wissenschaftliche Aufnahme der Denkmäler (S. 169—176) findet man, neben Winken über die Beschreibung, für die ja auch Bulle an anderer Stelle Vorschriften zu geben hatte, sachkundige Angaben über die verschiedenen Publikationsverfahren, die nicht nur dem, der selbst sich vor solche Aufgaben gestellt sieht, nützlich sein können.

Schließlich wendet sich das letzte Kapitel an einen sehr weiten Kreis, indem es einen Überblick gibt über die Maßregeln des Denkmälerschutzes in allen Kulturländern also Material bietet zur Lösung einer schweren Aufgabe, deren man sich allmählich überall bewußt geworden ist, und an der keineswegs nur die Archäologen von Fach beteiligt sind und beteiligt sein sollen.

Ich schließe mit dem Wunsch, daß dieser Anzeige schneller die nächste, und nicht nur die nächste Lieferung des Handbuchs folgen möge, als die Anzeige selbst leider der ersten Lieferung gefolgt ist. Dann sollen die Leser dieser Zeitschrift ohne Verzug von dem ersehnten Fortgang des großen Werks unterrichtet werden.

Frankfurt a. M. Friedrich Koepp.

Neue Lesungen in griechischen Schriftstellern

Im folgenden lege ich einige Versuche zur Verbesserung griechischer Texte vor, auf die ich bei meinen Sammlungen für den demnächst im achten Bande der Glotta erscheinenden Aufsatz '*βούλομαι* und *ἐθέλω*' gekommen bin.

Herodot II, 2 *Οἱ δὲ Αἰγύπτιοι, πρὶν μὲν ἢ Ψαμμήτιχόν σφεων βασιλεῦσαι, ἐνόμιζον ἑωυτοὺς πρώτους γενέσθαι πάντων ἀνθρώπων· ἐπειδὴ δὲ Ψαμμήτιχος βασιλεύσας ἠθέλησε εἰδέναι, οἵτινες γενοίατο πρῶτοι, ἀπὸ τούτου νομίζουσι Φρύγας προτέρους γενέσθαι ἑωυτῶν.* Ich übersetze: 'Aber nachdem Ps., auf den Thron gelangt, hatte wissen wollen, welches die frühesten Menschen wären, seitdem ist ihr Glaube, daß die Phrygier usw.' Wenn man hier übersetzen dürfte, wozu Steins Anmerkung '*ἠθέλησε εἰδέναι = ἐπύθετο, ἱστόρησε*' verleiten könnte, 'Aber nachdem Ps. in Erfahrung gebracht hatte, welches usw.', dann wäre alles in schönster Ordnung. Aber diese Gleichung ist nur ungefähr richtig, wenn man nämlich *ἐπύθετο, ἱστόρησε* versteht als 'danach gefragt, danach geforscht hatte', aber falsch, wenn die beiden Worte den hier allein passenden Sinn 'erforscht, erfahren hatte' haben sollen. Es kann *ἠθέλησε* bedeuten entweder 'den Wunsch bekommen hatte' oder 'zu dem Vorsatz (der Absicht) gekommen war'. Aber die Datierung einer Meinungsänderung über eine Tatsache nach dem aufsteigenden Wunsche oder der Absicht, die Tatsache zu erfahren, ist doch wohl ein Unding. Erst nach Feststellung der neuen Tatsache kann der Glaube daran seinen Anfang nehmen. Freilich meinen manche, solche Unklarheit des Gedankens dem guten, alten Herodot zutrauen zu dürfen. Aber bei dem fast unmittelbaren Nebeneinander von *ἠθέλησε εἰδέναι* und *ἀπὸ τούτου* halte ich das für eine allzu starke Zumutung. Besonders da im folgenden ja breit ausgeführt wird, wie Ps. zunächst vergebens forschte[1]), wie er dann ein eigenartiges Verfahren ausklügelt[2]), nach Verlauf eines Zeitraums von zwei Jahren[3]) die Kinder *βέκος* lallen und nach neuem Forschen[4]) Ps. findet, daß die Phrygier das Brot so nennen. '*Οὕτω*', heißt es dann weiter, und damit kehrt der Schriftsteller zum Anfang der Erzählung zurück, '*συνεχώρησαν Αἰγύπτιοι καὶ τοιούτῳ σταθμησάμενοι πρήγματι τοὺς Φρύγας πρεσβυτέρους εἶναι ἑωυτῶν.*

---

[1]) Stein Z. 6 *οὐκ ἐδύνατο πυνθανόμενος . . . εὑρεῖν.*

[2]) *ἐπιτεχνᾶται τοιόνδε.*

[3]) Z. 17 *ὡς γὰρ διετὴς χρόνος ἐγεγόνει.*

[4]) Z. 25 *πυνθανόμενος δὲ εὕρισκε.*

Daher schlage ich vor, zu schreiben *ἐξήνυσε εἰδέναι* = es fertig gebracht hatte zu wissen. Dazu vgl. Eur. Hipp. 399 *ἐξήνυτον Κύπριν κρατῆσαι*. Bei Herodot freilich nur *ἐξανύω ἐς, ἐπί τινα τόπον* 6, 139. 7, 183.

Xen. Hell. I, 6, 5. *Ἐμοὶ ἀρκεῖ οἴκοι μένειν, καὶ εἴτε Λύσανδρος εἴτε ἄλλος τις ἐμπειρότερος περὶ τὰ ναυτικὰ βούλεται εἶναι, οὐ κωλύω τὸ κατ' ἐμέ.*

Büchsenschütz erklärt '*βούλεται* — d. i. Anspruch macht mit der Nebenbedeutung der Anmaßung' und zitiert Thuc. IV, 10, 1, wo auch Krüger schreibt '*βουλέσθω* maße sich an'. Ich bestreite nach meinen Sammlungen[1]), daß *βούλομαι* überhaupt diese Bedeutung haben könne. Die Thukydides-Stelle lautet '*μηδεὶς ὑμῶν ἐν τῇ τοιαύτῃ ἀνάγκῃ ξυνετὸς βουλέσθω δοκεῖν εἶναι*[2]), *ἐκλογιζόμενος ἅπαν τὸ περιεστὸς ἡμᾶς δεινόν, μᾶλλον δὲ ἀπερισκέπτως εὔελπις ὁμόσε χωρῆσαι τοῖς ἐναντίοις*'. Daß hier *βουλέσθω* übersetzt wird 'maße sich an', hindert, denke ich, die zweite Hälfte des Satzes. Denn *βουλέσθω* regiert doch auch *χωρῆσαι*, wozu es in der Bedeutung 'maße sich an' absolut nicht paßt. Sondern man muß übersetzen: 'niemand halte für besser, durch Hin- und Herüberlegen besonders klug zu erscheinen, sondern vielmehr, ohne rechts und links zu gucken, aber voller Zuversicht, sich auf den Feind zu werfen'. Ich möchte deshalb *ναύαρχος* vor *βούλεται εἶναι* einsetzen, dessen Ausfall durch *ναυτικὰ* veranlaßt sein könnte. Also: 'sei es, daß Lysandros oder irgendein anderer im Seewesen erfahrenerer Mann Flottenführer zu werden wünscht, so habe ich nichts dawider'.

Plato de rep. VII 516 C, *δοκεῖς ἂν αὐτὸν ἐπιθυμητικῶς αὐτῶν ἔχειν . . . ἢ τὸ τοῦ Ὁμήρου ἂν πεπονθέναι καὶ σφόδρα βούλεσθαι ἐπάρουρον ἐόντα θητευέμεν ἄλλῳ ἀνδρὶ παρ' ἀκλήρῳ [καὶ ὁτιοῦν ἂν πεπονθέναι μᾶλλον] ἢ ἐκεῖνά τε δοξάζειν καὶ ἐκείνως ζῆν;*

Die eingeklammerten Worte sind nicht nur überflüssig, sondern neben dem vorhergehenden und in der Antwort unmittelbar darauf zum drittenmal gesetzten *ἂν πεπονθέναι* äußerst schleppend, ja sinnstörend. Zwar scheint auf den ersten Blick *καὶ ὁτιοῦν ἂν κτλ* sich als Erweiterung des *θητ.* einigermaßen gut anzuschließen, aber in der Konstruktion ist es ja gar nicht dem von *βούλεσθαι* abhängigen *θητ.*, sondern dem ersten *ἂν πεπονθέναι καὶ βούλεσθαι* nebengeordnet. Wenn wir dann die Homerstelle (λ 489) nach ihrem Sinn verstehen, so würde sich hier etwa folgendes ergeben 'oder würde es ihm etwa 1. zumute sein wie Achill bei Homer, der lieber das schlimmste Los auf Erden, was er sich denken konnte, auf sich zu nehmen bereit war als das herrlichste im Hades, und 2. er alles Mögliche wohl auf sich nehmen lieber als usw.' Ist das nicht eine grobe Widerholung des selben Gedankens und soll man so etwas dem Schriftsteller zumuten?

---

[1]) s. Glotta VIII, 1ff.
[2]) Heilmann: 'lasse sich einfallen, seine Einsicht darin zeigen zu wollen'.

Ich möchte die eingeklammerten Worte tilgen. Der Interpolator wollte das ihm ungeläufige *βούλεσθαι ἤ* wegschaffen.

Euripides Herc. 854 *σοί τ' οὐ παραινῶ μεγάλα βούλεσθαι κακά.* Nauck schreibt *σοὶ δ'* 'Musgrave und Kirchhoff *ὥστ'*'.

Substantivisches Objekt bei *βούλομαι* kennen wir aus Homer *Η* 21 *Τρώεσσι δὲ βούλετο νίκην* und fünf weiteren Stellen. Hom. hymn. Ap. P. 355 steht *μελεδῶνας*, Anth. lyr. Theogn. 188 *ἀφνεὸν (ἄνδρα)*, Anacr. 6 *Ἀμαλθείης κέρας* als Objekt neben *βούλομαι.* Sonst aber hat *β.* fast durchgängig[1]) nur einen Infinitiv oder das Neutrum eines Pronomens als Objekt bei sich. Meist schwebt auch in diesem Falle ein regierender Infinitiv vor und ergänzt sich leicht. So besonders bei Aischylos, Sophokles, Euripides[2]), Aristophanes. Plato allerdings, wie ja bei dem Philosophen begreiflich ist, hat oft Neutra von Adjektiven als Objekt zu *β.* wie *τὰ ἀγαθά, κακά, βλαβερά* u. a., ja sogar Nom. V 733 ABC *ἡδονήν, λύπην, βίον,* aber erst nach vorangegangenem und dann, wie ich meine, vorschwebendem Infinitivsatze (so *ἡδονήν* hinter *ἡδονὴν βουλόμεθα ἡμῖν εἶναι*). Nun aber hat zudem in allen diesen Fällen und, soweit ich sehen kann, überhaupt *βούλεσθαι* nur die Bedeutung 'lieber wollen, für sich wünschen, für sich erstreben oder beabsichtigen', nicht aber, was doch hier wohl allein paßt, 'auf etwas sinnen, Pläne schmieden zu etwas'. Deshalb schlage ich für *βούλεσθαι* hier vor *βουλεῦσαι*'. Da ferner im V. 848. 855. 859, wie ja auch zu erwarten ist, von der Lytta die beiden Göttinnen, Hera und Iris, immer zusammen genannt werden, halte ich für richtig, in V. 847 *σφαλείσας* zu schreiben und hier *τῷ τ'* für *σοί τ'*[3]). Also: *τῷ τ' οὐ παραινῶ μεγάλα βουλεῦσαι κακά* 'deshalb rate ich nicht dazu, auf Unheil (gegen den Mann) zu sinnen'.

Radikaler wäre es, den Vers zu streichen.

Iph. A. 657 *θέλω γε· τὸ θέλειν οὐκ ἔχων ἀλγύνομαι.* Der Text ist unverständlich. Nauck in den Ann. crit. fragt: '*τὸ τελεῖν δ'*?

Wenn ich dafür vorzuschlagen wage '*τὸ μένειν δ'*', so geschieht es, weil ich meine, durch diese Lesung werde das '*μέν', ὦ πάτερ*' des vorhergehenden Verses noch kräftiger wider aufgenommen als durch *τελεῖν.* Freilich erfordert es die Änderung von zwei Buchstaben statt des einen bei Naucks Vermutung.

Iph. A. 1270 *οὐδ' ἐπὶ τὸ κείνου βουλόμενον ἐλήλυθα, ἀλλ' Ἑλλάς, ᾗ δεῖ κτλ.*

Substantivisch steht *τὸ βουλόμενον* auch Thuk. 7, 48, 3. 49, 1, der Plural *τὰ βουλόμενα* V. 33 unseres Stückes. Aber *ἐπί* mit Akkusativ in der Bedeutung 'unter (die Gewalt)' scheint mir, so geläufig der Sprache *ἐπί* mit Dativ in verwandter Bedeutung ist *(ἐπί τινι εἶναι, γίγνεσθαι),*

---

[1]) Thuc. VI, 82, 4 *δουλείαν ἐβούλοντο.* Aber Reiske *δουλεύειν*; siehe Krüger.

[2]) Herc. 1305 erg. *πρᾶξαι;* Med. 868 erg. *μαθεῖν.*

[3]) *τῷ* 'deshalb' Hom. Attik. Soph. O. T. 511. Plat. Theait. 179 D. Soph. 230 B.

nicht nachweisbar. Ich schlage dafür ὑπό vor. Man vergleiche dazu z. B. Aisch. Ktes. 19 ὑπὸ τὴν τῶν δικαστηρίων ἔρχεται ψῆφον und ὑπέρχεσθαι in der Bedeutung 'sich demütigen, bücken unter' wie Plat. Krit. 53 E. Dem. 23, 8. Weiter nehme ich Anstoß an dem Nominativ Ἑλλάς, der nach Einführung eines neuen Subjekts in V. 1270 über den Genetiv κείνου hinweg zu καταδεδούλωται in V. 1269 konstruiert werden müßte. 'Nicht Menelaos hat mich zu seinem Sklaven gemacht, auch habe ich mich nicht unter jenes Willkür bücken müssen, sondern Hellas, dem ich usw.' Ist das möglich? Ich möchte schreiben Ἑλλάδος. Vom Anapäst im zweiten Versfuß fand ich bei Euripides 18 Beispiele, nicht in Eigennamen acht Beispiele, davon vier im Kyklops und Iph. A 652. Iph. T. 349. Jon 602. 1563.

Kykl. 535 μεθύωμεν· ἔμπας δ' οὔ τις ἄν ψάνσειέ μου. Nauck in den Annot. crit. 'μεθύομεν?' Ich sehe aber nicht ein, was durch diese Änderung an der Zusammenhanglosigkeit des Wortes mit seiner Umgebung gebessert wird. Wenn man μεθύοντος ἔμπας οὔ τις ἄν ψαύσειέ μου schriebe, wäre ein Zusammenhang der Verse hergestellt. Man könnte auch Οὖτις schreiben; dann würde das Wortspiel, das in V. 672ff. verwendet wird, schon hier belustigend für die Hörer auftauchen.

Or. 1045 ὦ φίλτατ', ὦ ποθεινὸν ἥδιστόν τ' ἔχων τῆς σῆς ἀδελφῆς ὄνομα καὶ ψυχὴν μίαν. 'O Liebster, so übersetzt Binder, der den süßen, holden Namen du der Schwester trägst, ganz eine Seele mit mir hast', und das ist ja wohl auch die genaue Übersetzung dessen, was dasteht. Leider verstehe ich weder das Deutsche noch das Griechische.

Elektra, meine ich, kann zwar zu Orest sagen 'du bist ein Herz und eine Seele mit mir', aber doch nicht 'du hast den Namen deiner Schwester'. Die zwei Geschwister haben doch keinen gemeinsamen Familiennamen. Ferner wird nach der jetzigen Lesung πόθος und ἡδονή in Orests Seele verlegt, während man meinen sollte, Elektra könne nur für das schwärmen, was sie selbst fühlt und sich wünscht, nicht für des Orest Gefühle ihrer Person gegenüber. Die Schwierigkeit wird behoben, wenn man ἔχω setzt für ἔχων und etwa noch ὡς für das zweite ὦ. Dann ergibt sich der schöne Sinn: 'O Liebster, wie es alle meine Wünsche erfüllt und meine höchste Freude ist, daß ich mich deine Schwester nennen darf'.

Troad. 726 ἀλλ' ὣς γενέσθω, καὶ σοφωτέρα φανεῖ. Binder übersetzt: 'Das muß geschehen; sei klug und schicke dich darein'. Aber was dasteht, heißt vielmehr: 'Aber so soll es geschehen, und damit wirst du zeigen, daß du weiser bist'. Kann ein Zusammenhang bestehen zwischen einem Wunsch oder Befehl des Talthybios und dem Maße der Klugheit der Andromache? Deshalb möchte ich schreiben 'λέγ' ὣς γενέσθω' 'sage so geschehe es!, dann wirst du dich als weiser zeigen, als wenn du dich sträubst'. Das Eindringen von ἀλλ' würde sich durch die Häufigkeit der Formel ἀλλ' ὣς γενέσθω[1]) erklären.

[1]) z. B. Hec. 888. Iph. T. 603.

Troad. 878 ἐμοὶ δ' ἔδοξε . . . ἄγειν [τὴν Ἑλένην] εἰς . . . κἆτ' ἐκεῖ, δοῦναι κτανεῖν, ποινὰς ὅσων τεθνᾶσ' ἐν Ἰλίῳ φίλοι.

Minckwitzens Übersetzung 'nach Hellas zu führen und denjenigen zum Sühnungstod zu geben, deren usw.' läßt keine Schwierigkeit ahnen. Ich verstehe nicht, wie man die griechischen Worte konstruieren soll, auch das Komma nicht hinter κτανεῖν. Objekt zu δοῦναι und κτανεῖν kann natürlich nur Helena, κτανεῖν aber nur Infinitiv des Zwecks sein, also etwa einem Dativ θανάτῳ gleichstehen. Wie soll sich das pluralische ποινάς daran etwa als Apposition anschließen, noch dazu da die dadurch ins Bewußtsein gehobenen δοῦναι ποινάς[1]) oder gar κτανεῖν ποινάς widersinnig sind. Ich meine, man muß schreiben 'δοῦναι τίνειν', d. h. 'und dann dort sie ausliefern, daß sie büße der großen Zahl derer, deren Lieben usw.'.

Troad. 1192 ἀλλ' οὖν πατρῴων οὐ λαχὼν ἕξεις ὅμως ἐν ᾗ ταφήσει χαλκόνωτον ἰτέαν.

Wenn Binder übersetzt: 'Doch ward vom Vater auch kein andres Erbe dir, so hast du doch usw.', so setzt er zu, was man verlangt, aber hier fehlt, nämlich 'andres'. Denn die ἰτέα ist doch Vatererbe, dessen Astyanax teilhaftig ward. Das im Text stehende ἀλλ' οὖν 'aber doch, wenigstens doch' pflegt einem größeren Übel gegenüber ein erleichterndes Moment einzuführen und würde, wenn es hier richtig wäre, einen engen Gedankenzusammenhang zwischen V. 1191 und 1192 voraussetzen. Zwischen dem haßerfüllten Ausruf 'αἰσχρὸν τοὐπίγραμμά γ' Ἑλλάδι' und dem folgenden Verse aber, mit dem im Hinblick auf die Leiche die Klage der Hekabe um ihres Enkels Geschick von neuem einsetzt, ist vielmehr eine Pause anzusetzen und besteht kein unmittelbarer Gedankenzusammenhang. Deshalb empfehle ich zu schreiben ἄλλον πατρῴων usw.[2]) 'wenn du auch vom Väterlichen nichts anderes erlost hast, wirst du doch usw.'. Beispiele für das substantivierte Adjektiv bzw. Pronomen mit abhängigem Genetiv s. Kühner, Ausf. Gramm. II, 1, 278.

Sophokles OC 589 κεῖνοι κομίζειν κεῖσ' ἀναγκάζουσί με. Jebb schreibt zu dem vielbehandelten Verse: 'Kaysers ἄναξ, χρῄζουσί (for ἀναγκάζουσι) is exactly what the sense requires'. Dem darf man wohl zustimmen. Noch genauer dem Sinne nach und mit Änderung von nur vier Buchstaben möchte ich schreiben: κεῖνοι κομίζειν κεῖσ' ἀνάγκῃ φασί με.

Trach. 454 ὡς ἐλευθέρῳ ψευδεῖ καλεῖσθαι κὴρ πρόσεστιν οὐ καλή. In der Beurteilung von κήρ stimme ich durchaus Schneidewin-Nauck (1880) zu und vermute 'κλῆσίς ἐστιν οὐ καλή'.

Phil. 533 ἴωμεν, ὦ παῖ, προσκύσαντε τὴν ἔσω ἄοικον εἰς οἴκησιν. Über die allerlei Schwierigkeiten dieser Stelle sehe man die Erklärer nach.

---

[1]) = Strafe leiden.
[2]) Freund H. Otte will ἀλλ' οὖν d. h. ἄλλο οὖν.

Ich schlage vor ‘ἴωμεν, ὦ παῖ, προπτύσαντε τῇ δ᾽ ἔσω ἄοικον εἰς οἴκησιν’ ‘auf, lieber Junge, auf dem Wege hier hinein in das, was keine Wohnung ist, nachdem wir vorher, um Unheil abzuwenden, ausgespuckt’.

Im Gegensatz zu Jebb meine ich, ἴωμεν dürfe nach dem Freudenausbruch über die eröffnete Heimkehr und die Äußerung des Dankgefühls unter Veränderung der angeredeten Person sehr wohl auf den Eintritt in die Höhle, auf den doch auch ἐπίσχετον in V. 539 bezogen werden muß (προσκύσαντε?), nicht auf die Abfahrt gedeutet werden. προπτύω freilich findet sich nach Passow nur Macc. 2, 6, 20.

Ant. 579 ἐκ δὲ τοῦδε χρὴ γυναῖκας εἶναι τάσδε μηδ᾽ ἀνειμένας. Diese Lesung zu halten, wie Jebb und Bellermann es versuchen, erachte ich für unmöglich. Den zahlreichen Besserungsversuchen wage ich noch einen hinzuzufügen, der die Änderung von nur zwei Buchstaben verlangt, nämlich zu schreiben ‘ἐκ δὲ τοῦδε χρὴ γυναῖκας εἶναι τάσδε μηδαμῇ μόνας’.

Ant. 1281 τί δ᾽ ἔστιν αὖ κάκιον ἢ κακῶν ἔτι; So die Handschriften. Die Vermutungen über die richtige Gestaltung dieser Stelle siehe bei Jebb. Ich möchte schreiben, mit geringer Änderung: τί δ᾽ ἔστιν αὖ; κάκιον ἦν κακῶν ἔτι; ‘was gibt es von neuem? gab es noch Schlimmeres als das Schlimme?’

Groß-Lichterfelde. Richard Rödiger.

Archäologie

D. Skulptur

Brunn-Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Neue Folge 1900 f. in Lieferungen zu 20 ℳ.

Dies Hauptabbildungswerk für antike Skulptur schreitet rüstig vorwärts (seit 1908 sind die Tafeln 601—685 erschienen); doch hat sich sein Charakter unter Arndts Leitung insofern geändert, als es mehr und mehr zu Erstveröffentlichungen mit ausführlichen wissenschaftlichen Erläuterungen und reichlichen, technisch vollendeten Abbildungen im Text benutzt wird. Eine Neuerung, die in gewissem Sinne zu bedauern ist. Denn das Werk, dessen Ladenpreis jetzt schon 2500 ℳ weit übersteigt, findet sich natürlich fast nur in großen Bibliotheken, ein Verleihen auch nur einzelner Lieferungen, die auch nicht für sich käuflich sind, nach auswärts ist völlig ausgeschlossen, und so ist es fast keinem möglich, der nicht in einer Universitätsstadt oder am Sitze eines Museums ansässig ist, von den kunstgeschichtlich meist sehr bedeutsamen Untersuchungen des begleitenden Textes überhaupt Kenntnis zu erhalten. Dieser bedauerlichen Monopolisierung und Beschränkung der wissenschaftlichen Forschung wäre leicht abzuhelfen gewesen, wenn, von kurzen rein sachlichen Bemerkungen abgesehen, der reich illustrierte Text etwa im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts und den Jahresheften des Österreichischen Instituts erschiene. Er würde dann auch in den Kreisen der Facharchäologen immer wirklich die verdiente Beachtung gefunden haben und finden. Auf einzelne Veröffentlichungen und Untersuchungen des Werkes wird unten eingegangen werden.

Furtwängler-Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Handausgabe. Dritte, stark vermehrte Auflage. 8. 214 S. 60 Tafeln und 73 Textabbildungen. München, Bruckmann, 1911. Geb. 4,80 ℳ.

Die rühmlichst bekannte und bewährte Handausgabe der weit verbreiteten 'Auswahl für den Schulgebrauch aus Brunn-Bruckmanns Denkmälern griechischer und römischer Skulptur', 50 Tafeln, 100 ℳ, ist in der dritten Auflage gegen die Folioausgabe um 10 Tafeln vermehrt, der Text ist wesentlich erweitert worden. Die 73 ausgezeichneten Textabbildungen bieten, besonders durch die Profilansichten der Köpfe, sehr willkommene Ergänzungen der Tafeln. Hervorgehoben sei z. B. Abb. 4, Kopf und Schulterteil des beispringenden Knappen vom äginetischen Ostgiebel, Abb. 10 und 11 Kopf der Athena von Velletri,

an deren Zurückführung auf Kresilas festgehalten wird. Die Zusammenstellung des Dioskurenkopfes und des umblickenden Reiters aus dem Westfries des Parthenon (Michaelis W 2, Abb. 15 u. 17) bleibt auch dann für die Verwandtschaft beider Skulpturen beweisend, wenn man aus zwingenden anderen Gründen die Originale der Dioskuren vom Monte Cavallo in hellenistische Zeit setzt. Eine wertvolle Ergänzung zur neuen Tafel 17 (Reiter mit sich bäumendem Pferd, Parthenonfries Michaelis W 15) bietet Abb. 17 nach einem alten Abguß mit dem jetzt abgesprungenen Gesicht des Reiters. Zum Zeus von Otricoli Tafel 27 sind drei Abbildungen des herrlichen Bostoner Zeuskopfes aus Mylasa (Br. Br. 574) gegeben; ganz neu ist Tafel 31 mit dem Londoner Hypnoskopf und der Straßburger Ergänzung der Madrider Statue, sowie Tafel 32, Jäger mit Hund in Kopenhagen. Tafel 33 gibt Myrons Diskobol in bronzierter Ergänzung der Statue im Thermenmuseum mit dem Lancelottischen Kopf, dazu der unübertrefflich schöne Münchner Bronzekopf eines jugendlichen Faustkämpfers, Abb. 30/31. Eine wesentliche Erweiterung haben Text und Abbildungen zum Alexandersarkophag erfahren (Tafel 37—39 und Abb. 37—43, Perser- und Mazedonierköpfe), die Patroklos-Menelaosgruppe der Tafel 41 zeigt nun die richtige Kopfhaltung nach dem Abguß im Dresdner Albertinum. Der Abschnitt über griechische und römische Porträts ist erfreulicherweise mit zahlreichen charakteristischen Abbildungen versehen und so die in weiten Kreisen noch wenig beachtete Bildniskunst, welche zumal römisches Wesen in seiner Eigenart hell beleuchtet, allgemeinerer Würdigung zugänglich gemacht worden. Die vortrefflichen Studien über die Bildnisse des Sokrates, Sophokles, Euripides und Demosthenes (letztere mit dem vorzüglichen Kopenhagener Kopf als Abb. 71) werden auch in der Lektüre mit Erfolg für die Charakteristik verwendet werden können.

Salomon Reinach, Répertoire de Reliefs Grecs et Romains. I Les ensembles 493 S. 1909. II Afrique-Iles Britanniques 546 S. 1912. III Italie-Suisse 566 S. 1912. 8. Paris, Leroux. Je 10 fr.

Reinachs Repertorien, Widergaben schwer zugänglicher Veröffentlichungen und Zusammenfassungen zerstreuten Materials in kleinen Umrißzeichnungen und handlichen Bänden, den 'procul ab urbe studentibus' gewidmet, sind nicht nur diesen zur raschen Orientierung schlechthin unentbehrlich. Dies gilt auch von diesem neuen 'opus magni laboris et sudoris'. Zwar beabsichtigt er nicht alle Reliefs zu geben, Sonderwerke wie Conzes Attische Grabreliefe, Roberts Sarkophagreliefe, Espérendieus Recueil général des Basrelief de la Gaule Romaine sind im allgemeinen ausgeschlossen, doch ist die Grenze ziemlich weit gezogen, in Athen sind z. B. viele Grabreliefe, in Toulouse die großen mythologischen Reliefe aufgenommen worden.

Der erste Band umfaßt die architektonischen und dekorativen Figurengruppen mit Ausschluß der im Répertoire de la Statuaire veröffentlichten Giebel, aber mit Einschluß der Metallreliefe, so daß z. B. die Gesamtfunde von Berthouville, Boscoreale, Hildesheim, Nagy und Pompei, aber auch die Lauersforster Phalerae und die Reliefe des Silbereimers

von Gundestrup hier vereinigt sind. Daß auch die gesamten Reliefe der Triumphbögen und Ehrensäulen, auch die der großen Mainzer Gigantensäule hier zu finden sind, wird man mit besonderer Freude begrüßen. Der Stoff ist alphabetisch nach Fundorten angeordnet, geht also sachlich ganz durcheinander, Mißlichkeiten, wie sie naturgemäß bei der strengen Durchführung jeden Prinzips mit in Kauf genommen werden müssen. Bei den im zweiten und dritten Band vereinten Einzelstücken war eine solche Anordnung natürlich nicht tunlich; maßgebend ist hier der Aufbewahrungsort, alphabetisch innerhalb der einzelnen Länder geordnet. Ein starkes und für die in Frankreich auch vor dem Kriege selbst bei Gelehrten, die sich des weitgehendsten Entgegenkommens von deutscher Seite erfreuen durften, herrschende Stimmung bezeichnendes Stück ist dabei, daß Alsace Lorraine als selbständiges Land aufgeführt und die deutschen Städte nur in französischen und außerhalb Frankreichs meist völlig unbekannten Namen verzeichnet sind. Der Krieg hat ja freilich noch ganz andere, für unsre unverbesserlichen Versöhnungsfanatiker recht lehrreiche Beweise gebracht, wie unsre Gegner von der Internationalität der Wissenschaft denken. Auch sonst ist das Anordnungsprinzip oft seltsam durchbrochen, so findet sich z. B. Constantinople nicht unter Turquie u. dgl. Wertvoll ist die Aufnahme kleiner, sonst kaum bekannter Lokalmuseen; innerhalb der einzelnen Museen sind die Reliefe nach dem Inhalt angeordnet, dabei ist der Begriff 'Relief' weit gefaßt und umschließt auch die Arbeiten in Ton, Metall und Elfenbein, Glas und Edelstein. Nicht aufgenommen sind z. B. die Reliefe der megarischen Becher, fast nichts christliches und die schon in Reinachs Clarac de poche gegebenen Bilderwerke des fünften Bandes von Clarac, Musée de sculpture.

Von Reinachs unentbehrlichem Répertoire de la Statuaire grecque et romaine ist 1910 der vierte Band erschienen, XV und 662 S. 8. Paris, Leroux, 5 Fr.; leider läßt hier, wie auch bei den früheren Bänden, das Inhaltsverzeichnis zu wünschen übrig; Flüchtigkeitsverwechslungen wie zwischen Athéna und Athènes, Micali und Milani sollten eigentlich nicht vorkommen.

Von anderen zusammenfassenden Veröffentlichungen sei auch hier auf Winters treffliche *Kunstgeschichte in Bildern* (s. o. S. 144) nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Auch die umfassende und lehrreiche Zusammenstellung der *Stützenattribute* an Statuen, welche Ada Maviglia, Gli attributi dei rostequi nella statuaria antica in den Röm. Mitteilungen 1913, 1—91 veröffentlicht hat, wird vielfach mit Vorteil zu benutzen sein.

Für die Frage der *Typenentwicklung der nackten männlichen Gestalt in archaischer Zeit* wird noch für lange die reichhaltige Materialsammlung von Déonna, Les 'Apollons archaiques'. Étude sur le type masculin de la statuaire grecque au VIième siècle avant notre ère. 4. XII u. 407 S. 9 Taf. 202 Abb. Genf, George u. C., 1909. 40 Fr. wichtig sein, leider übermäßig mit nichtssagenden Zitaten belastet und in tönenden Worten schwelgend, die den Mangel eigner Beobachtung und Verarbeitung nicht genügend verdecken können. Wenigstens eine

Seite der hier ungenügend berücksichtigten wichtigen Frage des ägyptischen Einflusses auf diese Typen, nämlich den Gegensatz der offenen und der geballten Hand und das typische Vorschieben des linken Beines, behandelt er in verschwenderischer Wortfülle, doch ohne wirklich sicheres Ergebnis in der Festschrift für Blümner, S. 102—204 L'influence égyptienne sur l'attitude du type statuaire debout dans l'archaisme grec.

Die beste Gestalt dieses Typus, den neuerworbenen *'Apollo'* in *München* veröffentlicht Wolters bei Brunn-Bruckmann Tafel 661—62, sehr lehrreiche Seiten- und Rückansichten finden sich im Text; er stammt aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, ist also etwas jünger als der bekannte 'Apoll von Tenea' und durch eine gewisse ornamentale Behandlung der Bein- und Rückenmuskulatur bemerkenswert, zweifellos eine der bedeutsamsten Erwerbungen deutscher Museen während der letzten Jahre.

A. v. Premerstein erbringt in dem Aufsatz Kleobis und Biton, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XII (1910) S. 41—49 durch die richtige Lesung der Basisinschriften der beiden Apollines aus Delphi, der Werke des Poly- oder Aga]medes aus Argos: *Κλεόβις καὶ Βί]τον τὰν ματάϱα ἐάγαγον τõι δυγõι* den historisch wie kunstgeschichtlich wie für die Glaubwürdigkeit und Arbeitsweise Herodots gleich bedeutsamen Beweis, daß in diesen beiden hocharchaischen Jünglingsstatuen tatsächlich die von Herodot gesehenen und I 29 erwähnten Denkmäler der braven Söhne erhalten sind (vgl. auch H. Pomptow, Arch. Anzeiger 1911, 46—50, der in der zweiten Zeile der Inschrift *τοίδ' υἱοί* liest).

In einer Arbeit, die auch viel wertvolle Beiträge für die kunstgeschichtliche Beurteilung der 'Apollone' bringt, behandelt C. Praschniker, Bronzene Spiegelstütze im Wiener Hofmuseum, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XV (1912) 219—252, Tafel 5, Abb. 146—163 die *Entwicklung der nackten weiblichen Gestalt* archaischer Zeit. Sie ist im griechischen Westen, auf dorischem Gebiet, viel stärker vertreten als im jonischen Osten, weil dort, dank dorischer Sitte und Gewohnheit, die Gelegenheit, nackte weibliche Gestalten zu beobachten, weit größer war; die turnerische Durchbildung der dorischen Mädchen läßt aber zugleich einen wesentlich männlicheren Typus als im Osten erstehen. Doch macht sich, wie schon die ältesten Elfenbeinschnitzereien aus Sparta beweisen, schon sehr früh der Einfluß jonischer Typen bemerkbar. Die Verwendung der nackten weiblichen Figur als Spiegelstütze ist *ägyptischen* Ursprungs; in Griechenland wurde sie, wahrscheinlich von Ägina aus, das seine eigne Faktorei in Naukratis hatte, zuerst bei Griffspiegeln verwendet, vom Anfang des sechsten Jahrhunderts an auch zu Standspiegeln. Von Ägina verbreitet sich die Sitte nach dem Peloponnes. Die Figuren stellen, wie in Ägypten, ursprünglich nichts anderes dar als schöne nackte Mädchen; erst allmählich wird ihre Nacktheit, wohl beeinflußt durch die Kulttänze der nackten spartanischen Jungfrauen, durch die Beigabe von Schallbecken und anderen Attributen kultlich motiviert.

Hans Schrader, Archaische Marmorskulpturen im Akropolismuseum zu Athen. Mit einer Heliogravüre und 76 Abbildungen in Kupferätzung. 4. 87 S. Wien, Alfr. Hölder, 1909. 10 ℳ.

— Auswahl archaischer Marmorskulpturen im Akropolismuseum. Im Auftrag der k. k. Österr. Arch. Institus herausgegeben. 17 Heliogravüren in Mappe, Text in Folio, mit 2 Tafeln in Farbenlichtdruck und 62 Kupferätzungen im Text. Wien, Alfred Hölder, 1913. Geb. 142 ℳ.

Beide Werke, von denen das erste als Festschrift des Österr. Arch. Instituts zur Grazer Philologenversammlung erschienen ist, das zweite, welches auf seinen mit allen Mitteln modernster Reproduktionstechnik hergestellten Tafeln nur künstlerisch wirklich hervorragende Werke bringt (Tafel 1—11 Koren, Inv. 681, 682, 594, 1360, 684, 685, 671; Tafel 12—13 den bekleideten Jüngling Inv. 633; Tafel 14 den Reiter Inv. 700; Tafel 15 das Pferd Inv. 697; Tafel 16—17 den Knaben Inv. 698), sich auch ausdrücklich an den kunstgeschichtlich interessierten Laien wendet, bringen die Erfüllung eines lang empfundenen Bedürfnisses. Hat doch die erschöpfende Behandlung der Akropolisfunde aus den Ausgrabungen von 1885—1890 merkwürdig lange auf sich warten lassen; für die Poroskulpturen ist sie durch Wiegands, von Heberdey vielfach ergänzte 'Porosarchitektur' erfolgt. Schrader hat in langjähriger, aufopferungsreicher Untersuchung der Bruchstücke der Marmorskulpturen durch glückliche Zusammenstellung und Ansetzung versprengter Fragmente staunenswerte Ergebnisse erzielt, die auch längst bekannte Stücke in einem neuen Lichte zeigen und ihre kunstgeschichtliche Bedeutung wesentlich gesteigert haben. Der glückliche Nachweis der Marmorakrotere des alten Athenatempels — eine laufende Gorgo, zu der das bekannte Gorgoneion Br. Br. 457 gehört, als Mittelakroter, zwei liegende Panter bzw. zwei liegende Löwen als Seitenakrotere beider Giebel — hat inzwischen durch den Fund der Giebelskulpturen von Korfu, wo die selben Figuren zur Füllung des Giebeldreiecks dienen, besondere kunstgeschichtliche Wichtigkeit erhalten; ganz abgesehen davon, daß die Verwendung des Holzdrillbohrers für die Flecken des Panters und die tischlermäßige Verzapfung der Basisstücke beweisen, daß auch in Attika die Marmorbildhauer an Arbeiten in vergänglichem Material, Holz und Bein, gelernt haben. Wie im übrigen die zierlichen Frauenfiguren durch neuangefügte Bruchstücke gewonnen haben, wie der Einfluß der jonischen Marmorbildnerei auf die attische klar hervortritt, in deren Mittelpunkt die Statue des Antenor und die Euthydikoskore (s. *Winter*, Kunstgeschichte in Bildern 213, 5 und 219, 3—5) stehen — den Beweis, daß Oberteil und Fußplatte mit Inschrift tatsächlich zusammengehören, hat Studniczkas plastische Ergänzung in der *Festgabe zum Winckelmannsfest 1914,* Das Weihgeschenk des Euthydikos, erbracht — wie auch die Jünglingsfiguren völlig verändert erscheinen, ganze Gruppen neu gewonnen sind und wie vor allem auch die wundervollen Pferde uns das erstaunliche Können der archaischen Marmorbildnerei in überraschendster Weise vor Augen führen, zeigt jeder Blick auf die künstlerisch vollendeten Tafeln und Abbildungen, mit denen das Österr. Arch. Institut seinen bisher durch alle seine Veröffentlichungen bewährten Ruf glänzend bewahrt hat. Die schon lange gehegte Vermutung, daß Antenor der Meister der Giebelfiguren vom Schatzhaus der

Athener in Delphi sei, ist durch Schraders Untersuchungen zur Gewißheit geworden; sie werden die gesicherte Grundlagen für alle Arbeiten über reifarchaische Marmorbildnerei bleiben.

Ada v. Netoliczka, Zur Manteltracht der archaischen Frauenfiguren, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XV (1912), 253—268, Abb. 164—171 sucht in dem feingefältelten schrägen Überschlag des jonisierenden Peplos der Akropoliskoren einen besonderen Umhang und im übrigen Gewand einen einheitlichen, den Körper vom Hals bis zu den Füßen umhüllenden Chiton nachzuweisen, dessen ganz verschiedenartige Behandlung — auf der Brust enge Wellenlinien, unten breite glatte Falten — auf die schematisch-dekorative Art zurückzuführen sei, mit der die archaische Kunst anliegendes und langfallendes Gewand unterscheide und dessen verschiedene Färbung nur durch die Rücksicht auf dekorative Wirkung bestimmt sei. Ihre Darlegungen haben mich nicht überzeugen können; nur genauestes Modellstudium kann über den ersten Punkt Klarheit bringen und auch dann bleiben noch schwerwiegende prinzipielle Bedenken.

B. Schröder, Aristogeiton, Jahrb. d. Arch. Instituts 1913, 26—34, Tafel 1—2, 10 Abb. weist in der Londoner Herme Brit. Mus. sculpture III 1609 eine gute, nicht überarbeitete Widerholung des Aristogeitonkopfes nach und macht auf die große Ähnlichkeit mit dem Kopf des Zeus von der Selinunter Metope (s. *Winter,* Kunstgeschichte 245, 3) aufmerksam.

Fr. Studniczka, Das Gegenstück der Ludovisischen 'Thronlehne', Jahrb. d. Arch. Instituts 1911, 50—192, 90 Abb., Tafel 1; Ant. Denkmäler III 7, 8 widerlegt in ausführlicher Besprechung die für den Ludovisischen 'Thron' (z. B. *Winter,* Kunstgesch. 238, 1—6; *Lamer,* Griech. Kultur 59—62) sowie sein auch in weiteren Kreisen rasch berühmt gewordenes Bostoner Gegenstück, vorgebrachten Deutungen als Sarkophaghälften, Lehnen für Kultbetten oder Thronlehnen für Kultbilder. Denn die Maße passen nicht zu den genügend bekannten antiken Götterthronen, und die völlige Vernachlässigung der Innenseiten (Metallverkleidung ist durch das gänzliche Fehlen von Befestigungsspuren ausgeschlossen) ist mit dieser Bestimmung unvereinbar. So bleibt denn als einziges die Deutung als Seitenaufsätze, *κρατευταί*, eines gewaltigen Altars, dessen Oberkante etwa in Augenhöhe lag. In streng logischer Auseinandersetzung weist Studniczka bei der Erklärung der Bildwerke zunächst für das Ludovisische Relief die Deutung auf eine Gebärende zurück und begründet Petersens Ansicht von der Geburt der Aphrodite näher, die von Horen unterstützt aus dem Meere auftaucht; die Bilder der Schmalseiten sind entweder als die Wirkungsarten der Liebesgöttin — die züchtig verhüllte Braut und die Hetäre — oder als die Göttin selbst in den verschiedenen Seiten ihres Wesens aufzufassen, nämlich in Trauer um den abwesenden Geliebten verhüllt und ihn zu freudiger Liebe erwartend, eine Deutung, die sich auf Studniczkas Erklärung des Bostoner Reliefs gründet. Diese macht größere Schwierigkeiten. Immerhin weist

Studniczka überzeugend nach, daß an eine Seelenwägung nicht zu denken ist (die Zusammenstellung und kritische Würdigung der erhaltenen Darstellungen S. 131f. ist dankbar zu begrüßen), ebenso wenig an eine Seelenempfängnis, sondern allein um die Zusprechung des lebendigen Geliebten, des Adonis, der in auch sonst nachweisbarer Doppelgestalt gewissermaßen als Gewicht auf den Wagschalen angedeutet ist, an Aphrodite bzw. Persephone. Als erwachsener Jüngling sitzt er leierspielend auf der Schmalseite, ihm gegenüber und zugewandt die nackte Aphrodite; die kauende Alte erklärt Studniczka einleuchtend für die Amme, die mit ängstlicher Sorge den jetzt weggemeißelten Weihrauchstamm, des Adonis Mutterbaum, betrachtet. Demnach sind Aphrodite und Adonis als *σύμβωμοι*, gemeinsame Inhaber des Altars, anzusehen, dessen einstigen Standort Studniczka in Amathus auf Kypros vermutet. In ausführlicher Einzeluntersuchung, die für alle Bewegungs- und Gewandmotive und anschließende Fragen außerordentlich reiches und kritisch durchgemustertes Material beibringt, wird erwiesen, wie Zeichnung und Komposition nach Athen und auf die ersten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts führen.

Den Meister des Bostoner Altars, den er der Venus verticordia in Rom zuweisen möchte, sucht J. Six, Kalamis, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 74—95, 14 Abb. im Kreis des *Kalamis,* dessen Sosandra und Algumena er in den Figuren der Aphrodite und Persephone widerfindet. Die Algumena (*ἀλγουμένη*) beruht freilich nur auf einer sehr einleuchtenden Konjektur bei Plin. hist. nat. XXXIV 71 für Alcumena nulla est nobilior. Sie ist nach Six in der sog. trauernden Penelope zu erkennen, deren vielfache Verwendung in Relief und Malerei allerdings ein berühmtes Original verlangt. Da nun ihr Faltenwurf oberhalb des Gürtels völlig dem des *Delphischen Wagenlenkers* entspricht (dessen Basisinschrift behandelt Frickenhaus, Die Inschrift des delphischen Wagenlenkers, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 52—58: der Weihende ist Polyzelos, Tyrann von Gela, sein Sieg fällt 478 oder 474, der Künstler ist unbekannt), so sieht Six auch in diesem ein Werk des Kalamis; für eine späte Arbeit des selben Meisters möchte er den kapitolinischen Dornauszieher halten.

Für die Deutung der Skulpturen des *Zeustempels in Olympia* hat Trendelenburg, *Φαντασίαι*, 70. Berliner Winckelmannsprogramm 1910 und Pausanias in Olympia S. 71f. (s. o. S. 178) beachtenswerte Vorschläge gemacht. Er sieht den Grund dafür, daß alle handelnden Personen des Ostgiebels für kurze Zeit unbeweglich stehen, in der Beobachtung des Vogelflugs vor der Wettfahrt. Die beiden Greise setzt er links und rechts vor die Rosse und reiht sie dadurch der Gruppe der Hauptpersonen ein; beide sind ihm Seher, der eine blickt hoffnungsvoll empor, der andere trüb zu Boden. Knabe und Mädchen sind ihre Geleiter, sie sitzen als unbeteiligte Diener abgewandt da; die Flußgötter erklärt er nach Furtwänglers Vorgang für Diener. Das Thema des Westgiebels ist ihm ein Hymnus auf die Kunst der Ringschule, der allein die Menschen den Sieg über tierische Stärke verdanken. Als Meister beider Giebelgruppen hält Trendelenburg an Alkamenes fest.

Die Lösung dieser vielumstrittenen Frage wird dadurch wesentlich

gefördert, daß es Praschniker, Die Proknegruppe der Akropolis, Jahresh. d. Österr. Arch. Instituts XVI (1913), 121—140, Abb. 61—71, Tafel 3 geglückt ist, den Kopf der schon vorher durch Unterleib und Oberschenkel des Itys vervollständigten Proknegruppe (s. Winter, Kunstgeschichte 282, 1) aufzufinden und diese wirklich als das von Pausanias I 24, 3 erwähnte Originalwerk des Alkamenes zu erweisen. Damit ist ein sichererer Ausgangspunkt für die Erkenntnis von dessen Kunstcharakter gewonnen als durch den für seinen architektonischen Zweck in bestimmte altertümliche Formen gezwängten Hermes Propylaios aus Pergamon. Die Proknegruppe gehört in nachparthenonische Zeit, ihr Meister und der Schöpfer der olympischen Giebel kann mindestens nicht der selbe Alkamenes sein.

Kunst- und religionsgeschichtlich sehr wichtig ist ein Zwölfgötterrelief aus Tarent, das E. Schmidt bei Brunn-Bruckmann 660 veröffentlicht; es lehrt überraschenderweise eine *archaistische Kunst* des fünften Jahrhunderts kennen und bildet zugleich das älteste Zeugnis für den Zwölfgötterkanon, wichtig für die Reihenfolge und paarweise Zusammenfassung der Gottheiten. Wertvoll sind die Bemerkungen über die malerische Ergänzung der Reliefe und das Überschneiden der oberen Randleiste durch die Köpfe und überragendes Beiwerk.

Die Schwierigkeiten, die die literarische Überlieferung für die Chronologie und Kunst des *Hageladas,* Myrons und Polyklets Lehrer, bot, sind dadurch behoben worden, daß Frickenhaus, Hageladas, Jahrb. d. Arch. Instituts 1911, 24—34 den nach 455 entstandenen Zeus Ithomatas in Naupaktos und den zur Zeit der großen Pest geschaffenen Herakles Alexikakos in Melite mit völliger Sicherheit einem jüngeren Künstler gleichen Namens, wohl seinem Enkel, zugewiesen hat. Weitere Ausführungen s. Pfuhl, Pauly-Wissowa VII 2188—2199.

Myron

B. Sauer, Die Marsyasgruppe des Myron, Jahrb. d. Arch. Instituts 1908, 125—162, 13 Abb., Tafel 3. 4.

J. Sieveking, Myrons Gruppe der Athena und des Marsyas. Arch. Anzeiger 1908, 341—343, eine Beilage.

— Die Ergänzungen der Marsyasgruppe des Myron, Arch. Anz. 1912, 2—10.

L. Pollak, Die Athena der Marsyasgruppe Myrons, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts 1909, 154—165 Abb. 67—73, Taf. 2—5; Beiblatt 25ff.

P. J. Meier, Die Marsyasgruppe des Myron, Neue Jahrbücher 1911, 551—560, 2 Tafeln. 1915, 8—15, 1 Tafel.

G. Matthies, Zu Myrons Athena und Marsyas, Arch. Anz. 1912, 10—12.

E. Petersen, Myrons Athena und Marsyas, Arch. Anz. 1912, 111—114.

H. Bulle, Eine neue Ergänzung der myronischen Athena zu Frankfurt a. M. Jahrb. d. Arch. Institus 1912, 175—199, 23 Abb.

Wohl keine Antikenerwerbung deutscher Museen hat in den letzten Jahren auch in weiteren Kreisen soviel Aufsehen gemacht, wie die der Statue einer jugendlich schönen Athena ohne Ägis und Schild für das Städtische Museum in Frankfurt a. M., in der die bisher nur auf Münzen nachweisbare Gegenfigur zum Marsyas des Myron mit voller Sicherheit erkannt wurde (s. Pollack a. a. O.; Dragendorff, Ant. Denkm. III 9).

Sauers grundlegende Arbeit, die die Frankfurter Athena noch nicht verwerten konnte, beweist an Münzbildern und Widerholungen des Torso in Madrid, Paris und Toulouse die Zugehörigkeit zum Marsyas (gute Aufnahme des Kopfes Br. Br. 611) und durch genaue Analyse der Köpfe der Athena (der Dresdner Kopf Br. Br. 591 und Mitteilungen aus den Sächsischen Kunstsammlungen 1910, 4, 5 Treu) und des Diskobol den echt myronischen Charakter der ersteren.

Sieveking gibt in der für das Stettiner Museum — zu früh — vorgenommenen Nachbildung in Kupfer die erste plastische Rekonstruktion der Gruppe, in der er den linken Arm des Silens der Richtung des Blickes folgend vorstreckt und mit der schräg aufgestellten Lanze einen guten seitlichen Abschluß der Gruppe erzielt; später ergänzt er den stabartigen Rest in der Hand der Frankfurter Athena zu einer Flöte, die Athena gerade wegzuwerfen im Begriff ist, wodurch allerdings ein echt myronischer Kulminationspunkt der Bewegung erzielt würde. In der Haltung des jetzt heranschleichenden, nicht zurückprallenden Silens schließt er sich *Meier* an. Dieser legt in seiner Braunschweiger Ergänzung der Athena die Lanze so in die ziemlich an den Körper gelegte Hand, daß sie dem zurückfahrenden Satyr fast parallellaufend schräg vor dem Körper der Göttin vorbeigeht, ihr so das *παίειν* des Pausanias ermöglichend, wozu ein ganz leichtes, durch einen Druck mit dem aufgelegten Daumen bewirktes Senken der Lanzenspitze genügt. Der warnend ausgestreckte Finger der Linken weist auf die am Boden liegenden Flöten hin. Auch im zweiten Aufsatz hält er gegen Bulle an der Stellung des rechten Unterarms fest, den er durch einen gebogenen Stift mit den Torso verbindet. *Matthies* meint, Athena habe die weggestellte Lanze schräg nach vorn aufgenommen und sei im Fortgehen begriffen; mit momentaner Unterbrechung der Bewegung wendet sie den Kopf und streckt abwehrend die Hand über den Flöten gegen Marsyas aus. *Petersens* Beobachtung der alphabetischen Reihenfolge der von Plinius aufgeführten Werke Myrons entscheidet die alte philologische Streitfrage über die Zusammengehörigkeit beider Figuren, seine psychologischen Bemerkungen treffen für beide das richtige, sein Ergänzungsvorschlag wird jedoch durch die technischen Untersuchungen *Bulles* hinfällig. Dieser hat durch genaue Beobachtung der technischen Einzelheiten am Original, zumal durch den Nachweis einer zweimaligen Anstückung des gesondert gearbeiteten und später gebrochenen rechten Unterarms im Altertum der Ergänzung die gesicherte Grundlage gegeben: Die Lanze ging schräg hinter der Göttin nach vorn, der Lanzenschuh lag über den Flöten, die Linke ballt sich in Entrüstung über des Satyrs unverschämtes Gebahren: es entsteht 'ein Kunstwerk von höchster Individualität und stärkster Innerlichkeit. Myron wandelt sich für uns durch dieses Werk aus dem formalen Könner und Kraftmenschen, als den wir ihn im Diskobolen sehen, zu einem der persönlichsten Künstler, die die Antike gehabt hat', ein Urteil, dessen Berechtigung durch die Würzburger Ergänzung S. 192/193 bewiesen wird.

Von der 1906 in Castel Porziano in einer Villa am Meere gefundenen Widerholung des *myronischen Diskuswerfers* liegt nun eine gute Veröffentlichung von Rizzo bei Brunn-Bruckmann 631/632

vor. Sie zeigt, wie der neue, aus augusteischer Zeit stammende Torso an Lebendigkeit und naturalistischer Durchbildung zumal des Rückens alle andern Kopien weit übertrifft. Die Haltung des Kopfes, des rechten Armes, der linken Hand und der Füße ist völlig gesichert, so daß mit Hilfe des von Furtwängler s. Z. im Louvre gefundenen Abgusses des Lancelottikopfes — eine Photographie des Diskobols Lancelotti ist noch immer nicht zu erreichen gewesen — eine gesicherte Rekonstruktion ohne Stamm und Puntelli vorgenommen werden konnte, die einen guten Begriff von der einstigen Wirkung des Bronzeoriginals zu vermitteln vermag (Br. Br. 632, s. auch Furtwängler-Urlichs Tafel 33).

Ein mit ziemlicher Sicherheit auf Myron zurückzuführendes Kultbild ist in einer Kolossalstatue des Palazzo Altemps in Rom nachgewiesen worden, Br. Br. 612/13: *Herakles* sitzt siegesfroh in jugendlicher Frische, nicht wie sonst vom Kampfe ermattet, die Keule in der erhobenen Linken aufgestützt, auf einem Felsen. Klein, Zum Grundproblem der pompeianischen Wandmalerei, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts 1910, 139 f. Abb. 69—70 weist die Statue in einem Wandgemälde der Casa d'Ercole nach. Über Myrons *Kuh* und *Säger* spricht Rossbach, Festschrift für Blümner 86—95, eine Zusammenstellung myronischer Werke gibt Curtius bei Brunn-Bruckmann, Text zu Tafel 601—604 S. 23.

Phidias und der Parthenon

Frickenhaus, Phidias und Koloter, Jahrb. d. Arch. Instituts 1913, 341—369 beweist durch eine neue Analyse der literarischen Quellen, deren brauchbares Material auf Philochoros zurückgeht, daß das Glaukonpsephisma in den Anfang von 432 fällt, daß damals Phidias wegen Elfenbeinunterschlagung, wie sich auch aus dem Genfer Papyrus ergibt, verbannt wurde und der *Zeus in Olympia* (über diesen, besonders die Anordnung der Bildwerke am Thron, s. auch Trendelenburg, Pausanias in Olympia S. 81—102, o. S. 178) also frühestens 428 zur peloponnesischen Bundesversammlung geweiht worden sein kann. Demnach würde die gesamte Ausführung der Skulpturen des 433/2 in allen seinen Teilen vollendeten Parthenon in die Zeit des Athener Aufenthalts fallen. Die bei Plinius auf 449—445 angesetzte ἀκμή bezieht Frickenhaus auf die Lemnia.

Nun ist wohl von allen Arbeiten und Zuweisungen Furtwänglers keine in den weitesten Kreisen so bekannt und als so gesichert angesehen wie die Zurückführung der Dresdner Statue mit dem Bologneser Kopf auf die 448 von lemnischen Kleruchen geweihte Athena des Phidias. Daß diese Gleichsetzung doch nicht fest genug begründet ist, haben die Untersuchungen der letzten Jahre mit Sicherheit erwiesen, wenn auch im einzelnen noch keine Übereinstimmung erzielt wurde.

Amelung, Athena des Phidias, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XI (1908) 169—211 Abb. 58—89 Tafel 5—6 hat auf Grund eingehender Stilanalyse die sog. Lemnia nicht für phidiasisch erklärt und im sog. Torso Medici (Br. Br. 171, Winter, Kunstgeschichte 283, 6—7),

dem er den Wiener Kolossalkopf (z. B. Lamer, Griech. Kultur 58) mit Recht zuweist, einen Ersatz zu finden versucht. Da jedoch der Wiener Kopf und die zugehörigen Füße sicher von einem Akrolith stammen, die Lemnia aber eine bestimmt im Freien aufgestellte Bronzestatue war, können Lemnia und Athena Medici nicht zusammengehören (Köpp, Drei Probleme der griechischen Künstlergeschichte, Neue Jahrbücher 1909, 469—476 I), doch ist in letzterer ein unzweifelhaftes Werk des Phidias, jünger als die Parthenos, gewonnen.

Davon geht auch Sauer, Die Athena Lemnia des Phidias, Neue Jahrbücher 1910, 617—635 aus, der ein drittes, aber mit keinem literarisch bezeugtem gleichzusetzendes Werk des Phidias aus einem Torso des Lateran gewinnt und im einzelnen den Beweis erweitert, daß die 'Lemnia' sich nicht mit dem verträgt, was wir von Phidias' Stil sicher wissen, und daß Standmotiv und Kopftypus nicht mit den drei sicheren Werken vereinbar sind. Er sucht den Meister der Furtwänglerschen Lemnia im Künstlerkreis des Kopenhagener Knaben (wie auch Amelung, anders Schrader, s. u.), der Athena mit der Hundefellkappe in Villa Albani (Br. Br. 220) und des Kasseler Apoll (z. B. Winter, Kunstgesch. 234, 3). Diese bedeutendste aller Kasseler Antiken ist durch die Entfernung der modernen Kittflächen zwischen den Bruckstücken bei ihrer Neuaufstellung im Hessischen Landesmuseum wesentlich wirkungsvoller geworden [siehe Arch. Anz. 1914, 10f.]. Eine Neuaufnahme von Marg. Bieber bei Brunn-Bruckmann 676/77, sie möchte in ihm den vor dem Tempel des Apollon Patroos am Staatsmarkt stehenden Apollo Alexikakos des *Kalamis* sehen).

Schrader stellt in einem an neuen und gesichert erscheinenden Ergebnissen reichen Aufsatz Zu Phidias, Jahreshefte des Österr. Arch. Inst. XIV (1911) 35—88, Abb. 37—93, Taf. 1—2 den Kopf der 'Lemnia' neben einen lebensgroßen Kopf der Giebelgruppen vom Heraion, also ein Originalwerk mindestens aus Polyklets Schule (s. Abb. 62—67) von so schlagender Ähnlichkeit, daß die 'Lemnia' mit ziemlicher Sicherheit dem argivischen Kunstkreis zugewiesen werden kann, wozu auch Standmotiv und Faltengebung stimmen, an den peloponnesischen Tänzerinnen in Neapel gemessen. Einen bestimmten Meister wagt Schrader noch nicht zu nennen. Die Lemnia des Phidias selbst glaubt er in der ägislosen Athena eines attischen Weihreliefs in Lansdowne (Burlington fine arts club, Exhibition of ancient Greek art, Tafel 35, London 1909) Abb. 73 widerzufinden: vorgeschobenes linkes Spielbein, die Rechte mit dem Rücken gegen die Hüfte gestemmt, auf der vorgestreckten Linken der korinthische Helm, auf den der Blick gerichtet ist, rechts offener dorischer Peplos mit kurzem Überschlag, der Mantel im Rücken, der Schild ans linke Bein gelehnt. Weiter ausgeführt von Schrader gelegentlich der Veröffentlichung eines schönen Weihereliefs der Sammlung Lanckoronsky Athena mit dem Käuzchen, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XVI (1913) 1—32, 17 Abb. Tafel 1. Restlos ist die Frage freilich noch nicht gelöst.

Schrader geht sodann vom *Eleusinischen Relief* aus, dessen streng phidiasischer Charakter nicht zu bezweifeln ist; es verwendet statuarische Motive, die für uns in der *Demeter von Cherchel* und der *Cora Albani*

erhalten sind (Schrader Abb. 44, 82, s. auch die Zusammenstellung bei Winter, Kunstgesch. 248, 1—4); da das Motiv der letzteren auch im Lakrateidesrelief in Eleusis verwendet worden ist, werden die Statuen dort gestanden haben. Damit sind aber zwei weitere Bronzestatuen des Phidias gewonnen. Mit ihnen gehen die Gestalten der Südmetope 19 und der Nordmetope 32 so eng zusammen, daß dieser Kreis der Parthenonskulpturen für des Phidias Werkstatt gesichert erscheint. Die Zuweisung der Cora Albani an Phidias wird durch ihr dem *Dresdner Zeus* völlig gleiches Bewegungs- und Mantelmotiv noch weiter erwiesen, so daß als sichere Kennzeichen phidiasischer Gestalten das feste Zusammenhalten des Umrisses, die schlichte Haltung, das Maßvolle in der auf Unterarme und Hände beschränkten Bewegung gelten können. Schrader macht nun in einem lebensgroßen, leider stark überarbeiteten Bronzekopf in Wien (s. Winter, Kunstgesch. 247, 5—7) den Kopf einer Bronzestatue des Zeus wahrscheinlich, von der der Dresdner Zeus eine vielleicht noch in der Werkstatt des Meisters vorgenommene Umsetzung in Marmor mit gleichzeitiger Wandlung in Asklepios — wohl das Kultbild fürs Asklepieion am Südhang der Burg — darstellt. Vergleiche mit dem Poseidonskopf der Götterversammlung und den Mantelfiguren des Frieses zeigen, daß der Zeus vor den Fries gehört.

Zu andern Ergebnissen kommt Frickenhaus in dem oben erwähnten Aufsatz. Aus dem durch das Glaukonpsephisma bis 432 gesicherten Aufenthalt des Phidias in Athen folgert er dessen umfassende Tätigkeit auch am Parthenon und weist Phidias die ihm seit Puchsteins Untersuchungen, Jahrb. d. Arch. Inst. 1890, 97 f. fast allgemein abgesprochenen Giebelgruppen des Parthenon wider zu. Damit muß er deren höchste Vollendung, den Stil der Tauschwestern, als phidiasisch ansehen und findet so in der Berliner Aphrodite mit der Schildkröte (Br. Br. 537, Winter, Kunstgesch. 283, 1) die Aphrodite Urania des Phidias wider, während er in der Athena Medici die elische Kultstatue, ein Goldelfenbeinbild des Phidiasschülers Kolotos, und im Dresdner Zeus desselben Meisters Werk für den Hafen in Elis widererkennt.

Gegen ihn wendet sich B. Schröder, Die polygnotische Malerei und die Parthenongiebel, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 95—126 mit der Erwägung, daß die tiefen Falten und scharfen Grate beim Gewand der Athena Medici und der Berliner Aphrodite unmöglich so in Holz geschnitzt und mit Goldblech beschlagen gewesen sein können; die Gewandbehandlung weist auf ein Modellieren in weicher Masse hin, einen Akrolith mit aus Stuck modelliertem Körper; damit würden beide Zuweisungen fallen.

Die *Parthenonskulpturen* sind z. T. schon in den oben besprochenen Arbeiten berührt worden; eine treffliche und bequeme Übersicht bietet der reich ausgestattete Guide to the sculptures of the Parthenon, Brit. Museum. 8. 134 S. 41 Abb. 10 Tafeln. 1 sh. Ihrer Gesamtheit gelten die großen Werke von A. H. Smith, The sculptures of the Parthenon. Fol. VII u. 70 S. 92 Tafeln. London 1910, Brit. Museum. 115 ℳ und Le Parthénon. Introduction par Max. Collignon, photographies de Fréd. Boissonas et W. A. Mansell a. C. Paris 1910 f.

Morsel. vollst. 136 Tafeln, 200 frs. Beide Werke sind mit ihren technisch größtenteils vorzüglichen Tafeln, das französische besonders durch die sonst fast nur gelegentlich im Einzelverkauf in Athen erhältlichen Architekturaufnahmen für Einzeluntersuchungen unentbehrlich, kommen aber freilich ihres hohen Preises wegen für Gymnasialbibliotheken kaum in Frage. Es kann daher hier auf ihre ausführliche Besprechung durch F. Studniczka, Neues über den Parthenon, Neue Jahrbücher 1912, 241 bis 266, 5 Tafeln, verwiesen werden, der dabei auch die sonstige Parthenonliteratur der letzten Jahre in den Kreis seiner z. T. zu abweichenden Ergebnissen gelangenden Betrachtungen zieht.

Es ist Sauer, Ein altes Parthenonproblem, Ath. Mitt. 1910, 65—80, Tafel 8, 5 Abb., gelungen, die in der Nordecke des *Westgiebels* bei Carrey fehlende Figur in einem allerdings stark beschädigten männlichen Torso aufzufinden und damit eine für die Komposition des Giebels wichtige Frage der Lösung näherzubringen.

Für die Deutung und Anordnung der *Metopen* der Südseite wird es von entscheidender Bedeutung sein, ob Schraders Annahme (Österr. Jahreshefte 1911, 47—59) richtig ist, der sog. (s. Studniczka, Neue Jahrb. 1912, 243) Carrey habe nur die am besten erhaltenen Metopen willkürlich nebeneinander gezeichnet und die jetzige Anordnung seiner Blätter sei modern. Schrader weist von den nur in Carreys Zeichnungen erhaltenen Metopen Nr. 21 und 13 in die Mitte der Südseite, reiht rechts und links Nr. 10 und 18, bzw. 14 und 12 an und gewinnt so einen ruhigen Mittelpunkt, gegen den der Kentaurenkampf von beiden Seiten anprallt; in entsprechender Weise ordnet er die Metopen 19, 17 und 20 zu einer Götterversammlung inmitten der Iliupersis der Nordseite an. Studniczka widerspricht a. a. O. S. 259f. mit beachtlichen Gründen seiner Anordnung und Deutung und gibt seinerseits eine einleuchtende Erklärung der Südmetopen wie der Nordmetopen aus der älteren attischen Sagengeschichte, und der Gigantenkampfmetopen der Ostseite.

Im Zusammenhang seiner umfassenden Untersuchungen über Die Entwicklung der griechischen Metopenbilder sucht B. Laum, Neue Jahrb. 1912, S. 681—687 (s. u.), die Gruppenkomposition auch der Parthenonmetopen durch dekorative und rhytmische Rücksichten zu erweisen.

L. Praschniker benutzte die bei Ausbesserung des Gebälkes gebotene Gelegenheit, die noch an Ort und Stelle befindlichen stark zerstörten Metopen in der Nähe zu untersuchen und die Deutung der ganzen Nordreihe auf die Iliupersis mit neuen Gründen zu stützen (Die Metopen der Nordostecke des Parthenon, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts 1911, 135—162, Abb. 128—142).

B. Schröder, Die Polygnotische Malerei und die Parthenongiebel, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 95—126 (s. u.) sucht S. 119f. die Parthenonmetopen nach der Gewandbehandlung in drei voneinander deutlich getrennte, in sich einheitliche Gruppen: Süd, Nord, Ost mit West, zu zerlegen. Er setzt jede mit verschiedenen malerischen Vorbildern in Be-

ziehung und weist den Fries mit seiner einheitlichen Chitonbildung noch einer vierten und davon grundsätzlich verschieden die Giebel einer fünften, gleichfalls von der großen Malerei, zumal Polygnot, abhängigen Künstlerpersönlichkeit zu.

Eine neue Deutung des Frieses bietet A. v. Premerstein, Der Parthenonfries und die Werkstatt der panathenäischen Peplos, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts 1912, 1—35. Nach seiner mit guten Gründen gestützten Ansicht sind nicht zwei aus kompositionellen Gründen auseinander genommene Hälften eines der Länge nach gespaltenen Zuges dargestellt, sondern zwei selbständige Sonderzüge, im Begriff, sich zu vereinen. Da nun aber selbst an den Spitzen beider Züge die endgültige Ordnung erst vorbereitet wird, kann von der Ankunft am Ziele, der Akropolis, keine Rede sein; vielmehr treffen beide Züge an dem Ort zusammen, wo die wichtigsten heiligen Geräte, die *κανᾶ*, verteilt werden. Denn die sechs vordersten Mädchen beider Züge tragen noch nichts, der Ordner 49 Michaelis setzt ihnen erst die *κανᾶ* auf, der Ordner 52 unterweist die nächsten Mädchen mit charakteristischen Handbewegungen, alle zwölf sollen ihre Körbe hier erst bekommen. Die Mittelszene muß aber als bedeutsamer Hauptakt in fester örtlicher und sachlicher Beziehung zum übrigen stehen; die Übergabe des Peplos, den auch die Poliaspriesterin in Empfang nehmen müßte, ist höchst unwahrscheinlich; denn sie fände statt, ehe noch der Zug oben ist. Die Mädchen mit den Sesseln sind aber im *Abgehen* begriffen, die Priesterin stützt den Sessel mit der flachen Hand und bringt ihn in die rechte Lage: auch die Sessel sind also Weihegaben oder heilige Geräte, die in der Prozession mitgehen sollen. Dann soll also die Peplos als Hauptsache in die Pompe eingereiht werden: Der Archon Basileus übergibt ihn in Gegenwart der Poliaspriesterin den Knaben zum Hinaustragen aus der Peploswerkstatt. Vor ihr treffen sich also die beiden Teilzüge, die als solche von Thukydides VI 57 und I 20, 2 schon für die Ermordung des Hipparch bezeugt sind. Der gegebene Platz für ihre Vereinigung ist die Agora. Aus einem Gedicht des Apoll. Sidonius sucht v. Premerstein nun zu erweisen, daß das textrinum Minervae, ein als templum bezeichneter, dem Kult also mindestens nahestehender Bau, aller Wahrscheinlichkeit nach an der Agora gelegen und daß dies die alte Peploswerkstatt war, in der noch gegen Ende des Heidentums Prachtgewänder auch für andere Kulte gefertigt wurden. Daß nun die Götterversammlung keine Theoxenie sein kann, ist klar, auch beachtet kein Gott, nicht einmal Athena, den angeblichen Zweck der Einladung, die Übergabe ihres Peplos. Nun sind von Weißmann, Hermes 1906, 618f. und Arvanitopulos, Ath. Mitteil. 1906, 38f. in den zehn Männern rechts und links von der Götterversammlung die Phylenheroen erkannt worden; deren Statuen standen aber auf der Agora, wahrscheinlich in der Nähe des Zwölfgötteraltars der Peisistratos, der höchstwahrscheinlich das Relief einer Götterversammlung trug: an beides knüpft nach v. Premerstein der Künstler des Frieses an, um die örtliche Vorstellung der Agora hervorzurufen. So schließt sich in Premersteins überraschender Beweisführung alles gut zusammen, jedenfalls besser als

in dem verfehlten Deutungsversuch O. Walters, Ath. Mitteil. 1913, 145f. (s. dagegen auch v. Premerstein, Ath. Mitt. 1913, 209—223). Gegen die Deutung der zehn Männer als Phylenheroen wendet sich Studniczka, Neue Jahrb., 1913, 251; er sieht in den Mädchen 16, 17, 50, 51, 53, 54 die Trägerinnen des Peplos, die ihn den steilen Burgberg hinauftragen.

Die Akroterien des Parthenon, mächtige, aus Akanthusblattkelchen herauswachsende freigearbeitete Rankenspiralen, behandelt und ergänzt Praschniker, Jahreshefte des Österr. Arch. Institus 1910, S. 40, Abb. 2—26a in einem für die Entwicklung der Palmettenakrotere überhaupt wichtigen Aufsatz.

Fr. Noack bringt in seinen Amazonenstudien, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 131—179 mit Tafel 6—8, 2 Beilagen und 9 Abbildungen die erste gute Widergabe des ephesischen Amazonenreliefs und die überhaupt ersten Abbildungen der zum gleichen Typus gehörenden Amazonen Sciarra in Kopenhagen. Das noch aus dem vierten Jahrhundert stammende Relief beweist, daß die Linke untätig und schlaff über dem stützenden Pfeiler hing und daß die auch aus anatomischen Gründen unmögliche Brustwunde nicht zum Original gehört hat. Mithin gehen alle erhaltenen Statuen dieses Typus mit der Wunde auf eine Urkopie zurück, die diese zum erstenmal als unverständigen, aus den andern Typen übernommenen Zusatz brachte.

Eine sorgfältige Analyse der Gewandung zeigt nun, daß hierin die Amazone Mattei im Vatikan der Wirklichkeit am nächsten steht; das Hinaufziehen des Gewandes über den linken Oberschenkel wird aber nur verständlich, wenn sich die Wunde dort befand, wo sie auch der aus dieser Amazone durch einen übergezogenen römischen Panzer umgebildete verwundete Äneas des Wandbildes Helbig 1385 zeigt. Dem auch sonst weiter verbreiteten Motiv liegt eine stark von polygnotischer Kunst beeinflußte Gruppe einer auf die Schulter der Gefährtin gestützten Amazone zugrunde. Der Meister der Einzelstatue schafft in ihr ein großes, in sich abgeschlossenes Werk tiefen Gehaltes, Noack sieht ihn in *Kresilas*. Die Berliner Amazone mit ihrer stark berechneten Rückwärtsbiegung des Rumpfes und der die Körperformen absichtlich betonenden Gewandung möchte er auf *Strongylions* Amazone, quam ab excellentia crurum eucnemon appellunt (Plin. 34, 82) zurückführen. Für *Polyklet* bleibt dann die kapitolinische Amazone mit ihrer nach Ursache und Wirkung von der Berliner Statue grundverschiedenen Drapierung, die in ganz bestimmter künstlerischer Absicht in sich abgeschlossene, auf je eine Seite begrenzte Ansichtsflächen schafft, die plastische Vierseitigkeit der signa quadrata Polyklets. Die Amazone des *Phidias* ist noch nicht widergefunden.

Br. Sauer hat in seinem Aufsatz 'Der Verwundete von Bavai', Neue Jahrb. 1915, 237—248, 1 Tafel überwiegend nachgewiesen, daß diese rasch berühmt gewordene Bronzestatuette in St. Germain-en-Laye eine äußerst geschickte, an die Motive der kapitolinischen Amazone

sich anlehnende moderne Fälschung ist; der allmählich etwas berüchtigte vulneratus deficiens des *Kresilas* bleibt also immer noch zu suchen.

A. v. Salis, Die Göttermutter des Agorakritos, Jahrb. d. Arch. Instituts 1913, 1—26, 10 Abb. sucht die Bedeutung der Kybelestatue des Agorakritos für die Entwicklung der griechischen Plastik wie der Götterideale nachzuweisen. Das Werk war das erste monumentale Kultbild der phrygischen Göttermutter auf europäischem Boden, trotz des Einklangs mit dem kleinasiatischen Kult rein attisch empfunden, auch im feierlichen Thronen im Naiskos, der die Bergbehausung widergibt. Es ist für die ganze Folgezeit typologisch maßgebend, wenn auch mit allmählicher Abänderung des Motivs, indem die Linke das große Tympanon nicht mehr hoch trägt, sondern sich darauf stützt; in langem zähen Nachleben entwickelt sich der Typus in der stadtrömischen Kunst weiter. Zu den spätrömischen Umbildungen gehört die von Hekler bei Brunn-Bruckmann 636/637 veröffentlichte Statue der Villa Dora Pamfili, das Original des Agorakritos ist aus attischen Weihreliefen, der Athener Statue (M. Bieber, Die Kultstatue einer thronenden Göttin, Ath. Mitteil. 1912, 159 – 173, Tafel 11—12) und der Berliner Kybele aus Pergamon (Winter, Altertümer von Pergamon VII 12, 45), die in ihrer grandiosen Massigkeit die Steigerung der phidiasischen Kunstsprache und ihre konsequente Umsetzung in Geist und Form des pergamener Barocks deutlich zeigt, am klarsten zu erkennen; stilistisch gehört der Erechtheionsfries aufs engste in den Kreis des Agorakritos.

Die Veröffentlichung einer Reihe in Thespiä gefundener Reliefe aus dortigem Marmor gibt G. Rodenwaldt, Thespische Reliefs, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1913, 309—339, 12 Abb., Tafel 24—30, Gelegenheit, eine um die Mitte des fünften Jahrhunderts von Attika unabhängige, jonisch beeinflußte Provinzialkunst von feinsinniger Empfindung und zarter Flächenbehandlung bekannt zu geben, die später, Ende des fünften Jahrhunderts, eine Zeitlang attische Vorlagen kopiert, dann aber, bis etwa 320 nachweisbar, sich trotz der Anlehnung an attische Vorbilder eine unverkennbare Selbständigkeit schafft und wahrt.

Die Künstler des Mausoleums

P. Wolters u. J. Sieveking, Der Amazonenfries des Mausoleums. Jahrb. d. Arch. Inst. 1909, 171—191 mit 2 Beilagen; Ant. Denkm. II 16—18.

Karl Anton Neugebauer, Studien über Skopas. Mit 23 Abbildungen auf 8 Tafeln. 8. 104 S. Leipzig, E. A. Seemann, 1913. 4 ℳ.

Wolters und Sieveking kommen bei der Zuteilung der Platten des Amazonenfrieses an die vier von Plin. XXXVI 30 genannten Künstler Skopas, Bryaxis, Timotheos und Leochares zu wesentlich andern Ergebnissen als s. Z. Brunn. Maßgebend für sie ist dabei die Beobachtung der verschiedenen *Pferdetypen* (hierbei sei auch auf den Aufsatz von L. v. Schlözer, Die Rosse von S. Marco, Röm. Mitteil. 1913, 119 bis 182, 18 Abb., 1 Tafel aufmerksam gemacht, der, vom Viergespann von S. Marco ausgehend die *Pferderassen* des Altertums, besonders den

schweren Schlag, behandelt und eingehend nach Gangart, Ohrenspiel, Geschirr usw. bespricht). Die charakteristischen Pferde von der Basis des Bryaxis in Athen mit ihrem kurzen Kopf, dem fast dreieckigen Hals und dem langhaarigen Schweif gestatten nun, diesem die Platten 1009 und 1019 mit ziemlicher Sicherheit zuzuweisen; die Genueser Platte 1022 wird von ihnen zwar dem Mausoleum abgesprochen, doch gleichfalls *Bryaxis* zugeschrieben. Die Platten 1006—1008, 1010—1012, 1016 und 1017 werden durch die kurzen dicken galoppierenden Pferde einheitlich zusammengefaßt und durch Vergleichung mit den Tempelskulpturen von Epidaurus für *Timotheos* gesichert. Eine unruhige, lebhafte Komposition mit ungestümen raschen Bewegungen kennzeichnet die für *Leochares* in Anspruch genommenen Platten 1018, 1020, 1021. Als Anteil des *Skopas* bleiben dann die frisch erfundenen, lebensvoll komponierten Platten 1013—1015 und 1025.

Dagegen zeigt nun Neugebauers durch vortreffliche Sonderaufnahmen unterstützte Stilanalyse der selben Platten, daß die Bildung der gerade hier gut erhaltenen Köpfe und die Behandlung des Nackten von den für skopasischen Stil maßgebenden Skulpturen von Tegea durchaus abweichen. Die Köpfe der Genueser Platte sind dagegen mit ihrer charakteristischen Behandlung der Weichteile und des Nackten durchaus skopasisch, der Stil der Gewänder entspricht dem der Dresdner Mänade. Neugebauer gibt im Zusammenhang dieser Untersuchungen eine Geschichte des Mausoleums seit dem Altertum und eine recht lehrreiche kritische Beurteilung der Fundberichte Newtons.

Für die *Giebelgruppen des Skopas* am Athenatempel von Tegea erweist Neugebauer aus kompositionellen Gründen die Beschreibung des Pausanias als unvollständig; die sog. Atalanta scheidet er aus, weil sie sicher aus parischem Marmor gearbeitet und eine Figur in Vorderansicht in der Giebelkomposition nicht unterzubringen ist; wegen ihrer engen Verwandtschaft mit der Nike des Paionios und der von Epidaurus wird sie als ungeflügelte Nike, vielleicht als Akroterfigur anzusehen sein. Durch sorgfältige Beobachtung der Scheitelabarbeitungen an den erhaltenen Köpfen gelingt es Neugebauer, deren Ort im Giebel und dadurch die Körperstellung der zugehörigen Figuren zu erweisen. Sehr wichtig sind die in diesem Zusammenhang angestellten Untersuchungen der für *Stückungen* üblichen Technik, Dübelung, unverdübelte Ankittung auf glatter oder gespitzter Ansatzfläche, Scheitelabmeißelung und Scheitelüberschneidung an Giebeln und der oberen Abschlußleiste von Reliefen. (Fragen verwandter Art behandeln auch E. Schmidt bei Br. Br. 660: Überschneiden der oberen Randleiste durch Köpfe und ornamentales Beiwerk, malerische Ergänzung der Reliefe; H. Bulle bei Br. 649: Überschneiden des Rumpfes durch die Arme in der Plastik vom fünften Jahrhundert an; Sieveking bei Br. Br. 605: Stuckansätze, namentlich von Haar und Bart, an Marmorköpfen.)

In einer bei Brunn-Bruckmann 649 veröffentlichten Giebelfigur in Kopenhagen, einem unzweifelhaften Original aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, glaubt H. Bulle eine Gestalt, wenn nicht aus der Werkstatt, so doch sicher aus dem Kreise des Skopas — er denkt zweifelnd

an eine Figur aus dem tegeatischen Giebel — zu erkennen: Der Torso eines ins rechte Knie gestürzten, stark nach hinten geneigten Jünglings, der mit dem linken Arm ein Gewandstück vorhält und die Rechte abwehrend nach links vorstreckt, also ein Unbewaffneter, der mit leeren Händen sich gegen einen drohenden Angriff wehrt. Die mit wildem Ruck nach hinten geschleuderte Gestalt ist die außerordentlich wirksame Schöpfung eines ersten Meisters. Die nächsten Parallelen für Bewegungs- und Gewandmotiv findet Bulle in den von Wolters und Sieveking dem Skopas zugewiesenen Platten des Mausoleums und in dem von Arndt bei Brunn-Bruckmann 616/17 veröffentlichten und nach Furtwänglers Vorgang auf den *Pothos* des Skopas bezogenen Jüngling in Florenz. Da nun aber der skopasische Charakter dieses Werkes sich besonders auf die stilistische Verwandtschaft mit der sog. Atalante von Tegea gründet, Neugebauer aber diese wie die betreffenden Mausoleumsplatten mit beachtlichen Gründen Skopas abspricht, bedarf die ganze Frage erneuter Untersuchung. Die große kunstgeschichtliche Bedeutung der Kopenhagener Statue wird dadurch nicht beeinflußt. Höchst lehrreich und für die je nach der Aufstellung ganz verschiedene Wirkung der Giebelstatuen prinzipiell bedeutsam ist die Zusammenstellung der mit verschieden hohem Augenpunkt gemachten Aufnahmen.

Eine ähnlich überraschende Wirkung hat Br. Sauer, Der Knabe von Subiaco, Festschrift für H. Blümner, 143—156, 1 Tafel, mit der hohen Aufstellung dieser vielbesprochenen Statue erzielt. Er stellt sie nach rechts gewandt in die linke Ecke eines Giebels. Erst dadurch erklärt sich die auffallende Schräge der Komposition und Kühnheit der Körperdrehung. Der Gesamtumriß, die Haltung von Armen und Beinen, der dem Beschauer zugewandte, nun nicht mehr vom hocherhobenen rechten Arm verdeckte Kopf kommen erst bei der Betrachtung mit sehr tiefem Augenpunkt wirkungsvoll zur Geltung. Die Deutung der Figur ist noch ebenso unbekannt wie die Giebelgruppe, der das Original dieser neronischen Kopie angehört hat.

Von den Künstlern des Mausoleums ist neben Skopas durch eine Reihe glücklicher Funde hauptsächlich Timotheos in den Vordergrund getreten. Nach Arndts wohlbegründeter Annahme sind in der *Leda* in Villa Albani Brunn-Bruckmann 648 und einem langgewandeten weiblichen Torso in Kopenhagen, den Lippold bei Brunn-Bruckmann 664/65 veröffentlicht, Originalstatuen des Künstlers erhalten — die Zuweisung der Leda ist sicher, seit der in Haltung und Gesichtsausdruck mit ihr übereinstimmende Kopf der einen Akroterfigur von Epidaurus (über des Timotheos Anteil an den Tempelskulpturen von Epidaurus s. Wolters-Sieveking, Jahrb. d. Arch. Inst. 1909, 186 f) gefunden worden ist — in der Bostoner Leda aber (Br. Br. 678 Caskey) und der Bostoner Amazone (Br. Br. 674 Caskey) mindestens Werke aus seiner Werkstatt. Timotheos ist nach Arndts und Lippolds sich ergänzender Charakteristik kein auf neuen Bahnen kühn vorwärtsstrebender Meister, jedoch eine eigenartige, nicht attische Künstlerpersönlichkeit, deren besonderes Interesse der weiblichen Jugendschönheit, nicht ohne bewußt sinnliche, wenn auch zurückhaltende Wirkung, zu gelten scheint. Caskey findet die Bostoner Ama-

zone etwas zu groß für den Asklepiosgiebel und möchte sie mit, wie mir scheint, unzureichenden Gründen Timotheos absprechen, ebenso wie die Bostoner Leda. In dieser fast als Hochrelief gedachten, nur für die Ansicht von rechts berechneten Originalstatue um 400 sieht er ein Votiv aus dem Tempel von Rhamnus; die Statue wäre dann nicht Leda, sondern Nemesis.

Auf des Bryaxis Serapis geht mittelbar der Zeus von Otrikoli und die Zeusmaske in Villa Albani zurück, die Sieveking bei Brunn-Bruckmann 605 veröffentlicht hat. Eigentümlicherweise fehlt allen Widerholungen der nach dem Zustand der Anschlußflächen nie in Marmor angestückte Hinterkopf, nur ein schmaler Kranz von Marmorhaaren umrahmt das Gesicht, der Bart ist meist angestückt. Dies weist auf ein berühmtes Original zurück, bei dem in alexandrinischer Technik bedeutende Teile des Kopfes aus Stuck und der Körper aus vergänglichem Material ausgeführt waren. (Einen weiblichen Porträtkopf gleicher Art aus Alexandrien veröffentlicht P. Herrmann in den Mitteil. aus d. Sächs. Kunstsammlungen 1913, 1—7, Tafel 1.) Unmittelbar zugrunde liegt wohl, wie Sieveking wahrscheinlich macht, die Goldelfenbeinstatue des Jupiter Capitolinus von Apollonius.

J. Six, Euphranor, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1909, 7—17, 12 Abb. sucht Euphranors Doppelstellung als Maler und Bildhauer durch ausführliche Analyse der literarischen Zeugnisse zu erläutern und sein Verhältnis zu Parrhasios und Zeuxis festzustellen. Auf Grund dieser stark subjektiv gefärbten stilkritischen Untersuchugen schreibt er ihm u. a. den sog. Eubuleus des Praxiteles, den lysippischen Poseidon mit aufgestütztem Fuß im Lateran (Br. Br. 243) und den Alexander Rondanini in München (Br. Br. 105) zu und findet nach Helbigs Vorgang Euphranors Paris in dem Sitzbild des Vatikan (Amelung, Vat. Mus. II 255 Tafel 47).

Marg. Bieber, Der Paris des Euphranor und Jünglingsköpfe aus dem IV. Jahrh. v. Chr., Jahrb. d. Archäol. Instituts 1910, 159—173, 5 Abb., Tafeln 5—7 stützt dagegen in ausführlicher Untersuchung die von Löschcke und Stais vertretene Ansicht, der von ihr mit dem Apfel in der Rechten und dem Bogen in der Linken ergänzte *Jüngling von Antikythera* sei der Paris des Euphranor. Ihr stilkritisches Urteil weicht von den Ergebnissen ihres Vorgängers stark ab.

Den betenden Knaben in Berlin glaubt H. Lucas, Der betende Knabe des Boidas, Neue Jahrb. 1912, 112—133, 9 Abb. mit der im Tempel des Zeus Urios am Bosporus erwähnten Bronzestatue des Boedas gleichsetzen zu können, die 1204 nach der Einnahme von Byzanz als Beutestück nach Venedig gelangt wäre. Beiläufig sei auf eine wundervolle Jünglingsstatue einer Münchener Privatsammlung aufmerksam gemacht, die mit ihren weichen fließenden Formen zum Schönsten gehört, was uns die letzten Jahre an Originalwerken des vierten Jahrhunderts geschenkt haben (Brunn-Bruckmann 650).

Die rasch berühmt gewordene Gruppe der *Artemis und Iphigenie* in Kopenhagen, Originale des vierten Jahrhunderts, die eine dauernde Be-

reicherung unseres Antikenbesitzes bilden, liegt bisher nur im Leipziger Winckelmannsblatt von 1912 vor: Studniczka, Artemis und Iphigenie, Marmorgruppe der Np. Carlsberg Glyptothek.

Für das Verhältnis der *Laokoongruppe* zu älteren und neueren Darstellungen wie zu Vergil sei auf den inhaltsreichen Aufsatz von R. Förster, Die Laokoongruppe, Neue Jahrb. 1914, 686—697, 2 Tafeln hingewiesen, der auch mit guten Gründen wahrscheinlich macht, daß sie Titus im Jahre 69 in Rhodos 'geschenkt' erhalten hat. Über ihren angeblichen Standort im Goldnen Haus handelt ausführlich Weege, Jahrb. d. Arch. Inst. 1914, 231—241.

Ein überraschender Fund von deutschem Boden, ein Terrakottafragment aus Heddernheim, das K. Wölcke, Dornausziehermädchen, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1914, 17—25, 10 Abb. veröffentlicht, lehrt, daß die bekannte Figur des Dornausziehers in hellenistischer Zeit auch weiblich umgebildet wurde und so in einer ganzen Reihe von Terrakotten erhalten ist.

W. Schick hat in dem Aufsatz Zwei römische Kolossalstatuen und die hellenistische Kunst Syriens, Neue Jahrb. 1914, 18—56, 2 Tafeln den gelungenen Versuch gemacht, das Wesen der *syrisch-hellenistischen Kunst* zu erläutern. Er geht dabei von der Bronzestatue des in heroischer Nacktheit mit hocherhobener Rechten auf den Speer gestützten Diadochenfürsten — Demetrios I. von Syrien — im Thermenmuseum (Br. Br. 246) und der aus Byblos stammenden Bronzestatuette des unbärtigen Herakles unter dem Hesperidenbaum im Brit. Mus. aus, die im Standmotiv dem Seleukiden entspricht und aufs engste mit dem vergoldeten Herakleskoloß im Konservatorenpalast (Helbig, Führer[3] 1005) zusammengeht. Tyrische Münzen mit dem gleichen Herakleskopf weisen als Original auf eine Kultstatue in Tyros, eine Neuschöpfung für einen neugegründeten Tempel, wahrscheinlich des *Κοινὸν Φοινίκης*, zumal der selbe unbärtige Herakleskopf sonst nur auf numidischen Münzen von Micipsa und Jugurtha erscheint. Als bezeichnend für diese Seleukidenkunst ergibt sich eine barocke Weiterentwicklung lysippischer Motive unter geschickter Verwertung skopasisch-pathetischer Gesichtsformen auf einem von pergamenischer Kunst durchaus abweichenden Wege (auf die Altertümer von Pergamon VII. Die Skulpturen mit Ausnahme der Altarreliefs von Franz Winter. IV und 392 S. mit 45 Beiblättern, 533 Textabbildungen und mit einem Atlas von 42 Tafeln. Berlin, G. Reimer, 1908. 240 ℳ und A. von Salis, Der Altar von Pergamon. Ein Beitrag zur Erklärung des hellenistischen Barockstiles in Kleinasien. 8. 117 S. 34 Abb. Berlin, G. Reimer, 1912. 8 ℳ kann hier noch nicht näher eingegangen werden), die in gesteigerter, etwas protzig aufdringlicher Formensprache immer mehr zu einer übertreibenden Betonung der athletischen Muskulatur führt. Lassen auch die älteren sicher für Syrien gearbeiteten Götterstatuen, wie des *Eutrychides Stadtgöttin von Antiochia* (eine vorzügliche Widerholung in Budapest, die in Sitzmotiv und Gewandbehandlung das Original wesentlich treuer widergibt als die bekannte vatikanische Statue, veröffentlicht Heckler

bei Brunn-Bruckmann 610) davon noch nicht viel erkennen, so zeigt doch schon der wohl in der Ringergruppe in Konstantinopel (Jahrb. d. Arch. Inst. 1898 Tafel 11) erhaltene Hermes Palaistretis von Antiochia und in immer stärkerem Maße die Porträts, wie die altorientalische Unterströmung des Geschmackes ohne eigene Produktivität mehr und mehr in der Brutalität des Ausdrucks, in stereotyp athletischen Formen zum Durchbruch kommt, bis sie in der letzten Kaiserzeit unbedingt siegt und die nachkonstantinische und frühbyzantinische Porträtkunst völlig beherrscht.

Die Fragen, die sich an das *hellenistische Reliefbild* knüpfen, sind in den letzten Jahren kräftig gefördert und ihrer endgültigen Lösung entgegengeführt worden, die, wie zu erwarten stand, die Mitte hält zwischen Th. Schreibers alexandrinischem Hellenismus und dem Nur-römisch anderer. Der Anteil des Hellenismus überwiegt.

Sieveking behandelt gelegentlich der Neuveröffentlichung der wichtigsten Reliefbilder bei Brunn-Bruckmann 621—630 eingehend die Frage der nach Schreibers Darlegungen den Ausgangspunkt der ganzen hellenistischen Reliefbildnerei bildenden *Metallreliefe*. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das am Grund aufsitzende Relief mit ziemlich gleichmäßiger Erhebung, nicht das mit starken Unterschneidungen vom gravierten Grund gelöste, die natürliche Form des Metallstils ist. In letzteren, deren bekannteste Vertreter der Münchener Bauer, das Menander- und das Dresdener Schauspielerrelief (Br. Br. 626, 628b, Mitteil. aus d. Sächs. Kunstsammlungen 1911, 6—15, Tafel 3 Treu) und der Polyphem in Villa Albani (Br. Br. 627) sind, sieht er einen *Gipsmodellstil* ausgeprägt, dessen starke Übertreibungen allmählich auf ein natürliches Maß zurückgeführt werden. So ergibt sich für ihn die Gliederung 1) hellenistische Reliefs wohl kleinasiatischen Ursprungs von etwa 200 an, mit gleichmäßig niedriger Relieferhebung und dichtbelaubten flachen Bäumen, zu denen u. a. die Kitharoden- und Ikariosreliefe sowie das Dolonrelief (Br. Br. 627) und der Bauer mit der Kuh im Vatikan gehören, 2) hellenistisch-römische Reliefe des ersten Jahrhunderts im Gipsmodellstil, vielleicht kampanischen Ursprungs, mit starken Unterschneidungen, durchbrochener Arbeit und knorrigen, zerzausten Bäumen fast ohne Blätter, idyllische Stimmungsbilder wie die Wiener Brunnenreliefe, der Münchener Bauer u. a., 3) römische Reliefe klaudischer Zeit, meist mythologische Stimmungsbilder wie die Spadareliefe (Br. Br. 622—625) mit Figuren vor einem beliebig gewählten indifferenten Hintergrund.

Untersuchungen über den landschaftlichen Hintergrund und die Architektur der Reliefbilder wie der gleichzeitigen Wandmalerei, die Rostowzews inhaltreicher Aufsatz Die hellenistisch-römische Architekturlandschaft, Röm. Mitt. 1911, 100f. (s. u.) bringt, bestätigen die stilistische Scheidung mit dem Ergebnis, daß die dargestellte Landschaft wahrscheinlich kleinasiatisch, entschieden weder ägyptisch noch italisch und daß das malerische Relief schon im dritten Jahrhundert vorhanden ist. Den Hintergrund bildet entweder eine freie sakrale Landschaft oder die Peribolosmauer eines großen Gebäudes; hellenistische Grab- und

Weihereliefs mit den selben beiden Hauptgruppen des landschaftlich architektonischen Hintergrundes beweisen mit den gemalten Grabstelen von Pagasä, daß Landschaftliches, Innenräume und Außenprospekte als Hintergrund, schon der Großkunst des fünften Jahrhunderts nicht fremd gewesen sind. Aber um 100 v. Chr. verbreitet sich die sakrale Landschaft vom syrisch-kleinasiatischen Gebiet sehr rasch überall hin und nimmt einen neuen Aufschwung in Ialien; dies gilt auch für die Reliefbilder. Im *historischen römischen Relief* wird der architektonische Hintergrund immer individueller, zum ganz bestimmten Gebäude.

Daß die Wurzeln des hellenistischen, landschaftlichen Reliefbildes in Kleinasien liegen, führt auch Marg. Heinemann, Landschaftliche Elemente in der griechischen Kunst bis Polygnot (s. u.) S. 23f. aus; Fr. Hauser, Ein neues Fragment des Mediceischen Kraters, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts XVI (1913), 33—57, Abb. 18—23 macht überraschenderweise als Werkstatt der *neuattischen Reliefs* mindestens noch im ersten Jahrhundert v. Chr. Athen selbst wahrscheinlich.

Für die synkretistischen Göttergestalten, die das eigenartige Kultbedürfnis der hellenistisch-alexandrinischen Mischbevölkerung als Ausgleichsprodukte griechischen und ägyptischen Glaubens forderte und schuf, bezeichnende symbolüberladene Statuetten des Aphrodite-Isis-Nechbet stellt A. Hekler, Alexandrinische Aphroditestatuetten, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts XIV (1911), 112—120, Abb. 111—119 zusammen, über Bildnisse des Hermes Thot spricht Schick, Neue Jahrb. 1914, 43f.; wie ein römischer Künstler archaisch-griechisches mit ägyptischem vereint, zeigt Arndt bei der Neuveröffentlichung der um 100 v. Chr. wahrscheinlich in der gleichen Werkstatt wie die archaistische Artemis aus Pompeji entstandenen Isis bei Brunn-Bruckmann 656.

(Fortsetzung im nächsten Jahrgang.)

Plauen i. Vogtl. Georg Weicker.

mäler in einer neuen, dem inzwischen eingetretenen Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis einigermaßen angepaßten Bearbeitung herausgab, hatten sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Und heutigentages läßt sich das fast vergriffene Buch nicht mehr repristinieren. Denn wollte man ihm die ganze seit 1892 *angewachsene Litteratur in ähnlicher Weise, wie das bei der dritten Auflage geschah, einverleiben und mit ihr sich auseinandersetzen, so schwölle nicht nur sein Umfang und sein Preis maßlos an, sondern auch seine frühere Geschlossenheit und Eigenart ginge rettungslos verloren. Gestaltete man es hingegen radikal um, so bliebe, von den stark zu modifizierenden Texten abgesehen, kaum ein Bruchteil seines ehemaligen Inhalts übrig: ein völlig fremdes Werk wäre das Ergebnis. Man hätte sich indessen zu fragen, ob es überhaupt ratsam sei, den bisherigen Rahmen der Denkmäler beizubehalten: denn er umfaßt teils zu wenig, teils zu viel. Nirgends ist Vollständigkeit auch nur angestrebt; die mittellateinischen Lieder, Rätsel und Sprichwörter sind internationaler Natur und können, mindestens formal, einseitig vom Standpunkt der deutschen Philologie nicht vollgewürdigt werden; sogar zwischen der Litteratur der ahd. und der frühmhd. Zeit gähnt eine tiefe Kluft, denn mitten hinein fällt die kluniazensische Reform. Meines Erachtens müssen vielmehr die Denkmäler durch drei voneinander unabhängige Bücher ersetzt werden: erstens eine Sammlung der ahd. Reste, zweitens einen Band mit den kürzeren deutschen Gedichten des elften und zwölften Jahrhunderts, auch wenn sie nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, vielleicht unter Ausschluß der schon von CvKraus trefflich bearbeiteten, und drittens ein Korpus der mittellateinischen Poesie bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts, das an die Poetae aevi Carolini der MG. sich anschlösse. Den ersten Teil dieses Programms selbst in Angriff zu nehmen, lag mir um so mehr an, als das künftige Wörterbuch der ahd. Sprache dringend eines zuverlässigen Totalabdrucks der kleinen Sprachdenkmäler bedarf, nach dem bequem zitiert werden kann und der zu wohlfeilem Preise käuflich ist. Es sollte mich freuen, wenn auch die beiden andern schwierigeren und weiter ausschauenden Aufgaben binnen absehbarer Frist ihre Lösung fänden.*

Leider ist die von mir beabsichtigte, durch den bestimmten Artikel im Titel angedeutete Vollständigkeit nicht ganz erreicht; die sogenannten Altdeutschen Gespräche fehlen. Ich habe mir vorzuwerfen, daß ich mich mit ihnen in früheren Jahren niemals eindringlich genug beschäftigte. Als ich das endlich tat, sah ich ein, daß nur Autopsie des Parisinus 7641 *oder wenigstens der Besitz von Photographien aller seiner in Betracht kommenden Blätter Klarheit über die Reihenfolge der Gesprächteile sowohl als über ihr Verhältnis zu den Tatianfragmenten verbreiten könne. Aber der Ausbruch des Krieges vereitelte jeden Verkehr mit Paris.*

So muß ich einstweilen auf Martins Aufsatz Zs. 39, 9 *verweisen; hoffentlich bin ich nach Friedensschluß in der Lage, die Gespräche dem geplanten Ergänzungsband der Glossen beizufügen. Ich beschränke mich streng auf ahd. Stücke. Deshalb entfielen von den Nummern in Müllenhoff-Scherers Sammlung sämtliche mittellateinischen* (VII. XII. XIX—XXV. XXVII, 2), *sämtliche frühmhd.* (XXX[b]—L. XCIX. C) *und die sächsischen* V. LXIX—LXXI, *ferner* XXVI. XXVII, 1, 1—11. LXXIX *und* LIX. LX, *welche man in den Schriften Notkers und den Fragmentis theotiscis gedruckt findet. Nr.* XXVIII. XXIX *gehören in ein Verzeichnis deutscher Bestandteile lateinischer Werke, Nr.* VIII *endlich entbehrt urkundlicher Beglaubigung. Auch die Murbacher Hymnen und die Niederfränkischen Psalmen schloß ich aus, da von ihnen Sonderausgaben vorhanden sind. Hingegen durften wegen ihrer engen Verwandtschaft mit hd. Typen die sächsischen Segen* IV, 4. 5 A, *das Taufgelöbnis* LI, *die Beichte* LXXII, *der nd. Glauben* XCVIII *und die Trierer Sprüche nicht übergangen werden. Aus dem gleichen Grunde nahm ich auch alle Glauben und Beichten der Denkmäler auf, selbst wenn ihre Lautgestalt bereits mhd. ist. Da das Buch zunächst sprachliche Zwecke verfolgt, war exakte Wiedergabe der Überlieferung geboten: die meisten Stücke verglich ich von neuem, oft mehrmals (wann ich die Kollation vornahm, ist regelmäßig vermerkt), oder benutzte von ihnen Photographien; kleine Berichtigungen sprangen dabei wiederholt heraus. Beide Hss. der Exhortatio, des Altbayrischen Paternosters und des Altbayrischen Gebets gab ich in Paralleldrucken. Varianten eines jüngeren Manuskripts, die, wenn im Apparat versteckt, Gefahr laufen, übersehen zu werden, sind gar oft lehrreicher als der echte Wortlaut, weil sie von dem inzwischen eingetretenen sprachlichen Verwitterungsprozeß Zeugnis ablegen. Kritische Texte lassen sich aber nur dann herstellen, wenn über den Mundarten eine Schriftsprache besteht; sie fehlt der ahd. Zeit, und deshalb schafft dort jeder Versuch, den Archetypus der uns erhaltenen Niederschriften zu rekonstruieren, ein Wahngebilde, das niemals existiert hat. Man wird auch wahrnehmen, daß ich größere Zurückhaltung Konjekturen gegenüber beobachtete. Sie sind gewiß ebenso nötig als berechtigt, da Schreibfehler, Gedankenlosigkeit und Änderungssucht der Integrität alles Schrifttums unausgesetzt entgegenwirken. Vielfach beruhen sie jedoch auf mangelhafter Induktion oder auf ungenügender Abstraktion, sobald man nämlich mit modernen Vorstellungen an Werke der Vergangenheit herantritt: fortschreitende Forschung pflegt daher die Zahl der Konjekturen einzudämmen. Um das äußere Bild der Überlieferung (von der ich einzig darin abwich, daß ich bei sämtlichen Eigennamen Majuskel durchführte) treuer zu wahren, unterschied ich* i *und* u *nicht von* j *und* v *und verband die proklitische Negation* ni, ne *mit dem ihr folgenden Wort. Auch sah*

ich von Längenbezeichnung selbst der Stammsilben ab (über die Quantität der Flexionssilben sind wir bekanntlich nur mangelhaft unterrichtet), zumal sie die genaue Wiedergabe der handschriftlichen Akzente behindert. In grammatischen Elementarbüchern ist sie sicherlich angebracht, sonst aber doch nur ein Überlebsel aus den Zeiten, als man den ausbündigen Germanisten daran erkannte, daß er die 'Dacherln' richtig zu setzen wußte.

Die Texte folgen einander tunlichst in chronologischer Ordnung, ohne daß zwischen poetischen und prosaischen geschieden wäre: die Klangform spielt eine geringere Rolle vom sprachlichen Standpunkt aus betrachtet als vom litterarhistorischen. Doch die Beichten und die Segen ließen sich zeitlich nicht einreihen, weil sie nur einzelne, zufällig uns bekannt gewordene, vielfach abgeleitete Glieder einer jahrhundertelang fortwirkenden Tradition darstellen; ihre gegenseitige Folge bestimmten alsdann Verwandtschaft oder stofflicher Zusammenhang. Innerhalb dieser beiden Gruppen und eines Restes kleiner Reimereien und verschiedenartiger Federproben nahm ich deshalb davon Abstand, jedes Stück mit einer neuen Seite zu beginnen. Die fünf Interlinearversionen freilich hätten chronologisch fixiert werden können; um ihrer gemeinsamen Eigenschaften willen und weil sie, sklavisch von ihren Vorlagen abhängig, eher als Glossen denn als Litteraturerzeugnisse zu gelten haben, empfahl es sich indessen, sie beisammen zu lassen und sie gleich den Beichten, Segen und kleinen Resten von den Einzeldenkmälern abzutrennen. In ihrem lateinischen Text sowohl als in ihrem deutschen wurden der leichteren Orientierung halber alle Zeilenschlüsse notiert; zwischenzeiliger Druck wäre schwierig und unschön gewesen und hätte der Übersichtlichkeit beider Teile geschadet.

Leider mußten, da sie sich eingelebt haben, die wenig begründeten Benennungen von Denkmälern nach den Orten, aus welchen ihre Hss. stammen, oder gar nach solchen, an denen diese Hss. sich jetzt gerade befinden (z. B. Wiener Hundesegen), im allgemeinen beibehalten werden; nur vereinzelt (so beim Freisinger Paternoster, Augsburger und SEmmeramer Gebet, Münchner Glauben) entschloß ich mich zur Umtaufe, damit der alte Name nicht länger irreführe, setzte diesen aber in eckigen Klammern bei. Genauere Beschreibung der Hss., welche bis auf die jetzt Berliner des Süddeutschen [Münchner] Glaubens sämtlich Membranen sind, ließ ich mir besonders angelegen sein, damit sich der Leser ihre Zusammensetzung leicht rekonstruieren könne. Meine Formatangaben schwanken, weil ich erst in neuerer Zeit prinzipiell anfing, die Maße jedes Kodex nach Zentimetern zu bestimmen. Ich verzeichnete möglichst vollständig, wer ein Denkmal zuerst aufgefunden und wer es später behandelt hat, ohne Rücksicht darauf, ob ich mit seinen Ergebnissen einverstanden war

oder nicht; doch sei bemerkt, daß ich Aufsätze, die bloß mit einzelnen Stellen eines Denkmals sich beschäftigen, im Variantenapparat nannte, nicht in der chronologisch angeordneten Litteraturübersicht. Diese registriert mehrmals veröffentlichte Werke stets unter dem Erscheinungsjahr der ersten Auflage, sofern nicht eine der späteren allein in Frage kommt, und bezieht mitunter Rezensionen von dauerndem Wert ein. Von Lesebüchern sind die beiden wissenschaftlich wichtigen Wackernagels und Braunes durchweg zitiert, ebenso von litterarhistorischen Darstellungen fast ausnahmslos Kögels überall anregende; dagegen wurde sein Abriß in erster Ausgabe, weil überholt durch seine Litteraturgeschichte, kaum jemals, in zweiter nur dann angeführt, wenn er dem größeren Werk gegenüber Neues oder Eigentümliches bot. Des gleichartigen Kelleschen Buches brauchte nur in den seltenen Fällen gedacht zu werden, in denen es unser Wissen tatsächlich gefördert hat. Unerwähnt blieben Übersetzungen: ich hätte mit den mir verfügbaren Hilfsmitteln irgendwelche Vollständigkeit niemals erzielen können. Nach Braunes Vorgang, aber anders eingerichtet, gab ich dem Hildebrandslied und dem Muspilli Listen der bisher empfohlenen Änderungen und Umstellungen bei; nicht weil ich ihnen erheblichen Wert beilegte, sondern um zu verhüten, daß Vorschläge, die vor vierzig oder mehr Jahren gemacht und dann verdienter Vergessenheit anheimgefallen waren, immer wieder in den Spalten unserer Zeitschriften auftauchen.

Im Anschluß an die Litteraturübersichten nahm ich, so knapp als möglich, Stellung zu den Arbeiten der Fachgenossen. Da mein Buch zwar die Mehrzahl der Texte, nicht aber den Kommentar der Denkmäler ersetzen will, so verwies ich entweder kurzerhand auf ihn, wenn ich nichts zu beanstanden fand, oder ich knüpfte meinen Widerspruch, der zumeist vorschneller Folgerung galt, an Schwächen seiner Argumentation an. Ich glaubte, durch solches Verfahren am ehesten einem Hauptwerk unserer Disziplin, aus dem Generationen gelernt haben, das mich durch mein ganzes Leben begleitete (denn mit der ersten Auflage machte gleich nach ihrem Erscheinen mein Vater dem Gymnasiasten ein Geburtstagsgeschenk) und dem ich unendlich viel verdanke, Bedeutung und Einfluß auch fernerhin zu sichern.

Erlangen, 17. *Dezember* 1915. *ST.*



INHALT.

BESCHWÖRUNGEN UND SEGEN

REIMEREIEN UND ANDERE KLEINIGKEITEN

Druck von C. Schulze & Co. G. m. b. H. in Gräfenhainichen.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



4. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXX. BAND
1/2. HEFT. JANUAR/FEBRUAR

BERLIN 1916
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES JANUAR/FEBRUARHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Inhalt

JAHRESBERICHTE

Horatius, von H. Röhl in Zehlendorf bei Berlin.

Inhalt

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



4. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXX. BAND
12. HEFT. DEZEMBER

BERLIN 1916
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES DEZEMBERHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

JAHRESBERICHTE

Inhalt

Mit einer Beilage von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

